NEUE

LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

DRITTER BAND.

July. August. September.

1810.

Leipzig
in der Expedition der Literatur-Zeitung
und
in der Königlich Sächsischen Zeitungs-Expedition.

NEUE

LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

79. Stück, den 2. July 1810.

ARZNEYWISSENSCHAFT.

System der Arzneymittellehre von Dr. *Karl Friedrich Burdach*, ausserordentlichem Prof. der Medicin, Armenarzte und Ehrenmitgliede der ökonomischen Societät zu Leipzig. Dritter Band. Leipzig, in der Dyck'schen Buchhandlung, 1809. 8. VI und 484 S.

Der um mehrere Zweige der Medicin verdiente Hr. Verf. beschliesst mit diesem dritten Bande sein System der Arzneymittellehre, wovon der erste Band im J. 1807, der zweyte im J. 1808 erschien (s. Leipz. Lit. Zeit. 1808. St. 145.) Er hat das Verdienst, bey Bearbeitung dieses Bandes, den Principien und Ideen ganz treu geblieben zu seyn, welche derselbe als allgemeine Arzneymittellehre der speciellen in diesem Werke vorausgehen liess, und demnach sein angenommenes System streng durchgeführt zu haben. Diess gilt ganz besonders in Hinsicht seiner Vorstellungsart über die Wirkungsweise der Arzneymittel, welche er im dritten Capitel der allgemeinen Arzneymittellehre (im ersten Bande) mittheilte, welche er aber als höchste und letzte Wirkungsweise derselben betrachtet, und die namentlich darauf hinausgeht, neben den ursprünglichen chemischen Wirkungen der Arzneymittel auf den thierischen Organismus (denn mit eben demselben Recht behauptet wohl der Verf., dass die mechanische Wirksamkeit derselben — in sofern sie nämlich als Massen wirkten — wenigstens in den bey weitem meisten Fällen ihrer Anwendung, und in den gebräuchlichen Formen und Gaben, *zu gering* sey, um jene oft so auffallenden Phänomene zu erzeugen, die wir nach ihrem Gebrauche wahrnehmen, mit welchen er sich überhaupt gegen jede *mechanische* Heilungskraft der Arzneykörper (im 1. Bande S. 25) erklärte, und diese Meynung durch mehrere am angeführten Orte aufgestellte Gründe hinlänglich beweist) eine *dynamische* als höchste und letzte anzunehmen, modificirt und bestimmt durch das chemische Verhältniss, durch den chemischen Charakter, durch die Mischung der Arzneykörper selbst, wovon der Hr. Verf. a. a. Orte unwiderlegbare Beweise gibt. Und dieser Vorstellungsart pflichtet Rec. um so überzeugter bey, da diese Grundideen zu einer wissenschaftlichen und systematischen Bearbeitung der Arzneymittellehre dem praktischen Arzte am Krankenbette nie trügend erscheinen, sich durch die Erfahrung vollkommen in ihrer Wahrheit erhalten. Sie geben daher nicht nur ein Regulativ ab zur Anwendung ganzer Classen von Mitteln (in sofern nämlich die Mittel nach ihrem chemischen Charakter, nach ihren Mischungsverhältnissen classificirt werden, wie dieses der Herr Verf. und mehrere neuere Lehrer der Mat. med., z. B. *Bertele* in Landshut u. *Wolf* in Manheim, thaten, und wodurch das Studium dieser Wissenschaft unstreitig sehr erleichtert, und über eine Menge von Mitteln und ihre Anwendungsart schnell eine allgemeine Uebersicht gegeben wird), sondern jene Principien sprechen sich auch als wahr und unbezweifelt aus, selbst in den verschiedenen Präparaten und Formen ein und desselben Arzneykörpers. Rec. beruft sich hier der Kürze halber nur auf zwey so häufig angewandte Mittel, die Rhabarber und die Hb. Digitalis purpur. und ihre so verschiedenen Wirkungsarten in verschiedenen Formen, durch welche ihr qualitatives Mischungsverhältniss mehr oder weniger abgeändert wird. So wirkt das Pulver der Rhabarber, vermöge des in ihm befindlichen Harzes als ein die Thätigkeit der Arterienstämme in dem Unterleibe erregendes Mittel, besonders bey reizbaren Subjekten, oder schon vorhandener Neigung zu Congestionen dahin, so leicht Hämorrhoidalcongestionen und Blutungen, dagegen die wässerige Rhabarbertinctur, in welche nur die schleimigten und extractstoffigen Theile übergehen, uns die genannten Erscheinungen nicht herbeyführt, vielmehr die überspannte

exaltirte Reizbarkeit des Unterleibes, besonders aber des Darmcanals durch ihren Gehalt des Extractivstoffes beseitigt und entfernt. Schon anders verhält es sich mit dem Decocto Rhei. — Eben so verschieden ist die Wirkung der Digital. purp. in verschiedenen Formen. Als Aufguss, bey welchem dasjenige Princip, welches man mit dem Namen des narcotischen zu belegen pflegt, nicht entweicht, wirkt sie nicht anders als der Pulvis Herbae Digital. purpur., dagegen die Abkochung, bey welcher die Entweichung dieses genannten flüchtigen Stoffes, so wie des scharfen, Statt findet (eine bey manchen Aerzten noch übliche, aber aus der angegebenen Ursache ganz verwerfliche Form), so wie das Extract derselben durchaus jene für das nervöse und reproductive System so wichtigen und auffallenden Erscheinungen im Organismus hervorgehen zu lassen nicht im Stande ist.

So viel über die allgemeine Ansicht der Wirkungsart der Arzneymittel, die nach Rec. Ueberzeugung nicht bloss eine theoretische, sondern durch die Erfahrung wahrhaft bewährt ist.

Im vorliegenden dritten Bande seines Systems handelt der Hr. Verf. zuerst *die dritte Abtheilung seiner zweyten Hauptclasse* (der brennstoffigen Arzneymittel) ab, und geht sodann zur *dritten Classe* seines Systems, *den sauerstoffigen Mitteln*, als Reizen des musculösen Systems über.

Zuerst stellt Hr. Burd. den chemischen Charakter des Wasserstoffs (als in welchem sich der höchste Grad der Expansibilität, der für uns wahrnehmbar ist, darstellt) und die aus der Chymie und Physik hinlänglich bekannten Eigenschaften, die ihm zukommen, auf, unter welchen unstreitig für die Arzneymittellehre diejenige die wichtigste ist, vermöge welcher der Wasserstoff, als selbst sehr oxydabel, das Oxygen zu binden, zu fesseln, und dadurch die chemischen und dynamischen Wirkungen des letztern im hohen Grade zu beschränken, sich demnach als desoxydirend, den subjektiven Factor der Erregung zu beschränken, desoxydirend zu wirken vermag. Der pathogenetische Charakter desselben ist demnach, den animalischen Körper zu desoxydiren, und als specifischen Reiz auf die Gesammtheit der Nervenzweige und auf den Centralpunct derselben, Gehirn und Rückenmark zu wirken, was auch diejenigen Erscheinungen documentiren, welche man nach dem Einathmen des reinen Wasserstoffgas wahrnimmt, bey welchem auf der einen Seite alle Functionen des nervösen Systems gesteigert, ein eignes Wohlbehagen, ein Gefühl grosser Leichtigkeit, Verschwinden des Schmerzes, Neigung viel zu lachen und zu reden, hervorstechende Schärfe der Sinnesorgane u. s. w. herbeygeführt, auf der andern aber auch die Folgen der hervorgebrachten Desoxydation, die Herabsetzung der Irritabilität, in der schwarzgelben Gesichtsfarbe, dem schwachen Pulse, dem Gesunkenseyn der musculösen Kraft sichtbar werden. Die wasserstoffigen Arzneymittel gehören zu den flüchtigsten und diffusibelsten, die wir besitzen. Diese Eigenschaften erklärt Hr. Burd. durch eine grössere Verwandtschaft dieser Mittel zu den Nerven, so dass erstere stärker von letztern angezogen werden, die Flüchtigkeit aber derselben durch die Lebhaftigkeit des Conflicts vom Nerven und Wasserstoffe, wodurch es früher zur Indifferenz, zur Ausgleichung heterogener Thätigkeiten im Organismus komme. Diess geht am deutlichsten auch aus den Wirkungen und Erscheinungen derjenigen Mittel hervor, in welchen der Wasserstoff nicht als reiner, sondern in mehr getrübter Form, als durch andere phlogistische Stoffe, z. B. den Kohlenstoff, beschränkter sich vorfindet, die insgesammt nicht mit der Schnelligkeit einwirken, sodann aber auch nicht mit der Intensität den Centralpunct des nervösen Systemes afficiren, wie die wasserstoffigen, wovon die sogenannten aromatischen Mittel, die inländischen und ausländischen Gewürze, die ätherisches Oel enthaltenden, die Rad. Valer., Hb. Menth. pip. selbst der Campher und die campherhaltigen Vegetabilien den Beweis abgeben. Ausserdem, dass diese Mittel das ganze nervöse System, besonders aber das Gehirn erregen, besitzen sie die Eigenschaft, die phlogistischen Secretionen zu befördern, indem sie, nach Hrn. Burd., sowohl die Quantität der phlogistischen Stoffe im Organismus selbst vermehren, sodann aber auch die Thätigkeit derjenigen Organe erhöhen, die diesen Secretionen vorstehen. Daher ihre Kraft, die Ausdünstungen auf der Haut, so wie in den Lungen, zu befördern, die Harnabsonderung, die Secretion der Galle und die Bereitung des Eiters zu vermehren. Aus den im Vorigen aufgestellten Sätzen geht der *therapeutische Charakter*, die Anwendung dieser Classe der Arzneymittel im Allgemeinen, so wie zum Theil schon im Speciellen hervor. Wir machen überhaupt dann mit Vortheil von ihnen Gebrauch, 1) wenn ein wahrnehmbares Gesunkenseyn der nervösen Thätigkeit in einem höhern Grade sich vorfindet, ein Torpor des Nervensystems, und dieser Zustand sich über das gesammte System erstreckt; sodann 2) wenn derselbe vorzüglich im Gehirn seinen Sitz hat; 3) wenn er so bedeutend ist, dass die andern phlogistischen Mittel entweder dem Grade, oder der Schnelligkeit ihrer Wirksamkeit nach nicht hinreichen, also nicht stark genug, oder nicht schnell genug wirken.

So schätzenswerth daher diese Classe für den praktischen Arzt in Krankheiten der edelsten Organe, vom schnellsten Verlauf und der höchsten Gefahr am Krankenbette wird, so hat derselbe denn doch auch einige Cautelen bey ihrer Anwendung nicht aus den Augen zu lassen, die Hr. Burd. sehr

richtig dahin bestimmt, eine Ueberreizung des Nervensystems durch sie zu vermeiden, und zweytens (Rec. fügt hinzu, namentlich zu langen und anhaltenden Gebrauch) den zweyten factor der Erregung, die Irritabilität nicht allzu sehr herabzusetzen, die Energie des musculösen Systems nicht zu sehr zu vermindern. Erstere Cautel scheint dem Rec. um so nothwendiger zu seyn, da diese Ueberreizung nach dem verschiedenen Stande der Erregbarkeit im nervösen System auch früher oder später erfolgt, der Arzt bey ihrem Gebrauch hierauf ganz besondere Rücksicht zu nehmen, hiernach die Quantität zu Erregung der Gaben zu modeln hat; so wie auch Rec. bemerkt (was derselbe bey Angabe ihres therapeutischen Charakters der in Rede stehenden Heilmittel in Hrn. Burd. Werke vermisst), dass es vorzüglich der torpide Zustand des Nervensystems und Sensoriums es sey, welcher diese Mittel heische, weniger der exaltirte, die zu gesteigerte Erregbarkeit desselben, bey welchem deshalb auch jene Ueberreizung um desto schneller erfolgt, und dass endlich in demselben Verhältniss, in welchem sich dieser Torpor bedeutender ausspricht, auch diejenigen Mittel besonders ihre Anwendung finden, in welchen das Hydrogen am wenigsten gebunden, minder in seinen Wirkungen beschränkt erscheint.

Hr. Burd. theilt die wasserstoffigen Mittel in fünf Geschlechte: 1) *Ammonium*, 2) *thierisch ätherisches Oel*, 3) *Alcohol*, 4) *Aether*, 5) *narcotischer Stoff*. Man vermisst hier *die Ordnungen*, die Hr. Burd. in den beyden ersten Bänden seines Werkes annahm, und nach welchen z. B. die kohlenstoffigen Mittel in stickstoff-kohlenstoffige und wasserstoff-kohlenstoffige zerfielen. Auch die Classe der wasserstoffigen würde die zwey *Hauptordnungen* zugelassen haben, 1) *stickstoff-wasserstoffige* und 2) *kohlenstoff-wasserstoffige Arzneymittel*; eine Eintheilung der wasserstoffigen Mittel, die vor dem Hrn. Verf. schon Sigismund Wolf (Handb. der iatrotechnischen Pharmacologie natur-philosophisch bearbeitet, Manheim 1804. p. IX.) angedeutet, nachher aber von Dr. und Prof. Bertele in Landshut (Handb. einer dynam. Arzneymittellehre. Landshut 1805. p. 344—677.) ausführlicher aufgestellt war (zu geschweigen, dass man als eine dritte Classe die kohlen-stick-wasserstoffigen Mittel annehmen könnte). Die zweyte Ordnung (die kohlenstoff wasserstoffigen A. M.) hat der Herr Verf. zu Ende des 2ten Bandes abgehandelt, als Uebergang der kohlenstoffigen zu den wasserstoffigen Mitteln; worin Rec. demselben um so mehr seinen Beyfall zollen muss, da das wissenschaftliche Studium der Mat. med. durch ein solches Ordnen der Mittel, wobey das in ihnen vorwaltende wirksame Princip gradatim immer reiner und reiner hervortritt, immer freyer und durch anderweitige Mischungen weniger gefesselt erscheint, sonach in seinen Wirkungen auch immer zu höherer, reinerer, ungetrübterer Wirksamkeit steigt, dem Anfänger sehr erleichtert wird. derselbe durch eine Stufenfolge der Mittel, durch eine allgemeine leicht zu fassende Uebersicht weit leichter und in kürzerer Zeit die richtige therapeutische Anwendung derselben kennen lernt. Der Hr. Verf., der unverkennbare Aufmerksamkeit und Fleiss auf die Stellung dieser wasserstoff-kohlenstoffigen Mittel wendete, führte seine Scale vom Kali sulphurato, wo der Wasserstoff am getrübtesten erscheint, durch sieben Hauptabtheilungen (Geschlechte) bis zum Kampher, der Serpentaria, Angelica, Imperatoria, Contrajerva fort, an welche letztere wasserstoff-kohlenstoffige Mittel, in denen sich der Wasserstoff schon bedeutend vorstehend erweisst, sich nun seine wasserstoffigen Heilmittel anreihen. Jedoch weicht Hr. Burd. von andern, namentlich den oben genannten Lehrern der Arzneymittellehre darin ab, dass er mehrere Unterabtheilungen der kohlenstoff-wasserstoffigen Mittel dieser Abtheilung entzog, und dieselben zu den wasserstoffigen (in den 3ten Band) herübersetzte. Es gilt dieses namentlich von dem Alcohol, den Naphten und den sogenannten versüssten Säuren, den narcotischen Mitteln, dem Ol. animal. aether., dem Weine, dem Moschus und Castoreo. Rec. ist der Meynung, dass gerade in der Verweisung mehrerer der genannten Mittel in die Classe der mehr rein wasserstoffigen der Hr. Verf. richtiger, als andere, geordnet habe, in sofern der chemische Process bey Bildung des Alcohols nur darauf hinausgeht, während der vegetabilischen Gährung den Sauerstoff und Kohlenstoff durch Bildung des entweichenden kohlensauren Gases, so wie durch das bekannte Ansetzen einer schaumigten an Kohlensäure reichen Masse auf der Oberfläche der Flüssigkeit zu entfernen, wodurch der vom Oxygen und Kohlenstoff verlassene Wasserstoff frey, und das Alcohol dadurch mehr zu einem wasterstoffigen Mittel erhoben wird. Mit noch grösserer Richtigkeit scheint aus demselben Grunde der Hr. Verf. die Aetherarten in wasserstoffige Classen gesetzt zu haben, da die neuere Chemie es bis zur Evidenz erwiesen hat, dass, weit entfernt, bey Entstehung des Aethers eine Verbindung der Säure mit dem Alcohol Statt zu finden, dieser wichtige chemische Process vielmehr eine Zersetzung des noch kohlenstoffigen Alcohols durch Verbindung dieses Stoffs mit dem Oxygen der Säure in der Art erzeuge, dass der Wasserstoff dadurch von seinem Kohlenstoff ganz befreyt werde, derselbe Process also Statt finde, der sich bey Bildung des Alcohols zeigte. Was die thierischen ätherischen Oele, den Moschus und das Castoreum betrifft, so findet sich der Grund jener Versetzung dieser Mittel in die Classe der wasserstoffigen gerade in dem vorwaltenden Wasserstoff über den Kohlenstoff, so wie

das umgekehrte Verhältniss Statt hat in ätherischen Oelen vegetabilischen Ursprungs, die daher der wasserstoff-kohlenstoffigen Classe angehören. Was die narcotischen Mittel anlangt, namentlich die extractivstoff-narcotischen, so würden sich nach Rec. Ueberzeugung doch auch einige Gründe aufbringen lassen, sie den kohlenstoff-wasserstoffigen zuzuzählen. — *Erstes Geschlecht. Ammonium.* Der Herr Verf. gibt die wesentlichen chemischen und therapeutischen Eigenschaften des Ammoniums im Allgemeinen an, bestimmt seine Anwendung besonders für diejenige Asthenie des Nervensystems und Seelenorgans, wo das Hautorgan zu schwach erregt ist, und wo die Ausdünstung zu verstärken nothwendig wird. *Erste Gattung*: reines *Ammonium.* Da das Ammonium als reines, caustisches nur in flüssiger Form brauchbar ist, so führt Herr Burd. die verschiednen officiellen Präparate hier auf, wobey er bey Bereitung des Liq. Ammonii spirituosi s. vinos. mit Recht die der Preuss. Pharmacopöe (die Mischung $\frac{2}{3}$ Alcohol mit $\frac{1}{3}$ Spir. sal. amm. c.), die er überhaupt als Norm zu den aufgezählten Compositis in seinem Werke nicht ohne Grund nimmt), den ältern Bereitungsarten vorzieht. Kurz, aber zweckmässig, äussert sich der Hr. Vf. (S. 12) über die Anwendung der verschiedenen Composita aus dem caust. Ammonio. *Zweyte Gattung. Ammonium carbonicum.* Hr. Burdach sieht mit Recht dieses Mittel als eins von denjenigen an, welche höchst intensiv und flüchtig erregend aufs Gehirn und Nervensystem einwirken, dessen Wirksamkeit sich auch aufs Hautorgan erstreckt. Die grossen Wirkungen, die wir davon bey inveterirter Gicht und Podagra sehen, möchte Rec. denn doch nicht diesen reizenden Eigenschaften allein zuschreiben; er glaubt vielmehr, dass hier auch eine chemische Wirkungsweise zugelassen werden könne, eine Desoxydation der afficirten Gebilde. Wenigstens leisten hier andere Mittel, welche zwar auch zu den im hohen Grade erregenden gehören, uns das bey weitem nicht, was das Ammonium carbonic., wahrscheinlich durch seine grosse chemische Affinität gegen genannte Krankheiten, und namentlich gegen ihre Produkte (bey sogenannter Auflösung der Gichtknoten) zu leisten pflegt. Einen andern Grund für diese aufgestellte Meynung scheint ihm der Nutzen des Kali und Natrum carbonic., so wie der Aqua calc. und der Seife bey Auflösung des Grieses, Sandes, der Harnsteine und der Gichtknoten innerlich und äusserlich angewandt, abzugeben, von welchen letztgenannten Mitteln wir doch kein so intensives Reizvermögen, wie beym Ammon. carb., anzunehmen, sondern vielmehr eine chemische Wirkung zu statuiren berechtigt sind. Rec. glaubt, dass Hr. B. ihm hierin selbst gern beystimmen werde, da der Hr. Verf. vom Ammonio sulphurato mehr eine chemische als dynamische Wirkungsweise zulässt, und selbst das Zeugniss Fr. *Hoffmann's* anführt, der dieses jetzt ganz ausser Gebrauch gekommene Präparat, zu Ende des podagrischen Anfalls, wo die Entstehung von Gichtknoten zu befürchten war, als sehr wirksam empfahl. Mit mehr Grund hätte daher vielleicht die Anwendung des Ammon. carb. in der Gicht unter No. 6. gestanden, wo jedoch Rec. Bedenken tragen würde, bey vorhandener saurer Ausartung der Darmsäfte, besonders bey Kindern, diesem Mittel, den bekannten das reizbare Geschöpf nicht in dem Grade heftig erregenden Mitteln, z. B. dem Ol. tart. per deliqu., den Vorzug zu geben. Uebrigens bestätigt Rec. hier die aus eigner Erfahrung ihm bekannte treffliche Wirkung des kohlensauren Ammoniums in mehreren Arten des sogenannten bösartigen Wechselfiebers, namentlich der Febr. interm. soporosa und apoplectica, in welchen *Cullen* und nach ihm *Brown* u. *Weikard* dieses Mittel sowohl in der Apyrexie, als kurz vor dem Eintritt des Frostes oder während desselben, selbst zu 30 bis 60 Tropfen nehmen liessen. Rec. bediente sich mehrmals hier des Spir. sal. amm. anisat. mit grossem Nutzen. — *Zweytes Geschlecht. Thierisch-ätherisches Oel;* umfasst den Moschus und das Castoreum. Als ein Entdeckungsmittel des mit Blut oder andern animalischen Theilen verfälschten Moschus könnte den bekannten, vom Hrn. Verf. aufgeführten, noch das Verreiben desselben mit dem vegetabilischen Laugensalze hinzugefügt werden, wobey sich, im Falle jener Verfälschung, der Geruch des Ammoniaks verbreitet. Uebrigens gibt hier der Herr Verf. besonders diejenigen Symptome an, bey deren Erscheinung im Typhus (ein in vielfältiger Bedeutung bey den Aerzten genommener Ausdruck, dem neuerlich v. Hildebrand über den ansteckenden Typhus, Wien 1810. seine strenge Bedeutung wieder zu geben versucht hat) der Moschus nothwendig wird, und wo der glückliche Arzt mit seinem Gebrauche nicht zaudern darf. Hr. Burd. empfiehlt ihn dann zu 4 — 10 Gran. Im Ganzen scheint Rec. dieses so vortreffliche und allgemein angewandte Mittel vom Verf. zu kurz abgehandelt zu seyn, in Vergleich mit andern Mitteln, die eine kürzere Ausführung zugelassen hätten. Gerade mit solchen Heilmitteln, als der Moschus ist, bedarf der Anfänger in der Kunst einer genauern, vertrautern Bekanntschaft, um nicht zu Missgriffen verleitet zu werden, die im unpassenden Falle eben so nachtheilig seyn müssen, als eine richtige auf sichern Grundsätzen beruhende Anwendung vom grössten Nutzen ist. So findet Rec. im vorliegenden Werke fast nichts über die Verbindung dieses Mittels mit andern in verschiednen aufgeführten Krankheiten erwähnt. Selbst die bekannte Verbindung des Moschus mit Calomel in der Metritis, Enteritis, Encephalitis, Hepatitis (die doch genannt sind), so wie der mit dem Kerm. min. in der Pneumonie

sind nirgends gedacht. Eben so würde Rec. doch auch einige Einschränkung des Gebrauchs des Moschus in den angeführten Krankheiten selbst erwähnt haben. Dahin gehört die Vorsicht bey Anwendung des Moschus in Kinderkrankheiten, namentlich bey sehr reizbaren Subjekten, wo dieses Mittel durch kräftige Erregung der höchsten Potenz des nervösen Systems des Gehirns so leicht heftige Exaltationen desselben, und bedeutende oft lebensgefährliche Congestionen erregt, wobey oft schnell durch Ueberreizung die Paralyse, der Tod, herbeygeführt wird. Eben so erleidet die Anwendung unsers Mittels einige Einschränkung bey schon vorhandenen profusen Schweissen im Typhus, besonders aber bey der putrida, wodurch die Energie des contractilen Systems und die Kräfte des Patienten noch mehr zum Sinken gebracht werden, die Colliquation noch mehr befördert und schneller herbeygeführt wird. Eine Hauptregel bey Behandlung dieser Fieberarten bleibt es daher immer, und Rec. ist überzeugt, dass sie jeder praktische Arzt aus Erfahrung kennt, sich nicht allein auf die sogenannten flüchtigen Reizmittel, auf Mittel, die die Sensibilität allein afficiren, zu verlassen, sondern gleichzeitig die Mittel anzuwenden, welche die verlorne Energie der Irritabilität heben, und dadurch selbst manchen Nachtheilen vorbeugen, welche die in anderer Rücksicht hier angezeigten flüchtigen Reizmittel oft aufs irritable System äussern. Daher der grosse Nutzen des Moschus, Camphers, der Serpentaria, der Naphten u. s. w. *in Verbindung* mit der China, Caryophyllata, den mineralischen Säuren in den oben genannten acuten Krankheiten.

Bey der Bestimmung der Wirkungsart des *Castoreums* nimmt Hr. Burd. mit Recht auf die chemischen Analysen dieses Mittels Rücksicht. Es enthält dieses Mittel mehr *Harz*, als der Moschus, wirkt daher auch mehr auf die Nervenplexus des Unterleibes, aus denen dann auch die grössern Abdominalgefässe ihre Aeste erhalten, so wie überhaupt mehr auf das gangliöse System ein, wird dadurch zu einem Heilmittel für solche Krankheiten, die auf Torpidität der Unterleibsnerven und Gefässe beruhen, und zeichnet sich hier bedeutend vor dem vorigen Mittel aus. Dagegen ist seine Wirkung langsamer, es selbst ein weniger flüchtiges Mittel, das in dringenden Fällen, wo es auf eine schnelle und durchdringende Erregung des Nervensystems ankommt, den Moschus nicht ersetzen kann. — *Zweyte Gattung. Thierisch empyreumatisch-ätherisches Oel.* Oleum animale aethereum s. Dippelii und Ammonium pyro-oleosum s. Sal C. C. volatile. *Drittes Geschlecht. Alcohol.* Nächstdem, dass das Alcohol das gesammte nervöse System erregt, wirkt es besonders bey örtlicher zu geringer Thätigkeit der zurückführenden Gefässe. In letzterer Absicht und nach letzterer Art ist es besonders bey localen Krankheiten äusserlich angewendet. Dahin rechnet der Herr Verf. seine Anwendung als Bähung bey ödematösen Anschwellungen, scorbutischen Flecken, Blutaderknoten, scrophulöser Caries, erschöpfenden Eiterungen u. s. w. Einige Fälle, die hier der Hr. Verf. aufzählt, als z. B. Wunden der Nerven, des Periosteums, rein asthenische Entzündungen, z. B. die Angina serosa, würde Rec. die erstern für Krankheiten des nervösen Systems, letztere für Leiden, Gesunkenseyn der Irritabilität, der Arteriellität, wenn gleich in Organen der Reproduction, in welchen die Venosität das überwiegende System ist, also für einen localen Synochus — das Ergriffenseyn des elektrischen Moments in der ersten Dimension, — im Magnetismus nach dem uns neuerlich von *Marcus* gelieferten System der Fieber und Entzündungen halten, als für Krankheiten der Venosität selbst. Als *erste Gattung* behandelt Hr. Burd. den *Weingeist*, sodann als *zweyte* den *Wein* und seine verschiedenen Arten, bey deren Anwendung in den verschiedenen innern und äussern Krankheiten Rec. ganz demjenigen beytritt, was darüber vom Hrn. Verf. gesagt worden ist, da es gewiss nicht gleichgültig ist, ob ein in Anfrage stehender Kranke weissen oder rothen, spanischen, ungarischen, französischen, schweren oder leichten Wein erhalte, und doch hört man so oft in den Spitälern das: habeat vinum pro potu, ohne alle Rücksicht auf den krankhaften Zustand aussprechen, daher der Herr Verf. wohl mit Recht den Wein und seine verschiedenen Arten weitläufiger behandelte, als es in den meisten Handbüchern der Mat. med. zu geschehen pflegt. — *Viertes Geschlecht. Aether.* Zuerst eine kurze Erklärung der Bildung des Aethers, sodann sein therapeutischer Nutzen. Auch Rec. hält den Aether für die reinste, wasserstoffige, tropfbare Flüssigkeit, die frey vom Sauerstoff, vielleicht nur mit sehr wenig Kohlenstoff verbunden ist. Daher dem Aether der höchste Grad der Expansion, der Volatilität unter unserm Arzneyvorrathe zukommt. Unter dem therapeutischen Charakter desselben im Allgemeinen (S. 53) wünschte Rec. seine Wirkungen für das zurückführende System nicht zu vermissen. Der Verf. hat deren zwar in der speciellen Abhandlung des Aethers (S. 564) gedacht, indessen würde auch hier eine vorläufige Erwähnung dieser dem Aether inhärirenden Eigenschaft, die therapeutische Uebersicht der Aetherarten zu einem höhern Grade der Vollständigkeit erhoben haben. Dasselbe erinnert Rec. auch von der dem Aether beywohnenden Kraft, die Gallenblasensteine aufzulösen, wozu S. 53 zu Ende der chemischen Notizen eine schickliche Gelegenheit gewesen seyn würde. Zwar wird S. 56 auf diese Eigenschaft des Aethers sub n. 4. hingewiesen, aber das *Wie?* nicht erklärt. Dass hier der Aether durch Beseitigung der krampfhaften Constriction die Ausleerung der Gallensteine bewirke, ist allerdings denkbar, doch möchte Rec. den Nutzen des Aethers in Auflösung der Gallensteine selbst von dem reichlichen Wasser-

stoffgehalt dieses Mittels ableiten, in sofern derselbe der sehr wahrscheinlichen Erklärungsart derjenigen Aerzte beytritt, welche die Gallenblasensteine als nur von einem überwiegenden Streben des zu sehr angehäuften Kohlenstoffes in der Galle zur Cohärenz entsprungen ansehen, und die wasserstoffigen Mittel dieses Streben vermöge des Gegensatzes ihrer Expansivkraft zu beschränken im Stande sind, wozu bey dem Aether noch kommt, dass er vermöge seiner höchst diffusiblen Natur leichter in die Organe, als minder flüchtige Arzneyen, einzudringen vermögend ist, in welchen sich diese calculöse Concretionen finden. Was übrigens über die Aetherarten und ihre Abarten vom Hrn. Verf. gesagt ist, namentlich über die verschiedenen Gesichtspuncte, unter welche ihre Anwendung zu stellen ist, findet der Rec. sehr einleuchtend; doch würde letzterer nie den Aether sulphuric. in der Lungensucht weder innerlich, noch weniger aber (S. 56. 3.) äusserlich als Dunst eingeathmet empfohlen haben, da die grosse Reizbarkeit der Lungen bey Lungensüchtigen dergleichen reizende Mittel nicht verträgt, die Congestionen nach der Brust, die Angst daselbst und der Husten vermehrt werden, und Rec. oft sogar vom Gebrauch der Ess. cort. aur. aus diesen Gründen, wenn er sie der gestörten Verdauung wegen nehmen liess, abstehen, und das Elix. visc. Hoffm., welches seine Kranken ohne Beschwerden ertrugen, substituiren musste. Dass die Lungensucht eine asthenische Krankheit der Lungen sey, kann wohl nicht als Entschuldigung bey Anwendung dieses Mittels im vorliegenden Falle gelten. — *Fünftes Geschlecht, Narcotischer Stoff.* Der narcotische Stoff erhöht die Nerventhätigkeit, vornehmlich die der Centralorganen im höhern Grade, als irgend ein anderes Mittel, aber in Hinsicht seiner Volatilität steht er andern, das sensible System erregenden, Mitteln nach, wie der Hr. Verf. mit Recht erinnert. Der Wasserstoff scheint demselben in ihm mehr gebunden zu seyn (durch die Beymischungen von Schleim, Harz, Extractivstoff), daher eine langsamere Entfaltung seiner Kräfte, aber auch ein desto kräftigeres Durchströmen des Nervensystems. Die Wirkungsart der hieher gehörigen Mittel ist zuerst auf die höhern nervösen Organe, Sinnorgane und das Gehirn zu wirken, für welche Meynung gewiss alle diejenigen Erscheinungen sprechen, die man bald nach dem Genuss dieser Mittel wahrnimmt, und die der Hr. Verf. hier aufzählt. Die schmerzstillende Kraft mehrerer von ihnen erklärt der Hr. Vf. durch eine Erhöhung und gleichsam Statt findende Concentrirung des Gefühls im Innern des Organismus, durch eine geringere Divergenz desselben nach aussen, nach der äussern Natur, wodurch der Organismus minder empfänglich gegen äussere Schmerzen und überhaupt für Eindrücke von aussen werde. Es würde also hier diese Wirkung der narcotischen Mittel im Gesetz des Antagonismus begründet seyn, welches Gesetz Rec. auch immer als Erklärungsart der so auffallenden Wirkungen der Narcoticorum angenommen hat. — Die Beschleunigung des Blutumlaufs, die man bey ihrem Gebrauche bemerke, ist nach Hrn. Burd. erst secundär, u. geschehe besonders durch die Beymischung des Harzes. Indessen glaubt Rec. hiegegen erinnern zu müssen, dass diese Beschleunigung des Blutumlaufs nicht nach allen Narcoticis beobachtet werde, u. sogar der entgegengesetzte Zustand, langsamerer u. trägerer Blutumlauf. die gewöhnlichste Erscheinung nach der Digitalis purpurea sey, die in eben diese Classe fällt; sodann aber möchte Rec. auch nicht in jedem Falle diesen beschleunigten Blutumlauf der harzigen Beymischung zuschreiben, in sofern der rothe Fingerhut den besten chemischen Analysen zu Folge, die wir bis jetzt über dieses wichtige Pflanzenmittel besitzen (sie finden sich in *Geoffroy* Matière medicale 1757. Vol. VI. Sect. II. p. 204, ferner in *Schiemanns* Diss. de Digitali purpurea. Götting. 1786. p. 21 sqq. und in *Geysers* Diss. de Digitalis purp. usu in pectoris praecipue morbis. Kiliae 1804. p. 4—6), keine geringe Quantität Harz in sich enthält, und dennoch die vom Herrn Verf. angeführte Eigenschaft nicht im geringsten Grade besitzt. — Die Abhandlung über das Opium scheint dem Rec. besonders gelungen; mit Recht warnt Hr. Burd. vor dessen Anwendung im Faulfieber. Friesel u. Petechien, in sofern es hier die gesunkene Muskelthätigkeit, die schon gesunkene Reizbarkeit noch tiefer herabsetzt, u. den Mangel an Sauerstoff im Organismus vermehre, wodurch die Zersetzung im kranken Organismus um so schneller zu Stande kommt. Rec. schien jene Erinnerung um so nothwendiger, da das Subordiniren des Faulfiebers unter den Typhus (wie dieses in so vielen Handbüchern der Klinik der Fall ist), so leicht einen Missgriff in der Wahl der Mittel bey Anfängern in der Kunst möglich macht, u. die Erfahrung eines jeden Praktikers gewiss für Hrn. B. Meynung spricht. Auch Hr. v. *Hildenbrand* (üb. d. ansteckenden Typhus, Wien 1810. S. 219 ff.) hält hier das Op. nicht nur für entbehrlich u. überflüssig, sondern für wahrhaft schädlich. Uebrigens hätte Rec. gewünscht, den Satz: das Op. sey mehr im mittlern Lebensalter, als bey Kindern u. Greisen angezeigt, dessen der Hr Vf. nur im Vorübergehen Erwähnung thut, mehr herausgehoben zu sehen, ein Satz, der bey Anwendung des Opiums von grösster Wichtigkeit ist, in sofern wir bey Kindern, vermöge der Neigung zu Congestionen nach dem Kopf, so lange seine Entwickelungsperiode dauert, die schon dem Gesetze der Natur zu Folge mit einem vermehrten Andrange des Blutes dahin verbunden ist, während des Gebrauchs des Mohnsaftes alle Zufälle heftiger Congestionen, geröthete, exaltirte Augen, bedeutende Hitze, Delirien und Hämorrhagien u. s. w., besonders aus der Nase wahrnehmen, und zwar um so mehr, je jünger das Subjekt ist; daher in der Kinderpraxis der Hyoscyamus so grosse Vorzüge vor dem Opium hat. So hätte auch Rec. gewünscht, dass der Hr. Verf. sich etwas weitläufiger verbreitet hätte, über die An-

wendung der Digital. purp. in acuten Krankheitsformen (von welchen nur der Typhus mit häutiger Bräune und Lungenentzündung genannt), in welchen überhaupt dem Rec. dieses Mittel noch zu sehr von den Aerzten vernachlässigt zu seyn scheint. Mit der *dritten Classe*, den *sauerstoffigen Arzneymitteln* beschliesst Herr Burd. sein System. Nach einer kurzen Abhandlung über den chemischen Charakter des Oxygens geht er zu den Wirkungen desselben auf den menschlichen Organismus über, die der Verf. schon im 3ten Capitel der Vorerinnerungen zum ersten Theile seines Systems andeutete, und die sich nach ihm besonders auf das musculöse System, in sofern das Oxygen als Substrat der contrahirenden Thätigkeit, diejenigen Theile des Organismus specifisch errege, in welchen der Brennstoff und die Expansion vorwalte. Er theilt diese sauerstoffigen Arzneymittel in drey Classen, je nachdem das Oxygen sich getrübter, mehr oder weniger mit brennstoffigen Basen complicirt in den verschiedenen Mitteln vorfinde. Daher 1) *sauerstoffige Arzneymittel mit gemischten Grundlagen*, 2) *sauerstoffige Arzneymittel, welche Oxygen entwickeln*, und 3) *sauerstoffige Arzneym. mit einfachen Grundlagen.*

Die *erste Abtheilung* zerfällt in *zwey Ordnungen:* a) in solche Mittel, in welchen der Sauerstoff mit Kohlenstoff und Wasserstoff verbunden ist, die *vegetabilischen Säuren*, und b) in solche, in denen der Sauerstoff in der Verbindung mit Stickstoff und Kohlenstoff sich befindet, die *Neutralsalze*. Rec. kann jedoch hierbey nicht übergehen, dass Herr Burd. von letzterer Ordnung (b) die metallischen Oxyde und Salze ausschliesst, sie unter die Classe der stickstoffigen Arzneymittel versetzt, und ihnen die Functionen einer Erregung der untern Potenz des nervösen Systems (siehe 1. Theil) anweist, da sie denn doch in ihren chemischen Verhältnissen u. Mischung von der der alcalischen Salze nicht verschieden sind. Warum kommt diese Wirkung nicht auch den Neutralsalzen zu, und warum ist die Wirkung letzterer der der erstern gerade entgegengesetzt, da doch ihre Basis nach *Davy's* Versuchen (wie schon der Rec. des ersten Theils des vorliegenden Systems, Leipz. Lit. Zeit. Jahrg. 1808. St. 145. S. 2311 erinnert) den metallischen Basen der Metalloxyde so nahe verwandt ist? — Rec. findet für obige Meynung des Hrn. Vf. nirgends einen Grund angegeben, was derselbe um so eher bey den allgemeinen Wirkungen der sauerstoffigen Arzneymittel mit stickstoffigen und kohlenstoffigen Grundlagen gewünscht hätte, da der Hr. Verf. durch die Bemerkung des Recensenten zum ersten Theil auf diesen Widerspruch aufmerksam gemacht worden war. — Sowohl die vegetabilischen Säuren als die Neutralsalze wirken durch Vermehrung der musculösen Thätigkeit. Da der Sauerstoff aber in ihnen durch entgegengesetzte, expandirende Stoffe, am meisten beschränkt ist, so erstreckt sich auch ihre Wirkung nicht auf das Centralorgan und die Organe der höhern musculösen Potenz, sondern auf die niedere, da wo die musculöse Kraft erlischt, die Stärke und Röthe der Muskelfasern sich verliert. Daher besonders ihre Wirksamkeit für die Arterienenden, die einen wässerigen, sauerstoffigen Dunst absondern. Daher der Durchfall und bey ihrer äusserlichen Application der entzündungsartige Zustand der Haut, die Röthe auf derselben. Durch Antagonismus setzen sie die Thätigkeit der höhern musculösen Organe herab, sie schwächen die Muskelkraft, vermindern die Stärke des Kreislaufes, beschränken die Nutrition, stimmen die Thätigkeit derjenigen Organe herunter, die den brennstoffigen Secretionen angewiesen sind, namentlich vermindern sie die Gallenabsonderung und die Transspiration in den Lungen. Sie hemmen und verringern endlich die Eiterabsonderung. Indessen glaubt Rec., dass letztere Eigenschaft schwerlich den vegetabilischen Säuren und Neutralsalzen zukomme, und Hr. Burd. für diese Anwendung der genannten Mittel Zeugnisse und Erfahrungen werde aufführen können, da diese Eigenschaft nur den reinern Säuren, namentlich der Vitriolsäure, zukommt, die bekanntermaassen auch äusserlich bey faulichten Geschwüren von Nutzen ist, und die faulichte Jauche in gutartiges Eiter umwandelt.

Die therapeutische Benutzung dieser Arzneymittel beschränkt Hr. B. auf folgende Fälle, worin Rec. ihm vollkommen beystimmt. Sie wirken nämlich 1) durch Vermehrung der Thätigkeit der schleimabsondernden Flächen wohlthätig in solchen Krankheiten, denen Asthenie, nach dem Hrn. Verf., der genannten Flächen zum Grunde liegt, und dadurch Abnormitäten in den Secretionen daselbst zu Stande kommen, besonders dann, wenn diese Asthenie rein örtlich ist (er rechnet hieher die sogenannten Stockungen und gastrischen Unreinigkeiten. — Doch möchten diese Arzneymittel wohl nicht für alle Arten der Unterleibsstockungen passen, besonders nicht für diejenigen, welche sich in den Organen der Reproduction vorfinden). 2) Bey Fieber mit dem Charakter der Synocha, durch antagonistische Herabstimmung und Beschränkung der Thätigkeit des Herzens u. der Arterienstämme. Doch möchte Rec. hiervon einige locale Fieber (Entzündungen) ausnehmen, wohin besonders die Entzündungen derjenigen Organe zu rechnen sind, auf welche die in Rede stehenden Arzneymittel zuerst ihre Wirksamkeit äussern; dahin gehören besonders die Magen-, Darm-, Nieren- und Blasenentzündung etc., was als ein wichtiges Moment bey ihrer Anwendung in der allgemeinen Uebersicht ihrer therapeutischen Benutzung nicht zu übersehen war. — 3) Durch Mässigung, hypersthenische Muskelthätigkeit, und Herabstimmung einer verhältnissmässig zu grossen Energie des Nutritionsprocesses. 4) Durch Beschränkung der Gallenabsonderung.

(*Der Beschluss folgt.*)

SCHÖNE KÜNSTE.

Thalia (,) *ein Abendblatt;* den Freunden der dramatischen Muse geweiht. Herausgegeben von *J. F. Castelli.* I. Band. 1810. Wien und Triest in der Geistingerschen Buchhandlung. Julyheft. 32 S. 4. Gedruckt bey Anton Strauss in Wien. (Preis des halben Jahrgangs 20 Gulden.)

Eine neue Wiener Zeitschrift, der wir das beste Gedeihen wünschen. Bekanntlich haben sich bisher die der dramatischen Muse ausschliessend gewidmeten periodischen Schriften nicht lange erhalten (Lessings dramatische Beyträge ausgenommen), vielleicht gelingt es der Thalia, sich länger zu erhalten. Sie zeichnet sich durch eine gute Auswahl von Aufsätzen, die für ein gemischtes Lesepublicum berechnet sind, durch ein interessantes Correspondenz - und Notizenblatt über die vorzüglichsten Theater in Europa, durch gefälligen eleganten Druck und viele artige Costüme-Blätter aus. Ueberhaupt hat der thätige Verleger keine Kosten gespart, der Thalia durch interessanten Inhalt und ein gefälliges Aeussere Beyfall zu verschaffen; und verdient daher alle Aufmunterung zur thätigen Fortsetzung. Die Redaction wird vom Hrn. Castelli mit Umsicht besorgt.

Das vorliegende Julyheft enthält in acht Nummern folgende Aufsätze:

No. 1. *Prolog.* Eine ganz artige leichte Poesie, die für den Zweck gut berechnet ist. *Ueber den jetzigen Zustand des italienischen Theaters.* Ein noch nicht beendigter Aufsatz. Der Zustand des italienischen Theaters wird vom Verf., so wie er wirklich ist, nämlich als sehr schlecht geschildert. Der hohe Zweck der Schauspielkunst wird auf Italiens Bühnen nicht erreicht, denn das italienische Theater ist ganz zur blossen Abendunterhaltung herab gesunken. Das recitirende Schauspiel ist auf den italienischen Bühnen nur ein Lückenbüsser, denn alles ist den singenden Schauspielen untergeordnet. Der Werth der italienischen Schauspiele selbst ist unter der Mittelmässigkeit. *Correspondenz - und Notizenblatt.* Stuttgarder, Wiener und Pariser Theater.

No. 2. *Scenen aus dem noch ungedruckten Trauerspiele: die Rache des Vaters von Joseph Passy.* Rec. kann aus den zwey mitgetheilten Scenen, die bloss Monologe enthalten, über den Werth des Ganzen noch kein Urtheil fällen. *Unterthänigste Vorstellung des Theaterschusters an den Schauspielunternehmer.* Sehr launigt. Der Theaterschuster bittet seinen Namen auch auf den Theaterzettel zu setzen. *Anekdoten.* Die erste würde Rec. nicht aufgenommen haben, weil die Thalia auch von Damen gelesen wird, von welchen doch mehrere bey Lesung derselben erröthen dürften. *Correspondenz - und Notizenblatt.* Berlin. Hamburg. Grätz. Magdeburg. Wiener Theater. Tagebuch der Pariser Bühnen. Diese stehende Rubrik ist umfassender als die Theaternachrichten in dem Freymüthigen, in dem Morgenblatt und in der Zeitung für die elegante Welt.

No. 3. *Dramatische Literatur.* Warnungstafel. *Andreas Gryph.* Ein Beytrag zur Geschichte der dramatischen Dichtkunst im 17. Jahrhundert. Fortgesetzt in den folgenden Nummern. Der Verf. dieses lesenswerthen Aufsatzes schildert zugleich kurz die Lage der dramatischen Dichtkunst vom Anfange bis gegen die Mitte des 17. Jahrh. Zur Würdigung der Trauerspiele Gryph's theilt der Vf. einige Proben aus seinem Leo Armenius oder Fürstenmord mit. *Das Café Touchard in Paris.* — *Ueber die Erhaltung deutscher Nationalstücke auf der Bühne.* Ein Wort zu seiner Zeit. Der Verf. verweist mit Recht auf das Beyspiel der Franzosen, Engländer und Dänen. *Correspondenz - und Notizenblatt.* Tagebuch der Wiener und Pariser Bühnen. Miscellen. Es heist S. 12, dass der Zulauf zu Schillers Wilhelm Tell im Theater an der Wien allmählig abnimmt; aber Rec. kann versichern, neuerlich im Theater an der Wien Wilhelm Tell bey vollem Schauspielhause mit Beyfall spielen gesehen zu haben.

No. 4. *Der Schauspieler an den Soufleur.* Ein humoristisches Gedicht. *Ueber die Composition einer schlechten Opernmusik.* Ein treffendes Epigramm. *Anekdoten.* Unterhaltend. *Correspondenz - und Notizenblatt.*

No. 5. *Der 24ste Februar, Trauerspiel von Werner.* Der Verf. dieses Aufsatzes gibt von dem historischen Inhalt und den dramatischen Gang dieses merkwürdigen Stücks eine vollständige Uebersicht. Rec. gesteht, dass er diesem schauderhaften Wernerschen Trauerspiel keinen Geschmack abgewinnen kann. *Correspondenz - und Notizenblatt.*

No. 6. *Wie man in grossen Städten nach der neuesten Mode ins Theater geht.* Humoristisch. *Correspondenz - und Notizenblatt.*

No. 7. *Sendschreiben eines Amtmanns an das schaulustige ehrsame Publicum.* Humoristisch. *Andreas Gryph.* Forsetzung. Proben aus seiner Comödie „Herr Peter Squenz." *Perlen und Pillen. Correspondenz - und Notizenblatt.*

No. 8. *Das Liebhabertheater der Thiere.* Ein Freskogemälde. Witzig und launigt. Doch wünschte Rec. den Ausfall auf Schlegel hinweg. *Correspondenz - und Notizenblatt.*

Die beygelegten vier Kupfer stellen folgende Costüms vor: Baeteli in dem Singspiele Jeny und Baetely, Oranien in dem Trauerspiele Graf Egmont, Klärchens Mutter aus dem Trauerspiele Graf Egmont. Saul, König von Israel im Melodrama gleiches Namens. Die Costüms sind passend, und der Stich verdient Beyfall; nur Saul ist steif und grell. Sämmtliche Kupfer sind illuminirt. Dem ganzen Jahrgange werden 52 illuminirte Costümes beygegeben werden.

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

80. Stück, den 4. July 1810.

BOTANIK.

Allgemeine ökonomisch-technische Flora oder die mannigfaltigste Benutzung des Gewächsreichs zum Gebrauch für Oekonomen, Fabrikanten, Künstler, Gärtner, Forstmänner, Professionisten, Haus- und Landwirthe, und andere Liebhaber. Zweyte Lieferung mit 14 getrockneten Pflanzen. Breslau, bey Carl Friedrich Barth, 1810. Fol. 28 Seiten Text und 14 Blätter mit aufgehefteten Pflanzen. (1 Thlr. 12 gr.)

Recensent hat das erste Heft nicht gesehen, auch das Urtheil, welches darüber gefällt worden ist, nicht vernommen.

Ein wahrhaft nützendes Herbarium vivum wäre für die Verbreitung richtiger Kenntniss unter den Classen der Gewerbtreibenden gewiss eine erwünschte Sache, wenn jeder diejenigen Pflanzen fände, deren Kenntniss sein Gewerbe zunächst heischt. Das gegenwärtige wird dieser hohen Forderung, auch wenn es Unterstützung zur entferntesten Fortsetzung genug fände, wohl nie entsprechen. Denn soll ein jeder das Seinige finden, so wird er genöthigt, auch das zu kaufen, was seinen verwandten Gewerbsgenossen gehört. Dann wird aber das Unternehmen zu theuer, um darauf die Hoffnung zu gründen, der Wissenschaft Vorschub zu thun. Wie gross ist aber nicht die auf dem Titel angegebene Zahl der verschiedenen Interessenten! und dennoch ergibt sich aus der Bearbeitung, dass der Beysatz: und für andere Liebhaber, noch viele in sich schliesse. So gehört dazu der Arzt, dem gerade der grössere Theil des Inhalts zunächst liegt. Der ungenannte Verf. scheint selbst der Heilkunde zugethan zu seyn. Es gereicht der Wissenschaft keineswegs zum Vortheile, wenn Verfasser und Verleger darauf ausgehen, durch gemischtes Material mehr Käufer zu locken. Diess erregt Unwillen, und dieser vermindert am Ende denn doch auch die Käufer. Meynte man es mit dem Publico und mit den Wissenschaften redlicher, so würde manches Unternehmen leichter und vortheilhafter gelingen, als es jetzt bey dem allgemein erregten Misstrauen der Fall zu seyn pflegt.

Es hat zwar den Schein, als wolle der Verf. der Landwirthschaft ein Hülfsmittel geben. Allein auf diesen Fall musste er nicht nur eine strengere Auswahl der Pflanzen selbst treffen, sondern sich auch auf die zunächst beschränken, welche wirklich Interesse für den Landwirth haben. Es hat die Landwirthschaft überhaupt das Schicksal, dass vieles Geschriebene ihr angepriesen wird, was gar nicht landwirthschaftlich ist. Mit diesen wird denn auch leichtlich manches nützliche Buch ungelesen gelassen. Der erste, der in botanischer Hinsicht der Landwirthschaft wahrhaft nützen wird, wird der seyn, welcher es vermag, das Chaos vor sich zu nehmen, dieses zu ordnen, das Einzelne zu prüfen, das Schlechte auszuwerfen, und das Gediegene in ein passendes Ganze zu vertheilen.

Wir wollen nun den Inhalt näher angeben. Die *botanische Beschreibung*, welche jeder Pflanze beygefügt ist, ist kurz, aber hinlänglich für den schon geübten Botanisten, aber darum nicht für Alle verständlich. Rec. ist der Meynung, dass die Beschreibungen der Pflanzen nach den einzelnen Theilen der letztern gemacht werden müssen, wenn sie für ein gemischtes Publicum, wie hier der Fall ist, bestimmt sind. Sind sie gut, so wird auch der Geübtere beym Lesen nicht Langeweile empfinden, der Unkundige genöthiget, seine Aufmersamheit zu schärfen und so ungesucht angewiesen, wie man das Pflanzenstudium betreiben müsse. Der Emsige, der Fähige vergleicht sie mit der Natur, lernt sicher beobachten und bekommt Festigkeit. —

Die *technische Angabe* oder *Benutzung der Pflanzen* ist dagegen sehr weitläufig. So erhielt

der gemeine Hirse 5 Folioseiten, der Hollunder 4 u. s. w. Allein es ist dazu auch alles aufgenommen, was, wahr oder nicht wahr, irgendwo niedergeschrieben wurde. Aus den Angaben leuchtet nur zu deutlich hervor, dass der Verf. nichts weniger als selbst landwirthschaftliche Kenntnisse besitzen könne. Der oben erwogenen Prüfung ist daher keinesfalls vorgearbeitet worden.

Das gegenwärtige Heft fängt mit Nr. 13. an, und enthält folgende Pflanzen: Panicum mileaceum L. 14. Alchemilla vulgaris W. 15. Coriandrum sativum L. 16. Sambucus nigra L. 17. Polygonum Bistorta L. 18. Agrostemma Githago L. 19. Ficaria ranunculoides. Roth. 20. Linaria vulgaris. Mönch. 21. Trifolium montanum L. 22. Achillea Millefolium W. 23. Salix pentandria. Smith. 24. Mercurialis perennis L. — Die deutschen Benennungen sind immer beygefügt. Die Pflanzen selbst sind gut getrocknet und durch schwache Papierstreifchen befestiget. Das Aeussere ist gefällig und die zum Umschlage gewählten Pappenschalen entsprechen dem Zwecke.

Ö K O N O M I E.

Tägliches Taschenbuch für Landwirthe und Wirthschaftsverwalter auf das Jahr 1811. von dem Herausgeber der landwirthschaftlichen Zeitung (Pastor *Schnee*). Mit 1 Kupfer. Leipzig, in Commission bey Hemmerde u. Schwetschke. 156 S. 8. (18 gr.)

Vorliegendes Taschenbuch ist dazu bestimmt, Anfängern in der Landwirthschaft nützliche Wahrheiten an die Hand zu geben, oder wie sich der Verf. ausdrückt, ihnen behülflich zu seyn, ein Wort mit reden zu können, ohne über sich lächeln zu lassen. Der Himmel bewahre uns vor Oekonomen, die es sich zum Berufe machen, nur zu scheinen, was sie seyn sollten! Die Landwirthschaft hat in jeder Hinsicht Würde und Stoff genug, um sie ernstlich und nicht bloss zum Scheine zu studiren. Der ist des Namens eines Oekonomen unwürdig, welcher die Gelegenheit verschmäht, sich gründliche Kenntnisse seines Gewerbes zu verschaffen. Recens. thut es in der Seele leid, sein Urtheil damit anfangen zu müssen, dass der Autor auch nur zum Scheine, dem Titel nach, ein gutes, wahrhaft nützendes Buch gemacht habe. Statt dass ein redlicher Fleiss seine Feder hätte führen sollen, hat er nur in aller Eile aus vorhandenen Büchern abgeschrieben, ohne jedoch seine Quelle mehr als zweymal zu nennen. Es zeigen sich sogar Fehler der Unrichtigkeit, die bey ernstlicher Prüfung leichtlich hätten vermieden werden können.

Wir wollen vorerst den Grund angeben und in bündiger Kürze eines und das andere besonders ausheben, um unser Urtheil nicht ohne Belege zu fällen. Der Verf. hat seinem Buche ein reichhaltiges Inhaltsverzeichniss vorausgeschickt, aber desto dürftiger sind in sich die Rubriken. Nr. I. ist eine nothdürftige Beschreibung des bekannten Exstirpators. Die dazu gehörige Abbildung ist aus Thaers Ackerwerkzeugen und die Beschreibung etwas verändert aus der landwirthschaftlichen Zeitung entlehnt. Für den, welcher mit diesem nützlichen Instrumente noch nicht bekannt ist, lesenswerth. II. Uebersicht der Wirthschaftsgeschäfte nach der Zeitfolge. — III. Kurze und deutliche Belehrung über die verschiedenen Acker- und Wirthschaftssysteme. — Auszug aus Thaers Grundsätzen mit einer Einleitung, die den Verf. keinesfalls als einen forschenden und mit dem höhern Geiste der Oekonomie bekannten Landwirth empfiehlt. Er hält es mit der Schaale und spöttelt, vermuthlich weil er den Kern nicht zu lösen weiss, oder wollte er denen, welche das Bessere, d. h. das Gründliche ohne dem verachten, das Wort reden? Ein Schriftsteller hat jedesmal zur Pflicht, dem Bessern Vorschub zu leisten, und versündiget sich an den Zeitgenossen und Nachkommen, wenn er sich so benimmt, wie hier der Herr Pastor gethan hat. — IV. Witterungsanzeigen — wie sie gewöhnlich sind. Mehrere aufgestellte Regeln treten sich in Widerspruch. Ein guter Naturkalender würde statt dieser Anzeigen die Aufmerksamkeit des Landwirths auf den Gang der Natur mehr erregt und dem Vf. Gelegenheit gegeben haben, manches in dieser Hinsicht zur Sprache zu bringen. — V. Resultate chemischer Untersuchungen und landwirthschaftliche Beobachtungen. — Auszug aus Thaers Grundsätzen. VI. Verschiedene Notizen — als a) verschiedene Flächenmaasse — Eine kaum des Erwähnens werthe Angabe, die selbst nicht einmal fehlerfrey ist. Ein sächs. Acker hat nicht 800 Quadratruthen, sondern nur 300, und eine sächs. Ruthe nicht 7 Ellen, sondern 7 Ellen 14 Zoll Dresdner Maas. Mithin 33,124 Quadr." Auch ist es höchstens nur an den Grenzen üblich, in Sachsen nach Morgen zu rechnen, allgemein ist die Benennung Acker eingeführt. Ausserdem wird im gemeinen Leben nach Scheffeln bestimmt, und diese tadelnswerthe Gewohnheit mag den Verf. zu seiner Angabe bewogen haben. Selbst das Magdeburger Maas ist hier nicht einmal richtig angegeben, ob es schon dem Verf. einheimisch ist. Denn er hat unterlassen zu bestimmen, nach welchem Maasse man üblich die Ruthen misst, was das Rheinländische ist. - Die übrigen aufgestellten Maasse sind noch weniger instructiv angegeben. Wollte der Verf. für Anfänger schreiben, so fand er hier eine sehr schöne Gelegenheit, ihnen zu nützen und den Schlüssel zu mancher guten Schrift zu geben. Allein diess wich-

tige Kapitel auf 1½ Seite in einem Lehrbuche für Anfänger abzufertigen, verdient den gerechtesten Tadel. Was er b) vom Maasse des Strassenbaues und c) von Meilenverhältnissen nach Rheinl. Fussen und Minuten sagt, ist ganz unerheblich. Nützlicher ist d) die Angabe der Wagenspuren verschiedener Länder; e) eine Tabelle, wie viel Mehl und Klei ein Müller von einer gegebenen Quantität Korn (Roggen) nach dem Gewichte, und f) wie viel Pf. Brod ein Bäcker von einer nach dem Gewichte gegebenen Quantität Mehl liefern müsse. VII. Gedrängte Uebersicht der Maasse, Münzen und Gewichte der vorzüglichsten Städte Deutschlands und der übrigen europäischen Länder. VIII. Entfernung der wichtigsten Städte Deutschlands, nach den gewöhnlichen Postangaben. IX—XII. Interesse-Rechnung nach Thalern, Gulden, Jahren und Monaten.

S. 15 wird angerathen, die Luzerne nach jedem Schnitte mit einer scharfen Egge zu eggen. Diess könnte leichtlich einen Anfänger verleiten, seine Lucernenfelder gänzlich zu ruiniren. So nützlich das Eggen im Frühlinge, etwa im Märze, nicht wie der Verf. anräth, im Februar, auch wirklich ist und geschieht, so schädlich würde es zu der Zeit doch seyn, wenn die Pflanzen im vollen Wachsthume begriffen sind, weil die Wurzelköpfe beschädigt und sehr viele Stängelkeime abgebrochen werden. Man versuche es und beschädige jetzt die Wurzel, und man wird die Belege zu dem Gesagten finden. Wenn das Auflockern der Erde geschehen kann, ohne dabey die Pflanzen zu verletzen, so wäre es an sich allerdings sehr nützlich. Diess wird aber nur geschehen können, wenn die Pflanzen Reihenweise stehen. Die bekannte Pferdehacke wäre auf diesen Fall das nützlichste Instrument. — S. 26. Wird angerathen, Runkelrüben ins Feld zu bringen, das vorher behackte Früchte getragen hat. Alles, was dagegen gesagt werden könnte, abgerechnet, so würde dieses Verfahren eine Unordnung in der Feldbestellungsart hervorbringen, von der man nie eher abweichen darf, als bis die überzeugendsten Gründe dazu stimmen. Auf Gründe scheint sich aber der Verf. nicht gern einzulassen. S. 27 hält der Verf. den Ackerspörgel (Spark) fälschlich für eine Grasart und räth S. 33 Schwaden zu säen. Was ist das für eine Pflanze? Sollte etwa Festuca fluitans Lin. gemeynt seyn? Diess ist zwar eine sehr nützliche Saamenpflanze, aber unsers Wissens noch nie auf dem Felde gebauet worden. Das S. 35 angerühmte Schwemmen des Rindviehes kann und muss Rec. aus eigener Erfahrung empfehlen. S. 41 wird angegeben, dass der Karpfen im Augustmonate streiche. Diess geschieht im Juny und bey warmer Witterung schon im May. S. 51 wird zu allgemein angerathen, die ausgefischten Teiche den Winter über mit Wasser anzulassen, besser ist, wenn man sie ausfrieren lassen kann. S. 47. Was ist denn *Dreyblatt* für eine Pflanze? Die S. 62 angezogene Bemerkung über die Dreyfelderwirthschaft wird jeder unpartheyische Landwirth für richtig finden. Wenn die Wechselwirthe diese Wirthschaftsart nähmen, wie sie unter den Händen guter Landwirthe ist, und sehen wollten, wie weit man es dabey bringen kann, sie würden wenigstens glimpflicher sprechen und schreiben. Wenn aber S. 69 behauptet wird, das Wechselwirthschaftssystem sey verrufen, so ist dabey nichts mehr, als die Wahrheit verfehlt, es ist an und für sich ganz vorzüglich, aber auch nur, wie jedes andere, in localer Beziehung.

Das vorgebundene Tage - und Wochenbuch entspricht seinem Zwecke. Für jede Woche sind 2 Seiten bestimmt und bequem vertheilt. Der Raum wird zulangen, die täglichen Notizen zu fassen.

Der Verlagshandlung gebührt das Lob, dass sie nicht nur das zum Aufschreiben bestimmte Tagebuch auf einem starken und schönen weissen Papier abdrucken liess, sondern auch Sorge für ein gefälliges Aeussere trug, und wir finden in dieser Beziehung den Preis sehr billig.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Bemerkungen über Wielands Euthanasia, zur Beruhigung für diejenigen, welchen die Hoffnung eines künftigen Lebens und der Vereinigung mit den Ihrigen theuer und wichtig ist. Leipzig, bey Bruder und Hofmann, 1810. 8. 208 Seiten. (18 gr.)

Das Büchlein entspricht seinem Titel und den auf diesem ausdrücklich bezeichneten Lesern zur Genüge. Der ungenannte Vf. machte durch jenen nicht etwa zu einer förmlichen, planmässigen und vollständigen Prüfung und Widerlegung der bekannten Wielandischen Schrift (denn dass er als Gegner derselben hier auftrat, gibt schon der Beysatz des Titels zu erkennen) sich anheischig, sondern bloss zu Bemerkungen darüber, dergleichen er denn auch, und zwar insbesondere über das zweyte und dritte der unter dem Gesammtnamen „Euthanasia" begriffenen Gespräche, weil nur diese ihm anstössig waren, eine beträchtliche Menge von im Ganzen zweckmässiger Beschaffenheit mitgetheilt hat; und eben so werden Leser, welche Nichts als Beruhigung für ihren durch die erwähnten Dialogen angefochtenen Glauben an das künftige Leben und Wiedersehen hier suchen, die Popularität der Materien sowohl, als des Tons, wodurch des Verf. Vortrag, einige Wiederholungen in den Gedanken und Vernachlässigungen im Ausdruck abgerechnet,

vortheilhaft sich auszeichnet, für sich sehr geeignet und befriedigend finden. Durchgängig spricht in diesen erbaulichen Blättern zu ihnen ein Mann, dessen Herz durch den trostlosen Sadducäismus, den der kaltsinnige Wilibald dort prediget, nicht weniger, als das ihrige, sich tief verwundet fühlte, und welches jedoch bey aller Wärme für den gemeinschaftlichen Glauben weder in blossen klangvollen, aber gehaltleeren Declamationen sich vernehmen, noch zu einer seines Gegenstands und Gegners unwürdigen Entrüstung oder gar Erbitterung sich hinreissen liess. Dabey fehlt es ihm an einer gewissen, durch die Sache selbst eingegebenen, Beredsamkeit eben so wenig, als an Gründlichkeit und Feinheit des Räsonnements; das Härteste aber, was seine Bescheidenheit über den Herausgeber der Euthanasia zu sagen sich erlaubte, möchten folgende, auf S. 93 befindliche, durch den Zwischensatz sichtbar noch gemilderte, Worte seyn: „Man muss es mit innigem Bedauern ansehen, wie dieser sadducäische Glaube durch solche Herolde, die so grosses Ansehen besitzen, immer mehr ausgebreitet" (wird, so?) „dass Indolenz und jede Art von Inhumanität dadurch, — wenn auch gleich nicht immer absichtlich, — doch unausbleiblich, immer mehr befördert und zu etwas Unschuldigem gestempelt wird." Es vertrug sich allerdings nicht wohl mit dem Plane des Verfs., über das Ganze des Unsterblichkeitsglaubens ein solches Licht zu verbreiten, dass dessen praktische Consequenz und Nothwendigkeit (worauf auch allein seine heilige Würde sich gründet) bey aller Unentscheidbarkeit der Sache durch theoretische Untersuchung für Jedermann klar und gewiss geworden wäre; er konnte nach der einmaligen Anlage und Tendenz seines Werks immer mehr einzelne Seiten des eben so schwierigen, als erhabenen Gegenstands beleuchten, und statt eines Totalüberblicks desselben bloss fragmentarische Darstellungen von ihm geben. Allein sehr vereinbar mit seinem Zwecke und sogar sehr förderlich für diesen würde es ohne Zweifel gewesen seyn, auf die mannigfaltigen und zum Theil auffallenden Schwächen und Blössen seines, wie es scheint, von ihm für zu furchtbar angesehenen Gegners aufmerksam zu machen. Denn welchem nur auf logische Richtigkeit gehörig Acht habenden Leser jener berufenen Wielandischen Gespräche kann es z. B. entgehen, dass mit dem an mehrern Orten (s. S. 172. 178—79. 195. 236—37.) darin vorkommenden, sehr vernünftigen, Geständnisse, es lasse sich die Frage nach der persönlichen Fortdauer des Menschen im Tode theoretisch nicht sicher beantworten, die kühne Behauptung „der Geist des Verstorbenen" habe mit den Gliedmaassen des Leibes auch das Erinnerungsorgan und mit diesem *alle Vorstellungen von seinem vorigen Leben und dessen Verhältnissen* verloren," so wie auch die mehrmalige Abfertigung des Glaubens an jene Fortdauer durch den Spottnamen eines „süssen Wahns" sich schlecht vertragen? Und welchem unbefangenen und nüchternen Beobachter muss nicht die Absichtlichkeit bemerklich werden, mit welcher Wilibald S. 217—18 theils viel mehr durch sein bisher Gesagtes dargethan zu haben versichert, als er wirklich dargethan hat, theils die ihm noch entgegenstehenden moralischen Gründe über die Gebühr herabsetzt und schnell beseitiget, um nur sobald als möglich zur Empfehlung seines wahren, durch alle Rednerkünste unvertilgbaren, Paradoxons zu gelangen, dass bey dem Läugnen der individuellen Unsterblichkeit sich die Menschheit physisch, ja sogar moralisch besser befinden würde, als bey deren gläubigem Anerkennen? In der That, man möchte fast dem Urheber dieser Euthanasia, zu seiner Ehre, das Urtheil fällen, dass er lediglich, beleidigt und empört durch das Extrem des von ihm bestrittenen Aberglaubens, das, freylich nicht beyspiellose, Unglück gehabt habe, zu dem, diesem gerade entgegengesetzten, Unglauben überzugehen. — Unser Verf. hat seiner eigenen, nur bis S. 134 reichenden, Arbeit noch eine, verhältnissmässig nicht kleine, Sammlung fremder, den von ihm vertheidigten Glauben unterstützender Ansichten und Aussprüche beygefügt. Die in derselben aufgenommenen trefflichen Bruchstücke einiger Reinhardischen Predigten nebst der nicht minder zugleich gehaltvollen und kräftig ausgedrückten Betrachtung aus Herders zerstreuten Blättern fanden hier unläugbar noch weit schicklicher einen Platz, als Kants, Jacobs und Dedekinds Beweise für die Unsterblichkeit der Seele, welche bey aller Wichtigkeit und Güte des Inhalts zu sehr die Schulform an sich tragen, um den Lesern einer populären Religionsschrift hinlängliches Interesse gewähren zu können. Ueberaus zweckmässig aber ist die das Ganze beschliessende Stelle aus Wielands Agathodämon, aus welcher, was auch unser Verf. anzumerken nicht vergessen hat, deutlich hervorleuchtet, wie wenig übereinstimmend mit sich selbst dieser berühmte Schriftsteller über einerley Gegenstand zu verschiedenen Zeiten dachte, und welche sich wohl leicht durch manche ähnliche aus andern Theilen seiner bändereichen Werke noch hätte vermehren lassen.

ARZNEYWISSENSCHAFT.

B e s c h l u s s

der Recension von *Burdach's Arzneymittellehre.*

Dritter Band.

Die zweyte Abtheilung enthält die sauerstoffentbindenden Arzneymittel. Hier stehen die extractivstoffigen und die gerbestoffigen Mittel, nebst

dem Eisen und seinen Präparaten. Unbezweifelt gehören diese Mittel zu denen, welche sich durch ihren reichlichen Gehalt an Kohlenstoff vor andern auszeichnen, wie Hr. B. S. 198 selbst erinnert. Man hätte demnach die Abhandlung der genannten Mittel auch unter den kohlenstoffigen Arzneymitteln, also unter der zweyten Abtheilung der brennstoffigen, unter den Reizen der mittlern Potenz des nervösen Systems, vermuthen sollen. Dennoch erscheint dieselbe hier unter den sauerstoffigen Mitteln; freylich sehen wir es täglich durch die Erfahrung bestätiget, dass diese Mittel die Functionen des nervösen Systems nicht erregen, ausschliesslich die Energie des contractilen Systems vermehren, hier zwar langsam, aber eingreifender und durchdringender einwirken. Diese Eigenschaft dieser kohlenstoffigen Arzneymittel gibt nun unstreitig einen bedeutenden Einwurf gegen Hrn. B. aufgestelltes System (nach welchem bloss die sauerstoffigen Mittel als Reize für das musculöse System wirken sollen) ab, und da Hr. B. diesen Einwurf recht gut fühlte, so hält er sich bloss an die Folgen, welche ihre Anwendung im Organismus nach sich zieht, die besonders durch verstärkte Energie des musculösen Systems sichtbar werden. Um aber seine Theorie über die Reizmittel des irritabeln Systems gegen diesen Einwurf zu verwahren, nimmt er an, dass in diesen Mitteln für immer Sauerstoff enthalten sey, und da sie in demselben Grade reiner auf die vollkommne Muskelfaser wirkten, als sie an Sauerstoff reichhaltiger wären, dieses uns auch berechtigte, letztern als das eigentlich wirksame Princip in ihnen anzunehmen. Recens. kann dieser erkünstelten Erklärungsart seinen Beyfall aus mehreren Gründen nicht zollen; einmal, weil durch das differente Streben des Kohlenstoffs und Sauerstoffs gegen einander eine Indifferenz aus beyden selbst hervorgeht, eine gegenseitige Beschränkung derjenigen organisch-dynamischen Thätigkeiten, denen sie in dem thierischen Organismus vorstehen, wodurch sie am Ende als indifferente Mittel wirken und selbst in die Masse des Organismus übergetragen, assimilirt werden, sodann auch deswegen, weil keine Uebersättigung der aufgeführten kohlenstoffigen Arzneykörper mit Sauerstoff, wodurch diese Mittel ihre dynamische Wirkungsweise umänderten, keinesweges erwiesen werden kann; und das Eisen, als ein im hohen Grade cohärenter und ziemlich reiner Kohlenstoff, ein Mittel, das eine der höchsten Stufen der kohlenstoffigen Reihe behauptet, seine, die Energie der contractilen Theile erhöhenden, Eigenschaften, in den Eisenkalken eben so sichtbar, wie in den verschiedenen Arten des Eisensalzes, darstellt. — Bey den extractivstoffhaltigen Mitteln würde wohl das Extractum Humuli, so wie bey den gerbestoffigen die Hb. Salicariae die Fol. Ilicis aquifolii mit Recht unter den absoluten Mitteln stehen; so wie Rec. die Rad. Polygalae amarae lieber neben die Rad. Polygalae senegae gestellt haben würde, in so fern erstere sowohl in Hinsicht ihrer nähern Bestandtheile, als ihrer Wirkungsweise letzterer sehr nahe kommt. Dass sie mehr Extractivstoff als die Senega enthält, will Rec. gerade nicht leugnen, indessen werden dadurch ihre Wirkungen, die von dem ihr beywohnenden Harze und ätherischen Oele abhängen, nicht in dem Grade beschränkt, dass man den Extractivstoff als das in ihr vorwaltend wirksame Princip anzunehmen berechtigt wäre, wie dieses ihre Anwendung bey asthenischen Affectionen der Lungen, die Hr. B. selbst aufführt, hinlänglich beweiset. Dass dieses Mittel als ein die Kräfte des Darmkanals und die Verdauung unterstützendes von praktischen Aerzten empfohlen und angewendet worden sey, erinnert sich Rec. nirgends gefunden zu haben. Uebrigens steht wahrscheinlich durch Versehen S. 248. III. Polygala amara statt Polyg. senega. Unverdienter Weise scheinen die Globuli martiales unter den entbehrlichen und obsoleten Mitteln zu stehen.

Die dritte Abtheilung umfasst die *einfachen Säuren*, wohin die Kohlensäure, Phosphorsäure, Schwefelsäure, Salpetersäure, Salzsäure und das Sauerstoffgas gerechnet werden. Der Hr. Verf. erklärt ihre Wirkungsweise nach seiner bekannten Theorie. Sie ist theils chemisch, theils dynamisch. Bey der Kohlensäure erwähnt derselbe besonders das Einathmen dieser Gasart in der Lungensucht, und gibt hier ausführlich die Anwendung des Girtannerschen Apparats an. Eigne Erfahrungen scheint Hr. B. über die Anwendung der Kohlensäure in dieser Krankheit nicht zu haben, die, soviel Rec. sich erinnert, besonders in den Italienischen Spitälern gebräuchlich ist. Zu kurz scheint Rec. die Abhandlung über die Schwefelsäure, die, als ein so wichtiges Mittel, nach unserm Dafürhalten verdient hätte, ausführlicher zu seyn. Die Fälle ihrer Anwendung sind fast nur mit zwey Worten, ohne irgend eine nähere Bestimmung der Bedingnisse, bey welchen sie Statt oder nicht Statt findet, aufgezeichnet, so wie überhaupt das Specielle bey den einzelnen Heilmitteln im ersten und zweyten Theile des vorliegenden Systems vom Verf. mehr berücksichtigt zu seyn scheint, als im gegenwärtigen. Doch lässt Rec. dem Hrn. Verf. gern in Hinsicht des Acidi nitrici Gerechtigkeit widerfahren. Bey dem Acido muriatico oxygenato erinnert Rec., dass dieses Mittel nicht nur vornämlich äusserlich, als Ungt. oxygenatum mit Nutzen angewendet worden sey, sondern noch neuerlich vom D. Kapp in Bayreuth innerlich, der seine Erfahrungen darüber im Horn'schen neuen Archiv f. med. Erf. VI. B. 2. St. niederlegte. Er empfiehlt sie besonders bey chronischen Hautausschlägen, der febr. putrida, dysenteria putrida, Wechselfiebern und einigen Arten der Convulsionen bey

Kindern. Er gebraucht sie in Form eines Saftes, und nimmt auf ℥j bis ℥iij Kirsch- oder Himbeerensaftes ʒij — ʒvj Acid. muriat. oxygen., und lässt davon Caffeelöffelweise (aus beinernen oder gläsernen Löffelchen, ans leicht zu erachtenden Gründen,) nehmen. Er sah besonders bey einer faulichten Ruhrepidemie gute Wirkungen davon. Auch findet sich Einiges über den innerlichen Gebrauch der oxygenirten Salzsäure in *Horn's* Handbuche der medizin. Chirurgie. Das Ganze beschliesst ein vollständiges Verzeichniss der abgehandelten Mittel.

Wenn dem Rec. bey diesem dritten Theile im Allgemeinen noch etwas zu wünschen übrig blieb, so war es erstens die nöthigste Literatur, die man hier ungern vermisst. Rec. kann keine Ursache auffinden, die den Verf. bestimmen konnte, von seiner lobenswürdigen Gewohnheit, mit Auswahl die wichtigsten Schriften über einzelne Mittel ihrer speciellen Behandlung hinzuzufügen, die er im ersten Theile, und auch, wiewohl schon sparsamer, im zweyten befolgte, abzugehen, da man bey genauem Studium seiner Arbeit wohl bald sieht, dass die Literatur und die Quellen keinesweges ihm unbekannt waren. Sodann scheinen manche Arzneymittel dem Rec. ihrem Werthe und ihrer häufigen Anwendung nach zu kurz abgehandelt worden zu seyn. Diess möchte Rec. namentlich von den Mineralwässern behaupten, deren Verordnung, wie Rec. mehrmals gesehen, manchem angehenden Arzte Schwierigkeiten verursachen, und wo derselbe mit Dank eine nähere Auskunft vom Hrn. Verf. angenommen haben würde. Mit Nutzen würde derselbe sich weiter über die verschiedenen Arten ihres Gebrauchs, über die verschiedenen Effecte verschiedener Quellen in einem und demselben Badeorte, über die verschiedenen Krankheitsformen, in denen sie von Vortheil sind, über die Cautelen bey ihrer Anwendung, Diät, Verhalten während ihres Gebrauchs u. s. w. verbreitet haben. Diess gilt selbst von gebräuchlichsten Mineralwassern, z. B. dem Bitter- und Saydschützer Wasser (das in einigen Zeilen abgehandelt, und gegen Gicht! — unter andern empfohlen wird), dem Pyrmonter und Töplitzer Wasser (letztes ist doch in seinen verschiedenen Quellen sich nicht ganz gleich), dem Karlsbad (bey dessen Gebrauch eine geprüfte Auswahl der verschiedenen Brunnen nöthig ist) und dem Egerbrunnen u. s. w.

Rec. sieht hiermit dieses System der Arzneymittellehre nun geschlossen, dessen Bearbeitung den Kenntnissen und dem rühmlichst bekannten Talent des Hrn. Verf., durch seine gewandte Sprache und Darstellungsgabe, seine Ideen andern anschaulich und klar zu machen, eben so viel Ehre macht, als die bereits von ihm gelieferten und mit allgemeinem Beyfall aufgenommenen Arbeiten. Strenge Ordnung, nicht zu verkennende Consequenz der aufgestellten Ideen, geistreiche Sprache, einnehmender klarer und lichter Vortrag, Entfernung aller Streitsucht, und fleissige Benutzung der früher erschienenen Arbeiten in diesem Fache der Medizin, sind die Vorzüge, die dieses Werk vor so manchen andern Schriften dieser Art auszeichnen. Rec. hält dieses System gewiss mit Recht für eins der besten Handbücher über die Arzneimittellehre, nicht allein des theoretischen Theils desselben, sondern auch des praktischen wegen, in welchem man die verschiedenen Fälle der Anwendung eines gegebenen Arzeneymittels nicht, wie in so vielen Schriften über Mat. med. ohne alle Ordnung unter einander geworfen, sondern unter gewisse feste Gesichtspunkte gestellt erblickt, wodurch das Studium derselben so sehr erleichtert wird. Im praktischen Theile scheint Hr. B. besonders die *Jahnsche* Arzneimittellehre sich zum Muster genommen, und sie mit Einsicht fleissig benutzt zu haben.

JUGENDSCHRIFTEN.

Wilhelmine. Ein Lesebuch für Mädchen von zehn bis funfzehn Jahren, zur Bildung des Herzens und des Geschmacks. Von dem Prof. *Johann Genersich.* Wien 1811 (1810). Im Verlage bey Anton Doll. Erster Theil. 276 S. 8. Zweyter Theil. 278 S. 8. Mit zwey Kupfern.

Ungeachtet an Lesebüchern für die weibliche Jugend kein Mangel ist; so verdient doch Hr. Johann Genersich, Prof. der Beredsamkeit an dem evangelischen Gymnasium zu Käsmark in Ungarn, für das vorliegende sehr zweckmässige Lesebuch Dank. Dem Verf. leuchtete bey der Ausarbeitung seiner brauchbaren Schrift der moralisch-ästhetische Gesichtspunct vor. Er dachte sich die Bedürfnisse der Mädchen, die schon in einer untern Classe einen gewissen Grad der Bildung erreicht haben und in der letzten höhern Classe ihren Schulcursus beendigen sollen, und versuchte es, theils in eignen Aufsätzen die sittliche und ästhetische Bildung der aufblühenden Gattinnen, Mütter und Hausverwalterinnen zu befördern, theils in einem Blumenstrausse das Brauchbare, was er für sie in älteren und neueren Büchern, namentlich in Dichtern vorfand, ihnen zur öffentlichen und häuslichen Lectüre darzubieten. Die aus andern bewährten Schriften entlehnten Aufsätze hat der Verf. meistens angezeigt. Die Wahl und Anordnung derselben ist mit Umsicht angestellt worden. Das Werk erscheint zunächst als Lesebuch für die nicht ganz ungebil-

dete weibliche Jugend in öffentlichen Lehranstalten, aber es wird auch in Privaterziehungsanstalten und in Familienkreisen mit Nutzen gebraucht werden können. Die Menge der aufgenommenen Fabeln, Erzählungen und Lieder entschuldigt er damit, dass die ersteren einen unwiderstehlichen Reiz für das Alter haben, für welches der Verf. schrieb, und dass er den sorgfaltig gewundenen Blumenstrauss der Lieder zum Begleiter des erwachsenen Mädchens für das ganze folgende Leben bestimmte.

Der *erste Theil* enthält folgende Rubriken: I. *Charaktere in moralischen Erzählungen.* Den moralischen Erzählungen sind meistens gute Lehren vorausgeschickt oder am Ende beygefügt. Der Charaktere sind funfzig geschildert. Durch diese Zahl sind zwar nicht alle rühmliche und tadelnswürdige weibliche Charaktere erschöpft, aber doch vermisst man deren wenige. Es kommen folgende Charaktere vor: die Naschhafte, Flatterhafte, die Lügnerin, die Undankbare, Faule, die Siebenschläferin, Plaudererin. Geizige, Verschwenderin, Verleumderin, die Eigensinnige, Eitle, Hochmüthige, Zänkische, Unreinliche, Unverschämte, Furchtsame, Verwegene, die Heuchlerin, Schmeichlerin, Spötterin, die Unmässige, die Gewissenhafte, Ordentliche, Versöhnliche, Dienstfertige, Barmherzige, Wirthschaftliche, Adelstolze, Modesüchtige, Tanzsüchtige, Weichliche, Eigensüchtige, Neidische, Ehrgeizige, die Diebin, Müssiggängerin, die Gelehrte, die Säuferin, die Spielsüchtige, die Rachsüchtige, die Ungeduldige, die Splitterrichterin, die Romanenheldin, die Grossmüthige, die Unartige, die Bescheidene, die Unzufriedene, die Aufrichtige, die Freundliche. — II. *Fabeln und Erzählungen.* (S. 91 bis 169.) Sie sind von Gellert, Gleim, Lessing, Lichtwer, Pfeffel, Nicolai, Michaelis, Schmit, Zachariä, Hagedorn, Bürger, Schiebeler, Schiller und andern. Rec. findet die Auswahl gut, mit Ausnahme des Riesen Goliath S. 153. — III. *Beschreibungen.* (S. 170 bis 194.) Sie sind theils in Prosa, theils in Versen. Die meisten in Prosa sind von Gessner, die in Versen von Klopstock. — IV. *Briefe.* Sie sind vom Prof. Genersich mit vielem Fleiss verfasst und zur Lectüre für Mädchen geeignet. Viele beziehen sich auf das Vaterland des Verf., das romantische Ländchen in Ungarn. Recens. theilt folgende Probe des Briefstyls des Verf. mit. S. 240. „Liebste Freundin! Endlich bin ich von einer grossen Reise zurückgekommen. Bald unsere ganze Grafschaft haben wir durchirrt. Wahrlich, so kalt und unfreundlich das Zipserland ist, so hat es doch seine grossen Reitze. Ich wenigstens würde unsere Berggegenden schwerlich mit den morastigen Fluren und mit den weiten unbegränzten Ebenen anderer Theile Ungarns vertauschen. Hier die majestätischen Karpathen mit den gleich Riesen hervorragenden, gen Himmel drohenden drey Spitzen; bald ganz frey und heiter, bald in düstere Nebel gehüllt und den Augen unsichtbar, bald mit einem Wolkensaume wie mit einem Mantel bekleidet, aus welchem die freyen Spitzen prächtig hervorragen. Welch ein Schauspiel, wenn die kaum aufgehende, uns noch lange nicht sichtbare Sonne sie vergoldet, wenn diese ewigen Berge Gottes immer mehr von ihren Strahlen wiederscheinen. Am Fusse derselben stille, von fleissigen Händen bebaute Thäler, überall kleine Ortschaften, von emsigen Landleuten bewohnt. Hier ein Sauerbrunnen, zu welchem Karavanen von beyden Geschlechtern fröhlich wallfahrten. Dort ein ländlicher Sitz eines geachteten Mannes. In grösserer Ferne die Hauptstadt Zipsens, mit ihren schönen Häusern, doch ohne hohe Thürme, die längst in Trümmer verfallen sind, und nun halb von Mauern entblösst. Nur eine Stunde weiter das fruchtbare ländliche Iglo, mit seinen angenehmen Umgebungen und seinen gebildeten Einwohnern. In ziemlicher Entfernung das Zipser Schloss mit seinen ehrwürdigen Ruinen und dem Kapitel, der schöne Garten zu Hotkocz, das stille Wallendorf. Dann die in finstern Thälern begrabenen Bergstädte, das glänzende Schmöllnitz, mit seinem wunderbaren Cementwasser und seinen reichen Kupfergruben, das durch ein doppeltes Feuer verödete Einsidel, das durch seine Messerfabriken berühmte Göllnitz u. s. w." V. *Reise nach den Karpathen.* (S. 252 bis 275.)

Der *zweyte Theil* enthält folgende Rubriken. VI. *Idyllen.* (S. 1 bis 54.) Von Gessner, Bronner, Kleist, Voss, Krauseneck, Schmidt, Caroline Pichler. VII. *Sokratische Gespräche nach Xenophon.* In der Wielandischen Uebersetzung. VIII. *Elegien.* (S. 72 bis 86.) Von Hölty, Bürger, Klopstock, Schiller. IX. *Sinngedichte, Charaden und Räthsel.* (S. 87 bis 100.) Die Sinngedichte sind von Lessing, Hagedorn, Gryphius, Nicolai, Kleist, Pfeffel, Schiller, Göcking, Haug, Kretschmann. Die Verfasser der Charaden und Räthsel sind nicht genannt. X. *Liedersammlung für Gesang und Herz.* (S. 101 bis 218.) Aus der Mildheimischen Liedersammlung. Den Beschluss macht Schillers Würde der Frauen. In dem *Anhang* S. 219 fg. theilt der Verf. kurze anziehende Biographien der Johanna d'Arc oder der Jungfrau von Orleans, der Lady Johanna Gray und einiger edlen Römerinnen mit. Hr. Prof. Genersich hat den guten Biographienstyl ganz in seiner Gewalt.

Der Verleger hat für correcten Druck rühmlich gesorgt. Die zwey Kupfer sind von Blaschke schön gestochen.

Kurze Anzeigen.

Ungarische Dichtkunst. Kazinczy Ferencz Méltóságos Báró Wesselényi Miklós Urhoz, Miklósnak Fijához, midőn tizenharmadik esztendejébe belépvén a' Közép-Szolnok Várm. felköltek Között, mint Kapitány-Segéd-tisztje az Atyjának, szolgálni Kezdett, 's századját Mart. 25d. 1809 Nagy-Károlyban Nádor-Ispán Ő Cs. Kir. Fennsége előtt a' fegyverben gyakorlatta. (Franz von Kazinczy an den hochwohlgebornen Herrn Baron Nicolaus Wesselényi, Sohn von Nicolaus, als er im dreyzehnten Jahre seines Alters bey dem Insurrections-Corps des mittleren Szolnoker Comitats als Rittmeister-Adjutant seines Vaters zu dienen anfing, und seine Escadron am 23. März 1809 zu Nagy-Károly in Gegenwart Seiner k. k. Hoheit des Palatins manövriren liess.) Ofen, gedruckt mit Schriften der königl. ungarischen Buchdruckerey.

Die Abfassung guter poetischer Episteln ist eine der schwersten Aufgaben der Poesie. Da die poetischen Episteln immer mehr oder weniger didaktische Gedichte in Form der Briefe sind: so müssen sie immer die Popularität des Briefstyls beybehalten, aber doch die Sprache des gemeinen Lebens veredeln, Philosophie des Lebens und Witz enthalten, und die Gefühle immer edel und wahrhaft poetisch ausdrücken. Hr. von Kazinczy, der bereits in mehrern Fächern der Poesie, namentlich in der lyrischen und epigrammatischen, mit vielem Glücke aufgetreten ist, erwirbt sich jetzt auch auf diesem, unter den Magyaren noch brach liegenden Felde der Poesie, die schönsten Lorbeeren. Die vorliegende, in classisch-ungarischer Sprache geschriebene poetische Epistel zeichnet sich durch anziehend-freundliche Philosophie des Lebens, durch treffenden satyrischen Witz, z. B. über das fade Kartenspiel, dem der hochherzige Verfasser von ganzem Herzen feind ist, und die Modesucht der ungarischen Stutzer, durch edlen Ausdruck der Gefühle, durch Popularität, durch französische natürliche Leichtigkeit, durch wahren Dichterschwung und durch richtige Anwendung des griechischen Metrums, welches den ungarischen Gedichten einen hohen Reiz verleiht, vortheilhaft aus. Rec. hofft sein günstiges Urtheil zum Theil durch Mittheilung des Anfangs dieses trefflichen Gedichts nach einer treuen deutschen Uebersetzung zu begründen,

„Noch rauscht die Praetexta um deine Schultern, deine schönen Locken athmen noch ambrosische Gerüche, an den zarten Wangen und um den kleinen Mund blühen noch Rosen, wie um die des Amors — der lieblichste, bezauberndste Amor du selbst! Und siehe du entläufst schon den ruhigen Gemächern des Gynäceum und eilst auf das Blutgefilde, damit du dich denen zugesellen kannst, die dem grausen Tod entgegen schreiten. Knabe, was ist das? Wähnst du etwa, dass hier diejenige Schlacht sich anhebt, welche deine Gleichzeitigen auf den Rasen, welchen der Frühling mit Blumen überstreut hat, zu Freude aufflammend, führen? Du wähnst vielleicht, es werde auch hier genug seyn, wenn du auf dem Rücken deines fuchshaarigen Zelters die Erde so erzittern machen wirst, wie wenn du den jüngern Caesar und den Armidor, die zwey Zierden ihres Geschlechts, oder Jupitern, der noch immer stolz auf den Schwanenhals ist, der einst der Leda so gefährlich war, oder den langmähnigen alten Bucephalus, der für die geliebte kleine Lest noch stets jung ist, oder Brutus, den Sohlenanklopfer, und den Pitt und Fox, die sich auch hier nicht leiden können, in dem Stadium so lange zügelst, bis den sich hebenden Staub der Schaum löscht, der von den Beinen des müde gerittenen Pferdes herabträuft? O geniesse du die Freuden, die deinem Alter ziemen! Die Arbeit, zu welcher deine Gefährten aufsassen, fordert Mannsgeist und Mannsarm.

Was die sorgende Weisheit und das Beyspiel deines ruhmwürdigen Vaters in dir haben wirken können, und was sie gewirkt haben, sehe ich sehr wohl ein. Du hast um ihn nicht gelernt, wie man Halberzwölf und Paci machen, und den einfältigen Pagat — o welchen Aufwand von Geist erfordert das, und welche Freude bringt das! — erhaschen müsse, dass sein Hehler mit den Zähnen knirscht, und dem ihm verfolgenden Glück und dem Tag, welcher ihn gebar, flucht, unterdessen die zwey andern dem Sieger ein frohes Päan zurufen. Auch nicht das, was die Söhne unserer ersten Häuser, die zukünftigen Atlasse der Heimath vorzugsweise lernen: ob die Knöpfe an ihren Gilletwesten in einer oder in zwey Reihen stehen sollen, u. s. w.

Der Verfasser hat seiner Epistel erläuternde, zum Theil sehr witzige, Anmerkungen beygefügt. Recens. wünscht, dass der Verf. seine Landsleute mit vielen eben so trefflichen poetischen Episteln beschenken möge!

Medicinische kleine Schrift. *Theses medicae inaugurales*, quas Grat. Facult. Medic. consensu Praesid. *J. H. F. Autenrieth*, Medic. Doct. et Prof. Publ. Ord. pro gradu Doctoris die II. Novembris MDCCCVIII. publice defendet Auctor *Samuel Christianus Lucae* Moeno-Francofurtensis. Tubingae. 4. pag. 13.

Diese 24 Sätze aus ganz verschiedenen Zweigen der theoretischen und praktischen Heilkunde beurkunden ganz unbezweifelt die Fähigkeiten ihres Urhebers, und haben mehr wissenschaftlichen Werth als ein ganzes Dutzend dickleibiger Dissertationen, in welchen leere Köpfe dem Publico ihr pedantisches Gewäsche aufzudringen pflegen. Einige Sätze sind von der Art, dass sie die Hoffnung geben, der Verf., der durch seine neuesten Schriften seinen Beruf zum Zergliederer bewährt hat, werde sie bey einer schicklichen Gelegenheit weiter prüfen und ausführen. Dahin gehört z. B. die Vermuthung, dass die Gruben und Vertiefungen an der hinteren Fläche der Körper der Wirbelbeine vielleicht ähnliche Theile, wie die sogenannten Pacchionischen Drüsen aufnehmen. Andere der hier aufgestellten Sätze hat der fleissige und talentvolle Verfasser schon in seiner Schrift: „*Quaedam observationes anatomicae circa nervos arterias adeuntes et comitantes*" weiter ausgeführt.

NEUE

LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

81. Stück, den 6. July 1810.

GESAMMELTE SCHRIFTEN.

Die vor einiger Zeit auf Pränumeration angekündigte Sammlung von Schulreden des verstorbenen Rect. *Schwarze* ist, obgleich das Unternehmen nicht die Unterstützung gefunden hat, die man hoffen durfte und die es in doppelter Hinsicht verdiente, erschienen, und die davon erregte Erwartung wird man gewiss nicht unbefriedigt finden:

M. *Christian Aug. Schwarze's*, ehemal. Rectors des Gymn. zu Görlitz, *Schulreden.* Nach seinem Tode herausgegeben von D. *Karl Aug. Gottlieb Keil*, Prof. der Theol. auf der Universität Leipzig, und *Karl Friedrich Ernst Gedike*, Director der Bürgerschule zu Leipzig. Leipzig, in Comm. bey Göschen, 1810. XVI und 385 S. gr. 8.

Es sind achtzehn von dem Verewigten bey verschiedenen Gelegenheiten während seiner Amtsführung in Görlitz gehaltene Reden ausgewählt, die theils durch den Inhalt, theils durch die Art des Vortrags sich auszeichneten, und, obgleich vom Verf. selbst nicht zur öffentlichen Bekanntmachung bestimmt, doch bekannter gemacht zu werden verdienten. Sie sind aus seiner Handschrift unverändert abgedruckt, und dienen zugleich, den edlen Charakter des Verewigten denen, die ihn persönlich kannten, ins Andenken zurückzurufen, Andern, die ihn nur aus seinen Schriften hatten kennen gelernt, lebhaft vorzustellen. In der ersten, am 13. Dec. 1786 gehalten, werden *Arbeit und Vergnügen* (die man nur zu oft von einander getrennt glaubt), als *zwey durch die Gottheit natürlich verbundene Dinge* dargestellt, und die Freuden aufgeführt, welche Gott mit der Arbeit verbunden hat und welche aus der Befriedigung des Thätigkeitstriebs und der Aeusserung der Kräfte, aus dem Wachsthum der Kräfte und Geschicklichkeiten, der Besiegung mehrerer Hindernisse und Schwierigkeiten, den Vortheilen, welche eine regelmässige Arbeit gewährt, der Erwägung des Nutzens, den sie hat, dem Gedanken an die Erfüllung des göttlichen Willens, an die Erhaltung des göttl. Beyfalls und Beystandes, die ewigen Folgen und Belohnungen, entwickelt werden. Die zweyte, vom J. 1788, S. 19—40 verbreitet sich *über den Werth der Ordnungsliebe*, welche der Jugend nicht früh genug eingeprägt werden kann, und welche wohl auch von manchen Erwachsenen als pedantisch u. lästig verachtet und verspottet wird. Es war nöthig, den Begriff derselben festzustellen, und der Verf. erinnert daher, Ordnung finde sich überhaupt da, wo mehrere Dinge nach einer gewissen Regel eingerichtet, gestellt und verrichtet werden, und Ordnungsliebe sey dem zuzuschreiben, der alles am rechten Orte, zur rechten Zeit, im rechten Maasse und in den rechten Verhältnissen thut. Bey Auseinandersetzung ihrer Vortheile schränkt er sich auf die vornehmsten, die sie für Studirende insbesondere hat, ein, und diese sind: dass wir durch sie an Licht für unsern Verstand, an Zeit, an Kraft, an Muth und Lust zu nützlicher Thätigkeit gewinnen, und also geschickt gemacht werden, mehr Gutes zu lernen, zu thun, und zu geniessen, als es ohne sie möglich gewesen wäre. Die dritte, S. 41—62, untersucht, *was den Jüngling verpflichtet, seine Freyheitsliebe einzuschränken?* Sie wurde zu einer Zeit gehalten (16. Dec. 1789), wo Alles von der Seine her von Freyheit ertönte, und ein Freyheitsschwindel sich vornehmlich jugendlicher Köpfe bemächtigt hatte, und wo also auch Jünglinge insbesondere gewarnt werden mussten. Der Jüngling hat nicht Einsicht genug, um seine Freyheit sicher und ohne Nachtheil brauchen zu können, er muss sich also durch den Rath der Einsichtsvollern und Erfahrnern leiten lassen; ohne Einschränkung seines Freyheitstriebes kann er unmöglich den Grund zu einem nützlichen und glücklichen Leben in der bürgerlichen Gesellschaft für

für die Zukunft legen. Diese beyden Gründe für die freywillige Einschränkung der Freyheit des Jünglings werden vortrefflich und mit eingreifenden Anwendungen ausgeführt. Eine gleiche Veranlassung in den Zeitumständen hatte die vierte Rede, im J. 1790 gehalten: *wie verträgt sich die Verschiedenheit der Stände und des äusserlichen Glücks mit der natürlichen Gleichheit der Menschen?* (S. 63—88). Die damals verbreiteten Vorstellungen von natürlicher und bürgerlicher Gleichheit, die noch Jeder nach seinen Einsichten und Wünschen besonders ausbildete, konnten, wenn sie auch nicht überall Staaten zerrütteten, doch manche andere üble Folgen haben. Der Verf. untersucht zuvörderst, was es mit der natürlichen Gleichheit der Menschen für eine Beschaffenheit habe, und worin sie bestehe? Nicht in einer gänzlichen, allgemeinen und uneingeschränkten Gleichförmigkeit unsers Geschlechts nach Geist, Körper und äussern Umständen, sondern in der gleichen Natur, Ursprung und Bestimmung, in den darauf beruhenden gleichen Rechten, die zwar durch die Einrichtungen der bürgerlichen Gesellschaft näher bestimmt, auch in vielfacher Hinsicht eingeschränkt, nie aber den Menschen ganz entrissen werden können. Die unleugbare Gleichheit in wesentlichen Dingen fordert aber nicht Gleichheit in aller möglichen Rücksicht. Die Verschiedenheit der Stände und des äussern Wohlstandes unter den Menschen gründet sich eben sowohl auf die unabänderliche Einrichtung der menschlichen Natur, als ihre natürliche Gleichheit. Die Verträglichkeit der erwähnten Gleichheit und Ungleichheit wird noch durch folgende Puncte ausser Zweifel gesetzt; 1. keine rechtmässige bürgerliche Verfassung hebt die allgemeinen Rechte der Menschen auf, sie schränkt sie nur, zum Besten des Ganzen, in manchen Stücken ein; 2. sie hat vielmehr die Absicht, jene Rechte so viel als möglich zu sichern; 3. die Ungleichheit der Stände und des äussern Glücks ist eines der vorzüglichsten Mittel unsrer Vervollkommnung und Veredlung. Die fünfte Rede vom J. 1791. S. 89—112 belehrt *über den Werth der edeln Einfalt in Sitten und Charakter*, und auch sie ist für den Geist des Zeitalters, zu dem Duplicität und Triplicität und wohl noch mehr eher als Simplicität gehört, recht passend. Die *edle Einfalt* wird durch Liebe zu dem, was der Natur am gemässesten und am leichtesten ist, und durch Achtung und Ausdruck der Wahrheit, frey von aller Rohheit, Sonderbarkeit, Sorglosigkeit, Ueberverfeinerung, charakterisirt, und das Bild eines mit ihr geschmückten Mannes in treffenden Zügen entworfen. Diese edle Einfalt bringt dem Verstande und dem Herzen ihres Besitzers gleiche Ehre, sie wird seine Wohlthäterin durch Verminderung seiner Sorgen und Erleichterung seiner Geschäfte auf mannigfaltige Art; sie versüsst seine Freuden und verschafft ihm Liebe, Zutrauen und Hochachtung von der dauerhaftesten Art; sie macht den Menschen vorzüglich geschickt, das Christenthum von ganzem Herzen anzunehmen, treu zu befolgen, und dadurch seiner ganzen Seligkeit theilhaftig zu werden. Die sechste Rede (1798 gehalten, S. 113—134) beantwortet die Frage: *Gewinnt denn wirklich die Welt dabey, dass jetzt weniger Jünglinge, als sonst studiren?* Man weiss vielleicht schon aus andern Aufsätzen des Verewigten: er stimmte gar nicht denen bey, welche eifrig dahin arbeiteten, die Zahl der Studirenden noch mehr zu vermindern. Und gewiss man hat auf beyden Seiten wohl etwas sich verirren können, wenn man nicht das Studiren überhaupt und das Studiren (nach dem gewöhnlichen Sinne des Wortes) in einem gewissen Lande unterschied und bey letzterm auf veränderliche Zeitumstände und Verhältnisse Rücksicht nahm. Je weniger aber sich ein allgemeines, festes und unveränderliches Maass für die Zahl der Studirenden angeben lässt, desto weniger darf die natürliche und bürgerliche Freyheit, wie überhaupt in der Wahl der Lebensart, so auch hier, weiter beschränkt werden, als dass man denen, die durchaus keinen Beruf zum Studiren haben, wenn sie nicht dereinst ganz unabhängig, von ihrem Vermögen, noch ohne Amt leben können, sich dem Studiren zu widmen erlaubte, u. noch weniger Andern, was öfters geschieht, Unfähige dazu aufzumuntern verstattet. Der verewigte Verf. rechnete mit Recht das seit 30 Jahren erhobene Geschrey gegen die zu grosse Anzahl von Studirenden zu den Uebertreibungen. Sollte die Welt wirklich dabey gewinnen, dass weniger Jünglinge studiren, so müsste 1) erweislich seyn, dass sich die Zahl der Studirenden aus den rechten Gründen und Absichten vermindert habe, was wohl selten der Fall seyn mag; 2) nur Fähige und Fleissige studiren; denn man hätte überhaupt nicht sagen sollen: es studiren zu Viele; sondern: es studiren zu viel Unfähige und Unfleissige; und gerade diess hat sich nicht verändert. 3) Bey der geringen Anzahl der Studirenden muss nach und nach und in vielen Fällen die Mitbewerbung und Auswahl bey Besetzung der Aemter wegfallen oder vermindert werden (eine Folge, die jedoch in unsern Landen noch nie hat bemerkt werden können). 4. Die kleiner gewordene Anzahl studirender Jünglinge hat auf den Schulen für Lernende und für Lehrer und für die Anstalten selbst einen nachtheiligen Einfluss. Da werden die Gegner freylich sagen können, wie sie es wirklich oft wiederholt haben: man verminderе die Zahl der Gelehrtenschulen. Doch der bescheidene Verf., der seine Behauptungen ohne alle Anmaassung aufstellt, hatte im Ganzen gewiss Recht, wenn er einer zeitgemässen Uebertreibung sich widersetzte. Die Sache hat sich seitdem schon geändert, und nur in einigen Ländern kann über zu grossen Mangel an Stu-

direnden, der aber doch aus andern Ursachen, die das Zeitalter herbeyführte, herrührt, noch jetzt geklagt werden. Doch können auch sie aus andern Ländern versorgt werden. In der siebenten Rede, S. 135—160, ist die Frage aufgestellt: *Gestattet eine vernünftige Methode auch Zwang bey der Erziehung und dem Unterrichte?* „Wir haben," sagte der Verf. 1795, und wir glauben, man hat noch nicht Ursache, anders zu sprechen — „nun seit dreyssig Jahren an der Erziehung zu viel gekünstelt, und wie es bey allem Künsteln geht, wir haben auch viel verdorben. Wir glaubten zum Theil nur dann recht vernünftig und methodisch zu verfahren, wenn wir uns von den Sitten der Vorfahren so weit als möglich entfernten. Jene drangen auf anhaltende ernste Arbeit; wir — spielten; jene forderten strengen und pünctlichen Gehorsam; wir nannten das Härte und Sklaverey; jene hielten die Jugend in ehrfurchtsvoller Entfernung, wir behandeln sie wie Erwachsene; — ja neuere Schriftsteller, selbst Schulleute, wollten die Unmündigen sogar schon als Staatsbürger betrachtet wissen u. s. f." Der Verf. leugnet nicht, dass es einen höchst unnatürlichen und zwecklosen Zwang gegeben hat und gibt, und ist weit davon entfernt, diesem bey der Erziehung das Wort zu reden. Er setzt ihn vielmehr dem Handeln nach eigner Einsicht, Neigung und Wahl entgegen, in die Unterwerfung unter fremde Einsichten und Anordnungen oder festgesetzte Regeln und Vorschriften; und ein solcher Zwang vertritt bey der Jugend die Stelle der vernünftigen Selbstthätigkeit so lange, bis diese rege wird. Bey einer *vernünftigen* Erziehungsmethode, deren Charakter der Herr Verf. zuvörderst angibt, ist ein gewisser Zwang nicht bloss nützlich und rathsam, sondern auch, besonders bey öffentlichen Anstalten, schlechterdings nothwendig. Denn der Knabe *muss gehorchen, arbeiten* und *sich selbst beherrschen* lernen, und keines dieser drey Stücke ist ohne Zwang möglich. In der achten Rede S. 161—182 spricht der Verf. *über die erhabene Bestimmung des Gelehrten, einer der edelsten Menschen zu seyn.* „Gewiss (wir wiederholen gern diese trefflichen und treffenden Worte des Verfs.), die Menschheit und die Wissenschaften haben von jeher dadurch unaussprechlich viel verloren, dass alle Arten von Gelehrten sehr häufig vergessen, was sie als Menschen seyn sollten, dass sie — über der Ausbildung des Kopfs und Bereicherung des Gedächtnisses, die Veredelung ihres Herzens vernachlässigten." Hätte der Verf. etwas später geschrieben, er würde noch bemerkt haben, dass man es endlich gar als Mangel an Charakter u. Kraft, als Schwäche u. Gemeinheit ansehe, wenn man andere Gelehrte nicht recht grob behandelt, nicht sich den Ausbrüchen des Neids, der Selbstsucht und Verkleinerungsbegierde bey fremden Verdiensten überlässt. — Nachdem der Herr Verf. den Charakter des edlen Menschen entwickelt hat, zeigt er, dass es die erhabene Bestimmung des Gelehrten sey, einer der edelsten Menschen zu seyn, aus der Beschaffenheit des wahren Gelehrten und den Erwartungen von ihm, aus den unzähligen Mitteln, Gelegenheiten und Ermunterungen, die er zur Ausbildung und Veredlung aller geistigen Anlagen hat, und aus dem Einflusse, den die Geschäfte und das Beyspiel des Gelehrten auf andere Stände und Menschen nothwendig haben sollen und müssen. Die neunte Rede S. 183—206 beantwortet die vielumfassende Frage: *Was heisst, für seine Zeiten leben?* d. i. für seine Zeitgenossen mit allen ihren Fehlern und Tugenden. Es gehört dazu, 1) dass man sich um seine Zeiten gehörig bekümmere und sie sorgfältig kennen lerne, 2) dass man sie richtig und unpartheyisch beurtheile, 3) dass man sie auf die möglichste Art benutze. Der Gegenstand der zehnten und eilften Rede S. 207—230 (vom J. 1798. 99) ist: *Was folgt daraus, dass öffentlicher Unterricht in den Schulen öffentliche Wohlthat ist?* Nachdem der Verf. sich kürzlich darüber erklärt hat, dass öffentliche Bildungsanstalten zu den vorzüglichsten öffentlichen Wohlthaten gehören, wird als nothwendige Folge aus einander gesetzt, dass *Alle*, jeder auf seinen Posten, müssen alles thun oder unterlassen, was gethan oder gelassen werden muss, wenn diese Anstalten ihre Bestimmung erfüllen sollen. In der zehnten Rede ist diess in Ansehung der Patronen und Vorsteher der Schulen, der Lehrer und der Zöglinge, in der eilften in Ansehung der Eltern und des ganzen Publicums eines Orts und Landes trefflich entwickelt. Die zwölfte Rede S. 251—272 zeigt, dass *wahre Höflichkeit gegen Alle der natürliche Ausdruck eines gesunden Verstandes und guten Herzens ist.* Eine gewisse Art von Zeitphilosophie hat die Höflichkeit und die üblichen Achtungsbeweise als gedankenlosen Zwang, leeres Cerimonienwesen und höfische Geschmeidigkeit gebrandmarkt. Dagegen streitet der Verf. mit dem vollkommensten Rechte. Wahre, echte Höflichkeit gegen Alle nennt er das gleichförmige äussere Benehmen im Umgange mit Menschen aller Art, wodurch wir jedem nach seinem Stande und Verhältnissen und nach der Sitte des Landes zeigen, dass wir ihn achten und ihm nicht zu missfallen wünschen. Sie ist der natürliche Ausdruck eines gesunden Verstandes, weil dieser es klar erkennt, dass er durch ein anderes Betragen sich selbst schänden würde, dass er durch diese Höflichkeit zur Erhaltung des gesellschaftlichen Friedens, der Verbindung der Gemüther und Geselligkeit beyträgt, und sich selbst die wünschenswerthesten Vortheile in allen Verhältnissen des Lebens verschafft. Natürlicher Ausdruck eines guten Herzens (welches in einer natürlichen Anlage zu schneller, lebhafter und warmer Theilnahme am Schicksale Anderer, einem schonenden Zartgefühle bey ihren Fehlern, einer

stärkern Thätigkeit, sie zu erfreuen, zu trösten, zu helfen besteht) ist eben diese Höflichkeit nach ihren verschiedenen hier betrachteten Aeusserungen. Die dreyzehnte Rede S. 275 — 294 stellt *zwey Bemühungen redlicher Schullehrer zur Beförderung der rechtmässigen Zwecke guter Obrigkeiten* auf, und überzeugt dadurch zugleich, dass die innigste Verbindung unter dem Staate und den Obrigkeiten und unter den öffentlichen Schulen Statt findet. Die erste der erläuterten Bemühungen des rechtschaffenen Schulmanns geht dahin, seine Zöglinge an pünctlichen Gehorsam und an Subordination zu gewöhnen, ohne welche keine menschl. Gesellschaft bestehen kann; die zweyte ist darauf gerichtet, den Zöglingen gegen die Obrigkeit selbst solche Gesinnungen einzuflössen, ohne welche die Verbindung derselben mit ihren Untergebenen nie recht wohlthätig werden kann. Bey der Einführung seines Nachfolgers im Conrectorate (wie im Rectorate) 1804 hielt der Verewigte die vierzehnte Rede S. 295 — 318. *Wer kann und wird allein als Schulmann wahre Amtstreue beweisen?* Der von Unwissenheit, Trägheit, Gewissenlosigkeit und Heucheley, nach des Hrn. Vfs. Bemerkung, so oft verdrehete oder verkannte Begriff der Amtstreue wird dahin bestimmt, dass es die herrschende Gesinnung des Mannes sey, der ganz für sein Amt lebt, und den Zweck desselben immer vollkommener zu erreichen strebt, der überall Gutes in dem ihm angewiesenen Wirkungskreise hervorzubringen und zu fördern strebt. Eine solche Amtstreue (über welche wir auch eine gedruckte Rede des Hrn. Rect. *Siebelis* zu Bautzen vom J. 1807 besitzen) wird nur derjenige Schulmann beweisen können, welcher sich gewöhnt, sein grosses und schweres Geschäft, als Sache Gottes und als Sache der Menschheit zu betrachten, seine Arbeit an der Jugend als die Sache seines eignen Fortschreitens zur Vollkommenheit und Glückseligkeit anzusehen, seines Wachsthums an Einsicht, Tugend - u. Menschenliebe, und Glückseligkeit. Die funfzehnte Rede S. 319 — 336 stellt *die gerechte Freude des Menschenfreundes und des guten Bürgers bey der 240jähr. Fortdauer des Gymnasiums* zu Görlitz dar. Gründe der Freude werden schon in der Stiftung dieser Schule und in ihren frühesten Wohlthaten gefunden (wobey der Vf. das Merkwürdige in der Stiftung selbst recht zweckmässig hervorzuheben weiss); ferner in der langen Reihe einsichtsvoller, wohlthätiger und patriotischer Männer und Personen aus allen Ständen, denen das Gymnasium seine Ausbildung, seinen Flor, sein Bestehen verdankt; in der Betrachtung des Nutzens, der fast drittehalb Jahrh. hindurch durch diese Schule nah und fern gestiftet wurde. In der sechszehnten Rede zeigt der Vf. S. 337 — 351, *dass uns der gewöhnliche Undank gegen die Wohlthäter der Menschheit nicht abschrecken dürfe, jenen standhaft nachzueifern.* Das Schicksal, welches das Andenken des erst im J. 1720 gestorbenen Freyherrn von Sylverstein und Pilnikau, des Urhebers so vieler gemeinnützigen Stiftungen, in seinem zweyten Vaterlande (Schlesien) gehabt hat, wo es fast ganz verschwunden zu seyn scheint, gab die Veranlassung zu dieser Rede. Die siebzehnte S. 353 — 370 untersucht: *was liegt für den Schulmann in dem Gedanken, dass er auf Hoffnung säet?* Auch dazu war Sylversteins Schicksal Veranlassung. Als er 1652 sein Vaterland Böhmen und alle beträchtliche väterliche Güter verliess, brachte er nach Schlesien nichts als seine Hoffnung, und mit Hinsicht auf Hoffnung bestimmte er in seinem Testamente gegen 24000 Thlr. zu milden Stiftungen für Studirende. Für den nachdenkenden Schulmann liegt in dem Gedanken, dass er auf Hoffnung säe, Belehrung und Warnung von mancherley Art, mannigfaltiger Trost, auch kräftige Ermunterung. Die letzte vor zwey Jahren von dem Verewigten gehaltene Rede S. 371 — 385 handelt *von der Aufforderung zur Verdoppelung unserer Sorgfalt für die Schulen, welche in dem jetzigen Zeitgeiste liegt.* Unter der Sorgfalt für die Schulen verstand der Verf. das vereinte und ernste Bestreben, dass diese Anstalten zur allgemeinen Menschenbildung immer mehr in den Stand gesetzt werden, ihre Bestimmung zu erfüllen, und dass nichts von aussen her ihren Einfluss erschwere oder vernichte. Der Zeitgeist, bemerkte er sehr richtig, begünstigt die häusliche Ruhe, Ordnung und Stille, die willige und anhaltende Beschäftigung der Eltern mit der Erziehung gar nicht. Um so viel mehr ist die Achtsamkeit auf die öffentlichen Schulen zu empfehlen. 2. Die Liebe zu den edeln Künsten und Wissenschaften erkaltet in unserm Zeitalter bey sehr Vielen fast ganz; es muss also in guten Schulen von würdigen Lehrern, mit nöthiger Unterstützung der Mitbürger, die Liebe zur Wissenschaft früh schon in die jugendlichen Seelen gepflanzt, und warmer Eifer für das Wahre, Gute und Schöne in zarten Gemüthern entzündet werden. Zu zeigen, dass auch die ganze jetzige Lage der Moralität u. Religiosität die verdoppelte Sorgfalt für die Schulen dringend empfehle, behielt der Verf. einer andern Gelegenheit vor. Sie wurde ihm nicht zu Theil!

Wir haben den Hauptinhalt dieser Reden mit der gewissen Erwartung dargestellt, dass er zum eignen Lesen derselben aufmuntern werde. Eine glänzende und reizende Beredsamkeit wird man darin nicht bewundern, aber ein sanftes, wohlthätig erwärmendes Feuer fühlen, eine gründliche, wohl überdachte und reiche Belehrung antreffen, eine Mannigfaltigkeit und Abwechselung in der Darstellungsart, die von vieler Gewandheit des Geistes zeugt, bemerken, u. eine reine, edle, angenehme Sprache vorfinden. Möge nun auch noch die wohlthätige Absicht des Drucks dieser Reden, die Unterstützung der Familie des Verewigten, durch zahlreichere Postnumeranten erreicht, und, dürfen wir noch einen Wunsch hinzufügen, eine Sammlung seiner gel. Schulschriften veranstaltet werden.

BILDERBÜCHER FÜR DIE JUGEND.

Im 16ten Jahrhunderte schenkte Comenius der Jugend seinen orbis pictus, und lebte der festen Ueberzeugung, dass er sich dadurch um die Elementarbildung der Jugend sehr verdient gemacht habe. Seit jener Zeit ist nun diese Art, Kinder durch Bilder bey und noch vor ihrem beginnenden Unterrichte zu belehren, zu unterhalten und zu amüsiren, so allgemein herrschend geworden — die Meynung und die Ueberzeugung von der Richtigkeit und Nützlichkeit eines solchen Unterrichtes hat sich mit der ganzen Denk- und Handlungsart der unterrichtenden Welt so verschwistert, dass es in unsern Tagen als Thorheit wird belacht werden, wenn irgend ein Erzieher andrer Meynung seyn, und sich gegen das Unpädagogische, Thörichte und Unnütze dieses Bilderns (selbst mit Gründen aus gereinigter Erfahrung geschöpft) erklären wollte. Doch Rec. steht hier nicht allein, denn viele, sehr viele haben lange vor ihm so gedacht, und auch jetzt stehen ihm noch viele als wahre Gegner des allgemein herrschend gewordenen Bilderdienstes zur Seite. Hier sind der Rec. Ansichten und Erfahrungen. Es ist schädlich und beeinträchtigt die Auferziehung der Kinder, wenn man denselben *Bilderbücher* in die Hände gibt. — Man beobachte die Kinder, wenn sie ein Bilderbuch bekommen, was sie damit anfangen; sie durchblättern dasselbe, und beym letzten Bilde, nachdem sie alle die vorhergehenden nur mit halben Augen betrachtet haben, sagen sie: alle! alle! alsdann wird es von denselben gewiss nicht wieder angesehen, sondern in die Stube geworfen, herumgeschleppt und endlich zerrissen. Das ist das Schicksal aller der Bilderbücher, welche man so früh den Kindern zum Zeitvertreibe und zum blossen Gaffen in die Hände giebt, und fast sollte man denken, die Kinder wollten den Erwachsenen zeigen, welchen Werth diese Bücher eigentlich haben.

Durch dieses Bildern wird bey dem Kinde der Leichtsinn, die Faseley, das oberflächliche Herumschweifen von einem zum Andern begründet und genährt, welche Verwöhnungen dann den Lehrern, welche mit ihm in der Folge den Unterricht (das ernstere Leben) beginnen sollen, so viel Noth und Mühe machen. Es ist wahr, dieses Bildern und das Beschwichtigen der Kinder durch Bilderbücher hat dem äussern Anscheine nach nicht so viel auf sich, es sieht ganz unschuldig aus; allein es ist von den bedeutendsten Folgen, so geringfügig es auch manchen erscheinen mag. Die Phantasie, (der gefährliche Proteus), welche in diesen Jahren sich schon regsam in den Kindern zeigt, bekommt dadurch eine solche willkührliche Richtung, (zu der sie ja ohnedies bey ihrer Erscheinung so sehr geneigt ist,) dass man in den folgenden Zeiten die Quelle dieser daraus entstandenen Verwöhnungen in allen andern Dingen zu finden hofft, nur nicht in dem scheinbar unschuldigen frühen Bildern. —

Was nun die Bilder selbst anlangt, welche für solche Bücher fabricirt werden, so sind sie grösstentheils äusserst schlecht, so, dass man sogar die allgemeinsten Gesetze und Forderungen des Richtigen und Schönen bey ihnen vermisst. Wodurch anders, als durch schöne geschmackvolle Bilder, durch treue, richtige, bildliche Darstellungen, welche den Gesetzen des Aesthetischen und Schönen keinen Eintrag thun, kann der ästhetische Sinn in den Kindern geweckt und gebildet werden? Hält man nun alle die bis jetzt in Haufen erscheinenden Bilderbücher an diese nothwendigen Forderungen, so wird jeder zugeben müssen, dass kaum $\frac{1}{16}$ nur oberflächlich denselben Gnüge leistet. —

Unpsychologisch ist es ferner, dass diese Bilderbücher alle Gegenstände im verjüngten Maassstabe aufstellen, da es doch ein aus der Natur des Kindes genommener Erfahrungssatz ist, dass *nur das Grosse* das Kind frappirt und dann anzieht. Alles Kleine hat für das beginnende Kind kein Interesse; das Grosse hingegen, in welcher Form es ihm auch erscheinen mag, fesselt sein ganzes Wesen und spricht es lebendiger an. Wie klein, wie ungestaltet liefern uns itzt die Bilderfabriken (worunter die Nürnbergischen sich sehr auszeichnen) ihre Figuren und ihre Gruppen. Das Illuminirte solcher Bilder ist endlich so ekelhaft, dass man solche Sudeleyen lieber in den Koth werfen, als in die Hand nehmen, geschweige denn den Kindern zur Belehrung geben sollte. —

Wenn es ausgemachte Wahrheit ist, dass auf die ersten Eindrücke bey den Kindern Alles ankommt, wie ist es noch möglich, dass Eltern und Erzieher ihren Kindern solche Bücher geben können, wodurch offenbar ihr ästhetischer Sinn in seiner Bildung verleitet wird? Rec. wundert sich, dass die Polizey diesem Unwesen nicht schon längst hat Einhalt gethan, und das zwar in seinem ganzen Umfange (vorzüglich in den Messen und auf den Jahrmärkten, wo das Schändlichste oft gemahlt und gepinselt aufgehängt wird). Oder glauben die Staatsbehörden, auf solchen Unfug, in soweit er bloss die Kinderwelt in Anspruch nimmt, haben sie nicht zu achten? Rec. ist anderer Meynung: Doch was soll er hier an den Staat reclamiren, wohlwollende Erzieher und Volksschriftsteller müssen mit Wahrheit und Gründlichkeit gegen dieses Unwesen, welches mit den Bilderbüchern getrieben wird, auftreten, und das bey jeder gegebnen Gelegenheit. —

Gesetzt aber auch, es ginge nicht an, die beginnende Aufmerksamkeit und den rege gewordenen

Beobachtungssinn der Kinder anders zu fixiren und zu nähren, als durch Bilder, so kann diess geschehen, aber um Himmelswillen nicht durch ein *Bilderbuch*, sondern durch einzelne von Zeit zu Zeit ihnen vorgelegte Blätter. Rec. würde z. B. seinem Kinde den schönsten und besten Kupferstich von irgend einer wahren Geschichte geben — würde ihm zuerst Einiges davon erzählen, dann dasselbe anhalten, dieses Bild sorgfältig eingeschlagen aufzubewahren an einem bestimmten Ort, damit es zart mit Dingen umgehen lernt, und dabey versprechen, ihm alle Tage etwas von dem Bilde zu erzählen. So würde er es nur nach und nach zum Verständniss des Ganzen bringen, und zugleich jenes Durchblättern, Herumwerfen und Zerreissen der Bilderbücher verhindern, deren oft 3 bis 4 in einer Kinderstube herumliegen: (denn, unter uns gesagt, die Kinderstuben sind in allen, ja auch den besten und grössten Familien fast immer die liederlichsten, unreinlichsten und unordentlichsten: während man in allen übrigen Zimmern auf Ordnung und Reinlichkeit hält, lässt man in den Kinderstuben die Unreinlichkeit, Unordnung und Liederlichkeit ihren dauernden Thron aufschlagen; in eine solche Umgebung sollte man das *werdende* Menschengeschlecht doch wohl nicht stellen!!). Wäre er nun mit diesem Bilde fertig, dann wählte er ein zweytes, und so hätte er keineswegs zu befürchten, dass sein Kind, welches auf diese Weise, oft 4 Wochen bey *einem* Bilde belehrt und unterhalten wird, zerstreut und faselig werden würde. Ja, werden die Bilderhändler (hier namentlich die Buchhändler) antworten, das kannst du auch mit unsern Bilderbüchern so machen; allein, abgerechnet, dass eure Bilderbücher die elendeste Pinseley enthalten, so können die Gegenstände eines ganzen Buches, wo auf jedem Blatte 10—20 heterogene Gegenstände zusammengestellt sind, nie so einzeln dem Kinde gezeigt werden, als die Gegenstände eines Blattes, noch dazu eines Blattes, auf welchem alle Gegenstände *ein* lebendiges Ganze bilden. — Rec. würde daher auch für diesen Zweck lieber geschichtliche Bilder wählen, als solche, welche die Naturgegenstände versinnlichen sollen; warum? weil das Kind lieber etwas Lebendiges anschaut, was mit ihm noch dazu verwandt ist, als etwas, dessen Leben und Seyn es sich noch nicht denken, folglich auch aus dem Bilde nicht abstrahiren kann. *Da es bekannt ist, dass das Kind in diesen Jahren nichts höher achtet, als das Geschichtliche, so ist es auch klar, warum nur geschichtliche Bilder das meiste Interesse für Kinder haben, und haben müssen.* Dafür kann Rec. nichts Besseres empfehlen, als die *Bilderbibel* von *Lessius*, wo die Blätter, welche grösstentheils gut und schön gearbeitet sind und die Gegenstände auch ziemlich gross darstellen, einzeln geheftet und von dem Texte isolirt werden können, so dass jedes einzeln nach der oben angedeuteten Weise kann gebraucht werden. Wenn auch nicht Jeder mit dem Texte zufrieden seyn sollte, nun so erzähle er diese Geschichten einfacher, lebendiger und oft auch wahrhaft anschaulich religiöser. Diess im Allgemeinen über das *frühe Bildern* der Kinder. —

Was nun aber die Bilderbücher anlangt, wodurch man bey den Kindern den beginnenden Unterricht erleichtern will, so findet Rec. alle die Bemühungen dafür grösstentheils unzweckmässig und unpädagogisch. So hat man z. B. vorzüglich den Leseunterricht durch Bilderbücher zu erleichtern gesucht, allein gerade umgekehrt; dadurch wird er erst den Kindern recht schwer gemacht, *denn die Bilder stören sie an der reinen, festen und bestimmten Auffassung der Zeichen oder Buchstaben;* daher auch der in der Lautmethode von Olivier beybehaltene Bilderkram, der fast den grössten Theil in seiner übrigens gewiss sehr lobenswerthen Methode wegnimmt, ganz unwesentlich ist, ja oft ins Lächerliche, Spielende, Tändelnde ausartet. *Wie ist es möglich, dass das Bild, in dessen Namen erst das einzelne Zeichen vorhanden ist, was das Kind sich merken soll, demselben das Lesenlernen erleichtern könne; welche schwere Abstraction und Isolirung wird hier von der beginnenden Kraft des Kindes verlangt!* Nein! alle ABC-Bücher mit Bildern sind den Kindern bey ihrem Leseunterrichte höchst verhinderlich, denn sie ergötzen sich blos an den Bildern, und ihre Phantasie beginnt willkührlich sich noch tausend andere hinzuzudenken, und dadurch kommt es, dass Bild und Buchstabe in keiner wechselseitigen Beziehung stehen: überdiess beweist ja auch die Erfahrung, dass in den öffentlichen Schulen *das Lesen ohne Bilder* und zwar in manchen Schulen sehr schnell und gut den Kindern beygebracht wird. Darüber sollte das Volk von den Predigern, Schullehrern und Redactoren von Volksblättern belehrt werden, damit die Buchhändler, welche sich mit solchen Dingen zu viel zu schaffen machen, ihre Pinseleyen einstellen müssten: Rec. glaubt aber, dass es schwer halten wird; denn allgemein hört man sagen, dass diese Bücher immer noch der einträglichste Artikel im Buchhandel seyen. Ausser dem ABC hat man sogar die Psychologie durch Bilder den Kindern vergegenwärtigen wollen; wer kennt nicht Campens Seelenlehre *für Kinder* mit Kupfern. Doch, wo die Bilderbücherhändler das weiteste Feld vor sich haben, *das ist die Naturgeschichte und die Technologie.* Wie elend sind aber auch oft da in dem grössten Theile der vorhandenen sogenannten Naturgeschichtsbücher die Gegenstände itzt aufgetragen! Es scheint fast kaum glaublich, dass Menschen so viele Kosten und Zeit auf solche schlechte und daher unzweckmässige Arbeiten verwenden können, wenn man nicht in jeder Messe einen Hau-

fen solcher Bücher zu Gesicht bekäme, der uns mehr als zu deutlich überzeugte. Hier ist es aber auch, wo jedem das ewige Wiederbringen eines und desselben Gegenstandes am meisten Ekel erregt; bald bekommen wir die Gegenstände der Naturgeschichte dick oder dünn, klein oder mittelmässig, schwarz oder illuminirt, wenig oder viel aufgetragen, das ist, der einzige wesentliche Unterschied, der zwischen diesen Schriften, deren Zahl Legion ist, obwaltet. Jeder, der *einen* neuen Gedanken in der Naturgeschichte hat, schreibt gleich eine ganze Naturgeschichte und kleckst ein paar Bilder hinten dran; kurz mit diesen Büchern wird der ekelhafteste Unfug getrieben. Wie oft haben wir nicht den Kaffeebaum, das Zuckerrohr, den Hirsen, den Brodbaum, den Löwen und andere Dinge gemahlt und gepinselt bekommen, selbst Zeitschriften für die Jugend füllen damit ihre Blätter an. Nein! dieses Treiben ist doch wohl zu arg, und bringt die Menschen ums Geld für ein Nichts. Könnte man sich nicht befleissigen, die Gegenstände der Natur so gross und so treu als möglich zum Behufe des Unterrichts aufzustellen, so dass sie zu jedem Lehrbuche dieser Wissenschaft könnten gebraucht werden! Müssen denn diese Bilderchen bey jedem auch noch so dürftigen Lehrbuche angehängt werden, um dasselbe zu vertheuern! Wenn man alles das Geld zusammen nimmt, was Eltern zur Anschaffung solcher Bücher ausgeben, so glaube ich, könnte es wohl hinreichend seyn, eine einzige aber treue Bildersammlung für diesen Behuf anzuschaffen; ich glaube, dass dieser Bilderhandel mehrere Handlungen sehr gut nähren würde. — Für manche Gegenstände des naturgeschichtlichen Unterrichts reichen Bilder nicht zu, denn es ist lächerlich, wenn man die Mineralogie durch Bilder zur Anschauung bringen will! für Volksschulen liefert das Vaterland die wichtigsten Exemplare, und für höhere Schulen erweitre man eine solche Sammlung nur so weit, als sie instructiv für das Allgemeine dieser Wissenschaft ist. —

Was nun aber die technologische Thätigkeit der Menschen betrifft, so kann diese nie durch Bilder versinnlicht werden; man führe daher die Kinder bey Gelegenheit lieber in die Werkstätte, (wenn es nun überhaupt nöthig ist, dass die Kinder von allem etwas wissen müssen,) und hier kann ein Blick mehr Wahrheit geben, als ein tagelanges Beschauen der Bilder dafür. Das *Werdende, Gestaltende* der Dinge kann ja nicht gemahlt werden, folglich fällt das Interessanteste für die Kinder weg: was noch davon darstellbar ist, das sind die Instrumente und Werkzeuge, welche zu diesem oder jenem Geschäfte gebraucht werden. Aber auch in diesen Schriften ist das ewige Wederholen und Abschreiben eines und desselben Gegenstandes ekelhaft. Doch genug hiervon, und nun zu der Beurtheilung der Werke, welche uns veranlassten, unsere Ansichten und Erfahrungen über diesen Gegenstand vorauszuschicken.

Darstellungen verschiedener natürlicher Ereignisse, die durch die Elemente und Lufterscheinungen erzeugt werden; ein Bilder- und Lesebuch für die verständigere Jugend. Nürnberg, bey Joh. Eberh. Zech seel. Wittwe. (18 Gr.)

Der Titel bezeichnet schon die Sorglosigkeit des Vfs. Nach seiner eigenen Aeusserung ist der Hauptzweck dieser: den Kindern eine kurze und fassliche Naturlehre in die Hände zu geben, und durch frühzeitige Erkenntniss natürlicher Dinge theils vor Aberglauben zu bewahren, theils und vordersamst ihren Schöpfer können?? zu lernen, und durch die Werke seiner Natur sie zu überzeugen, dass Er ein allmächtiges, allweises und allgütiges Wesen sey. Wahrscheinlich ist der Factor dieser Handlung der Verf. davon, das lässt zum wenigsten die Orthographie vermuthen, und dieser mag uns und den Leuten ja nichts weiss machen wollen, warum er eigentlich diese Schrift verfertigt habe. Das Buch soll auf keine gründliche Gelehrsamkeit Ansprüche machen, sondern der Hauptendzweck dieses Handbüchleins seyn: Sachen darin vorzutragen, die *jedes* Kind fassen und die man ihm leicht erklären könne. Die Kupfer werden den Kindern einen angenehmen Anblick gewähren, und Lust und Sinnlichkeit befriedigen, und also diess Büchlein ihnen doppelt werth machen. Hier hat der Verf. offenbar gelogen, denn die Kupfer sind so äusserst schlecht gerathen, dass man sie kaum vor Ekel ansehen kann; ja der Verf. hat uns sogar den Donner in einem Bilde dargestellt!! Der Text zu diesen Zerrbildern enthält das Allbekannte über die Morgen- und Abendröthe, über den Blitz, Donner, Kometen, Erde, Feuer, Gebirge etc. Das zweyte Werk ist folgendes:

Gewerbkunde oder Kenntniss aller Künste und Gewerbe zur nützlichen Unterhaltung für jedermann, besonders aber für Deutschlands Jünglinge, die sich einem bürgerlichen Geschäfte widmen wollen; von *Ernst Maurer*, Lehrer der Handlungswissenschaft. 2 Thle, neue mit Kupfern vermehrte Ausgabe; bei Hinrichs, 1810. (2 Thlr. 4 Gr.)

Dieses Werk erschien 1804, und zwar ohne Kupfer, und wurde von dem wissenschaftlichen Standpuncte aus in vielen literärischen Blättern nach seinem Werthe beurtheilt. Diese neue Auflage unter-

scheidet sich von der erstern blos dadurch, dass sie mit Kupfern versehen ist, und in sofern gehört dieses Werk unter diese Rubrik der Bilderbücher, und muss als solches vorzüglich beurtheilt werden. Was nun die Bilder betrifft, so sind fast alle aus Veits Unterhaltungen entlehnt, dort kommen sie nur in einer andern Ordnung vor: also wieder ein Repetiren des schon längst gekauten und verdauten. Sie sind ferner ohne allen Geschmack colorirt, und elende Figuren und Gruppen sollen nun den Jünglingen das technologische Handeln versinnlichen! Wie in aller Welt ist es möglich, durch Bilder das technologische Leben zu vergegenwärtigen! Das Werdende und Gestaltende ist, ja die Hauptsache, dieses liegt aber ausserhalb den Schranken einer solchen Darstellung durch Bilder! Der Verf. schrieb das Buch vorzüglich in der Absicht, um durch die Bekanntschaft mit den Mühseligkeiten jedes Gewerbes, zu welcher dieses Buch den Jünglingen verhelfen sollte, ihnen die Wahl zu erleichtern, damit sie sich nicht ohne Vorkenntniss und Bewusstseyn des Gegenstandes blindlings jedem Gewerbe als Lehrlinge übergäben: wie können diese Fratzen von Bildern dieses Mühselige eines jeden Gewerbes vergegenwärtigen? Diess kann auf einem sehr einfachen Wege geschehen, indem der Vater seinen Sohn, wenn er des Vaters Handwerk nicht erlernen will, dahin führt, wo er künftig arbeiten will, und ihm zeigt, was dazu erforderlich ist, um sich diesem oder jenem Geschäfte widmen zu können. Das Ganze im Leben in seiner vielfachen Verzweigung ist dem Jünglinge belehrender, als tausend Bilder davon. Rec. kann sich nicht überzeugen, dass die Jugend aus solchen Bilderbüchern nur den geringsten Nutzen schöpfen kann: man kann Tagelang von einer Porzelainfabrik sprechen, lehren und Bilder vorweisen, es wird nicht so viel fruchten, als ein halber Tag Aufenthalt in der Fabrik selbst; und so ist es auch mit andern Gewerben. — Alle diejenigen nun, welchen unsre Ansicht und Erfahrungen nicht gnügen, mögen in Gottes Namen fortfahren, sich alle Messen solche aufgeputzte und angemahlte Ladenbüter zu kaufen, die Buchhändler werden es ihnen in diesen klemmen Zeiten Dank wissen, allein hier gilt es die Frage: Hat die Wissenschaft, hat der Unterricht der Jugend dadurch gewonnen, und diese Fragen *müssen* wir mit nein beantworten.

Kurze Anzeigen.

Jugendschriften. *Gedichtesammlung, als Lese- und Gedächtnissübungen zu gebrauchen. Erstes Bändchen, für Kinder.* Altona, bey Hammerich, 1809. VI u. 74 S. in 8. *Gedichtesammlung, als Lese-, Gedächtniss- und Deklamir-Uebungen zu gebrauchen. Zweytes Bändchen, für grössere Kinder.* Ebendas. VI u. 153 S. 8.

Die Sammlungen sind mit Einsicht und nach Maasgabe der Fähigkeiten und der Bedürfnisse derer, für die sie sie bestimmt sind, gemacht; doch scheint in der ersten Manches der Beyhülfe eines erklärenden Lehrers sehr zu bedürfen.

Dänische Sprache. *Dänisches Handbuch für Schleswigholner, welche die Sprache Dänemarks zu lernen gesonnen sind, versehen mit den nöthigen Anmerkungen und einem Dänisch-Deutschen Wörterverzeichnisse.* Vom Professor *T. Hoegh-Guldberg*, Lehrer bey der Kronprinzessin Caroline u. s. f. Kiel, Schulbuchdruckerey, 1809. XXXIV u. 428 S. 8.

Zweck und Bestimmung des Buchs drückt der Titel aus. Der Verf. fand es immer sonderbar, dass 400,000 Menschen, die doch unter einem Scepter mit zwey Millionen vereinigt sind, immer und überall eine ganz andere Sprache reden und die Sprache von jenen nicht lernen wollen, und er drückte sich darüber so aus, dass man ihn beschuldigte, er verachte Alles, was nicht dänisch sey; er sey lieblos gegen die Schleswigholsteiner; er suche die Sprachvereinigung mit zu grosser Wärme durchzusetzen; er werde von Afterpatriotismus geleitet. Gegen diese Beschuldigungen vertheidigt er sich in der Vorrede männlich. In der That wäre auch nichts unpatriotischer, als eine Verachtung einer ehrwürdigen Nation, mit der man so innig verbunden ist; nichts unvernünftiger, als die Herabwürdigung einer Literatur, der man selbst so viel verdankt. Um so weniger haben wir dem Verf. oder andern gelehrten Dänen je eine so unedle Denkart zutrauen können, auch wenn einiger Anschein von Uebelwollen gegen Deutsche gegeben wurde. Im Lesebuche nimmt er zuvörderst auf die Hauptpuncte der Grammatik Rücksicht; dann geht er in den prosaischen und poetischen, aus den besten Schriftstellern gewählten Stücken vom Leichten zum Schweren fort. Das Wörterbuch von S. 344. an, ist vollständiger, als es für Deutsche nöthig war.

NEUE

LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

82. Stück, den 9. July 1810.

CIVILRECHT.

Entwurf einer systematischen Uebersicht der Geschichte des Römischen Rechts, verfasst von *Carl Julius Rousseau*, Doct. der Rechte. Jena und Leipzig, bey Gabler, 1807. VIII und 157 S. 8. (16 gr.)

Nach der Vorrede hat das Bedürfniss eines Leitfadens bey den Vorlesungen dem Verfasser die erste Veranlassung zu Entstehung dieses Lehrbuchs gegeben. Ob ein solches Bedürfniss wirklich vorhanden sey, zu untersuchen, gehört nicht hierher, wohl aber, ob der Verfasser überhaupt ein zweckmässiges Lehrbuch geliefert hat. Der Plan und die Einrichtung dieses Werkchens sind offenbar ganz nach Hugo zugeschnitten, auch die Periodisirung ist im Ganzen dieselbe. Die Abweichungen, die sich der Verf. erlaubt hat, sind entweder unbedeutend oder nicht zu loben. So hat der Verf. z. B. die erste Periode mit Vertreibung der Könige geschlossen, ob er gleich in der Vorrede selbst eingesteht, dass die Veränderungen des öffentlichen Rechts in der Periodisirung der Rechtsgeschichte nimmermehr als Norm dienen können. Man muss annehmen, dass dem Verf. über dem Schreiben bessere Einsicht gekommen ist. Ferner schickt der Verf. jeder Periode zwey Abschnitte voraus: *Physischer, ökonomischer und politischer Zustand des Staates und Staatsverwaltung*, ohne dass deswegen im Rechtssysteme die Rubrik: *Oeffentliches Recht*, gestrichen wäre, wodurch zu unnöthigen Wiederholungen und schädlichen Trennungen Gelegenheit gegeben wird. Dann hat der Verf. aus Justinians Regierung und Reformen eine fünfte sehr magere Periode gemacht; endlich ist ein Anhang hinzugefügt, der eine äusserst unvollständige Geschichte der Rechtsveränderungen nach Justinian im Orient und Occident enthält. Lobenswerth ist, dass der Verf. in der vierten Periode bey dem öffentlichen Rechte zwey Abschnitte gemacht hat, einen vor, einen nach Constantin. Ausserdem trägt das ganze Werkchen das Gepräge der Eilfertigkeit und Nachlässigkeit sichtbar an sich; daher eine Menge juristische und literärische Irrthümer. Z. B. sagt der Vf. S. 8: die Eintheilung in Centurien von Servius Tullius hätte die frühern Verhältnisse durch Tribus und Curien abgeändert, da doch diese immer blieben, ja sogar die Tribus durch Servius Tullius erst vermehrt und mit der Staatsverfassung in nähere Verbindung gebracht wurden; S. 9, dass die Patricier aus den Häuptern jeder gens gebildet worden wären; ebendas. dass zweifelhafte Rechtsfälle schon unter den Königen in oberster Instanz, in Volksversammlungen entschieden worden wären, dass also schon damals der Unterschied zwischen judiciis publicis und privatis vorhanden gewesen sey; S. 10. der praefectus urbi sey nächst dem Könige der erste Senator und überhaupt unter den Civilämtern seine Stelle die wichtigste gewesen; S. 78 fehlt des Appius Claudius Formelsammlung, welche Cn. Flavius herausgab, und welche dann jus Flavianum hiess. S. 114 sagt der Verf.: *Petitorische Rechtsmittel waren nach dem prätorischen Rechte die actiones ex pactis vestitis, nach dem Civilrechte alle actiones civiles.* S. 128 sind der Codex Theodosianus, das Breviarium Alaricianum und die sogenannten Papiani responsa geradezu in eine Classe gestellt, ohne noch die Unrichtigkeiten zu rügen, welche bey der Notiz vom B. A. vorkommen. S. 149 die Authenticae sollen bald nach Justinian gemacht seyn; S. 150. die XIII edicta Justiniani sollen nach den Novellen gemacht seyn; S. 152. der Anfang der Basiliken unter Basilius soll πρόχειρον τῶν νόμων geheissen haben. Diese wenigen Proben, welche leicht noch hätten können vermehrt werden, werden hinreichend seyn, darzuthun, dass für die Wissenschaft durch dieses Werk gar nichts gewonnen, am allerwenigsten aber dem Bedürfniss eines Lehrbuchs über die Rechtsgeschichte abgeholfen ist.

Ueber die nicht glossirten Stellen im Justinianeischen Codex von *Gustav Wilhelm Hugo*, Doct. der Rechte. Jena und Leipzig, bey Gabler, 1807. 8. 24 S. (2 gr.)

Bey der Frage, welche Stellen der Justinianeischen Rechtsbücher nicht glossirt und daher nicht recipirt sind, muss unstreitig vorzüglich auf den Codex und die Novellen Rücksicht genommen werden, indem beyde ganz vorzüglich viel Nichtglossirtes enthalten. Es ist daher zu verwundern, dass noch niemand solche Untersuchungen in Beziehung auf den Codex angestellt hat, wie es Cramer und Weiss über die Novellen gethan haben, und es verdient deswegen der Verf. dieser kleinen Schrift unsern Dank, indem er diese Sache zur Sprache gebracht hat. Hierauf ist aber auch, Recens. Urtheil nach, das ganze Verdienst des Verf. einzuschränken, indem das Verzeichniss der nicht glossirten Stellen selbst, welches 11 Seiten einnimmt, auch weiter gar nichts ist, als eine trockene Aufzählung derjenigen Stellen, welche in der Simon van Leuwenschen Ausgabe stehen, in der Sennetonschen aber fehlen, also in der Zwischenzeit ins Corpus juris aufgenommen worden sind. Die letztere Ausgabe ist S. 13 nur unbestimmt charakterisirt: es ist die berühmte Sennetoniana, wo bey den Pandecten das Avenionense Archion erwähnt wird, nach dem sich Brenemann vergebens umsah (Hist. Pand. p. 269) und von welcher der Codex die Jahrzahl 1549, die andern Theile aber 1550 haben, wie Rec. sich aus eigner Ansicht bemerkt hat. Dass aber der Verf. nicht ältere Ausgaben, oder noch besser, Manuscripte benutzt hat, um mehr Sicherheit in Ansehung der Glosse zu haben, dass er nicht bey den einzelnen Gesetzen angegeben hat, woher man sie wieder hergestellt hat und von wem und in wie weit das geschehen ist, dass er so manche merkwürdige Erscheinungen ganz übergangen hat, z. B. wie in alten Handschriften des Codex viel Constitutionen fehlen, die in den neuen zwar stehen, aber mit non legitur ausgezeichnet werden, wie die Authentiken sogar glossirte und nicht glossirte sind, diess alles kann man ihm bloss in Hinsicht auf den Mangel der nöthigen Hülfsmittel verzeihen, über den er in der Vorrede, welche übrigens das Verdienst der Aufrichtigkeit sehr für sich hat, sich beklagt. Der Verf. hat z. B. keine Ausgabe von Contius erhalten können und die Unrichtigkeiten in der Aufzählung der Ausgaben des Contius S. 6 setzen diess völlig ausser Zweifel. Das Ganze ist also ein höchst unreifes Produkt. So ganz neu ist übrigens die Idee des Verf. nicht; Rec. hat eine Contiusische glossirte Ausgabe Lugd. Aug. a Porta 1572 fol. vor sich liegen, wo ein ganz ähnliches Verzeichniss unter dem Titel: Praetermissa in XII libros Codicis Justinianei dem Codex folgt, welches ausser den griechisch vollständig abgedruckten Stellen noch die Angabe der Quellen enthält, woraus sie supplirt sind. Freylich ist dieses Verzeichniss noch nicht eben sehr vollständig, weil erst späterhin die Basilica recht ordentlich benutzt worden. Zum Beschluss kann Rec. noch die erfreuliche Nachricht geben, dass einer der geachtetsten Civilisten Deutschlands mit den griechischen Constitutionen im Codex sich beschäftigt und immer noch an der Vervollkommnung dieser Untersuchungen arbeitet. Möchte doch dieser Versuch ihn veranlassen, mit seinen Untersuchuugen hervorzutreten und der gelehrten Welt ein eben so ersehntes als nützliches Geschenk zu machen.

Die Institutionen des römischen Rechts, als Grundlage zu Vorlesungen darüber. Von Doct. *C. G. Konopak*, ordentl. Prof. der Rechte auf der Friedrichsuniversität zu Halle. Halle, bey Schimmelpfennig und Compagnie, 1807. VI u. 581 S. 8.

In unsern Zeiten, wo man so gern das Alte verwirft, eben deswegen weil es alt ist, wo man alle Augenblicke von Schlendrian spricht, wo jeder Docent zu seinen Vorlesungen sein eignes System haben will, kurz in diesen Zeiten der Neuerungssucht ist es gewiss eine erfreuliche und wohlthuende Erscheinung, wenn ein Mann von Geist und gründlichen Kenntnissen, die alte und anerkannte Form beybehaltend neue, fremde und eigne Forschungen benutzt und das alte System in verjüngter und erneuter Gestalt wieder aufstellt. Vorzüglich ist diess dann zu schätzen, wenn es von einem Manne geschieht, der schon die Stimme des Publikums für sich hat. Diess alles ist bey dem vorliegenden Werke der Fall, worin der Verf. ein kurzes System des neuesten R. R. nach Ordnung der Institutionen geliefert, aber so viel alten Wust ausgefegt und so viel neue Ansichten aufgenommen hat, dass es den ältern Werken gleichen Inhalts eben nicht sehr ähnlich sieht. Die Einleitung enthält im ersten Capitel eine kurze philosophische Deduction der Begriffe Gesetz, Recht, Rechtswissenschaft, dann folgt im 2ten Capitel etwas über recipirtes Recht, im 3ten eine kurze, nicht eben sehr genaue, römische Gesetzgeschichte. Das vierte Capitel enthält etwas mehr, doch eben auch nicht sehr gewählte Notizen über Justinians Rechtsbücher, das fünfte etwas weniges von den Ausgaben des C. J. C., das sechste den modus allegandi. Diese Einleitung ist überhaupt eben nicht das Vorzüglichste an dem ganzen Werke, sie ist offenbar ziemlich flüchtig hingeschrieben, welches sich aus den mannigfachen literärischen und sogar historischen Nachlässigkeiten ergibt. Einige Beyspiele werden diess Urtheil rechtfertigen. §. 28. steht

Justinian hätte den Pandectencompilatoren zehn Jahre Zeit verstattet; §. 31. sind die sogenannten XIII Edicte von Justinians Novellen geschieden; §. 37. 50. von den Ausgaben d. Inst. u. d. O. r. p. sind sehr unbestimmt und ärmlich ausgefallen; §. 42—45., welche die Ausgaben der Pandecten abhandeln, enthalten noch die längst mit Recht verworfene Eintheilung in Lectio Haloandrina, Florentina und Vulgata. Auch solche literärische Nachlässigkeiten, dass die Haloandrinischen Pandecten aus vier, die Florentinischen aus drey Bänden bestünden, sollten wohl eigentlich nicht vorkommen. §. 49 leitet der Verf. den Namen Authenticae von Glossae authenticae her, ohne zu bedenken, dass Gesetze der römischen Kaiser Fried. I. und II. sich darunter befinden. §. 56. Die Versio Vulgata enthalte die von den Glossatoren besessenen Novellen, da wir doch gewiss wissen, dass die Glossatoren ausser diesen 97 noch mehr Novellen in einer alten Uebersetzung besassen. §. 64. Des Charondas Ausgabe ist nicht in zwey Bänden. — Die Abhandlung der Institutionen selbst erscheint etwas voluminös, welches durch die abgedruckten Beweisstellen veranlasst ist und auch wohl dadurch, dass der Verf., wo er eigne Ideen hat, gewöhnlich ziemlich weitläufige Anmerkungen zu schreiben pflegt, z. B. §. 59. 60. 255. Das System ist ganz das Institutionensystem, welches auf den drey objectis juris beruht, nur im Einzelnen hat der Verf. dem Hange zu systematisiren zu sehr nachgegeben und dadurch die Uebersicht erschwert, welches bey den Originalinstitutionen, die sehr häufig bloss coordiniren, nicht der Fall ist, z. B. die künstliche Eintheilung der status von Anfange, die noch zusammengesetztere Classification der accessio in §. 219; dagegen scheinen manche Materien nur zufällig ihren Platz erhalten zu haben, z. B. die possessio steht mitten unter den sogenannten modis acquirendi, weil sie mit der usucapio zusammenhängt; die Lehre vom peculio wird abgehandelt bey der adquisitio per arrogationem; die dos bey der donatio, weil sie mit der donatio propter nuptias in naher Verbindung steht, s. §. 204. (Dos autem non est donatio, quia in ea evictio praestatur. l. 1. C. de jure dot.); die R. ii. steht zwischen den Exceptionen und Interdicten, vermuthlich weil sie öfters Gelegenheit zu Exceptionen gibt. In den Paragraphen selbst hat sich der Verf. grösstentheils einer musterhaften Kürze befleissigt und Vieles zur mündlichen Erklärung bloss angedeutet. Neue Ideen von sich selbst hat er gewöhnlich in den Noten zu rechtfertigen gesucht: doch kann wohl manches nicht vertheidigt werden. Einige einzelne Bemerkungen mögen diese Recension beschliessen: §. 90. sind responsa prudentum bloss in dem Wortsinne, als Gutachten von Rechtsgelehrten genommen, welches wohl dorthin nicht passt, indem man sonst nicht begreifen kann, wie sie Just. zum jure scripto rechnen konnte. §. 46. in der Note hat sich ein Begriff aus dem canonischen Rechte von gleicher und ungleicher Seitenlinie eingeschlichen. §. 122. fehlen mehrere Arten der Freywerdung ohne Manumission, vorzüglich die beyden, wenn der Sklave zum Erben eingesetzt oder zum Vormund der Kinder ernannt wurde. Die erste hat auch der Verf. bey der Lehre von der Erbeinsetzung §. 416. berücksichtigt. §. 232—237. enthalten wohl nicht recht passend die ersten Grundbegriffe von possessio. Deutlicher wäre es wohl gewesen von der nuda detentio zur detentio cum animo rem sibi habendi oder poss. ad interdicta und von da zur poss. civilis oder ad usucapionem fortzuschreiten. §. 237. ist wohl justa causa statt justus titulus nur verschrieben. §. 261—265. ist die praescriptio longissimi temporis, welche doch auch adquisitiva ist, von der extinctiva nicht gehörig geschieden. §. 463. die contr. innominati hätten wohl eine genauere Erläuterung verdient: alle pacta bilateralia nämlich, wenn sie nicht unter benannte Contracte gehörten, waren contr. innominati, daher ihre anomale Natur; wenn die Römer von pactis nudis sprechen, sind folglich bloss pacta unilateralia zu verstehen. Rec. würde deswegen im System die contr. innom. geradezu mit den pactis nudis zusammenstellen. Alle diese kleinen Bemerkungen mindern übrigens den Werth dieses Werks nicht, welches immer ein sehr brauchbares und nützliches Lehrbuch bleibt, wie Recens. noch obendrein aus eigner Erfahrung versichern kann.

MATHEMATIK.

Annales de Mathematiques pures et appliquées; par M. M. *J. D. Gergonne* et *J. E. Thomas Lavernède*, professeurs au Lycée de Nismes, membres d. l. soc. libre d. sc. lettres et arts du départ. du Gard. Tome premier. No. I. Juillet 1810. A Nismes (4 Bogen in Quart. Der Jahrgang in Frankreich 21 Francs).

Auch in Frankreich gab es bisher kein Journal für die Mathematik! Das vorliegende soll enthalten 1) Abhandlungen über alle Theile der reinen und angewandten Mathematik; 2) Ankündigung und Beurtheilung in- und ausländischer die Mathematik betreffender neuen Schriften; 3) Bekanntmachung der von in- und ausländischen Akademien aufgestellten Preisfragen; 4) eigene Ausstellung mathematischer Aufgaben. — Monatlich werden 4 Bogen in Quart geliefert, jährlich also 384 Seiten, ausser den Tafeln und Inhaltsregistern. Ausländer haben 24 Francs auf den ganzen oder auch 12 Fr. auf den halben Jahrgang zu pränumeriren; wofür

er aber monatlich postfrey bis an die französische Grenze (wenn Rec. recht versteht und schliesst) geliefert wird. Nur die Subscribenten dürfen hoffen, dass von ihnen selbst auch Abhandlungen eingerückt werden, falls die eigenen Abhandlungen der Herausgeber dazu Platz übrig lassen. Jeder Verf. kann seine eignen Abhandlungen auch besonders gedruckt erhalten, wenn er die ersten 100 Abdrücke des Bogens mit 10 Francs, jedes folgende Hundert mit 5 Francs bezahlt.

Der erste Monat Julius enthält 1) Recherche directe des conditions de l'équilibre entre des forces dirigées d'une manière quelconque dans l'espace, et appliquées à des points invariablement liés entr' eux; par M. *Gergonne.* 2) Geometrische Aufgaben; 3) Recherche systematique des formules les plus propres à calculer les Logarithmes; par M. Thomas Lavernède.

Ueber 1) würde R. einige Bemerkungen hier mitzutheilen suchen, wenn er nicht aus einem besondern Avis-Bogen ersähe, dass dergleichen auch in Frankreich schon erfolgt sind, und den Verf. zu einer Abänderung seines Vortrags veranlasst haben. Jeder einzelne Bogen macht bekannt, dass auch die Monate August, September und October bereits abgedruckt sind. Ausser den Fortsetzungen von 3) und einigen neuen geometrischen Aufgaben enthalten sie mehrere Abhandlungen von M. *Gergonne,* z. B. Sur une nouvelle forme de l'équation de la chainette uniformément pesante. — Considérations sur les bases physico-mathematiques de l'art musical, par M. *Raymond.* — De la rotation des corps autour de trois axes non-rectangulaires, par M. *Kramp.* Auch aus andern vorläufig aufgeführten Titeln von nächstens zu druckenden Abhandlungen und aus den berühmten Namen ihrer Verfasser erhellet es hinlänglich, dass diese Zeitschrift auch in Deutschland verdient angekauft zu werden. Man muss aber mit der Bestellung eilen, weil der erste Monat bis auf wenig Exemplare schon vergriffen ist!

ZERGLIEDERUNGSKUNDE.

Das menschliche Auge nach der Darstellung des Herrn Geheimen Raths *Sömmerring* im Profildurchschnitt noch mehr vergrössert abgebildet und mit einer kurzen Beschreibung versehen von *Johann Friedrich Schröter,* Zeichner und Kupferstecher für anatomische und pathologische Gegenstände bey der Universität zu Leipzig, Mitglied der Linnéischen Societät. Mit einem Vorbericht von Doct. *Johann Christian Rosenmüller,* Professor der Anatomie und Chirurgie zu Leipzig. Weimar im Landes-Industrie-Comptoir, 1810. Fol. 10 Seiten nebst einer illuminirten Kupfertafel.

Die Darstellung des menschlichen Auges im Profildurchschnitt und stark vergrössert ist ein unentbehrliches Hülfsmittel, sowohl bey dem anatomischen Unterricht als zur Erklärung des Sehens in den physiologischen und physikalischen Vorträgen. Es war daher ein glücklicher Einfall, den Herr *Schröter* hatte, eine solche Profilansicht mit der möglichsten Deutlichkeit auszuarbeiten. Für die Richtigkeit bürgt schon das Muster, nach welchem die Vergrösserung gemacht worden ist. Die Deutlichkeit aber wird noch durch die Farbengebung sehr erhöht. Da der Augapfel über 4 Zolle im Durchmesser hat, so konnten auch die zur Berechnung der einzelnen Theile gewählten Zahlen so angebracht werden, dass sie das Bild selbst nicht entstellen und doch leicht aufgefunden werden können. Die von Hrn. *Schröter* beygefügte Erklärung ist so eingerichtet, dass sie zugleich eine Uebersicht über alle zum Auge gehörigen Theile gibt und weder durch Weitschweifigkeit ermüdet, noch durch die Kürze unvollständig wird. Denn eine ganz vollendete anatomische Beschreibung aller einzelnen Theile des Auges war hier nicht zu erwarten. Da dem Verf. diese Arbeit so gut gelungen ist, so dürfen wir hoffen, dass ihm eine ähnliche Bearbeitung des Gehörorganes auch gelingen werde, und wir würden uns davon auch vielen Nutzen versprechen, wie ihn die vorliegende Bearbeitung des Gesichtsorganes gewiss gewähren wird.

GESCHICHTE.

Sachsen und Polen. Jungen Geschichtsfreunden gewidmet von *J. G. Dyck. Erster Theil* (mit dem Portrait des Königs und einer Titelvignette, eine Ansicht von Dresden darstellend). XL und 228 S. 8. *Zweyter Theil* (mit einer Abbildung des kön. Schlosses zu Krakau und der Bergfestung Kaminieck und einer Titelvignette). IV u. 271 S. Leipzig, Dyk'sche Buchh. 1810. 8.

Wenn man die Absicht erwägt, die der thätige und überall für brauchbaren Unterricht, namentlich in der Geschichtskunde, so eifrig bemühte Verf. erreichen wollte, so wird man hier weder eine ausführlichere Geschichte der beyden auf dem Titel genannten Staaten, noch viel weniger neue Forschungen oder kritische Berichtigungen einzelner Puncte, vornehmlich in der ältern Geschichte, erwarten. Selbst die verschiedenen Zugaben, die zu den Haupttheilen nicht unumgänglich nöthig scheinen, wird jene Absicht rechtfertigen. Die vaterländische Geschichte, die nur zu sehr vernachläs-

sigt wird, wollte der Verf. so vortragen, dass sein Lehrbuch zum Leitfaden beym Schulunterricht dienen und dem Schüler zur leichtern Auffassung und Wiederholung des Vortrags seines Lehrers nützlich werden könne; die Geschichte der polnischen Nation und der Entstehung des Herzogth. Warschau insbesondere so erzählen, dass sein Werk als Lesebuch zur cursorischen Lectüre der Jugend brauchbar wäre; überhaupt aber das Geschichtsstudium und eine richtigere Ansicht der Begebenheiten auch bey jungen Leuten befördern. Nur zu wahr ist die unverhüllte Darstellung, wie Geschichte ehemals auf Akademien gehört wurde, und wie es jetzt geschieht, in der Zueignung des Werks an Herrn Hofr. Böttiger. Der erste Band fängt mit einer Uebersicht der *Ursachen der Umgestaltung Europens im 19. Jahrhunderte* an (S. IV — XV), die als Einleitung zur neuesten Geschichte dienen kann. Sie geht von einer kurzen Darstellung des Zustandes Frankreichs seit dem 17. Jahrh. und der veränderten Preussischen Politik seit Friedrich Wilhelm II. aus, eine lange Stelle über den Ursprung der französischen Revolution (in der wir doch nicht alle Ansichten des Verf. billigen können) wird aus dem Werke de la Litterature française pendant le XVIII. siècle mitgetheilt, dann noch ein Blick auf die Entstehung und den Untergang des deutschen Reichs gethan. Zuletzt wirft der Verf. die Frage auf: was dürfte wohl das *Resultat* der jetzigen Krisis seyn? Er hofft, die Anerkennung folgender drey Sätze, die zu einem bessern Zustand der Dinge in Europa führen müssen: 1. der Ackersmann ist Staatsbürger und kann also nicht als Eigenthum des Gutsbesitzers betrachtet werden; 2. es gibt nicht drey christl. Religionen, sondern nur verschiedene Confessionen der christl. Religion, deren Bekenner gleiche politische Rechte haben müssen. Gleichförmigkeit in Religionsgebräuchen und Lehrmeynungen zu verlangen, ist ungereimt. 3. Seeherrschaft ist, gleich der Leibeigenschaft und Sklaverey, in sich absurd und widerrechtlich. — Dann wird das Nothwendigste aus der Statistik Sachsens mitgetheilt. Die fünf ersten Bogen der sächs. Geschichte waren schon 1805 gedruckt, was bey einigen Stellen nicht übersehen werden darf. Die ältere Geschichte geht bis 1127, die neuere ist in 3 Abschnitte getheilt 1127—1422, von da bis 1806, dann bis 1810. Es sind aber nicht nur die Regenten und die kriegerischen Vorfälle, Theilungen u. s. f., sondern auch andere merkwürdige Thatsachen, welche Verfassung, Sitten u. s. f. angehen, ausgehoben, und in zweckmässiger Kürze deutlich vorgetragen. Die neuere Geschichte, seit dem siebenjährigen Kriege, wird ausführlicher, und nicht in dem Tone des Compendiums, noch umständlicher aber die neueste Geschichte im 3. Abschnitte von 1806 — 1810 erzählt. Anhangsweise ist 1) die Geschichte der Oberlausitz bis zu ihrer Vereinigung mit Chursachsen 1635, 2) die Geschichte der Niederlausitz bis zu demselben Jahr, 3) die Geschichte der ausgestorbenen Nebenlinien des sächsischen Churhauses kurz vorgetragen; dann folgt 4) ein Verzeichniss der grössern Städte Sachsens nach der Volkszahl geordnet, mit Angabe der Zahl der Einwohner einer jeden, und mit historischen Bemerkungen bey einigen (vielleicht wäre es manchen angenehm gewesen, auch die Jahre ihrer Erbauung nach den gewöhnlichen Angaben beygefügt zu lesen); auch sind noch ungefähr berechnete Zahlen der einzelnen Classen der Stände und Gewerbetreibenden angehängt; 5) ist die Verschiedenheit des Bodens und der Einwohner, 6) der sächsische Bergbau, 7) die Meissner Porcellanfabrik beschrieben; 8) ist ein Leitfaden zur Wiederholung der sächsisch. Geschichte mitgetheilt, in dem aber auch einige Nebenpuncte, besonders aus den neuesten Zeiten, etwas ausführlicher dargestellt und mit Urtheilen des Verfs. begleitet sind; 9) wird die neue Constitution des Herzogthums Sachsen-Weimar, die seit dem Anfange des gegenwärtigen Jahres eingeführt ist, gerühmt und ihr Eigenthümliches im Allgemeinen angegeben; 10) sind die Reisen unsers Königs seit Preussens Kriege mit Frankreich verzeichnet. In einem zweyten Anhange wird zum bessern Verständniss der sächs. Geschichte 1. die Reihe der deutschen Kaiser aus dem Habsburg. Oester. und Lothring. Oester. Hause aufgeführt, wobey besonders die Geschichte des gegenwärtigen österreich. Kaisers ausführlicher vorgetragen ist; 2. ist das Steigen und Sinken der brandenburg. preuss. Monarchie bemerkt seit der Regierung des Hauses Hohenzollern, und die Verdienste der neuern Regenten sind angegeben; 3. wird der Feldzug von 1809 in Deutschland (und in einer kleinen Zugabe, die Erwählung des Fürsten von Ponte Corvo zum schwedischen Kronprinzen), 4. der Krieg in Tyrol, 5. die Unternehmungen Dörrenberg's, Katte's, Schill's und des Herzogs v. Braunschweig-Oels und 6) das neueste Unglück der Stadt Eisenach, erzählt.

Den Uebergang zur *polnischen Geschichte* machen Betrachtungen über die Verschiedenheit des Charakters beyder Länder und den verschiedenen Gang der Bildung derselben. Dann wird die Geschichte der poln. Nation bis zum J. 1764 erzählt. Ihre Hauptmomente sind, auch was die ältesten Zeiten anlangt, gut aufgefasst; nur die Geschichte der ältesten Herzoge verdiente, als unkritisch, kaum wiederholt zu werden. Bey mehrern Abschnitten ist auch auf den Culturzustand und seine vortheilhaften oder nachtheiligen Veränderungen Rücksicht genommen. Der Zeitabschnitt, wo das Jagellonische Haus den poln. Thron bestieg, hätte noch nicht *Litthauens Union mit Polen* überschrieben werden sollen, da diese erst später erfolgte. In der spätern Geschichte sind manche Bemerkun-

gen und Anekdoten eingestreuet, welche die Geschichtserzählung unterhaltender machen, wie bey der Einführung der Rauchfangssteuer in Polen 1629. S. 108 f. In den pactis conventis, ist S. 110 errinnert, wurde nie weder für den Bürgerstand, noch viel weniger für die Bauern gesorgt. Auch charakteristische Bruchstücke aus den Reden polnischer Magnaten auf den poln. Reichstagen und das Schreiben des Königs Augusts I. an König Stanislaus Lesczinsky vom J. 1707 sind mitgetheilt. Ueberhaupt ist dieser nicht trockne Abriss das Lesbarste, was man in neuern Zeiten über Polens Geschichte erhalten hat. S. 167 fängt ein neuer Hauptabschnitt an, Polens Untergang und Auferstehung als Herzogthum Warschau, überschrieben, der etwas ausführlicher bearbeitet, und dem auch die Verfassungs-Urkunde des Herzogthums, und die neue Eintheilung der Departements, einverleibt ist. Am Schlusse ist noch ein Verzeichniss der Regenten Polens und der Hauptmomente der poln. Geschichte, das zugleich als Inhaltsverzeichniss dienen kann, beygefügt.

Handbuch der Geschichte Napoleons des Ersten und seines Zeitalters, vom Professor *Schütz* zu Halle. Leipzig, Dyck'sche Buchh. 1810. X und 692 S., gr. 8. (2 Thlr. 16 gr.)

Unstreitig die vollständigste und lehrreichste chronologische Uebersicht der grossen und kleinern Begebenheiten seit 1769 – 1810 zur Wiedererinnerung an sie, für diejenigen, die sie erlebt und selbst für die, welche mitgewirkt haben, zur Einsicht in ihren Zusammenhang und ihre Einwirkung auf einander, zur pragmatischen Beurtheilung ihres Ganges für Alle sehr brauchbar. Der Titel, der nicht gerade Alles ankündigt, was das Werk enthält, ist deswegen gewählt worden, weil das Werk als Einleitung in die Geschichte des ausserordentlichen Mannes „in dessen Leben, wie der Vf. sagt, sich die ganze französ. Revolution gleich einem Strome im Meer verlor, und Königreiche und Republiken wie Wellen untergegangen sind" dienen soll, um dem künftigen Geschichtschreiber die erforderliche Vorarbeit zu liefern. Es ist darin zuvörderst eine chronologische Uebersicht der ganzen bisherigen Geschichte Napoleons und der ihr gleichzeitigen neuern Staatengeschichte gegeben, wobey die Data der erstern, so wie die Data der französ. Revolutionsgeschichte auch durch den Druck ausgezeichnet sind. Die Facta selbst aber sind genau, sorgfältig und deutlich angegeben, mehr erzählend als bloss verzeichnend, um Jedem, der an der Geschichte seiner Zeit Antheil nimmt, verständlich und angenehm zu werden. Bey jedem Kriege sind die Ursachen desselben, die Bewegungen der Armeen, die Veränderungen der Feldherren, der Inhalt der Friedensschlüsse und anderer Tractaten angezeigt. Und dadurch unterscheidet sich diess Handbuch von ähnlichen. Die Geschichte ist in vier geschlossene und sehr charakteristische Zeiträume abgetheilt; der erste (kürzer bearbeitete) von der Geburt Napoleons 15. Aug. 1769. bis zum Anfang der französ. Revolution (od. Ende des J. 1788) enthält die Entwickelungsgeschichte Napoleons als Menschen. Der zweyte vom Anfang der franz. Revolution (oder d. 24. Jan. 1789) bis zur Erhebung Napoleons als Oberconsuls der franz. Rep. 9. Nov. 1799 stellt ihn als den für das Ideal einer republ. Freyheit feurig glühenden Jüngling dar. Der dritte, vom Anfange der Consular-Regierung Napoleons bis zu seinem Antritt der französ. Kaiserwürde 18. May 1804, zeigt ihn als den zum Manne herangereiften Geist, und der vierte bis auf seine Vermählung mit der österreich. Princessin stellt ihn in der ganzen eisernen Consequenz auf, mit welcher der Mann von Grundsätzen auf einer aus Prüfung einmal veränderten Ueberzeugung beharrt. Die chronologische Uebersicht der letzten 6 Jahre (von 1805 — 1810) rührt nicht von dem auf dem Titel genannten Verf. (der schon eine Uebersicht der französ. Revolutionsgeschichte herausgegeben hat), sondern von Hrn. D. *Venturini*, dem Fortsetzer der Bredow'schen Chronik, her. Angehängt ist noch S. 681 die Genealogie des franz. Kaiserhauses Bonaparte, und S. 690 ein treffliches Bruchstück aus der herrlichen Rede, mit welcher die diessjährige Frühlingssitzung des grossen Raths in Lucern eröffnet wurde. Ein zweyter Theil dieses Werks, den der Titel selbst nicht verspricht, soll eine kritische Uebersicht der Literatur zur Geschichte Napoleon's u. seines Zeitalters enthalten, und wir wünschen, dass auch er bald erscheine. So wird man ein vollständiges chronologisches Handbuch für die letzten 40 Jahre haben. Denn auch die aussereurop. Begebenheiten sind, in sofern sie in Verbindung mit den europäischen stehen, nicht übergangen. Dem Schlusse wünschen wir ein Register beygefügt.

Chronologisches Taschenbuch der neuesten Geschichte von 1789 — 1810. Nebst einer Uebersicht der denkwürdigsten Begebenheiten der ältern, mittlern und neuern Geschichte. Herausgegeben von *Karl Stein*. (Auch unter dem Titel; *Historische Erinnerungen in chronologischer Ordnung*.) Berlin, bey Hayn, 1810. X und 234 S. Taschenf. (16 gr.)

Die erste Abtheilung, Denkwürdigkeiten der ältern und neuern Goschichte vom J. 2000 vor Chr. bis 1788, geht bis S. 89, und wird für den, wel-

cher keine vollständigen Zeittafeln der Geschichte besitzt, nicht unbrauchbar seyn; die zweyte Abth., Neueste Geschichte seit 1810 S. 90 ff. soll als Repertorium der Geschichte (einzelne Thatsachen und Begebenheiten) für denkende (?) Weltbürger, für Geschäftsmänner und *allenfalls* für Lehrer der Zeitgeschichte als Leitfaden dienen. Alles musste sehr kurz angedeutet werden und ohne ganz vollständig zu seyn. Das, was auf die Fortschritte der franz. Revolution und die Vermehrung der Macht des neuen französ. Reichs sich bezieht, ist mit einem Stern, was den Wachsthum der engl. Seemacht angeht, mit einem Kreuz bezeichnet. Uebrigens geht auch diess Taschenbuch bis zur Vermählung des franz. Kaisers mit der österr. Prinzessin. Auch ist ein nützliches Register der Hauptangeben angehängt. Druckfehler in den Eigennamen haben wir nicht häufig bemerkt.

JUGENDSCHRIFTEN.

Der erste Lehrmeister. Ein Inbegriff des Nöthigsten und Gemeinnützigsten für den ersten Unterricht; von mehrern Verfassern. *Erster Theil. Die Geschichten der Bibel.*

Auch mit dem besondern Titel:

Die Geschichten der Bibel zum Gebrauch für Lehrer und Schüler, von *J. H. C. Löhr.* M. e. (trefflich ausgeführten) Kupfer. Leipzig, bey Gerh. Fleischer d. J. VIII u. 190 S. gr. 8. Ladenpreis 6 Gr. sächs. oder 27 Kr. Rhein.

Der erste und allgemeine Titel bezieht sich auf eine Reihe von Bänden, in welchen alle Hauptgegenstände des ersten Unterrichts nicht bloss für Bürgerschulen, sondern auch für die untern Classen gelehrter Schulen und für den Hausunterricht von mehrern Verfassern behandelt werden sollen. Ein Rechenschüler, das Nöthigste aus der Weltgeschichte, das Wichtigste der Erd- und Himmelskunde, der Naturlehre und Naturgeschichte, der Kenntniss des Menschen; Stoffe zur Uebung des Denkvermögens und zur Bildung des sittlichen Gefühls; die Religionslehre und die Methodenlehre (Anweisung, die Lehrgegenstände am zweckmässigsten zu behandeln) und ein allgemeines Lesebuch, gehören in diesen Plan. Alle halbe Jahre wird ein Bändchen erscheinen, und der Preiss eines jeden so wohlfeil seyn, dass auch Unbemittelte es leicht für ihre Kinder anschaffen können. Eine edle Denkart des auch dadurch, wie durch seinen Eifer, die Literatur durch guten und gemeinnützigen Verlag zu bereichern, schon bekannten Verlegers, die um so viel mehr gerühmt zu werden verdient, je mehr Andere in dem Wahn zu stehen scheinen, Schulbücher können nach Gefallen vertheuert werden.

Es fehlt uns allerdings nicht an neu bearbeiteten und neuen biblischen Geschichten; aber diess neue Werk eines geschätzten Schriftstellers, der sich um den Jugendunterricht auf mehrfache Art verdient gemacht hat, kann ihnen nicht nur an die Seite gesetzt, sondern vielen noch vorgezogen werden. Fürs erste hat der Vf. mehr auf die Geschichten der Bibel, als auf biblische Geschichte, ohne diese auszuschliessen, Rücksicht genommen. Dann hat er nichts weggelassen, was zur Kenntniss der wichtigsten Vorzüge und zur Erweckung und Belebung des religiösen Sinnes gehört. Auch nicht das Wunderbare, welches so viele Geschichten umhüllt, da er in Rücksicht desselben seine Meynung (mit unserm Zeitalter überhaupt) geändert hat. „Ich weiss wohl, sagt er, dieses Vernichten der Hülle des Wunderbaren scheint vielen bey Werken dieser Art das *Hauptverdienst*, ich aber fange gewiss aus mehrern Gründen immer mehr an zu fürchten, diess gerade sey der *Hauptfehler* derselben, und habe darum gern dieses sichtbare Wehen und Walten der Gottheit diesen Erzählungen gelassen.“ In der That sieht auch Rec. nicht ein, was den neuern Erzähler *berechtigen* könne, solchen Geschichten ihr ursprüngliches Gewand zu nehmen, und seine willkührlichen Deutungen oder Ansichten aufzunöthigen, zumal da so viele Erklärungen verschieden und zweifelhaft, so manche nicht einmal für die Jugend verständlich sind, und der weise Lehrer da, wo natürliche Erklärungen sich darbieten, sie mit Voreicht benutzen, und übrigens auf die religiöse und moralische Ansicht hinleiten kann. Dem Lehrer hat der Vf. überhaupt und mit Recht überlassen, noch andere Zusätze zu machen, und nicht so Viel aufgenommen, dass das Kind auch beym künftigen Lesen der Bibel noch viel Neues und Anziehendes finden sollte. Weggelassen sind auch die sonst gewöhnlichen Fragen, und die sogenannten nützlichen Lehren sind in die Geschichte selbst eingewebt, doch durch eine eigne Art der Schrift, der Stellung und des Ausdrucks hervorgehoben. Sprüche und Liederverse sind nur sparsam eingestreuet; überhaupt aber hat der Vf. darauf gesehen, dass auf wenigen Blättern recht viel zusammengedrängt, das Kurze aber mit dem Fasslichen und das Ernste mit dem Anziehenden vereinigt ist. So viel möglich, ist die kräftige Sprache der luther. Uebersetzung beybehalten, „indem, sagt der Vf. sehr treffend, die Einfachheit und die Kraft von beyden (der Bibel und der luther. Uebersetzung) dem Kinde viel verständlicher ist, als eine noch so treffliche Umarbeitung, weil sie fasslicher und anziehender für das Kindes-Gemüth ist.“ In der ersten Hälfte (Gesch. des A. T.) erzählt der Vf. jedoch weit häufiger mit eignen Worten und auszugsweise, auch wird wohl auf die Stellen selbst verwiesen, wo die Sache ausführlicher dargestellt ist. In die zweyte Hälfte sind nicht nur Geschichten, sondern

auch Parabeln aus den Reden Jesu aufgenommen. Aus der Geschichte der Apostel, und namentlich des Paulus, konnte noch Einiges ausgehoben werden, wenn das Büchlein hätte vergrössert werden sollen.

Das blaue Buch, Weisheit und Tugend in wirklichen Beyspielen enthaltend. Ein Weihnachtsgeschenk für die männliche und weibliche Jugend in den gebildeten Ständen. Mit Kupfern. Magdeburg, bey A. F. von Schütz. 139 S. Taschenformat.

Unter der Vorrede hat sich Hr. *Wilh. Julius Wiedemann* unterschrieben. Für Kinder beyderley Geschlechts von 8—14 Jahren bestimmte er diess Lesebuch, das auf ihr Herz und ihren Verstand gleich wohlthätig wirken soll. Auf eine Anrede an die jungen Leser und Leserinnen, worin der Titel erklärt wird auf eine ganz verständliche Art, ohne in einen kindischen Ton zu verfallen, folgen unter 10 Abschnitten mancherley Geschichten mit Bemerkungen begleitet, die ungleich ausführlicher als die Erzählungen selbst, und sogar einmal, was Rec. dem Zwecke des Buches nicht angemessen findet, mit englischen und französischen Sprüchelchen geschmückt sind. Nach diesen Erzählungen findet man ein kleines Schauspiel in zwey Aufzügen, der redliche Schuldner, in einer freyen Uebersetzung aus dem Französischen, auf eine wahre Geschichte gegründet. Auch ihm sind erläuternde Bemerkungen beygefügt. Den Schluss machen drey Fabeln in Versen; die erste ist aus Florian übersetzt, und das französische Original ist ihr zugegeben, so wie allen diesen Fabeln mehrere Bemerkungen. Durchaus sieht man, dass der Verf. mehr die schon erwachsenere als die kleinere Jugend, und zwar nicht aus den gemeinen, sondern den mittlern und höhern Ständen vor Augen gehabt hat.

Kurze Anzeigen.

Kirchen- und Schulwesen. *Neue Beyträge zur Kenntniss und Verbesserung des Kirchen- und Schulwesens, vorzüglich im Hannöverschen;* gesammelt und herausgegeben von D. J. C. Salfeld u. J. P. Trefurt. *Zweyter Band, erstes, zweytes Heft* (zusammen 256 S. 8. Hannover 1810. Gebr. Hahn.)

Der erste Aufsatz dieser Zeitschrift, die immer ihren Werth durch ausgesuchte und lehrreiche Aufsätze zu behaupten gewusst hat, und die Aufmerksamkeit des ganzen deutschen Publicums verdient, S. 1—56. *Beförderung der humanistischen Studien unter den auf der Univ. zu Göttingen Theologie studirenden Landeskindern,* zeigt, wie die Förderung der humanist. Studien das Augenmerk gleich des ersten Stifters der Univ. war, daher das Seminarium philologicum bald nach dem Anfang der Univ. gestiftet wurde, dessen erste Einrichtung Gesner in der Schulordnung für die Churf. Br. Lüneburg. Lande, 1738. S. 209—222 beschrieben hat, dem seit 1763 Heyne vorsteht, aus dessen Nachrichten darüber (in Pütters Vers. einer academ. Gelehrtengesch. v. Göttingen, I. 248 ff. II. 273 ff.) der Vf. hier S. 3 ff. das Nöthigste mittheilt; so wie S. 11 ff. aus Brandes: Ueber den gegenwärt. Zustand der Univ. Göttingen (1802) S. 11 ff.; wie ferner, als die philol. Studien erkalteten, die Landesregierung in den J. 1799 u. 1800. den theol. Studien zu Göttingen eine bessere Richtung zu geben suchte, vornehmlich durch Anordnung eines theol. Ephorats für Landeskinder (1800) und eine vorläufige Prüfung für junge Theologen nach ihrem Abgang von der Akademie, die der Verf. genau beschreibt, und öffentliche Vorlesungen über Classiker, mit Uebungen verbunden für Theologen. — S. 56—104. *Was hat das Consistorium zu Hannover während der Occupation der hiesigen Lande für mögliche Erhaltung guter Ordnung im Kirchen- und Schulwesen im Allgemeinen zu wirken gesucht?* Es werden die Consist. Ausschreiben vom 16. Jun. 1803 und 4. Dec. 1804 das Verhalten und die Wirksamkeit der Prediger in den gegenwärtigen Zeitumständen, die vom 29. Mai 1804 und 14. Dec. 1809 die nöthige Aufsicht über Kirchen und Schulen, auch kirchliches Rechnungswesen betr., die vom 31. Jan. 1804 und 23. Oct. 1806 die nöthige seminarische Vorbereitung angehender Schullehrer betr., nebst dem Erfolg der einstweiligen Beschränkung der Seminaristen-Anstalt, und, Anhangsweise, des Hrn. Superint. und Consist. Ass. *Wyneken* zu Ratzeburg Schreiben an die Prediger des Herz. Lauenburg vom 8. Jul. 1805 mitgetheilt. — S. 110—126. *Kirchengeschichte der Stadt Hardegsen,* vom Hrn. Past. *Domeier* daselbst (fortgesetzt von B. I. S. 254 ff.)

Das zweyte Heft enthält nur zwey Aufsätze: S. 129—161. *Ueber die Schwärmereyen der Fräulein von Asseburg* (in welche der Superint. *Petersen* mit verwickelt war, und deren in Leibnitzens gedruckten Schriften einige Erwähnung geschieht); *einige zwischen der Churfürstin Sophie und Leibnitz gewechselte* (ungedruckte) *Briefe.* Die Herausgeber verdanken diese interessanten französisch geschriebenen Briefe der Mittheilung des Hrn. Hofr. Feder. — S. 164—256. *Ueber die Ursachen der Kirchenleere, und was von den Predigern zu thun sey, um dem öffentlichen Gottesdienste wieder aufzuhelfen,* vom Hrn. Superint. *Vasmer* zu Münder. So viel auch über den gedachten Gegenstand schon gesprochen und geschrieben worden ist — der Verf. hat selbst aus Brandes Schriften Einiges entlehnt — so verdient diese Abh. doch gelesen und beherzigt zu werden, wegen der vielen Wahrheiten, die der Vf. den gelehrten u. ungel. Verächtern des öffentl. Gottesdienstes u. den sich accommodirenden Predigern in einem starken u. derben Tone sagt, u. der eignen Bemerkungen u. Erinnerungen, die er vorträgt, u. die besonders das verkehrte Benehmen mancher Prediger angehen.

NEUE LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

83. Stück, den 11. July 1810.

BERGRECHT.

Der Grund und Umfang der Berggerichtsbarkeit und des Gerichtszwangs der Berggerichte in den Königlich Sächsischen Landen: Systematisch dargestellt, und mit Gesetzen, Entscheidungen und Urkunden belegt von *Lebrecht Ehregott Taube*, königl. Sächs. Bergrath und Ober-Berg-Amt-Assesor zu Freiberg (Freyberg). Freyberg, bey Craz und Gerlach, 1808. 8. XX S. Vorbericht und Inhaltsanzeige, 112 Seit. Text, 331 Seit. Beylagen. (Thlr. gr.)

Bey dem hohen Alter des Bergbaues und seinem ausgebreiteten Umfange in den königl. Sächs. Landen, so wie bey der besonders in und seit der letzten Hälfte des abgelaufenen Jahrhunderts, in seiner Betriebs-Art und in seinem übrigen Geschäftsgange immer weiter gebrachten Vervollkommnung desselben könne man zwar — nach der Bemerkung des Verf. im Vorberichte, — schon voraussetzen, dass auch die Grenzen der dazu gehörigen Gerichtspflege ihre möglichst vollständige Bestimmung erlangt haben würden. Nichts destoweniger aber wären darüber zwischen den Civil-und Berggerichten von Zeit zu Zeit immer noch mancherley Streitigkeiten vorgefallen, auch habe es den Anschein, dass diese sogar in neuern Zeiten, wo man bey ihrer Entscheidung sehr behutsam zu Werke gegangen, und diese nicht leicht anders, als nach mehrmaligem Gehör der Interessenten ertheilt habe, sich noch vermehrt hätten. Die Ursachen hiervon glaubt der Verf. — wenigstens grössentheils, — nicht sowohl in dem Mangel und der Unbestimmtheit der Gesetze, als vielmehr in der grossen Zerstreuung und in der nicht genugsam ausgebreiteten Publicität, mithin in mangelhafter Kenntniss derselben und der bestehenden Bergwerksverfassung überhaupt, zugleich aber auch darin zu finden, dass auf Universitäten weder das Bergrecht überhaupt noch die dazu gehörige Lehre von der Berggerichtsbarkeit und von der Competenz der Berggerichte in eignen Vorlesungen ausführlich vorgetragen werde. Mithin habe eine vollständige Kenntniss davon zeither nur durch selbsteignes Studium erworben werden können, und weil die hierüber vorhandenen Gesetze und Befehle in dieser Absicht noch nirgends geordnet und zu einer deutlichen Uebersicht gebracht gewesen wären, so sey solches bis itzt allerdings mit vieler Schwierigkeit verbunden gewesen, und manche Civil-Gerichte hätten bey einem solchergestalt sehr verzeihlichen Mangel an gründlicher Kenntniss von der eigentlichen Beschaffenheit der Berggerichtsbarkeit, sich in ihrer Gerichtsbarkeit bey Vorfällen beeinträchtigt geglaubt, wo ihnen doch die bestimmtesten Gesetze entgegen gestanden hätten, so wie gegenseitig auch von den bey den Berggerichten neu angestellten Bedienten, ehe und bevor selbige sich im fortwährenden Geschäftsgange die erforderlichen Kenntnisse hiervon erworben gehabt hätten, hierunter zuweilen manche Missgriffe gethan worden wären. — Mehrere dergleichen von dem Verf. während einer dreyssigjährigen, hauptsächlich dem berggerichtlichen Fache gewidmeten Dienstzeit gemachte Erfahrungen überzeugten daher denselben von dem nothwendigen Bedürfnisse eines zusammenhängenden Werks, in welchem die, die Berggerichtsbarkeit betreffenden Materien nach der Verschiedenheit derselben abgesondert, die vorgetragenen Lehrsätze aus den Quellen abgeleitet und entwickelt, auch mit den darauf Bezug habenden Gesetzen, Rescripten und andern Urkunden belegt wären, um daraus den Grund und Umfang der Berggerichtsbarkeit und des hierauf beruhenden Gerichtszwangs der Berggerichte sowohl im Zusammenhange als auch in den einzelnen Theilen derselben übersehen und beurtheilen zu können: zugleich aber auch um die wenigen Lücken wahrzunehmen, die der Gesetzgebung etwa noch auszufüllen übrig bleiben möchten. Und

diesem Bedürfnisse, so viel möglich, abzuhelfen, hat nun der Verf. mit gegenwärtigem Handbuche einen Versuch gemacht.

Dieses Handbuch zerfällt in Sechs Abschnitte. In dem *ersten* handelt der Verf. von der Bergregalität, den damit verbundenen Befugnissen und der Berggerichtsbarkeit überhaupt; in dem *zweyten:* von dem obersten Bergjustizcollegio und den demselben untergeordneten Berggerichtsstellen und andern Behörden; in dem *dritten:* von der Eintheilung der Berggerichtsbarkeit überhaupt, insonderheit aber von der Gerichtsbarkeit in eigentlichen Bergsachen, (*causis metallicis in specie sic dictis*); in der *vierten:* von der Local-Gerichtsbarkeit; in der *fünften:* von der Gerichtsbarkeit über die zum Berg- und Hüttenwesen gehörigen Personen; in der *sechsten:* von einigen andern bey Ausübung der Berggerichtsbarkeit vorkommenden Nebenumständen: a) von der Requisition und Notifications-Ertheilung, b) von der Abhörung der Zeugen, c) von Ausübung der zur voluntarischen Gerichtsbarkeit gehörigen Handlungen, d) von dem Gebrauche der Gerichtsdiener, Gefängnisse, Gerichtsstätte und Nachrichter, so wie e) von der Bergpolizey und den dieserhalb oder sonst errichteten Verträgen. — Der Abhandlung selbst folgen die dazu gehörigen Beylagen, nebst einem Verzeichnisse derselben. Mehrere dieser Beylagen sind aus dem *Codice August.* abgedruckt, und die übrigen aus Archiven und gerichtlichen Acten beygebracht.

Mit dem Bergregale — welches nach dem Verf. ein aus dem Besitze der Landeshoheit entspringendes, den Ständen des vormaligen römischen Reichs deutscher Nation noch ausserdem in dem IX. Capitel der güldenen Bulle schon im XIV. Jahrhundert, so wie nachgehends in den Reichsabschieden noch besonders zugesichertes Recht ist, die unterirdischen Schätze an Metallen und Mineralien ohne Rücksicht auf das grundherrliche Eigenthum aller Orten, wohin sich die Landeshoheit erstreckt, aufzusuchen, selbige zu gewinnen und eigenthümlich zu benutzen, oder durch dessen Freygebung deren Aufsuchung, Gewinnung und Benutzung gegen Erfüllung diessfalls beliebig vorgeschriebener Bedingungen andern zu überlassen, — sey das Recht der Gesetzgebung und der Gerichtsbarkeit in den, den Bergbau betreffenden Angelegenheiten, so wie die Bestimmung der Grenzen derselben sowohl, als der bey deren Verwaltung und Ausübung zu beobachtenden Form, mithin auch das Recht der Bestellung der obrigkeitlichen Behörden dabey und der denselben ihres Verhaltens halber zu ertheilenden Vorschriften verbunden. So wichtig der Bergbau eines Landes für den Staat sey, eben so sehr machten auch die mit dessen Betriebe verbundenen mannigfaltigen und grossen Schwierigkeiten und Hindernisse, eine besondere Behandlung, auch vorzügliche Erleichterung und Begünstigung dieses Gewerbes nothwendig, und insbesondere erfordere die Wohlfahrt des Bergbaues, dass alle dabey vorfallende Angelegenheiten, Streitigkeiten und Verbrechen von dazu verordneten Sachkundigen, auf das hierbey einschlagende gemeine, auch landesherrliche, ingl. auf das besondere Bergwerksbeste der Theilhaber desselben verpflichtete Personen in thunlichster Kürze und mit möglichster Kostenersparniss erörtert, untersucht, entschieden und bestraft würden. Es sey ferner nothwendig, dass von diesen Personen eine Art obervormundschaftlicher Aufsicht über die Angelegenheiten der Bergwerkstheilhaber geführt werde, vermöge welcher letztere zweckmässig geleitet, und die von selbigen und deren Stellvertretern hierbey eingegangenen Verhandlungen nur in soferne genehmigt würden, in wieferne selbige dem allgemeinen und Landesherrl. Bergw. Interesse nicht entgegen liefen, auch dem besondern Besten der B. W. Theilhaber entsprächen. Auch sey von diesen Personen die Passirlichkeit der bey vorfallenden Rechtshändeln aufzuwendenden, aus Bergwerkscassen zu bezahlenden Kosten zu beurtheilen, nicht weniger darauf zu sehen, dass bey vorfallenden Berghändeln die Einmischung fremder Gerichte und Zulassung zanksüchtiger und eigennütziger Sachwalter entfernt und vermieden werde. Die Bestellung dergleichen Berggerichte finde schon nach dem gemeinen Bergstaatsrechte statt, und im Königreiche Sachsen sey deren Bestellung ein ausdrückliches Landesherrl. Reservat.

Im II. Abschn. theilt der Verf. vorerst die ältere Geschichte der vormaligen Chursächs. Bergwerks-Direction in *drey* Perioden mit. Die *erste* Periode — deren Anfang der Verf. jedoch nicht bestimmt angegeben hat, — läuft bis zur Errichtung des Berggemachs im Jahre 1606. und ferner, während dessen Bestehen, bis zum Jahre 1661. Die *zweyte* Periode begreift den Zeitraum vom Jahre 1661., in welchem ein Bergraths-Collegium verordnet ward, bis zu dessen Wiederaufhebung im Jahre 1674., und an diese schliesst sich die *dritte* Periode, bis zum Jahre 1782, an, in welchem das *Geheime-Finanz-Collegium* errichtet ward. Dieses Collegium ist an die Stelle des vormaligen Berggemachs getreten, und demselben die Direction des gesammten Berg- und Hüttenwesens in den K. S. Landen, nebst der Anstellung sämmtlicher Berg- und Hütten-Beamten, auch Officianten, sowohl die Gerichtsbarkeit über die Berg- und Hüttenwerke und das dabey angestellte Personale in letzter Instanz übertragen. Auch ist dieses Collegium die letzte und einzige Appellationsinstanz in den vor die Berggerichte gehörigen Sachen, hat auch in gewisser Maasse die Ausübung des *Juris aggratiandi*, nicht weniger sind demselben die sämmtlichen Berggerichte, auch sonst jedermann in den vor die Berggerichte gehörigen Sachen untergeordnet.

Das *Ober-Berg-Amt* zu Freyberg bildet — nach dem Anführen des Verf. — gegenwärtig in gewisser Maasse die Zwischen-Instanz zwischen dem Geheimen-Finanz Collegio und den, beyden Collegiis untergeordneten Berg- und Hütten-Instanzen, und führt die Aufsicht über das Berg und Hüttenwesen im technischen, ökonomischen, Polizey- und rechtlichen Fache, übt auch zugleich die Gerichtsbarkeit in Ober- und Erbgerichts-Fällen aus. Zwar sey letzteres in der im Jahre 1787 erschienenen Schrift: *über die Chursächsische Bergwerksverfassung*, in Zweifel gezogen worden; allein ausser dem, was über den landesfürstl. Vorbehalt und die Fundation der Berggerichte schon in den frühern Bergordnungen festgesetzt sey, enthalte hauptsächlich die B. O. v. J. 1589. die weitere gesetzliche Bestimmung darüber sowohl, als über die constitutionelle Form bey Verwaltung dieser Gerichtsbarkeit und insonderheit über die dem Ober-Berg-Amte und den Bergämtern in Ober- und Erbgerichtsfällen, ingl. den Hütten-Instanzen in letzteren übertragene Ausübung derselben. Dass die Berggerichtsbarkeit von dem O. B. A. zu aller Zeit ausgeübt worden sey, bewiesen mehrere ältere und neuere in den Ober-Berg-Amtl. Reposituren vorhandene Actenstücke, und ausser den, dem O. B. A. vom Geh. Fin. Collegio von Zeit zu Zeit zu Theil werdenden besondern Aufträgen, übe Selbiges, zeither bestandener Verfassung nach, die Gerichtsbarkeit in erster Instanz über das Ober-Berg-Amts-Haus, über die Bergakademischen und Berg-Magazin-Gebäude und deren Bewohner auch *in Causis personal. non metallicis*, nicht weniger über die Mitglieder des Ober-Hütten-Amts und der Bergämter, sowohl über alle dem O. H. Amte und den B. Aemtern nicht unmittelbar untergebene Berg- und Hüttenbediente in bürgerlichen und peinlichen Sachen entweder selbst aus, oder trage selbige mit oder ohne Beysetzung eines Commissarii aus seinem Mittel, einem ihm untergeordneten Berg-Amte auf. Auch führe das O. B. A. die Aufsicht über die Bergjustizpflege, und ertheile in Bergrügen-Policey und Disciplin- und andern berggerichtl. Sachen rechtsgebührende Verfügungen und Entscheidungen entweder selbst, oder erstatte darüber Bericht zum Geh. Fin. Collegio.

Den *Bergämtern* sey endlich die Verwaltung der Gerichtsbarkeit in erster Instanz in allen eines jeden Revier-Bezirk betreffenden Ober- und Erbgerichtsfällen, dem *Ober-Hütten-Amte* zu Freyberg aber, bey den seiner Competenz angewiesenen Hütten, Personen und Sachen, nach der B. O. v. J. 1589. nur in Erbgerichtsfällen übertragen. Uebrigens sind dem Geh. F. Collegio, als dem obersten Berg-Justiz-Collegio, die Vasallen-Berggerichte, die Gerichte des königl. doppelten Blaufarbenwerks zu Oberschlema, und der übrigen drey Privat-Blaufarbenwerke, die Saigerhüttengerichte zu Grünthal, die Alaunwerks-Gerichte zu Schwemsal, die Gerichte der gewerksch. Privat Salzwerke zu Teuditz und Kötzschau, so wie der Bergschöppenstuhl zu Freyberg untergeordnet.

Nach dem III. Abschnitte begreift die Berggerichtsbarkeit nicht blos *Berg-*, sondern auch *andre Sachen* in sich. Selbige ist jedoch nicht universell, sondern blos particulair, weil deren Ausübung sich nicht auf alle, sondern nur auf einige bestimmte Gegenstände, nemlich gleich der geistlichen Gerichtsbarkeit, mit der sie, nach des Verf. Dafürhalten überhaupt die mehreste Aehnlichkeit haben soll, auf *gewisse Sachen*, *Orte* und *Personen* erstreckt. Unter *Berg-Sachen* versteht der Verf. alle diejenigen Händel, welche Gegenstände des Bergbaues und die denselben interessirenden Angelegenheiten betreffen. Nach eben den Begriffen, welche in gemeinen Rechten Statt finden, theilen sich Berg-Sachen in bürgerliche und peinliche, auch erstere in solche ein, welche persönliche oder dergl. Ansprüche betreffen: auch zerfallen selbige wieder in processualische und ausserprocessualische. Testamente und Recognitionen solcher Urkunden, in welchen über Kuxe oder Berg- und Hüttenwerke disponirt werde, möchten jedoch vor jedem Civil-Gerichte expedirt werden. Bey der Mannigfaltigkeit der Gegenstände des Bergbaues, deren Verhandlung ausschliesslich vor die Berggerichte gehören, sey es unmöglich, selbige sämmtlich namentlich aufzuführen, zumal da bey den wissenschaftl. Fortschritten in der Cultur des Berg- und Hüttenwesens sich selbige von Zeit zu Zeit vermehrten. Einige der am häufigsten und gewöhnlichsten vorfallenden hat indess der Verf. aufgeführt. Auch bemerkt der Verf., dass dem bergrechtl. Herkommen zu Folge, die von Berg- und Hüttenarbeitern für Brod, Licht, Holz, nothdürftige Kleidungsstücke u. dgl. contrahirten Schulden insoferne zu den Bergsachen gehörten, inwieferne der Gläubiger seine Befriedigung durch lohntäglichen Abzug von des Schuldners Berg- und Hüttenlöhne suche, und alle das Bergwesen betreffende oder davon herrührende Injurien-Sachen gehörten ebenfalls zur Competenz der Berggerichte. Uebrigens finde weder *prorogatio* noch *renunciatio fori metallici* Statt, auch könnten Civil-Obrigkeiten *ex foro delicti commissi s. apprehensionis* auf das Verfahren in Bergsachen keinen Anspruch machen, und die Rechtsregel: *Actor sequitur forum rei* finde in Bergsachen vollkommene Anwendung.

Die *Local-Gerichtsbarkeit*, mit welcher sich der Verf. im IV. Abschn. beschäftigt, erstreckt sich in Ober- und Erbgerichtsfällen nicht nur auf alle zu den gangbaren Berg- und Hüttenwerken gehörige und gebraucht werdende Orte, sondern auch auf solche, welche ehemals dazu gehört haben und da-

von herrühren, nach Auflässigkeit der B. und H. Werke aber von den Berggerichten zu anderm, als Bergwerksgebrauch, verliehen worden sind. Hieraus entstehen *zweyerley Arten* der Local - Berggerichtsbarkeit. Weil nach der B. O. v. J. 1589 unausgekleinte Halden, auch nach Auflässigkeit der Berggebäude, zu welchen sie vordem gehörig gewesen, unter Berggerichtsbarkeit verbleiben sollen, und kein ausdrückliches Gesetz vorhanden gewesen wäre, wodurch der Rückfall der zu den B. u. H. Werken gehörigen Häuser und Räume nach deren Auflässigkeit unter die Civil - Gerichtsbarkeit bestimmt worden sey; so möge diess, nach dem Verfasser, die Veranlassung gegeben haben, dass schon in den ältesten Zeiten dergleichen Häuser, Halden u. Räume, Privatpersonen zum häuslichen Gebrauche, vornemlich aber Bergleuten zur Bewohnung überlassen, von den Bergämtern verliehen und die Gerichtsbarkeit darüber von selbigen ausgeübt worden sey. Ueber diese zweyte Art der Local - Berggerichtsbarkeit sind jedoch zuweilen Streitigkeiten mit den Civil - Obrigkeiten erwachsen, welche zum Theil für, zum Theil wider die Bergämter entschieden worden sind: doch sind letztere in dem Besitzstande der Lehnsreichung und Gerichtsbarkeit über dergleichen ehemalige alte Zechenhäuser und Bergwerksräume geblieben, auch meistentheils bey darüber vorgefallenen Streitigkeiten durch höchste Entscheidungen geschützt worden. Auch haben die Berg - Aemter dergleichen, zu auflässig gewordenen B. und H. Werken gehörig gewesene Häuser, neuerlich bey Errichtung der Brand - Versicherungs - Kataster, in selbige, ohne Widerspruch der Civilobrigkeiten aufgenommen, letztere hingegen selbige aus ihren Katastern weggelassen, und endlich spricht für das Jurisdictions - Befugniss der Berggerichte über dergleichen Grundstücke, die Verjährung. Die im Freyen liegenden *Halden*, insoferne sie noch unausgekleint sind, verbleiben so lange unter der Berggerichtsbarkeit, als sie nach berggerichtl. Ermessen an den Grundbesitzer zur Einebnung oder Wegschaffung nicht zurückgegeben werden.

Im V. Abschnitte bemerkt der Verf. dass vermöge der Landesverfassung alle in Königl. Sächs. Diensten stehende Officianten in der Regel einen befreyten Gerichtsstand haben, und zwar stehe die Gerichtsbarkeit über die Königl. nicht schriftsässigen Diener den königl. Justizämtern in der Regel zu. Bey den Berg- und Hütten - Officianten leide jedoch diess eine Ausnahme. Nach dem Befehle v. J. 1682 sollten alle, wider sämmtliche zum Berg-Sachen u. Jägerei gehörige Diener zu führende Klagen und Rügen zuerst an den Landesherrn selbst gebracht, und was in dergleichen einkomme (nach dem Befehl v. J. 1609) in die Bergkanzley remittirt werden. Zwar habe man diesen Befehlen zuweilen die Auslegung geben wollen, als ob in selbigen nur von den *Causis metallicis* der Berg - und Hüttenbeamten die Rede sey. Allein wäre diess die Meynung des Gesetzgebers gewesen, so würde es ganz überflüssig gewesen seyn, die Dienst - und Bergsachen der dabey angestellten Diener als *caus. exemtas* namentlich anzuführen, weil diese schon an sich zu den *Caus. privilegiatis* gehörten: ferner wären in dem Bef. v. J. 1682. *alle* wider die benannten Diener zu führenden Klagen und Rügen, mithin *alle*, selbige auch für die Person betreffende bürgerliche und peinliche Sachen ohne Unterschied, von der ordentlichen Gerichtsbarkeit eximirt. Auch die Jagd - und Forstbedienten erfreuten sich, auch ausser den Dienstsachen, *in Causis personalibus* eines befreyten Gerichtsstandes, welcher durch besondern Befehl v. J. 1743 ihnen angewiesen worden sey, und zwar darum, weil der ältere v. J. 1682 zwar ihre Exemtion, nicht aber das Forum bestimmt habe, welchem sie unterworfen seyn sollten. Bey den Berg und Hütten - Bedienten habe es einer dergleichen besondern Bestimmung nicht erst bedurft, weil Berg - Sachen schon eigne Gerichte hätten, und es sich von selbst verstehe, dass die B. und H. Officianten selbigen unterworfen seyn müssten. Municipal - und Patrimonial - Obrigkeiten könnten sich folglich der Gerichtsbarkeit über B. und H. Bediente nicht anmaassen: eben so wenig aber auch die K. Justizämter. Durch den Befehl v. J. 1743 sey zwar leztern die Gerichtsbarkeit über die Königl. Diener — soweit selbige nicht schriftsässig, zugestanden; allein bey den B. und H. Bedienten leide der dabey zum Grunde gelegte Unterschied von Schrift - und Amtsässigkeit, bestehender Verfassung nach, keine Anwendung, da die persönl. Schriftsässigkeit bekanntlich in der, dem Amte oder dem Charakter einer Person gesetzlich beygelegten Eigenschaft, dass an selbige aus Königl. Landes - Regierung unmittelbar rescribirt werde, bestehe. Wären die B. und H. Beamten fremden Gerichten untergeben; so müssten daraus für den Landesherrl. und gewerkschaftl. Bergwerksdienst mancherley Nachtheile erwachsen. Es befänden sich aber die K. Berggerichtsbehörden in dem wirklichen Besitzstande der Ausübung dieser Gerichtsbarkeit, und wären darin bey vorgekommenen Widersprüchen geschützt worden. Nach der Verfassung hätten alle B. u. H. Bediente, deren Annahme und Salarirung halber, Befehl aus dem Geh. Fin. Collegio ergehe, ein *Forum privilegiatum in caus. personalibus etiam non metallicis* vor dem *foro metallico*, und zwar *vor dem Ober - Bergamte* die wirkl. Mitglieder des Ober - Hüttenamts und der Bergämter, nebst allen B. u. H. Bedienten, welche dem O. Hüttenamte u. d. Bergämtern nicht unmittelbar untergeben wären, sowohl die Lehrer und die Zöglinge bey der Bergakademie; vor dem *Ober-Hüttenamte* und *den Bergämtern* hingegen die diesen unmittelbar untergebenen Bedienten, und zwar

jeder vor seiner vorgesetzten Behörde. *Actiones reales* wider B. u. H. Bediente gehören vor das *Forum rei sitae.* Weiber, Wittwen, Kinder ingl. das Dienstgesinde der B. u. Hütten-Bedienten erfreuen sich des Gerichtsstandes ihres resp. Ehemannes, Vaters und Dienstherrn. Der Gerichtsstand der gewerkschaftl. B. u. H. Bedienten, namentlich der Schichtmeister, ist im Allgemeinen nicht bestimmt, auch über die Steiger wird, wenn sie ansässig, beynahe durchgängig, so wie auch an mehrern Orten, über die Unangesessenen von den Civil Gerichten die Gerichtsbarkeit *in Causis non metallicis* — vermöge des *Fori domicilii* — ausgeübt. Die Berggerichtsbarkeit erstreckt sich übrigens in *Causis personal. non metallicis* über alle Personen, welche an Orten wohnen, die zur Local-Berggerichtsbarkeit gehören, oder als Verbrecher daselbst betroffen und angehalten werden, immaassen was in Hinsicht des *Fori delicti commissi, apprehensionis, Contractus, ob connexitatem causar.* und anderer Arten eines speciellen Gerichtsstandes, nach gemeinen Rechten verordnet sey, auch hier seine Anwendung leidet.

In dem 1. Tit. des VI. Abschnitts handelt der Verf. von der *Requisition* und *Notifications-Ertheilung.* Nach dem Anführen des Verf. werden die in *processualischen* Bergsachen ergehenden Ausfertigungen unmittelbar erlassen und insinuirt; sey jedoch das Subject, an welches sie gerichtet, fremden Gerichten unterworfen, so werde diesen davon Nachricht ertheilt. Als Grund davon führt der Verf. an, dass der Gerichtszwang in der Regel das Recht der unmittelbaren Vorladung hervorbringe, weil die Requisition einer Obrigkeit, welche die Insinuation abzuschlagen nicht befugt sey, eine leere Handlung seyn würde. — Zwischen bürgerlichen und peinlichen Bergsachen finde hierunter kein Unterschied Statt: den Berggerichten stehe die unmittelbare Real Citation in den Fällen, da selbige zulässig, ebenfalls zu, und in Kobald-Parthiererey-Sachen sey insbesondere angeordnet, dass die Berg-Aemter dergleichen Verbrecher *vor sich* oder *benöthigten Falls* mit Requisition der Orts-Obrigkeiten verhafften sollten. In *nicht processualischen* Berg-Sachen bedürfe es, dem bergüblichen Herkommen zu Folge, einer Notifications-Ertheilung an die ordentlichen Gerichte darum nicht, weil eines Theils hier nicht von Handlungen, welche *ad Jurisdict. contentiosam* gehörten, die Rede sey, andern Theils aber auch dieselbe mit zu vielen Weitläuftigkeiten und Kosten verbunden seyn würde. — An *Personen*, welche einen privilegirten Gerichtsstand bey dem *Foro metallico* hätten, würden auch in *Causis non metallicis*, Ausfertigungen und Vorladungen ohne Requisition und Notifications-Ertheilung insinuirt, wenn schon der Vorzuladende unter fremder Gerichtsbarkeit wohne. Auch könne daselbst zu Versiegelung des solchen Personen zustehenden Fahrnisses und andern damit verbundenen Expeditionen verschritten werden: weil jedoch nach der neuen Vorm. Ordn. dem *Judici rei sitae* davon Nachricht gegeben werden solle; so sey die Beobachtung dieser Vorschrift zu Vermeidung sonst besorglicher Widersprüche und Streitigkeiten ebenfalls anzurathen. Die *Abhörung der Zeugen* in eigentlichen Bergsachen, es mögen letztere bürgerlich oder peinlich seyn, gehört — wie der Verf. im 2ten Titel dieses Abschnitts behauptet — lediglich und ausschliesslich vor die Berggerichte, und zwar darum, weil der allgemeinen Rechtsregel zu Folge, die Abhörung eines Zeugens vor den competenten Richter gehöre, und in Bergsachen alle Cognition und gerichtliche Expedition, den Civil-Gerichten durch den Befehl v. J. 1609. überhaupt untersagt sey, — weil es einen Widerspruch in sich begreifen würde, wenn die Berggerichte den einer andern Gerichtsbarkeit unterworfenen Schuldigen oder Beklagten in der Hauptsache vor sich laden könnten, eine dabey vorfallende specielle Handlung hingegen den Civil Gerichten zur Expedition überlassen sollten, — weil die Abhörung der Zeugen in Bergsachen eine vollständige Bekanntschaft mit den in Frage kommenden Gegenständen und der üblichen Terminologie Seiten des Richters erfordere, welches von einem fremden Richter nicht zu erwarten sey, — weil das Berg Process-Mandat verordne, dass der Bergrichter die angegebenen Zeugen vor sich laden und wider die aussenbleibenden mit Compulsorialien und Poenalien verfahren solle, und eben so solle in Kobolt-Parthiererey-Untersuchungen nach dem Mandat v. J. 1723 die Abhörung der Zeugen vor den Berggerichten erfolgen, — weil die Berggerichte, wenn dieses Befugniss habe bestritten werden wollen, dabey geschützt worden wären, — und weil die Abhörung des Zeugen kein besonderes nur den Bergsachen eignes Vorrecht, sondern eine aus dem Begriffe von *causis privilegiatis* überhaupt hervorgehende rechtliche Folge sey. — In andern Rechtssachen und Untersuchungen, welche *causss metall.* nicht betreffen, haben hingegen die Berggerichte wegen Abhörung der fremden Gerichten unterworfenen Zeugen, nach Vorschrift gemeiner Rechte, mit Requisitorialien zu verfahren. Nach dem 3ten Tit. stehet die *Ausübung der zur voluntarischen Gerichtsbarkeit gehörenden Handlungen* auch den Berggerichten zu. — Dass nach allgemeinem bergüblichen Herkommen und in Gemässheit verschiedener in einzelnen Fällen ergangener Befehle, theils abgeschlossener Recesse, die Berggerichtsstellen sich der *Amts- u. Stadtgerichts-Frohnen* und des Mitgebrauchs der *Gefängnisse* ohne vorherige Requisition, sowohl bey vorfallenden peinlichen Executionen, sich der *Gerichtsstätte* und *Nachrichter*, in den Bergstädten zu bedienen befugt, und dass die Gerichtsdiener den Berggerich-

ten in den Sachen, dazu sie von selbigen erfordert werden, gehorsam zu seyn, auch vor den Berggerichten in allen diese Verhältnisse betreffenden Bergsachen Recht zu nehmen und zu leiden schuldig sind, ist von dem Verf. im 4ten Tit. angeführt worden. Endlich steht nach dem 5ten Tit, den Berggerichten die Ausübung der *Bergpolicey* an den ihrer Gerichtsbarkeit unterworfenen Orten in allen zur Policey überhaupt gehörigen Sachen, — ferner in den, das Berg- und Hüttenwesen insonderheit und allein angehenden Policey-Fällen, und endlich in solchen Policeysachen zu, welche das B. u. H. Wesen und das gemeine bürgerl. Wesen jedes Orts zugleich angehen. In den ersten beyden Fällen wird die Bergpolicey von den Berggerichten ausschliesslich, in dem dritten aber mit des Orts Gerichtsbarkeit in gewisser Maase gemeinschaftlich ausgeübt.

Recens. hat darum geglaubt, den Inhalt dieser Schrift umständlich mittheilen zu müssen, weil bis anher über den Grund und Umfang der Berggerichtsbarkeit etwas Ausführliches noch nicht öffentlich erschienen ist, theils aber auch darum, weil der Verf. in dieser Schrift manchen Satz aufgestellt, und manche Folgerung daraus hergeleitet hat, welche mit den bisherigen Ansichten nicht allenthalben übereinstimmen. Daher war es gleich nach dem Erscheinen der Taubeschen Schrift vorauszusehen, dass der Inhalt derselben näher geprüft werden würde, und dieser Prüfung hat sich Herr *Bernhardi* in nachfolgender Schrift zuerst unterzogen.

Drey Fragen über die Berggerichtsbarkeit im Königreich Sachsen, nach den Landesgesetzen und der Verfassung beantwortet von *Gotthelf Benjamin Bernhardi*, Stadt-Syndicus und Stadtrichter zu Freyberg. Mit Beylagen. Freyberg, bey Craz und Gerlach, 1808. 8. 200 S. Text, 104 S. Beylagen, Zusätze und Register (1 Thlr. 8 gr.)

In dieser Schrift, welche der Verf. *allen Unparteylichen gewidmet* hat, und welcher als Vorrede, die Worte: *Jedem das Seine!* vorgesetzt sind, hat der Verf. drey Fragen aufgestellt: *Wo ist die höchste Instanz in Bergsachen?* — *Worin bestehet der Wirkungskreis des Oberbergamts zu Freyberg?* — *Welches sind die Gegenstände der Berggerichtsbarkeit?*

Bey Beantwortung der *ersten Frage* bemerkt der Verf., dass die höchste Instanz im Königreich Sachsen in der Regel die Landesregierung sey. Selbige mache die oberste Gerichtsstelle aus, sey über alle landesherrliche sowohl, als Patrimonial Gerichtsobrigkeiten gesetzt, und habe über die Zulässigkeit oder Unzulässigkeit der an den Landesherrn gerichteten Appellationen zu erkennen, auch würden an selbige von allen unmittelbar untergeordneten Gerichtsstellen die Berichte in Rechtssachen erstattet. Von dieser allbekannten Regel machten jedoch die *Bergsachen* eine Ausnahme, indem diese nicht von der Regierung, dem Oberhof- und Appellations-Gerichte vor sich gezogen werden dürften, vielmehr, wenn Appellationen in Bergsachen eingewendet würden, die Berichte an das Cammer- und Berggemach — seit dem Mon. Dec. 1782 an das Geheime-Finanz-Collegium — eingesendet werden müssten.

Die Absicht dieser grossen Abweichung von der Regel sey zwar, nach den vorhandenen Gesetzen, auf Verkürzung der Bergwerks-Streitigkeiten und auf Einziehung der Kosten gerichtet: allein bey der gegenwärtigen Verfassung werde diese Absicht nicht erreicht, und der Rechtsgang in Appellat. Sachen über Bergwerksgegenstände sey noch weitläufiger und kostspieliger als in andern Rechtssachen. — Der wahre Ursprung dieser abweichenden Verfassung sey lediglich in dem Umstande zu suchen, das vor 500 Jahren der Bergschöppenstuhl zu Freyberg das höchste Gericht in Bergsachen gewesen sey. Daher sey in dem von dem Landesherrn dem Rathe zu Freyberg im Jahre 1255 ertheilten Freyheitsbriefe unter andern verordnet: *volumus praeterea, ut, si quid in Vriberg vel in montibus judicandum fuerit vel tractandum, quod hoc fiat coram Advocato et illis viginti quatuor Burgensibus nostris, et propter hujusmodi causas neminem ipsorum trahere volumus ad nostram Curiam quoquo modo.* — Daraus sey in die nachherigen Bergordnungen die Vorschrift geflossen, dass Bergsachen *nicht vor den Hof* gezogen werden sollten: nachher sey jedoch diese alte Verfassung durch den Befehl, die Bergsachen an die Bergkanzley zu verweisen, ganz abgeändert worden. Die gesetzlichen Dispositionen, durch welche diese Verfahrungsart bestimmt wird, handeln allein von *Berg*- d. i. von solchen *Sachen*, welche das Berg- und Schmelzwesen allein betreffen: durch Herkommen hingegen sind alle landesherrl. Bergbehörden überhaupt an das Geh. Fin. Collegium gewiesen, so, dass sie auch in den Fällen, wenn der Gegenstand gar nicht zu den Bergsachen gehört, die Berichte an das G. F. Collegium zu erstatten und durch dieses, nach dessen vorgängiger Vernehmung mit der Landesstelle, wohin die Sache eigentlich gehört, — die Entscheidung zu erwarten haben. Als Ausnahme bemerkt Hr. Bernhardi, dass an die Consistorien in vor sie gehörigen Sachen von den Bergämtern Berichte erstattet würden, wiewohl die Consistorien an die Bergämter selten Verordnungen erliessen und besonders in Ehesachen der B. A. Unterthanen den Justizämtern Auftrag zu geben pflegten. Die Befugnisse der Consistorien auch über die Bergge-

richte sey aus dem Ausschreiben v. 1. Oct. 1555. und dem Regulat. vom J. 1802. §. 15. abzunehmen. — Ueber das Verfahren auf die in Bergsachen eingewandten Rechtsmittel hat sich Hr. B. umständlich geäussert, und manches dabey zur Sprache gebracht, was wohl nicht in einer Beantwortung der Frage: wo ist die höchste Instanz in Bergsachen? — zu erwarten war, wenn schon übrigens dasjenige, was Hr. B. wegen der noch immer unverwandten Fusses einzuwendenden Leuterungen und Appellationen wider die Rechtskraft gesprochener Bergurthel, sowohl wegen Erlegung der Succumbenz-Gelder anführt, seinen Grund haben mag. Wenn jedoch Hr. B. der Meynung ist, dass das Geh. Fin. Collegium in *Appellationsfällen*, mit der Landesregierung vor Fassung einer Decisiv-Resolution zu communiciren habe, so waltet seiner Seits ein Irrthum vor. Vor Errichtung des Geh. Fin. Collegii war das Berggemach die einzige und höchste Justiz-Instanz in Bergsachen; daher urtheilte dasselbe in allen an selbiges gelangten Appellationen ohne eines andern Collegii Einfluss über deren Annahme oder Verwerflichkeit unbedingt, und wenn es die Gründe der Appellation irrelevant fand, rejicirte selbiges die Appellation, ohne vorher mit der Landesregierung oder einem andern Collegio darüber communicirt zu haben. Qualificirte sich hingegen die Appellation zur Annahme; so ward das Geheime Consilium von dem Berggemache mittelst Berichts um Auftrags-Ertheilung an das Appellations-Gericht zum Verspruch in der Sache ersucht, auch wurden, wenn nach dem Ermessen des Berggemachs, beym Versprechen, Bergwerksverständige nöthig waren, solche zugleich mit vorgeschlagen. Das gesprochene Urthel reichte das Appellations-Gericht nachher bey dem Geh. Consilio ein, und dieses theilte selbiges dem Berggemache *in forma probante* mit. Nach erfolgter Errichtung des Geh. Fin. Collegii und beschehener Vereinigung des Berggemachs mit selbigem, ist zwar das Geh. Fin. Collegium in Bergsachen die höchste Instanz geblieben, und ihm die Annahme und Rejection der Appellationen vorbehalten: auch communicirt dasselbe mit der Landesregierung deshalb keineswegs. Wenn es aber auf Rejection einer in Bergsachen eingewandten Appellation, oder, falls selbige angenommen wird, auf das hierunter dem Appellations-Gerichte zu überlassende weitere Verfahren und Verspruch ankömmt; so hat das Geh. Fin. Collegium mit dem Geheimen Consilio jedesmal Communication zu pflegen. — Zu bedauern ist es übrigens, dass Hr. Taube den 57. §. der Bergwerks-Instruction des Geh. Fin. Collegii d. d. 5. Nov. 1782, durch welchen die dermalen hierunter bestehende Verfassung bestimmt worden ist, zu seiner Schrift S. 187. nur auszugsweise gebracht hat, da das, was übergangen ist, vielleicht über diesen und manchen andern Umstand mehr Licht verbreitet haben würde. — Wegen des Appellations-Verfahrens in Bergsachen bemerkt Hr. B., dass nach dem Befehle vom Jahre 1609 die Parteyen an die Oberbergbeamten, um vor selbigen zu verfahren, hätten gewiesen werden sollen. In dem Bergprocessmandat v. J. 1713 habe sich jedoch der Landesherr vorbehalten, das unmittelbare Verfahren bey dem Appellations-Gerichte oder vor einer besondern Commission anzuordnen, und nach der vorangezogenen Instruction des Geh. Fin. Collegii sey das weitere Verfahren in dergleichen Appellationen, dem Appellations-Gerichte ohne Unterschied zu überlassen. — Dass in frühern Zeiten, Unterrichtern Commissionen zur Justification der in Civilsachen eingewandten Appellationen ertheilt worden, ist bekannt: *v. Römer* Staatsrecht, II. Hauptabth. 2. Abschn. 1. Abtheil. 1. §. 16. — Hrn. Taube's Bemerkung S. 18. — dass das Appellations-Gericht sich in solchen Fällen blos als Spruch-Collegium gerire, — widerlegt Hr. B. dadurch, dass nicht nur vor dem Appellations-Gerichte über die Appellation verfahren werde, sondern weil Selbiges auch das Urthel publicire, Leuterung dagegen annehme, Termine ansetze, die Sache fortführe, weiter verfahre und von neuem rechtlich erkenne. Auch die in Berg- und andern Sachen bey dem Appell.-Gerichte übliche Formel: dass die Appellation zur gebührenden Rechtfertigung *anher* erwachsen, ingl. der Schluss des Urthels: *immaasen Wir sie hiermit dahin remittiren und weisen*, widerspreche der Taubeschen Bemerkung; in Bergsachen sey das Appellat. Gericht wenigstens als eine Commission zu betrachten. — Endlich beantwortet der Vf. die Frage: ob das Geh. Fin. Collegium — wenn schon das Oberberg- und Hüttenamt, die Bergämter und alle Berggerichte selbiges als ihre höchste Behörde anzuerkennen hätten, — nach rechtlichen Grundsätzen als die höchste Instanz in Bergsachen betrachtet werden könne? — darum *verneinend*, weil da, wo keine Gerichtsstelle sey, auch keine Instanz seyn könne, theils weil die Gesetze ausdrücklich ein Anderes verordneten. Eine Instanz sey ein Gericht, vor welchem eine Streitsache verhandelt und entschieden werde. Nun ordne zwar das Geh. Fin. Collegium in Partey- und Untersuchungssachen über Bergwerksgegenstände durch Rescripte an, nie aber entscheide dieses Collegium in Bergrechtssachen, nie würden diese vor Selbigem verhandelt: auch sey, dass das ehemalige K. u. B. Gemach, oder das jetzige Geh. Finanz-Collegium ein Justiz-Collegium, d. h. ein solches sey, wo streitige Rechtssachen verhandelt und entschieden würden, noch nie behauptet worden. Nach dem Befehle v. J. 1609 und dem Bergpr. Mand. v. J. 1713. §. 17. 18. wären die Appellationen und Bergsachen *unmittelbar an des Landesherrn eigne höchste Person* zu richten, und dass K. u. B. Gemach (an dessen Stelle das Geh. Fin. Collegium getreten sey) habe die Sache dem Landesherrn vortragen

sollen, der sich sodann entschliessen werde, durch wen Er solche entscheiden lassen wolle. *Die höchste Instanz in Bergsachen* sey daher bey des Landesherrn eigner höchsten Person und durch dessen Anordnung, bey dem Appellationsgerichte oder einer von Ihm dazu besonders niedergesetzten Commission. — Noch bemerkt der Verf., dass das besondere Verfahren in Appellationsfällen nur in Bergsachen statt finde, mithin nicht in andern Rechtshändeln, welche bey den Berggerichten vorficlen, das Berg- und Hüttenwesen aber nicht beträfen, wenn schon auch in diesen Sachen die Berichte an das Geh. Fin. Collegium zu erstatten wären; bey dergleichen Sachen finde das gemeine Process-Verfahren Statt. Eben so wenig sey das besagte Appellations-Verfahren anwendbar, wenn über einen Bergwerksgegenstand zwischen dem königl. Fiscus und Vasallen oder Unterthanen Streitigkeiten entstünden, bey welchen der Fiscus Beklagtens Stelle vertrete. In diesem Falle sey die Klage unmittelbar bey der Regierung oder dem Appellat. Gerichte einzureichen, und das Verfahren darauf eben so, wie bey andern streitigen Kammersachen. Nach dem Befehle v. J. 1609 müssten *Gewerken, Diener oder Amtleute und alles, was sich Unserer Bergwerke gebrauche* — vor den Berggerichten zwar Recht nehmen und leiden. Hierunter könne jedoch der Landes- und Bergherr selbst nicht begriffen seyn, da selbiger nach uralter Verfassung nur vor den höchsten Gerichtsstellen seines Landes Recht nehme und leide, und diese uralte Verfassung sey durch Churf. Joh. Georgens II. Declaration vom 13. Aug. 1670. bestätigt, auch diese Declaration, da späterhin hierunter Abänderungen zur Einführung hätten gebracht werden wollen, durch das neuere Mandat vom 7. Aug. 1770 in ihre volle Gültigkeit wieder eingesetzt worden. Da nun der Landesherr in allen, seinen Fiscus betreffenden Streitigkeiten keine andere Gerichtsstelle als die höchsten Justiz-Collegien anerkenne, und der Bergwerksfiscus hierbey nirgends ausgenommen sey, so könne es keinen Zweifel leiden, dass alle Klagen wider diesen Fiscus über Bergwerksgegenstände lediglich vor die Landesregierung oder das Appellat. Gericht gehörten, und daselbst gerades Wegs anzubringen wären.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

Kleine Schrift.

Casualpredigt. *Der Tod des Verbrechers ist ein Lehrer der Tugend.* Eine Pr. am Mich. F. einige Tage vor der öffentlichen Hinrichtung eines Mörders gehalten v. *J. H. B.* **Dräseke**, Pr. zu St. Georg bey Ratzeburg. Lüneburg, bey Herold und Wahlstab. 1809. 8. 36 S.

Der V. ist durch seine homiletischen Arbeiten zu vortheilhaft bekannt, als dass man nicht schon im Voraus erwarten sollte, er werde auch bey dieser Gelegenheit nichts Gemeines geleistet haben. Der angegebene Hauptsatz wird in vier untergeordnete aufgelöst: der Tod des Verbrechers soll in uns wirken: *erhöhete Furcht vor Gott*, dem Allwissenden, Allgewaltigen, Allgerechten; (der V. hat es nicht für nöthig erachtet, sich über die *Furcht* vor Gott bestimmter zu erklären) *verdoppelter Abscheu gegen das Böse*, durch welches der Mensch so blind, so verworfen, so elend werde; *vermehrte Sorgfalt bey geringscheinenden Fehlern*, indem man da den kleinen Anfang, den unmerklichen Fortschritt und das überraschende Ende des Sünders sehe; *verstärkten Eifer für das Wohl der gekränkten Menschheit*, um ihre Wunden zu heilen, ihre Ehre zu retten, ihre Freunde zu versöhnen. — Rec. hat den Lesern das Wohlgefallen nicht entziehen wollen, welches ihnen der Anblick des leichten Ebenmaasses der einzelnen Theile gewiss verursachen wird; wenn es jedoch einigen unter ihnen schwer fallen sollte, sich selbst zu erklären, was doch eigentlich der vierte Theil sagen solle so gesteht er, dass ihm selbst, ob er gleich die Exposition vor sich liegen hat, der wahre Sinn des V. nicht ganz klar geworden ist. Man soll sich entschliessen, möglichst an der Vertilgung der traurigen Folgen des Verbrechens mitzuarbeiten, das soll die erste Forderung ausdrücken; wie aber die beyden andern verschieden seyn sollen, das möchte sich schwer darthun lassen. Daher ist auch die letzte nur ein Aggregat von tönenden Phrasen, welches so endigt: bey dem Lichte, das wir leuchten lassen in guten Werken, schwinden die Schatten des Wahns und der bösen Lust; die Stätte wo das Laster seine Strafe empfängt, wird zur Kirche; Gefühle, die das Herz zerreissen, lösen sich auf in Gelübde zum Preise Gottes; und aus dem Tag der Schrecken wird ein *Erneuerungsfest* (?) der Gläubigen und des Frommen. — Der V. ist jedoch bescheiden genug zu bekennen, dass dieser Vortrag noch einer feilenden Durchsicht bedurft hätte, welche er ihm aber bei der nothwendigen Schnelle des Abdrucks nicht habe geben können.

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

84. *Stück, den* 15. *July* 1810.

BERGRECHT.

Fortsetzung
der Recension von *Bernhardi's drey Fragen über die Berggerichtsbarkeit.*

In dem K. Sachsen sind bey jedem Zweige der Landesverwaltung, wenn in einzelnen Kreisen und Bezirken die Unterbehörden zahlreich sind, letztern gewisse Oberbeamte vorgesetzt, welche nicht nur die allgemeinen landesherrlichen Anordnungen an die Unterbehörden zu bringen, sondern auch über letztere Aufsicht zu führen haben; eben so sind auch über die einzelnen Bergämter dergleichen Oberbeamte gesetzt, welche das *Oberbergamt* bilden. Das *Oberbergamt* ist — wie Hr. B. bey Beantwortung der *zweyten Frage* umständlich aus einander setzt, — blos als eine, zur Aufsicht über die Bergwerksangelegenheiten, mithin auch über die beym Bergwesen angestellten Unterbeamten, Diener und Arbeiter verordnete Commission zu betrachten. Es beschäftigt sich selbiges blos mit Bergbau und Dienstsachen, sagt der Verf. der Schrift: *Ueber die Chursächs. Bergwerksverfassung.* — Das O. B. A. macht kein Collegium im rechtlichen Sinne aus; alle seine Verfügungen und Berichte müssen von sämtlichen anwesenden Mitgliedern unterschrieben werden, und bey seinen Berathschlagungen gilt keine Mehrheit der Stimmen, vielmehr muss bey vorfallender Verschiedenheit der Meynungen Bericht an die höchste Behörde erstattet werden, da denn jeder einzelne Beysitzer seine Meynung vorträgt. Da das O. B. A. selbst nur eine Commission sey; so könne dasselbe, wie Hr. Taube in s. Schrift Abschn. II. §. 9. gleichwohl versichere, Commissarien nicht ernennen: nur dem Landesherrn und den seinen Namen führenden Collegien stehe bekanntlich dieses Recht allein zu. — Da das O. B. A. eine allgemeine Aufsicht über das ganze Bergwesen in den ihm untergebenen Bergamtsbezirken und über alle dabey angestellte Unterbeamte, Diener und Arbeiter, sowohl in Hinsicht auf den Grubenbau, den Haushalt und die Bergpolizey, als auch sonst in Ansehung der einem Jeden obliegenden Dienstpflicht zu führen hat; so folgt daraus, dass diese Untergeordneten dem O. B. A. in allen *diesen* Bergwerksangelegenheiten Gehorsam zu leisten verbunden sind. Die Aufsicht des O. B. A. auf die Rechtspflege bey den Bergämtern erstreckt sich jedoch nur in so weit, in wie weit selbiges hauptsächlich darüber zu wachen hat, dass jeder Untergebene seine Dienstpflicht erfülle. Ausser dem Falle eines besondern Auftrags gehört die Verhandlung der Justiz- und Processsachen nie vor das Oberbergamt. — Die ehemalige Verfassung, nach welcher die Berghauptleute mit dem Oberbergmeister und Bergamts-Verwalter die ihnen untergebenen B. A. Reviere bereiseten, und über die Rechtspflege der Bergämter Aufsicht führten, findet in dieser Maasse nicht mehr Statt, da gegenwärtig die Bergämter mit Bergmeistern, welche die Bergwerkskenntnisse wissenschaftlich erlernt haben, besetzt, und die Bergschreiber, B. A. Mitglieder sind. — Die Aufsicht des O. B. A. über die Bergämter fasst keine Gerichtsbarkeit in sich. Wer über den andern Aufsicht zu führen hat, ist zwar des Letztern Vorgesetzter, und kann von ihm deswegen Gehorsam fordern: Gerichtsbarkeit setzt hingegen eine Obrigkeit voraus, vor welcher Jemand seinen Gerichtstand hat, und die über ihn Recht spricht, weil er der Unterthan oder Gerichtsbefohlne dieser Obrigkeit ist. Die Amtsbestallung des O. B. Amts beruhet auf dem 4. Art. der Bergordnung v. J. 1589, nach welcher die Oberbeamten *fleissig aufsehen* sollen etc.; in dieser Stelle sey jedoch kein Wort vorhanden, welches auf Gerichtsbarkeit bezogen werden könne. — Die Kreis- und Amtshauptleute, Oberforst- und Wildmeister, Floss-Oberaufseher, General - Accis - Commissarien sind ebenfalls Vorgesetzte der ihnen resp. untergeordneten Amtleute, Forst-, Floss - und General - Accisbedienten; gleichwohl kann aber keinem dieser Ober-

beamten eine Gerichtsbarkeit zugestanden werden. Dass die Worte: *fleissig aufsehen*, für die Gerichtsbarkeit des O. B. A. nichts bewiesen, gehe aus dem 46. Art. der B. O. hervor, nach welchem die Schichtmeister ebenfalls fleissig aufzusehen hätten, dass Steiger und Bergleute ihre Schuldigkeit erfüllten: dadurch sey aber den Schichtmeistern über die Steiger und Arbeiter eine Gerichtsbarkeit nicht übertragen. Nach dem 4. Art. sollten die Oberbeamten fleissig aufsehen, dass in Bergsachen Gerechtigkeit gehandhabt und Unrecht gestraft werde; das O. B. A. führe mithin nur diejenige Aufsicht über die Bergrechtspflege bey den Bergämtern, zu welcher die Kreis- und Amtshauptleute in Hinsicht der Rechtspflege bey den Justizämtern berechtigt wären. Die Rechtspflege in Bergsachen habe das O. B. A. den Bergämtern zu überlassen. Eine Gerichtsbarkeit ist dem O. B. A. niemals übertragen worden, auch hat dasselbe hierzu weder Bestallung, noch in Hinsicht auf die Bestimmung der Gegenstände, eine gesetzliche Anweisung erhalten. Kein Mitglied des O. B. A. hat den Richter- oder Gerichtsbeysitzer-Eyd auf sich: die Bergmeister und der Oberhüttenverwalter sind hingegen als die wahren Bergrichter mit den, im 20. Art. der B. O. vorgeschriebenen Richter-Eyden, und die Berggeschwornen und übrigen Bergamtsbeysitzer mit dem Schöppen-Eyde belegt. Nach dem 9. Art. der B. O. ist das zum Bergwerke gehörende Gericht, dem Bergmeister allein und so übertragen, dass er alle Sachen zu büssen und zu strafen Macht haben soll. Der Befehl vom 16. Oct. 1779 besagt ausdrücklich, dass dem O. B. A. eine Gerichtsbarkeit nicht zustehet, und durch das neuerliche in einem besondern Falle ergangene Rescr. v. 26. Jan. 1808 sey die in dem erstern Befehle enthaltene auf fester Verfassung beruhende allgemeine Vorschrift nicht aufgehoben. — Den Justizämtern werde bey Erlassung allgemeiner Anordnungen zu weiterer Bekanntmachung an die einbezirkten Gerichtsbarkeiten, jedesmal mit anbefohlen, sich selbst darnach zu achten: dem O. B. A. hingegen werde bey Zufertigung dergleichen allgemeiner Anordnungen zu weiterer Bekanntmachung an die Bergämter, dass es sich selbst darnach achten solle, nicht, — sondern nur, dass es an die B. A. deshalb das Nöthige verfügen solle, anbefohlen: nach dem Befehle vom 25. Oct. 1777 wären nur von den Bergämtern, — nicht von dem O. B. A., die Processtabellen alljährlich einzureichen, welches doch allerdings geschehen müsste, wenn dem O. B. A. eine Gerichtsbarkeit zustünde. Das O. B. A. macht keine Instanz aus, auch keine Zwischeninstanz zwischen dem Geh. Fin. Collegio und den, beyden Collegiis untergeordneten, Berg- und Hütteninstanzen, wie Hr. Taube Abschn. II. §. 8. versichert. Dabey bemerkt der Verf., dass das OB.A. nach dem vorangeführten, kein Collegium sey, und in den Rechten wisse man von keiner Zwischeninstanz, an die nicht appellirt werden könne. Eine Verwechselung der beyden Begriffe: *Aufsicht* und *Instanz*, walte hierbey vor. Die Bergämter, ob sie schon unter der Aufsicht des O. B. A. stünden, hätten in Bergrechtssachen an das Geh. Fin. Collegium, als ihre höchste Behörde, ihre Berichte unmittelbar zu erstatten, und erhielten von diesem unmittelbare Befehle. Wider das Verfahren und die Aussprüche der B. A. sey nur unmittelbar an den Landesherrn zu appelliren, ja! sogar jede andere Appellation verboten. Daher sey es nicht abzusehen, wie — nach Hrn. T. Anführen — Provocationen an das O. B. A. für erlaubt geachtet werden möchten, auch sey dem B. A. *Ehrenfriedersdorf*, als selbiges auf eine ergriffene Provocation Bericht an das Oberbergamt erstattet habe, solches durch Rescript vom 18. Febr. 1727 nachdrücklich verwiesen worden. — So oft auch die B. A. Berichte an das O. B. A. zu erstatten hätten; so habe doch dieses in Rechtssachen niemals zu entscheiden. — Was der Verf. zu Unterstützung dessen, unter Beleuchtung der von Hrn. T. für die Gerichtsbarkeit des O. B. A. angezogenen Gesetzstellen und Befehle, umständlich angeführt hat, empfiehlt Recens. zum Nachlesen.

Bey der Beantwortung der *dritten Frage: welches sind die Gegenstände der Berggerichtsbarkeit?* ist von dem Verf. der III. IV. V. und VI. Abschnitt der Taubeschen Schrift näher berücksichtigt worden. Der Verf. theilt die Gerichtsbarkeit überhaupt in die willkührliche und unwillkührliche — und letztere wieder in die bürgerliche und peinliche ein. Die willkührliche beruht auf der freyen Wahl der Partheyen; selbige steht daher auch den Berggerichten in Sachen zu, welche das Bergwerk nicht betreffen: gegentheils hat aber auch jedes andere Gericht das Recht, Handlungen der willkührlichen Gerichtsbarkeit vor sich verhandeln zu lassen, wenn selbige schon Bergwerksgegenstände betreffen. Was Hr. T. im III. Abschn. 3. darüber sagt, ist zu eingeschränkt. Die Regel ist: In sofern eine Handlung, die Bergwerksgegenstände betrifft, es bestehe selbige in einem Vertrage oder Verfügung auf den Todesfall — aussergerichtlich vorgenommen werden kann, und bloss zu mehrerer Bekräftigung vor Gericht vorgenommen wird, in sofern steht auch den handelnden Personen frey, sie vor einem selbstgewählten Gerichte vorzunehmen, oder durch Anerkennung der Unterschriften zu bekräftigen. — Der Verf. zeigt dabey, dass die Worte des Befehls vom J. 1609: *alle Händel und Wandel, Verträge und Verschreibungen* sollten nur vor die Berggerichte gezogen werden, — diesem nicht entgegen stehen, indem hier nicht von Abschliessung der Vergleiche selbst, sondern nur von dem gerichtlichen Ermessen darüber, die Rede sey. — Die unwillkührliche Gerichtsbarkeit steht den Berggerichten über alle

die Gegenstände zu, über welche sie die bürgerliche Gerichtsbarkeit haben; auch steht ihnen in der Regel die peinliche zu. — Die unwillkührliche Gerichtsbarkeit wird durch den ordentlichen Gerichtsstand (*forum commune*) oder durch den befreyten (*forum privilegiatum*) begründet. Die Berggerichte haben die völlige, sowohl bürgerliche als peinliche, Gerichtsbarkeit über alle Orte, welche in des gesammten Bergwerks oder einzelner Gewerk- und Lehnschaften Eigenthume sich befinden und zum Bergwerksgebrauche bestimmt sind. *Eigenthum des Bergwerks und Bestimmung dazu* werde jedoch nach den Worten des Befehls vom J. 1609: *was zum Bergwerke gehörig und dazu gebraucht werde*, — erfordert, wenn der Ort, von dem die Rede sey, unter die Berggerichtsbarkeit gehören solle. Wenn also einzelne Behältnisse eines Hauses — wie zum Beweis die Bergamtsstuben in einigen Bergämtern, auf den Rathhäusern oder in Privatgebäuden — *miethweise*, oder gewisse Räume *lassweise* vom Bergwerk benutzt u. dazu gebraucht würden; so stehe den Berggerichten darum über selbige doch nicht die Gerichtsbarkeit zu, weil die *Gehörigkeit* — das Eigenthum — ermangele. Eben diess sey der Fall bey Zechenwegen und Stegen, über welche den Berggerichten die Gerichtsbarkeit nicht zustehen könne, weil selbige nicht für Eigenthum des Bergwerks zu achten wären, sondern der Grundherr nur die Dienstbarkeit, selbige zu leiden, auf sich habe. Nur die Streitigkeiten über die Frage, ob und in wieferne das Bergwerk dieses oder jenes Weges und Steges bedürfe, und der Grundherr solchen zu leiden schuldig sey? — gehörten vor die Bergwerksgerichte. Die gemeine oder örtliche Gerichtsbarkeit der Berggerichte gründet sich auf Herkommen und besonders auf eine alte Stelle des alten Freyberger Stadtrechts, nach welcher der Bergmeister über die Händel, die sich in den Gruben und Kauen, an den Fahrten und der Hengebank, ingleichen um Bergtheile u. Bergwerk begeben, der Stadtrichter hingegen um Schulden und andere Sachen zu richten haben soll. Mithin bezieht die Berggerichtsbarkeit sich ursprünglich lediglich auf Bergsachen, und die Befehle vom J. 1609 reden ebenfalls nur von Händeln, welche durchaus um eigentliche Bergwerksgegenstände sich zutrugen. Gleichwohl treten bey den Berggerichten die gewöhnlichen Gerichtsstände der an solchen zum Bergwerk gehörenden Orten sich befindenden Sache, des begangenen Verbrechens, der Verhaftung u. s. w. nicht weniger, soviel die bewohnten Häuser anbetrifft, der Gerichtsstand des Wohnorts ganz nach den Grundsätzen des gemeinen Rechts ein, auch in Sachen, die ihrem Gegenstande nach ausserdem nicht vor die Berggerichte gehören würden. Die Gerichtsbarkeit der Berggerichte über die angegebenen Orte entstehet dadurch, dass letztere in des Bergwerks Gebrauch fallen, hört aber auf, sobald diese Orte nicht mehr zum Berggebrauch dienen. Die Gerichtsbarkeit derjenigen Obrigkeit, unter welcher das befreyte Grundstück liegt, wozu jener Ort gehört, hat in Ansehung des letztern, so lange derselbe zum Bergbau benutzt ward, bloss geruhet, wacht aber in diesem Falle sogleich wieder auf. Daher verordnen die Gesetze im Allgemeinen, dass von den Berggerichten weder Halden noch Tagegebäude zu anderm, als Berggebrauche verliehen, und die Räume, sobald man sie nicht mehr dazu gebrauche, an den Grundherrn und unter diejenige Gerichtsbarkeit wieder zurück fallen sollen, worunter dieselben zuvor gehört haben. Indess ist durch den Befehl vom J. 1622, weil bis dahin die Berggerichte sich in Ausübung der Gerichtsbarkeit über dergleichen nicht mehr zum Bergwerksgebrauch dienende Räume erhalten hatten, verordnet, dass die bis zu diesem Zeitpunct von den Bergbehörden zu anderm Bergwerksgebrauch verliehenen Halden, Häuser und andere Räume unter der Berggerichtsbarkeit verbleiben möchten. Dass der Befehl vom J. 1622 nicht bloss für Schneeberg — wie Hr. Taube behaupten will, — gegeben worden sey, sondern alle übrige Bergämter ebenfalls verbinde, sucht der Vf. unter näherer Berücksichtigung späterhin ergangener, die Localgerichtsbarkeit der Bergämter betreffende, Befehle ausser Zweifel zu setzen. Dabey hat der Verf. manchen geschichtlichen Umstand genauer, als bis jetzt geschehen war, beleuchtet, und daraus manchen nicht unwichtigen Grund für seine Meynung hergeleitet. Dem ordentlichen Gerichtsstand wird *der befreyte* entgegengesetzt: dieser bezieht sich auf *Sachen*, auf *Personen* oder auf beyde zugleich. Die erste Art macht den eigentlichen Gegenstand der Berggerichtsbarkeit aus. Nach dem Befehle vom J. 1609 erstreckt sich diese Gerichtsbarkeit auf alle Gegenstände, *die vom Bergwerk herkommen*. Dieser Ausdruck kann jedoch — wie der Verf. bemerkt, nicht dahin, dass Alles, was aus dem Bergwerke gewonnen oder ehemals dazu gebraucht worden, auf ewige Zeiten unter der Berggerichtsbarkeit verbliebe, gedeutet werden; sonst müsste alles Silberwerk, Eisenwerk u. s. w. unter dieser Gerichtsbarkeit verbleiben: es bleibt vielmehr Alles, was aus dem Bergwerke gewonnen oder dazu angeschafft worden, nur so lange unter dem Erkenntnisse der Berggerichte, als sich selbiges in dem Eigenthume und Gebrauche des Bergwerks befindet. Eben so wenig kann, nach den Worten dieses Befehls: *was dazu gehörig und gebraucht wird, oder werden kann*, — alles, was etwa in der Zukunft zum Bergwerk gebraucht werden möchte, unter die Berggerichtsbarkeit gehören. — Der Sinn dieser Worte ist vielmehr dieser: wenn der Fall eintritt, dass ein Gegenstand, der bisher nicht zum Bergwerksgebrauch diente, dazu in Anspruch genommen wird; so gehört das Erkenntniss darüber vor das Berggericht. Richtig bemerkt Hr-

ner der Verf., dass die Berggerichtsbarkeit sich nur auf Fossilien beziehe, welche zum Bergregal gehören: über nicht zum Bergregal gehörende Fossilien, z. B. Steinkohlen, Kalk u. s. w. steht des Orts ordentlicher Obrigkeit die Gerichtsbarkeit zu. Auch verdient dasjenige nachgelesen zu werden, was der Verf. zu Widerlegung des Taubeschen Anführens in Hinsicht der Brod- und übrigen Schuldsachen der Berg- und Hüttenarbeiter, sowohl in Hinsicht der Injuriensachen, umständlich aus einander gesetzt hat. Eben so umständlich ist die mit Gründen unterstützte Widerlegung der Taubeschen Aeusserung Tit. IV. §. 7. des VI. Abschn. in Betreff der Gerichtsdiener und besonders, dass es, wenn selbige von den Berggerichten erfordert würden, einer vorgängigen Requisition nicht bedürfe, sowohl dass diese Gerichtsdiener vor den Bergämtern Recht zu nehmen und zu leiden schuldig wären.

Wirkliche Bergsachen dürfen schlechterdings nicht vor andere Gerichte gezogen werden: weder des Beklagten freywillige Anerkennung eines andern Gerichtsstandes, noch eine zwischen den Partheyen getroffene Uebereinkunft kann das Gegentheil bewirken; selbst die Regel, dass die Wiederklage vor demselben Gerichte, vor welchem die Hauptklage anhängig gewesen, oder noch ist, anzustellen sey, leidet hierbey ihren Abfall. Auch derjenige, welcher sich eines befreyten Gerichtsstandes erfreuet, ist in Bergsachen vor den Berggerichten Recht zu nehmen und zu leiden schuldig, — ausser der Landesherr, wie oben schon bemerkt worden ist. — Die Untersuchung und Bestrafung der Bergwerksverbrechen gehört ausschliessend vor die Berggerichte, der Gerichtsstand des begangenen Verbrechens und der Ergreifung leidet dagegen keine Anwendung. — Durch die N. Vorm. Ordnung I. 6. XVI. 3. ist übrigens entschieden, dass das Obervormundschaftliche Ermessen über Bergwerksgegenstände, welche Unmündigen und andern bevormundeten Personen zugehören, lediglich derjenigen Obrigkeit zustehet, von welcher diese Personen bevormundet worden sind. — Im fernern Verfolg bemerkt der Verf., dass der von Hrn. T. im VI. Abschn. Tit. 2. aufgestellte Grundsatz: die Competenz des Richters, vor welchem Zeugen abzuhören sind, bestimme sich nach der zu verhandelnden Sache, — der Disposition der Proc. Ordn. v. J. 1722. XXIII. und der Erläut. Proc. Ordnung Tit. XXII. gerade widerspreche. Dass in Bergsachen ein Anderes gelte, möchte schwer zu beweisen seyn, und der von Hrn. T. angezogene §. 9. des Bergproc. Mandats schreibe nichts anderes vor, als was nach der Erl. Proc. Ordn. XX. 7. alle und jede Unterrichter hierunter zu beobachten hätten. Ein Gesetz, welches den Bergrichter von dieser Verbindlichkeit frey spreche, sey nicht vorhanden, nach allgemein bekannten, und in Ansehung der Berggesetze vollkommen anwendbaren Rechtsgrundsätzen sey aber jedes besondere Gesetz allezeit so auszulegen, dass dadurch von den gemeinen Rechtsregeln am wenigsten abgewichen werde, und die von Hrn. T. zu Unterstützung seiner Meynung angezogenen Beyspiele könnten nichts beweisen. Mache übrigens das Zeugenverhör in Bergsachen besondere bergmännische und bergrechtliche Kenntnisse auf Seiten des abhörenden Richters, sowohl eine nähere Bekanntschaft mit der Terminologie nothwendig, so müsse man selbige auch auf Seiten des abzuhörenden Zeugens voraussetzen. Noch auffallender sey es, dass die Berggerichte — nach Hrn. T. Meynung §. 9. — in allen Bergsachen *zu unmittelbarer Vorladung* des Zeugen, ohne Rücksicht auf ihren sonstigen Gerichtsstand befugt seyn sollten. — Alle Bergbeamte und Bergbediente sind in allen Sachen, die ihren *Bergwerksdienst* betreffen, vor den Berggerichten Recht zu nehmen und zu leiden schuldig, auch stehen selbige, wenn sie nicht schriftsässig sind, und in Häusern wohnen, welche unter die Berggerichtsbarkeit gehören, auch für ihre Person unter den Berggerichten. Eine andere Frage ist hingegen: ob den Berggerichten eine Gerichtsbarkeit über die, bey dem Bergwesen angestellten, jedoch nicht in Berghäusern wohnenden Personen ausserhalb der Bergsachen zustehet. — Noch im Jahre 1699 gab das Oberbergamt einem Bergbeamten auf seine Anfrage die schriftliche Weisung: *dass ein Bergbeamter, wenn er oder die Seinigen in Causis mere civilibus coram magistratu civili ordinario belangt würden, sich des Privilegii fori metallici nicht zu erfreuen habe. Hertwigs Bergb.* s. v. Injurien, womit auch *Abrah. v. Schönbergs Berginform.* S. 210 übereinstimmt. Das Jahr 1735 scheint eine Art von Zeitabschnitt in die Sache gebracht zu haben, damals ward durch das Cammercollegium von dem Oberbergamte Bericht über die Bewandniss des Gerichtsstandes der Bergbedienten mit Beyfügung aller Nachrichten, die sich darüber im Archive auffinden möchten, erfordert. Der damals darüber erstattete Bericht (welchen der Verf. in den Beylagen mittheilt) enthält jedoch nichts von dem Gerichtsstande der Bergbedienten. Indess erging im Jahre 1737 unterm 27. Aug. ein Befehl, auf welchen sich zum Beweis dieser Befugniss der Berggerichte gemeiniglich bezogen wird. Gleichwohl ward noch im J. 1791 die Verlassenschaftssache des Oberbergamts-Verwalters Schneider, vermöge Auftrags der *Landesregierung*, welche auch die Wittwe und Kinder bevormundete, vor dem Kreisamte Freyberg verhandelt, hingegen zog das Oberbergamt die Gerichtsbarkeit über den Nachlass des verstorbenen Oberbergamts-Assessors u. Oberbergmeisters Schmid und über dessen Wittwe an sich, obschon Oberbergamts-Assessores in der Hofordnung aufgeführt werden, und daher ohne Zweifel für schriftsässig

zu achten sind. Bey fernerer Beleuchtung der Taubeschen Schrift bemerkt der Verf., dass in dem von Hr. T. Abschn. I. §. 4. Abschn. III. §. 13. selbst aufgestellten wahren Grunde, weswegen besondere Berggerichte errichtet worden, sich keine Ursache auffinden lasse, dass deren Gerichtsbarkeit sich auch auf die Person der Bergwerksverwandten in *Nichtbergsachen* erstrecke. Sachen dieser Art hätten weder besondere Eigenheiten an sich, noch erfordere deren Verhandlung besondere Bergwerkskenntnisse, auch bestimme, wie Hr. T. selbst bemerke, bey der Berggerichtsbarkeit nicht das Subjekt, sondern lediglich das Objekt, den Gerichtsstand. — In Sachsen sind seit den ältesten Zeiten drey Hauptunterschiede der Gerichtsstellen: für den Wehrstand die *Kriegsgerichte*, für den Lehrstand die *geistlichen* und *akademischen Gerichte*, für den Nährstand die *bürgerlichen Gerichte* eingeführt. Die zu den ersten beyden Ständen gehörigen Personen müssen der Regel nach, in allen Sachen, es mögen selbige ihre Aemter und Dienste betreffen, oder nicht, vor den ihnen angewiesenen Gerichten Recht leiden: die zum Nähr- oder Civilstande gehörigen Personen hingegen haben ihre nach Nebenumständen bestimmten bürgerlichen Gerichtsstände, ohne dass jedoch bey keiner dieser Personen, nach der Landesverfassung, der Fall eintritt, dass selbige vor derjenigen besondern Behörde, vor welcher sie in Dienstsachen stehen, auch in andern Sachen ihren Gerichtsstand haben. Eine Abweichung von der Grundverfassung des Landes bedürfe mithin eines desto stärkern Beweises aus den Landesgesetzen, je mehr überhaupt der Ort des Wohnsitzes so lange für den gehörigen Gerichtsstand anzunehmen sey, bis die Befreyung bewiesen werde. — Irrig sey daher, wie der Verf. S. 153 bemerkt, der von Hrn. T. als Grundregel aufgestellte Satz, dass alle in K. Sächs. Diensten stehende Civilofficianten von dem ordentlichen Gerichtsstande ausgenommen wären. Irrig sey dieser Satz an sich, weil der Umstand allein, dass Jemand in landesherrl. Diensten stehe, ihm keinesweges einen befreyten Gerichtsstand gebe: irrig in der Anwendung, denn gesetzt, dass auch den Bergbeamten und Bergbedienten durchgängig ein befreyter Gerichtsstand zustünde; so würde doch daraus nicht folgen, dass sie ihn vor den Berggerichten hätten; eine Behauptung, die der Landesverfassung geradezu entgegen sey. Die älteste Bergordnung vom J. 1529, mit welcher die später erlassenen v. J. 1554 und 1589 übereinstimmen, bezieht sich in Ansehung der Gewalt des Bergmeisters auf die Ausweisung *bergläufftiger Weise* und *der Bergrechte*. Diese ältern Bergrechte und Gewohnheiten glaubt der Verf. in dem *alten Freybergschen Berg-* und *Stadtrechte* zu finden, nach welchem festgesetzt sey, dass *über die Händel, die sich in den Gruben und Kauen an den Fahrten und der Hängebank, ingl. um Bergwerk und Bergtheile begeben, der Bergmeister, um Schulden und andere Sachen aber der Stadtrichter zu richten habe*, und diese uralte Vorschrift, nach welcher bloss auf die Sache, über welche die Frage entstehe, und auf den Ort, wo die Fälle sich ergeben, Rücksicht genommen werden solle, — keinesweges aber auf die Personen, die der Streit betreffe, — sey durch die spätern Bergordnungen vom Jahr 1529, 1554 und 1589 ausdrücklich bestätigt. Was der Verf. zu dessen Beweis, sowohl darüber, dass in jenen frühern Zeiten die 24 *geschwornen Bürger zu Freyberg* nicht nur die völlige Gerichtsbarkeit über alle Einwohner dieser Stadt, welche in jenen Zeiten sämmtlich Bergleute waren, — sondern auch über das ganze meissnische Bergwerk zugestanden habe, ingleichen über die gesetzliche Kraft des Freyberger Stadtrechts auch in Hinsicht auf das Bergwerk umständlich angeführt hat, empfiehlt Recens. zum Nachlesen. — Auch neuere Gesetze bestimmen, dass den Berggerichten eine Gerichtsbarkeit in Hinsicht auf Personen weiter nicht zustehet, als soweit die Frage von Bergwerksgegenständen ist. Dahin rechnet der Verf. den Befehl vom J. 1609, weil nach selbigem nur alles Das, *was Bergwerk anbetrifft oder vom Bergwerk herfliesst*, vor andere, als die Berggerichte nicht gezogen werden soll, — den Befehl vom 23. Sept. 1622, in welchem der Bergämter *Amtsverrichtungen* auf bergläuftige und bey den Bergwerken gebräuchliche Maase *eingeschränkt*, und ihnen *andere gerichtliche Anmaasungen* allgemein *verboten* worden, — die Declaration vom 13. Aug. 1670, welche festsetzt, dass vor die Churfürstl. Canzler und Räthe alle Justizsachen nebst dem Policeywesen, es treffe die Sache an einem oder dem andern Stande, *Diener* oder Unterthanen gehören sollen, — ferner die auf die bey dem Landtage vom J. 1718 übergebene Präliminarschrift ertheilte Resolution vom 17ten März 1722, nach welcher auf die Beschwerden der Landstände und der Justizcollegien, dass die Beamten, Forst-, Post-, *Berg*- und andere Cammer-Bediente sich der Gerichtsbarkeit der Ober- und Hofgerichte entziehen wollten, die Landesherrl. Zusicherung ertheilt worden ist, dass alle Unordnungen und *Missdeutungen der vormals ergangenen Befehle vermieden*, die Justizcollegien bey ihrer alten Verfassung gelassen und der Cammer eines mehrern, des sie nicht befugt, sich darunter anzumaasen nicht gestattet werden solle, — nicht weniger die *Bergwerks-Instruction des Geh. Fin. Collegii* vom 5ten Nov. 1785, und den *wegen des Gerichtsstandes der Ober-Hütten-Amts-Assessoren* ergangenen Befehl vom 1. Oct. 1795, nach welchem das Ober-, Berg- und Hüttenamt nur in den, den Dienst und überhaupt das Schmelz- und Hüttenwesen betreffenden Angelegenheiten sich der Cognition unmittelbar unterziehen darf, in den Sachen hingegen, welche den Dienst der O. H. Assessoren u. das Schmelzwesen nicht betref-

fen, nichts verfügen kann, sondern zum Geheimen Finanz-Collegio Bericht zu erstatten hat. Dieser Befehl beruhe auf allgemeinen Grundsätzen, und sey daher auch auf andere Bergbeamte allgemein anwendbar. — Bergbeamte und Bergbediente sind, wenn sie ausserhalb ihrer Aemter und Dienste, in einzelnen persönlichen Rechtssachen theils Beklagtens Stelle vertreten haben, theils als Zeugen angegeben waren, oder wenn von ihren Verlassenschaften in der Bevormundung ihrer Kinder die Frage gewesen ist — und sie sich als Beklagte oder Zeugen vor den Justizbehörden nicht haben stellen wollen, oder die Bergbehörden Widerspruch dagegen erhoben haben, — eben so wie letztere durch landesherrliche Entscheidungen mit ihren Ausflüchten und Widersprüchen zurückgewiesen, und sind die Verhandlungen dieser Rechtssachen den ordentlichen Obrigkeiten der Wohnörter überlassen, oder doch durch die Landesregierung einer Justizbehörde aufgetragen worden; zu dessen Beweis der Verf. mehrere aus der Landesregierung und selbst aus dem Berggemach erlassene Befehle beygebracht hat. Dass sich in den Reposituren des Raths und der Stadtgerichte zu Freyberg eine unzähliche Menge solcher Acten vorfänden, welche in persönlichen Rechtssachen gegen Bergbediente, deren Ehegenossinnen und Kinder, ingl. über deren Verlassenschaften ohne allen Widerspruch verhandelt worden wären, versichert der Verf. Binnen einem Zeitraume von 50 Jahren, von 1759 bis mit 1808 sind vor dem Rathe zu Freyberg, 119 Vormundschaftsbestätigungen für Ehegattinnen, Wittwen und Kinder von Berg- und Hüttenofficianten erfolgt, ohne noch dabey derjenigen besondern Vormundschaftsbestätigungen zu gedenken, welche blos zu den, wegen unbeweglicher Güter und sonst vor den Rath und die Stadtgerichte gehöriger dinglichen Rechtssachen und Gerichtshandlungen expedirt worden sind. — Die Bevormundung der hinterlassenen Kinder des verstorbenen *Berghauptmanns von Charpentier* erfolgte bey der Landesregierung. In einer, wegen eines an den vormaligen Oberhüttenraiter Linke gemachten Personal-Anspruchs, erwachsenen Jurisdictions-Irrung ward aus dem Berggemache (nicht von dem Cammer-Collegio, wie der Verf. glaubt) das Ober-Bergamt unterm 15. Febr. 1747 beschieden, dass es bey dem, was dieserwegen *von der Landesregierung* angeordnet werden würde, lediglich bewenden solle. Daraus folgert der Verf., dass die Landesregierung die Irrungen wegen der Gerichtsbarkeit über die Bergbedienten entscheide, weil im entgegengesetzten Falle diese Streitfrage vor der Landesregierung darum nicht hätte entschieden werden können, weil die Bergbehörden gar nicht unter selbiger stünden. — Bey der nähern Beleuchtung des Inhalts derjenigen Befehle, welche von den Bergbehörden zum Beweis ihrer Gerichtsbarkeit über Bergbediente auch in Nichtbergsachen, vorzüglich angezogen zu werden pflegen, verweilt der Verf. am längsten bey dem Befehle vom 20. Aug. 1682. Auf diesen Befehl stützen die Bergbehörden ihren Hauptbeweis, und auch Hr. T. hat sich auf diesen Befehl Abschn. V. 3 u. 4. vorzüglich bezogen. Gleichwohl hat der Verf. mit nicht unwichtigen Gründen darzuthun sich bemüht, dass aus diesem Befehle jene Befugniss der Bergbehörden nicht bewiesen werden könne, und eben so wenig möchten die von Hr. T. für die Bergbehörden angezogenen spätern Befehle von 25. und 28. May 1705, vom 25. Sept. 1724, vom 19. Jul. 1735, vom 27. Aug. 1757 und vom 16. May 1748 hierunter etwas entscheiden. Auch könnten die Bergbehörden einzelne Vorgänge mit Erfolg für sich nicht anziehen. Denn wenn schon in einigen Fällen die Bergbehörden über Bergbediente die Gerichtsbarkeit in Nichtbergsachen ohne Widerspruch ausgeübt hätten, so rühre doch solches daher, dass die Bergbedienten als Untergebene, um sich nicht den Unwillen ihrer Vorgesetzten zuzuziehen, sich nicht getrauet hätten, zu widersprechen; dass die Kläger, die diess gleichfalls gewusst, eben diesen unrichtigen Gerichtsstand gewählt hatten, um der Ausführung ihrer Ansprüche keinen Widerstand zuzuziehen; dass die gehörigen Obrigkeiten von der Sache entweder nie, oder zu spät etwas erfahren und Streit gescheuet hätten, und dass endlich, so gewiss auch die Ungehörigkeit der Berggerichtsbarkeit in solchen Fällen gewesen, doch in anderer Hinsicht die Bestimmung oft gefehlt habe, vor was für einer Behörde der Bergbediente zu belangen sey. Als jedoch einsmals ein Hüttenbeamter die Einrede des ungehörigen Gerichtsstandes entgegengesetzt habe, — vielleicht der einzige Fall dieser Art, — sey den Bergbehörden diese Gerichtsbarkeit durch den Befehl v. 15 Febr. 1747 abgesprochen worden. Dergleichen Vorgänge könnten daher für die Bergbehörden eben so wenig etwas beweisen, als durch Rescripte aus der Cammerbehörde den gehörigen Obrigkeiten hierunter etwas benommen werden möchte. Denn Streitfragen über Gerichtsbarkeit gehörten — ihrer Natur nach, — blos vor die Justiz-Collegien, und wenn schon dem Cammer-Collegio zugekommen sey, Irrungen über die eigentliche Berggerichtsbarkeit, insofern nemlich die Verhältnisse der Bergbehörden unter sich zu bestimmen gewesen wären, zu entscheiden; so habe doch dasselbe nichts Neues verordnen können, was in die Rechte anderer Obrigkeiten einschlage. — Die Bergsachen, nicht aber die Privatstreitigkeiten der Bergwerksbedienten, hätten vor das Cammer-Collegium gehört. Nach der Declaration v. J. 1670 und dem Mand. v. J. 1770. habe dem Cammer-Collegio in allen in die Justiz und Policey einschlagenden Sachen obgelegen, sich mit der Landesregierung darüber zu vernehmen und anderergestalt nichts zu verfügen; in

blossen Justiz-Sachen, deren Gegenstand mit dem Bergwerke gar nichts gemein habe, obschon der Beklagte in Bergwerksdiensten gestanden, habe das Cammer-Collegium um so weniger etwas entscheiden können. Recens. kann dabey nicht unbemerkt lassen, dass Hr. B. das Cammer-Collegium und das Berggemach für *ein* Collegium annehmen zu wollen scheint. Diess war jedoch nicht der Fall, wenn schon die Mitglieder des Cammer-Collegii auch Mitglieder des Berggemachs waren. Dirigirte zwar der Präsident des Cammer-Collegii auch das Berggemach, und hatten schon die Geh. Cammer-Räthe Sitz und Stimme im Berggemach; so waren doch noch besondere Bergräthe angestellt, welche mit diesen das Berggemach formirten, jedoch gegenseitig an den Deliberationen des Cammer-Collegii keinen Antheil nahmen. Auch hatte jedes dieser beyden Collegiorum sein besonderes Local und seine besondere Canzley. Vor dem Berggemach wurden blos Bergsachen verhandelt und dieses konnte Appellationen in Bergsachen, wenn die Gründe irrelevant befunden wurden, ohne Communication mit der Landesregierung oder einem andern Collegio, sofort rejiciren, welches jedoch dem Cammer-Collegio bey Appellationen in Cammer-Sachen nicht nachgelassen war. Das Berggemach hatte mithin in Justiz Sachen, soweit solche das Bergwerk betraten, einen ausgebreitetern Wirkungskreis, als das Cammer-Collegium. Gegenwärtig ist dem Geh. Fin. Collegio die Gerichtsbarkeit über die Berg- und Hüttenwerke, so wie über sämmtliches dabey angestelltes Personale im Hauptwerke in eben der Maase, wie vorhin dem Cammer und Berg-Collegio untergeordnet. — Die *Taubesche* Meynung, dass die Bergbehörden befugt wären, nicht nur in Bergsachen alle Parteyen, sondern auch die Bergbedienten in deren persönlichen Rechtssachen, ohne Ersuchen der Obrigkeit, unter deren Gerichtsbarkeit sie wohnen, vorzuladen, auf gleiche Weise auch ihre Verlassenschaften zu versiegeln, wird von dem Verf. mit mehrern theils aus allgemeinen, theils aus Bergwerks-Gesetzen hergeleiteten Gründen zu widerlegen gesucht, welche allerdings Berücksichtigung verdienen. Dabey bemerkt der Verf. unter andern, dass nach allgemeinen Rechtsgrundsätzen, jeder Richter ausser seinem Gerichtssprengel für eine Privatperson anzusehen sey, und dass hiernach auch im K. Sachsen nicht nur bey Streitigkeiten, sondern auch bey Gegenständen der willkührlichen Gerichtsbarkeit — nur die Errichtung eines letzten Willens ausgenommen, — jede Unternehmung einer gerichtlichen Handlung an einem Orte, der einer andern Obrigkeit untergeben sey, so wie besonders jede Dienstverrichtung eines auswärtigen Gerichtsbothens, als ein Eingriff in die Rechte eines andern anzusehen sey, wenn sie ohne Vorwissen und Genehmigung der Ortsobrigkeit geschehe. Von dieser, auf einer der allgemeinsten Rechtsgrundsätze beruhenden Regel finde sich in Ansehung der Berggerichte, in den Gesetzen keine Ausnahme. Indess sey dasjenige gegründet, was Hr. T. VI. 1. 4. von einem bestehenden Herkommen, nach welchem in *nicht streitigen gemeinen* Bergsachen von den Berggerichten die Bestellung und Einhändigung an Personen, die sonst diesen Gerichten nicht unterworfen, ohne Ersuchen der Obrigkeit verfügt werde, anführe. Dagegen aber beweise die von Hr. T. aus *Estors bürgerl. Rechtsgelehrs.* III. 3252. angezogene Stelle gegen jene Rechtsregel, nichts, auch sey die Meynung dieses ausländischen Rechtsgelehrten von *Hommeln* Obs. 733. bereits widerlegt. Dass in dem Berg-Proc. Mand. und in andern Berggesetzen der zu erlassenden Requisitionen nicht ausdrücklich erwähnt werde, beweise eben, dass hierin die gemeinen Rechtsgrundsätze — eben so, wie bey Abhörung der Zeugen dargelegt worden sey, — zu befolgen wären. Ueberdem sey in der *Joachimsthal. Berg-Ord.* IV. 3. verordnet, dass Personen, die andern Herrschaften zugethan, in Fällen, da man zu ihren Theilen oder Ausbeuten helfen wolle, durch eine schriftliche Citation an des Schuldners Obrigkeit gestellt, — mithin *per subsidium Juris*, — citirt werden sollen: auf diese Berg-Ord. verweise aber das Berg-Proc. Mandat §. 16. in den Fällen ausdrücklich, in welchen die inländischen Gesetze nichts bestimmten. Auch die Consistorien in Sachsen — mit deren Gerichtsbarkeit nach Hrn. T. Meynung, die Berggerichtsbarkeit die mehreste Aehnlichkeit haben soll, — dürfen nach dem 13. §. des Regulativs v. J. 1782. die Unterthanen der Vasallen und Stadträthe ohne Requisition ihrer Obrigkeit nicht vorladen, und nach einem von dem Verf. in der Beylage sub R. beygebrachten Befehle der Landesregierung an das Amt Wolkenstein, vom 20. Nov. 1730 ist der Rath zu Ehrenfriedersdorf „nicht gehalten, die angesessenen Bürger, wenn sie als Gewerken vors Bergamt ohne Requisition citirt werden, zu gestellen, wohl aber befugt, über die unangesessenen Bergleute in *civil* und *criminal* — das Bergwesen nicht betreffenden Sachen die Jurisdiction zu exerciren." Der Verf. bemerkt ferner, dass die von Hrn. T. §. 2. angezogene, wegen der in Gleits- Zoll- Accis- und andern dergleichen Untersuchungen ertheilte Resolution v. 30. May 1716. für dessen Meynung nichts beweise. Und wenn schon in Jagd- und Forstsachen, so wie in Gen. Accissachen statt der sonst erforderlichen Requisition eine blosse Nachrichtsertheilung eingeführt sey; so könnten doch dergleichen Abweichungen, welche blos eigentliche Angelegenheiten des Landesherrn beträfen, auf die, meistentheils nur das Privat-Interesse einzelner Unterthanen angehenden, Bergrechtssachen nicht — und am allerwenigsten auf die persönlichen Rechtsangelegenheiten der Bergbedienten, gesetzt auch, dass diese vor die Berggerichte gehörten, angewendet

werden. Die Versiegelung der Verlassenschaften der bergwerksverwandten komme aber, nach den beygebrachten Befehlen vom 27. Jan. u. 13. Febr. 1744. — 16. Apr. 1749 und 1. Oct. 1793. den Berggerichten überhaupt nur in Hinsicht auf des Verstorbenen Dienst zu. Am wenigsten gnügend ist wohl der von Hrn. T. p. 89. zu Unterstützung seiner Meinung aufgestellte Grund: — „der Gerichtszwang (*competentia fori*) bringe in der Regel das Recht der unmittelbaren Vorladung hervor, weil die Requisition einer Obrigkeit, welche die Insinuation abzuschlagen nicht befugt sey, eine leere Handlung seyn würde." — Mehrere von Hrn. T. selbst beygebrachte Befehle machen es den Bergbehörden zur Pflicht, in Bergsachen die Parteyen nicht ohne Ersuchen ihrer ordentlichen Obrigkeit vorzuladen. Allerdings scheint die von *Hrn. Bernhardi*, dabey gemachte Bemerkung: „dass durch diese den bekanntesten Rechtsgrundsätzen geradezu entgegenlaufende willkührliche Maxime die Bergbehörden in den Stand gesetzt worden wären, sich in vielen Fällen eine ihnen nicht zukommende Gerichtsbarkeit in Nichtbergsachen zuzueignen, ohne dass die gehörigen Obrigkeiten Etwas davon erfahren hätten" — nicht ganz ohne Grund zu seyn, weshalb aber auch aus den, sonach den gehörigen Obrigkeiten meistentheils unbekannt gebliebenen einzelnen Vorgängen, so oft selbige auch immer möglich geworden seyn mögen, von Seiten der Bergbehörden eine Verjährung rechtsbeständigerweise wohl nicht zu erweisen seyn dürfte, nicht zu geschweigen, dass wie Hr. B. mit anführt — der Besitzstand der Bergbehörden durch die von den ordentlichen Obrigkeiten vielfältig höchsten Orts sowohl, als von den Landständen auf den Landtagen 1763 und 1787. angebrachten Beschwerden unterbrochen worden ist.

(*Der Beschluss folgt.*)

KIRCHENGESCHICHTE.

Dissertation sur l'episcopat de St. Pierre à Antioche (Antiochie); précédée d'une Notice sur l'ouvrage d'un nouveau Critique Allemand, qui prétend réformer l'Histoire de l'Eglise et les écrits des SS. Pères; par M. l'Abbé *Jarry*, ancien Archidiacre et Chanoine Tréfoncier de la très illustre Eglise Princière de Liége. Paris b. Leclerc u. Caën b. Leroy. MDCCCVII. XXX u. 151 S. gr. 8.

Der deutsche Gelehrte, gegen welchen die Schrift in der ein alter Wahn vertheidigt werden soll, gerichtet ist, und von der vorzüglich auch in der Einleitung gehandelt wird, ist der P. Marcellin Molkenbuhr, ehemals Provincial der Recollecten in Niedersachsen, welcher von 1785–1801. 20 oder 24 Dissertationes critico-scripturisticas, critico-historicas u. s. f., die zwey Quartbände füllen, herausgegeben hat, in welchen er mehrere in der Einleitung ausgehobene Sätze aufgestellt hat, die den in seiner Kirche herrschenden Vorstellungen nicht angemessen sind, z. B. Petrus habe die Kirche zu Antiochien nicht gestiftet u. nicht sein Bisthum von da nach Rom übergetragen, der erste Bischoff von Jerusalem Jakob gehöre nicht zu den 12 Aposteln, der erste Brief des Clemens von Rom an die Korinther u. andere Schriften der Kirchenväter wären sehr interpolirt, des Eusebius Kirchengesch. habe seit der Mitte des 4ten Jahrh. grosse Veränderungen erlitten u. s. f. Dem Hieronymus spricht M. insbesondere sehr viele Schriften (auch den Catalogus script. illustrium) u. Briefe ab. Der P. Molkenbuhr, sagt Hr. J., kenne nicht einmal die neuern Ausgaben der Kirchenväter, vielweniger Handschriften, er stelle nur paradoxe Meynungen auf, ohne wahre Kritik u. Gelehrsamkeit, er wolle eine verbesserte Ausgabe des Eusebius besorgen u. verstehe kein Griechisch u. s. w. Nur seinen Privattugenden u. guten Absichten lässt Hr. J. Gerechtigkeit wiederfahren. Die Schrift selbst besteht aus 7 Capp. Im 1. werden die Zeugnisse der griech. u. lat. Kirchenväter u. s. f. für des Petrus antiochen. Bisthum gesammelt. Sie fangen nicht sehr früh an. Dieselbe Sage wird im 2. Cap. durch das in der Kirche gefeyerte Petri Stuhlfest zu Antiochien bestätigt, aber auch das Daseyn dieses Festes vor dem 5ten Jahrh. lässt sich nicht sicher erweisen. Im 3ten Cap. will der Verf. aus der Patriarchialwürde der Kirche zu Antiochien erweisen, dass Petrus erster Bischoff gewesen; aber Alterthum und Grösse der Kirche konnten nebst der politischen Lage ihr diese Würde wohl verschaffen. Im 4. Cap. werden die Meynungen des de Dominis, Videlius oder Vedelius, Bayle, Jac. und Sam. Basnage, Walk und Schrank, Molkenbuhr und Schmalfuss über diesen Gegenstand durchgegangen. Im 5ten bemüht sich der Verf. darzuthun, dass das Stillschweigen des Lukas der Wahrheit jener Ueberlieferung nicht nachtheilig sey. Das 6te handelt von den Hauptregeln der Kritik, um gegen Molkenbuhr die Authenticität der Werke von Kirchenvätern, die er für verfälscht oder unecht hält, darzuthun. Es ist diess Capitel aber mehr polemisch als theoretisch. Das 7te Cap. endlich hat es mit Beantwortung mehrerer Einwürfe zu thun, indem der Vf. zu zeigen bemüht ist 1) dass die chronologischen Schwierigkeiten die Richtigkeit dieser Tradition nicht aufheben, 2) dass diese Ueberlieferung nicht aus unlautern Quellen geflossen sey, 3) dass sie sich nicht hätte im 5ten Jahrh. verbreiten können, wenn sie nicht schon vorher allgemein angenommen gewesen wäre. Welche Schlussart? Am Ende sind noch einige in der Abhandlung citirte Stellen, aber nur in der latein. Sprache die griechischen, angeführt. Auf den verschiedenen Gebrauch des Worts ἐπίσκοπος im allgemeinern und engern kirchlichen Sinne ist keine Rücksicht genommen. Uebrigens gibt die Schrift zu manchen lehrreichen Untersuchungen und Betrachtungen Stoff.

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

85. Stück, den 16. July 1810.

PESTALOZZI'S LEHRART.

Es sind nun sechs Jahre seitdem verflossen, als wir eine zusammenhängende Darstellung und Beurtheilung der neuen Lehrart Pestalozzi's mit der Literatur aller bis dahin darüber erschienenen Schriften in dieser unsrer Literatur-Zeitung (1804 Mai) lieferten. Mancher prophezeihete ihr gewiss in seinem Herzen damals noch ein nicht längeres Leben, als so viele ähnliche Unternehmungen früherhin schon gehabt hatten. Die bald darauf auch wirklich erfolgte Stille von Burgdorf her, der mehrmalige Wechsel des Wohnortes Pestalozzi's und mithin des Sitzes seines Instituts und die der ersten lebhaften und lauten Theilnahme des deutschen Publikums zunächst folgende Lauigkeit desselben schienen diese Vermuthung bestätigen zu wollen. Mancher Gegner mochte wohl schon in der Hoffnung schweigen, dass auch hier das Aufhören des Widerspruchs eher, als der lebhafte Kampf den Sieg bringen werde. Dazu trafen eine Menge äusserer Umstände zusammen, die dem Institute seinen Untergang droheten. Desto angenehmer ist uns die durch mehrere Zeugnisse und einige Schriften aus dem Institute documentirte Gewissheit, dass dieses edle Werk mit immer gleichem Eifer ungestört fortgehe. Pestalozzi benachrichtigt uns jetzt selbst von den im Stillen gemachten Fortschritten, von der gegenwärtig viel günstigern und unabhängigern Lage seiner Anstalt, von der bessern Begründung und weitern Vollendung seiner Methode. Auch erklärt er sein Schweigen seit Erscheinung der Elementarbücher aus dem Bedürfniss eines Ruhepunktes für sich und seine Gehülfen zum eignen Fixiren und weitern Fortschreiten. Mit neuem Feuer und neuer Thätigkeit ist er nun mit seinen Freunden auch wieder ins grössere Publicum herausgetreten. Gewiss wird ein jeder Theilnehmer an der Beförderung der Menschenbildung sich deshalb auch freudig wieder ernstlicher nach diesem edlen Schweizer umsehen. Wer könnte gleichgültig vorübergehen bey dem neuen Glanze dieses so wichtigen und so standhaft fortgeführten Unternehmens, dem so viele treffliche Männer mit echtem Enthusiasmus alle Zeit und Kraft weihen? Selbst die Nachwelt wird, wenn sie den Erfolg schon vor Augen hat und im Besitz des endlichen Resultats ist, mit Theilnahme auf den Entstehungsgang derselben zurücksehen, und vielleicht erst dann noch manches auf dem Wege liegen gebliebene Saamenkorn in einen fruchtbarern Boden bringen. Wenn wir aber auch unsre lebhafte Theilnahme an den Vortheilen, die wir für die Veredlung der Menschheit von diesem Unternehmen hoffen, unterdrücken und nicht berücksichtigen wollten, so würde uns Pestalozzi an sich schon als ein Mann von seltner Grösse erscheinen, dem wir unsre wärmste Hochachtung nicht versagen könnten. Lange schien sein Sinnen und Treiben den Mehrsten seiner Mitbürger eine Thorheit; denn es lag freylich von den gegenwärtig nur zu allgemein werdenden Triebfedern andrer Menschen, von Eigennutz und Egoismus kein Funke in ihm. Eine grosse Idee mit brennender Schrift unauslöschlich in sein Inneres eingegraben, war der Faden, woran sein ganzes Leben fortlief. Oft scheiterten seine Versuche zur Realisirung auf eine Weise, die tausend Andre auf immer zurückgeschreckt haben würde; in ihm glühete es aber zu sehr, er konnte sein Ziel nicht aufgeben, er setzte sein ganzes Daseyn an die Erreichung desselben, und so sehen wir mit freudiger Theilnahme ihn, den lange Verkannten und Verspotteten jetzt endlich in seinen alten Tagen glücklich siegen. — Dem entfernten Beobachter muss es zwar ein wunderbares Räthsel seyn, wie ein einzelner Mann diess durchzusetzen vermochte, um so viel mehr, wenn er hört, wie wenig sein Vaterland für ihn und wie oft es sogar gegen ihn wirkte. Man muss schliessen, dass ihm andre grosse nicht genug bekannte Hülfsquellen flossen u. verborgene Kräfte ihn unterstützen. Ganz begreiflich wird diess aber dem aufmerksamen Augenzeugen, der bald bemerken kann, wie alle Hülfe ihm nur

aus einem Centralpunkte — *aus ihm selber* kommt, und wie sich in ihm die Gewalt des Himmlischen über alles Irdische offenbart. Denn einzig die reine, fromme Liebe seiner Nebenmenschen, der im höchsten Sinne humane Enthusiasmus für ihr Wohl war es, was ihn leitete, unbesiegbar machte und zum Ziele führte. Pestalozzi ist ohne bedeutende eigne Mittel und fremde Unterstützung, und besitzt nichts weniger, als einen klüglich berechnenden Verstand für irdische Angelegenheiten, so dass dieser Mangel oft seine wärmsten Freunde in Furcht setzte, und dennoch führt er sein Institut durch, wie noch Niemand ein ähnliches Unternehmen durchgeführt hat. Auch darf es uns nicht wundern, dass er alle seine Gehülfen durch das ununterbrochene Leben und Wirken an seiner Seite zu einem ähnlichen Enthusiasmus mit fortzieht, da ja sogar alle Reisende, die ihn besuchen und etwas genauer beobachten, entzückt von ihm zurückkommen, und wenn sie vorher auch selbst Gegner seiner Methode waren, dann meistens doch dieselbe als die eifrigsten Freunde und Anhänger, oft nur zu laut, preisen. — Bey dem Leser könnte hierdurch aber leicht die Furcht entstehen, dass aus verdienter Verehrung für diesen grossen, seltenen Mann seine Lehre hier ein übereiltes Lob erhalten möchte. Mit Liebe zwar, die wir nicht unterdrücken können, aber doch mit möglichster Unparteylichkeit wollen wir deshalb unsern Bericht abzulegen suchen. Wir knüpfen denselben wohl mit Recht zunächst an diejenigen neuern Schriften, die Pestalozzi selbst und seine Freunde dem Publikum vorgelegt haben, und wenden uns deshalb zuerst an die beyden unter folgenden Titeln erschienenen Zeitschriften:

1) *H. Pestalozzi's Ansichten, Erfahrungen und Mittel zur Beförderung einer der Menschennatur angemessenen Erziehungsweise. Ersten Bandes erstes Heft.* Leipzig, bey Heinrich Gräff, 1807. 172 S. 8.

Auf dem Umschlage steht die Aufschrift:

H. Pestalozzi's Journal für die Erziehung. Ersten Bandes erstes Heft.

2) *Wochenschrift für Menschenbildung, von Heinrich Pestalozzi und seinen Freunden. Erster Band* Erstes bis funfzehntes Stück. Aarau 1807, bey Heinrich Remigius Sauerländer, in Commission bey H. Gräff in Leipzig. VIII u. 248 S. gr. 8. — *Zweyter Band.* Erstes bis drittes Heft (worin ebenfalls 15 Stücke enthalten sind). 1808. 240 S.

Schon längst war es Pestalozzi's Absicht, eine Zeitschrift zu Aufsätzen und Verhandlungen über seine pädagogischen Ideen zu besorgen, wozu er sich auch bey der Ankündigung seiner Elementarbücher öffentlich anheischig machte. Allein es traten mancherley bekannte ungünstige Schicksale für die äussere Existenz des Instituts dazwischen; auch zeigte sich nach Erscheinung der Elementarbücher, dass das Publicum ganz etwas anders erwartet hatte; dazu kam, dass Pest. und seine Gehülfen eben durch die Bearbeitung jener Elementarbücher noch in manche neue Untersuchung verwickelt wurden, und desto eifriger an einer grössern Vervollkommnung zu arbeiten sich getrieben fühlten. Jetzt erhalten wir dafür zwey Zeitschriften auf einmal aus dem Institute. Allein die Trennung derselben scheint uns weder genau begrenzt, noch nothwendig oder nützlich. In Niederers Ankündigung der Wochenschrift heisst es, dass das Journal das Princip und die tieferen Gründe der neuen Methode von einem höhern Gesichtspunkte aus erörtern und den gebildeten Erzieher und wissenschaftlichen Denker befriedigen solle, die Wochenschrift hingegen für die weit grössere Menge theilnehmender Freunde und Beförderer bestimmt sey. Allein diesem widerspricht im Journal schon die Anzeige der aufzunehmenden Gegenstände, worunter sich manche hiernach gar nicht dahin gehörige befinden, z. B. Notizen über die Einführung der Methode, Briefe an Mütter u. dergl. Noch mehr widersprechen aber jener Abtheilung die in beyde Zeitschriften aufgenommenen Aufsätze selbst, wovon dann viele grade am unrechten Orte stünden. Ueberdiess halten wir eine solche Scheidung nicht für zweckmässig, da der denkende Erzieher keine von beyden Schriften wird entbehren wollen, und da wir dem theilnehmenden Freunde, der im Stande ist, die in der Wochenschrift mitgetheilten Aufsätze zu würdigen, keinesweges die höhern Ansichten vorenthalten, noch ihn vom Nachdenken darüber dispensiren möchten. Sollte hier aber blos von dem grossen Haufen die Rede seyn, so müsste man sich begnügen, ihm unmittelbare Anweisung und blosse Facta zu geben. Wir würden deshalb rathen, jene Absonderung ganz aufzugeben, die am weitesten fortgerückte Wochenschrift allein bestehen zu lassen, und in derselben uns allen Vorrath mitzutheilen.

Mit blossen Auszügen aus den mannigfaltigen Aufsätzen dieser beyden Schriften könnte dem Leser eben so wenig gedient seyn, als mit einer blossen Angabe der einzelnen Ueberschriften. Wir werden deshalb in unsrer Anzeige die wichtigsten Aufsätze beyder Zeitschriften so auf einander folgen lassen, als sie zusammenpassen und uns am besten zu einem zusammenhängenden Berichte veranlassen können. Doch schicken wir noch einige *allgemeine Ansichten* voraus, die uns zugleich bey der Beurtheilung des Einzelnen leiten sollen. Denn un-

sicher irren die Menschen oft mit ihrem Urtheile über einen Gegenstand umher, tadeln und rühmen bald dieses, bald jenes an ihm, ohne einen festen Punct zu einer entscheidenden Würdigung desselben finden zu können. Diess begegnet uns allemal, wenn wir neue, fremde Gegenstände nur von uns aus, nach unsern gewohnten Ansichten, nach unserm täglichen Sinnen und Treiben beurtheilen, ohne uns die Zeit und die Mühe zu nehmen, dieselben erst in ihrem eignen Wesen, ihrer eigenthümlichen Entstehung und Bestimmung aufzufassen, und sie darnach aus ihrem wahren Mittelpuncte zu beurtheilen. So ist es den mehrsten Beurtheilern der Pestalozzischen Methode gegangen. Die *Einleitung des Journals* verdient deshalb Aufmerksamkeit, da sie geeignet ist, auf den rechten Gesichtspunct zur Beurtheilung dieses Unternehmens zu leiten, und den Vorzug hat, dass sie aus dem Institute selbst kommt, und wenigstens unter Pestalozzi's Autorität erscheint. — Man irrte sich sehr, wenn man P. meistens den Zweck unterlegte, die Zeitpädagogik hier und da zu verbessern und zu erweitern, ihn deshalb so oft auf dieselbe verwies und ihm seine Unbekanntschaft damit vorwarf. P. war, wie diess auch aus unserm frühern Berichte erhellt, nicht ein Produkt der Zeitcultur. Möglichst unabhängig und frey von ihrer Ansicht, schon früh im jugendlichen Kampfe mit ihren Gesichtspuncten, selbstständig fühlend, denkend und handelnd war er durch das Schicksal gereift und zu seinem Unternehmen getrieben. — Die Zeit-Pädagogik sahe (nach Pestalozzi) den Unterricht blos als Aufklärungsmittel des Verstandes, und nicht als Entwicklungsmittel der Kraft des Geistes und Gemüths in harmonischer Stufenfolge an; sie bauete das Handeln aufs Wissen, berücksichtigte mehr die gesellschaftlichen Verhältnisse und Vortheile, als den Menschen selbst. Von diesem Gesichtspuncte aus mussten sowohl die Lobredner, als die Tadler P. und sein Unternehmen missverstehen. Weit davon entfernt, in dieses herrschende System einzugreifen, versuchte er nicht die einzelnen Seiten desselben zu verbessern, sondern bey seiner unabhängigen Ansicht von der Entwicklung und Bestimmung des Menschen wollte er sich vielmehr ganz von derselben absondern und seinen eignen Weg einschlagen. Wir wissen, dass er deshalb alle sonst fast allgemein gebrauchte pädagogische Hülfsmittel und Formen von sich entfernte, sich vorsätzlich um die an andern Orten üblichen Methoden nicht bekümmerte, und sich so von allem Vorhandenen isolirte. Denn bey der Aufmerksamkeit und dem warmen Herzen, womit er so viele Jahre dem Leben und Treiben der Menschen, von Vorurtheilen und persönlichen Rücksichten frey, zusahe, hatte er sich überzeugt, dass die Entwickelung und Bildung derselben auf eine ganz andre Weise geleitet und das Bedürfniss des Zeitalters in dieser Hinsicht ganz anders befriedigt werden müsste, als es geschah. Nach den bekannten verschiedenen Versuchen, die er in dieser Hinsicht sowohl in der Wirklichkeit, als in seinen Schriften gemacht hatte, war er endlich zu einer bestimmtern Einsicht in die nöthigen Massnahmen, um wenigstens auf den rechten Weg zu kommen, gelangt. In Burgdorf glückte es ihm, so klein und unscheinbar auch der Anfang war, einen Spielraum zur vollständigern Ausführung seiner Ideen zu finden. Er wollte nun aber auch in keinem Stücke von dem Herkommen, sondern durchaus nur von der Natur und seiner eignen wohlbegründeten Ueberzeugung in Rücksicht der natürlichen Gesetze für den Entwicklungsgang des Menschen ausgehen, und in Allem nur der Natur nachspüren und folgen. — Ein solches Unternehmen eines solchen Mannes verdiente Aufmerksamkeit, und hätte deshalb auch so unabhängig, als es dastand, angesehen, geprüft und beurtheilt werden sollen. —

Dabey hätte man aber *ferner* nicht unbeachtet lassen sollen, dass es unter diesen Bedingungen P. nicht möglich war, mit einem Male ein vollendetes Ganze zu geben. Denn er stellte ja kein aus einem Princip logisch deducirtes System auf, sondern bemühete sich vielmehr nach einigen leitenden Ideen durch sorgfältiges Beobachten und Versuchen den wahren Weg der Natur zu finden. Er sagte selbst, dass er noch weit vom Ziele sey, und erklärt (Journal, S. XXXIV.) seine Anstalt für eine Experimentalschule, die nicht vom Seyn, sondern vom Werden ausgehe, und die Totalität der Gesichtspuncte und Hülfsmittel einer Erziehungsanstalt allmählig aus sich selbst entwickeln solle. Daher muss Rec. gestehen, dass ihm auch die von Manchem so sehr beeilte Nachahmung und Anwendung weder zweckmässig noch heilsam scheint. Dieser Eifer für einen der Menschheit so wichtigen Gegenstand, als die Erziehung ist, macht dem Herzen solcher edeln Beförderer allerdings mehr Ehre, als dieselben wegen dieses Fehlgriffs getadelt werden können. Denn schon an Pestalozzi's ernsten, beschränkten Versuchen sahe man, dass hier etwas Grosses unternommen werde, welches auf die eine oder die andre Weise gewiss das allgemeine Wohl befördern werde. Allein der nächste Weg wäre gewesen, Pestalozzi selbst mit Rath und That zu unterstützen, damit er sein grosses Vorhaben ganz ausführen könne. Er war hier die Lebensquelle, aus ihr musste auch unvermischt alles Leben fliessen, nur bedurfte er des Beystandes, seinen Ideen Körper und Wirklichkeit zu geben, wie er ihn zum Theil in seinen ersten trefflichen Gehülfen fand. Erst dann, wenn seine Methode einen gewissen Grad von der Vollkommenheit erreicht hätte, wäre es Zeit zur Vergleichung mit dem schon Vorhandenen und Bestehenden, zu einer Vermittlung

zwischen dem Alten und Neuen, und zu einer allgemeinen Benutzung des Gewonnenen.

Ueberdiess sollte man aber bedenken, dass jedes Unternehmen eines Menschen an seine Individualität gebunden ist. Diess musste bey Ps. origineller Eigenthümlichkeit hier ganz besonders der Fall seyn, und verdient daher in der Beurtheilung auch einer vorzüglichen Berücksichtigung. In dem Journal (S. XVIII.) heisst es auch, dass die Darstellung der Idee der neuen Methode in ihrer ersten Gestalt unstreitig beschränkt und unvollständig, mehr ein Ausdruck der Individualität des Urhebers, als ein rein objectiver Ausdruck ihres innern Wesens gewesen sey. Eben diess wird nachher von den Elementarbüchern eingeräumt. — Ja wir können es bey dieser Gelegenheit nicht verhehlen, dass wir zweifeln, ob überall der Körper der Methode der wahre Körper zu P's. Geist sey; ob seinem hohen Geiste nicht etwas viel Besseres, Freyeres und Höheres vorschwebe (was uns oft in seinen Worten unmittelbar anzusprechen scheint), als er je wird darstellen und ausführen können. Denn das schon früher von uns bemerkte Missverhältniss in seinem Wollen und Können ist keinesweges gänzlich aufgehoben, und seine sonst trefflichen Gehülfen werden hierin das Fehlende wohl schwerlich ersetzen können. Diess bewegt uns, die Erforschung und Benutzung des Pestalozzischen Geistes als das Wichtigste bey der ganzen Sache anzusehen, und nichts von der bisher aufgestellten Methode, von ihren Lehrmitteln und Formeln so geradehin anzunehmen, sondern alles hauptsächlich zur Auffindung jenes Geistes und zur treuen Nachfolge in demselben zu benutzen. Freylich könnte am Ende auch Pestalozzi sich, wie Kant, verleiten lassen, zu erklären, dass nicht sein Geist, sondern sein Buchstabe gemeynt sey (was doch von ihm weniger zu fürchten steht). Aber wir würden dann doch bey ihm, wie bey Kant, treu bleiben seinem hohen Geiste, und die Nachtreter an seinem Buchstaben ruhig fortnagen lassen, bis der Geist endlich so mächtig wird, dass er selbst den Buchstaben in seinem Strome mit fortreisst. — Für ein ganz verfehltes Unternehmen müssen wir es denn auch halten, wenn einige Männer es versuchen, alle Lehrgegenstände in gewisse äusserliche Formen der Pestalozzischen Methode einzuengen, und darnach wohl sogar eigne Unterrichtsanstalten einrichten wollen. Dieses nützt weder Pestalozzi, noch der Jugend. — Dass Rec. aber dennoch weit davon entfernt sey, in den vornehmen Ton derjenigen einzustimmen, die nicht müde werden können, zu behaupten, P's. Methode sey nur gut für die zurückgebliebenen Schweizer, wir Deutsche wären aber vor 20 Jahren schon weiter gewesen, als er jetzt sey, — das erhellt wohl schon von selbst. Wie weit wir gewesen sind, offenbart sich hinlänglich an unsrer Schwäche und Flachheit, der es bald vielleicht mit nichts mehr ein rechter Ernst gewesen wäre, wenn die Zeitumstände uns nicht mächtig aufgerüttelt und einzelne kraftvolle Männer uns nicht auf bessere Wege zu leiten angefangen hätten.

Endlich scheint uns eine besondere Beachtung der jedesmaligen Theilhaber und Gehülfen P's. nothwendig. Hierauf nahm man fast allgemein gar wenig Rücksicht, weshalb man auch nicht bemüht war, den Antheil derselben von dem, was P. will und thut, zu scheiden. Freylich bietet P's. Anstalt uns ein Beyspiel dar von einer uneigennützigen Vereinigung edler Männer, zu einem Zweck verbunden und von einem Enthusiasmus belebt, worin alles ein Herz und eine Seele ist, wie es sich wohl sonst nicht leicht irgendwo findet. Und P's. erste Gehülfen waren gerade das, was sie seyn mussten, begeistert von dem edeln Unternehmen und getreue Ausführer seiner Ideen; sie bemüheten sich, ihre sonstige Bildung und Ansicht zu vergessen, und nur in seinem Geiste zu leben und zu wirken; und in der That war P. reich und stark genug, mit seinem Leben und Wirken auch sie zu erfüllen. Allein späterhin haben sich auch manche anderweitig mehr gebildete Männer an P. angeschlossen, und Vieles zwar der Vollkommenheit näher gebracht, aber zugleich auch an Vielem die Spuren ihrer eigenthümlichen Richtung zurückgelassen. Wem aber daran gelegen ist, dass P's. Unternehmen rein und allein aus der reichen Fülle seiner genialischen Individualität ausgeführt werde, der wird ganz besonders wünschen, dass seine neue Methode frey und unabhängig bleibe von neu-philosophischen und andern Ansichten, die ihm ursprünglich fremd sind, welche ihn aber in dem Munde seiner nähern Freunde leicht, wenigstens für einige Zeit, von seinem graden Wege abführen könnten. Wenn wir uns nicht sehr irren, so merkt man dem Gange der weitern Ausbildung der Methode schon etwas von einem solchen Einflusse an. Ja es liegt am Tage, dass P's. Mitarbeiter diese, ihrem Entstehen und ihrer Natur nach durchaus praktische Methode zu theoretisiren, und ihr von oben herab zu helfen suchen. Widerspricht das aber nicht dem Wesen, dem Gange und der Absicht P's. durchaus? Bringt das nicht eine fremde Tendenz und einen Zwiespalt in das Unternehmen, worüber uns das Eigenthümliche desselben ganz verloren gehen muss? Besonders erfreulich ist uns deshalb die Mittheilung einiger ältern Aufsätze in der Wochenschrift, worin P. noch so ganz der alte ist, und sich selbst durchaus getreu bleibt. Dagegen haben wir einige andere Abhandlungen, die augenscheinlich nicht von P. herrühren, (obgleich wir manche Wahrheit schön und treffend darin gesagt fanden), ihrer Haupttendenz wegen nicht ohne einige Unbehaglichkeit lesen können, wozu aber auch

manche Einseitigkeiten und Anmassungen derselben das Ihrige beytrugen. Wir wünschten deshalb, dass zu jedem Aufsatze dieser Zeitschriften sich auch der oder die Verfasser desselben namentlich bekennen möchten.

Die Wochenschrift eröffnet P. mit einem Aufsatze, der überschrieben ist: *Aber wozu ein Blatt für Menschenbildung?* worin er seinen Zeitgenossen die verderbliche Verirrung ihrer Bildung zu Gemüthe führt, und dadurch auf die Nothwendigkeit und Wichtigkeit wahrer Menschenbildung hindeutet. Wir wollen hier nur die Hauptgedanken daraus angeben: Die Menschen sind zu sehr in ihrer Zeit- und Weltbildung vertieft, als dass die wahre Menschenbildung, die einzig auf der innern Würde des Menschen fusset, bey ihnen Wurzel fassen könnte. Selbst das einzelne Gute der Zeitmenschen hat keinen Gehalt, da es diese innere Würde nicht zum Fundament hat. Man scheint in der Welt, was man nicht ist, und ist und thut darin, was man nicht seyn und thun sollte. Man muss deshalb auch die Kinder scheinen machen, was sie nicht sind, und seyn und thun, was sie nicht sollten; wobey sie in der Hauptsache dessen, was für sie selbst Noth thut, zur Unbrauchbarkeit versinken müssen. Man wirft das Unveränderliche und Einige der Menschennatur, zu Gunsten des Nichtigen und Wandelbaren der Weltbildung, als unbedeutend weg. Diess verdirbt auch die Kinder und ihre Erziehung. Die Zeitbegebenheiten beweisen die Schwäche des Zeitalters. Doch scheinen in den kräftigern Menschen bey aller Selbstsucht die höhern Anlagen durch; denn das Göttliche in der Menschennatur ist ewig. Wer deshalb bey allem Verderben nur Wahrheit, Liebe und Kraft gegen Sinnlichkeit und Selbstsucht in sich selbst sucht, findet sie, wenn nirgends ausser sich, in sich selber; wozu Gott am Ende doch den Sieg verleihet.— Hier endet diese Abhandlung, der versprochene Beschluss ist noch nicht mitgetheilt; man sieht aber bald, worauf sie hinausgehet, und fühlt sich durch dieselbe von neuem zu lebhafter Theilnahme an Pestalozzi's edlem Bemühen geweckt.

Zuerst wollen wir jetzt diejenigen Abhandlungen von Pestalozzi selbst anführen, die hauptsächlich zur Beförderung einer bessern Kenntniss der ganzen Sache dienen können. Dahin gehört zuvörderst aus dem Journal: *Ein Blick auf meine Erziehungszwecke und Erziehungsversuche* (S. 1—116.). Auf eine anziehende Weise schildert P. hier sein Unternehmen, sowohl nach den innern und äussern Veranlassungen dazu, als nach seinem Hauptziele bey demselben in einem allgemeinen Umrisse. Da wir über denselben schon früherhin das Merkwürdigste berichtet haben, so theilen wir diessmal nur noch einige Bemerkungen mit. Deutlich erhellt es auch hier wieder, dass P's. Verbesserungsversuche für die Erziehung schon in seiner Jugend und sein ganzes folgendes Leben hindurch vorbereitet wurden; nicht mit Wissen und Vorsatz, sondern nach dem unmittelbaren Drange seines Herzens. Und da diess sein warmes Herz nicht nur seine erste Triebfeder war, sondern auch sein beständiger Führer blieb, so behielt er auch sein menschenfreundliches Ziel stets unverrückt und rein im Auge; und eben dadurch bewahrte er sich, so langsam und oft gehemmt auch seine Fortschritte seyn mochten, vor so manchen Irrthümern, worein der kalte Verstand andrer Pädagogen sonst zu verfallen pflegte. Eine selbstsuchtlose Liebe für die Armen, denen er helfen wollte, war es, was ihn zuerst erweckte und leitete; aber späterhin blieb er mit seinem Unternehmen nicht in den Grenzen ihres besondern Bedürfnisses stehen. Er fand in den Umgebungen und Verhältnissen der Armen und Elenden selbst zwar sehr verkannte, aber wesentliche und kraftvolle Mittel für seinen Zweck, die nur zweckmässiger benutzt werden mussten. Er hatte von Jugend auf, wie er sagt, eine Art von Verehrung für den häuslichen Einfluss auf die Bildung der Kinder, und eben so eine entschiedene Vorliebe für den Feldbau als das allgemeinste, umfassendste und reinste äussere Fundament dieser Bildung. Wie leicht hätte er von hieraus nicht, wenn er das Elend der Hülfslosen so nahe vor Augen sahe und mit theilnehmendem Herzen ihnen zu helfen strebte, auf den Irrweg gerathen können, worauf ihn wirklich Manche gesucht haben, Geschicklichkeit zu Erwerb und Verdienst einseitig hervorzuheben? Aber sein tiefer Sinn bewahrte ihn und zeigte ihm Erhaltung und Belebung reiner Menschlichkeit in allem Volk des Landes als das wahre Ziel aller Erziehung. Verhältnissmässige und übereinstimmende Geistesentwickelung und Herzenserhebung blieb ihm deshalb neben der Berufsbildung nothwendiges Bedürfniss, worauf diese selbst erst gegründet werden müsste. Während und durch ihre Arbeit wollte er das Herz der Kinder erwärmen und ihren Geist entfalten. Doch ordnet er die intellectuelle Führung der sittlichen Bildung (Belebung und Sicherstellung des Heiligsten in der Menschennatur) unter. Schön sagt er, die sittliche Elementarbildung führe vermöge ihres Wesens zum *Fühlen*, *Schweigen* und *Thun*. Er behauptet nun zwar, dass seine ganze Methode (weil sie einerseits die Mutter und den Lehrer dahin bringt, das Kind als eine freyere und höhere Natur anzusehen und zu behandeln, und auf der andern Seite dieselben mit dem Kinde in ein reinsittliches und religiöses Verhältniss bringt) auch an sich schon sittlich und religiös wirke, erklärt aber deshalb die eigenthümlichen Formen der sittlichen und religiösen Bildung nicht für überflüssig, und redet von Ahndungen und Versuchen geordneter Reihenfolgen dafür. Wir wünschten, dass er diesen Weg verfolgen und dabey von fremdem Einflusse frey bleiben möch-

te. — Uebrigens sehen wir hier wieder ein Beyspiel, wie er seine Methode erfindet, und wie alles aus dem ganzen Menschen, und nicht blos aus dem Verstande bey ihm fliesst. — Die andere Hälfte dieses Aufsatzes enthält den dritten bis achten Brief des ganz umgearbeiteten Buches: *Wie Gertrud ihre Kinder lehrt*, worin Pestalozzi, wie es aus dieser Probe erhellt, auch durch eine deutlichere und regelmässigere Darstellung das tiefer liegende Fundament seiner Methode besser nachzuweisen sucht, als es in der ersten Ausgabe geschehen ist. Der Hauptinhalt dieser Probe ist: Derjenige Mensch ist, wie alle seyn sollten, auf den man Kopfs, Herzens und Pflichthalber unbedingt zählen kann. Eines allein ist einseitig und reicht nicht hin. Der Mensch ist also ein selbstständiges Ganze. Zur Entwicklung sind *in* dem Kinde Anlagen zum Fühlen und Thun, und *ausser* demselben Reitz zu beyden. Der Mittelpunct alles Fühlens des Kindes ist das Gefühl der Liebe, wie die Geistesthätigkeit, die in und mit dieser Liebe in unsrer Natur entquillt, der Mittelpunct alles Thuns ist. Die Uebereinstimmung beyder gibt die Mittel unsrer Bestimmung ein Genüge zu leisten. — Eben so von Gott selbst geordnet liegt der nöthige *äussere Reiz* in den Umgebungen und Verhältnissen des Kindes, geht von seinen Eltern und seinen Verhältnissen zu ihnen als dem Mittelpuncte aus, und begreift alle übrigen, mit ihm in Beziehung stehenden Menschen, so wie die ganze umgebende Natur in sich. Der Einfluss jedes dieser Reize wird besonders gezeigt. Aber Mangelhaftigkeiten und Verirrungen mancherley Art hemmen selbst unter den Bessern ihre Wirkung; sie reichen nicht hin. Es bedarf also des aus der Mutter in das Kind übergehenden *Glaubens an Gott*, die Erziehung sicher zu stellen und zur Vollendung zu führen. — Aus diesen Grundideen Pestalozzi's erhellt unter andern auch, wie sehr diejenigen sich irrten, die P. der Einseitigkeit, nur auf Verstandesbildung auszugehen, beschuldigten, und deshalb für die wahre Humanität nichts als Unheil von ihm erwarteten. Diess wird auch in die Augen fallender, wenn man hiermit die zwey viel früher geschriebenen, in der Wochenschrift mitgetheilten und hieher gehörigen Aufsätze P's. vergleicht. Der eine derselben ist aus Iselins Ephemeriden der Menschheit, May 1780 (wo er die Ueberschrift hat: Abendstunden eines Einsiedlers), und der andere aus einem wieder aufgefundenen Manuscript abgedruckt, das P., als er Stanz verlassen musste, über sein dasiges Wirken aufgesetzt hatte. Beyde Aufsätze sind hauptsächlich deshalb interessant, weil sie uns den ganzen Menschen in frühern Perioden schildern; der erste, wie er über Erziehung des Menschen dachte, der andere, wie er seine Gedanken unmittelbar auszuführen suchte. Jener ist hier überschrieben: *Pestalozzi's erste Darstellung des Wesens und Umfangs seiner Methode.* Er enthält P's. allgemeinere Ansichten von der Erziehung des Menschen in einem höhern Zusammenhange: Das Ziel derselben sey Befriedigung des Menschen in seinem Innersten, wozu er den Weg nicht in Kunst oder Zufall, sondern in dem Innern seiner eignen Natur finde. Dieser Bildung sey die Standesbildung untergeordnet. Innere Ruhe, Genügsamkeit und stiller Genuss sey aber ihr Zweck. Der Mensch brauche deshalb nicht alle Weisheit; von dem Nahen müsse er ausgehen, und von daraus sich weiter ausdehnen; daher gehe seine Bildung auch von den nächsten Beziehungen und den häuslichen Verhältnissen aus. Die nächste Beziehung des Menschen sey aber Gott; der Glaube desselben, als eines Kindes an Gott als Vater, sey das dringendste Bedürfniss des Menschen für Ruhe, Weisheit und Segen. Dieser Glaube sey seinem Innern tief eingegraben, werde nicht erst durch das Forschen der Weisen begründet, sondern sey sein unmittelbares Eigenthum, habe Einfalt und Unschuld, Dank u. Liebe zur Quelle, und erhebe auch zur Hoffnung der Unsterblichkeit. Glaube an den Vater, der Gottes Kind ist, sey Bildung des Glaubens an Gott, dieser aber wieder Sicherstellung des Glaubens an den Vater und jeder Pflicht des Hauses. Der Fürst ist das Bild Gottes; er ist Vater und die Unterthanen Kinder; dieser Glaube ist das Band des Fürsten u. des Volks, Vatersinn und Brüdersinn die Quelle des Nationalsegens. Der verlorne Kindersinn der Menschen gegen Gott ist das grösste Unglück der Welt; sie davon zu befreyen, kam der Erlöser in die Welt. — Man sieht hieraus, von welchem Standpuncte P. schon damals ausging, und wie weit er stets davon entfernt war, eine blos auf irdischen Gewinn, auf Plusmacherey ausgehende Methode zu suchen und einzuführen. Könnt ihr doch noch glauben, dass P. nur den Göttern der Erde opfere? Die Begeisterung, womit das Ganze geschrieben ist, zeigt, wie sehr dem Vf. die Sache am Herzen lag. Nur ein Paar Stellen mögen als Belege hier stehen. S. 210. „Glaube an Gott, du bist nicht Folge und Resultat gebildeter Weisheit, du bist reiner Sinn der Einfalt, horchendes Ohr der Unschuld auf den Ruf der Natur, dass Gott — Vater ist.“ — S. 215. „In der Anerkennung der obersten Vaterwürde Gottes versichern sich die Fürsten des Volkes Gehorsam als der Sache der Gottheit.“ S. 216. „Gerechtigkeit ohne Vatersinn und ohne Brudersinn ein schimmerndes Unding ohne Segenskraft. S. 217. „Vaterherz und Vatersinn der Obern pflanzen und sichern den Gehorsam der Untern.“

(Die Fortsetzung folgt.)

B E R G R E C H T.

Beschluss

der Recension von *Bernhardi's drey Fragen über die Berggerichtsbarkeit.*

Bey dieser ebenfalls umständlichen Darlegung des Inhalts der Bernhardischen Schrift würde es überflüssig seyn, die bey jeder dieser beyden Schrif-

ten (von *Taube* und *Bernhardi* unterliegende Absicht erst noch näher bemerklich machen zu wollen. Beyde Schriftsteller streiten *pro aris et focis*, nur mit dem Unterschiede, dass Hr. B. *de damno vitando*, Hr. T. hingegen *de lucro captando* streitet. *Hr. Bernhardi* sucht in steter Berücksichtigung der Landesgesetze und der Verfassung darzuthun, dass die den Civil-Gerichtsbehörden und insbesondere den Municipal-Obrigkeiten der Bergstädte ursprünglich zugestandene Gerichtsbarkeit über alle *nicht wirkliche* Bergsachen, sowohl über die Person der Bergwerksverwandten und ihrer Angehörigen in allen ihre Dienstverhältnisse nicht unmittelbar betreffenden Angelegenheiten dermalen noch immer Statt finde: wogegen *Hr. Taube* aus frühern und dermaligen Observanzen, theils aber und besonders aus, für einzelne Fälle ertheilten, Entscheidungen, allgemeine Grundsätze herzuleiten bemüht gewesen ist, nach welchen den Bergbehörden nicht nur über alle wirkliche Bergsachen, sondern auch über alle mit dem Bergwesen in näherer oder entfernterer Verbindung sich befindenden Sachen, sowohl über die beym Bergbau angestellten Personen und deren Angehörigen eine uneingeschränkte Gerichtsbarkeit mit gänzlichem Ausschlusse der Orts-Obrigkeiten zuzugestehen seyn möchte. Recens. vermisst dabey ungern eine genaue Bestimmung des Begriffs: *Bergsache*, denn was Hr. T. S. 38. darüber mitgetheilt hat, ist wohl nicht erschöpfend: auch hat Hr. T. diess selbst gefühlt und zugegeben. *Bergsachen* sind nemlich nach Hrn. T. Definition: *alle diejenigen Händel, welche Gegenstände des Bergbaues und die denselben interessirende Angelegenheiten betreffen.* Indess interessiren manche Angelegenheiten den Bergbau, d. h. sie haben auf dessen Betrieb einen befördernden oder erschwerenden Einfluss, welche doch wohl nicht für Bergsachen zu betrachten seyn möchten. Die Sperrung der Seehäfen ist allerdings eine Angelegenheit, welche den Bergbau, rücksichtlich der zu dessen Betriebe erforderlichen, aus dem Auslande zu beziehenden, Materialien mittelbar gar sehr interessirt, weil durch dieses Ereigniss die Preise dieser Materialien bedeutend erhöhet werden. — Vielleicht würde die Taubesche Definition dadurch an Bestimmung gewinnen, wenn das Wort: *unmittelbar*, noch dazu gebracht würde: — *und die denselben* unmittelbar *interessirenden Angelegenheiten betreffen.* — Dass *Hr. Taube* seinen Gegenstand umfassend behandeln würde, war um so mehr zu erwarten, da er während seiner dreyssigjährigen Dienstanstellung als Bergschreiber und beym Oberbergamte die beste Gelegenheit gehabt hatte, sich nicht nur mit dem Grunde und Umfange der Berggerichtsbarkeit genau bekannt zu machen, sondern auch alle zu Ausarbeitung seiner Schrift dienliche Materialien zusammenzubringen, so sehr selbige auch immer in Archiven und bergamtlichen Reposituren zerstreut seyn mochten. Gleichwohl sind die mannigfaltigen Schwierigkeiten nicht zu verkennen, welche dem Verf. bey der Ausführung seines Vorhabens entgegenstanden. Nach Hrn. T. eigenem Anführen ging man noch in neuern Zeiten bey vorfallenden Jurisdictions-Differenzien sehr behutsam zu Werke, und ertheilte die Entscheidung derselben nicht leicht anders, als nach mehrmaligem Gehör der Interessenten: diess würde man bey der obersten Behörde nicht für nöthig gefunden haben, wenn die Gränzen der Berggerichtspflege ihre möglichst vollständige Bestimmung bereits erhalten gehabt hätten. Hiernächst waren für gleiche Fälle aus verschiedenen Zeitabschnitten nicht selten mehrere unter sich abweichende, wohl gar sich widersprechende Entscheidungen vorhanden, — und endlich gewährten die, den Umfang der Berggerichtsbarkeit in frühern Zeiten bezeichnenden General-Anordnungen nicht mehr das gnügende Anhalten bey Entscheidung vorkommender Jurisdictions-Streitigkeiten, nachdem in und seit der letzten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts, besonders aber während den letzten Jahrzehnten desselben der Geschäftskreis der Bergbehörden merklich erweitert worden war. Es bedurfte mithin entweder der Beybringung neuerer gesetzlicher Entscheidungen, durch welche die von den Civil-Instanzen erhobenen Widersprüche sofort und völlig beseitigt werden konnten, oder der Verf. hatte darzuthun, dass bey jenen frühern Gesetzen eine *extensive* Erklärung angewendet werden dürfe, sonach aber eine neuere gesetzliche Bestimmung nicht erst nöthig sey. Indess scheint die Beybringung neuerer Gesetze für die befragten Fälle nicht, wenigstens nicht allenthalben möglich gewesen zu seyn, weil ausserdem bey der Abfassung dieses Handbuchs — wie der Verf. selbst bemerkt, — die Absicht nicht zugleich mit untergelegen haben würde, die wenigen Lücken bemerklich zu machen, welche der Gesetzgebung noch auszufüllen übrig wären: eine blos logische Erklärung der schon vorhandenen ältern Gesetze vermogte aber jene Widersprüche der Civil-Behörden um so weniger zu heben, da diese Behörden die von den Berg-Instanzen schon früher versuchten extensiven Erklärungen jener ältern Gesetze für gültig nie hatten anerkennen wollen. — Gleichwohl hat es *Hr. Taube* versucht, die vorhandenen Materialien systematisch zu verarbeiten, und sich bemüht, durch Voraussetzungen und Folgerungen darzuthun, dass die Gränzen der Berggerichtsbarkeit mit dem von ihm angedeuteten Umfange sich bereits in den ältesten, wegen der Berggerichtsbarkeit ergangenen landesherrlichen Dispositionen bezeichnet befänden. Der Verfasser hat mithin in diesem Handbuche seine, während einer dreyssigjährigen, hauptsächlich dem berggerichtlichen Fache gewidmeten Dienstzeit abstrahirte Ansicht und Meynung über den Grund und Umfang der Berggerichtsbarkeit vorgetragen, und es verdient allerdings Dank, dass er solche öffentlich mitgetheilt hat, da bisher über den Grund

und Umfang der Berggerichtsbarkeit und des hierauf beruhenden Gerichts-Zwangs der Berggerichte etwas zusammenhängendes im Druck noch nicht erschienen war. Wenn jedoch der Verfasser — nach dem Vorberichte, — bey der Ausarbeitung dieses Handbuchs vorzüglich mit beabsichtigte, durch selbiges den bey den Berggerichten angestellten Bedienten ein gnügendes Anhalten zu Beurtheilung, und bey der Behandlung sich hervorthuender Jurisdictions-Differenzien zu verschaffen, und besonders die neu angestellten Bergwerksbedienten von manchem in solchen Fällen bisher gethanen Misgriffe künftig zurückzuhalten, theils auch die Civil-Gerichte von der Unstatthaftigkeit ihrer, wider den Umfang der Berggerichtsbarkeit bisher erhobenen Widersprüche zu überzeugen; so möchte diese Absicht doch wohl schwerlich in ihrem ganzen Umfange durch dieses Handbuch zu erreichen seyn, weil selbiges, wenn es schon unter Anziehung mehrerer landesherrlicher Dispositionen ausgearbeitet worden ist, dieserwegen gleichwohl immer nicht als Normal-Vorschrift und Regulativ bey Beurtheilung und Entscheidung sich ergebender Jurisdictions-Differenzien betrachtet werden wird. Denn nur von der allerhöchsten Behörde ist die Bestimmung des Umfangs der Berggerichtsbarkeit und des hierauf beruhenden Gerichtszwangs der Berggerichte, sowohl das Verhältniss derselben gegen die Civil-Gerichtsbehörden zu erwarten. Es werden sich daher schon in dieser Hinsicht die Civil-Gerichte von der Unstatthaftigkeit ihrer, wider den Umfang der Berggerichtsbarkeit bisher erhobenen Widersprüche, aus dem *Taubeschen* Handbuche nicht so leicht überzeugen lassen, und besonders nunmehr, nachdem *Hr. Bernhardi* den Inhalt dieses Handbuchs näher beleuchtet, die in selbigem aufgestellten Sätze und daraus hergeleiteten Folgerungen geprüft und zum Theil widerlegt hat. *Hr. Bernhardi* hat sich bey der Prüfung dieses Handbuchs als ein wohlgerüsteter Gegner gezeigt, welcher seine Waffen mit Gewandheit, Besonnenheit und Nachdruck zu führen versteht, wenn er schon übrigens seinem, als Vorrede, aufgestellten Grundsatze: *Jedem das Seine!* — dabey treu geblieben ist. Durch die vorliegende, mit vielem Scharfsinne, und mit einer nicht gemeinen Kenntniss der Landesverfassung und der Geschichte der Gesetzgebung, sowohl der Landesgesetze überhaupt und der Berggesetze insbesondere ausgearbeitete Beantwortung der aufgestellten drey Fragen hat sich Hr. B. um die Lehre von dem Grunde und Umfange der Berggerichtsbarkeit sehr verdient gemacht. Mancher bisher theils unbekannt gewesener, theils nicht aus dem richtigen Gesichtspunct zeither betrachteter, gleichwohl zur richtigen Beurtheilung dieser oder jener Frage wichtige geschichtliche Umstand ist durch Hrn. B. mehr herausgehoben, theils in das wahre Licht gestellt, manches Verhältniss näher bestimmt, manche Voraussetzung berichtigt und manche bisher daraus hergeleitete Folgerung in die durch Landes-Verfassung und allgemeine Landesgesetze bezeichneten Grenzen wieder zurückgewiesen worden. Darin ist jedoch *Herr Bernhardi* mit *Hrn. Taube* vollkommen einverstanden, dass die Gerichtsbarkeit über *wirkliche Bergsachen* den Bergbehörden so ausschliessend zukomme, dass solche schlechterdings nicht vor andere Gerichte gezogen werden dürfen. Ueber den Begriff: *Bergsachen*, hat jedoch H. B. eine Definition ebenfalls nicht gegeben; indess gewährt dasjenige, was *ad* III. 5. darüber bemerkt worden, schon ein gnügendes Anhalten. — Nicht ohne Berücksichtigung verdient dasjenige gelassen zu werden, was Hr. B. S. 163. über den Nachtheil bemerkt hat, welcher aus der mehrern Ausdehnung der Grenzen der Berggerichtsbarkeit auf Gegenstände, welche mit dem Bergwerke nicht in der geringsten Verbindung stehen, für den Bergbau und für die Behandlung eigentlicher Bergsachen erwächst. Und bey der Beleuchtung der Frage: ob den Berggerichten eine Gerichtsbarkeit über die, bey dem Bergwesen angestellten — jedoch nicht in Berghäusern wohnenden Personen ausserhalb den Bergsachen zustehe? werden von dem Verf. S. 147. die Eingangsworte der *Siegelschen Dissert. de Jurisd. metall.* angezogen: „*Studium, jurisdictionem ampliandi, infinita fere gignit jurgia. Cupiditas, majores lucrandi sportulas, numerum subditorum augendi et in plures imperium exercendi, causa hujus mali haud dubie habenda.*" u. s. w. — Uebrigens hat Hr. B., bey Abfassung seiner Schrift, seine vertraute Bekanntschaft mit älterer und neuerer juristischer und bergjuristischer Literatur sattsam beurkundet, auch in den Beylagen mehrere, zu richtiger Beurtheilung des Umfangs der Berggerichtsbarkeit dienende Urkunden beygefügt.

So verdient sich nun auch immer beyde Schriftsteller um die Lehre von dem Grunde und Umfange der Berggerichtsbarkeit gemacht haben; so ist doch voranszusehen, dass bey den Verhandlungen über bereits anhängige oder künftig noch erwachsende Jurisdictions-Irrungen zwischen Civil- und Berggerichtsbehörden, erstere bey dem zu führenden Schriftwechsel die Bernhardische Schrift benutzen, aus selbiger mehrere zu Unterstützung ihrer Gerechtsame dienende Gründe anziehen, und so die von den Bergbehörden ihnen entgegen gestellten Einwendungen zu entkräften versuchen werden, wodurch denn allerdings die künftige Entscheidung der Jurisdictions-Differenzien noch schwieriger, als bisher auch immer der Fall gewesen seyn mag, werden muss. Es ist daher, mit *Hrn. Bernhardi* allerdings zu wünschen, dass durch Ertheilung einer allerhöchsten landesherrlichen Entscheidung die Grenzen der Civil- und Berggerichtsbarkeit bestimmt, und dadurch alle darüber bisher obgeschwebte Zweifel, wodurch die Rechtspflege selbst hat Nachtheil leiden müssen, für immer beseitigt werden mögen.

NEUE

LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

86. Stück, den 18. July 1810.

PESTALOZZIS LEHRART.

(Fortsetzung.)

Der andere Aufsatz: *Pestalozzi und seine Anstalt in Stanz*, ist eben so anziehend als lehrreich und wird gewiss von niemand ohne herzliche Theilnahme und Rührung gelesen werden. Möchte er jedem Leser der Wochenschrift und jedem, der sich mit P. und seinem Unternehmen bekannt machen will, zuerst in die Hände fallen. Er ist ganz geeignet, über beyde ein helleres Licht zu verbreiten. Denn in ihm findet man die Keime von dem, was jetzt in P's. Institute grösstentheils schon in schöner Fülle dasteht, wovon aber die von ihm bekannt gemachten Lehrmittel nur einen Theil umfassen. Deshalb wird jeder Unbefangene durch P's. einfach erzählende Darstellung dieses seines frühern Versuches und der ihn dabey leitenden Grundsätze sich am besten über den Zweck und das Wesen seiner Methode orientiren können. Da es hingegen leicht begreiflich ist, dass das jetzt vorliegende mannigfaltige Einzelne derselben bey mancherley Unvollkommenheiten der besondern Lehrmittel Viele in ihrem Urtheil über diese Lehrart irre führen oder wenigstens zweifelhaft machen muss. Am meisten werden aber diejenigen sich durch Lesung dieses Aufsatzes beruhigen können, die da fürchten, dass P. nur den Kopf und nicht das Herz bilden wolle; indem sie hier nicht bloss hören, sondern in der Erzählung von seinem Thun gleichsam vor Augen sehen, wie es ihm von Anfang an um den ganzen Menschen zu thun gewesen, und wie er deshalb in allem von der sittlichen Bildung ausgegangen ist. Wohl den Kindern, dessen Eltern und Lehrer sie so zur Tugend zu führen wissen, als P. in Stanz die ärmsten Bettelkinder zur Liebe und Tugend führte. Auch in dieser Hinsicht wünschten wir diesem Aufsatz recht viele Leser, und jeder Vater, jede Mutter, die wir durch diese Aufforderung glücklicher Weise zur Lesung desselben bewegen mögen, wird uns dafür gewiss danken. Sie erfahren darin, wie P. den Haufen roher Kinder in dem ununterbrochenen häuslichen Zusammenleben an sich als an einen wahren Vater und an einander als Geschwister kettet, hierdurch ihre Herzen erweitert, und das Gefühl für jede Tugend in ihnen belebt; wie er sie durch Stille, Uebung in der Selbstüberwindung, gute Gewohnheiten, Benutzung jeder Gelegenheit zu Beyspielen, die ein tieferes Gefühl aufregen, späterhin durch Lehre, und wo es nothwendig ist, auch durch Strenge, doch stets mit Liebe leitet; und wie er dann durch das Hinzukommen des Unterrichts und der Geistesübung das Wachsthum aller Seelenkräfte befördert und eine Gemüthsstimmung in ihnen hervorbringt, in der er die Fundamente der Menschenweisheit vielseitig und sicher sich entwickeln sehen konnte. — Hätten wir nichts als dieses Denkmal von dem edeln Schweizer, wir müssten ihn bewundern und verehren! — Das Wesen der moralischen Erziehung schildert er hier mit folgenden Worten: „Der Umfang der sittlichen Elementarbildung beruht auf den drey Gesichtspuncten, der Erzielung einer sittlichen Gemüthsstimmung durch reine Gefühle; sittlicher Uebungen durch Selbstüberwindung und Anstrengung in dem, was recht und gut ist; und endlich der Bewirkung einer sittlichen Ansicht durch das Nachdenken und Vergleichen der Rechts- und Sittlichkeitsverhältnisse, in denen das Kind schon durch sein Daseyn und seine Umgebungen steht." — Das Einzige, was wir hier noch vermissen, ist das kräftige Hinstreben nach wahrer Religiosität, das wir in der vorher erwähnten Abhandlung sahen und das alle Augenzeugen in P's. Abend- und Morgenandachten mit den Zöglingen seines Instituts fanden. Aber das Fundament derselben ist auch hier gelegt, und vielleicht waren die Gemüther noch zu roh und die Dauer dieses durch die Dazwischenkunft des Feindes zerstörten guten Werkes zu kurz, um es weit hierin zu bringen. Das Historische in dieser Darstellung über-

gehen wir als im Allgemeinen schon bekannt. — Interessant ist es, mit dieser Schilderung seines zu früh gescheiterten Unternehmens in Stanz *Pestalozzis Bericht an die Eltern und an das Publicum über den gegenwärtigen Zustand und die Einrichtungen seiner Anstalt in Iferten* zu vergleichen, der die grössere Hälfte des ersten Heftes vom zweyten Bande der Wochenschrift einnimmt. Auch aus diesem Berichte erhellt es wiederum sehr deutlich, dass P. weit davon entfernt sey, seine Zöglinge bloss reden, messen und rechnen zu lehren (welches einige für die Hauptsache seiner Methode halten), dass er vielmehr auch jetzt noch mit allen seinen Bemühungen auf die Bildung des ganzen Menschen, hauptsächlich in moralischer und religiöser Hinsicht, ausgehe. Das Leben seines Hauses, sagt er, sey im vollen Sinne des Wortes *Erhebung und Lehre.* Es herrsche in dem Ganzen der Geist eines grossen häuslichen Vereins, in welchem nach dem Bedürfniss eines solchen ein reiner väterlicher und brüderlicher Sinn überall hervorleuchte. — In der That sehen wir auch in der ganzen Art des Zusammenlebens der Lehrer und Kinder (wie P. es hier schildert und wie auch andere Augenzeugen es geschildert haben), in den mannigfaltigen Arten der Aufsicht, der Zusammenkünfte der Lehrer, der Ergreifung der Schüler durch Lehre und Leben, selbst der Vergnügungen allenthalben den Zweck zum Grunde liegen, diese Erziehungsanstalt in eine häusliche Bildungsschule für die Lehrer sowohl, als für die Schüler zu verwandeln. Die Schlechtheit, sagt P. trefflich, fühlt sich im Ganzen unsers Thuns und unsers Seyns nicht behaglich; hingegen findet jeder Funke des Edeln und Guten, das auch im Schlechten noch da ist, in unserer Mitte Nahrung und Belebung. — Im Religionsunterricht wird Christus nach dem Evangelio als sichtbares Bild und Darsteller der Gottheit und des Göttlichen, des Verhältnisses der Menschheit zu Gott und des Lebens in Gott vorgestellt. Wir suchen in Christus, heisst es, an seinem Beyspiel, und an seiner Art, wie er die Dinge, die Menschen und deren Verhältnisse ansahe und behandelte, das im unwandelbaren Wesen der Religion gegründete Seyn und Handeln, Glauben und Hoffen den Kindern anschaulich zu machen, und sie durch die Entwickelung dessen, wie sich der Vater in ihm verklärte, zu einem solchen Sinn und Wandel zu erheben, dass sich Gott in ihnen auch verkläre. — Die Gegenstände des Unterrichts werden hier mehr nach den in andern Schulen gebräuchlichen Benennungen derselben angegeben und darüber das Nöthige im Geiste der neuen Methode beygebracht; auch der Einfluss dieses Unterrichts auf die nachherige Beschäftigung mit Wissenschaft und Kunst; so wie auf das künftige Berufsleben gezeigt. Gewiss aus vollem Herzen sagt P.: die eitle Ehre, mit der mein Thun seit einiger Zeit begleitet ist, macht nicht mein Glück aus. — Wir wollen kein Vertrauen, keine Vorurtheile, kein Zeugniss für uns, das wir nicht verdienen. Ich bin nicht ohne Leiden, ich bin nicht ohne Sorgen. Aber ich habe Vertrauen auf meinen Gang; ich habe Vertrauen auf Gott. — Möge Gott, auf den Du so vertrauest, Dich, du edler Menschenfreund, noch lange auf dieser schönen Bahn wandeln lassen! — — Es war von Anfang an P's. Zweck, den Müttern, von denen der Natur nach alle Erziehung ausgehen muss, mehr Mittel zur Erfüllung ihrer Pflichten zu geben und ihre Kräfte für ihre Bestimmung zu wecken und zu erhöhen. Da der Zwang unabänderlicher Umstände ihn bis jetzt hindert, diesem besondern Zwecke in Verbindung mit einer Armenanstalt ausschliesslich zu leben, so hat er seit einigen Jahren mit seiner Anstalt auch ein Mädcheninstitut verbunden. Hierin werden sowohl Kinder, als auch erwachsene Personen weiblichen Geschlechts aufgenommen, und die erstern erzogen, die andern zur Benutzung und Ausübung seiner Methode angeleitet. Möge auch diese seltene Verbindung, wogegen sich sonst wohl manches erinnern liesse, unter P's. Leitung, wo ja schon so manches Seltene gelingt, gedeihen!

In Hinsicht der *einzelnen Theile* der Methode müssen wir hier ebenfalls zweyer Aufsätze von Pestalozzi gedenken. Der erste redet *über Körperbildung als Einleitung auf den Versuch einer Elementargymnastik, in einer Reihenfolge körperlicher Uebungen,* und stehet im ersten Theile der Wochenschrift. Von den gymnastischen Uebungen der Pestalozzischen Schule haben wir ausser dem Wenigen in der Gertrud bis jetzt noch nichts gehört. Hier gibt P. nun in einem herzlich geschriebenen Aufsatze seine Ansicht davon und stellt die ersten Anfänge derselben auf. Theilnehmend schildert er die bisherige Vernachlässigung derselben in Ansehung ihres Hauptzwecks, da man nicht von dem wahren Mittelpuncte des Menschen ausging, und nicht eine allgemeine Entwickelung des ganzen Körpers bezweckte. Es waren nur einseitige Uebungen, die man vornahm, und die oft eine andere Seite des Körpers nur schwächten, anstatt das Ganze desselben zu entwickeln. Das Volk musste selbst der natürlichen Gymnastik fast ganz entbehren, theils aus Armuth, wobey alles nur auf das Abwehren der Noth ging, theils wegen einer Industrie, die an der physischen Kraft des Volkes nagt, theils wegen der Steifigkeit, die für Ehrenfestigkeit galt, und theils endlich aus Mangel an Volksspielen, die in ihrer wahren Bedeutung immer mehr aufhörten. — Das Bedürfniss leitet von selbst zur ersten natürlichen Gymnastik; die Mutter übt schon früh das Kind spielend, Vater und Mutter lassen sich von demselben kleine Dienste leisten und dergleichen. Auf diese Weise werden Herz und Verstand

mit dem Körper zugleich entwickelt. Diess reicht aber noch nicht hin, es muss deshalb die Schule auch hier Hülfe leisten, und so entsteht eine künstliche Gymnastik, die ihren Anfang nimmt, sobald die häusliche Entwickelung vollendet ist, die Thätigkeit des Geistes, des Herzens und des Körpers anfängt selbstständig zu erscheinen, und daher selbstständige Uebungen zu erfordern. Das Wesen dieser Elementargymnastik soll nach Pestalozzi in *Gelenksbewegung* bestehen, wozu er einen Plan mittheilt. — Recens. findet hierbey zu erinnern, dass vor allen Dingen Väter und Mütter auf die natürliche Gymnastik und das Wesentliche derselben aufmerksam gemacht, zur zweckmässigern Leitung derselben angewiesen und mit den nöthigen Hülfsmitteln versehen werden sollten. Ferner muss die künstliche Gymnastik nicht bloss auf die einzelnen Glieder, sondern auf den ganzen Körper gehen. Endlich würde die weitere Fortführung der Uebungen nach dem angegebenen Plane mancherley Einwendungen und Hindernissen ausgesetzt seyn. Doch können die vorgeschlagenen Uebungen allerdings einen guten Anfangspunct für die erste Schulzeit bilden, hauptsächlich da sie leicht in jede Schule einzuführen sind. So nehmen wir sie auch als einen neuen Beytrag gerne auf, um nach Umständen Gebrauch davon zu machen, ohne deshalb das Gute, was wir nicht bloss in der Theorie, sondern in manchen Lehranstalten auch schon in der Ausübung besitzen, darüber zu vernachlässigen. Am meisten wird der Lehrer sich bey diesen Uebungen nur zu hüten haben, dass er nicht, den eigentlichen Zweck derselben aus den Augen verlierend, in ein steifes Exerciren damit verfalle. Die pädagogische Gymnastik, sagt P., unterscheidet sich vorzüglich auch dadurch von der militärischen, dass sie liberal ist. Der andere Aufsatz (im zweyten Theil der Wochenschrift): *über den Sinn des Gehörs in Hinsicht auf Menschenbildung durch Ton und Sprache*, hat Beziehung auf das Buch der Mütter, oder richtiger auf die demselben zum Grunde liegende Idee. P. zeigt darin, wie *Anschauung*, *Sprache* und *Liebe* mit einander verbunden in der Hand der Mutter die Fundamente der Bildung des Menschen sind. In seiner herzlichen und kräftigen Sprache fordert er die Mütter zu zweckmässiger Benutzung derselben auf. Zuletzt schildert er lebhaft und treffend, was die Trennung derselben aus dem Menschen mache, nämlich 1) Anschauung ohne Sprache a. mit Liebe, b. ohne Liebe, 2) Sprache ohne Anschauung a. mit Liebe, b. ohne Liebe, und 3) Anschauung und Sprache vereinigt a. ohne Liebe, die hingegen endlich b. mit Liebe den wahrhaft gebildeten Menschen geben. Hieran lässt sich anreihen die *Elementarverhältnisslehre der Sprache als Vorübung auf den grammatischen Unterricht*, wovon der erste Theil der Wochenschrift eine Probe enthält. Ihr geht die Anschauung der Sprachtöne und das Bemerken und Benennen der Gegenstände voraus, sie beruht auf den innern Verhältnissen der Wörter u. Begriffe, und soll dem Kinde die logischen Beziehungen der Wörter habituell machen. Der Lehrer lässt die Schüler die Beyspiele selbst aufsuchen. Der *Versuch einer Anleitung zu schriftlicher Darstellung der Zahl und ihrer Verhältnisse* in dem Journal enthält nichts Neues oder besonders Wichtiges. Die Sache ist leicht und hätte einer solchen Weitläufigkeit nicht bedurft. Von dem *ABC der mathematischen Anschauung für Mütter* im zweyten Bande der Wochenschrift werden wir bey der Beurtheilung von Schmid's Lehrbüchern reden.

Die Abendgespräche zweyer Freunde über Unterrichts - und Erziehungsverbesserungen in Schulen und Haushaltungen, wovon in jedem der beyden Bände dieser Zeitschrift eines steht, sehen wir an als einen Versuch, an Beyspielen zu zeigen, dass die neue Lehrart ein wahres Bedürfniss für unsre Volksschulen sowohl, als für die häusliche Erziehung sey. In dem ersten Gespräch lernen wir hauptsächlich einen braven Schulmeister, der aus eignem Triebe in der neuen Anstalt Belehrung suchte und hernach seine Schule allmählig umwandelte, und in dem andern ein Paar Hauslehrer kennen, die bey dem besten Willen nach ganz verschiedenen Richtungen ausgingen. Dabey wird dann Manches über Verbesserung des Unterrichts besprochen, was Beziehung auf die neue Lehrart hat, und wodurch auf die wahre Ansicht und das Bedürfniss derselben hingedeutet wird. Aber diese Gespräche haben uns keinesweges befriedigt. Sie enthalten nichts Neues, sind dabey zu gedehnt und erregen kein lebhaftes Interesse. Der ganze Inhalt hätte auf der Hälfte des Raumes viel kräftiger, überzeugender und ergreifender dargestellt werden können. Das dritte Heft des zweyten Bandes der Wochenschrift enthält *Fichte's Urtheil über die Pestalozzische Methode mit Anmerkungen.* Hierin sind aus Fichte's bekannter Schrift die hierauf Bezug habenden Reden in extenso abgedruckt. Dann folgen die Anmerkungen mit der Ueberschrift: Ein Versuch, die pädagogische Kritik der Pestalozzischen Unternehmung und Methode zu fixiren, als Nachtrag zur Erläuterung der vorhergehenden Fichteschen Darstellung mit Rücksicht auf die bisherigen, besonders auf die neuesten Beurtheilungen derselben. Diese Ueberschrift ist vielversprechend. Das bis jetzt davon Mitgetheilte enthält im Grunde wenig mehr, als die bekannten Klagelieder über die Zeitpädagogik, wir müssen also das, wozu diess führen soll, noch erwarten. Fichte's Reden sind übrigens bekannt genug, und was wir hier darüber zu sagen hätten, versparen wir auf eine andere Gelegenheit.

Wenn wir einige Kleinigkeiten, historische Nachrichten, Briefe, Ankündigungen u. dergl. übergehen, so bleibt jetzt nur noch die letzte Abhandlung des ersten Bandes der Wochenschrift: *Was heisst Methode?* übrig. Der Verf. derselben (wie es scheint Hr. Niederer) sucht darin die Nothwendigkeit einer *absoluten Methode* gegen einen Angriff des Hrn. Evers in Aarau zu behaupten. „Die absolute Methode, heisst es, ist nichts Formelles, nichts von der Sache Getrenntes; praktisch nichts von ihr Trennbares, sondern der reine, mit ihrem Wesen Eins ausmachende, Ausdruck derselben. Sie ist ihre nur durch sie bedingte Darstellung in ihrer Unmittelbarkeit, Reinheit, Absolutheit. Stoff und Form durchdringen sich in ihr. Sie ist mit andern Worten: die mit dem unwandelbaren Wesen gleich unwandelbare Form des Producirens der Natur und des Geistes.“ Man sieht hieraus schon die Tendenz dieses Aufsatzes, und zugleich, wie Wahrheit und Irrthum in demselben Hand in Hand gehen. So wie der Vortrag hierin überhaupt mehr glänzend, als klar und genau ist, so erfährt man auch nicht einmal recht bestimmt, was der Verf. unter absoluter Methode verstehe, da doch auf die gehörige Begrenzung dieses Begriffs Alles ankommt. Er setzt der Methode die blosse Manier entgegen, und will mit der Behauptung der absoluten Methode doch der Individualität nicht zu nahe treten, deshalb stellt er der Individualität die Persönlichkeit entgegen, verwirft den Einfluss dieser und sagt von jener, sie sey eben das Allgemeine, das Wesen des Daseyns des Kindes selbst. Die Individualität hält er übrigens für den schwierigsten Begriff in der Erziehung. „Mit der reinen Auffassung und Darstellung der Individualität ist das Problem der Erziehung für immer gelöst. Und es ist wirklich, es ist in der Methode faktisch gelöst, was zu beweisen u. philosophisch zu begründen nicht schwer, wenigstens nicht unmöglich, aber nicht hiesigen Orts ist.“ — Warum denn nicht? Möchte doch Herr N. dazu bald einen passenden Ort finden, da diess gerade die Hauptsache ist, nach deren Beseitigung alles Uebrige sich von selbst ergibt. Denn damit soll, wie es hier heisst, das innere Verhältniss und die Uebereinstimmung des Allgemeinen und des Individuellen, so wie der Unterschied und die ewige Entzweyung des Individuellen und Persönlichen aufgefunden und faktisch aufgewiesen seyn. Der Verf. stellt darauf den Grundsatz auf: „Jeder einzelne Mensch entwickelt und bildet sich unabhängig von seiner und jeder andern Persönlichkeit als Individuum nach dem gleichen Gang und dem gleichen Gesetz wie alle übrigen.“ Dieser Satz kann aber sowohl wahr, als auch falsch seyn, je nachdem man seine Grenzen bestimmt, worüber aber Hr. N. sich nicht genügend erklärt. Bisweilen scheint es, als wolle er damit nichts anders sagen, als was schon längst unter den Philosophen und Pädagogen ausgemacht ist, dass es einen gewissen gesetzmässigen Gang der geistigen, wie der körperlichen Entwickelung und Ausbildung des Menschen gebe; eigentlich aber sucht er demselben zu Gunsten seiner Behauptung einer absoluten Methode eine so weite Ausdehnung zu geben, dass ein Unbefangner ihm nicht leicht beypflichten wird. — Die absolute Methode ist auch in der Natur, weil alles Leben aus Keimen durch innern Trieb und äussern Reiz wächst, welches ihre ewige Form genannt wird. Doch sagt der Verf. weiterhin: „Eben darin, dass sie die Form mit dem Stoff und den Stoff mit der Form zugleich und auf jeder Stufe gibt, besteht ihre Absolutheit.“ Diess erinnert an die oben von uns gerügte unzweckmässige Einmischung philosophischer Ansichten, woraus auch hier die leicht bemerkbare Verwirrung der Begriffe fliesst. Nicht viel besser geht es mit dem folgenden Argument, dass auch in der Erfahrung und Geschichte die absolute Methode sey. Der Vf. kommt dann auf die Alten, und die Benutzung derselben, wo er treffliche und für die Zeit passende Worte redet. Z. B. „Wohl möchtet ihr euch darin irren, dass ihr ihren lebendigen Geist durch die todten Buchstaben ihrer Bücher zu erwecken und wieder herzustellen glaubt, da euch die Anschauungen und Thatsachen abgehen, aus denen ihre Grösse und Weisheit als die reife und herrliche Frucht ihres innern und äussern Lebens entsprang.“ — Von derselben Feder sind wahrscheinlich die mehrsten Vorreden, die manchen Aufsätzen vorgesetzt sind und mit der eben beurtheilten Abhandlung meist gleiche Vorzüge und Mängel gemein haben. Der Leser wird in ihnen übrigens auch den Beweis für unsre obige Behauptung in Hinsicht der Richtung der Bemühungen der Freunde Pestalozzi's finden.

Sehen wir jetzt noch einmal auf Alles, was wir aus diesen beyden Zeitschriften von Pestalozzi und seinem gegenwärtigen Denken und Treiben erfahren, zurück, so ist es klar, dass er selbst sich nicht, wie es wohl Mancher befürchtete, in den blossen Formalismus seiner Methode verstricken will, sondern mehr als jeder andere die Einseitigkeit des Wissens fliehet, und auf die wahre Entwickelung und Erhebung des innern Menschen hinstrebt, dem er nur einen festen Boden unter die Füsse geben wollte. Wie sehr müssen wir es rühmen, dass er nicht das von ihm selbst Gefundene und Aufgestellte, das Tausende bewundern und nachbeten, bloss in der Ausführung zu einer grössern Vollkommenheit zu bringen, sondern mit seiner ganzen Methode immer tiefer in das reine, freye Wesen des Menschen zu dringen sucht. Wie gerne vergeben wir ihm jetzt seine Unvollkommenheiten bey der ersten Erscheinung? Ein Anderer wäre vielleicht besser geputzt hervorgetreten, aber

dann auch am Ende gewesen, um auf seinen Lorbeern zu ruhen. Bey P. ist Alles, wie in der Welt, im beständigen Werden; jeder gelungene Versuch ist ihm die Stufe zu etwas noch Höhern. Diess ist es, was uns am mehrsten Vertrauen und Hoffnung zu ihm einflösst.

Indem Rec. vorstehende Anzeige beendigte, erhielt er:

Wochenschrift für Menschenbildung von H. Pestalozzi und seinen Freunden. Dritter Band, erstes Heft. Aarau, bey Sauerländer, 1810. 88 S. gr. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Hierin sind nur zwey Aufsätze enthalten: 1) *Die Pestalozzische Gesangbildungslehre nach Pfeiffers Erfindung kunstwissenschaftlich dargestellt im Namen Pestalozzis, Pfeiffers und ihrer Freunde von Hans Georg Nägeli.* Obgleich unter den Pädagogen schon längst nur eine Stimme darüber zu seyn scheint, dass die Benutzung der Musik und hauptsächlich des Gesanges für die Erziehung wichtig und nothwendig sey, so ist doch bis jetzt sehr wenig dafür gethan, dieselbe leichter, zweckmässiger und allgemeiner zu machen. Wem sollte es also nicht erfreuen, wenn geschickte Männer es versuchen, diesen Gegenstand im Sinne P's. zu bearbeiten! Hr. Nägeli ist uns schon als feiner Kenner der Musik und gefälliger Componist bekannt; weshalb sein Beytritt uns nicht geringes Vertrauen für dieses Unternehmen einflösst. Billig überlässt Rec. es aber den tiefer in die Geheimnisse dieser Kunst eingeweiheten Männern hierüber ein hinlänglich begründetes und entscheidendes Urtheil zu fällen. Doch wird man billiger Weise erst die weitere Ausführung des Verheissenen abwarten müssen. Das Vorliegende ist mehr geeignet, begierig darauf zu machen, als die nöthigen Aufschlüsse darüber zu geben. Ausser einigen allgemeinen Ansichten und theoretischen Vorbereitungen erfährt man hier hauptsächlich, dass die neue Methode den Rhythmus (Tact) zum Ersten mache, und diess nicht nur der Natur gemäss, sondern die rhythmischen Verhältnisse auch fasslicher, als die melodischen, halte. Hierbey wird von der Viertelnote ausgegangen. Diese wird gesteigert, einerseits durch Verlängerung zur halben und dann zur ganzen Note, andrerseits durch Verschnellerung zur Achttheil- und dann zur Sechszehntheilnote. Da der Tetrachord die Grundlage der melodischen Verhältnisse ist, so wird das gewöhnliche Scalasingen aus vier Gründen als unelementarisch und naturwidrig verworfen: „Erstlich wird als Element der Construction gegeben, was schon Construction der Construction, also Combination ist, zwey auf einander gebaute Tetrachorde. Damit geht schon die Uranschauung des Melos, die Erkenntniss des Tetrachords als Elementarconstruction verloren. Zweytens, wenn man auch den Zögling zum Bewusstseyn bringt, dass in der Tonleiter eine zweyfache Construction enthalten sey, indem die vier höhern Töne unter sich wieder die nämlichen Verhältnisse bilden, wie die vier tiefern, so bleibt dennoch das *Auf*einanderbauen der Tetrachorde ein Geschäft, das erst später folgen sollte, nachdem das *An*einanderreihen der Tetrachorde vorhergegangen. Die dritte Naturwidrigkeit besteht darin, dass durch ein solches Aufeinanderbauen ein *achter* Ton, ein zweytes c erscheint, der nicht mehr ein *graduirter*, sondern ein *potenzirter* Ton ist, indem das Tonreich bekanntlich nach seiner naturgemässesten (sowohl kehlengemässen, als mathematischen) Begründung nur sieben Töne enthält. Die vierte Naturwidrigkeit (in der Ausübung die erste) ist eine physiologische. Es ist ganz ungereimt, den ersten Ton, den das Kind hervorbringen soll, aus der Tiefe seiner Brust heraufzuholen, was man thut, wenn man mit dem tiefen c die Tonleiter anfängt." Was der Verf. zur Empfehlung der Musik und besonders des Gesanges für die Erziehung sagt, darin wird man in der Hauptsache gerne mit ihm einstimmen, wenn er gleich in seinem Enthusiasmus mit seinen Ausdrücken bisweilen zu weit gehet. 2) *Vortrag bey Anlass der Eröffnung von sonntäglichen Gottesverehrungen. Ein vorläufiger Beytrag zur Kenntniss der religiösen Tendenz der Pestalozzischen Anstalt und des Geistes der in ihr getroffenen Einrichtungen für die Religionsbildung und den Religionsunterricht.* Der Verf. drückt das Thema seiner Rede in besonderer Beziehung auf seine Zuhörer so aus: Von dem, was unsre häuslich sonntäglichen Gottesverehrungen uns seyn sollen, wollen wir reden. Nach vorausgeschickter Analyse des Thema's sagt er, der Sonntag soll uns erheben zur Einheit mit der Natur, als einem herrlichen, den Stempel der höchsten Allmacht, Weisheit und Güte in sich tragenden Werke Gottes; zur Einheit mit uns selbst, als dem Bilde Gottes; zur Einheit mit den Menschen, als Kindern Gottes, und zur Einheit mit Gott, als mit unserm Vater. Er beschränkt sich aber für diessmal auf den ersten Punct, dass der Sonntag uns zur Einheit mit der Natur erheben solle. Unsere Gottesverehrungen, heisst es, sollen von einer göttlichen Anschauung des Daseyns und Lebens ausgehen, und eben dadurch uns lebendig zu der Natur führen. Die Geschäfte der Woche leiten durch die nothwendige Beschränkung im Lernen, Ueben und Wollen davon ab, allein der Sonntag lehrt die Dinge göttlich betrachten, göttlich geniessen und göttlich gebrauchen. — Die warme Religiosität des geistreichen Verf. und seine edle Absicht, diese auch bey seinen Zuhörern zu erwecken, verdient unser vollstes Lob. Aber dennoch können wir mit diesem Vortrag nicht ganz

zufrieden seyn. In der Vorrede zu diesem Aufsatze heisst es: Der Religionsvortrag soll den Menschen erheben; er soll den Geist und das Gemüth zur Höhe der Religion hinaufziehen. Diess kann er nur dadurch, dass er aus dem wirklichen Leben des Zuhörers selbst, und aus den ihn täglich umgebenden Anschauungen und Eindrücken gegriffen, ihm dieses Leben in seiner übersinnlichen Gestalt und Bedeutung zeigt, und ihn durch eine, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist, göttliche Verklärung desselben eine durchgängige heiligende und religiöse Ansicht der Dinge vorhält und aneignet. Den Standpunct für eine solche Ansicht, und mit ihm einen sichern Faden für einen die religiöse Anlage selbstständig und wahrhaft entwickelnden und bildenden Religionsunterricht zu gewinnen, ist unser Bestreben. Hierin stimmen wir dem Vf. bey. Nur auf diese Weise können die Religionsvorträge das Aufkeimen und Wachsen echter Religiosität in dem jugendlichen Gemüthe befördern. Auch scheint uns der Verf., dem Geiste der vorliegenden Rede nach, allerdings auf dem rechten Wege zu seyn; nur in der Form dieses Vortrags hat er sich nach unsrer Ansicht ganz vergriffen. „Er wollte keine Arbeit liefern, die Kindern, wie man es nennt, verständlich, und von einem kindlichen d. h. unentwickelten Verstande *begriffen* werden kann." Er ist zufrieden, nur Ahndungen des Höchsten in ihnen zu wecken, nur Glauben und Bewusstseyn seines Daseyns in ihnen hervorzubringen. „Aber deutlich würde das Göttliche euch nie, und nie würdet ihr erhoben zu ihm, wenn wir es euch nicht zum Voraus anmutheten; wenn wir es euch nicht so darstellten, als verstündet ihr es." Hierüber sind wir in der Hauptsache ebenfalls ganz der Meynung des Verf., und zwar mit ernstlicher Abneigung gegen das moderne, endlose Erklären und Begreiflich- oder vielmehr Handgreiflichmachen. Doch folgt daraus noch nicht, dass man mit Kindern nicht anders, als mit auserlesenen Erwachsenen reden muss. Des Verf. Rede aber wird nur einem sehr gebildeten Erwachsenen irgend verständlich seyn; nicht nur ihres ganzen philosophisch-mystischen Tones, sondern auch der einzelnen schwer verständlichen Redensarten wegen, worein er dieselbe gekleidet hat. Ueberdiess muss die Rede ihrer Länge wegen die Aufmerksamkeit ermüden, und durch unverhältnissmässiges Verweilen bey dem Einzelnen stört der Verf. selbst den Eindruck des Ganzen. Freylich gibt der Verf., nach der Vorrede, die Form der Darstellung Preis, und will weder auf rednerisches, noch auf populäres Talent Anspruch machen. Das schlägt aber unsern Einwurf nicht nieder, da er durch die gewählte Einkleidung sich selbst bey seinen Zuhörern den Eingang versperrt. Und sollte es wirklich nicht in seinen Kräften stehen, den unumgänglich nöthigen Grad der Popularität zu erreichen, so würde ihm diess ungeachtet aller sonstigen grossen Geschicklichkeit von dergleichen Vorträgen abrathen müssen. Dass man populär reden kann, ohne deshalb fade zu werden, und dass man bey solchen Gelegenheiten so reden muss, das bedarf keines Beweises. Wir können uns in dieser Hinsicht sogar auf den göttlichen Stifter unsrer Religion selbst berufen, und dürfen den Verf. nur an seinen eignen Meister, den Vater Pestalozzi, erinnern, den er ja so oft mit der grössten Popularität erhebend und hinreissend reden hört.

Anfänglich glaubte ein Jeder, der von Pestalozzi's Vorhaben einige genauere Kenntniss erlangt oder gar einen Besuch bey ihm gemacht hatte, auch ein Buch darüber schreiben zu müssen. Dieser Eifer hat aus leicht zu findenden Gründen sehr abgenommen, weshalb die Anzahl der von uns anzuzeigenden Schriften von Männern, die nicht dem Institute angehören, auch eben nicht sehr gross ist. Wir führen zuerst diejenigen an, die eine eigentliche *Darstellung* dieser Methode beabsichtigen.

Geist der Pestalozzischen Bildungsmethode, nach Urkunden und eigener Ansicht. Zehn Vorlesungen von *Johann Ludwig Ewald*. Bremen, bey Carl Seyffert, 1805. XXVI und 308 S. 8.

Der würdige Verf. dieser Darstellung ist dem Publicum längst auch in pädagogischer Hinsicht durch seine Schriften und seine Bemühungen in seinem Amtskreise rühmlichst bekannt. Er war in Deutschland einer der ersten, die einen lebhaften Antheil an P's. Unternehmen äusserten. Er setzte sich mit demselben in Correspondenz, sandte ihm einen Jüngling, der sich in Burgdorf zum Lehrer bildete, und reiste endlich selbst zu ihm. Von seinen nachher vor einer gemischten Versammlung in Bremen gehaltenen pädagogischen Vorlesungen theilt er in diesem Werke diejenigen mit, welche die Pestalozzische Methode betreffen. Diese Darstellung zeichnet sich in mancher Hinsicht rühmlichst aus. Der Verf. kennt seinen Gegenstand genau, und bemüht sich, nicht nur den Buchstaben der neuen Lehrart nachzubeten, sondern den Geist derselben mit seinen eignen Worten auszudrücken, den er nicht blos aus dem Mechanismus und den Lehrbüchern P's. schöpfte, sondern aus der lebendigen Erscheinung dieser Methode in dem Kreise P's., und aus der Betrachtung der Ausübung des Einzelnen — nicht für sich, sondern als Theil des Ganzen. Daher wird es ihm auch möglich, die Sache mehr zu umfassen, als die meisten seiner Vorgänger, und derselben in manchen Stücken Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, wo sie mehr durch Leben, als durch Lehre, mehr durch ihren

Geist, als durch ihren Buchstaben wirkt. Doch leihet er dabey wohl mitunter dem, was in dem Pest. Institut allerdings im Keimen liegt, in der Beschreibung schon das Ansehen der ausgewachsenen Pflanze. Uebrigens sucht Hr. E. jedem gebildeten Leser, ohne zu ermüden, verständlich zu werden, und dabey ans Herz gehend zu reden. Deshalb kann man hier weder eine tiefe Begründung der unterliegenden Principien, noch ein genaues Detail in dem Einzelnen der Methode, in der Anleitung, in den Nachweisungen u. s. w. verlangen. Wenn Hr. E. aus diesem Grunde manchen Pädagogen nicht ganz befriedigen möchte, so wird seine Schrift dafür auf der andern Seite auch besonders brauchbar für diejenigen, welche sich ohne tiefes Studium eine richtige Kenntniss von dem wesentlichen Geiste der Methode zu erwerben wünschen, und ist ganz dazu geeignet, sowohl Vornehme, Minister u. a. der guten Sache zu Protectoren zu gewinnen, als auch Interesse dafür bey gebildeten Eltern zu erregen, denen man diess Werkchen auch als eine eigne kleine, im Geiste der Pestalozzischen Methode frey entworfene Erziehungslehre empfehlen könnte.

Wer sich hieraus mit dem Allgemeinen und Wesentlichen dieser Lehrart bekannt gemacht hat, und danach auch das Einzelne sowohl, als die Ausübung derselben genauer kennen lernen will, der wird befriedigende Auskunft in folgender Schrift finden.

Briefe aus München-Buchsee über Pestalozzi und und seine Elementarbildungsmethode. Ein Handbuch für alle die, welche dieselbe anwenden und Pestalozzi's Elementarbücher gebrauchen lernen wollen, vorzüglich für Mütter und Lehrer bestimmt von *W. C. C. von Türk*, Herzogl. Oldenburg. Justiz-Rath u. s. w. Leipzig, bey Gräff, 1806. *Erster Band* mit 4 Kupfertafeln. XXXVIII u. 302 S. *Zweyter Band* 244 S. 8.

Herr von Türk reiste, getrieben von dem Eifer, für die Verbesserung der Unterrichtsanstalten in seinem Kreise zu arbeiten, zu Pestalozzi, hielt sich drey Monate bey ihm auf, und liess sich als ein Kind, das noch nichts weiss, in dem Institute unterrichten, um ganz vertraut mit dieser Methode zu werden. Bey Abfassung dieser Schrift setzte er sich zum Zweck, Versuche mit der neuen Lehrart zu veranlassen, und diese Versuche *richtig zu leiten*, damit sie nicht aus Unkenntniss und Ungeschicklichkeit ihren Zweck verfehlen möchten. Sein Werk sollte daher zugleich ein Leitfaden für alle diejenigen seyn, welche P's. Methode anwenden, von seinen Elementarbüchern Gebrauch machen wollten. Um dabey auch Müttern und Ungelehrten nützlich zu werden, sucht er hauptsächlich die Anfangsübungen möglichst deutlich und umfassend darzustellen, und dadurch einem Mangel der Elementarbücher, der Manchen zurückgeschreckt hat, abzuhelfen. Der *erste* Theil enthält: Zahlenverhältnisse, Auflösung quadratischer Gleichungen und Maassverhältnisse. Bey den Zahlenverhältnissen werden die allerersten Beschäftigungen mit Zahlen und dann die Uebungen nach den Elementarbüchern sehr deutlich beschrieben. In dem folgenden Abschnitte berichtet der Verf., wie in dem Institute die Erfindung gemacht sey; die Erhebung zum Quadrat, die Ausziehung der Quadratwurzeln und die Auflösung quadratischer Gleichungen auf eine anschauliche Weise zu lehren. Man bedient sich hiezu kleiner Cubus oder viereckiger Platten, die man an einander setzt, und wodurch man auf eine anschauliche Weise die Regeln findet, welche sonst der Zögling nur in dem Zeichen, in der Zahl auf eine ihm oft unverständliche Art lernen musste. Diess Verfahren verdient für den ersten Unterricht allerdings Beyfall und Nachahmung. Doch müssen wir zugleich daran erinnern, dass das Quadriren und Potenziren überhaupt nicht blos ein geometrisches, sondern auch noch ein allgemeineres sey, wozu jene geometrische Anschauung blos vorbereiten kann. Bey den Maassverhältnissen zeigt der Vf., wie man auch in diesem Theile der Methode fortgeschritten sey, und die Form jetzt unabhängiger von der Zahl ins Auge fasse. Es werden nämlich geometrische Körper zur Anschauung vorgehalten, davon Flächen, Linien und Winkel abstrahirt, die Körper mit einander verglichen, und dann wird vom Einfachen, vom Puncte aus durch Combination erst wieder hinaufgestiegen, welches alles vom Verf. klar dargestellt wird. Er erzählt darauf auch noch, wie Ladomus ihn auf eine scharfsinnige Weise die Geometrie gelehrt habe, und wie man mit gutem Erfolg in dem Institute eine neue Uebung, das Dictiren von Figuren, vornehme. Der zweyte Theil enthält: 1) Buch der Mütter und Sprache. Hierin wird eine Anleitung zum Gebrauch des Buchs der Mütter und zur Anwendung desselben Verfahrens bey andern Gegenständen gegeben. Mit der Art des Lesenlernens, das noch nach P's. früherhin von uns angezeigter Anweisung betrieben wurde, ist der Vf. nicht zufrieden, wie auch P. selbst nach seiner Versicherung damit nicht mehr zufrieden seyn soll. Vom Unterricht in der französischen Sprache. 2. Geographie. Diese wird als Fachwerk erlernt, wodurch dem Gedächtniss gewiss Vieles gut eingeprägt wird, aber methodisch ist diess Verfahren nicht zu nennen. Die Naturgeschichte auf ähnliche Weise zu lehren, scheint uns durchaus zweckwidrig. Ueberhaupt gehört es nach unsrer Ansicht gar nicht zur Darstellung der Pestalozzischen Elementarmethode, wie solche Gegenstände, die eigentlich ausser dem Kreise dieser Methode liegen, von seinen Gehülfen gelehrt werden. 3. Religionsunterricht. Der Vf. stimmt mit Hrn. Ewald darin überein, dass ihm bis jetzt kein Erziehungsinstitut vorgekommen sey, das eine so bestimmt

religiöse Tendenz hätte, als das Pestalozzische. 4. Pestalozzi. 5. Die Lehrer und das Institut. Des Verf. Schilderungen hiervon wird ein Jeder mit Vergnügen und Theilnahme lesen. 6. Einwendungen gegen die Methode. Die Einwendungen, dass in einer Schule nicht geleistet werden könne, was das Institut leistet; noch weniger von einem Lehrer bey hundert Schülern, was von sechs Lehrern bey siebenzig Zöglingen gethan werde; dass die Methode nur bey P. erlernt werden könne, und endlich, dass sie die niedern Stände der Gefahr der Ueberbildung aussetze, — betreffen zwar eigentlich nicht das Wesen dieser Lehrart, werden aber doch oft vorgebracht, und von dem Verf. recht gut beseitigt.

Noch ein Wort zur Empfehlung der kräftigeren, namentlich der Pestalozzischen Weise in der Behandlung und im Unterrichte der Jugend. Mit Hinsicht auf die Hindernisse, welche ihr in Lehranstalten und Schulen entgegenstehen. Ein Nachtrag der Erfahrung zu den Briefen aus Burgdorf. Von *Anton Gruner*, Oberlehrer an der Musterschule zu Frankfurt am Mayn. Frankfurt, bey J. C. B. Mohr. 1806. 8.

Herr Gruner hat von seinen Briefen aus Burgdorf, deren wir zu seiner Zeit mit Beyfall gedachten, eine neue, aber unveränderte Auflage besorgt, und derselben diese Zugabe, die er für die Besitzer der ersten Ausgabe besonders abdrucken liess, angehängt. Niederer hatte ihn zu einer Umarbeitung seiner Schrift aufgefordert. Er fand aber bey Durchsicht derselben nichts darin zurückzunehmen oder umzuarbeiten, weil er nichts ohne reifliche Ueberlegung niedergeschrieben, und weder das Bedürfniss der Menschheit, noch seine Ansicht der Methode sich geändert habe, indem er den neuen, in seiner Art einzigen, formalen Elementarunterricht an den Zahl- und Maassverhältnissen als das Wesen derselben ansieht. Obgleich nun freylich selbst nach dieser, allerdings zu beschränkten Ansicht, wenigstens die Lehrmittel einer Vervollkommnung bedürfen, so möchte der Verf. doch wohl mit seiner Warnung vor dem Höherbauen des Thurms, wie er sich ausdrückt, eben nicht Unrecht haben. Seine Empfehlung in dieser Schrift ist herzlich und kräftig.

Hiebey bemerken wir noch, dass wir diese drey Schriften, nemlich die beyden angezeigten von Ewald und Türk und die ebengenannten Briefe von Gruner besonders geeignet, und alle drey zusammengenommen auch vollkommen hinreichend halten: einem Jeden eine klare Vorstellung von dieser Methode zu machen. Die Verf. waren alle drey Augenzeugen, lernten die Methode genau kennen, und haben sie, ein jeder auf seine Art, gut dargestellt. Wir erinnern dieses hier, weil wir noch so oft hören, dass mancher, dem es ernstlich an einer genauern Kenntniss dieses Gegenstandes gelegen ist, nicht recht weiss, nach welchen Büchern er unter der nun schon ziemlich angewachsenen Anzahl von Schriften über diese Angelegenheit greifen soll, und weil wir es für sehr heilsam halten, wenn ein jeder, der sich etwa mit Hülfe andrer Werke von Herbart, Himly, Tillich und einigen Neuern, die wir noch anzuzeigen haben, an weitere Untersuchungen über diese Methode und an eine Beurtheilung derselben wagen wollte, sich vorher aus diesen Schriften eine genauere Kenntniss derselben erworben hätte.

(*Der Beschluss folgt*).

Kurze Anzeigen.

Vermischte Schriften. *Die Natur und die Menschen.* Ein Inbegriff vieler Merkwürdigkeiten für Leser aus allerley Ständen von *J. A. C. Löhr. Zweyte durchgesehene Auflage. Erster Band.* Leipzig, b. Gerh. Fleischer d. J. 1809. XII u. 564 S. *Zweyter Band.* 1810. XII u. 460 S. *Dritter Band.* 1810. VIII u. 312 S. *Vierter Band.* XIV u. 438 S.

Diese reichhaltige und mannigfaltige Sammlung, die im Plan u. Titel einige Abänderung erhalten hat, ist nicht, gleich so manchen andern, ohne Wahl und Ordnung angelegt, sondern es sind die Materialien, die zur Natur- besonders Thiergeschichte und zur Völker- u. Menschengeschichte gehören, unter gewissen Abschnitten so zusammengestellt, dass sie zu interessanten Vergleichungen, fruchtbaren Resultaten u. nützlichen Belehrungen Veranlassung geben, so dass die Sammlung in dieser Hinsicht sowohl, als wegen der getroffenen Auswahl, der guten Erzählungsart, der Einleitungen und Anmerkungen wegen, die der Herausg. hie und da beygefügt hat, zu den empfehlungswürdigsten Lesebüchern, nicht nur oder vorzüglich für die Jugend, der Manches nicht ganz angemessen seyn möchte, sondern wie es auch der Titel andeutet, für Leser aus allerley Ständen, zu zählen ist. Sie kann zugleich als Nachtrag und historischer Commentar zu folgendem, gleichfalls zweckmässig ausgearbeiteten und reichhaltigen Werke des Verfassers dienen:

Gemeinnützige Kenntnisse, von *J. A. C. Löhr*, Pastor in der Altenburg vor Merseburg. *Zweyte verbesserte Auflage.* Leipzig, b. Fleischer d. J. 1810. VI u. 413 S. 8.

Auch unter dem allgemeinen Titel:

Erste Vorbereitungen für Kinder, zunächst zum Gebrauch beym häuslichen Unterricht. Viertes Bändchen. Enthält gemeinnützige Kenntnisse u. s. f.

So viel umfassend und so richtig, zweckmässig und deutlich belehrend wird man nicht leicht eine Schrift dieser Art finden. Der Vf. hat bey der zweyten Auflage die Bemerkungen von Recensenten und Freunden benutzt, und der Verleger die Anschaffung derselben durch den möglichst wohlfeilen Preiss erleichtert.

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

87. Stück, den 20. July 1810.

ENCYCLOPÄDIE DER WISSENSCHAFTEN.

Tabellarische Uebersicht einer möglichst systematischen allgemeinen Encyclopädie der Wissenschaften zum leichtern Ueberblicke für Erfahrnere und besonders für Anfänger in diesem Studio auf Schulen und Gymnasien, bearbeitet und mit kurzen beyläufig erklärenden Notizen versehen von *L. Simon*, Doct. d. Philos. u. Mag. d. fr. Künste (in Braunschweig). Bremen u. Aurich, bey Joh. Heinr. Müller. 1810. 4. VIII und 56 S. nebst 6½ Bog. Tab. in Queerfol.

Dieses Buch besteht, wie schon der Titel lehrt, aus zwey Haupttheilen. Zuvörderst enthält es *dreyzehn Tabellen*, welche die sämmtlichen Wissenschaften in folgender Ordnung encyclopädisch darstellen: T. 1. Philologische Wissenschaften — Sprachkenntnisse. T. 2. Realwissenschaften — Sachkenntnisse. T. 3. Beschreibende Wissenschaften — Graphie T. 4. Erzählende Wissenschaften — Historie. T. 5. Mathematische Wissenschaften. T. 6. Philosophische Wissenschaften. T. 7. Theoretische Naturwissenschaften. T. 8. Praktische Naturwissenschaften. T. 9. Anthropologische Wissenschaften im engern Sinne. T. 10. Politische Wissenschaften im weitern Sinne. T. 11. Medicinische Wissenschaften. T. 12. Positive Rechtswissenschaften. T. 13. Positive Religionswissenschaften. Auf diese Tabellen beziehen sich dann die *beyläufig erklärenden Notizen*, wie sie der Verf. nennt, welche dazu dienen sollen, die Tabellen theils zu rechtfertigen, theils zu erläutern.

Was nun die Tabellen betrifft, so sind diese insgesammt aus *Krug's Versuch einer systematischen Encyclopädie der Wissenschaften* entlehnt. Die Veränderungen, welche Hr. *Simon* damit vorgenommen, sind so unbedeutend, dass sie ihm schwerlich als ein eigenthümliches Verdienst zugerechnet werden können. Sie bestehn nämlich in folgenden Punkten: 1) hat Hr. S. zuweilen aus einer Krugschen Tabelle zwey gemacht. Durch diese Spaltung sind T. 3. 4. 7. 8. 9. und 10. entstanden. 2) hat er hin und wieder einen kleinen Zusatz gemacht, z. B. T. 1. wo die Uebersetzungskunst in Metaphrastik und Paraphrastik, und T. 4. wo die besondere politische Geschichte weiter in die europäische und ausser europäische, ältere und neuere eingetheilt wird. Aber auch diese Eintheilungen sind aus §. 45. und 82. des Krugschen Werks entlehnt. 3) hat er zuweilen einige Unterabtheilungen weggelassen, z. B. T. 8. wo unter dem Titel der Bergwerkskunde die Torf- und Steinkohlengräberey und die Salzwerkskunde nicht besonders aufgeführt, sondern in die erklärenden Notizen verwiesen worden, wogegen Hr. S. in dieser Tabelle der eigentlichen Bergwerkskunde noch die Hüttenkunde zur Seite gestellt hat. 4) Endlich hat er die äussere Form der Tabellen dahin verändert, dass die einzelnen Rubriken nicht durch Zahlen und Buchstaben, sondern durch Haken unterschieden und verbunden werden, wodurch aber oft die Uebersicht nicht erleichtert, sondern vielmehr erschwert wird. Dass nun diese Veränderungen nicht wesentlich sind, leuchtet von selbst ein. Denn das Wesentliche einer encyklopädischen Darstellung der Wissenschaften besteht in den Eintheilungsgründen und der ganzen systematischen Anordnung. Hierin aber hat sich Hr. S. so sklavisch an das vorhin genannte Werk gehalten, dass er nicht einmal die Verbesserungen berücksichtigte, welche der Verfasser desselben in den Vorreden zum 4. und 5. Hefte des von ihm späterhin herausgegebnen encyklopädischen Handbuchs der wissenschaftlichen Literatur bekannt gemacht hat. Und doch spricht Hr. S. in seiner Vorr. S. VI. von der Mühe, welche ihm das Suchen und Forschen in grössern encyclopädischen Werken gemacht habe!

Was ferner die erklärenden Notizen anlangt, so sind auch diese grösstentheils aus der Krugschen Encyklopädie entlehnt. Wir wollen diess nur durch einige Beyspiele belegen, damit uns Hr. S. nicht der Ungerechtigkeit beschuldige.

Simon S. 1.	Krug S. 20. Th. 1.
Sprache überhaupt ist verständlicher Ausdruck unsrer Gedanken und Empfindungen durch gewisse natürliche oder willkührliche Zeichen, *im eigentlichen Sinne* genommen ist sie aber der Inbegriff von Wörtern, die in einer gewissen Verbindung unsre Gedanken und Empfindungen ausdrücken und andern durch das Gehör mittheilen.	*Sprache im weitern Sinne* ist Ausdruck der Begriffe durch gewisse Zeichen, die entweder durch Natur oder Willkühr bestimmt sind. — Unter *Sprache im engern und eigentlichen Sinne* versteht man den Inbegriff von Wörtern, vermittelst welcher man nach einer bestimmten Verbindungsart seine Empfindungen und Gedanken ausdrücken und Andern mittheilen kann.
Ebendas.	S. 21.
Der Inbegriff aller der Grundsätze, sowohl theoretischer als praktischer, welche die Kenntniss und den Gebrauch der Sprache nach allen ihren Beziehungen, sowohl im Allgemeinen als im Besondern, betreffen, macht die *philologischen Wissenschaften* aus.	Unter den *philologischen Wissenschaften* versteht man den Inbegriff aller der theoretischen u. praktischen Grundsätze, welche die Kenntniss und den Gebrauch der Sprache nach allen ihren Beziehungen sowohl im Allgemeinen als im Besondern betreffen.
S. 5.	S. 15.
Die *natürlichen Wissenschaften* beziehen sich entweder auf einzelne in der Erfahrung vorkommende Gegenstände, oder auf solche, die nach allgemeinen Begriffen gedacht, durch allgemeine Grundsätze erkannt werden. So entstehen *historische* und *rationale* Wissenschaften.	Die *natürlichen Wissenschaften* beziehn sich entweder auf einzelne in der Erfahrung vorkommende Gegenstände, oder auf Gegenstände, die nach allgemeinen Begriffen gedacht und durch allgemeine Grundsätze erkannt werden. Hieraus ergiebt sich die Eintheilung der natürlichen Wissenschaften in *historische* und *rationale*.

Bey dieser oft wörtlichen Uebereinstimmung können wir dieses Buch für nichts anders als einen *Auszug aus der Krugschen Encyclopädie* erklären, der übrigens zum ersten encyklopädischen Unterrichte, wozu ihn der Verf. hauptsächlich bestimmt hat, nicht unzweckmässig ist. Ob aber der Verf. nicht besser that, wenn er seine Arbeit sogleich unter dem Titel eines blossen Auszugs ankundigte, um dem Verdacht eines Plagiats zu entgehn, überlassen wir seiner eignen Beurtheilung. Dass er indess auf spätere encyklopädische Werke keine Rücksicht genommen und auch alle literarische Notizen weggelassen hat, können wir keineswegs billigen.

ARZNEYWISSENSCHAFT.

Annalen der gesammten Medizin, als Wissenschaft und als Kunst, zur Beurtheilung ihrer neusten Erfindungen, Theorien, Systeme und Heilmethoden, von Dr. *A. F. Hecker*. Ersten Bandes 1 — 5 Heft. Januar — März 1810. Leipzig bey C. Salfeld 1810. 8. S. 288.

Ehe wir eine besondere Anzeige des Inhaltes der vor uns liegenden Hefte dieses angehenden Journals geben, sey eine allgemeine Bemerkung erlaubt, die sich uns als Resultat der Lectüre dieser Hefte aufdringt und die Stelle einer Einleitung der Anzeige selbst vertreten mag.

Herr Hecker scheint, der Aufschrift des Journals und dem bis jezt Gelieferten zu Folge, die auf dem Titel angegebene Idee grösstentheils ohne fremde Beyhülfe ausführen zu wollen. Wenn diese Absicht auf der einen Seite vortheilhaft seyn kann, so ist sie in anderer Hinsicht wohl zu erwägenden Bedenklichkeiten ausgesetzt. Vorausgesetzt, der Verfasser sey der Arbeit gewachsen, so fragt es sich: wird auch sein Eifer bey einem so mannichfaltigen und schwierigen Unternehmen aushalten? und wenn auch sein Wille rüstig bleibt, werden ihm seine übrigen Geschäfte die zur beharrlichen Fortsetzung eines solchen Unternehmens so nöthige Muse vergönnen? Es ist dem Publikum nicht damit gedient, dass etwas angefangen, sondern dass es vollendet werde. Allein, diess bey Seite gesetzt: kann auch der Verfasser mit Recht als Aufseher und Richter medizinischer Wissenschaft und Kunst auftreten? Der menschliche Geist liebt einen freyen Gang, er entwickelt, er bildet sich an Vielem, und mannichfaltig sind die Wege, auf welchen er zur Vollendung seiner Erkenntniss weiter schreitet. Ein einzelner Mensch hat immer nur Einen Standpunkt, Eine vorwaltende Ansicht; nach dieser alle übrigen Erscheinungen im Gebiete des Wirkens zu modeln, in ihren Kreis alles Fremdartige bannen, und, was nicht hineinpasst, gerade weg *verbannen* zu wollen, hat nie, auch wo es eine Zeitlang zu gelingen schien, gute Wirkungen gehabt. Ungeachtet der weiten Grenze, die sich der Verfasser gesteckt hat, sieht man doch schon jetzt, dass sein Hauptaugenmerk, wie ehemals auf Bekämpfung des Brownianismus, so dermalen gegen die naturphilosophische Medicin gerichtet ist. Er behauptet zwar, dass er alles Gute der Naturphilosophie dankbar erkenne und annehme: allein, wenn wir seiner Kritik nachgehen, so finden wir, dass er dieser Methode nichts Gutes übrig lässt und folglich auch nichts anzunehmen braucht. Sein steter Refrein ist das bekannte: das Neue taugt nichts, und das Taugliche ist nicht neu. So machte es Herr Hecker ehemals mit der

Brownschen Lehre, so macht er es jezt mit der naturphilosophischen Medicin. Er glaubt sich zu diesem Verfahren um so mehr berechtiget, je fester er überzeugt ist, dass er durch sein ehemaliges Kämpfen sehr Vieles, ja das Meiste beygetragen hat, um dem Brownschen Unwesen zu steuern. Allein wie sehr irrt er sich, wenn er das, was theils der Zeit und dem ersterbenden Reize der Neuheit, theils den eigenen Erfahrungen der Praktiker zuzuschreiben ist, die bey der unbeschränkten Befolgung der Brownschen Theorie ihr Heil nicht fanden, auf seine Rechnung setzt. Doch, diess an seinen Ort gestellt, so ist der Kampf gegen die Naturphilosophie und ihre Einflüsse auf die Medicin ein ganz anderer, als der gegen Brown's Lehre. Diese kam aus dem Kopfe eines einseitig abstrahirenden Beobachters, jene ist das Werk einer weitverbreiteten, tief in den Geist der neuern Philosophie eingewurzelten Schule. Wer die Früchte dieses Baumes vernichten will, muss ihn selbst mit seinen Wurzeln ausrotten. Und dazu scheint uns Herr Hecker nicht der Mann zu seyn. Es kommt hier nicht auf ein rhapsodisches Ergreifen einzelner Aeusserungen excentrischer Köpfe an, die in jeder, auch noch so wohl begründeten, Wissenschaft Blössen geben, sondern auf eine Erschütterung der Basis dieser Wissenschaft, oder vielmehr Denkweise, selbst. Die Naturphilosophie und die darauf zu gründende Medicin ist nicht ein Canon, eine Sammlung todter Formeln und Regeln, die wie Stereotypen dem rohen Stoffe empirischer Kenntnisse eingedrückt werden und das klare Schauen des unbefangenen Sinnes verdunkeln sollen: sie ist, nach der Erklärung derer, welche in ihrem Besitze zu seyn behaupten, eine neue, lebendige Art des Anschauens selbst, eine Art des Erkennens nach neuen Beziehungen und in neuen Verhältnissen, ein Kind der Zeit, die in dem reifenden Geschlechte allmählich höhere Geistesthätigkeiten mit ihren Folgen entwickelt. Wir wollen hiermit keinesweges der Naturphilosophie das Wort geredet haben; denn höhere Geistesthätigkeiten sind nicht selten krankhafte Erscheinungen: allein so viel soll nur aus dem Gesagten hervorgehen, dass, um die Werke der Naturphilosophie richtig zu beurtheilen, man ihr Wesen kennen müsse. Und diess ist, mit der Erlaubniss des Verfassers sey es gesagt, bey ihm keinesweges der Fall, wie er auf allen Seiten seiner polemischen Blätter beweiset. Wir machen ihm diess auch, überhaupt genommen, gar nicht zum Vorwurfe, denn: non omnia possumus omnes. Herr Hecker hat sich schon längst als einen guten Kenner der bisherigen Medicin und als einen wackern Arbeiter im Gebiete der Empirie gezeigt, allein sich dadurch doch nicht das Recht erworben, in einem ihm ganz fremden Felde das Richteramt zu verwalten. Dass er aber wirklich in dem Gebiete der Naturphilosophie ganz fremd ist, beweiset er erstlich dadurch, dass er einzelne Sätze einzelner Denker aus dieser Schule zur Widerlegung heraushebt, ohne zu untersuchen, ob sie echte Resultate der neuen Methode, oder nur üppige An- und Auswüchse sind, welche von unbefangenen Bekennern naturphilosophischer Ansichten vielleicht selbst das Verdammungsurtheil erhalten würden; zweytens dadurch, dass er die Speculation vom Standpunkte der Empirie aus bekämpfen will, da doch diese nur über das entscheiden kann, was innerhalb ihrer Grenzen liegt; drittens dadurch dass er durch seine Auslegung mancher naturphilosophischer Sätze offenbar an den Tag legt, dass er keine Ahnung, geschweige denn einen klaren Begriff von dem Sinne jener Sätze habe; viertens endlich dadurch, dass er Schriften und Ansichten, die durchaus von nichts weniger als naturphilosophischen Standpunkten ausgehen, dennoch unter dieser Kategorie begreift und beurtheilt. Wir haben diess alles factisch zu belegen, müssen uns aber, der vorgesteckten Schranken halber, mit wenigen ausgehobenen Datis begnügen. Als Beleg für unsern ersten Vorwurf diene: dass Herr Hecker die Aussprüche über das Leben von K. E. Schelling, Troxler, einem gewissen D. Walther, Göden, (welche beyde letztere der Verfasser doch selbst für geistlose Abschreiber des Stifters der Naturphilosophie erklärt) für Erzeugnisse der Naturphilosophie hinnimmt, da sie doch nur Geburten der Individualität jener Schriftsteller sind, durch keine wahre Construction begründet, welche das eigenthümliche Gepräge echter Naturphilosophie ist. Als Beleg für den zweyten Vorwurf führen wir an, dass Herr Hecker von dem Begriffe der *Erregung* aus, welches ein aus unmittelbarer Wahrnehmung geschöpfter, folglich rein empirischer Begriff ist, die speculativen Begriffe der Dimensionen und ihrer Verhältnisse nicht blos beurtheilen, sondern auch verurtheilen will, wiewohl der Begriff der Erregung selbst ein durchaus unbestimmter und nichts sagender Begriff ist, eben weil er von der Oberfläche der Erscheinungen abgeschöpft worden, da hingegen die Dimensionen aus nothwendigen, aus der Vernunft erkennbaren Gesetzen abgeleitet sind, und bestimmt in der Natur nachgewiesen werden können. Was den dritten Punkt des Tadels betrifft, so führen wir nur als Beyspiel und Beleg an, wie sehr Herr Hecker den Gründer der Naturphilosophie missversteht, oder vielmehr gar nicht versteht, wenn dieser behauptet, die Quantität der Kraft im Organismus sey nur ein Accidenz der Qualität, nicht aber (nach Brown) eine reine, für sich bestehende Summe von Kraft. Durch diese Bestimmung bringt Schelling Einheit in die Ansicht organischer Kräfte; und gerade hierin erkennt Herr Hecker, man weiss nicht wie? eine Trennung und dringt auf Identificirung beyder. Man kann sich diess nicht anders als dadurch erklären, dass Herr

Hecker hier selbst nicht weiss, was er will, und sich von einer roh-empirischen Ansicht aus (denn nur diese kann Quantität und Qualität verwecheeln, d. h. identisch setzen) der höhern Klarheit der Wissenschaft, die nothwendig auch die Praxis besser leiten muss, entgegen stemmt. Endlich, als Beleg unserer vierten Behauptung führen wir an, dass Herr Hecker die Standpuncte der beyden Schellings und P. F. Walthers, nebst dem von Treviranus, von Oken, von Troxler, von J. J. Wagner, und was noch weit mehr sagen will, von Brandis und Ackermann, für einen und denselben, d. h. den naturphilosophischen, nimmt. Auf solche Art ist freylich leichtfertig zu werden. Ueberhaupt aber ist nicht einzusehen, warum sich Hr. Hecker die Aufgabe gemacht hat, zu untersuchen, was denn die Naturphilosophie bisher für die Medicin geleistet habe. Wenn die Naturphilosophie, als besonderes und höheres Organ des Erkennens, noch nicht ausgebildet ist (wie diess alle ihre besonnenen Verehrer eingestehen), und wenn sie zu ihrer Ausbildung einer nicht zu bestimmenden Zeit bedarf, wie ja alles in der Welt nur in der Zeit reift: so ist es voreilig und undankbar zugleich, über die ersten Versuche der Anwendung eines solchen Organons so abzusprechen, wie es Herr Hecker namentlich im dritten und fünften Heft seines angefangenen Journals thut. Alle Kunst bildet sich nur allmählich aus, warum nicht auch alle Wissenschaft? Und wenn zu einem Gebäude die Steine und Balken, hier und da zerstreut, behauen werden, wer wird sich darüber beschweren, dass er noch kein fertiges Gebäude erblickt? Doch genug, wir eilen zur Anzeige des Inhalts der vorliegenden Hefte.

1. Heft. A. Ausführliche Abhandlungen. I. *Betrachtungen über die gegenwärtige Lage der Medicin. Plan dieser Annalen.* Die Cultur jedes Erkennens durchläuft 4 Perioden: 1) die der Unwissenheit, (kann wohl hier Wissenschaft *cultivirt* werden?) 2) der Empirie; 3) des Dogmatismus; 4) der Mystik, (ist von jener Periode nur dem Grade nach verschieden, fehlverstandner, zu hoch gesteigerter Mysticismus!) Kurze geschichtl. Uebersicht dieser Perioden in der Medicin, — sie wiederholten sich in ihr öfter in unsern Zeiten, vielleicht als Folge der polit. Veränderungen, so dass auf das empirische System der Brownianismus und bald darauf die Mystik folgten. Jede Epoche hatte höhere und höchste Ansichten; mit Verachtung sahe deswegen eine Parthey auf die andre; es ist nun die Frage, welche die höchsten Ansichten sind? Für die Medicin können sie nur in dem Kreise des wirklichen Erkenntnissvermögens liegen, alles andre sind Formeln. Was aber die Erreichung dieses Ziels verhindert, sind 1) die Unwissenheit der jüngern Aerzte im empir. Fache; 2) das beschauliche selbstgenügsame Nichtsthun der Mystiker; 3) der rohe Brownianismus, der immer noch wirkt; 4) schlechte Beobachtungen, unvollkommne Erfahrungen, triviale Krankengeschichten; 5) das Haschen nach specificis; 6) die mangelhaften chemischen Vorstellungsarten; 7) die schlechte Kritik; 8) Mangel an Selbsständigkeit; 9) Auftreten von Schriftstellern, die selbst nicht Aerzte sind. Hieraus geht nun das Ziel dieser Annalen hervor: 1) der Unwissenheit entgegen zu arbeiten; 2) die echte Empirie zu befördern; 3) die echte Erregungstheorie so zu leiten, dass sie noch förderlich werden muss; 4) das Verhältniss echter Naturphilosophie zur Medicin nachzuweisen; 5) eine strenge Kritik über alles ergehen zu lassen; so wird sich diese Zeitschrift mit dem ganzen Gebiet der Medicin, vorzüglich mit dem praktischen Theile beschäftigen. (Und dennoch nehmen theoretische Untersuchungen den grössten Raum dieser 3 Stucke ein?) II. *Die neuesten Heilarten des Typhus nach Currie und Hamilton vom Herausgeb.* Gegen das Nervenfieber sind die verschiedenartigsten Mittel schon vorgeschlagen, Currie schlägt das kalte Bad als äusserst wirksam hierzu vor, allein die erzählten Beobachtungen sind grösstentheils schlecht, den Beweis dafür führt der Vf. durch Aufstellung mehrerer Krankengeschichten (von denen uns doch einige nicht so unbedeutend scheinen, als der Vf. will!). Die Folgerungen, die der Verf. daraus zieht, sind mit einigen Modificationen und Zusätzen dieselben, die der Uebersetzer von Currie's Schrift schon aufgestellt hat, und die an mehreren Orten zu lesen sind. — Hamilton heilte die Nerven- und Faulfieber blos durch grosse Dosen von Abführmitteln, man muss dabey die natura conservatrix bewundern. B. Kleinere Aufsätze. 1) Stütz's Vorschlag, bey Scheintodten Luft in die Lungen zu blasen, und in die geöffnete Schlüsselblutader Milch zu spritzen, um so den Lebensprocess nachzuahmen, gründet sich auf die gröbsten chemischen Ansichten. 2) Autenrieth's Brechweinsteinsalbe im Keuchhusten ist keine neue Erfindung, schneller hilft die Einreibung der Cantharidentinktur. 3) D. Lucas in Halle empfiehlt in einer eignen Schrift das Braunkohlenöl in Hysterie, Hypochondrie, Magenkrampf etc. Seine Beobachtungen dafür sind höchst unvollkommen und fehlerhaft. — Alle diese Aufsätze sind ebenfalls vom Herausgeber und enthalten Nichts — Neues. III. u. IV. Recensionen von Büchern und Journalen.

2. Heft. A. I. *Was hat die Heilkunde bis hierher durch ihre Bearbeitungen im Geiste der Naturphilosophie gewonnen? Was möchte sie künftig damit gewinnen?* v. Herausg. (Anfang eines Aufsatzes, der wahrscheinlich die Leser in noch vielen Heften der Annal. beschäftigen wird, und von denen überschlagen werden muss, die durch die Lectüre der vielen ähnlichen über ebendenselben Gegenstand ermüdet sind!) Die Naturphilosophie ist die

herrschende im Reiche der Wissenschaften, auch in der Medicin, was sie hier wolle und könne, ist der Zweck dieser Abhandlung, nachzuweisen. Er wird erreicht: 1) durch genaue Bestimmung des Standpunctes der Medicin nach Grundsätzen der Naturphilosophie, 2) durch kritische Uebersicht der gesammten (!!) naturphilosophisch-medicinischen Literatur; 3) wird dabey nur die Rede seyn nicht von blosser Naturphilosophie, sondern nur von naturphilosophischer Medicin; 4) darf sich nie Hass gegen die echte Naturphilosophie zeigen; echte Naturphilosophie in der Medicin ist aber das Bestreben, ein höchstes Princip zu finden, auf das alle Erscheinungen des Lebens zurückgeführt werden müssen; hierzu gehört aber eine Fülle classischer Gelehrsamkeit, um die mannigfaltigen Formen des Weltalls auf diese höchsten Ideen zurückzuführen; unechte Naturphilosophie ist es aber, die Natur selbst aus der höchsten Idee ohne gehörige Kenntnisse construiren zu wollen, darüber mit mystischer Poesie zu schreiben u. s. w. Die Ausmittelung des Standpuncts der Medicin sucht nun der Verf. auf dem Wege eines Commentars vor: Schellings Vorläufige Bezeichnung u. s. w. aus den Jahrbüchern der Medicin als Wissenschaft v. Markus und Schelling, 1. Bd. 1. Heft, S. 165. zu erreichen; zu diesem Behufe ist diese ganze Abhandlung, die aus 47 §§. besteht, hier noch einmal abgedruckt. Schelling sagt hier §. 3., dass noch kein älterer Arzt Erkenntniss weder von dem göttlichen, noch von dem natürlichen Verhältniss des Organismus gehabt habe; dem erwiedert der Commentator, dass die Aerzte nur von jeher die vorübergehende Seite des Organismus betrachtet hätten, in der Ueberzeugung, ihrer Kunst dadurch Gnüge leisten zu können; jetzt aber verlangt man von ihnen eine vollkommne Kenntniss des ewigen Grunds des Organismus u. s. w. Daher gehen alle Untersuchungen von dem Begriffe des Lebens aus; wie weit aber diese Untersuchungen gediehen sind, zeigt nun der Verf. in der Kritik dieses Gegenstandes nach 14 naturphilos. Schriften von C. E. und K. E. Schelling, Troxler, Oken, den beyden Walther, Treviranus, Wagner, Göden, Brandis, Bartels, Ackermann. Das Resultat dieser Kritik, das sich erst in der Forts. dieser Abh. im 3ten Hefte findet, ist folgendes: 1) Von einer wirklichen Erkenntniss des Absoluten findet sich bis jetzt noch nicht die geringste Spur; 2) bey jedem Versuche dazu gerathen die Naturphilosophen in Streit, zum Beweis, dass es noch nichts Festes darüber gab; 3) ein Theil dieser Vorstellungsarten spricht sich in dunkeln Worten und mystischen Vorstellungen darüber aus; 4) alle Anstrengungen haben nur zu der Wahrheit geführt, dass es einen höchsten Grund der Sinnenwelt gebe; 5) ist also Schellings Forderung gegründet, so werden die Aerzte wohl auf immer auf eine Wissenschaft Verzicht leisten müssen. Schellings Abhandl. ist ohne Commentar bis zum 16ten §. abgedruckt, das Weitere erfolgt im 4ten Heft. II. *Ueber die sicherste Zubereitung des Arseniks zum innern Gebrauche*, v. O. M. R. *Klaproth*. Der Arsenik ist oxydirter Gestalt ist innerlich ein zu gefährliches Mittel, besser ist seine Anwendung in metallischer Form noch durch Schwefel gemildert, davon existirt 1) das blättrige (gelbe) Rauschgelb, Operment. 69 Theile Arsenik, 31 Schwefel. 2) Dichtes (rothes) Rauschgelb, risigallum, realgar, aus 61½ Arsenik, 38½ Schwefel. Der Verf. belegt seine Behauptung durch mehrere Erfahrungen älterer Aerzte. Noch kommt als Zusatz vom Herausgeber hinzu über den Gebrauch des Arseniks bey Wechselfiebern nach Brera in Horns Archiv. B. 1) Wendt empfiehlt in seinen Annalen d. clin. Instit. zu Erlangen die längst vergessne Magenbürste. 2) Eine Bemerkung aus Stütz's Schriften, 1. Bd. S. 371. 3) Kritik einer Behauptung von Hegewisch in dem n. Nördl. Archiv, 1. Bd. S. 141. 4) Die Schwefelleber ist in Frankreich als specific. gegen die anchin. trach. zu 6—10 Gr. früh und Abends als Bolus und in einem Syrup gegeben worden. 5) D. Chaston empfiehlt ein Decoct der frischen Blätter von Laurocerasus (℥iv auf ▽. ℔ ij.) mit mel. despum. als Umschlag gegen den Lippenkrebs und böse Geschwüre. C. und D. Recensionen von Büchern und Journalen.

3. Heft. A. II. *Ueber Currie's Methode*, als Antwort auf die im 1. Hefte enthaltene Abhandlung von Hegewisch. Der Verf. widerlegt einige Einwürfe des Herausgebers. — Ueberhaupt hat dieser Aufsatz, so wie der im 2. Hefte über denselben Gegenstand unser Wissen über diese neue allerdings höchst beachtenswerthe Entdeckung nicht um einen Schritt weiter gebracht; reine Erfahrungen bleiben immer noch das Wünschenswertheste. B. I. Der Herausg. widerlegt Wigands Heilart des Croups, s. Hufeland's Journal Bd. II. 1810. St. 2. 2) Daubenton empfiehlt bey Unverdaulichkeit die Ipecacuanha in kleinen Dosen. 3) Mittel wider den Kropf aus der russischen Feldpharmacopoe. 4) Bey der tinea capit. hat Barbou folg. Waschwasser erfunden, mit dem man den Kropf oft wäscht, und wonach die Haarwurzeln ausfallen: ℞. Natron. sulphuric. ʒiij Sapon. comm. ʒiß. Solut. in ▽. comm. ℥viiß. Spir. vin. rectif. ʒij. D. — C. und D. Recensionen.

4. Heft. A. 1. Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Abhandlung: Was hat die Heilkunde u. s. w. Der Verfasser fährt in seinem Commentare zu Schellings Abhandlung fort: er wirft Schellingen nach §. 4.—16. Unbekanntschaft in der Geschichte der Medicin vor, er kämpft deswegen anfangs mit Pfeilen des Witzes gegen ihn; da sie *ihm* aber selbst zu stumpf scheinen, bringt

er Belege, und so zeigt er denn, dass einzelne Ideen von dem göttlichen und natürlichen Verhältnisse des Organismus viele Köpfe fast aller Schulen der Medicin beschäftigten; (eben so kann Rec. beweisen, dass keine Schrift etwas Eignes enthält, — weil fast alle ihre Wörter schon gedruckt sind!) Im §. 8. verwirft er das Bestreben, die Natur an sich zu erkennen, er will nur die Dinge aus ihren Phänomenen erklärt wissen; (Glücklich der Zufriedene!) §. 11. — 16. setzen der Brownischen Einseitigkeit ein erwünschtes Ende. Den §§. 17. — 28. wirft der Verf. Einseitigkeit vor, weil sie das Qualitative des Organismus eben so sehr hervorheben, als sie das Quantitative vernachlässigen, er dringt auf strenge Vereinigung beyder Verhältnisse, und wirft der Naturphilosophie mangelhafte Kenntnisse in der Zoochemie und Dynamik vor. Er preisst die Zeit von Fr. Hoffmann bis vor Brown glücklich, wo fast aller höherer Forschungstrieb darnieder lag, wo man aber alle heilbaren Krankheiten heilte! In der Anm. zu §. 30. erklärt er sich gegen alles das, was aus dem *Dimensionswesen* gefolgert wird. Nach ihm ist es falsch, dass einzelne Mittel einzelne Systeme fordern, alle wirken auf den ganzen Organismus; der Verf. gibt das Daseyn der 3 Systeme zu, denn diese haben schon ältere Aerzte gekannt; (diese aber, indem sie der Verf. mit Lob erwähnt, mussten nothwendig Praktiker seyn, durch ihre Praxis und auf empirischem Wege also konnten sie nur zur Kenntniss dieser Systeme gelangen, sie schlossen also aus der Wirkung der Arzneyen auf ihr Daseyn: — — man sieht, wie inconsequent der Verf. ist!) Im §. 32. und 33. sagt Schelling, dass fremde Körper ohne Vermittelung der Erregbarkeit auf den Organismus einwirken, und dass also von keiner Erregungstheorie mehr die Rede seyn könnte. Dagegen äussert sich nun der Verf., dass alles, was auf den Organismus, ein geschlossnes Ganzes, einwirke, nur auf ihn erregend wirken könne. Schelling habe anfangs denselben Weg eingeschlagen, späterhin habe er alles destruirt, um construiren zu können. — Alle Krankheiten des Organismus kann man nur aus den Symptomen der Erregung des Körpers erkennen, noch kein Naturphilosoph erkannte eine Krankheit an sich. Alles diess spricht für die Beybehaltung des Begriffs von der Erregbarkeit. §. 34. nennt Schelling die Krankheit eine Veränderung der Dimensionen des Organismus u. s. w., eine durchaus qualitative Affection. — Dagegen erwiedert der Verf., dass es eine blosse qualitative Affection gar nicht geben könne, sie müsse mit quantitativer vereinigt seyn, denn aus welcher qualitativer Affection könne Synoche, Typhus bestehen? (kann es uns vielleicht der Verf. aus seinem Systeme mit grösserer Gewissheit erklären?) Uebrigens enthält auch die gegebene Definition nichts Neues. Junker, Hoffmann haben sie schon aufgestellt. §. 33. verwirft die Eintheilung der Krankheiten in sthenische und asthenische als unstatthaft, Krankheiten, die hiernach geheilt sind, beweisen nur, dass uns ein dritter richtiger Weg fehlt. Hr. Hecker sagt, dass diese Eintheilung unverwerfbar wäre, denn alle Aerzte haben sie schon gekannt. Er erklärt Sthenie als eine Krankheit eines Organismus, der sich in einem hohen Grade von vollkommner Ausbildung befinde, dessen Gegensatz bey Asthenie Statt hat. Das Beyspiel von der Pneumonie ist hier unglücklich gewählt, Charakter und Form ist nicht gehörig unterschieden, (diess durfte aber nicht geschehen, um consequent zu seyn!) auch die Erfahrung widerspricht dieser Behauptung. II. *Prüfung der einfachen Methode Kerns, die Wunden zu heilen.* Wunden, Geschwüre, venerische Uebel, Brand heilt Hr. Kern durch Auflegung von Charpie in warmes Wasser getaucht, seine Indication dabey ist: Nothwendigkeit der Losstossung der verdorbenen Materie, und Ersatz derselben von den nahen Gebilden, diess kann durch warmes Wasser bewirkt werden. Er hat Recht, in sofern die Stelle dadurch rein gehalten, und die Reproduction nicht gehindert wird. Er übertreibt aber, indem er sich von bessern Mitteln abhalten lässt; er übersieht die nachtheiligen Folgen, unterlässt mechanische Verfahrungsarten. Von den venerischen Uebeln hat er sonderbare Meynungen, er fürchtet den Merkur, will 8jährige Syphilis durch warmes Wasser geheilt haben! Seine Krankengeschichten sind schlecht. B. 1. 1808 schlug Besnard ein neues Mittel gegen Syphilis vor, es ist auffallend, dass er als ein gelehrter vornehmer Arzt es als ein Arcanum bewahrt, dass er Gutachten darüber bekannt macht, und dass man nichts seitdem davon gehört hat. Seine Beschreibung von der Wirkung des Merkurs ist übertrieben, ein erfahrner Arzt hat ihn nicht zu fürchten. 2. Beurtheilung von Bickers Vorschlag, die tinea zu heilen aus Hufelands Journal; einige Einwendungen dagegen.

5. Heft. A. 1. Fortsetzung der Widerlegung. §. 36. verwirft die Eintheilung in stärkende und schwächende Mittel als unstatthaft, alle Mittel wirken auf ihre Systeme, alle können falsch angewendet, schwächend wirken; ein Beyspiel gibt Naphta in der Ruhr. Der Verf. stimmt der Meynung von der Nichtigkeit der stärkenden und schwächenden Mittel bey, natürlich erklärt er sich gegen den Satz, dass Gleiches Gleiches hervorrufe, und gegen das Fordern einzelner Systeme. Obgleich er die verschiedene, bald schwächende, bald stärkende Wirkung vieler Mittel zugibt, so tadelt er doch heftig das gegebene Beyspiel von der Naphta in der Ruhr. §. 37. fragt, wie die Erregungstheorie ihre excitirenden Mittel habe kennen gelernt, doch nicht aus dem Complex der Symptome? Der Verf. meynt,

dieselbe Frage der Naturphilosophie zurückgeben zu können, um zu erfahren, wie die Systeme gefordert werden. §. 38. — 48. werden von dem Vf. nach schon geäusserten Principien widerlegt; in ihnen legt Schelling seine Ansichten von der Wirkung der Arzneyen vor. §. 42. setzt diese Ansichten noch mehr aus einander. er spricht von dem Verhaltniss der fordernden Potenzen zu der Dimension der Reproduction. Der Verf. nennt diess willkührliche Behauptungen, die er aus der Erfahrung widerlegt. So wie auch der Inhalt der §. 43. — 46., wo von den Verhältnissen der Irritabilität und Sensibilität und ihren sie fordernden Potenzen gehandelt wird. §. 46. Schluss. — Der Verf. fügt nun folgende Resultate noch hinzu, die er aus dem Ganzen gezogen hat: 1) Schelling hat Browns Lehre mit der Medicin verwechselt, und deckt daher nur einseitig Browns Mängel auf; 2) es ist gut, dass er die qualitative Seite des Organismus hervorhebt, nicht gut aber, dass er die quantitative so sehr davon trennt. 3) Die erregbare Seite des Organismus ist die richtigste für den Arzt, was also Schelling gegen Erregungstheorie sagt, ist unstatthaft; unsere Kenntnisse von der Natur und Behandlung der Krankheiten sind nicht erweitert, dazu hat Schelling die Kräfte nicht. — So schliesst denn der Herausgeber den ersten Theil einer Abhandlung, der durch 5 Hefte eines *Journals* 275 Seiten einnimmt, und vertröstet uns nun auf die Uebersicht der gesammten naturphilosophisch - medicinischen Literatur. 2. *Ackermanns neue Theorie der Natur u. Heilung der Fieber.* Es ist eine chemisch - naturphilosophische Fieberlehre, die in den theoretischen Ansichten denen von Markus bedeutend widerspricht, deren beyder praktische Lehren aber mit den besten Aerzten der ältern Zeiten übereinkommen. Genaue Darstellung des Ideengangs in Ackermanns epitome. Des Verf. Meynung über dasselbe ist diese; das Ganze ist ein künstliches Gebäude, das keinen Grund hat, es beruht auf naturphilosophischen Constructionen, und wie unsicher diese sind, sieht man aus den Widersprüchen zweyer Bearbeiter eines Thema's aus einer Schule. B. 1. Nach Burdach soll der Schlagfluss auf geschwächter Expansion des Gehirns beruhen, das selbst zusammenfällt (collapsus), oder comprimirt wird (Compression). Es sind dies aber grobe mechanische Ansichten, die sich um den leeren Begriff von Expansion und Contraction drehen. 2) Gegen Weinholds neue Methode, die Hautgeschwüre zu heilen, erinnert der Vf., dass hierbey nur auf die äussere Anwendung von Metalloxyden gesehen werde, dass aber die eigentlichen Bedingungen zur Vernarbung in der Beseitigung aller cachectischen Verhältnisse lägen. 3) Empfehlung der Schneerose (rhododend. chrysanth.) in der Gichtkrankheit, man gibt das Pulver der Stengel und Blätter zu 5—25 Gr. täglich mit diaphoretischem Verhalten, nach Metternich. 4) Zur allgemeinern Verbreitung mineralischer Räucherungen dienen flaccons portatifs de desinfection de Guyton Morveau, sie enthalten Braunstein und Königswasser. nach Renard. 5) Ueber Schregers Streckapparat. C. *Recensionen.*

PESTALOZZIS LEHRART.

(*Beschluss.*)

Exposé de la méthode élémentaire de Pestalozzi, suivi d'une notice sur les travaux de cet homme célèbre, son institut et ses collaborateurs, par *D. V. Chavannes,* à Paris, An XIII. 1805. 8.

Obgleich diese Schrift für uns Deutsche wenig Interesse haben kann, da man aus derselben nichts Neues erfährt, auch keine eigenthümliche Ansichten, sondern meistens nur Uebersetzungen darin findet, so verdient sie doch der Erwähnung, weil sie recht gut dazu dienen kann, den französischen Leser mit diesem Gegenstand besser und genauer bekannt zu machen. Einen allgemeinen Ueberblick gibt auch schon

Précis succinct de la méthode d'instruire de Mr. Pestalozzi, par *C. L. Ström,* Professeur d'une école normale près de Copenhague. à Copenhague, 1805. 30 S. 8.

Der Verf. war von der dänischen Regierung nach Burgdorf geschickt, um sich mit dieser Methode bekannt zu machen, und die vorliegende Pièce scheint ein kurzer Bericht über dieselbe zu seyn, der zwar nicht tief eindringt, aber doch denjenigen Lesern, worauf er berechnet seyn mag, die erste, allgemeine Vorstellung davon hat verschaffen können. Dem Herrn St. wurde noch ein Schullehrer *A. Törlitz* mitgegeben, der die Methode bey P. erlernen sollte, und dessen *Reise in der Schweiz und einem Theile Italiens im Jahr* 1803 *veranlasst durch Pestalozzi und dessen Lehranstalt.* Kopenhagen, 1807 — wir hier blos erwähnen, weil man in einigen Journalen durch Auszüge daraus einen Schatten auf P's. Methode hat werfen wollen. Einen solchen Auszug gibt das N. Hannöv. Magazin im Jahrgang 1809 mit dem Beysatze: „der uns aus der Schweiz von einem bekannten grossen Kenner dieser Gegenstände und seines Vaterlandes zugekommen ist" — diese Quelle wird aber schon dadurch verdächtig, dass einleitend an die 1803 mitgetheilte Beurtheilung — „eines braven Schweizers, des Pfarrers Steinmüller" — erinnert wird, dessen Schrift wir schon ehemals nach Verdienst gewürdigt haben,

und von dem wir hoffen wollen, dass er sein Vaterland besser kennen und unparteyischer ansehen möge. als diesen Gegenstand. Uebrigens wäre es der Wahrhaftigkeit angemessen, von einem schlechten Machwerk nur auf den Verf. desselben zu schliessen, und dabey nicht schielende und verkleinernde Blicke auf einen Gegenstand zu werfen, den dieser Mann erlernen sollte, dessen wahrer Sinn aber wohl, wie er eben durch diese Schrift verräth, seinen schwachen Augen verborgen bleiben musste. Ein *wahrer Kenner* würde also den unberufenen Scribenten gezüchtiget, und seine Meynung über den Gegenstand selbst, wenn er sie sagen wollte, durch Gründe und nicht durch Verspottung des schlechten Referenten unterstützt haben. Zum Glücke aber ist die Sache schon in sich selbst so fest begründet, dass dergleichen Künste ihr nichts mehr anhaben können, und das Publicum schon zu gut davon unterrichtet, als dass es man dadurch in seinem Urtheil noch irre leiten könnte. Gründe und Beweise sind es, was das Publicum fordert, und wenn der *grosse Kenner* diese hat, so mag er sie darbringen, und der öffentlichen Prüfung unterwerfen.

Bekanntlich ward P's. Institut, ehe es in Iferten seinen festen Sitz bekam, im Sommer 1804 von Burgdorf nach München-Buchsee verlegt, und dort mit Herrn Fellenbergs bekanntem Unternehmen auf seinem nahe gelegnem Gute Hofwyl in Verbindung gesetzt. Herr Fellenberg übernahm damals die Direction der ganzen Anstalt. Diess veranlasste den

Prospekt des Pestalozzischen Instituts zu München-Buchsee, in Verbindung mit den Erziehungs-Anlagen zu Hofwyl. 1805. 50 S. 8.

Hier sollten nur die Resultate, worauf die Anstalt hinarbeiten wollte, so wie die Bildungs- und Unterrichtsmittel nach möglichst einfachen und bestimmten Benennungen angegeben werden, die Grundsätze und Formen des Unterrichts aber einer andern Schrift vorbehalten bleiben. Wenn man gleich die Vereinigung beyder Anstalten wieder aufgehoben ist, und die ganze Schrift mehr den allgemeinen Plan eines Instituts, als gerade eine besondere Schilderung der Pestalozzischen Methode enthält, so sind doch die einzelnen Theile dieser Lehrart so in diesen Plan verschlungen dargestellt, dass diese kleine Schrift noch immer dazu behülflich seyn kann, diesen Gegenstand auch von dieser Seite anzusehen und danach zu würdigen.

Wenn wir nun noch auf die mit theilnehmender Wärme geschriebenen *Bemerkungen über Pestalozzi's Wirkungskreis und seine Methode* nach einer Schweizerreise im Herbste 1807 von *Karl Ritter*, in Zerrenners N. D. Schulfreund, Band 15. 1808. — verweisen, die zwar eben keine wichtige neue Nachrichten oder Ansichten enthalten, aber immerhin als ein gültiges Zeugniss Werth haben; so wäre diess wohl das Hauptsächlichste, was in dieser Periode zur *Darstellung* der Methode geschrieben ist. Wir werden hierauf die Anzeige derjenigen Schriften folgen lassen, welche entweder die *Beurtheilung* oder die *Anwendung und Verbesserung* derselben zum Zwecke haben.

Kurze Anzeige.

Gedächtnissreden. *Rede zur Gedächtnissfeyer der seit der ersten Versammlung der königl. Westphäl. Reichsstände verstorbenen Mitglieder* von D. *Aug. Herm. Niemeyer*, Canzler, Rector u. Prof. der Theol. auf d. Friedrichsuniv. Halle, Mitglied der Reichsstände, Ritter des Ordens der Westphäl. Krone. Gehalten im neuen Ständesaal zu Cassel, am 2. Febr. 1810. Halle und Berlin in der Buchh. des hall. Waisenhauses, 1810. 50 S. gr. 8. (4 gr.)

So wie der Vicepräs. *Henke* am Schlusse des vorigen Reichstages das Andenken des krank aus der Versammlung nach Hause zurückgereiseten und am 8. Aug. 1808 zu Helmstädt verstorbenen geh. Justizraths u. ersten Prof der Rechtswiss. *Carl Friedr. Häberlin's* in einer hier S. 25—29 abgedruckten kurzen Rede feyerte, so hielt der Hr. Canzler N. in der ersten Sitzung der Ständeversammlung, ehe der Kön. Minister erschien, um den Zustand des Reichs vorzulegen, diese an starken und rührenden Schilderungen so reiche und so trefflich ausgebildete Gedächtnissrede, in welcher nicht nur an die Verdienste des Joh. von Müller (der den ersten Versammlungsort schloss, den neuen aber nicht betrat, aufgenommen von einer andern Welt, aus welcher die Ideale stammten, die er auf Erden vergebens suchte), und der gewesenen oder gewählten Deputirten, des Minist. von Baumbach, Roloff, Suren, Henke (dem das Schicksal den Abend seines Lebens nicht heiter machte) erinnert wird (in einer Anm. S. 30 wird ihnen noch der Landrath von Meysebuch aus Ried bey Cassel beygesellt), sondern auch der vorzüglichsten Pflichten der Reichsstände, der Bürger, der Lehrer der Jugend und des Volks mit Weisheit und Kraft gedacht ist. „*Ein* König, heisst es unter andern, *eine* Nation, *ein* Gesetz — in diesen Ideen verschwinde, was uns verführen könnte, das Besondere von dem Allgemeinen zu trennen. Nicht alles, was vortrefflich war, in dem vormals Getrennten, ist verschwunden. Es findet sich, nur in den Formen geändert, in dem Geiste jeder Gesetzgebung wieder. Was tadelhaft war, verdiente unterzugehen, und nur die weichliche Verwöhnung möchte es retten." Von jedem gebildeten Manne verdient diese Rede, auch als Muster männlicher Beredsamkeit, gelesen zu werden.

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

88. Stück, den 23. July 1810.

FRANZÖSISCHES RECHT.

Ausführliches Handbuch über den Code Napoleon, zum Gebrauche wissenschaftlich gebildeter deutscher Geschäftsmänner entworfen vom Oberappellationsgerichtsrath *D. Grolmann*, 1ster Band, Giessen und Darmstadt, bey Heyer 1810. LII Seiten Vorrede u. Einleitung, 602 Seiten Text. 8.

Der Verfasser will, besage der Vorrede, die Forderungen befriedigen, welche das Publicum in Beziehung auf die Napoleonische Civil-Gesetzgebung an die Theoretiker macht. Er will demnach in dem Werke, welches er begonnen hat, die Gründe und Zwecke der neuen Gesetzgebung vollständig und erschöpfend entwickeln, daraus den Geist dieser Gesetzgebung und ihrer einzelnen Theile erfassen und sich nach dieser Vorbereitung über die Bedingungen und den Umfang der Anwendbarkeit der einzelnen Gesetze verbreiten, will aber auch diess Alles auf eine Art thun, welche der Stufe der Bildung entspricht, auf welcher Deutschlands Juristen stehen. Seine Schrift soll für die Deutschen das seyn, was *Locré* und *Maleville*, vereinigt, für die Franzosen sind. Sie soll aber ein *verarbeiteter* Locré und Maleville seyn. Er hofft diese Arbeit in sechs bis acht Bänden zu beendigen, von welchen drey auf das erste Buch des C. N. kommen sollen.

In der *Einleitung* konnte man erwarten, dass der Verfasser mit der Geschichte der bürgerlichen Gesetzgebung Frankreichs überhaupt und des C. N. ins Besondere beginnen, den Zweck und den Plan des Code darstellen, das Verhältniss desselben zu der Verfassung und den andern Theilen der Gesetzgebung erörtern und die Hülfsmittel zur gründlichen Erläuterung des Gesetzbuchs anzeigen werde. Diese Erwartung wird von dem Verfasser für gegründet anerkannt, aber er verweiset, um dem Publicum nicht etwas zu geben, was es schon von Andern erhalten habe, auf *Seidenstickers* Einleitung. Weil aber der C. N. die Kenntniss der Französischen Civilgerichtsverfassung voraussetzt und Seidensticker diesen Punkt in seinen Plan nicht aufgenommen hat, so werden vom Verfasser die Verschiedenheiten der Civilgerichtsverfassung Frankreichs von der Deutschlands nachgewiesen. Er findet sie 1) in der gänzlichen Abtrennung der sogenannten willkührlichen Gerichtsbarkeit von der streitigen, 2) in der Art der Eintheilung und Einrichtung der Behörden für die streitige Gerichtsbarkeit, 3) in der Trennung des Justizzwanges von der eigentlichen Gerichtsbarkeit, und 4) im gerichtlichen Verfahren selbst. Unter No. 1. wird vom Französischen Notariate gehandelt. Unter No. 2. gibt der Verfasser das regelmässige Instanzen-Verhältniss in Frankreich an; schildert das Amt der procureurs imperiaux und der greffiers und hebt vorzüglich den Satz heraus, dass, nach der Französischen Justizverfassung, alle Justizertheilung in Rechtsstreitigkeiten der Bürger in der Regel *collegialisch* seyn müsse und eben darum nur *zwey* Instanzen nöthig wären. Der Wirkungskreis der huissiers wird unter No. 3. aus einander gesetzt und unter No. 4. erhält der Leser eine kurze Skizze des Französischen Processes. Die Vergleichung der beyden obgedachten Verfassungen fällt stets zum Vortheile der Französischen aus. Besonders eingenommen ist der Verf. für die öffentliche Plaidoirie. Er erblickt in ihr ein Reizmittel für das Talent und ein Erziehungsmittel, auf Richter und Advocaten gleich anwendbar. Leider! ist es nur zu wahr, wenn er S. L. sagt: „Unsere Advocatur ist tief gesunken. Geschmacklosigkeit, Seichtigkeit, Leerheit, sind die gewöhnlichen Charaktere ihrer Productionen und nur selten stösst der ermüdete Richter auf die erfreuliche Erscheinung eines Erzeugnisses höherer Bildung." Aber weniger Beyfall dürften zwey andere Behauptungen des Verfassers finden. Er gesteht S. XXXII. ff. den Friedensrichtern nur Aus-

nahmsweise, nicht als Regel, Gerichtsbarkeit zu und ist S. XLVI. der Meynung, die Französischen Gerichte entschieden sofort auf die plaidoirie den vorliegenden Punkt entweder sogleich definitiv oder ein Beweisverfahren einleitend, *nur in höchstseltenen, sehr verwickelten Sachen sey es ihnen erlaubt, eine weitere, schriftliche Instruction zu gestatten.* Allein die Gerichtsbarkeit der Friedensrichter ist in den Fällen, wo sie eintritt, eben so gut in der Regel, als die Gerichtsbarkeit der andern Tribunale. Ihr Daseyn beschränkt den obigen Satz, dass in Frankreich *alle* Justizertheilung collegialisch seyn müsse, und man darf nicht von *Regel* und *Ausnahme*, sprechen, wenn *zwey Regeln* existiren. Hiernächst müssten in Frankreich die Processe sehr gutartig seyn, wenn sie *gewöhnlich* auf Plaidoirie entschieden werden sollten. Der Art. 93. C. d. P. lautet dahin: *Le tribunal pourra ordonner que les pièces seront mises sur le bureau pour en être délibéré au rapport d'un juge.* So oft das Tribunal von dieser Erlaubniss Gebrauch macht, — und dies kann nicht anders als *oft* seyn — wird nicht mehr auf blosse Plaidoirie geurtheilt. Im Art. 95. heisst es: *Si une affaire ne paraît pas susceptible d'être jugée sur plaidoirie ou délibéré, le tribunal ordonnera qu'elle sera instruite par écrit.* Wer kann hieraus folgern, dass die schriftliche Instruction nur in *höchstseltenen* Fällen *gestattet* sey?

Bey der eigentlichen Erklärung des Code, welche in dem vorliegenden ersten Bande mit der Lehre von der Abwesenheit oder mit dem a. 143. endigt, hält sich der Verfasser an die Ordnung des Gesetzbuchs selbst. Diess hindert ihn jedoch nicht, in den einzelnen Titeln die Folgereihe der Artikel anders und systematischer anzuordnen. So bemerkt er z. B. p. 416. sq. in der Lehre von der Abwesenheit, dass der Unterschied zwischen *Vermissten* und *Verschollenen* (absence présumée und absence declarée) nur auf die Regulirung des Verhältnisses in Ansehung des *schon erworbenen* Vermögens Einfluss habe. Diess wird für ihn Veranlassung, besagte Lehre folgender Gestalt abzuhandeln. Von dem Einflusse der Abwesenheit A) auf die Vermögensrechte, I) in Ansehung des schon erworbenen Vermögens, 1) von der Verschollenheitserklärung, 2) von der provisorischen Einweisung der Erben in das Vermögen, 3) von der definitiven Einweisung, 4) von den Wirkungen des blossen Vermisstseyns, II) Von den Wirkungen der Abwesenheit in Beziehung auf erst zu erwerbende Rechte und B) auf das Personenrecht. Ganz übergangen und bis zur Lehre von der Ehe aufgespart werden die im dritten Capitel des zweyten Titels für die Urkunden über die Ehe aufgestellten besondern Regeln. Die einzelnen gesetzlichen Vorschriften werden keineswegs wörtlich wiedergegeben. Oft muss man sogar, wie gleich beym art. 1. p. 3. ff., ihren Inhalt aus dem Gesetzbuche selbst sich bekannt machen. Aber ein vollständiger Commentar begleitet sie und Alles, was die Geschichte eines Rechtsinstituts oder eines Rechtssatzes darbot, was aus den authentischen Quellen der Interpretation des Code Napoleon zu entnehmen war, was die neuere Französische Gesetzgebung und Praxis, Französische und Deutsche Literatur für die Ergänzung und richtige Auslegung des Gesetzbuchs gethan haben, — Alles dieses ist fast durchgehends benutzt, um den wahren Sinn und Geist jeder Verfügung darzustellen. Eigentliche Kritik des Gesetzbuchs ist zwar im Allgemeinen von dem Plane des Verfassers ausgeschlossen, doch äussert er hier und da über die Güte oder die Mängel der Dogmen sein Urtheil, macht auch die Fehler der Redaction bemerklich, wo sie sich vorfinden. Damit der Leser selbst über den Werth der Arbeit des Verfassers urtheilen könne, hebt Rec. hier einige Artikel aus. Bey dem art. 1. S. 3. ff. gibt der Verfasser zuvörderst an, von welcher Gattung der Verfügungen der höchsten Gewalt die Rede sey, wie diese eigentlich sogenannten *Gesetze* entstehen und von andern Verfügungen sich unterscheiden. Er zeigt sodann, dass der erste Satz des Artikels die *Möglichkeit*, der zweyte die *Nothwendigkeit* der Anwendung des Gesetzes bestimme, der dritte aber die Kenntniss des Gesetzes aus dem blossen Ablaufe einer gewissen Zeit vermittelst einer rechtlichen Vermuthung folgen lasse. Die Gründe, auf welchen diese letztere Disposition beruhet, die Ausnahmen, mit welchen sie zu verstehen ist, werden sorgfältig untersucht und hieran schliesst sich die Bemerkung, dass die ebengedachte Verfügung in Ländern, wo der Code Napoleon aufgenommen wird, wo aber die Gesetze nicht mit gleicher Publicität, wie in Frankreich vorbereitet werden, durch eine andere Bestimmung zu ersetzen sey. — Der Art. 2. S. 20. ff. giebt dem Verfasser Gelegenheit, das Verhältniss desselben zu bloss auslegenden Gesetzen zu prüfen und die Frage? *was sind ältere Fälle?* nach den Grundsätzen der Französischen Rechtssprechung zu beantworten. — Vorzüglich ausführlich ist S. 249. ff. der schwierige Art. 46. behandelt. Dieser Artikel nennt die Ausnahmen von der Regel, dass der bürgerliche Zustand nur durch Auszüge aus den für die öffentliche Beurkundung desselben bestimmten Büchern dargethan werden könne. Hier wird vom Verfasser bewiesen: 1) dass der Artikel bloss die *generellen* Ausnahmen enthalte und dass auch von diesen nur die zweyte von unbedingter Allgemeinheit sey, die erste hingegen bey den Adoptionen ihre Anwendbarkeit verliere, ob sie schon (gegen *Locrés* und *Lassaulys* Meynung) Ehen und Ehescheidungen unter sich begreife, 2) dass, warum und in wie weit nur die Papiere *verstorbener* Aeltern Beweiskraft haben, ingleichen, dass man den Gebrauch anderer, nicht von den

Aeltern herrührender Urkunden keineswegs für ausgeschlossen erachten könne, 3) dass die Worte des Artikels „*tant par les registres — que par témoins*“ nicht, wie *Thibaudeau* in seinem *exposé des motifs*, ferner *Locré* und *Delvincourt*, angenommen haben, bloss *copulativ* verstanden werden müssen, vielmehr auch den *disjunctiven* Sinn zulassen, dass folglich der Richter nach den Umständen *blossem* Zeugenbeweise Statt geben könne, und dass diese Erklärung des Artikels mit dem Artikel 323 sich vereinigen lasse; 4) dass der Artikel nicht auf die Fälle, wo die Eintragung der Urkunde in die existirenden Bücher unterblieben sey, erstreckt werden, wohl aber 5) dann zur Anwendung kommen könne, wenn diejenigen Blätter des öffentlichen Urkundenbuchs fehlen, auf welchen der Zeitfolge nach das in Frage befangene Ereigniss eingetragen seyn müsste; endlich 6) dass der Artikel auch die Fälle, welche im Auslande sich zugetragen haben und nicht nach Art. 48. erwiesen werden können, umfasse, diese mithin ebenfalls in der Regel, nur durch Auszüge aus den ausländischen Urkundenbüchern und, im Allgemeinen, lediglich dann durch andere Beweismittel beygebracht werden können, wenn im Auslande keine solchen Bücher gehalten worden oder die gehaltenen verlohren gegangen sind.

Bey einer Arbeit von solchem Umfange und von solcher Schwierigkeit, wie die ist, deren sich der Verfasser unterzogen hat, ist es nicht zu vermeiden, dass nicht einzelne Wünsche unerfüllt, einzelne Behauptungen zu bezweifeln seyn könnten. Rec. hat in dieser Hinsicht schon oben etwas erinnert. Doch will er noch einiges mittheilen. Man würde es dem Verfasser Dank wissen, wenn er S. 236. ff. bey Beschreibung der Einrichtung der Urkundenbücher das kaiserliche Decret vom 20. Jul. 1807 über die aus diesen Büchern zu fertigenden alphabetischen Register erwähnt, bey der Lehre von der Rectification der Urkunden des Civilstandes S. 296. ff. die Vorschriften, welche der C. d. P. Art. 856. Abschn. 1 und 2 in fin. ferner Art. 858. enthält, nebst der Untersuchung, welches Gericht competent sey, nicht übergangen. bey Darstellung des Systems des C. N. über Abwesenheit S. 440. ff. über die Fragen: Ob und nach welchen Grundsätzen das im Art. 120 und 123 den Interessenten ertheilte Befugniss, den *envoi provisoire* zu suchen, nicht weniger, die von diesen Interessenten erlangte *possession provisoire* selbst, auf die Erben übergehe, — ob und mit welchem Erfolge der Anfangs nicht aufgetretene nähere Verwandte den entferntern aus dem provisorischen Besitze verdrängen, der gleich nahe, aber an diesem Besitze Theil nehmen könne? seine Meynung eröffnet und das Verbot des Art. 128. durch den Inhalt des Art. 2126. begränzt hätte. Man wird sodann die klare Disposition des 111. Artikels, dass die Wahl eines Wohnsitzes zu Vollziehung eines Geschäfts in der darüber aufgenommenen Urkunde selbst geschehen müsse, eben weil diese Disposition klar ist und keiner Interpretation bedarf, fest halten und dem Verfasser S. 379. nicht zugeben, dass eine solche Wahl mit rechtlicher Wirkung auch in einer spätern Urkunde geschehen könne. Eben so wenig wird man sich überzeugen, dass die Ehefrau, welche ihrem sich expatriirenden Ehemanne folgt, ihrer bürgerlichen Rechte beraubt werde, „weil,“ wie der Verfasser S. 121 sagt, „es Pflicht des Weibes sey, ihren Willen mit dem des Mannes zu identificiren, weil daher die Frau, so gewiss sie wisse, dass ihr Ehemann *auf ewig* seinem Vaterlande entsage, auch *auf ewig* ihm zu folgen entschlossen seyn müsse, weil der Wille, einem andern Vaterlande, als dem des Mannes, anzugehören, der Ehefrau moralisch unmöglich sey, und weil eben darum in einem solchen Falle die Gerichte eine *Gewissheit*, dass die Niederlassung im Auslande mit der Absicht der Rückkehr *nicht* verbunden seyn *könne*, anzunehmen berechtigt wären.“ Das Gesetz fordert nicht und kann nicht fordern, dass der Wille der Frau in dem des Mannes gänzlich untergehen solle, es verlangt nur eine *factische* Identification des Willens der Frau mit dem Willen des Mannes, obéissance, keine *moralische*, und der esprit de retour ist, als Stimmung des Gemüths, der ehemännlichen Gewalt nicht unterworfen, nicht zu gedenken, dass der Art. 17. No. 3. offenbar ein *frey gewähltes* établissement voraussetzt, welches bey der Ehefrau, in so fern sie dem Manne folgen *muss*, nicht denkbar ist. *Sans doute*, sagte der Graf Regnaud de St. - Jean - d' Angely bey der Discussion des 214. Artikels, *sans doute le mari n'a pas le droit de faire de sa femme une étrangère*, und Niemand widersprach ihm. — Doch diese und ähnliche Bemerkungen, welche der Raum hier weiter zu verfolgen verbietet, mindern den Werth der Arbeit des Verfassers nicht im Geringsten und die baldige Fortsetzung des Werks wird dem Publikum, welchem der Verfasser seine Thätigkeit widmet, unstreitig sehr willkommen seyn.

Theoretisch-praktische Anleitung zur Abfassung letztwilliger Verordnungen, nach Vorschrift des bürgerlichen Gesetzbuchs und der vormals in Frankreich gegoltenen Rechte, a. d. Fr. *des Ferrière* und *Massé*, bearbeitet und mit den nöthigen Formularen versehen von *C. H. A. Punge*, Notar im Canton Herford. Lemgo, in der Meyerschen Buchhandlung, 1810. 262 S. 8.

Das Publicum empfängt hier keine Bearbeitung, wie der Titel verspricht, sondern eine Ueberse-

tzung des *eilften Buchs* von: *Le nouveau parfait notaire, ou science des notaires, de feu C. J. de Ferriere, mise en harmonie etc. par A. J. Massé.* Hieraus sind auch die Formulare entlehnt. Eingeschaltet sind einige wenige Bemerkungen aus der Westphälischen Gesetzgebung. Auch kommt S. 38. eine Verweisung auf Napoleons Gesetzbuch der Hrn. Pfeiffer vor. Der Verf. entschloss sich zu dieser Uebersetzung, weil er dadurch eine empfindliche Lücke der deutschen Literatur über das französische Recht auszufüllen glaubte. Ob eine blosse Uebersetzung des Originals, zumal wenn sie, wie die vorliegende, sogar die Stellen nicht ergänzt, in welchen auf frühere Bücher des Originals Bezug genommen wird, zweckmässig sey, lässt sich sehr bezweifeln. Der französische parfait notaire lehrt mancherley, was dem Deutschen unnütz ist; Manches ist sogar falsch, wie z. B. die vom Verf. S. 192 getreu wiedergegebene Behauptung, dass die Ungültigkeit einer Substitution die Ungültigkeit der Institution nicht nach sich ziehe. Aber *das* lässt sich nicht bezweifeln, dass Hr. *Punge* zum Uebersetzer noch zur Zeit nicht berufen ist. Der gute Wille, den er zeigt, ist kein Ersatz für Sprachkenntnisse, Treue und Genauigkeit, welche ihm abgehen. Einen Beleg hierzu giebt gleich der Titel des Buchs, in welchem von einem bürgerlichen Gesetzbuche, ohne nähere Bezeichnung desselben, und von *gegoltenen* Rechten gesprochen wird. Prendre possession de son autorité privée drückt der Verf. S. 100 durch *vorhaupts Besitz ergreifen*, voie de fait durch *Eigenthat* aus. La dernière jurisprudence du Parlement de Paris ist ihm S. 15. die *letzte Rechtsquelle* des Parlements von Paris. Bey Niederlegung eines mystischen, nicht vom Testator selbst geschriebenen Testaments lässt er S. 43. den Testator erklären, dass ein Anderer das Testament geschrieben *und unterschrieben* habe, und in dem Formulare zu einem eigenhändigen Testamente S. 146 *fehlt* nichts Geringeres, als *das Datum*, Beydes, nicht nur gegen den klaren Inhalt des Originals, sondern auch gegen den Buchstaben des Gesetzes. In diesen zwey Stellen hätte wenigstens das innere Auge des Verfs. wach seyn sollen, wenn auch das äussere seine Pflicht vergass. — Eine Uebersetzung des ganzen obigen Werks müsste, um auf Beyfall rechnen zu können, vor gegenwärtiger Probe sich sehr zu ihrem Vortheile auszeichnen. Rec. kann vor der Hand dem Verf. keinesweges rathen, dass er damit hervortrete.

Ö K O N O M I E.

Oekonomische Unterhaltungen für Frauenzimmer. Eine belehrende Lectüre für Damen auf dem Lande, die ihrer Wirthschaft selbst vorstehen wollen. Von der Verfasserin der Gartenökonomie für Frauenzimmer und des Küchenalmanachs. Berlin, bey Dunker u. Humblot, 1810. 278 S. 8. (1 Thlr. 4 Gr.)

Es ist ein dankbares Unternehmen, ein Buch für unsere gebildeten weiblichen Gehülfinnen, Gattinnen, Töchter u. s. w. zu schreiben, und noch schätzbar, wenn es auch nicht allen Forderungen, die gemacht werden können, entspricht, wie das der Fall bey dem vorliegenden ist. Der Verf. ist es gelungen, ein anziehendes Gemälde von der Landwirthschaft, so weit sie der Pflege einer weiblichen Direction zufällt, zu entwerfen. Recensent müsste sich in der Gesinnung unserer Zeitgenossinnen sehr irren, wenn er nicht glauben sollte, dass sie bey der Lectüre in Hinsicht der Unterhaltung nicht eben so viel Vergnügen finden sollten, als sie beym Lesen der zeitkürzenden Romane empfinden. Denn die Verfasserin hat sich ganz in die Verhältnisse und Gesinnungen ihrer gebildeten Mitschwestern zu setzen vermocht. Wir müssen ihr Beyfall zuwinken, dass sie nur die glänzende, die anziehende Seite des angeführten Gebietes ihren Leserinnen öffnet und mit lebhaften Farben schildert. — Sophie ist eine sehr gebildete und verständige Landwirthin, Amalie eine Freundin der Erstern aus der Stadt, die der Gesundheit halber vom Arzte auf einige Zeit aufs Land verwiesen worden, sie ist für das Gute empfänglich, und lässt sich von Sophien in der Landwirthschaft unterrichten. Sie schreibt diesen Unterricht auf, und hält ihn für werth genug, ihn ihren Zeitgenossinnen mitzutheilen. In der Nachbarschaft ist ein Oekonomierath, der als das Orakel angesehen, und in zweifelhaften Fällen von Sophien, als seiner Schülerin, befragt wird. Besuche von andern werdenden Landwirthinnen und ein Arzt besuchen Sophien. So gruppirt sich das Gemälde, und wer kann leugnen, dass es nicht Stoff zur Unterhaltung genug geben könne. — „Erwarten Sie, sagt die Verfasserin in der Anrede, nicht ein neues vollständiges Wirthschaftssystem; es sind blos einige Bruchstücke, die Sie darauf aufmerksam machen können, wie viele Vortheile sich eine denkende und betriebsame Landwirthin in allen ihren Geschäften verschaffen kann.“ Auch hierin, dass die Verf. nicht alles aufnahm, was einer Landwirthin zu wissen nöthig und nützlich ist, sondern nur einzelne Theile aus der grossen Masse aushob, müssen wir ihr beystimmen. Sie will nur aufmerksam machen, nur Liebe für die weibliche Oekonomie erwecken, daher die an seinem Orte eingeschalteten Gemeinregeln, die man mit goldenen Buchstaben schreiben sollte: S. 2.„— sollten Sie im Ernste glauben, Ihr Stand mache Sie von der Verbindlichkeit los, für das Beste Ihrer Familie zu sorgen? Wie kann diess aber besser begründet und betrieben werden, als wenn Sie Ihre Wirthschaft zum höchsten Flor

zu bringen suchen, welches doch von Ihrer Aufseherin nicht anders, als unter Ihren Augen geschehen kann. — Sie dagegen haben Musse zum Nachdenken, Sie sind aufgeklärt und über gemeine Vorurtheile erhaben, es stehen Ihnen alle Hülfsquellen offen, Ihre Wirthschaft in höhern Schwung zu bringen; und wem kann die Sorge dafür mehr am Herzen liegen, als Ihnen. Umsonst sind alle Bemühungen Ihres Gatten; sie werden nur zur Hälfte gekrönt, wenn Sie nicht die Ihrigen in der weiblichen Wirthschaft damit vereinigen. Ihr Beyspiel, das Beyspiel einer sorgfältigen emsigen Wirthin und Hausmutter wird in Ihrem Zirkel auf Hohe und Niedrige vortheilhaft wirken. Sollten Sie es bey so edeln Endzwecken und so vortreflichen Folgen noch für die Würde einer Dame zu niedrig achten, sich selbst Ihrer Wirthschaft anzunehmen? — Und klagen Sie nicht zuweilen über Mangel an Zeitvertreib und lange Weile auf dem Lande? O diesen Dämon können Sie nicht leichter verscheuchen, als wenn Sie das Scepter ergreifen, und Ihren kleinen Staat selbst regieren." Diese Probe mag genug seyn, zu beurtheilen, mit welcher Herzlichkeit und Würde die Verf. ihre Zeitgenossinnen zu gewinnen strebt.

Der Inhalt zerfällt in 17 Abschnitte, welche zwar anziehende, aber in wissenschaftlicher Hinsicht seltener den zu behandelnden Stoff andeutende Ueberschriften haben. Auch vermissen wir ungern eine Inhaltsanzeige, weil sie das Nachschlagen erleichtern könnte. — „Einleitung." Schilderung Sophiens als Wirthin. „Das Frühstück im Garten" erklärt den grossen Nutzen und die Cultur der Erdmandeln. Allerdings ein Gegenstand für die weibliche Oekonomie. „Der trübe Morgen." Beschreibung von Sophiens Bleichanstalt. „Die Castraten." Die Mastung des Federviehes überhaupt und insbesondere die kostbaren Mästungsarten, welche für vornehme Küchen eingebildeten Werth haben. „Der unvermuthete Besuch." Die Lehre von Buttern, Lob des bekannten Pesslerschen Butterfasses. „Der geschäftsvolle Morgen." Die Geschäfte beym Bleichen. Wenn S. 91 gesagt wird: „ich mische unter 10 Theile Wasser 1 Theil Vitriolöl, lasse die Waare darin herumspielen, aufhängen und zur Hälfte abtrocknen — so ist das wohl ein äusserst gefährlicher Druckfehler. Denn es ist nicht glaublich, dass die Verfasserin so unwissend seyn könne, nicht zu wissen, dass ein so ungeheures Quantum von Vitriol zu dem angegebenen Wasser die darein gelegten Zeuche augenblicklich angreifen und alsbald in Zunder verwandeln würde. Der tausendste Theil ist noch zu viel. Auf 20 Eimer Wasser darf nicht mehr als ein Loth gerechnet werden, es wäre denn, dass das Verfahren durch einen Kunstkenner geleitet würde. Ueberhaupt findet es Recens. tadelnswerth, Dinge, welche in der Anwendung leicht gefährlich werden können, dem Laien anzurathen. „Küchenrevision." Lehrt das Kochen der Speisen im Dampfe, um Zeit und Feuermaterial zu ersparen und die Speisen geschmackhafter zu machen. Recens. hat diese in Deutschland mit Unrecht noch wenig bekannte Kocherey bey sich eingeführt und seit mehreren Jahren sich dabey wohl befunden. Er muss ihr billig alles Lob ertheilen, und macht sich ein Vergnügen daraus, versichern zu können, dass die hier angegebene Art dem Zwecke entspreche, ob sie gleich bey weitem nicht so weit vervollkommnet, wohlfeil und bequem ist, als die seinige. „Der lehrreiche Spaziergang" beschäftiget sich mit dem Flachsbaue. „Das unentbehrliche Lebensbedürfniss." Die Lehre vom Brodtbacken. Eine der schönsten dieser Unterhaltungen. Wie gründlich belehrend! wie viel könnten hier nicht angehende und selbst betagte Hausmütter lernen! Schon dieser trefflichen Abhandlung wegen, wünscht Recens., dass das Buch in die Hände recht vieler Vorsteherinnen gelangen möchte, die unbefangen das Gute lieben und befördern. „Der Gegenbesuch." Das Käsemachen, eine Beschäftigung, die bey der Landwirthschaft sehr wichtig ist und viele Geschicklichkeit erfordert. „Glauben Sie mir," sagt Sophie sehr wahr, „alle, auch die geringsten, landwirthschaftlichen Beschäftigungen müssen mit Nachdenken behandelt und gehörig beurtheilt werden, wenn wir des Geratheus derselben gesichert seyn sollen." Wenn sie aber die Erfindung des Labmachens aus Kälbermagen und so manches andere, was näher angezogen worden, den Engländern zuschreibt, so thut sie ihren deutschen Landsmänninnen Unrecht. „Das nützliche Unkraut." Anbau und mannigfaltige Benutzung der grossen Brennessel. Den hier gegebenen Unterricht kann Recens. aus eigner Erfahrung unterschreiben. Besonders bemerkenswerth ist die Angabe, die Nesseln, so lange sie noch jung sind, im Schatten zu trocknen, und sie im Winter dem Rindviehe als ein Gesundheit sicherndes Mittel in kleinen Portionen und ausserdem noch den Milchkühen zur Verbesserung der Milch zu reichen. Es bestätiget sich, dass auch im Winter die Butter davon gelb und geschmackhaft wird. „Die befriedigte Neugier." Zurichtung des Flachses. Hiebey hat Rec. eins und das andere auszusetzen. So ist es wider die Erfahrung, dass es der Güte des Flachses schadet, wenn er erst, geerntet, beregnet wird. Recens. hat Gründe aus seiner Erfahrung, dass dabey die Härde, die Flachsfaser gewinne. Was der Oekonomierath, der hiebey den Lehrer macht, angibt, ist für die Landwirthschaft zu umständlich, kostspielig und wenigstens doch gegen die bessere Erfahrung überflüssig. Die Landröste ist gänzlich übergangen, und doch gebührt ihr zehnmal vor der Wasserröste der Vorzug. So ist auch das wichtige Geschäft des Brechens nicht beschrieben, und Rec. fand auch nirgends, dass man im

Stande gewesen sey, den Flachs ohne Dörre zu brechen. — Es ist wohl übertrieben, wenn behauptet wird, dass man in Frankreich, woher alles Gute kommen soll, und in den Niederlanden, den Flachs so gut zuzurichten wisse, dass 1 Pfund 1 und mehrere Thaler gelte und daraus so feines Garn gesponnen werde, dass 1 Pfund davon mit 50 bis 100 Thalern verkauft werde. „Die Geheimnisskrämerei" die Kunst aus Werg ein Baumwollenartiges Gespinnste zu machen. „Das Manna des Landmanns," welches die Kartoffeln sind. „Der neue Besuch." Die Kälbermastung und zwar mit Eiern — „Der Gewürzgarten." — „Die Erfahrung, sagt Sophie, hat mich gelehrt, dass man in den meisten Fällen der ausländischen Gewürze entbehren, und dennoch die Speisen sehr wohlschmeckend bereiten kann, wenn man sich dabey dieser einländischen Gewürze, statt der ausländischen, bedient. Meine Börse befindet sich dabey sehr wohl, und wie wohl, fällt ihr der anwesende Arzt ins Wort, wird sich erst Ihr Magen und Ihr ganzer Körper bey diesem Tausche finden; „Das edelste Geflügel" die Truthühnerzucht.

Der Verlagshandlung gebührt das Lob für ein angenehmes Aeussere in Hinsicht eines guten Drucks, sehr schönen weissen Papiers und gefälligen Umschlags gesorgt zu haben.

Kurze Anweisung zur *Obstbaumpflege* als Leitfaden für Schullehrer auf dem Lande. Voran *einige Gedanken und Vorschläge über die Beförderung des Obstbaues* durch die Landschulen in dem Fürstenthum Baireuth von *M. Friedrich Willhelm Hagen*, Pfarrer zu Dottenheim. Erlangen bey I. Jak. Palm. 1810. XVI und 88 S. 8.

Die Anzeige des vorliegenden Büchleins macht Rec. Freude und er kann den Wunsch nicht bergen, dazu mit beyzutragen, eine so nützliche Schrift, als gemeinnützig zur weitern Kenntniss zu bringen. In der Dedication an den Kammerpräsident v. *Dörnberg* in Baireuth legt es der patriotisch gesinnte und handelnde Verf. sowohl der Kammer als dem Consistorio ans Herz dahin zu wirken, dass durch einen Empfehlungsbrief an die geistlichen Schulväter der Sinn für das Wohl des Landes in der Baumpflege möge geweckt werden und empfielt die in *Selb* begründete Gemeindebaumschule und das jährliche Obstbaufest. Diese öffentliche Baumschule entstand unter dem Schutze der Domainenkammer, der mitwirkenden Theilnahme des Bürgerraths, der Bürgerschaft, unter der Leitung eines Schullehrers Hrn. *Zahns*, welcher auf öffentliche Kosten nach *Kulmbach* ging, um daselbst bey dem würdigen Hrn. Oberförster *Kanig* die wichtigsten Regeln und Handgriffe der Baumpflege praktisch zu erlernen. Dieser beharrliche Schulmann brachte es in vier Jahren so weit, dass auf einem wüsten Raume, wo nur Sand und Steine waren und der deshalb zu nichts benutzt wurde, eine Baumschule empor kam, welche den Kenner befriediget und die erste öffentliche Baumschule im Lande ist. Sie ist hauptsächlich dazu bestimmt die Jugend unter der Leitung eines Schullehrers die edle Kunst der Baumpflege zu lehren. Und damit der Sinn dafür in den Herzen der Kinder und Eltern erweckt und erhalten werde, ist von dem Consistorio ein jährliches öffentliches Baumfest verordnet werden. Wer sollte sich eines so rühmlichen Eifers und Beyspiels nicht erfreuen!

Im Vorberichte führt der Verf. einige sehr treffende Wahrheiten über den Obstbau den Zeitgenossen und hauptsächlich seinen Landsleuten zu Gemüthe. Er leugnet zwar nicht, dass seit 10 Jahren in s. Vaterlande manches zur Beförderung des Obstbaues gethan worden, allein, sagt er, es fehlt immer noch zu sehr an richtiger, vollständiger Kenntniss der Sache, daher auch an Eifer und wirkender Thätigkeit. Die einzelnen Freunde des Obstbaues klagen über die zu geringe Unterstützung von oben herab. Bey diesen Klagen verlieren viele den Muth und die Hofnung, arbeiten daher nicht so rüstig fort, als sie angefangen haben. Die Zeitumstände haben manches Gute beschränkt. Die Bemühungen der Einzelnen legen den Grund, sie bereiten im Kleinen und Einzelnen die Aussaat ins Grosse vor, erregen manches Gemüth zur Theilnahme auf und vervielfältigen dadurch die Hülfe für die Sache. — Da Erwachsene wenig Sinn, wenig Wissbegierde und daher auch wenig Eifer für die Sache haben, so muss sie zum Gegenstande der Landschulen gemacht werden. Der Prediger, der Schullehrer, die besten und fähigsten Kinder, sind die vorzüglichsten Werkzeuge, welche den Obstbau im Grossen im ganzen Lande befördern müssen. Diese wirken mehr als alle Befehle, Verbote, Belohnungen, Anordnungen und Hülfe der Obrigkeit. Das Gute muss aus dem fruchtbaren Boden der Ueberzeugung, der Kenntnisse und des Willens herausgehen — und es liegt in der Natur der Sache, dass das jugendliche Herz an der Wartung und Pflege der jungen Bäumchen mehr Lust und Freude findet, als das mit Sorgen des Lebens überladene und gebeugte Gemüth vieler Hausväter, in welchen nicht schon frühe die Freude an den Schönheiten und Herrlichkeiten der Natur geweckt und genährt worden ist. — Es ist zwar schon viel darüber gesagt worden, dass man den Obstbau durch Landschulen befördern soll, allein das Gesagte ist noch zu wenig erkannt und ins Herz gedrungen, vielleicht aber auch nicht immer deutlich und bestimmt genug hingestellt zur lebhaften Anschauung dargebracht worden, welche dadurch zur Wirksamkeit aufgeregt werden sollte.

Die hier gethanen Vorschläge die öffentlichen Baumschulen zu begründen und für das allgemeine Wohl empor zu bringen, sind in 7 Capiteln näher aus einander gesetzt. Sie machen das vorliegende Buch hauptsächlich interessant. Es entspricht dem Zweck, dass der Verfasser dabey das treffliche Beyspiel zu Selb vor Augen hat. Wir wollen die Capitel dem Inhalte nach näher anführen, und den Leser selbst urtheilen lassen. Cap. 1. „Der Geistliche und Schullehrer als Beförderer des Obstbaues." Der Verfasser zweifelt nicht, dass Prediger und Schullehrer den guten Willen hätten, wobey ihm aber Rec. nicht ganz beystimmen kann. Sie haben, meynt er weiter, schon die nöthige Kenntniss entweder durch eigne Erfahrung oder durch Lektüre, und wenn beydes nicht der Fall seyn sollte, so wären sie doch gerade die Personen, die für das Erlernen am fähigsten wären, und die Handgriffe des Veredelungsgeschäftes könnten leichtlich in der Nähe, wenigstens in nicht grosser Ferne bey Jemanden erlernt werden. Als Lehrer hat er gerade nicht nöthig mühsam selbst Hand anzulegen, sondern er darf nur den Erklärer und Angeber machen. — Cap. 2. „Woher Grund und Boden zur Pflanz- und Baumschule, woher die nöthigen Instrumente?" Cap. 3. „Wie und woher sollen wir die Kerne zur Aussaat bekommen?" — Cap. 4. „Nehmet immer eure Kinder mit in die Baumschule, so oft ihr etwas zu arbeiten habt." Enthält manchen bedeutenden Wink, und wir müssen dem Verf. in allem beystimmen. Cap. 5. „Die Hausväter als Helfer." Cap. 6. „Jährliches Obstbaufest." Wir treten der durch Erfahrung bewährten Meynung des Vf. willig bey, dass man nicht leichtlich ein besseres Mittel, bey einer Landgemeinde das Interesse für den Obstbau zu erwecken, finden dürfte, als ein förmliches, zweckmässig geordnetes Obstbaufest. Durch Sinnlichkeit und Anschauung gelangt man am leichtesten zu Herzen. Der Prediger soll dabey eine Predigt über einen Theil der Baumzucht halten, um darin die Erwachsenen zu ermuntern, und des Nachmittags soll an einem öffentlichen Orte, am besten neben der Baumschule, der Jugend eine festliche Ergötzlichkeit veranstaltet werden. — „Fast alle, welche an dem Feste Antheil nehmen, werden sich entschliessen, künftig auch an der Sache Antheil zu nehmen, und so wird in jedem Jahre das Fest die Liebe und den Eifer für den Obstbau neu beleben und weiter verbreiten; das Fest wird ein Tag der Freude und des bleibenden Segens seyn." Der Verf. bedauert, dass man noch keine Liedersammlung für diesen Zweck habe, er hat sich daher entschlossen, eine zu veranstalten, und bittet, dass man ihn mit passenden Liedern unterstützen möge. Er will sie als einen Anhang zu diesem Büchlein geben. Cap. 7. „Zweifel, Lösung und Beschluss." — „Nehmen wir uns, ruft der Verf. seinen Amtsbrüdern zu, der guten Sache so an, arbeiten wir mit Lust und Eifer, und mit beharrlichem Muthe, so wird durch uns das Vaterland bald in neuer Schönheit blühen, mit neuen Reichthümern die fleissigen Bewohner beglücken." —

Die *kurze Anweisung* zur Obstbaumpflege als Leitfaden für Schullehrer ist deutlich und wird ihrem Zwecke entsprechen. Der Verf. selbst gibt sie für nichts mehr aus als einen gedrängten Auszug aus *Christ*, *Diel*, *Sikler*, *Baumann* und aus dem *aufrichtigen Baumgärtner*. Ein Pomologe, der Senator *Sahl* zu Neustadt an der Aisch, hat diesen Auszug geprüft und nach des Verf. Versicherung aus seiner Erfahrung schätzbare Anmerkungen hinzugefügt.

Der ergänzte *bayersche Ofellus Rustikus*. Erster Theil. Gespräche einiger Landleute über ökonomische Gegenstände. München, b. Jos. Lindauer, 1810. 234 S. 8.

Wenn es auch der ungenannte Verf. unterlassen hat, in einer Vorrede den Gesichtspunct des vorliegenden Buches zu bestimmen; so deutet doch die gewählte Gesprächsform einiger (5.) Landleute dahin, dass es für den gemeinen Landmann, den Bauer, bestimmt seyn soll. In diesem Gesichtspuncte nimmt Rec. seine Kritik auf. — Es gibt für einen landwirthschaftlichen Schriftsteller wohl keine schwierigere Aufgabe, als wahrhaft nützend für den gemeinen Landwirth ein ganzes Buch zu schreiben — und doch hält sich jeder dazu für fähig und berufen, wenn ers nicht vermag vor der höhern Classe der Landwirthe, den wissenschaftlich gebildeten und erfahrnen Oekonomen, aufzutreten. Schon die Auswahl der aufzunehmenden Gegenstände aus dem weiten noch nicht begränzten Gebiete — und fast noch mehr die eigne Art des Vortrags, sind mit vielen und grössern Schwierigkeiten verknüpft, als mancher, der den Landwirth nicht genau in seinen Verhältnissen und dem durch diese erzeugten Sinn kennt, glauben mag. Wir wollen mit Uebergehung der andern nöthigen Forderungen nur bey den eben erst angezogenen stehen bleiben, und untersuchen, ob und wie unser Verf. beyde beachtet und getroffen habe. Dieser erste Theil ist dem Getreidebau und der Viehzucht gewidmet. In keinem von beyden ist das wahrhaft Nützende ausgehoben und erwiesen, sondern nur Fragmente zur Sprache gebracht worden. Es ist zwar manches Gute, dem Landmanne Nützliche, erwogen, aber demungeachtet auch so manche schiefe Ansicht aufgestellt worden, was nirgends sorgfältiger als in einem Lehrbuche für den gemeinen Mann vermieden werden muss.

Zum Belege des Gesagten will Recens. ohne Wahl einige Stellen anführen. S. 48 wird ohne Rücksicht angegeben, dass die Fruchtwechselwirthschaft nicht auf magern Boden tauglich sey. Unsers Dafürhaltens ist sie hier gerade nützlicher als die gewöhnliche Dreyfelderwirthschaft. Darin wird uns jeder partheylose Landwirth beypflichten, welcher beyde Wirthschaftsarten aus Erfahrung zu beurtheilen weiss. Denn Aecker, die nach einander nicht zwey Halmfrüchte (Cerealien) zu tragen vermögen, werden jederzeit in einer passenden Rotation der Wechselwirthschaft ihre Frucht nachhaltend abtragen. S. 84 wird angerathen, den Rasen in Feldgräben Dachziegelförmig über einander zu legen, um das Fortschwämmen zu verhindern. Diess wird ein verständiger Landwirth nie thun. Denn der Rasen würde einestheils vom Wasser gehoben werden und anderntheils nicht anwachsen. Man muss ihn so scharf, wie möglich, einlegen, und erforderlichen Falls überdiess auch durch Schlagen in eine möglichst feste Lage zu bringen suchen. Wenn es das Local verstattet, so mache man diese Gräben sanft muldenförmig, und man wird jederzeit darin gutes Gras gewinnen und so den Raum höchlich benutzen. Das Auslegen mit Rasen ist überaus kostspielig und öfters gar nicht einmal möglich. Man thut daher wohl, wenn man sich leicht berasende Pflanzen ansäet. S. 90 wird gegen tausendfältige Erfahrung das Liegen des Moors aus Teichen, ehe es als Düngmittel auf den Acker gebracht wird, für unnöthig erklärt. S. 96 soll der Dünger von Nadeln auf sandigem Boden weniger nützen als auf schwerem. Bisher hat die Erfahrung das Gegentheil dargethan, welcher Meynung auch Hr. Thaer beytritt. Eben so falsch ist es, wenn S. 95 behauptet wird, dass das Nadelharken der Waldung nicht nur nicht schädlich, sondern sogar nützlich sey. Die Nadeln sind von der Natur dazu bestimmt, dem Boden wieder zu geben, was er durch die Vegetation der Bäume verlor. Einem aufmerksamen Beobachter wird die Wahrnehmung nie entgehen, dass der Boden in Waldungen, wo die Nadeln ungestört liegen bleiben, sich eine *humusreiche* Lage verschaffe, und solche überall entbehre, wo die Streu öfters weggeharkt wird. — Der Stallfütterung ist der Verf. gar nicht hold, er wärmt, um sie beschuldigen zu können, längst und gründlich widerlegte Vorwürfe auf. Und doch hat sie für kleine Wirthschaften einen so überaus grossen Werth.

Was nun endlich den Vortrag betrifft, so finden wir bey aller Schonung gar sehr viel einzuwenden. Er ist durchaus nicht edel, selbst der Ton nicht einmal gutmüthig, sondern öfterer hämisch. Gegen die Gelehrten zieht der Verf. wacker los. Wozu frommt das? Unsers Erachtens verdirbt diess den Landmann moralisch, macht ihn misstrauisch und verschliesst ihm den nützlichen Weg, sich bey dem Klügern Raths zu erholen. Es scheint, als wollten sich Manche in Gesprächen und Schriften dadurch das Ansehen geben, als strotzten sie vor aller Praxis, und doch versteckt sich der Ignorant gewöhnlich in diesem Schafspelze. Das ganze Buch ist mit solchen Neckereyen gespickt. Wozu die oft unsinnigen Ausfälle auf Medicus in einem Lehrbuche für Bauern? wozu das Tummeln um den Katheder und wozu die lateinischen Verse aus Virgil? So macht sich der Verf. auch darüber lustig, dass man die Landwirthschaft eine Wissenschaft nennt und darin von Systemen redet. Auch hat er das mit vielen seiner halbwissenden Collegen gemein, dass er einer Sache den Werth abspricht, wenn sie nicht überall und zugleich leicht einzuführen ist. So tadelt er z. B. die Gull- oder Jauchelöcher, den Kompost, die Stallfütterung u. s. w., weil sie viele Arbeit veranlassen. Doch widerspricht er sich, wie öfters geschehen ist, darin wieder. Ein belehrender Schriftsteller muss nur das Gute, das Bessere vor Augen haben, und darf nie darauf Rücksicht nehmen, dass es mancher, ja viele nicht benutzen können. Dagegen müssen die Verhältnisse klar entwickelt werden, damit ein Jeder selbst beurtheilen könne, was ihm dienlich sey. — Die beyden Beylagen, ohne allen Werth, sind wohl nur deshalb aufgenommen worden, um das ohnediess schon langweilige Buch um einen Bogen zu verstärken. — Da das Buch nur für Bayern bestimmt ist, so wollen wir die vielen Provinzialismen nicht berücksichtigen. Unsern Landsleuten können wir es unmöglich empfehlen, sondern ihnen rathen, das Herzige ökonomische Lesebuch vor der Hand nicht weg zu legen.

Gründliche Anweisung, wie man auf die vortheilhafteste Art *Branntwein* aus Kartoffeln brennen kann. Als Anhang zum vollständigen u. gründlichen Unterricht über den Bier- und Fruchtessig von *Benedikt Elkemann*. (Ohne Druckort und Verlagsangabe) 1807. 1 Bogen.

Der Verf. verbreitet sich über den mannigfaltigen Nutzen der Kartoffeln, als nach dem Getreide das grösste Geschenk der Vorsehung, verweilt bey den vielen Abarten, ihrem Anbaue, und sagt über das Verfahren, Branntwein aus ihnen zu brennen, weniger Belehrendes, als wir schon in vielen Büchern über das Branntweinbrennen finden. Auf etwas Neues ist Rec. nicht gestossen, auch kann er nicht glauben, dass ein noch unkundiger Brenner sich darin den benöthigten Rath holen könne. So ist das Maas des beyzumischenden Getreideschrots, worauf doch gar viel ankömmt, nicht einmal angegeben. —

N E U E

LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

89. Stück, den 25. July 1810.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Hieronymi de Bosch observationes et notae in Anthologiam Graecam, quibus accedunt Cl. Salmasii notae ineditae. Ultraiecti e typographia B. Wild et J. Altheer 1810. XVI und wieder XVI und 510 S. 4.

Welche grosse Verdienste sich bereits Hr. Hofr. Jakobs um die Griechische Anthologie erworben habe, ist hinlänglich bekannt; bekannt ist es aber auch, dass dieser würdige Gelehrte, dessen ausgebreiteter Belesenheit, dessen geübtem Scharfsinn, dessen gebildetem Geschmack die Anthologie ausserordentlich viel verdankt, doch in Ansehung der hier so nöthigen Kritik sich den Vorwurf der ihm überhaupt eignen Kühnheit und Vermessenheit nur zu oft hat zu Schulden kommen lassen. Wenn auch die Vorschläge des Hrn. Jakobs stets seinem Urtheil und Geschmack Ehre machen, so haben sie doch grösstentheils, wegen ihrer zu grossen Abweichung von dem vorhandenen Texte, so viel innere Unwahrscheinlichkeit, dass, wenn man auch von ihrer Richtigkeit sich überzeugen zu können wünschen möchte, man doch seinen Beyfall zurückzuhalten genöthigt ist. Schon andere Gelehrte, z. B. Schäfer zum Longus S. 416 ff. haben mit Recht bemerkt, dass grösstentheils der Vaticanische Codex, wenn er gehörig beachtet worden wäre, die wahre Leseart, oder wenigstens eine sichere Spur derselben dargeboten hätte, und dass es meistens nichts bedurfte, als die richtige Erklärung dieser Lesearten aufzusuchen. Um so mehr dürfen wir behaupten, dass in Ansehung der Kritik in der Anthologie noch ein weites Feld unangebaut liegt. Wir hoffen, dass auch dieses noch Männer finden werde, die sich seiner mit Erfolg annehmen, und wir glauben, sichern Nachrichten zu Folge, dass in Kurzem mit den Gedichten des Meleager ein glücklicher Anfang werde gemacht werden. Wir hätten gewünscht, der gelehrte und verdiente *de Bosch* hätte den Mangel einer ruhigen und nüchternen Kritik in der Anthologie tiefer empfunden, und wo nicht durch eigne neue Verbesserungen, doch durch kräftigen Widerspruch gegen fremde Wagnisse dem Uebel zu steuern gesucht, und dadurch dieser schönen, schon durch die Uebersetzung des Grotius ausgezeichneten Ausgabe der Anthologie einen Werth gegeben, den nicht nur keine andere Ausgabe mit ihr getheilt hätte, sondern welcher auch, unserer Ansicht nach, noch verdienstlicher gewesen wäre, als das, was Hr. *de Bosch* mit grossem Fleiss in exegetischer Hinsicht zusammengetragen hat. Doch hiervon weiter unten. Zuförderst ist es nöthig, unsere Leser mit der Einrichtung des Buchs bekannt zu machen. In der Dedication an *van Lennep* entschuldigt sich der Herausgeber, wenn er hie und da die Eigenheiten der Lateinischen Sprache in seinem Ausdruck übersehen hätte, und handelt bey dieser Gelegenheit von zwey gewöhnlich gemissbilligten Dingen, von *itaque* nicht im Anfang gesetzt, wovon er Beyspiele aus den Classikern anführt, und von *ac* vor einem Vocal, was er ebenfalls durch Beyspiele zu erhärten sucht, wogegen sich jedoch, bey der leichten Verwechselung von *ac* und *atque* gar manches einwenden lässt. Ja wir glauben, man könne füglich auch *nec* vor einem Vocal zu den den Alten hart vorgekommenen Zusammenstellungen rechnen, und es ist zu verwundern, dass Bentley, der den keineswegs richtigen Satz aufstellt, Horaz habe nicht gern *nec — nec*, oder *neque — neque*, sondern *nec — neque* und *neque — nec* gesagt, hierauf keine Rücksicht genommen hat. Leugnen können wir nicht, dass uns in des Hrn. *de Bosch* Latinität eins besonders aufgefallen ist, ein seltsamer und ganz ungewöhnlicher Gebrauch des Pronomen *is*, der überaus häufig bey ihm angetroffen wird, z. B. gleich in dieser Dedication S. VI: *ut est in ea rarissima editione et omnium prima, Venetiis per Vindelinum de Spira* 1471, wo das *ea* nicht etwa auf etwas Vorhergegangenes, oder auf ein folgendes *quae*, sondern auf

die Worte *Venetiis per Vindelinum de Spira* bezogen wird. Auf die Dedication folgt S. XII—XVI *descriptio edendae anthologiae Graecae ab Hugone Grotio Latinis versibus redditae.* Hugo Grotius wollte, dass zu der Anthologie ein Index der Dichter, mit der Anzeige, unter welchem Titel deren Epigramme zu finden wären; ein zweyter der Personen, an welche die Epigramme gerichtet wären, und von welchen sie handelten; ein dritter chorographischer; ein vierter historischer über die in der Anthologie erwähnten Begebenheiten, gemacht, und den beyden letztern Citate der von eben diesen Dingen handelnden Schriftsteller, des Strabo, Pausanias, Procopius beygefügt; endlich noch ein Register über physische und ethische, wie auch andere in den obigen Indicibus nicht enthaltene Dinge angehängt würde. Mit neuen Seitenzahlen folgt nun ein Brief von Ruhnkenius an den Herausgeber S. I. und II. über ein von Sylburg mit handschriftlichen Anmerkungen versehenes Exemplar der Anthologie, und über eine Abschrift der der Aldina beygeschriebenen Emendationen von Salmasius. Zu beyder Besitz ist Hr. de Bosch durch gutes Glück gelangt, wie er in den dem Briefe von Ruhnkenius S. III. IV. angehängten Anmerkungen erzählt. S. V—XVI. enthält die Vorrede des Hrn. Jakobs, welche aus dessen *Animadversionibus ad Anthologiam Vol.* II. *Part.* II. abgedruckt worden. Hierauf folgen auf S. 1—122 die schon von Hrn. Jakobs benutzten und gewürdigten *notae ineditae Claudii Salmasii*, denen noch S. 123—128 eine Anzeige der darin zum Theil wegen der undeutlichen und unleserlichen Handschrift vorgefallenen Druckfehler folgt, welche Hr. Jakobs berichtigt hat. Von S. 129 endlich bis 477 findet man des Herrn *de Bosch* Anmerkungen zu dem ersten und zweyten Buche der Anthologie, denen wiederum S. 478—502 *Addenda* und *Emendanda* zugegeben sind, worauf S. 503—510 eine Anzeige der Druckfehler, welche jedoch immer noch nicht vollständig ist, folgt. So sehr wir wünschten, dass auf die Correctheit mit mehr Sorgfalt gesehen worden wäre, so ist uns doch noch weit mehr in Ansehung der dem Leser bey dem Gebrauch der Anmerkungen so nöthigen Bequemlichkeit zu wünschen übrig geblieben. Schon in den frühern Bänden war es unbequem, dass auf dem Columnentitel nur die Zahl des Buchs, nicht auch des Titels erwähnt war. In diesem Bande aber hat die Mühseligkeit beym Nachschlagen in der That den höchsten möglichen Grad erreicht, da, weil gar keine Columnentitel vorhanden sind, man nicht nur nicht weiss, ob man die Anmerkungen zum ersten, oder zum zweyten Buche vor sich habe, sondern auch den einzelnen Anmerkungen die Zahl des Buchs niemals, die des Titels nur bey der ersten Anmerkung zu diesem Titel, übrigens aber bloss die Zahl des Epigramms in jedem Titel, oder gar nur die Zahl des Verses eines Epigramms vorgesetzt ist. Daher man nur allemal erst nach langem Suchen das zur Note gehörige Epigramm, oder die zu dem Epigramm gehörige Note finden kann. Wie leicht konnte diess vermieden werden, wenn wenigstens jedesmal die Zahl der Seite, auf welcher das Epigramm steht, bemerkt worden wäre. Noch schlimmer ist es mit den Noten des Salmasius, zu denen man die Stellen, worauf sie sich beziehen, fast nur mit Hülfe der Aldina finden kann.

Was nun die Noten des Hrn. *de Bosch* selbst anlangt, so beschäftigen sich dieselben grösstentheils mit Anführung von Stellen, welche zur Erläuterung dienen; und wiewohl es nicht fehlen kann, dass hier vieles entweder schon sattsam Bekannte, oder bereits von andern Beygebrachte vorkommt, so enthalten doch diese Noten manches Eigne und manche treffliche Zusammenstellungen. Für den deutschen Leser hat der Hang, griechischen Dichterstellen lateinische Uebersetzungen beyzufügen, etwas Befremdendes, zumal wenn es bey kürzern Stellen geschieht, oder gar auch schlechte Uebersetzungen angezogen werden. So findet man S. 242 das homerische ἐπεὶ οὐκ ἔτι (durch einen nicht angezeigten Druckfehler steht οὐ ἔτι) πιςὰ γυναιξίν, nicht bloss mit der Uebersetzung von P. Leopold,

nec tuta satis iam femina cuiquam,

sondern auch mit der elenden von *S. Lemmius* begleitet:

numquam mulieribus usquam
Tuta fides.

Diess bringt eine nicht allezeit angenehme Weitschweifigkeit hervor, die auch anderwärts sichtbar ist, z. B. S. 238 in den Klagen über die, welche ohne genauere Angabe der Stellen citiren, oder S. 324, wo der Verfasser sich gegen die Kleinlichkeit derer erklärt, welche streiten, ob man *Obsopoeus* oder *Opsopoeus*, *obsonium* oder *opsonium* schreiben müsse, und am Ende ein 14 Verse langes Gedicht von sich gegen diese Leute anführt. Unsre Meynung von der Kritik des Verfs. haben wir schon oben kürzlich angedeutet: und allerdings können wir den Wunsch nicht unterdrücken, dass diese bey Gedichten, welche grossentheils so verdorben sind, einen wichtigern Platz eingenommen haben möchte. So wenig wir das Verdienst des Hrn. *de Bosch* auch in dieser Rücksicht verkennen, indem wir mehrmals ihm unsern Beyfall nicht versagen können, wo er entweder gegen Hrn. Jakobs die alte Lesart in Schutz nimmt, wie z. B. S. 226 κρυπτὰ δόμοισιν ἄκη, oder auch bey andern von ihm angeführten Stellen über die Lesart spricht, z. B. S. 266, wo er das Terenzische *hac atque illac perfluo* sehr gut gegen Bentley vertheidigt: so können wir doch nicht umhin, zu gestehen, dass mehreres uns bey weitem nicht befriedigt hat. Einige Be-

lege mögen hinreichen, unser Urtheil zu rechtfertigen. Lib. I. tit. XX. ist das sechste Epigramm (Brunck. Tit. II. p. 172. XII.) folgendes:

> Κλῶνες ἀπηόριοι τανᾶης δρυός, εὔσκιον ὕψος
> 'Ανδράσιν ἄκρητον καῦμα φυλασσομένοις,
> Εὐπέταλοι, κεράμων ςεγανώτεροι, οἰκία φωτῶν
> Οἰκία τεττίγων, ἔνδιοι ἀκρέμονες,
> Κἠμὲ τὸν ὑμετέραισιν ὑποκλινθέντα κόμαισι
> 'Ρύσασθ', ἀκτίνων ἠελίου φυγάδα.

Wer sollte nicht hier durch die abgeschmackte Zusammenstellung, οἰκία φωτῶν, οἰκία τεττίγων, beleidigt werden, zumal da ἀνδράσιν schon in dem vorhergegangenen Verse steht? Schon Brunck bemerkte, es müsse hier ein Vogel genannt werden, und Jakobs machte die treffliche Conjectur φαττῶν. Herr *de Bosch* wendet dagegen S. 244 ff. ein, die Tauben pflegen nicht auf Bäumen zu sitzen, und nimmt mit Hülfe einiger Stellen lateinischer Dichter, die aber von ganz anderer Art sind, und hier nichts beweisen können, die gewöhnliche Lesart in Schutz. Ja, was noch befremdender ist, selbst in den *Addendis*, wo er anführt, dass auch Wyttenbach die Jakobsische Verbesserung billigt, und Eldick ebenfalls darauf gefallen ist, welche beyde darthun, dass die wilden Tauben auf den Bäumen nisten, will er zwar allenfalls nachgeben, glaubt aber doch immer noch, dass auch die Vulgata gerechtfertigt werden könne, weil Strabo XII. S. 825 sagt, dass eine gewisse wilde Nation auf den Bäumen ihre Wohnungen gehabt habe, und Tacitus etwas Aehnliches von den alten Deutschen berichtet. An andern Stellen befremdet uns eine Kühnheit im Emendiren, mit welcher der Verf. selbst Herrn Jakobs noch übertrifft: Tit. XXII. Ep. 3. (Brunck. T. III. p. 249. CCCCLXII.)

> Κρανίον ἐν τριόδοισι κατοιχομένου τις ἐςαθρῶν,
> Εἰκόνα τὴν κοινὴν οὐκ ἐδάκρυσε βίου.
> Δεξιτερὴν δ' ἔῤῥιψεν ἐπὶ χθόνα, καὶ λίθον ἧκε
> Κωφὸν μὲν δοκέοντ', ἀλλὰ πνέοντα δίκης.

Mit Recht tadelt Hr. *de Bosch* die Herrn Jakobs und Huschke, welche die ersten Worte des dritten Verses so verstehen: *dextram in terram demisit, qua saxum peteret.* Aber wen wird er leichtlich von der Wahrheit seiner Conjectur, δεξάμενος δ' ἔῤῥιψεν ἐπὶ χθόνα, überzeugen, da sie, um nicht zu erwähnen, dass der Dichter nicht δεξάμενος sagen konnte für ἀνελών, so weit von der Vulgata abweicht? Scaliger sah das Wahre, was so nah liegt: δεξιτερῇ δ' ἔῤῥιψεν ἐπὶ χθόνα. Denn dass der, von dem die Rede ist, den Schädel aufgehoben habe, brauchte nicht gesagt zu werden, da es daraus, dass er ihn auf die Erde wirft, sich von selbst ergibt. Beyläufig bemerken wir, dass in dem vierten Verse die Vaticanische Lesart δοκέων den Vorzug verdient, und dass zu dem letzten Distichon des Epigramms Hr. *de Bosch* nichts als die unstatthafte Conjectur von Scaliger ὀκλάζετο. und die Meynung des Huetius, dass nichts zu ändern sey, anführt. Beydes hatte auch Hr. Jakobs erwähnt, dessen Conjectur, καὶ παλάμαισι Δίκης ἐκολάζετο, theils viel zu weit von der Vulgata, καὶ πάλιν εἰς ἀΐδην ἐκολάζετο (cod. Vat. κωλάζετο) abweicht, als dass man sie billigen könnte, theils auch in Ansehung des Sinnes bloss ein überflüssiges und nicht gut verbundenes Anhängsel gibt. Wenn eine Conjectur bey einer so offenbar verdorbenen Stelle nicht überhaupt etwas zu Gewagtes ist, würden wir vermuthen, man müsse lesen: κοὐ πάλιν εἰς 'Αΐδην κυδάζετο: *er verschmähete nicht wieder den unterirdischen Gott.* — Tit. XV. Ep. XI. (Brunck. T. II. p. 161. V.)

> Οὐλόμεναι νήεσσι Καφηρίδες, αἵ ποτε νόςον
> 'Ωλέσαθ' 'Ελλήνων, καὶ ςόλον 'Ιλιόθεν,
> Πυρσὸς ὅτε ψεύςης χθονίης δνοφερώτερα νυκτὸς
> Ἧψε σέλα, τύφλῃ δ' ἔδραμε πᾶσα τρόπις
> Χοιράδας ἐς πέτρας. Δαναοῖς πάλιν Ἴλιος ἄλλη
> Ἔπλετο, καὶ δεκέτους ἐχθροτέρη πολέμου.
> Καὶ τὴν μὲν τότ' ἔπερσαν, ἀνίκητος δὲ Καφηρεύς,
> Ναύπλιε· σοὶ γὰρ πᾶν 'Ελλὰς ἔκλαυσε δάκρυ.

Es ist eigen, dass das, was in diesem Epigramm nothwendig eine Aenderung verlangt, ἔπλετο, wofür ἔπλετε zu lesen ist, von niemand bemerkt; was hingegen nicht zu ändern ist (wir meynen die letzten Worte des Epigramms), für verdorben gehalten worden ist. Hr. Jakobs schlägt vor, Ναύπλιε, σὴν δ' ἀρετὰν 'Ελλὰς ἔκλαυσε μακρόν, wo wenigstens die widrige Vermischung des Attischen und Dorischen Dialekts das Ohr des Erfinders hätte beleidigen sollen. Auch Hr. *de Bosch* empfand hiervon nichts, da er die Jakobsische Vermuthung wenigstens so abgeändert wünscht, σὴν δ' ἀπάταν 'Ελλὰς ἔκλαυσε δάκρυ. Doch nimmt er selbst an der seltsamen Redensart κλαίειν δάκρυ Anstoss. Wer sollte aber wohl glauben, dass er nun noch eine Aenderung vorbringen würde, die noch weit mehr von der alten Lesart abweicht. Er meynt, man müsse schreiben; σοὶ γὰρ πᾶσ' 'Ελλὰς ἔδωκε δίκην. Die Stelle recht angesehen, wird man sich bald überzeugen, dass jede Aenderung unnöthig ist. Freylich kann man nicht schlechthin sagen: κλαίειν δάκρυ, aber so wenig κλαίειν πικρὸν δάκρυ einen Anstoss geben würde, eben so wenig lässt sich an der Redensart: πᾶν δάκρυ κλαίειν, etwas aussetzen, sobald damit gesagt werden soll, alle seine Thränen weinen. Nun aber ist diess hier der Fall. Denn der Sinn ist nicht, wie Brunck meynt, *propter te Graecia omnigenas lacrimas fudit*, der Vater hat den Sohn, die Gemahlin den Gemahl, der Sohn den Vater beweint, sondern der Gedanke ist dieser: Die Kapharischen Klippen, an denen die ganze Flotte der Griechen scheiterte, sind ein zweytes und weit schlimmeres Troja. Denn alle Thränen, an welchen der Heereszug nach Troja Schuld war, sind nicht den Trojanern, sondern Dir, Nauplius, geweint, weil Troja doch erobert

wurde, und man sich freuen konnte, dass die Helden auf einem siegreichen Zuge gefallen waren; jene Klippen hingegen keinen Sieg gewährten, sondern bloss die Niederlage siegreich zurückkehrender Helden bewirkten, mithin allein wahre Ursache ihren Tod zu beweinen gaben. — Tit. XI. Ep. V. (Brunck. T. I. p. 488. X.)

> Οὐκ ἔτ' ἀνὰ Φρυγίην πιτυοτρόφον ὥς ποτε μέλψεις,
> Κροῦμα διὰ τρητῶν φθεγγόμενος δονάκων.

Brunck änderte die alte Lesart δι' ἐντρητῶν in δι' εὐτρήτων, und wer sollte glauben, dass nach dieser keinem Zweifel unterworfenen Emendation jemand noch an diesem Distichon einen Anstoss genommen haben würde? dennoch hat diess sowohl Hr. Jakobs als Hr. *de Bosch* gethan. Der letztere schreibt S, 218.: *elegans sane est Iacobsii emendatio, legentis,* κρούματι εὐτρήτων θελγόμενος δονάκων, *sive* τερπόμενος δονάκων: *tamen leviore medicina uti mallem, legendo,* κρούματα εὐτρήτων φθεγγόμενος δονάκων. Mit der Eleganz des Jakobsischen Einfalls sieht es nicht zum Besten aus, da er uns einen Hiatus giebt, der schlechterdings nicht geduldet werden kann: überdem sind seine Vermuthungen über die Lesart dieser Stelle in der That nichts als ein müssiges Spiel. Was aber Herrn *de Bosch* bewegen konnte, der Brunckischen Lesart eine ebenfalls durch den Hiatus entstellte Veränderung, die doch im Sinne gar nicht von dem Brunckischen Texte verschieden ist, vorzuziehen, vermögen wir auf keine Weise einzusehen. Die hier erwähnte Eleganz führt uns auf einen andern Punkt, bey dem wir mit Schmerz gesehen haben, dass Hr. *de Bosch* in Ansehung der Prosodie wieder zu der alten Barbarey zurückkehren will. S. 361. liest man die jetzt in der That höchst unerwartete Aeusserung: *sed quis mihi persuadebit, Palladam metri leges, quas saepe a Latinis, saepius vero a Graecis poetis, propter sibi cognitas, nobis plane incognitas, rationes, neglectas vidimus, hic observare voluisse. Credo equidem, si quis eo animo ad Anthologiam emendandam accedat, ut omnia, contra metri leges commissa, vitia tollere velit, fore, ut ei magis noceat, quam prosit. Vere, ut ego quidem arbitror, Reiskius ad Theocriti Idyll. VI. p. 182. Mihi certa sedet sententia, in qua iam a multis versor annis, et in dies magis magisque confirmor, poetas Graecos ignorasse, et, si noverunt, contemsisse illa prosodica Grammaticorum commenta, et syllabas pro lubitu, ex rei cuiusque praesentis necessitate aut convenientia, usurpasse promiscue, ut easdem literas syllabasve, prout res quaeque, aut animus ferret, modo producerent, modo corriperent, legis certae aut nescii aut impatientes.* Wir hätten in der That nichts weniger erwartet, als dass ein Freund von Ruhnkenius, Wyttenbach, und andern berühmten Philologen sich auf diese famöse und schon längst verlachte Stelle des hypochondrischen Reiske berufen würde, um eine Meynung zu vertheidigen, die der Unkritik Thür und Thor öffnet. Etwas ähnliches über die lateinische Prosodie findet man S. 298. wo der Verfasser, nachdem er einige Beyspiele von unsicherer Quantität in *Nominibus propriis* aufgezählt hat, ankündigt, er wolle zu seiner Zeit beweisen, dass diese Freyheit sich auch weiter erstreckt habe. Daher mag es denn also wohl kommen, dass Hr. *de Bosch* S. 178. schreibt; *primum versum optime mihi emendasse videtur Iacobsius, legendo vol. II. 3. part. 2. p. 169.*

> Πάτρα Μίλητος ἔτικτε τὸν ἐν Μούσαισι ποθεινόν,

wo gleich zwey prosodische Fehler neben einander einherschreiten. Desto mehr müssen Aeusserungen, welche gerade auf die entgegengesetze Meynung schliessen lassen, befremden, wie S. 243. *vulgata lectio ferri non potest, quia prima in* κλάδοισι *brevis est, ut T. 6. c. 2. h. l.* (wie kann die in Frage stehende Stelle zugleich Beweisstelle seyn, zumal da der Vers so lautet:

> ὁππόσα γὰρ κλάδοισι πεπαίνομεν, ἄλλος ὑφέλκει,

und mithin eher das Gegentheil beweisen würde?) *et apud Theocrit. Idyll. 29. v. 14.* Daher schreibt der Verfasser, dem die Hermann'sche Conjectur zu Orph. p. 824. unbekannt geblieben ist, ὁππόσα μῆλα κλάδοισι. Wir sehen in der That nicht ein, was Hrn. *de Bosch* bey seiner Ueberzeugung von der Willkühr der Dichter in der Prosodie bewegen konnte, lieber zu emendiren, als κλάδοισι für lang mit der ersten Sylbe anzunehmen. Eben so wenig hätte er nöthig gehabt, in dem S. 292. von ihm in der Uebersetzung eines Epigramms gemachten Hexameter,

> *Natantem invadit, raptumque ex aequore terrae,*

in den Addendis *Invadit nantem* zu corrigiren, wenn man beliebig lange Sylben kurz, und kurze lang brauchen kann.

Uebergehen können wir nicht eine eigne Meynung, die Hr. *de Bosch* S. 139—154. von Horazens Ars poetica hegt, und die er, wie wir aus den Addendis S. 478. sehen, noch in einer besondern Abhandlung weitläuftiger vorgetragen hat. Er behauptet, dieser Brief sey nicht an die Pisonen geschrieben, da keiner aus diesem Geschlechte unter den Freunden des Horaz vorkomme, und man überhaupt nichts Näheres von ihnen wisse; vielmehr rede Horaz die Pisonen durch eine Prosopopoeia an, und zwar um desto besser über schlechte Dichter hergehen zu können, weil keiner der Pisonen Verse gemacht habe. Die Worte V. 24. *pater et iuvenes patre digni* versteht er von den alten Dichtern und deren Nachfolgern. Statt *o maior iuvenum* V. 366. liest er *o maior iuvenis,* welches so viel heissen soll, als o Jüngling, wer

du auch seyst, der du zu reiferm Alter gelangt bist. In den Worten V, 386. *si quid tamen olim scripseris, in Maeci descendat iudicis aures, et patris, et nostras,* macht er die Aenderung, *et patere in nostras.* Wir überlassen es unsern Lesern, ob sie sich wollen von Hrn. *de Bosch* überzeugen lassen, und bemerken nur noch, dass er sogar nicht unterlassen hat, seine Zuflucht auch zu dem Argumente zu nehmen, dass Horaz grossentheils im Singular jemanden in diesem Briefe anredet, wie, *si vis me flere, dolendum est primum ipsi tibi.* Wäre der Brief an die Pisonen geschrieben, so meynt er, würde Horaz sich des Plurals bedient haben. Was hat sich dieser schöne Brief des Horaz nicht schon alles müssen gefallen lassen!

In dem noch folgen sollenden fünften Bande werden die von Grotius, wie wir oben angeführt haben, beabsichtigten, und von Hrn. *de Bosch* bereits verfertigten Indices, so wie auch noch ein Index beynahe aller in der Anthologie vorkommenden Wörter, unter denen viele sind, welche noch in keinem Lexikon stehen, gegeben werden. Dieser Band, der doch wohl auch des Hrn. *de Bosch* Noten zu den übrigen Büchern der Anthologie enthalten wird, dürfte demnach ziemlich stark werden. Wir sehen ihm mit Vergnügen entgegen, und wünschen sehr, es möge auch noch ein Index über die in den Noten behandelten Sachen und verbesserten Schriftsteller angehängt werden.

GRIECHISCHE SCHRIFTSTELLER.

Fabulae Aesopicae, quales ante Planudem ferebantur, ex vetusto codice Abbatiae Florent. nunc primum erutae una cum aliis partim hinc inde collectis partim ex codd. depromptis, latina versione notisque exornatae cura ac studio *Francisci de Furia.* Lipsiae, sumtibus Joh. August Weigel, MDCCCX. CCC. 172. 180. 164 S. gr. 8.

Der erste Druck dieser neuen und wichtigen Sammlung äsopischer Fabeln erschien zu Florenz in zwey Bänden. Mit Bewilligung des verdienstvollen Herausgebers, Professors der griech. Literatur und Bibliothekars zu Florenz, ist dieser neue, correctere und von Hrn. de F. bereicherte Druck veranstaltet. Die alte Handschrift der Casinens. Abtey zu Florenz ist diejenige, aus welcher Xenophons aus Ephesus und Charitons Romane zuerst herausgegeben worden sind. Sie ist auf Baumwollenpapier in 8. zu Ende des 13ten Jahrh. mit äusserst kleinen und verschlungenen Buchstaben geschrieben, und enthält nicht weniger als 22 verschiedene, sonderbar zusammengestellte Stücke, deren noch nie vollständig bekannt gemachten Inhalt Hr. de F. in den Prolegg. S. XXXIII ff. angibt. Auf kurze moral. Vorschriften folgen die erotischen Schriften des Longus, Achilles Tatius, Chariton und Xenophon, und diesem sogleich der dem Athanasius fälschlich zugeschriebene Tractat über viele wichtige Fragen, die heilige Schrift betreffend. Im Longus ergänzt der Codex die Lücke, welche im 1. Buche der bisherigen Ausgaben sich findet, und wovon nun schon ein Abdruck gemacht ist. Zur Geschichte desselben mögen folgende Stellen Aufmersamkeit verdienen: Hr. de F. sagt in den Prolegg. S. XXXV. „nescio quo misero funestoque reip. litterariae fato, quum nuper ex Casinensi bibliotheca in Laurentianam cum plurimis aliis atque optimis Mss. codd. translatus fuerit, Gallus quidam *Courier* cognomine dictus, qui de Longo iterum edendo cogitabat, a me de hoc codice admonitus, dum ipsum parum attente manu versat, atramento totam illam paginam foedissime maculavit, ex qua, me duce, lacunae supplementum transcripserat. Horrendum quidem facinus, sed magis horrendum, quod supplementi huiusce ἀπόγραφον mihi dari pollicitus, ut Longus hoc saltem modo bono litterarum publico integer servaretur, deinde, fas omne abrumpens, omnino reddere denegavit.“ Doch Hr. Prof. Schäfer, der die Besorgung dieser neuen Ausgabe der Aesop. Fabeln gehabt hat, theilt aus einem Schreiben des Hrn. Boissonade vom 19. April die beruhigende Nachricht, die jedoch Hrn. Courier nicht gegen Hrn. Furia's Anklagen rechtfertigt, mit: „χαῖρε μέγα, praestantissime Longi editor; auctoris elegantis liber primus foeda illa lacuna non amplius dehonestabitur. Ecce nunc supplementum habemus. Courrerius, vir mihi amicissimus, et cuius nomen cognitum potes habere ex Athenaeo Schweighäuser. et Millini Horreo, Florentiae quum degeret, codicem Laurentianum, illum ipsum e quo Furia Aesopicas fabulas nuper descripsit, curiosis et eruditis inspexit oculis et Longi plenum et integrum textum non sine magna voluptate legit. Statim, ut est homo Ἑλληνικώτατος et harumce cupediarum avidus, lacunae supplementum descripsit, et opus totum contulit ad codicem nuncque in eo est, ut Longi Pastoralia graece edat. Ante textus editionem, gallicam versionem, et ipsam integram, Amyotico stilo moreque concinnavit, cuius LX. tantum exempla typis sunt impressa, in amicorum gratiam et doctorum quorundam virorum.“ In derselben Handschrift nun stehen (p. 21.) die hier zum ersten bekannt gemachten äsopischen Fabeln (an der Zahl 199), in alphabetischer Ordnung, wie sie vor den Zeiten des Planudes gelesen wurden. Montfaucon, Salvini, Cocchi, Lami, Maffei, unser Landsmann Cober, Franz Raynal, hatten sich vorgenommen, die Aesop. Fabeln aus dieser Handschrift bekannt zu machen, es blieb aber dem Hrn. de F. vorbehalten, diess mühsame Geschäft zu vollenden und die längst erregte Hoffnung zu erfüllen. Es war

gewiss nichts Leichtes und Angenehmes, die äusserst kleine, zusammengezogene, halb verloschene Schrift, von welcher eine Probe in Kupfer gestochen worden, die immer noch leserlicher ist, als sie in der Handschrift selbst seyn mag, zu lesen. Er rühmt den Beystand seines Collegen, des Hrn. Casp. Bencini. Die in der Handschrift enthaltenen Fabeln sind nun keinesweges alle durchaus neu, mehrere kommen in den bisherigen Sammlungen dem Stoffe nach vor (um so viel nöthiger wäre es gewesen, überall in den Anmerkungen anzuzeigen, wo eine Fabel schon wenigstens dem Hauptinhalte nach zu finden sey, was nur bisweilen geschehen ist): aber überall weicht der Text der Handschrift von dem Planudeischen bald mehr, bald weniger ab, und bald sind die Fabeln der Handschrift ausgeführter, bald hat man in dem gewöhnlichen Texte mehrere Zusätze. Man vergl. Fab. 9. der Fur. Ausg. mit Fab. 9. der Ernestinischen. Der Text der Handschrift ist oft sehr fehlerhaft, und offenbare Fehler, deren Verbesserung nothwendig und leicht war, hätten, glaubt Rec., ohne Bedenken im Abdrucke geändert werden können. Doch der kritische Theil der Bearbeitung ist gerade nicht der glänzendste. Die Fabeln sind zum Theil ihrem Stoffe nach alt und echt äsopisch, die Ausführung verräth das spätere Zeitalter und nicht selten den Mönchsgeist; in wiefern sie äsopische genannt werden können, braucht einsichtsvollen Lesern nicht erst angezeigt zu werden. Der Herausgeber hat selbst in den Prolegg. Anleitung zu dieser Beurtheilung gegeben. Er führt darin zuvörderst die bekannten Sagen von Aesops Leben an. Nach des Aphthonius vita Aesopi ist er zu Athen bey einem gewissen Demarchus Sklav gewesen. Aber die Flor. Handschrift hat den Namen anders: Τιμάρχῳ τῷ καλουμένῳ Κουρσία. Das Unwahrscheinliche, Falsche, Widersprechende in diesen Sagen bemerkt Hr. de F. mit vielem Scharfsinn selbst. Dass übrigens nicht Maximus Planudes Verfasser der gewöhnlichen Lebensbeschreibung Aesops, sondern diese sogar älter sey, wird unter andern auch aus jener Florent. Handschrift dargethan. Die von Einigen vertheidigte Meynung, Aesop und Locman wären eine und dieselbe Person, bestreitet Hr. de F. mit Recht, sobald an Individuen, nicht an Collectivnamen alter Fabeln gedacht wird; doch glaubt er, Aesops Name sey auch unter den Arabern bekannt geworden, nicht aber umgekehrt, Locmans Fabeln wären ins Griechische übersetzt und unter Aesops Namen verbreitet worden. Nur was bey den vorzüglichsten ältern Schriftstellern vom Aesop gesagt wird, verdient Glauben (und auch davon beruht wohl der grösste Theil nur auf verschiedenen Sagen). Dass er seine Fabeln nur mündlich vorgetragen habe, ist bekannt. Nicht als wäre er der erste Erfinder der Fabeln, werden sie äsopisch genannt, sondern weil er sich derselben vorzüglich bediente. Wenn es gleich uns nicht wahrscheinlich ist, dass Aesop seine Fabeln in einer sehr gebildeten Sprache erzählte (er bediente sich wohl der Volkssprache, da er auf das Volk wirken wollte), so ist doch der Styl in den Fabeln, wie man sie jetzt lieset, zu schlecht, als dass man ihn für äsopisch halten könnte. Er verräth das Zeitalter der sinkenden griech. Literatur. Doch auch selbst der Inhalt vieler Fabeln verräth ein späteres Zeitalter, und die Epimythien (die Moralen) haben nicht nur kein Merkmal des Alterthums an sich, sondern entfernen sich auch öfters vom wahren Sinne der Fabeln, und sind offenbar von spätern Auslegern, Mönchen vornehmlich, beygefügt. Echte äsopische Fabeln (d. h. solche, die ihrem Inhalte nach alt und äsopisch waren) gab es im Zeitalter des Alcäus, Aristophanes, Plato, Aristoteles; aber die jetzt vorhandenen haben ganz den echten Charakter des Alterthums verloren. Die erste Veranlassung dazu gaben unstreitig die Rhetoren der spätern Zeiten (wie Aphthonius und andere, welche ihre Schüler auch äsopische Fabeln machen liessen, oder selbst dergleichen zur Uebung für die Schüler verfertigten). Demetrius von Phalerus war vielleicht der erste, welcher eine Sammlung äsop. Fabeln veranstaltete. Mehrere trugen die äsop. Fabeln in elegische oder hexametrische Verse über, Babrias (oder Babrius, vor Augusts Zeitalter) machte die vollständigste Sammlung äsopischer Fabeln in Choliamben. Ihnen folgten die lateinischen Fabeldichter der ältern, mittlern und neuern Zeit. Von Barthol. Scala sind 100 unedirte Apologen in der bibl. Laurentiana, von Leo Batt. Alberti ebenfalls 100 Apologen handschriftlich in der Riccardiana vorhanden. Des Babrius Sammlung war noch im 12. Jahrh. ganz vorhanden; nur eine Fabel daraus hat der damals lebende Joh. Tzetzes aufbehalten. Tyrwhitt glaubte, dass aus dieser Sammlung alle jetzt vorhandene äsop. Fabeln, folglich nach manchen Abänderungen und zum Theil in Prosa übergetragen, herrühre. Wenigstens sind viele Reste von Choliamben in ihnen, auch in den Fabeln, die in den Vatican-Handschriften sich befinden, anzutreffen. Bisher geb es drey verschiedene, aus Handschriften geflossene Exemplare dieser Fabeln, die Accursiana, Stephaniana, Neveletana. Ausser ihnen werden von Hrn. de F. auch andre Herausgeber, die Handschriften verglichen, oder neue Fabeln bekannt gemacht haben, genannt. Der gegenwärtige Herausgeber wollte seine Sammlung so vollständig als möglich machen, und nahm daher auch einen Theil der bisher schon gedruckten Fabeln aus. Er liess nämlich alle die Fabeln weg, in denen dieselbe Erzählung, mit wenig veränderten Worten, gefunden wird, welche aus dem Florent. Cod. bekannt gemacht worden sind, und fügte nur die bey, welche mit den vorhergehenden weniger übereinstimmen. Man kann folglich die bisherigen Sammlungen nicht ganz ent-

behren, wenigstens wenn man genaue Vergleichungen anstellen will. Man findet nun hier zuerst 23 Fabeln aus dem Aphthonius (200 — 222), die aus den 40 Fabeln, welche er verfertigt hat, ausgewählt sind, weil sie allein mit denen in Flor. Cod. nicht übereinkommen, da hingegen der Inhalt der übrigen nicht nur mit jenen, sondern auch mit den Planudeischen übereinstimmen. Darauf folgen 37 des Planudes (223—239) des gelehrten Constantinopol. Mönchs im 14. Jahrh., der eine neue Sammlung der Fabeln gemacht haben soll; 70 aus der Nevelet'schen Sammlung (260—329); 17 aus dem Syntipas (330—346.) Bekanntlich hat die letztere Hr. Coll. Rath Matthäi zuerst bekannt gemacht; sie sollen von einem persischen Moralisten, Syntipas, verfertiget, und von Mich. Andreopulus griechisch übersetzt worden seyn. Allein Hr. T. behauptet wohl mit Recht, dass sie nicht vom Syntipas herrühre; er vermuthet, ein unwissender Abschreiber habe sie ihnen beygelegt, weil er in einer ältern Handschrift des Syntipas Fabeln vom König der Perser, Cyrus, seinem Sohne, seinem Kebsweibe und sieben Hofbeamten gefunden hatte. Denn die Uebereinstimmung der meisten mit den äsopischen Fabeln lehrt, dass sie von einem Nachahmer des Aesops verfertigt seyn müssen. Endlich folgen noch (von 347—382.) 36 unedirte Fabeln aus Vaticanhandschriften, welche die Herren Gaetano Marini und Geronymo Amati dem Herausgeber übersandt haben. Der Schreiber dieser Handschriften war sehr ungeübt, so dass fast in jedem Worte Fehler vorkommen, und sie daher häufiger Berichtigungen bedurften. Ihnen sind zuletzt (383—423) noch 41 Fabeln aus verschiedenen alten Schriftstellern beygefügt, in denen man sie antrifft. Die ganze Sammlung enthält also 423 Fabeln, von denen 235 zum erstenmal aus Handschriften in der gegenwärtigen und zum Theil bessern Gestalt bekannt gemacht sind. Die Uebersetzung folgt dem Texte und den darin gemachten nothwendigen Aenderungen meist nach, lässt aber in Ansehung des latein. Ausdrucks manches zu wünschen übrig. Die Anmerkungen sind nur über die hier zuerst edirten Fabeln ausführlicher, und erläutern die Namen der Thiere und die Eigenschaften, die ihnen in der Fabel beygelegt werden, einzelne weniger bekannte Ausdrücke, und den Inhalt und Sinn der Fabel. Zu den übrigen, bereits früher gedruckten oder bekannten Fabeln sind die Anmerkungen ungleich kürzer. Angehängt sind mehrere Register, von welchen das über die griechischen Worte von einem hiesigen Gelehrten herrührt, wie nachher insbesondere erwähnt werden wird. Um nichts, was die Literatur der äsop. Fabeln angeht, fehlen zu lassen, hat der Verleger noch aus Fabricii Bibl. Gr. das Capitel de Aesopo et aliis fabularum scriptoribus, nach der Harles. Ausgabe, des Rich. Bentley Diss. de fabulis Aesopi, des Tho. Tyrwhitt diss. de Babrio, nach dem Erlang. Abdruck; des Hrn. Prof. Imm. G. Huschke diss. de fabulis Archilochi, nach Faria's Vorreden von S. XLI—CCL. abdrucken lassen.

Das Verdienst des Herausgebers besteht also vornehmlich in der Bekanntmachung der handschriftlichen äsop. Fabelsammlung, die über das Planudeische Zeitalter hinausgeht, und schon deswegen einen höhern Werth hat, und unentbehrlich ist; der deutsche Herausgeber hat, wie man von ihm gewohnt ist, für einen richtigen Abdruck, der Verleger für äussere Schönheit, an welcher diese Ausgabe die Florentinische übertrifft, gesorgt. Es ist aber auch eine wohlfeilere Handausgabe auf gewöhnlichem Papier, aber gut und rein gedruckt, besorgt worden:

ΑΙΣΩΠΟΥ ΜΥΘΟΥ. *Fabulae Aesopicae, a Francisco de Furia, tum primum e codicibus editae, tum aliunde collectae.* In usum scholarum. Notas criticas et indicem graecitatis adjecit *Carolus Ernestus Christophorus Schneider.* Lips., ap. Weizel, 1810. IV. 171. 115 S. gr. 8.

Der Besitzer der grössern Ausgabe kann diese Handausgabe des Eigenthümlichen wegen, das sie enthält, nicht entbehren, eher würde der letztere erstere entrathen können, wenn nur aus den Prolegg. des italien. Herausgebers das Nöthigste über die Quellen der Sammlung, und besonders die Handschriften kurz wäre zusammengestellt, und in den Noten, vornehmlich bey den letzten Fabeln, der Ort, wo man sie findet, angezeigt worden. Anfangs hatte Hr. S. nur den Auftrag, ein griechisches Wortregister zu dieser Schulausgabe zu machen, wobey seine Absicht vornehmlich dahin ging, die in Riemers Auszuge aus Schneiders Wörterbuche fehlenden oder unrichtig erklärten Wörter zu ergänzen. Aber da er fand, dass die Lesart hie und da so verdorben sey, dass junge Leser, wenn sie nicht eine Anleitung zur Berichtigung derselben erhielten, nicht fortkommen könnten, so entschloss er sich, die kritischen Anmerkungen beyzufügen, in welchen zur Verbesserung des Textes die bisherigen Sammlungen und das, was Tyrwhitt aus der Bodley'schen Handschrift bekannt gemacht hat, auch Suidas, benutzt worden sind. Nach des Rec. Urtheil hätten in einer Schul- oder Handausgabe ganz offenbare Fehler sogleich im Text geändert werden sollen, um allen Anstoss möglichst aus dem Wege zu räumen; so konnte unbedenklich f. 46. u. 199. πρέσβυτις für πρέσβυτης f. 271. προσδοκῶντες für προσδοκοῦντες gesetzt werden. Denn warum sollen Fehler von Abschreibern im Texte erhalten werden, da ja die gemachte Aenderung in den Noten angedeutet werden kann. Andere, nicht so sichere Verbesserungsvorschläge gehören allerdings nur in die Anmerkungen. Wir finden aber noch mehrere, dem Herausg. eigne Verbesserungen, die seinem kritischen Scharfsinne und seiner Sprachkenntniss sowohl, als dem Fleisse womit er die wenigen vorhandenen Hülfsmittel be-

nutzt hat, Ehre machen. In mehrern Fabeln hat der Herausg. mit Glück versucht, die Choliamben herzustellen. Bisweilen werden auch Furia's kritische, oder vielmehr unkritische, Urtheile berichtigt. Dass übrigens diese Anmerkungen kurz gefasst werden mussten, war ihrer Bestimmung gemäss. Beym Schulgebrauche wird die Beyhülfe des Lehrers erforderlich seyn. Ungeachtet die griech. Wortregister in beyden Ausgaben von demselben Verfasser herrühren und in mehrern Stellen übereinstimmen, so weichen sie doch auch beträchtlich von einander ab, und müssen daher beyde benutzt werden. Nicht nur ist in der obigen Ausgabe die Erklärung manches Worts (wie δεσπότης) ausführlicher, als in dem Register der grössern, und umgekehrt, sondern es fehlen auch bisweilen Worte in dem einen, die in dem andern stehen. So hat das Register der kleinern Ausg. die Bedeutungen von ὦ, dagegen fehlt ὠρομαθής, was in dem der grössern steht, oder dessen Verbesserung ὠρονόμος. Nach μέμφομαι hat das erstere zwey Worte (μένω, μεσος), die man im letztern vermisst; dagegen fehlt μετανοέω aus dem Reg. der grössern Ausgabe. Es fehlen aber auch in beyden Worte, wie μεσοπολιός aus der 199. Fab. Allerdings hätten wir diese Register etwas vollständiger und in beyden Ausgaben übereinstimmend gewünscht. Der Ernesti'sche Index zu der Ausgabe 1781, (welcher auch von dem ital. Herausgeber nicht berücksichtigt worden ist), konnte dazu benutzt werden. Uebrigens sind in das Register der kleinern Ausgabe einige Bemerkungen von Furia aufgenommen worden (s. Μηναγύρτης), hie und da werden aber auch Furia's Uebersetzungen berichtigt (z. B. unter δελεάζω.) Hr. Prof. de F. hatte selbst schon manche Stellen seiner Uebers. und Noten in einem Anhange zur grössern Ausgabe verbessert.

Beyde Ausgaben gehören also zu den Bereicherungen der griech. Literatur. Es ist auch noch ein Abdruck des blossen griechischen Textes veranstaltet worden.

Luciani Samosatensis Charon sive Contemplantes. In usum scholarum textu passim emendato adnotationibusque subiectis edidit *Joannes Theophilus Lehmann*, AA. LL. Magister, Gymn. Luccav. Conrector. Addita etiam Scholia Cod. Vossiani et Paris. cum notis eruditorum virorum, nec non index verborum nominumque ad propositum accommodatus. Lipsiae ap. J. A. Barth, 1811. XVI u. 142 S. 8.

Der durch seine gelehrten Kenntnisse wie durch seine Verdienste als Schulmann uns schon bekannte Herausgeber bemerkt in der Vorr. sehr richtig, dass unter den Schriftstellern, welche durch attische Eleganz sich auszeichnen, kaum einer für das frühere jugendliche Alter so anziehend ist, als Lucian, und zugleich so passend in jeder Hinsicht. Dass nicht alle Lucianische Schriften der Jugend erklärt werden können, urtheilt der Herausgeber selbst. Einige der brauchbarern Schriften desselben sind schon für die Jugend bearbeitet worden, nur der gegenwärtige vorzügliche Dialog, Charon, nicht. Die Aufnahme desselben in einige Chrestomathien schien eine besondere Ausgabe dieses Dialogs keinesweges überflüssig zu machen. Bey seiner Bearbeitung hatte der Herausg. einmal solche junge Leser vor Augen, die mit der Grammatik beyder Sprachen hinlänglich bekannt, bereits mehrere lat. Schriftsteller u. ein griech. Lesebuch gelesen hätten, u. für die also auch der latein. Vortrag des Herausg. nicht unverständlich seyn könne. Für diese jungen Leser bestimmte er nun zunächst seine Arbeit, nicht eigentlich oder vorzüglich für Lehrer, damit jene den Dialog auch für sich, ohne weitere Nachhülfe, lesen könnten. (Will aber der Lehrer die Schrift in der Schule erklären, so wird ihm immer noch Gelegenheit genug bleiben, manches weiter auszuführen oder zu erläutern, auch durch Fragen zu untersuchen, ob die Anmerkungen richtig verstanden worden sind.) Den Text hat der Herausg., mit Benutzung der vorhandenen gedruckten Hülfsmittel, berichtigt u. vorzüglich mehrere Fehler der Schmiederschen Ausgabe verbessert, ohne eine neue Recension zu liefern. Ueberhaupt zeugt der durchdachte und fest gehaltene Plan der Ausgabe von richtiger Beurtheilung. Die Anmerkungen sind von vierfacher Art, grammatische, in denen aber nur auf die feinern Sprachgesetze und die Eigenheiten der Lucian. Sprache Rücksicht genommen ist, kritische, die dazu dienen sollen, Anfängern den Weg zu zeigen, wie Fehler des Textes aufzufinden u. zu verbessern sind, historische zur Aufklärung der angedeuteten geschichtlichen Umstände, u. ästhetische, die scherzhaften u. witzigen Wendungen bemerkbar zu machen. Die Scholien sind für die schon etwas weiter gekommenen Leser beygefügt, u. ihnen nur einige Anmerkungen von de Soul u. Hemsterhuis untergesetzt. Bey dem Register hat er nicht nur darauf gesehen, dass es das Nachschlagen eines grössern Wörterbuchs entbehrlich mache, was bey allen solchen Registern der Fall seyn sollte, sondern auch mehrere philologische Bemerkungen, als zunächst zur Erklärung der Lucian. Stelle erforderlich waren, um zugleich zur Erweiterung u. Begründung der griech. Sprachkenntniss etwas beyzutragen. Gelegentlich sind auch andere Bemerkungen, welche die neuern Uebersetzer angehen, eingestreuet, wie unter dem Wort κάθαρμα. Die Entfernung des Herausg. vom Druckorte hat freylich die Folge gehabt, dass der Abdruck nicht so correct ist, wie er in einer Schulausgabe seyn sollte, doch sind die haupsächlichsten Fehler am Schlusse angezeigt, u. müssen vor dem Gebrauche im Texte berichtigt werden. Wir wünschen, dass diese, dem hiesigen philologischen Seminarium zum Beweis der fortdauernden Theilnahme des Herausg. an demselben, zugeeignete Ausgabe fleissig, ihrer nützlichen Bestimmung nach gebraucht werde.

NEUE

LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

90. Stück, den 27. July 1810.

SYMBOLIK.

Libri Symbolici Ecclesiae Evangelico-Lutheranae, accuratius edit. variique generis animadversionibus ac disputationibus illustrat. a *Michaele Webero,* Scripturae S. Doct. primo Theol. Profess. in univ. litt. Viteberg. atque ad aedem arcis ex Acad. concinnatore. Vitebergae cIↃIↃCCCIX, typis et sumtibus F. J. Seibt. XLVIII 102, CCLXXII 328, XXXI 68, IV 149 S. gr. 8. (ohne die Dedication).

Am Schlusse ist bemerkt, was auf dem Haupttitel nicht steht, was aber der Inhalt schon zeigt, dass diess der erste Band der neuen mit Sorgfalt bearbeiteten Ausgabe der symbolischen Bücher sey. Er besteht aus vier besondern Stücken, die, so wie sie einzeln gedruckt worden sind, auch ihre besondern Titel und Seitenzahlen haben. In der allgemeinen, schon 1808 unterschriebenen Vorrede gibt der Hr. Herausgeber, nach vorausgehenden Klagen über die Gleichgültigkeit vieler Protestanten gegen symbolische Bücher und Lehre, ja selbst gegen Bibel und biblische Lehre, die doppelte Veranlassung dieser neuen Ausgabe an, Seltenheit und theurer Preis der bisherigen Ausgaben und Fehlerhaftigkeit des Drucks und der Interpunction in ihnen. Er führt ein merkwürdiges Beyspiel an, wie im 18. Artikel der Augsb. Conf. die unrichtige Interpunction bewirkt hat, dass man Worte, die aus dem Augustinus angeführt sind, für Worte der Confessoren angesehen und den Melanchthon einer Inconsequenz in seinen damaligen Vorstellungen vom freyen Willen beschuldigt hat. Nicht nur jenen Mängeln wollte der Herausgeber abhelfen, sondern auch durch Anmerkungen und Abhandlungen den Gebrauch dieser Schriften befördern und erleichtern. Es folgt sodann die latein. Vorrede zu dem Concordienbuche oder der Ausgabe aller symbol. Schriften des sächs. Reichs, nebst den Unterschriften. Mit besonderm Titel folgen:

Dritter Band.

Symbola catholica accuratius edita a D. Mich. Webero. Vitebergae, cIↃIↃCCCIX, b. Seibt.

Dieser Theil ist dem Kaiser von Oestreich zugeeignet, der stets seinen protest. Unterthanen verstattet hat, auf der Univ. zu Wittenberg zu studiren, wo Sr. Majestät bekannt ist, „non Rationalistarum, qui dicuntur, placita honore sed doctrinae christianae atque apostolicae decreta divina dominari et Theologorum ordinem non *formulae Kantianae* sed scripturae sacrae doctoribus, non mythologiae sed theologiae professoribus constare, qui a vulgari ista varietate ac levitate et perversa plurimorum philosophali consuetudine longe sint alienissimi, divinamque auctoritatem opinionum humanarum fallacius postponere pie vereantur.“ In den Prolegg. wird der Ausdruck symbolum, liber symbolicus erklärt, die Geschichte der drey (Luther zählte vier) katholischen Symbole erzählt, ihr Inhalt erläutert, und einige Zeugnisse für sie und ihren Inhalt angeführt. Unter dem sehr leserlich und correct gedruckten Texte stehen zahlreiche und ausführliche Anmerkungen, von denen einige, z. B. über die Lehre von der Höllenfahrt Christi, die Personalität und Gottheit des h. Geistes, aber ihrer Ausführlichkeit wegen lieber hätten als Excurse angehängt werden sollen, um nicht die Worte des Textes durch mehrere Seiten, die sie einnehmen, zu unterbrechen. Denn es sind nicht bloss einzelne historische und grammatische Erläuterungen der Worte der Symbole, sondern öfters allein dogmatisch-polemische Abhandlungen, mit ausführlichen Erklärungen mancher Bibelstellen, welche uns mitgetheilt werden. Sie enthalten manche eigenthümliche Anmerkungen und Ansichten, und verdienen schon deswegen Aufmerksamkeit.

Das zweyte Stück dieses Bandes ist:

Catechismus Lutheri uterque major et minor, accuratius edit. a D. *Mich. Webero.* Viteb. cIↃIↃCCCVIII.

Es ist dem regierenden Herzoge von Anhalt-Dessau, dem erhabenen Gönner der Wittenb. Universität, zugeeignet. In den Prolegg. wird die Geschichte beyder Katechismen fast zu kurz erzählt, und Luthers Urtheile über die Nothwendigkeit und Vortheile einer katechetischen Unterweisung angeführt. Beyde Vorreden Luthers sind abgedruckt. Hierauf folgen von S. XXXIII—CCLXXII. ausführliche Prolegomene zu den fünf Hauptartikeln, in welchen Prolegg. gehandelt wird: von der Eintheilung des Mosaischen Gesetzes, dem Neuen Dekalogus, der verschiedenen Art, die zehn Gebote zu zählen, von dem Dekalogus als einem Moralgesetz, (eine Ansicht desselben, die Hr. W. gegen Less ausführlich vertheidigt), ja selbst als einen Inbegriff der gesammten Moral, dem Unterschiede zwischen dem Decalogus mixtus und purus, (wobey der Hr. Verf. dem, dem ersten Gesetze beygefügten, Anhang eine eigene historische Erklärung gibt, nach welcher die angekündigte Strafe nur auf die abgöttischen Einwohner Palästina's, die Verbesserung auf die in Palästina einwandernden Israeliten bezogen wird), und von der auch für Christen verbindlichen Kraft des Dekalogus (welche S. XCIX—CLXIII. mit Stellen Melanchthons und Luthers belegt, und gegen Less und Berthold vertheidigt wird); ferner von Luthers verschiedenen Behandlungen der Lehre von der Höllenfahrt in verschiedenen Bekenntnissschriften; von der Pflicht der Christen zu beten, der Einrichtung, Materie und Form des Gebets, und von dem Gebete des Herrn und dessen Sinn; von der Taufe (wo der Hr. Verf. selbst erinnert, dass seine Meynung in zwey Stücken, der Kindertaufe und der Verbindlichkeit, sich von der angenommenen entferne, ohne dass er deswegen die Beybehaltung der Kindertaufe, als einer kirchlichen Einrichtung, verwerfe) und vom Abendmahl (bey welchem der Vf. ein doppeltes officium, temporarium und perpetuum, unterscheidet). Diese Prolegg. machten es überflüssig, den Katechismen viele Noten beyzufügen; sie sind daher auch seltner, doch kommen einige umständliche vor, wie S. 185 ff. von der Parabel Jesu, Matth. XVIII, 23—35., von der Hr. W. glaubt, dass sie entweder nicht an ihrem rechten Orte stehe, oder, wenn diess der Fall, durch einige Zusätze ergänzt werden müsse; die ausführlichere Erklärung von 1 Kor. 11, 17. ff. S. 227—236. (in welcher δοκιμαζειν ἑαυτὸν nicht von der Selbstprüfung, sondern von der Selbstschätzung, dem Gefühl der Christenwürde und (μὴ διακρίνειν τὸ σῶμα τοῦ κυρίου durch, die Kirche, den mystischen Körper Christi, nicht schätze, so viel als μεταφρονεῖν τῆς ἐκκλησίας τοῦ θεοῦ erklärt wird). Die Vorrede Luthers zum kleinen Katechismus hat mehrere erläuternde Anmerkungen erhalten. Diesem kleinen Katechismus ist nicht nur die Haupttafel, sondern auch der doppelte Anhang von der Copulirung der Eheleute, u. von der Kindertaufe (1525 von Luther geschrieben) beygefügt.

Die dritte Abtheilung dieses Bandes hat die besondere Aufschrift:

Confessio Augustana, accuratius edita a D. *Mich. Webero.* Vitebergae clↄlↄcccvii.

Sie ist dem Kaiser Napoleon (dessen Schutze der Herausgeber gerade ein Jahr vorher die Universität, als ihr damaliger Rector, bey dem Durchzuge der französ. Armee durch Wittenberg empfohlen hatte, zugeeignet, und rühmt diesem erhabenen Monarchen die Verdienste Luthers um Wiederherstellung und Befestigung der Rechte der Fürsten, und das Beyspiel des bürgerlichen Gehorsams, das die sächsische Kirche stets gegeben habe. Auf die Vorrede der Bekenner, an den Kaiser Karl V. gerichtet, folgen erst die nicht schon 1807 mit der Confession, sondern erst im gegenwärtigen Jahre gedruckten Prolegomenen des Herausgebers. Die Bemerkungen der Schrift, ihr Zweck (die Lehre der Parthey darzustellen und sie zugleich gegen Verunglimpfungen zu vertheidigen), ihre Abfassung u. s. f. werden nur kurz behandelt, desto ausführlicher einige Artikel, in welchen Melanchthon nicht mehr ganz die frühere Lehre vorgetragen habe, oder in Widerspruch mit sich selbst gerathen seyn soll, durchgegangen. Wegen der Ausgaben und anderer histor. Umstände verweiset Hr. D. W. auf andere Werke, ohne anzugeben, von welcher Ausgabe der gegenwärtige Text abgedruckt sey, obgleich jene Abweichungen vom gewöhnlichen Texte in Noten bemerkt sind.

Die letzte Abtheilung endlich ist besonders unter dem Titel gedruckt:

Responsio ad Confessionem Augustanam Pontificia e formula Pflugia ac Dessaviensi. Edita et notis nonnullis illustrata a D. *Mich. Webero.* Vitebergae, clↄlↄcccx.

und dem Könige von Baiern zugeeignet. Die Geschichte der sogenannten Confutation der Augsb. Conf., welche fünfmal verändert wurde, ist in den Prolegg. so erzählt, dass alle Weitläufigkeit vermieden und nur die Hauptmomente dargestellt sind. Beyde Exemplare dieser Antwort, das Pflugische und das Dessauische, das Hr. D. W. im vorigen Jahre mit Einleitungen und Abhandlungen zuerst herausgegeben, (s. L. L. Z. 1810. St. 56. S. 891.) sind hier zur bessern Vergleichung neben einander gedruckt, eine Vergleichung, die auch durch die beygefügten kritischen und andern Anmerkungen des Herausg. erleichtert wird. In einer Stelle der form. Pflug. zum 12ten Art. (S. 40.) bemerkt Hr. D. W., dass: *minimum* tribuere videntur fidei; ein Schreibfehler sey, und dass es müsse *nimirum* geheissen haben.

Die Mannigfaltigkeit der Untersuchungen, Abhandlungen und Bemerkungen, die besonders in

den ersten beyden Abtheilungen sich finden, erlaubte uns, wenn wir unsere Gränzen nicht überschreiten wollten, nicht weiter in das Einzelne einzugehen, und das viele Eigne, das der Gang der Untersuchungen, die Darstellungs- und Beweisart, die exegetische und polemische Behandlung hat, umständlicher darzulegen, noch weniger einzelne Behauptungen, in denen der Hr. Verf. sich bald von dem Gewöhnlichen und Hergebrachten entfernt, bald ihm eine andere Wendung gibt, bald es in Schutz nimmt, genauer zu prüfen. Wir glauben so viel angeführt zu haben, als zur Würdigung des Verdienstes des Herausgebers erforderlich ist, nud hoffen, dass er diese Arbeit bald vollenden, dem zweyten Bande, der nun noch die Apologie der Augsb. Confession, die Schmalkald. Artikel, die Concordienformel und die Visitationsartikel enthalten soll, die erforderlichen Inhalts- und Stellen-Register beyfügen, und dann, da doch diess Werk für angehende Studirende zu kostbar seyn dürfte, für sie einen wohlfeilen Abdruck des blossen berichtigten Textes besorgen werde, neben welchem diese grössere Ausgabe immer ihren eignen Werth behalten und gemacht werden wird.

FRANZÖSISCHE SPRACHE.

Neue Französische Grammatik für Schulen. Fünfte verbesserte Ausgabe, von *S. Debonale*, vormal. Parlaments-Advocaten. Hamburg, bey B. G. Hoffmann. 1810. kl. 8. XII und 596 Seiten. (1 Thlr.)

Die Vorzüge und die Mängel dieser Sprachlehre sind bereits bekannt. Der Verf. ist viel zu sehr für sich eingenommen, als dass er an seiner Arbeit nachbessern, zu sehr mit Aufsuchung fremder Fehler beschäftigt, als dass er zu der Kenntniss der seinigen kommen sollte. Daher bleibt diess, Buch, so schätzbar es auch wegen der bestimmten Regeln über die Aussprache, der gutgewählten Beyspiele, und des reinen und edeln Conversationstons in den Gesprächen ist, immer ein verwirrtes Chaos in Rücksicht auf Anordnung und Zusammenstellung, und bey allen seinen dictatorischen Aussprüchen mangelhaft und einseitig. Man sehe z. B. das Kapitel von den Deviationen (abweichenden Conjugationsformen). Da findet man *teter* und *haleter* als zwey besondere Formen, *envoyer chercher* als *ein* Wort, *aimer* und *pécher* als abweichend von der Grundform — da steht unter den Deviationen der zweyten Form *réussir* u. enorgueillir *partir*, *mentir* und *sortir* als 3 verschiedene Formen, S. 232. sogar *répandre* als Deviation der 2ten Hauptform! *prévaloir* S. 235. unter denen der 3ten, da doch S. 240. *valoir* unter den *irregulären* figurirt; und zwar mit Recht; unter den Abweichungen der 4ten Hauptform findet man *répondre*, *descendre* (warum nicht auch *rendre?*) Dagegen ist S. 218. die auf 3—4 Verba so beschränkte Form *traduire*, wie in den vorigen Ausgaben zum Paradigma der 4ten Conjugat. gewählt, wodurch freylich die Deviationen vervielfältigt werden. S. 198. steht *venir* besonders, dann S. 246. *tenir*. Sie gehören zusammen, aber S. 198. sollte nun einmal aus der Syntax anticipirt werden. S. 315 fehlt die Ausnahme der 3ten Regel, dass nemlich nach gewissen Sätzen, z. B. *Il est sur*, *il est constant* — *certain*, *incontestable*, *vrai* etc. der Indicativ, und nicht der Conjunctiv, stehen müsse. S. 352 werden noch immer im Gesetzgeberton nur 20 Verba (*Verbien* sagt der Verf. gegen die Analogie der deutschen Wortbildung) aufgeführt, denen der Infinitiv ohne *à* und *de* folge. Es fehlen aber *sentir*, *ouïr*, *entendre*, *voir*, *pouvoir*, *préferer*, *laisser*, *mener*, *nier*, *faillir*, *souhaiter*, *protester*, *assurer*, *faire*, *juger*, *avoir beau*, *s'imaginer*, *supposer*, und das Particip *censé*. So heisst es immer noch S. 94. Es sind 72 Substantiven, welche nur im Plural gebraucht werden, und in dieser so bestimmt abgeschlossenen, nicht einmal alphabetisch geordneten Liste, fehlen auf 30, z. B. *Aines*, *auspices*, *babioles*, *écoutes*, *epices*, *étésies*, *excréments*, *fesses*, *forces*, *gemeaux*, *goguettes*, *intestins*, *joyaux*, *lares*, *lendes*, *manes*, *moeurs*, *nipes*, *ordures*, *pénates*, *pierreries*, *reins relevailles*, *reliques*, *rênes*, *rets*, *semailles*, *subsides*, *tripes*.— Andere, die der Verfasser aufführt, gehören gar nicht in die Klasse, sondern in die der Substantive, welche im Plural eine andere Bedeutung haben, als im Singular, z. B. *assiduités*, *honneurs*, *légumes*, *odeurs*; die man noch vermehren könnte z. B. mit charmes, prétentions, u. a. Wer also diese Grammatik, die immer zu den bessern gehört, gebrauchen will, der muss nur den Glauben an des Verfassers Untrüglichkeit ablegen und die Mängel des Buchs zu ergänzen suchen.

Kleine Französ. Grammatik für Kinder. Mit Uebungen über den Syntax, Dialogen, Erzählungen, und einem Vocabulaire. (sic!) Von *S. Debonale*, vormal. Parlem. Advocaten. 2te Auflage. Hamburg, bey B. G. Hoffmann, 1810. IV und 132 Seit. (8 Gr.)

Verdient in gewisser Rücksicht, nach Rec. Dafürhalten, den Vorzug vor der eben angezeigten grössern Sprachlehre. Die Vorrede ist eine strenge Rüge gewisser Fehler, besonders orthographischer, die aber nicht blos Meidingerisch sind. Denn in wie vielen echt französischen und in Frankreich gedruckten Büchern findet man nicht: *jetta*, houssard. Die Aussprache der Vocale ist mit ausnehmendem Fleisse behandelt. Von den Consonanten nur *S*. *Oi* in *Roi* lehrt der Verfasser wie *oë* aussprechen; nach anderer Ohren klingt es eher wie *oa*, oder *ua* jedoch einsylbig. *Un* soll nach S. 14. wie das d. *ueng* ausgesprochen werden. Nach Rec. Ohr klingt es wie oeng. Die Piemonteser welche durchaus *üng* aussprechen, fallen den Franzosen. Der *r* in *notre*, *quatre* verbietet Hr. D. hören zu lassen. In

Frankreich ward Rec. gerade von Lehrern getadelt weil er es verschwieg. Man fand diese Aussprache gemein. — Die Zeiten des Conjunctivs sind auch hier sehr consequent von denen des Indicativs gesondert, nach den Conjunctionen, welche den erstern regieren. Folglich gehört das Conditionnel (*j'aurois*) nicht dazu. Die Syntaxe wird nur in Beyspielen gelehrt die den Haupt-Regeln unmittelbar folgen. Auch werden die irregulären Verba nicht unterschieden, sondern als eigene Formen angeführt, welches Rec. der Bestimmung des Büchleins ganz gemäss findet. Unter den Lesestücken zeichnen sich 12 Anekdoten aus. Dieser Theil könnte reichhaltiger seyn, auch statt der Verweisungen auf die grössere Grammatik mehr Regeln angeführt werden, wenn nicht die unaufhörlichen Rügen Meidingerscher Schnitzer so viel Platz wegnähme. Manche Regel ist undeutlich, z. B. S. 114 heisst es: „Bezieht sich die Rede auf die Art, womit etwas gethan, — gesagt wird, so braucht man: *bien, mal*. Bezieht sie sich auf die Eigenschaft, so wird *bon, mauvais, méchant* gebraucht." Werden Kinder diess verstehen? Zuletzt wird auch hier die Recension der Meidingerischen Sprachlehre in der allgem. deutschen Bibliothek, und der oft abgedruckte Brief der Berliner Akademie an den Verfasser zum Besten gegeben.

Numa Pompilius, Second Roi de Rome, par *Mr. de Florian etc.* Mit einer Erklärung der schweren Wörter und Redensarten, zur Erleichterung des Uebersetzens ins Deutsche. Leipzig, bey Gerhard Fleischer. 1810. 404 S. 8. (8 Gr. Sächs. oder 36 Kr. Rhein.)

Guillaume Tell, ou La Suisse libre par M. de Florian etc. Mit grammatischen Erläuterungen und einem Wortregister zum Behufe des Unterrichts. IV und 107 S. (4 Gr. oder 18 Kr. Rhein.)

Diese beyden historischen Romane Florians sind längst bekannt und über ihren Werth hat die Kritik entschieden. Hier werden sie nur als Lesebücher für Anfänger in der Franz. Sprache angezeigt, wozu sie sich vorzüglich eignen; u. was sie bey gegenwärtiger Bearbeitung und dem äusserst wohlfeilen Preise auch werden müssen. Diese Ausgabe ist also eine eben so verständige als uneigennützige Unternehmung. Der Druck ist sehr correct; die Erläuterungen in dem 2ten könnten freylich, ausser den irregulären Zeitwörtern, noch andere Schwierigkeiten und Eigenheiten der Sprache berücksichtigen; aber die angehängten Wörterbücher lassen wenig zu wünschen übrig. Nur manche Wörter würde Rec. anders erklärt haben, z. B. *branchage* durch *Geäst; Cupidité* durch Habsucht u. s. w.

ZEITGESCHICHTE.

Geist der Zeit, in einer pragmatischen Darstellung der merkwürdigsten Ereignisse in der physischen, moralischen, litterarischen und politischen Welt. Von *K. I. Widekind*, Grossherz. Badenschem Geh. Hofrathe und öffentl. Lehrer der Rechte zu Heidelberg. Erster Jahrgang, enthält das J. 1808. Freiberg und Konstanz, in der Herder'schen Buchhandl. 1810. XIV. 522. 24 S. gr. 8.

Von der Chronik des neunzehnten Jahrhunderts, die nur erst bis zu dem J. 1808, vorgerückt ist, und von andern ähnlichen Werken, unterscheidet sich das gegenwärtige einmal durch den Umfang, den der Titel selbst bezeichnet, und eine genaue Inhaltsanzeige noch deutlicher darlegen wird, sondern durch die Darstellungsart selbst, indem die Ereignisse, Vorfälle und Thatsachen in einem gedrängten Zusammenhange angenehm und lehrreich erzählt, mit manchen treffenden Winken begleitet, und mit den nöthigen Beweisen, Actenstücken und Citaten belegt sind. Man wird daher diesen *Geist der Zeit*, (ein Titel, der nicht mehr verspricht, als wirklich geleistet worden ist) nicht blos als ein belehrendes und unterhaltendes Lesebuch zur Erinnerung an die nächste Vergangenheit, sondern auch als Geschichtsquelle, wenigstens zur Nachweisung des Stoffs der neuesten Geschichte und der Vereinigung zerstreueter Notizen, brauchen können. Denn es ist gewiss, in dem Drange so vieler und grosser Weltbegebenheiten entschlüpfen einzelne, nicht unbedeutende, Vorfälle dem Gedächtnisse oft, und der Geschichtschreiber der neuesten Zeit, der einen Abschnitt derselben nach Verlauf einiger Jahre zu bearbeiten hat, ist oft in Gefahr, unvollständigen Darstellungen zu geben. Zu sehr sind die Nachrichten in vielen Journalen und politischen Blättern zerstreut, sie erfordern Sichtung und Prüfung und gewähren keinen pragmatischen Ueberblick des Ganzen. Gewiss ist es also schon verdienstlich, die Nachrichten zu sammeln, zu prüfen, zu ordnen, zu einem ganzen Gemälde zu vereinigen. Aber der würdige Verfasser dieser Darstellung hat mehr gethan. Sein ganzer Vortrag ist beurtheilend. Welche treffliche Bemerkungen enthält die allgemeine Uebersicht: Den Manen des J. 1808 gewidmet (ein Ausdruck, an dem sich folglich manches aussetzen lässt). Hier werden die Beschuldigungen, die man gegen diese Jahr oder vielmehr die Menschheit in demselben vorbringen kann, in einem mit starken Farben ausgeführten Gemälde aufgestellt. Der 1. Abschn. des Werks führt die grossen Naturbegebenheiten des J. 1808, Ueberschwemmungen, Stürme, Feuersbrünste, Erdbeben, Ungewitter, Steinregen, Schneelavinen, auch die Erscheinung eines Kometen, mit vorausgeschickter allgemeiner Betrachtung solcher Begebenheiten aus einem höhern Standpunkte auf. Der Text enthält die allgemeinen Angaben, die Noten, die einzelnen ausgewählten Beyspiele, mit Anzeige der etwa darüber erschienenen Schriften. Der 2te Abschnitt ist erfreulicher. Er verzeichnet die Bemühungen der Menschen zur Verbesserung des physischen Zustandes der

Erde und ihrer Bewohner im J. 1808. a) durch Erörterung verschiedener wichtiger Institute (wie des landwirthschaftlichen zu Hofwyl), b) durch mehrere getroffene nützliche Staatsanstalten und Einrichtungen (Verbreitung der Schutzpockenimpfung u. s. f.) c) durch neue oder durch Bekanntmachung älterer zur Erweiterung der Natur- und Länderkunde lehrreiche Reiseunternehmungen, d) durch neue interessante Untersuchungen und Entdeckungen im Felde der Wissenschaften (auch die Surrogate sind hier nicht übergangen). Der 3te Abschn. gibt einen allgemeinen Ueberblick des Religionszustandes (nicht nur des innern sondern auch des äussern), der überaus wohl gefasst ist. Der 4te enthält eine Würdigung dessen, was für die Erziehung des Menschen und Bürgers geleistet wurde, sowohl in Allgemeinen als insbesondere theils von Seiten der Landesregierungen für niedere Volksschulen, Lyceen und Gymnasien oder für höhere Bildungsanstalten und Universitäten als auch von Seiten der Pädagogen in denselben Beziehungen, (wo auch von manchen neuen Methoden, z. B. des Lesenlehrens, prüfend gesprochen wird). Der Gegenstand des 5ten Abschn. ist die Staatskunst und Gesetzgebung sowohl im Allgemeinen, als in Beziehung auf einzelne auswärtige und deutsche Staaten, und zwar theils solche, welche eine gänzliche Umänderung in ihrer bisherigen Verfassung und Verwaltung erfahren haben, theils solche, in welchen nur einzelne Zweige verändert und neu eingerichtet worden sind; der des 6sten ist die Justizpflege, deren Verbesserung, vorzüglich in Deutschland, durch Einführung des Code Napoleon sowohl als die noch bestehenden Gebrechen, die der Hr. Verf. vornemlich von dem Mangel eines obersten Bundestribunals herleitet, bemerkt sind. Im 7ten ist der Zustand der Künste und Wissenschaften lehrreich geschildert. Zuvörderst sind die Bemühungen der Regenten für die Cultur derselben angegeben, wohin die neu errichteten Orden, mit welchen auch Gelehrte und Künstler belohnt werden, neu gestifteten gelehrten Gesellschaften u. s. f. gerechnet sind. Mühsam mussten diese Bemühungen aufgesucht werden. Ihnen folgen die Bemühungen der Gelehrten selbst, nach den einzelnen Fächern geordnet, die neuesten Erfindungen und Entdeckungen in den vorzüglichsten Wissenschaften sowohl, als in einzelnen schönen Künsten. In einzelnen Fächern hat sich der Verf. selbst beschränkt, und das Fach der Philologie ist gar übersehen worden. Oder brachte das J. 1808 nichts für sie hervor? Die Bemerkungen des Verf. (S. 167.) theilen wir hier mit seinen Worten auch als Probe seiner beurtheilenden Darstellung mit: „So lange die Anhänger der Naturphilosophie fortfahren, mehr zu phantasiren als zu philosophiren, das Benannte blos in die benannten Formeln zu bannen, bey dem Einzelnen nur des Allgemeinen zu wiederholen; so lange das Einzelne durch das Ganze, und des Ganzen durch das Experiment in weitester Bedeutung ermangelt, so lange wird es an Verächtern und Spöttern der neuen Lehre nicht fehlen." Der achte Abschn. Zustand des Handels, führt sowohl die günstigen Aussichten für denselben durch die Einführung des franz. Handelscodex (wenn anders der Handel als solcher, durch ein Gesetzbuch neue vortheilhafte Aussichten erhalten kann), als die ungünstige Lage desselben durch die fortwährende Sperrung der Meere an, wobey auch bemerkt wird, dass alle Surrogate für die auswärtigen Handelsartikel fast ohne Unterschied von der Beschaffenheit sind, dass sie auch die nöthigsten Forderungen nicht zu befriedigen vermögen. Der letzte (9te Abschn.) ist den politischen Begebenheiten gewidmet, indem nach einem Rückblicke auf die wichtigsten politischen Ereignisse des J. 1807. die Hauptresultate der wichtigsten Veränderungen in den bedeutendsten Staaten Europens, namentlich Russland und Preussen, Schweden, Dänemark, Holland, dem osmanischen Staat, dem Kirchenstaat, dem Kön. Neapel, Spanien, Portugal, Oesterreich, dem rhein. Bund, Frankreich und England, aus dem J. 1808 angeführt werden, wobey alle unnöthige Wiederholungen und Details vermieden, überall aber die erforderliche Literatur beygebracht. Man sieht leicht, allumfassend besonders in Rücksicht der aussereurop. Staaten ist dieser Abschnitt, so wie in mancher andern nur von Deutschland vollständigere Nachrichten ertheilt worden; es kann aber auch hier manchen Abschnitten nicht an Nachträgen und Verbesserungen, besonders mehrerer Druckfehler in den Eigennamen, die uns aufgestossen sind, nicht fehlen. Als Anhang sind beygefügt: 1. Verzeichniss der merkwürdigen im J. 1808 verstorbenen Personen (wo doch auch die Todestage hätten angegeben werden sollen). 2. Verzeichniss der merkwürdigsten, im J. 1808. erschienenen Schriften aus allen Theilen der Gelehrsamkeit, (systematisch geordnet, mit Nachweisung der gelehrten Blätter, wo die Schriften beurtheilt worden sind, aber ohne Vollständigkeit in Ansehung der merkwürdigern Bücher). — Daran zweifeln wir nicht, dass der Versuch des Verfassers (denn so bescheiden nennt er selbst sein Werk) Beyfall finden werde, aber das wünschen wir, dass er Musse behalten möge, diese nützliche Arbeit, der das Ausland nichts Gleiches entgegenstellen kann, fortzusetzen. Mit und neben ihm besteht recht gut die in gewisser Hinsicht ausführlichere und vollständigere, in anderer beschränktere, und den Totalüberblick nicht so erleichternde Chronik des 19. Jahrh., von der wir noch zwey Bände anzuzeigen schuldig sind.

Chronik des neunzehnten Jahrhunderts. *3ter Band*, 1806. Ausgearbeitet von Dr. *Carl Venturini*, herausgegeben von *G. G. Bredow*. Altona 1809. VI u. 626 S. gr. 8. nebst einer Tabelle. *Vierter Band*, 1807. Ausgearbeitet von Dr. *Carl Venturini*, herausg. von *G. G. Breedow*. Ebendas. b. Hammerich, 1810. 646 S. u. e. Tabelle.

Die Vermehrung der Amtsgeschäfte des verdienstvollen Gelehrten, der diese Chronik anfing, und manche andere Umstände erlaubten ihm nicht, sie fortzu-

setzen; „die Vorarbeit zur Chronik, sagt er selbst, ist sehr weitläufig und mühsam, und dass ich nichts verhehle, auch die Darstellung des mühsam Gesammelten ist keine Freude, weil der Zwang äusserer Umstände und die undeutsche Furchtsamkeit der nächsten Umgebungen des Schreibenden Freyheit binden." Die allerdings sehr wünschenswerthe Fortsetzung kam an einen Gelehrten, von dem Hr. Br. mit Recht urtheilt, dass er mit geistvollem Fleisse Offenheit und Freymuth verbinde; der es versteht, die Begebenheiten so darzustellen, dass nicht nur eine klare, sondern auch eine richtige Ansicht des Zusammenhangs befördert wird. Es ist also in diesen Bänden nicht eine trockne, zeitungsgemässe Aufzählung der Begebenheiten, sondern eine mit pragmatischem Urtheil verknüpfte lehrreiche Zusammenstellung der Thatsachen und der Resultate zu finden. Auch hat der Herausgeber seine theilnehmende Hand diesem Werke nicht entzogen. Er hat in Anmerkungen theils Manches, was ihm zu fehlen schien, beygefügt, theils seine abweichenden Ansichten und Urtheile angedeutet, hin und wieder auch Einiges im Texte, mit Zustimmung des Vfs. geändert. Denn in den Ansichten und Beurtheilungen der Vorfälle und der dabey gemachten Fehler, wie kann da Einstimmigkeit zu erwarten seyn, wo die Gesichtspuncte noch so wenig bestimmt seyn können, und der Einfluss des Landes, dem man angehört, des Systems, der Partey, selbst der erduldeten Leiden, noch so gross seyn muss. Wohl fängt Hr. V. selbst den Jahrgang 1806 an: Wenn die Geschichte einst das Bild unsrer Zeit treu darstellt, und den über das Zeitalter hervorragenden Mann richtet, dessen Genie, Thatkraft und Glück die neue Ordnung der Dinge herbeyführten; so wird sie nicht unsre Klagen, nicht unsre vorübergehende Verzweiflung zum Maasstabe nehmen. Vor allem wird sie vielmehr das Bedürfniss der neuen Schöpfung und der daraus hervorgegangenen Resultate würdigen, um darnach den Werth des Geschehenen zu bestimmen. Wer aber unter uns — sey er auch der Unbefangenste — kann zu einer so freyen Ansicht der Ereignisse, zu einem solchen Standpuncte sich jetzt schon erheben? — Den Druck der eisernen Zeit haben wir ja alle gefühlt, zu Entbehrungen der härtesten Art sind wir gezwungen, manche liebliche Hoffnung für das eigne, wie für der Mitbürger Wohl, ward im Sturme verwehet, und mächtig wächst empor die Furcht vor einer Zukunft, in welcher, zum Trotze humaner Ideen, einzig das Eisen zu regieren droht!" Es würde zweckwidrig seyn, wenn wir den Gang, den der Vf. in der Darstellung und Verknüpfung der Begebenheiten, wobey er sowohl auf den Staatenzusammenhang, als auf die chronolog. Folge Rücksicht nimmt, ferner darlegen, oder bemerken wollten, wie genau er die Quellen gebraucht, wie unparteyisch aus den verschiedenen Berichten referirt, mit welcher Klugheit er auf ihre Mängel aufmerksam gemacht, und angedeutet hat, was dem künftigen Geschichtschreiber aufzuklären bleibt, wie treflich er die Resultate der Chronik vom J. 1806 gezogen hat. Die Skizze der literar. Producte des J. 1806 ist doch noch magerer ausgefallen, als diese Producte selbst waren. In einem Nachtrag ist ein Auszug aus dem preuss. Kriegsmanifest vom 9. Oct. 1806, und ein Gedicht zum Andenken des unglücklichen Herzogs von Braunschweig, das damals aus unedler und unnöthiger Furcht zurückgehalten wurde, mitgetheilt. Vorzüglich wichtig aber ist ein nach dem Original buchstäblich abgedruckter Brief des Herm. Conring an den Minister Colbert, aus welchem erhellt, dass Ludwig XIV. darnach trachtete, Oberhaupt der deutschen Nation zu werden, und dass auch deutsche Gelehrte bereitwillig waren, dazu mitzuwirken.

Der 4te Band fängt mit dem Fortgange des Kriegs in Polen und Schlesien 1807. an, aber die Erzählung der grossen Kriegsereignisse wird an schicklichen Orten unterbrochen durch Einschaltung von Betrachtungen über einzelne Staaten, z. B. Russland, dessen Recht und Politik S. 169., über Danzigs Wichtigkeit und Lage S. 197. Auch ist S. 230. eine gedrängte Darstellung der Geschichte des russisch-türkischen Kriegs als Episode eingeschaltet. So erhält der Leser zugleich einige ihm nöthige Ruhepuncte und Abwechselung der Scenen. S. 297. ist auch eine Charakteristik Gustav Adolphs und seines bescheidenen Ueberwinders, des Marsch. Brune, eingeschaltet. Der englische Raubzug gegen Dänemark wird gerecht gewürdigt. Die Organisation des Königr. Westphalen, die Veränderungen im osmanischen Reiche, in Ostindien, in Nordamerika sind umständlich geschildert, und mit den Revolutionen in Portugal u. Spanien schliesst dieser Band. Die Erwähnung der letztern ist mit einer Bemerkung begleitet, welche der Erfolg bestätigt zu haben scheint, die Nachwelt vielleicht noch mehr wird bekräftigen können. Diessmal ist von den Literarischen Erzeugnissen des J. 1807 gar nichts gesagt. Jedem Bande ist übrigens eine synchronistische Tabelle der wichtigern Begebenheiten, die zur Erleichterung der Uebersicht derselben dient, und ein Sachregister, welches das Auffinden der einzelnen Materien leicht macht, beygefügt. Hie und da hätten ausser den Journalen doch auch eigne Schriften über gewisse Gegenstände und Vorfälle angeführt werden sollen. Der rücksichtslosen Urtheile findet man in diesem B. vielleicht weniger, als im vorigen, aber die lehrreichen Darstellungen und Andeutungen sind gewiss eben so zahlreich. Die reine, ungesuchte, der Geschichte und der Gegenstände würdige Sprache gereicht dieser Chronik, deren ununterbrochene Fortsetzung wir hoffen, um so mehr zur Ehre, je gemeiner das Haschen nach einem pretiösen und erkünstelten Styl auch in histor. Schriften wird.

Kleine Schriften.

LEICHENPREDIGTEN.

Der geistreiche Homiletiker Blaise Gisbert sagt in seiner éloquence chretienne, er bedaure jeden Leichenprediger; denn es sey eines von beyden für ihn unvermeidlich, entweder er thue seinem Amte keine rechte Gnüge, oder er trage zur Ehre seines Helden nicht genug bey. Die Anzeige der folgenden Leichenpredigten hat den Rec. überzeugt, dass auch diese Regel nicht ohne Ausnahme sey, und dass es Fälle gebe, wo weder der Redner noch die Kanzel zu bedauern ist. Diese Vereinigung der Wahrheit mit der Liebe war wohl am leichtesten in der

Gedächtnisspredigt auf Herrn Carl Friedrich August Lüdeke, ersten Dompr., Super. der ersten Superint. des Holzkreises und Ephorus der Domschule in Magdeburg, am zweyten Pfingstfeyertage 1809 geh. nebst dessen Lebenslaufe und einem Altargebete zur Ankündigung seines Todes am Sonnt. Exaudi gesprochen von *Franz Bogislaus Westermeier*, zweytem Dompr. Magdeburg, bey Heinrichshofen. 8. 29 S.

Den Inhalt der Predigt nach Act. 20, 37. 38. macht *ein gegenseitiger feyerlicher Abschied* aus, wie er ihn von uns nehmen würde, wenn er noch einmal, zum letztenmale in unsre Mitte treten könnte, und wie wir ihn von ihm nehmen sollen, indem wir heute seine Leichenfeyer begehen. Der ganze Vortrag ist übrigens so local und personel gehalten, dass er keines weitern Auszugs fähig, wohl aber gewiss des Ruhmes werth ist, er sey ein Muster, wie man individuelle Verhältnisse ohne Hintansetzung des πρεπον zur Beförderung der letzten Absicht alles Canzelredens benutzen solle. Wie wenig sich indess hierüber allgemeinere Regeln geben lassen, das fühlt man recht klar, wenn man sogleich an einem wahren Beyspiele die ganz und gar veränderten Verhältnisse erblickt, in welche sich ein Leichenprediger versetzt sehen kann. Ein solches Beyspiel ist

Der Sieg des Glaubens und des reinen Herzens über Tod und Betrübniss. — Gedächtnisspredigt auf den betrübten Todesfall der weil. Durchlauchtigsten Fürstin und Frau, *Frau Maria*, vermählte Fürstin Reuss, Gräfin und Herrin von Plauen u. s. w., geb. Gräfin zu Stollberg Wernigerode, welche auf der Reise von Masern überfallen am 16. Jun. 1810 in einem Alter von 36 Jahren zu Hermsdorf bey Dresden unerwartet schnell vollendete, von *Joh. Zacharias Herrmann Hahn*, Superint. und erstem Consistor. Ass. in Gera. Daselbst bey Albrecht und Leipzig bey Grieshammer. 8. 43 S. (Zum Besten der Freyschule in Gera 1 Zehnkreuzer.)

Zarte Verhältnisse mehrerer Art traten hier in eine gemeinschaftliche freundliche Berührung dadurch, dass dem Verf. dieser Predigt der glückliche Gedanke begegnete, den der Titel schon genannt hat. Freylich zieht sich aber auch dadurch alles weit mehr ins Allgemeine hinüber, als in dem zuerst angezeigten Vortrage. Dieser Sieg des Glaubens und der reinen Hoffnung wird zuerst in seinem vollen Lichte gezeigt, (wobey man allerdings die Genauigkeit und Klarheit, bis zu welcher die Hauptbegriffe entwickelt werden, höchst billigen, dennoch aber mehr Kürze wünschen muss,) indem es ihn erringe, dadurch, dass es nicht gefesselt ist an diese sinnliche Welt und ihre flüchtigen Güter und Freuden; dass es Selbstbeherrschungskraft besitzt; dass es voll Demuth ist; dass es in einem kindlichen Verhältnisse mit Gott steht; dass es beruhigendes Bewusstseyn fühlt, und im engsten Zusammenhange mit einer höhern Ordnung der Dinge sich befindet. Der zweyte Theil zeigt nun, wie sich dieser Sieg des Glaubens und der reinen Hoffnung im gegenwärtigen Falle bey der verklärten Fürstin und bey ihren Hinterlassnen verherrlicht habe. Im dritten Theile wird dem Allen nun eine praktische Wendung gegeben und dargethan, wie das bisher Erwähnte Prüfung und Kenntniss unsrer selbst, innigste Werthschätzung eines reinen Herzens und alles dessen, was uns dazu behülflich seyn kann, und reges Streben nach dem vereinten dauernden Besitze jener Güter anregen müsse! Wahrheit und Reichthum der Gedanken, Fülle und Lebendigkeit des Gefühls und biblischer Geist ist über diese Predigt ausgegossen; — Schade, dass es dem Verf. nicht gefallen hat, durch Verwebung des zweyten in den ersten Theil dem Ganzen eine höhere, anziehendere Symmetrie zu geben. Die vom Verf. angeordnete Liturgie bey dieser Todesfeyer ist einfach und erhebend. — — — Ein früher, im Jahr 1804, von dems. Verf. gehaltner und in den Druck gegebner Vortrag *über die Tiefen der Gottheit*, nebst Hymnen und einer Abhandlung über den Θεον ἀγνωστον Act. 17. ist, wenn Rec. nicht irrt, auch damals in diesen Blättern angezeigt worden, und wird daher hier nun wieder in Erwähnung gebracht, weil der Verkauf gleichfalls für die Geraischen Armen bestimmt ist.

Während des Abdrucks dieser Gedächtnisspredigt erscholl denn auch in der Gegend von Gera, und wirkte auch dort wie überall auf die Herzen die Nachricht von dem Tode der betrauertsten Fürstin unsrer Zeit, auf welchen sich beziehen

Zwey Predigten am 22. July und am 5. August in der Dreyfaltigkeitskirche zu Berlin gesprochen von D. F. *Schleiermacher*. Berlin, in der Realschulbuchh. 1810. 8. 52 S.

Die erste ist wenige Tage nach der eingelaufenen, besonders für Berlin erschütternden Nachricht gehalten. Der Verf. hatte seit Pfingsten über eine Reihe von Texten aus der Apgsch. gepredigt; diese wollte er nicht gern unterbrechen, daher ist der Text Act. 6, 15. Sein eignes Gefühl verstattete ihm jedoch nicht, einen der allgemein herrschenden Gemüthsstimmung ganz fremden Gegenstand zu behandeln; daher das Thema: *die Verklärung des Christen im Angesichte des Todes.* So wie eines Engels Angesicht erscheint er, er der Erstlich gemeinhin verkannte und unschuldig verläumdete, er, Zweytens, der Ueberwundene vor den siegreichen Feinden, er endlich der Treue, indem er scheidet aus seinem Berufe. Die Beziehungen dieses Vortrags auf die nur im Eingange er-

wählte Königin sind äusserst zart und verrathen eine grössere Bewegung des Herzens, als sie sich der philosophische Redner bey dem zweyten Vortrage hat gestatten wollen. Bey diesem, der am Tage der öffentlichen allgemeinen Todenfeyer gehalten ist, sind auch zugleich die dabey, zum Theil von Mitgliedern der Berlinischen Singakademie executirten Gesänge mitgetheilt, von deren grossem, erhebendem Eindrucke der Hr. D. Schl. im Vorberichte sehr rühmliche Erwähnung thut, zu dessen Verstärkung gewiss aber auch das von ihm dazwischen gesprochne Gebet viel beygetragen haben mag. Aus dem vorgeschriebenen Texte Jes. 55, 8. 9. (über dessen gewöhnliche, aber ganz contextwidrige, Anwendung zur Beruhigung des Gemüths bey unerwarteten Unglücksfällen sich der Verf. sehr missfällig erklärt) nimmt er Veranlassung zu überlegen: *wie wir auch in Bezug auf das Andenken an die vollendete Königin unsere Gedanken mit Gottes zu einigen haben*; vorzüglich aber Erstlich unsere Gedanken über den Werth des Lebens und seiner Güter, Zweytens unsere Gedanken über das Wesen und den Ursprung menschlicher Liebe und Verehrung, und endlich unsere Gedanken über die Art und den Umfang menschlicher Wirksamkeit. — Der Ideengang ist dieser: Nicht in der langen Dauer und im glücklichen Ueberflusse sucht der göttliche Sinn den Werth des Lebens, sondern in dem, was das innerste Selbst des Menschen ist und wird, wie er das Ebenbild Gottes, zu dem er geschaffen ist, je länger je mehr in sich gestaltet, wie dieses zu herrlichen Tugenden und Kräften nach allen Seiten des Geistes gedeiht. Auf diese Ansicht die Menschen zu leiten führt ihm der Höchste merkwürdige Beyspiele vor, in denen beydes streng entgegengesetzt ist, äusserer Ueberfluss und Freude und innere Armuth und feindselige Leidenschaft; oft auch das Gegentheil, innerer Reichthum und Schmuck und Mangel aller äussern Zierden und Reize. Bisweilen zeigt er ihm aber auch seltne Erscheinungen der Menschheit, in welchen beydes, das Innere und das Aeussere zum schönsten Einklange verbunden ist. Eine solche war die vollendete Königin. — — — Es gibt viele, welche alle Liebe nur für Eigennutz oder höchstens für eine Wirkung des Geselligkeitstriebes halten; eine Denkart, welche äusserst leicht auf Erweisungen unsrer Liebe Einfluss gewinnt. Aber sie ist ungöttlich; — denn nur wo ihm Aehnlichkeit entgegenstrahlt mit göttlichen Eigenschaften, wo gehandelt wird nach göttlichen Gesetzen, da neige sich des Menschen Herz hin. Und darum neigten sie sich so ohne Ausnahme zur vollendeten Königin. — — Den Werth ihrer Wirksamkeit suchen viele auch gute Menschen in der glücklichen Erreichung ihrer edlen Absichten; allein je göttlicher sie denken lernen, je mehr lernen sie sich bloss als Werkzeuge göttlicher Absichten ansehen, als welche sie auf das Erreichen eigner Ziele in der Aussenwelt zu rechnen gar kein Recht haben. Das Wahre ist dieses: der Schauplatz für die Thaten des Gemüthes ist auch nur das Gemüth, und die Wirksamkeit, die der Mensch sich selbst mit Recht, und sich allein zuschreiben kann, ist keine andre als die innere und grösstentheils stille, die er auf die Seelen der Menschen ausübt. Zu dieser Ansicht führt auch das Andenken an die vollendete Königin, und nur ein solches ist rein und ihrer würdig.

Origineller ist wahrscheinlich der an diesem Tage vorgeschriebene Text von keinem der Gedächtnissprediger behandelt worden! Bey aller anscheinenden Einfachheit des Gedankengangs aber erfordert dennoch dieser Vortrag eine sehr angestrengte Aufmerksamkeit, deren nur sehr gebildete Zuhörer fähig seyn können. Und daran hat gewiss auch der dem Verf. eigenthümliche Periodenbau seinen grossen Antheil, den man schon aus seinen übrigen Schriften hinlänglich kennt. Dieser gewinnt indess sichtbar an Leichtigkeit und Klarheit in den Stellen, wo der Königin Erwähnung geschieht, und Rec. erinnert sich nichts zum Lobe der treflichen Fürstin gelesen zu haben, was würdiger gedacht und kräftiger gesagt worden wäre. Auch dünkt es ihm, Blaise Gisbert, kehrte er zurück, würde in diesem Vortrage ein Beyspiel sehen, dass die von ihm als so gefährlich geschilderten Klippen doch zu vermeiden sind; höchstens würde er allenfalls auf die Stelle seines Buches hinweisen, wo er spricht: das Volk ist nicht gehalten, sich bis zu dem Prediger zu erheben, sondern er ist verbunden, sich zu ihm hernieder zu lassen. Der Prophet Elisa streckte sich auch nach dem Knaben, den er auferwecken wollte. — — Auch darf sich in der Schreibart gar nichts, das nur den geringsten Schein des Gezwungenen hat, blicken lassen.

Gedächtnissreden auf den Tod der *Frau Sophia Dorothea Schmiz*, geb. Fabricius, am Sonnt. Jubilate gehalten zu Merzerath von *Maxim. Friedrich Scheibler*, Pred. der Evang. Luth. Gemeinde zu Montjoie. Köln, bey Fabricius. 8. 32 S.

Eine Rede am Grabe und eine Predigt über Joh. 16, 22. sind der Inhalt dieser kleinen Schrift. Die letzte beantwortet die Frage; *was ist die Trennung von unsern Lieben durch den Tod, von ihren verschiedenen Seiten betrachtet?* Antw. Ein zwar äusserst schmerzhaftes; aber ganz unvermeidliches und allgemeines; dabey von Gott aus wohlthätigen Absichten verhängtes; oft durch mancherley Umstände von ihm gemildertes und nur eine kurze Zeit dauerndes Schicksal. — Diesen Vortrag trifft allerdings die eine Ausstellung des franz. Homiletikers; der Gestorbnen geschieht gar keine Erwähnung. Auch ist Rec. wohl nicht der Einzige, den frühere Arbeiten desselben Verfs. zu Erwartungen von ihm gewöhnt haben, welche durch die vorliegende nicht ganz erfüllt werden, ob sie gleich unverkennbare Spuren von dem an sich trägt, was ihr Urheber ist und vermag. — Nur der Dichter darf wohl von der Hoffnung sagen, dass sie die Nacht des Grabes *zerstralen*; und weder Dichter noch Prosaiker dürfen den Tod eines von den *zärtlichen Bändern* lösen lassen, wodurch (durch welche) wir mit andern zusammenhängen. Zarte Bande löst wohl der Tod; zärtliche Bänder aber der Regen oder andere Unfälle.

NEUE

LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

91. Stück, den 30. July 1810.

Akademische u. andere kleine Schriften.

Bibelerklärung. Jesu Christi in vitam revocati memoriam solemniter indicit Academia Jenensis. *Inest meletema* III. *in locum Io.* I. 29. (auct. D. *Gabler.*) Jenae. MDCCCX. (bey Göpferdt. 16 S. 4.)

Die beyden ersten Programmen des Hrn. Geh. Kirchenr. D. *Gabler's* sind 1809. St. 78. S. 1237 ff. angezeigt worden, in welchen der erste Theil des Ausspruchs von Johannes dem Täufer erklärt worden war. Das gegenwärtige enthält die ausführliche Erläuterung der Worte ὁ αἴρων τὴν ἁμαρτίαν τοῦ κόσμου. Der rein griechische Gebrauch des Wortes αἴρειν wird von dem Alexandrinischen wohl unterschieden. Nach diesem entspricht es freylich dem hebräischen Worte נשא, aber nicht vollkommen. Denn diess hebr. Wort hat eine doppelte Bedeutung, *wegnehmen* und *tragen*, in welcher letztern es so viel ist als סבל. Für diess letztere Wort aber kömmt in der griech. Uebers. des A. Test. nirgends αἴρειν vor, und eben so wenig wird diess für נשא gesetzt, wenn diess *ferre* bedeutet, sondern es hat nur die Bedeutung von ἀφαιρεῖν. Dasselbe gilt von der ganzen Redensart αἴρειν τὴν ἁμαρτίαν. Diese hat bey den LXX. eine doppelte Bedeutung: 1. die Sünden erlassen (die Schuld derselben wegnehmen, wie 1. Sam. XV, 25. und ἀφαιρεῖν 2. Mos. 34, 7.), 2. die Sünde wegnehmen, entfernen (wie ἐξαίρειν 2. Mos. 28, 38. und 3. Mos. 10, 17.). Bisweilen wird נשא mit dem ל vor dem Subst. construirt, und bedeutet, schonen, verzeihen, wie 1. Mos. 18, 26. Ein einzigesmal haben die LXX. für נשא לפשא αἴρειν τὸ ἀνόμημα 1. Sam. 25, 28. — Es ist also irrig, wenn man annimmt, αἴρειν τ. ἁμ. bedeute, die Sünde (gleich einem Opferthiere) tragen. Die Redensart kömmt noch einmal 1. Joh. 3, 5. vor, wo sie dem Zusammenhange nach bedeuten muss, die Sünde wegnehmen, da sie mit λύειν τὰ ἔργα τοῦ διαβόλου v. 8. vertauscht wird. Der Ausspruch Johannis des Täufers deutet also nicht auf das Sühnopfer hin. Und wenn gleich in αἴρειν bisweilen die Begriffe des in die Höhe Hebens und Wegnehmens zusammentreffen, so kann doch nicht behauptet werden, dass αἴρ. τ. ἁμ. bedeute, *peccata in se suscepta tollere.* Wo נשא. סבל mit Worten, welche die Sünde bezeichnen, zusammengesetzt, *tragen* bedeuten, da haben die LXX. stets φέρειν, λαμβάνειν, ὑπέχειν, nie αἴρειν, gesetzt. Dass αἴρειν in andern Redensarten im N. Test. auch *tragen* bedeute (wie αἴρειν τὸν σταυρὸν) ist gewiss, aber diess rührt nicht vom Alex. Sprachgebrauch, sondern vom griechischen her. Storr führte in Flatts Magazin II. 202. aus 1. Maac. 13, 17. ἆραι τὴν ἔχθραν πρὸς τὸν λαὸν an, was aber nichts für die in Frage stehende Redensart beweiset. Denn in jener Stelle ist ἆραι nicht einmal *ferre*, sondern *experiri* iram et odium populi. Und demnach könnte man die Worte Joh. des Täufers auch so verstehen: improbitatem hominum variis quidem vitae calamitatibus experturus et agni instar patienter toleraturus. — Der Hr. Vf. geht sodann zu den Bedeutungen des Worts αἴρειν bey Profanscribenten über. Er führt sie aus Stephani Thes., Lenuepii Etym. L. Gr., Hesych. und andern alten Grammatikern an, woraus erhellet, dass das Wort bey den Griechen allerdings die Bedeutung *tragen* gehabt hat. Da man nun daraus folgern könnte, diese Bedeutung müsse auch in der angezeigten Redensart angenommen werden, so untersucht der Hr. Verf. 1. welche verschiedene Bedeutungen diese Redensart an und für sich betrachtet nach dem verschiedenen Gebrauch des Worts αἴρειν haben könne? und setzt zwey Classen dieser Bedeutungen, wie sich erwarten lässt, fest. In die erste kommen die, wo αἴρειν *auferre* heisst. Die Sünden werden *weggenommen*, wenn die Folgen der begangenen oder künftigen Sünden aufgehoben werden; wenn sie gleichsam aus dem Angesichte Gottes weggeschafft werden (tegere peccata, nach der alten Denkart); wenn bewirkt wird, dass sie nicht mehr begangen werden. In die zweyte kommen die, wo der Begriff des Tragens zum Grunde liegt. Die Sünden werden *getragen*, um sie entweder wegzunehmen, oder sie einige Zeit zu dulden (ertragen) oder um ihre Wirkung zu erdulden, oder um statt Anderer für sie zu büssen. Diese letzte Bedeutung hat die gewöhnliche Erklärung der Worte Johannis

allen andern vorgezogen. Es wird daher 2. gefragt: welche von allen Bedeutungen dem wahren, vorher erörterten Begriffe des *Gotteslammes* am angemessensten sey. Hier fallen nun manche Bedeutungen und namentlich die gewöhnlich angenommene sogleich weg; denn das Lamm hat bey den Juden nie zu den Sühnopfern gehört, und der Täufer konnte den Versöhnungstod Jesu nicht voraussehen. Ebendaher kann auch nicht der Begriff des Wegnehmens der Strafe (der Vergebung der Sünden) Statt finden. Nicht einmal an ein Reinigungsopfer kann dabey gedacht werden. Es bleibt also nur aus der zweyten Classe die Bedeutung des geduldigen Ertragens und aus der ersten die der Wegschaffung der Sündhaftigkeit der Menschen passend. Die letztere ist aber doch dem Zusammenhange nicht so ganz angemessen. Denn Jesus wird seiner Unschuld und Sanftmuth wegen Gotteslamm genannt; diese Eigenschaft steht aber nicht in so naher Verbindung mit der Verbesserung der Menschen durch die Lehre Jesu. Deswegen wird die erstere vorgezogen: prauitatem alienam patienter ferre. (Nur über den Johanneischen Sprachgebrauch nach 1. Joh. 3, 5. wird wohl etwas zu geschwind weggegangen und auf die Beziehung der Wegschaffung der Sündhaftigkeit durch das ganze Leben und Betragen des Schuldlosesten nicht Rücksicht genommen. Doch wir sehen aus dem Schlusse, dass der Hr. Verf. in einem künftigen vierten Progr., worin auch die Meynungen anderer Ausleger geprüft werden sollen, noch insbesondere den Johann. Sprachgebrauch prüfen will.) Die ganze Stelle wird nun so übersetzt: Hic est vir egregius deoque sacer, qui prauitatem hominum per vitam suam grauiter quidem etsi innocens experietur, sed agni instar mala sibi inflicta patienti et mansueto animo sustinebit. Auch diese Abhandl. stellt ein Muster einer ruhigen und sorgfältigen grammatischen Untersuchung auf.

Ecloge sententiarum de Paulo apostolo alibi copiosius exponendarum et Theses varii argumenti, quas ordini Theol. S. V. in acad. Viadrina pro summis honoribus sibi — attributis gratias acturus, post orationem de necessaria studiorum theologg. et philolog. coniunctione d. XXVIII. Jun. MDCCCX. — recitandam — defendet D. *Davides Schulz*, Theol. Prof. P. Ord. assumpto socio Ad. Walter. Frankfurt an der Oder, bey Apitz gedr. 11 S. 4.

Der Hr. Verf. hatte schon vor vier Jahren, als er sich auf hiesiger Univ. habilitirte, die Schriften, und die Lehr- und Vortragsmanier des Ap. Paulus zum Gegenstand seiner Untersuchungen gewählt. In gegenwärtiger Abh. werden folgende ihn betreffende Sätze etwas ausführlicher vorgetragen: 1. der Apostel scheint an einem gewissen und fortdauerndem körperlichen Uebel gelitten zu haben. Anders lassen sich kaum die Stellen Gal. 6, 17. (wo an ein bleibendes Uebel, nicht an die Narben von ehemals empfangenen Streichen zu denken sey), Gal. 4, 13 f. (wo die ἀσθένεια τῆς σαρκὸς auf den Apostel selbst und sein körperliches Uebel gehen müsse) und 2. Kor. 12, 7 ff. (wo schon alte Ausleger ein körperliches Uebel fanden) erklären. In Gal. 4, 15. glaubte der Hr. Verf. eine Spur zu finden, dass der Apostel an den Augen gelitten habe; doch hält er diess selbst für eine gewagte Muthmassung. 2. Paulus glaubte und lehrte mit andern Schriftstellern des N. Test., Christus werde bald nach seinem Weggang von der Erde, und noch beym Leben einiger seiner Schüler zurückkehren, kurz vor dieser Rückkehr werde der Antichrist, als Werkzeug des Satans, auftreten, die Herrschaft des Teufels aber werde in jener letzten Zeit von Christo gestürzt werden. 1. Thess. 4, 15. 17. 2. Thess. 2, 3 ff. vergl. mit 1. Joh. 4, 3 ff. und mehrere andere bekannte Stellen werden angeführt, die, wie man weiss, auch schon sehr verschieden und oft sehr gezwungen erklärt worden sind. Der Hr. Verf. fügt noch bey, dass die Erwartung der Rückkehr Jesu bey den ersten Christen wohl nicht bloss auf die Offenbarung Joh. habe gegründet werden können, wenn nicht auch in andern Stellen des N. Test. und in den Reden Jesu selbst Grund dazu gewesen wäre. 3. γλώσσῃ oder γλώσσαις λαλεῖν (1. Kor. 12. ff.) kann nicht bedeuten, *in fremden Sprachen reden*, denn a. der Apostel spricht davon, als von einer allen Christen zustehenden Fähigkeit, das war aber die Gabe der Sprachen nicht, b. er könnte, wenn diese verstanden würde, nicht sagen, das λαλεῖν γλώσσῃ sey *Allen* unverständlich und dunkel, denn es müsste doch von denen haben verstanden werden können, in deren Sprache geredet wurde, c. λαλεῖν γλώσσῃ und λαλεῖν τῷ νοΐ oder διὰ τοῦ νοὸς könnten einander nicht entgegen gesetzt werden. d. Der Apostel würde auch von den fremden Sprachen nicht wie von blossen unbestimmten und sinnlosen Tönen sprechen, auch e. nicht bloss γλώσσῃ oder γλώσσαις λαλεῖν gesagt, sondern wenigstens ἑτέραις hinzugefügt haben. Es kann aber auch nicht in jener Formel der Sinn liegen, den ihr einige Neuere zugeschrieben haben: neue und ungewöhnliche Arten des Vortrags brauchen. Diese Erklärung hat, nach dem Verf., selbst keinen Sinn (wenn sie nemlich so unbestimmt hingestellt wird). Zu einer richtigern Ansicht sollen folgende Bemerkungen führen: 1. der λαλῶν γλώσσῃ gab unarticulirte Töne von sich (so wird nemlich das μὴ εὔσημον λόγον διδόναι 1. Kor. 14, 9. und εἰς ἀέρα λαλεῖν erklärt), eine Stimme ohne verständliche Worte, er selbst verband mit seinen Tönen keinen deutlichen Sinn. 2. Der Apostel empfiehlt es nicht sehr, sondern verstattet es nur den Korinthiern. Es scheint also eine Art religiöser Ekstase gewesen zu seyn, wo der Begeisterte ungebildete und unverständliche Töne vorbrachte, vielleicht eine Art von Gesang ohne Text, bey den Gebeten. (Wir sehen nur nicht, warum nur *Töne* verstanden werden sollen? In solchen blossen Tönen zu stammeln durfte der Apostel wohl kaum verstatten, und was sollte dabey der διερμηνευτής? Dem Rec. ist es daher wahrscheinlich, dass in wirklichen, aber ganz unverständlichen und oft auch unvernehmlichen, ungewöhnlichen

Ausdrücken, zufolge überspannter Begeisterung, gesprochen wurde.) Der Apostel konnte auch γλώσσῃ λαλεῖν, achtete diess aber nur wenig. Von den angehängten 12 Sätzen zeichnen wir nur folgende aus: Rom. IX, 5. will der Hr. Verf., wenn der Text muthmasslich zu ändern sey, lesen: ὧν ὁ ἐπὶ πάντων θεὸς — die dritte Rede gegen den Catilina scheint ihm nicht vom Cicero herzurühren.

Apokryphische Bücher. *De Testamentis duodecim patriarcharum, libro V. T. pseudepigrapho*, Commentatio critica, quam ampliss. Philos. Ord. in Acad. Viteb. auctoritate, d. XVI. m. Jun. cIɔIɔcccx. defendet auctor *Carolus Immanuel Nitzsch*, AA. LL. M. Rev. Min. Cand. adiuncto in societatem Ern. Ad. Richtero. — Wittenberg, b. Seibt gedr. 56 S. 4.

Der Hr. Verf., der sich mit diesem bisher etwas vernachlässigten Theil der Literatur seit einigen Jahren beschäftigt, handelt zuvörderst von dem Ursprung und Charakter der Pseudepigraphen überhaupt. Juden und Griechen, die dem höchsten Alterthume göttliche Offenbarungen zuschrieben, und von diesen alle menschliche Weisheit und Wissenschaft herleiteten, bedienten sich in der Folge eines doppelten Wegs um spätere Philosopheme der ältern Offenbarung beyzufügen, entweder der noetischen (philosophischen, allegorischen) Erklärung der alten Urkunden, oder der Mysterien und geheimen Ueberlieferungen. Die, welche jenen Weg einschlugen, verbanden mit dem historischen Sinn der heiligen Bücher einen erhabnern. Nicht aber zufrieden damit, den Mosaischen oder den Orphischen Schriften einen solchen Sinn unterzuschieben, suchten sie sich noch ein neues Alterthum, gestützt auf alte Sagen von Schriften und Lehren der Patriarchen und andrer alten Weisen (παραδοσις, ἐκδοχη, ἀποδοχη). Daher entstanden bey den Juden seit Alexanders Zeiten die Pseudepigraphen. Dass sie ihre Machwerke den Patriarchen beylegten, rührte theils von der Achtung in welcher diese ihres Alterthums wegen standen, theils daher, dass auf diese Art das Ansehen des Mos. Gesetzes unverändert blieb. Dazu kam, dass man in den Patriarchen auch Muster der neu erwählten strengern und enthaltsamern Lebensart aufstellen konnte, wozu das Mosaische Gesetz keine Vorschriften enthielt. Uebrigens gaben die Verfasser solcher Schriften entweder vor, dass sie den überlieferten Nachrichten folgten, oder dass sie Schriften der Patr. vor sich hätten, die erhalten worden wären. Der Zweck aber dieser Dichtungen war, bey Palästin. Juden vornemlich, den Mosaischen Cultus nebst einigen Lebensregeln zu empfehlen, bey den Alexandrinischen, die pythagoreische Enthaltsamkeit, die platon. Lehre von der Weltseele u. s. f., die chaldäische Dämonologie und andere Träume zu unterstützen. Man kann dieselben Classen von Pseudepigraphen machen, welche Eichhorn und Bretschneider von den Apokryphen angegeben haben. Die meisten Pseudepigraphen sind verloren gegangen, oder es haben sich von ihnen nur Bruchstücke erhalten. Denn als (ungefähr im Zeitalter des K. Hadrian) das Palästin. und Chaldäische Judenthum zu herrschen anfing, und das freyere Alexandrinische aufhörte, wurden auch die Schriften, in welchen ein alexandrin. Geist wehete, von den talmud. Schriftstellern verworfen, dagegen wurden neue Pseudepigraphen geschmiedet, in welchen die Elemente der cabbalist. Philosophie lagen, wie denn der סֵפֶר יְצִירָה vom R. Akiva zu Hadrians Zeiten gemacht worden seyn soll. Doch ausser den von Palästin. und von Alexandr. Juden gefertigten Pseudepigraphen, gibt es noch eine dritte Art, die von Christen herrührt, und von denen auch die meisten seit dem 4ten Jahrh. durch die Orthodoxen verdrängt worden sind. Sowohl diejenigen Christen, welche das Christenthum als ein vollendetes Judenthum ansahen, als die welche es dem Judenthum entgegengesetzt glaubten, hatten verschiedene Gründe zur Verfertigung solcher Schriften. Jene hielten solche Ueberlieferungen und Zusätze für nöthig zur Unterstützung der christl. Lehre, sie wollten den Chiliasmus dadurch fester begründen, und das hohe Alterthum des Christenthums, dessen Stifter und Lehrer schon den Patriarchen bekannt gewesen wären, erweisen, so wie sie auch eine Menge Weissagungen von ihm in den Schriften des A. Test. fanden und neue Weissagungen zum Vorschein brachten. Die zweyte Classe (Gnostiker) die das Judenthum verachtete, hatte ihre eignen Gründe, solche Schriften unterzuschieben. Sonderbar genug legten sie dieselben nicht einem Enoch u. s. f. sondern dem Kain, Cham und andern, die bey den Juden in üblem Rufe standen, bey. Zu den von Judenchristen verfertigten Pseudepigraphen rechnet der Hr. Verf. gegen Semler's und anderer Meynung auch das vierte Buch des Esra, die XII Testamente und noch einige andere, in welchen man eine unzeitige Allegoriensucht, Gesichter und Träume, eine moralische Geisterlehre mit Chiliasmus verbunden, nebst Empfehlungen der Enthaltsamkeit, Keuschheit und brüderl. Liebe antrifft. Zwischen ihnen und den Schriften der apostol. Kirchenväter findet eine merkwürdige Verbindung Statt. Der Essenismus scheint für beyde gemeinschaftl. Quelle gewesen zu seyn. Jene Pseudepigraphen dienen also zur Erläuterung der christl. Theologie bis auf die Mitte des 2ten Jahrh., und der Moral insbesondere, wie zur Erklärung einiger Schriften des N. Test. Von S. 14 geht der Hr. Vf. fort zu den Testamenten der XII Patriarchen. Er bestreitet zuerst Grabe's Vorstellung von ihrem Ursprunge, und berichtigt zugleich in einer Note einige fehlerhafte Lesarten in Grabe's Ausgabe. Der Verfasser kann durchaus kein Jude, wie Grabe glaubte, sondern muss ein Christ gewesen seyn, der zu Anfang oder um die Mitte des 2ten Jahrh. lebte, der zwar noch die alexandrin. Sprache brauchte, aber schon manche neuere griech. Wörter aufnahm. Als Judenchrist musste er eine hohe Meynung von dem Ansehen des Priesterthums haben und ausdrücken; auch seine moralischen Lehren ver-

rathen ganz jenes Zeitalter und treffen mit dem, was man bey den apostol. Vätern lieset, zusammen. Die Manier der allegorischen und typischen Deutungen ist ganz die jüdische. Doch zeigt der Verf. auch Bekanntschaft mit griech. Gelehrsamkeit und mit dem Alterthum überhaupt. Ein Bild der Messian. Zeiten, das in dem Testament des Naphtuali vorkömmt, glaubt Hr. N., ist von den sacris Mithriacis entlehnt, die überhaupt manche Aehnlichkeit hatten. Nach Bestimmung des Alters der Schrift (spätestens Mitte des 2ten Jahrh.) und des Verfassers (eines Judenchristen) geht Hr. N. fort zu den Stellen, in welchen Spuren griechischer Philosophie angetroffen werden. Gewöhnlich glaubt man, erst durch die heidnischen Philosophen, welche seit der Mitte des 2ten Jahrh. zum Christenthum übergingen, sey die griech. Philos. in dasselbe eingeführt worden, und man hat Recht, wenn von engerer Verbindung derselben mit der Religionslehre die Rede ist. Aber früher haben wohl Judenchristen, vornemlich Alexandrinische die aus Pythagorischen, Stoischen und andern Lehrsätzen zusammengesetzte Weisheit aufgenommen. Wenigstens fand der Hr. Verf. in einigen solchen Schriften Proben davon, die er mit Scharfsinn und Gelehrsamkeit erläutert, namentlich über die Dyas, Duplicität, als fehlerhaft, über die Theile der Seele und sieben Geister. So wie dergleichen in den Testamenten der XII Patr. vorkommende Stellen erweisen, dass der Verf. der Schrift ein ägyptischer Judenchrist war, so wird diess auch durch seine asketischen Grundsätze bewährt. Auch von den Essenern scheint derselbe manche Vorschriften und Meynungen entlehnt zu haben. (Die Empfehlung der Barmherzigkeit gegen Thiere scheint uns doch nicht aus dem Essenismus abgeleitet werden zu müssen.) Hr. N. behandelt sodann (S. 28 ff.) das, was zur Geschichte der christl. Dogmatik in jener Schrift gefunden wird. Ueberhaupt empfiehlt er die Benutzung der unechten Schriften aus dem jüdischen und christl. Alterthum zu diesem Behufe, indem man darin, wie er glaubt, die Keime fast aller Meynungen der Katholischen und Häretiker, die im 3ten Jahrh. aufgestellt werden, antreffen würde. So wird in dem Test. der XII. Patr. der Meynung der Patripassianer präludirt. In Ansehung der übrigen Christologie kömmt das Test. der XII Patr. am meisten mit Justins Dial. c. Tryph. überein. Seine Pneumatologie unterscheidet Hr. N. von der Angelologie. Endlich wird S. 32 noch der exegetische Gebrauch derselben Schrift erörtert. Grabe und Semler, die der Schrift ein hohes Alterthum beylegten, glaubten, es wären ganze Stellen aus ihr in das N. Test. übergegangen, wie aus Test. Levi 6. in 1. Thess. 2, 16., eine Behauptung die Hr. N., nach seiner Ansicht von dieser Schrift und ihrem Ursprunge verwerfen muss. Jacob. 4, 5. leitet er nicht mit Semler aus dem Test. Simeons, oder einer ähnlichen apokryph. Schrift ab, sondern nur der Sinn, glaubt er, müsse aus jüdisch-christl. Denkmälern erforscht werden. Die Stelle im Br. Jac. übersetzt er so: Nescitisne rerum terrenarum desideria inuidiam dei contrahere? nihilne reputatis illud scriptoris dictum: non sine inuidia (inuidiose) cupit (vel nobis vel sibi) diuinus, qui nos inhabitat, Spiritus, ipse autem (eo plus inuidet) quod maiora nobis bona confert (quam a κόσμῳ vnquam sperare fas est). Verglichen wird damit Gal. V, 17. und eine Stelle des Hermas, zwischen dessen Pastor und dem Briefe Jac. überhaupt eine mit mehrern Stellen belegte Uebereinstimmung S. 33 bemerkt wird. Mehrere andere Ausdrücke verschiedener Stellen des N. Test. werden S. 34 ff. durch Vergleichung mit den Test. XII. patr. erläutert. Die Abhandlung enthält noch manche gelegentlich gemachte und oft nur dunkel angedeutete (wie denn überhaupt hie und da ein etwas lichtvollerer Vortrag zu wünschen wäre) Bemerkungen, die dem Nachlesen und Benutzen zu empfehlen sind.

Hebräische Literatur. *Supplementorum ad Buxtorfii et Wolfii diatribas de abbreuiaturis hebraicis Sylloge* I. qua lectiones cursorias a — M. Ludov. Rhesa — habendas indicit D. *Sam. Theoph. Wald*, Collegii Fac. theol. h. t. Dec. Königsberg, b. Hartung gedr. 1810. 16 S. 4.

Buxtorfs Schrift über die hebr. Abbreviaturen, deren sich die Juden wie andere Morgenländer häufig bedienen, ist zu Basel 1613. 1640. zu Herborn 1708. 8. gedruckt worden, und für alle, welche sich mit dem Lesen jüdischer älterer und späterer Schriften beschäftigen, sehr wichtig. Nachträge dazu gab Wolf in der Bibl. Hebr. II. 574 ff. IV. 250 ff. Auch hat Chrysander zu Halle 1748 einige in den jüd. Schriften gewöhnlichere Abkürzungen erläutert, eine Schrift, die Hr. D. W. noch nicht erhalten hatte. Er fand gelegentlich noch manche übergangene Abbreviaturen, und macht hier den Anfang sie denen, welche die Buxt. Schrift haben und gebrauchen, in alphabetischer Ordnung mitzutheilen; er gibt bisweilen auch die Schriften an, in welchen sie vorkommen, und macht noch andere Bemerkungen dabey. So wird die Formel ἵλεώς σοι Matth. 16, 22. verglichen mit der rabbinischen אם חס ושלום oder abgekürzt אח"ו d. i. si, *parce* (propitius esto) *et pax* d. i. si, quod deus feliciter auertat. — Diese erste Sammlung (bis S. 12) geht nur bis in das ד. Denn der übrige Theil des Programms enthält die Lebensbeschreibung des zum ausserordentl. Professor der Theol. und Aufseher des Litthauischen Seminariums ernannten Doctoranden, M. *Ludwig Rhesa*, Schlosspredigers zu Königsberg. Dieser ist zu Carwithen unweit Memel in Litthauen d. 7. Jun. 1777 geboren worden, und da er beyde Eltern in dem zartesten Alter verlor, so verdankt er seine Erziehung und erste Bildung einem Oheim. Er hat vom 14ten Jahre des Alters an die Löbnitzer Schule zu Königsberg und seit 1795 die dasige Universität frequentirt und Theologie studirt, insbesondere aber auch mit der hebräischen und griech. Literatur sich beschäftigt. Er wurde nachher Hauslehrer, 1800 Prediger in Königsberg, 1807 Doctor der Philosophie, und hielt nun Vorlesungen über die

morgenländ. Sprachen, A. und N. T., Kirchengeschichte. Ausser Aufsätzen in Zeitschriften, Gedichten und Predigten, hat er 1807 eine Diss. de librorum sacrorum interpretatione morali, a Kantio commendata, herausgegeben.

Alte Geschichte. *De historiae inter Graecos origine et natura.* Commentatio quam pro summis in philos. honoribus ab Acad. Reg. Kil. rite impetrandis conscripsit *Nicol. Falck*, Tonderanus. Kiliae, typis Mohr. 1809. 50 S. 8.

Die hier mitgetheilten Bemerkungen machen nur einen Theil einer ausführlichen Abhandlung, die der Verf. herauszugeben gedenkt, über die Gewohnheit der Alten in den Vortrag der Geschichte Reden einzumischen, aus, in welcher er darthun will, dass diese Manier einen sehr natürlichen Ursprung hat. Diesen hat er nemlich in dem Ursprung der Geschichte bey den Griechen überhaupt gefunden, und dadurch wurde er veranlasst, die Verbindung zwischen epischer Poesie und Geschichte genauer zu erörtern, worüber sich gegenwärtige Probeschrift verbreitet. Einige allgemeine Erinnerungen über den Werth der Alterthumskunde überhaupt sind vorausgeschickt. Da die Urtheile über die Griech. und Röm. Schriftsteller und ihre Eigenthümlichkeiten so verschieden und zum Theil so unbescheiden sind, so verbreitet sich der Verf. auch über die echten Grundsätze und Lehren der Kritik, nemlich derjenigen die das Wahre und Schöne in den Schriften der Alten prüft, oder der ästhetischen Beurtheilung derselben, indem er zugleich ihren, von manchen verkannten, Nutzen vertheidigt. Die Geschichte, zu der er S. 15 fortgeht, musste bey den Griechen in verschiedenen Zeiten auch eine verschiedene Gestalt annehmen. Ihr Ursprung ist in dem entferntesten Alterthume zu suchen, und von der natürlichen Neugierde der Menschen herzuleiten. Bey den meisten Völkern gab es Sänger, welche die Thaten der Helden priesen, Sagen und Erzählungen, welche die Zuhörer unterhielten. Auch bey den Griechen war diess der Fall. Es ist bekannt dass der poëtische Vortrag der älteste bey ihnen war, und dass aus der Gewohnheit in Gesängen zu erzählen die epische Poësie entstand. Der Ursprung der letztern ist also nicht auf Rechnung der Priester zu setzen, wie einige angenommen haben. Nie hatten bey den Griechen die Priester ein solches Ansehen, dass ihnen der Ursprung aller Kenntnisse beygelegt werden könnte. Homer unterscheidet den μαντις und ἀοιδός. Dass die epische Poesie die erste Form der Geschichte bey den Griechen gewesen sey, wird S. 21 ff. erwiesen. Es war die Pflicht der ältesten Dichter, merkwürdige Begebenheiten der Nachwelt zu überliefern. Auch Homer (d. i. die Verfasser der Gedichte, die man unter diesem Collectivnamen begreift) musste wahre Ereignisse dichterisch erzählen. An seiner Glaubwürdigkeit zweifelte Niemand im Alterthum. Allerdings kommen in der Iliade und Odyssee manche Dichtungen vor, aber deswegen ist nicht Alles erdichtet. Vielmehr trifft man viele Stellen an, in denen das Bestreben, Alles genau und treu zu erzählen, sichtbar ist, und die Anrufung der Musen soll selbst zur Unterstützung seiner Glaubwürdigkeit dienen. Wie man von einem alten Sänger Bekanntschaft mit den Begebenheiten und treue Erzählung forderte, lehrt Odyss. VIII, 488. Doch war diese den alten Griechen nicht genügend. Sie verlangten nicht bloss eine genaue sondern auch eine dichterisch ausgeschmückte Erzählung. Es ging aber auch mit der epischen Poesie nach den Zeiten, in welchen die Sänger der gleichzeitigen Begebenheiten lebten, eine Veränderung vor. Man kannte nun schon die ältesten Sagen. Es war also nicht nöthig den Zuhörern Alles genau vorzusingen, die Dichter konnten sie mitten in die Begebenheiten hinein führen. Aber auch so durften sie keinesweges Alles erdichten. Bald entstand eine neue Art von Poesie. Man sammlete alle Sagen des Alterthums und der Heldenzeit, verknüpfte sie und machte aus ihnen ein zusammenhängendes Ganzes. Von dieser Art war Hesiod's Καταλογος oder Magnae Eoeae, ein Gedicht, das sich den ganz historischen näherte. Der Hr. Verf. behauptet S. 29 f., dass beyde Benennungen ein und dasselbe Werk anzeigen, und nicht Κατάλογος nur ein Theil davon genannt worden sey. Denn es wäre nicht nur ganz ungewöhnlich, dass, wenn er nur einen Theil ausgemacht hätte, doch seine verschiedenen Bücher angeführt würden, und einige Fragmente desselben sind der Geschichte des Hercules fremd, die er enthalten haben soll. Zu solchen Dichtern, welche ganz den Historikern ähnlich waren, gehören auch die *cyklischen.* Denn sie schränkt der Verf. nicht bloss auf den Trojanischen Sagenkreis ein, sondern behauptet, dass dieser nur einen Theil des grossen Cyklus ausgemacht habe, selbst nach den Worten des Proklus in s. Chrestomathie, aus welchen erhellt, dass alle epische Gesänge, deren Stoff die Begebenheiten der Heldenzeit waren, ein Ganzes ausmachten. Die Reihe dieser Dichter eröffnet Stasinus, oder wer sonst Verfasser des Gedichts, Cypria, war. Darauf folgte Homers Iliade, des Arktinus Aethiopis, dann die kleine Iliade des Lesches, des Arktinus Zerstörung Troia's, des Augias Νοστοι, Homers Odyssee, Eugammon's Telegonie. Der Ursprung der Benennung ist klar, nicht so, welche und wie viele Dichter zu den Cyklischen zu rechnen sind. Nicht alle, welche von den Alten unter diesem Namen angeführt werden, scheinen wirklich dazu zu gehören, und nicht alle Gedichte, welche eine Lücke im Cyklus ausfüllen, cyklische Gedichte zu seyn. So kann Eumelus keinen Platz unter ihnen einnehmen. Des Lesches Zerstörung Ilions aber wurde ausgeschlossen, weil man ein ausführlicheres Gedicht über diesen Gegenstand von Arktinus hatte. Der Name eines cyklischen Dichters wurde überhaupt in weiterer Bedeutung gebraucht. Die epischen Dichter näherten sich immer mehr der eigentlichen Geschichte (wie Dionysius von Miletus). Ihnen folgten andere, die, weil

die frühern Dichter schon hinlänglich für die Kunde des Alterthums gesorgt hatten, die Geschichten ihrer Vaterstädte sich zum Stoff wählten. Die künstlichere Composition der Geschichte fängt mit Herodotus an (S. 35). Sie scheint der geäusserten Meynung über den allmähligen und natürlichen Fortgang der Geschichte zu widersprechen. Ohne für jetzt diesen Widerspruch ganz zu heben, verweilt der Verf. nur bey dem Prooemium, um zu zeigen, dass der Theil des Werks, in welchem Herodot von seiner Absicht und dem Plane des Werks spricht, unecht sey (B. I, c. 1—5. S. 56 ff.). Dass die Alten schon diese Einleitung gelesen haben, erhellt aus den Zeugnissen des Dionysius vom Halicarnass, Dio Chrysost. und Lucians. Photius aber führt (cod. 190.) aus des Ptolemäus Hephästion Schrift an, Plesirrhous, der Freund und Erbe Herodots, sey Verfasser dieser Vorrede gewesen. Die Ausleger haben angenommen, es gehe diese Bemerkung nur die Aufschrift des Herodot. Werks an. Allein Hr. F. zeigt aus den Worten des Photius, dass diess nicht Hephästions Meynung gewesen sey, wobey erinnert wird, dass Photius nach seiner eignen aber irrigen Ansicht hinzugefügt habe, das Werk des Herod. habe mit den Worten Περσέων μὲν οἱ λόγιοι — angefangen, und Hephästion habe das ganze προοίμιον für unecht erklärt. Will man einwenden, das Urtheil eines so spät (unter Hadrian) lebenden Grammatikers sey ohne Gewicht, so antwortet der Verf.: da so viele andere Schriften von Grammatikern verloren gegangen sind, so ist er vielleicht nur der einzige noch übrige, der uns über die Unechtheit des Prooemiums belehrt. Und wenn man diess selbst genauer ansieht, so wird man es wohl kaum des Herodotus würdig finden. Seine Geschichte hatte, wie die Anabase des Xenophon kein Prooemium. Dann führt der Verf. noch die Urtheile der Alten über den Werth der Geschichte und die Gesetze und Regeln derselben an. Das erste war das Gesetz der Wahrheit. Mit Unrecht hat man die alten Geschichtschreiber der Verletzung dieses Gesetzes beschuldigt. Sie urtheilten, dass nur ein rechtlicher Mann Geschichte schreiben dürfe; sie erlaubten sich keine poëtische Freyheit; wenn auch unwahre Erzählungen bey ihnen angetroffen werden, so sind diese deswegen nicht erdichtet. Sie sind nicht unkritischer gewesen als die neuern, und wenn sie nicht alle Erzählungen mit Beweisen belegen, so wird dadurch ihre Zuverlässigkeit nicht vermindert. Endlich erwähnt der Verf. noch was die Alten über den Nutzen der Geschichte urtheilten. Sie sahen dabey nicht etwa nur auf Schönheit, sondern auch auf den Nutzen. Bey dieser Gelegenheit trägt er auch seine Meynung über das, was die Alten für Endzweck der Dichtkunst und der bildenden Künste hielten, vor. Bey jener, glaubt er, sey nützliche Belehrung, mit der jedoch Schönheit verbunden werden musste, Hauptzweck gewesen, bey diesen könne Lessings und Winkelmanns Meynung (s. Winkelmanns Werke von Fernow I. S. 31 und 217) so vereinigt werden, dass jener den Hauptzweck (Schönheit), dieser eine nähere Bestimmung desselben angebe. Einige alte Geschichtschreiber wählten die Form der einfachen Erzählung lehrreicher Thatsachen, andere stellten selbst die Belehrungen auf, die sich aus den Thatsachen ziehen liessen. Denn zur weisen Einrichtung des Lebens und guten Staatsverwaltung wollten sie durch ihre Geschichtserzählung Anweisung geben. Da den meisten die Geschichte nichts anders war, als eine durch Beyspiele erläuterte Philosophie, so folgte daraus, dass alle Beyspiele sehr vollständig ausgeführt wurden. Daher begnügten sie sich auch, in dem blühenden Zeitalter mit der Beschreibung eines einzigen Kriegs, der Thaten Eines Mannes, eines kürzern Zeitraums, und erst später erschienen allgemeine Geschichten. Das neuere Princip der Geschichtschreibung, das unendliche Fortschreiten des menschl. Geschlechts, kannten freylich die Alten nicht. Lessing gab, ohne es zu wollen, durch seine Schrift, die Erziehung des Menschengeschlechts, die Veranlassung zur Aufstellung dieses Princips, gegen dessen Anwendung Hr. F. gegründete Erinnerungen macht: „Maneat igitur mos maiorum; in honore sit antiquitatis et nostrorum exemplum. Res perscribentur sincere, vt euenerunt, seruato cuiusque aeui colore; et saluberrimum fructum et nos inde capiemus et posteritas capiet. Tria sunt, quae expetamus in historia: primum voluptatem noscendi res singulares; deinde vtilia inprimis vitae praecepta, ac denique origines praesentium a praeteritis repetitas, quum omnia optime ex causis nascantur."

Neuere Geschichte. *Narratio de controuersiis, quae inter Daniae reges et Hamburgenses vsque ad mortem Christiani IV. 1648. agitatae sunt.* Sub discessum e gymnasio Hamburgensi edidit *Fridericus Cropp*, Moorburgensis Hamburgicus. Juris studiosus. Hamburg, bey Schniebes. 1810. 55 S. gr. 4.

In der Zueignungsschrift an die verdienten Professoren des Gymnasiums, unter deren Leitung Hr. Cr. seine ersten Studien mit Nutzen vollendet hat, gibt er den Zweck seiner Schrift selbst an, seinen Lehrern und Gönnern eine Probe seiner bisherigen Beschäftigungen mit den Wissenschaften abzulegen. Und sie zeugt von Quellenstudium, Einsicht, Fleiss und historischen Geist. Aus der ältesten Geschichte Hamburgs wird nur Einiges vorausgeschickt. Ob die Stadt wirklich von Karl dem Gr. erbauet worden sey, wagt der Verf. nicht zu entscheiden. Aelter ist sie gewiss nicht, und seit 831 kömmt sie in der Geschichte vor. Erinnert wird, dass auch auf folgende Weise Städte entstanden sind. In heidnischen Ländern legten bisweilen die Missionarien an einem bequemen Orte eine Kirche an, die neuen Christen baueten sich dann in ihrer Nähe Wohnungen, und so bildeten sich Städte. Hamburg verdankt bekanntlich dem Ansgar sehr viel, nachher den Herzogen Sachsens aus dem Billingischen Geschlechte. Die folgenden Begebenheiten, der Wechsel der Oberherren, der Fortgang der

Gewerbe, der Wohlhabenheit und der Freyheiten Hamburgs wird in einer guten Uebersicht und reinem Vortrage recht zweckmässig dargestellt, wobey auch die verschiedenen allgemeinen und besondern Schriftsteller und Documente angeführt werden. Im 13ten Jahrhundert hatte die Stadt schon eine solche Macht und so grosses Ansehen erlangt, dass mehrere Fürsten und besonders die Grafen von Holstein ihre Freundschaft und Verbindung suchten, dass diese Stadt nebst Lübeck den Grund zur Hanse legte, welche seit der Mitte des 13ten Jahrhund. schon berühmt wurde. Das J. 1294 wurde besonders durch die Bestätigung aller Freyheiten Hamburgs von vier Holstein. Grafen merkwürdig. Noch behaupteten diese Grafen einen Schatten von Oberherrschaft über die Stadt, aber auch dieser verschwand nachher. In der Mitte des 14ten Jahrhunderts geriethen Hamburg und Lübeck mit diesen Grafen in Krieg. S. 11 kömmt der Verf. auf die Veränderungen in Holstein, aus welchen alle Streitigkeiten der Stadt mit den Königen von Dännemark ihren Ursprung genommen haben. Als 1460 nach Adolphs Herz. von Schleswig und Grafen von Holstein Tode, der König von Dännemark Christian I. von den Ständen als sein Nachfolger anerkannt wurde, behauptete Hamburg seine Unabhängigkeit und weigerte sich, Christian dem I., der selbst nach Hamburg gekommen war, zu huldigen. Und der König erliess der Stadt den Huldigungseid, und war mit seiner Anerkennung in der neuen Würde, und einem Schutzbündniss zufrieden, und bestätigte der Stadt ihre Freyheiten. Doch schien schon darin ein Act der Schutzherrschaft zu liegen. Besser würde man gethan haben, wenn man damals unbedingt auf Unabhängigkeit und Freyheit bestanden hätte, die der König, wie der Verf. wohl richtig urtheilt, in seiner damaligen Lage hätte zugestehen müssen. Als nach Christians Tode sein Nachfolger Johann (1482) wieder den Huldigungseid forderte, erklärten ihm die Hamburger, dass, seitdem Holstein zum Herzogthum erhoben sey, sie manches verloren hätten, dessen Restitution sie forderten. Johann gab nach und beruhigte sich auch bey dem Reichsschluss unter Maximilian I., wodurch Hamburgs Reichsfreyheit anerkannt und bestätigt wurde. In dem was zunächst folgt, ist eine Verwechselung der Namen vorgefallen. Ausführlicher wird nun die Veranlassung und Geschichte der Streitigkeiten seit Friedrichs II. Regierung (S. 15 ff.) erzählt, am umständlichsten aber (S. 18 ff.) die Streitigkeiten mit Christian IV. (seit 1596 selbst Regenten in Dännemark). Dieser König schien anfangs eben so freundschaftlich gegen Hamburg gesinnt, als er nachher feindselig handelte. Die Ursache dieser Veränderung der Gesinnungen des Königs findet der Verf. in seiner unbegrenzten Herrschsucht. Als daher der Kaiser Rudolph II. 1601 zwey Edicte gegeben hatte, dass Hamburg bey Strafe von 50 Mk. löthigen Goldes weder dem Könige von Dännemark noch den Herzogen von Holstein den Huldigungseid leisten sollte, bis der beym Reichsgerichte obschwebende Streit über Hamburgs Unabhängigkeit entschieden sey, gestattete er der Stadt den verlangten Aufschub nicht, sondern sie mussten ihn eben so wie seine Vorgänger als Schutzherrn anerkennen, er aber bestätigte ihre Freyheiten. Der Vf. verbreitet sich S. 21 über die öfters damals aufgeworfene Rechtsfrage, ob Hamburg eine freye Reichsstadt sey, oder nur als ein Theil von Holstein zum deutschen Reiche gehört habe. 1618 entschied das Reichscammergericht für Hamburgs Freyheit. Der König von Dännemark, welcher glaubte, Hamburg habe diesen Rechtsspruch bewirkt, wurde darüber so aufgebracht, dass er Hamburgs Handel auf jede Art zu stören suchte, und die Abgeordneten Hamburgs, die sich darüber beschweren sollten, nicht vor sich liess. Bald darauf entstand ein neuer Streit über zwey Wachtschiffe, die der König auf der Elbe bey Glückstadt aufgestellt hatte. Da sich die Hamburger deswegen an den Markgraf von Brandenburg und den Herzog von Braunschweig-Lüneburg gewendet hatten, so erliess der König deshalb an sie ein hartes Schreiben, in welchem er sie wie Unterthanen behandelte. Es beleidigte ihn vornemlich, dass Hamburg sowohl zu dem niedersächsischen Kreistage als zu dem Reichstage berufen wurde. Dass Hamburg selbst diese Berufung veranlasst habe ist ungegründet, sie zögerten vielmehr ihr zu folgen, und wurden durch ein Strafedict Ferdinands II. 1620 dazu angehalten. Der König noch mehr darüber erbittert, zog 1621 in der Nähe der Stadt Truppen zusammen. Die Stadt kam in grosse Verlegenheit und hatte keine Hülfe zu hoffen, sie musste also froh seyn, dass ein gütlicher Vergleich zu Stande kam. Bey dem folgenden niedersächs. österreichischen Kriege (einen Act des 30jähr. Kriegs) und dem Unglücke des Königs hielt Hamburg sich neutral, und schützte auch ihr Gebiet gegen Plünderungen und befestigte sich hinlänglich gegen jeden Ueberfall. Dännemark war selbst sehr daran gelegen, dass Hamburg eine solche Neutralität beobachtete. Hätten die Hamburger den österreichischen Feldherren Schiffe gegeben, so wäre Glückstadt gewiss erobert worden. Auch widerstand der Senat der Forderung Wallensteins, der die Auslieferung entkommener Dänen und des englischen Gesandten verlangte, mit Kraft und Erfolg. Aber Lebensmittel musste er freylich dem österreichischen Heere liefern. Man benutzte die Gelegenheit, um die freye Elbschiffahrt und andere Vortheile vom Kaiser zu erlangen, zwar keine neuen Vortheile, aber doch solche, die den König von Dännemark aufs Neue aufbrachten, dass er nach dem Lübecker Frieden 1629 abermals Streitigkeiten anfing, indem er behauptete, Hamburg sey ihm durch Erbrecht unterworfen. Er stellte wieder 1630 bey Glückstadt Schiffe auf, die alle vorbeyfahrende Schiffe examiniren mussten. Die von Hamburg deswegen abgeschickten Gesandten richteten nichts aus. Vielmehr befahl er, dass alle hin- und zurückfahrenden Schiffe bey Glückstadt angehalten werden sollten. Auch wurde ein hoher Elbzoll angelegt. Der Hamburger Senat betrug sich auch hier mit der Weisheit und Mässigung, die der Verf. öfters rühmt, und die in solchen Verhältnissen eine nothwendige Tugend ist. Der König erklärte geradezu, dass er diesen Elbzoll nur als Vergel-

tung der ihm von Hamburg zugefügten Beleidigungen angelegt habe. Hamburg berichtete an den Kaiser und vertheidigte sich in einem Schreiben an den König Christian IV. Der ganze damalige Schriftenwechsel wird vom Verf. erwähnt, und dann die Vorwürfe, welche der König seit 1628 den Hamburgern machte, beleuchtet. Nicht nur Bremen und Lübeck sondern auch der Herzog von Holstein Friedrich und der Kaiser Ferdinand II. arbeiteten an einer Aussöhnung, und Hamburg that Alles um seine Bereitwilligkeit dazu zu beweisen, ohne jedoch die Kriegsrüstungen zu unterlassen, und es kam wirklich zu Gefechten der beyderseitigen Flotten. Nun interponirte sich der Kaiser; inzwischen blieb fürs erste der Elbzoll. Als er endlich vom Kaiser untersagt wurde, und Hamburg Sitz und Stimme auf dem Reichstage erhielt, erliess der König 1641 zwey Manifeste, an den Kaiser und an das Churfürstliche Collegium. Die darin gegen Hamburg enthaltenen Beschuldigungen geht der Verf., nebst dem übrigen Inhalte, und den Beantwortungen desselben, genau durch, und endigt mit dem 1643 geschlossenen Frieden, und mit dem Versprechen, die folgenden Streitigkeiten vielleicht ein andermal durchzugehen. Von seinem Patriotismus und von seiner Fertigkeit im guten lateinischen Vortrag hat der Verf. überall Beweise gegeben. Auch fehlt es der Erzählungsart nicht an Mannigfaltigkeit und Abwechselung.

Römisches Alterthum. *De antiquissima Romanorum militum in duces triumphantes iocos versusque satyricos faciendi licentia dissertatio*, quam — auctoritate ampliss. philoss. ordinis (in acad. Jenensi), lectiones habendi facultatem rite impetraturus a. d. XII. Apr. cIↄIↄcccx. defendet *Georgius Henricus* Bernstein, Philos. Doctor etc. socio certaminis assumto Aug. Leop. Ulrich, Medic. et philol. studioso. Jena, bey Etzdorf gedr. 20 S. 4.

Im ersten Capitel gibt der gelehrte Verf. den Ursprung dieser alten, oft schändlich ausartenden Licenz der römischen Soldaten an, und findet ihn nicht mit Nadal in einer boshaften Neigung Andere zu tadeln, sondern in den freyen Scherzen die unter den ältesten Römern bey Gastmälern und Feyerlichkeiten Statt fanden. So wie bey den Griechen an den Bacchusfesten Spott- und Scherzgedichte, zum Theil aus dem Stegreif gemacht, abgesungen wurden, so hatten die Römer ihre versus *Saturnios* und *Fescenninos*, deren Obscoenität und Frechheit selbst durch Gesetze beschränkt werden musste, ohne dass jedoch, wie es scheint, die darin festgesetzten Strafen ausgeführt wurden, oder die Zügellosigkeit dieser Gedichte aufhörte. Selbst Octavian schrieb ein beissendes fescennin. Gedicht auf den Pollio, worauf dieser weislich (nach Macrob. 2, 4.) schwieg. Aus jenen alten Gassenhauern aber entstand die gebildetere römische Satyre. Diese fescenninische Licenz ging auch zu den Triumphfeyerlichkeiten über, und wurde den Soldaten noch mehr als andern verstattet. Des Casaubonus und Nadal's Muthmassungen über den Ursprung dieser militärischen Spottlieder werden verworfen. Im zweyten Capitel wird bemerkt, dass sie nicht nur bey jedem Triumph gewöhnlich gewesen, sondern auch wechselsweise von den den Triumphwagen begleitenden Soldaten gesungen oder gesprochen worden sind. Bis in Domitians Zeitalter findet man Spuren dieser militärischen Licenz. Drey solcher Spottverse, zwey beym Suetonius, einer beym Velleius Paterc., werden vom Hrn. Verf. aufgestellt und erläutert. Da aber der Hr. Verf. eine vollständige Sammlung der Ueberreste dieser besondern Gattung römischer Poesie herauszugeben gedenkt, so verweilen wir bey ihnen jetzt nicht. Der ganze Gegenstand verdiente um so mehr Aufmerksamkeit, da er von den neuern Sitten und Befugnissen so sehr abweicht.

De servis Romanorum, mores iuuentutis corrumpentibus. Prolusio, qua — ad panegyrin — in schola Gubenensi — d. XV. Maii inuitat *Guilielm.* Richter, Rector. Guben, bey Brückner gedr. 31 S. 8.

Der Hr. Vf. hatte vor einigen Jahren in einem Programm untersucht, was der Erweckung der Humanität bey der röm. Jugend am meisten entgegen gewesen sey. Daran schliesst sich die gegenwärtige Abh. an, in welcher der grosse Nachtheil, den die Sclaven der Erziehung und Bildung der röm. Jugend zufügten, geschildert wird. Bekannt ist es, was auch vom Hrn. Vf. angeführt wird, dass die Zahl der Sclaven in Rom ungeheuer gross war, und dass diese übergrosse Menge derselben dem Staate in mehr als einer Rücksicht höchst gefährlich wurde. Das grösste Uebel war ihr nachtheiliger Einfluss auf die Sitten der Jugend. Dabey wird nun nicht bloss auf die Sclaven, so lange sie in der Sclaverey lebten, sondern auch nach der Freylassung Rücksicht genommen. Die vornehme römische Jugend war vornemlich immer von Sclaven umgeben; diese wurden oft hart und ohne Grund gezüchtigt, es ist wahrscheinlich, dass sie sich dann vor den Kindern sehr stark gegen ihre Gebieter erklärt, sie verwünscht und überhaupt mehreres Unanständige gesagt haben; sie gaben auch den Kindern ihrer Herren oft Rath wie sie ihre Eltern betrügen sollten; bey den Tafeln wurden auch Sclaven und Sclavinnen oft zur unanständigen Belustigung in Gegenwart der Kinder gebraucht die in den Häusern gebornen Sclaven hatten nachtheiligen Umgang mit den Kindern; endlich wurden auch die Erzieher (Pädagogen) aus dem Sclavenstande für die Jugend höchst verderblich. Mit wohl ausgewählten Stellen der Alten werden diese Bemerkungen belegt.

Inhalts - Verzeichniss

des

July - Heftes der N. L. L. Zeitung 1810.

I. Angezeigte Schriften.

NB. Die erste Zahl bezeichnet das Stück, die zweyte die Seitenzahl, wo das angeführte Buch beurtheilt worden ist.

In diesem Monate sind 71 Schriften angezeigt worden.

II. Buchhandlungen.

III. Intelligenzblatt.

Verbesserungen.

In einigen Exemplaren des 90. St. der L. Z. sind folgende Druckfehler unverbessert geblieben:

S.	Z.	
S. 1425.	Z. 9.	Dedication l. Dedicationen.
- 1426.	- 7.	honore l. humana.
	- 12.	varietate l. vanitate.
	- 13.	philosophali l. philosophandi.
	- 15.	fallacius l. fallaciis.
	- 24.	ist nach, Geistes, hinzuzusetzen: betreffen.
	- 30.	allein l. kleine.
- 1427.	- 11.	Neuen l. Namen.
	- 21.	Verbesserung l. Verheissung.
	- 26.	*Berthold* l. *Bechtold.*
	- 37.	nach, Verbindlichkeit, fehlt, zur Taufe.
	- 55.	μεταφϱ. l. καταφϱονεῖν.
	- 59.	Haupttafel l. Haustafel.
- 1428.	- 29.	jene l. ein paar.
S. 1428.	Z. 52.	nimirum l. nimium.
- 1429.	- 24.	gemacht l. gebraucht.
- 1430.	- 2.	v. u. nach, Franzosen, fehlt, auf.
- 1432.	- 2.	*Widekind* l. *Wedekind.*
	- 11.	sondern l. sodann.
- 1433.	- 1.	f. Erörterung l. Errichtung.
	- 49.	Die Bemerkungen l. Eine Bemerkung.
	- 57.	ist zu lesen: so lange der Beweis des Einzelnen durch —
- 1434.	- 10.	nöthigsten l. mässigsten.
	- 24.	fehlt nach Abschnitt, nicht.
- 1436.	- 22.	Recht l. Macht.
- 1438.	- 28.	früher l. früherer.
- 1440.	- 4.	v. u. zerstralen l. zerstrale.

NEUE

LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

92. Stück, den 1. August 1810.

REISEBESCHREIBUNG.

Tagebuch einer der Kultur und Industrie gewidmeten Reise. Von Phil. Andr. Nemnich, der Rechte Lizentiat. Tübingen, bey Cotta, 1809. 8. Th. I. S. 238. Th. II. S. 517. (3 Thlr. 4 gr.)

Der Verf. hat durch seine Reise nach England, welche im Jahr 1800 erschien, und durch seine neueste Reise durch England, Schottland, Ireland und Wales vom Jahr 1806. sich von einer so vortheilhaften Weise bekannt gemacht, dass Rec. sich von der Lecture des gegenwärtigen Tagebuchs die reichlichste Belehrung und Unterhaltung versprach. Und diese Hoffnung ist auch nicht getäuscht worden. Ein gedrängter Auszug wird dieses Urtheil auf das Unwiderlegbarste bestätigen.

Der Verf. reisete gegen das Ende des Mays 1808 von Hamburg mit dem Holländischen Militair, und voll der traurigsten Empfindungen über den unbeschreiblich jammervollen Zustand dieser sonst durch ihren Handel so blühenden Stadt, durch die Lüneburger Heide, auf Göttingen. Der Bienen-Ertrag in den Hannöverischen Landen wird zu 300,000, und der Nutzen, welchen die Haarburger von den Heidelbeeren, aus welchen in Hamburg grösstentheils rothe Weine fabricirt werden, ziehen, auf 20,000 Thaler angeschlagen. In *Hannover* zog die von der Gattin des unglücklichen Klockenbring gestiftete kön. Hof-Stickerey-Fabrik, welche über 200 Menschen ernährt, und ihre Waaren hauptsächlich nach Hamburg, Bremen und Leipzig versendet, die Aufmerksamkeit des V. auf sich. Der Hannöverische Cichorien-Caffe ist auch ein bedeutender Handelsartikel: denn ausser zwey grossen Fabriken beschäftigen sich mit diesem Fabricate noch mehrere kleinere Arbeiter, deren jeder 2 bis 300 Centner Wurzeln jährlich verbraucht. Man kann hieraus einen Schluss auf die Wurzelmengen machen, welche in den beyden grossen Fabriken alljährlich verbraucht werden. Der grösste Theil dieses Cichorien-Caffe's geht nach Hamburg. — In Göttingen suchte sich Hr. N. vorzüglich über den jetzigen Zustand des Linnengewerbs im Göttingischen zu belehren. Der Landmann betreibt das Spinnen und Weben, wenn die Feldarbeiten ruhen, und verkauft das fertige Linnen an inländische Leinwandhändler, die es dann ausser Landes schaffen, und dafür in friedlichen Zeiten auf 200,000 Thaler ins Land bringen. Die im Göttingischen verfertigten Linnen sind entweder gebleichte und ungebleichte flächsene, oder ungebleichte halb flächsene. Die erstern gingen sonst grösstentheils über Bremen, einige auch über Hamburg nach Cadiz und von dort nach Westindien und dem spanischen Amerika, die letztern über Bremen nach Portugal. Das Leinwand-Geschäft befindet sich unter policeylicher Aufsicht: denn seit 1774 ist, nach dem Osnabrückischen Muster, eine Legge- oder Schauanstalt eingeführt, welche die als gut erkannte Leinwaad stempelt. Das hierbey angestellte Personale wurde auf öffentliche Kosten unterhalten, und der Verkäufer hatte nicht das Geringste für die Schau und Stempelung zu erlegen. Seit 1807 aber hatte dieses Personal keine Besoldung erhalten, und lebte wegen der Zukunft in der bangsten Erwartung. — Der Handel mit Mettwürsten, welche Friedrich der Grosse leidenschaftlich liebte, bleibt fortdauernd gross. — In *Cassel* beschloss der Verf., die im Agathof etablirte Cattundruckerey vor allen Dingen zu besehen. Diese Fabrik lässt in Cassel und den umliegenden Oertern aus fremdem Garne Cattune weben: in einem Jahre sind aus 12,000 Pfund Garn 3000 Stück Cattun verfertiget worden. Ein Weber kann bey gutem Garne 2½ Stück, jedes zu 25 Ellen, ⅞ Breite, gerechnet, wöchentlich liefern, wofür er 3 Thaler 3 Groschen Lohn erhält. Die Zahl der für die Fabrik arbeitenden Personen beläuft sich zwischen 250 und 260, und ihre jährlichen Unterhaltskosten, mit Ausschluss der Weber, auf 18 bis 20,000 Thaler. Die Abtretung des linken Rheinufers und der aufgeschobene

Verkehr mit Holland und Brabant hat dieser Fabrik sehr geschadet. Denn vorher war das Quantum der jährlich abgesetzten Stücke beynahe 10,000, jetzt ist es vielleicht etwas über 6000. — Auch die Wachslichter-Fabrik ist in Cassel bedeutend: die Bleiche fasst 22,000 Pf. und der jährliche Absatz von Lichten soll, ein Jahr in das andre gerechnet, 50,000 Pf. betragen. Die Arnoldsche Papiertapeten-Fabrik beschäftigt über 20 Arbeiter, und vertreibt ihre, selbst von Franzosen bewunderte Waare bis in den entferntesten Norden. — Das Casseler Gelb, dessen Bestandtheile Mennige und Salmiak sind, wird jetzt von dem Assessor Flügger nach der von ihm verbesserten Turnerischen Methode bereitet und weit verschickt. — Das Gebäude, welches sonst die Bildergallerie enthielt, ist jetzt dem Kriegsminister geschenkt worden; in dem Gebäude der ehemaligen Maler- und Bildhauer-Akademie wohnte damals Joh. v. Müller; das herrliche, wohl eingerichtete Schulgebäude ist, nebst dem daran stossenden Schulmeister-Seminarium, zur Hälfte in ein Finanz-Büreau verwandelt; das Kadetten-Haus hat seine Bestimmung behalten und nur seinen Namen in Ecole militaire umgeändert. Unter den übrigen Hessischen Fabrikörtern zeichnet sich Gross-Almerode wegen seiner berühmten Schmelztiegel aus, welche bis nach China vertrieben worden sind.

Eisenach treibt einen nicht unbeträchtlichen Handel mit Raschen, welche in Deutschland, der Schweiz und Italien, ehedem auch stark in Frankreich, abgesetzt werden. Streiber und Comp. sind auch daselbst die einzigen Bereiter des Persio, eines dem englischen Cudbear ähnlichen Farbematerials, welches in Hamburg unter dem Namen des rothen Indigs bekannt ist. Die Flechte, woraus man den Persio bereitet, wird zur Zeit noch aus Schweden bezogen. Der ältere Streiber hat zu Melborn, 2 Stunden von Eisenach, eine durch Wasser getriebene Baumwollspinnerey nach englischer Art angelegt: sie wird bald auf 2000 Spindeln gebracht seyn: sie spinnt Mulegarn von No. 30 bis 120. Die Unterhaltungskosten der Maschine, mit Inbegriff von 50 an derselben angestellten Arbeitern, betragen jährlich ungefähr 6000 Fl. Aus der in Melborn wachsenden Brunnenkresse werden jährlich 1800 Fl. gewonnen. Noch sind die Eisenacher Cervelatwürste berühmt. —

Auch in *Langensalze* befindet sich seit einigen Jahren eine grosse Baumwollenspinnerey zu Wassergarn. Das Gebäude hat drey Etagen. Die beyden untern haben 2080 Spindeln, die wöchentlich 700 bis 1000 Pfund liefern. In der dritten Etage sollen noch 1000 Spindeln angebracht werden. — Ausserdem ist der Waidhandel in Langensalze beträchtlich. — *Ruhla* ist merkwürdig wegen der Fabricirung von Pfeifenköpfen nebst allen Zubehörungen. Die Preise der meerschaumenen Köpfe laufen von 2 Groschen bis zu 40 Louisd'or das Stück: die gangbarsten sind von 1 bis zu 3 Louisd'or. Jetzt werden hölzerne Pfeifenköpfe ungleich mehr, als meerschaumene verarbeitet. Das rohe Schnitzen derselben geschieht in den benachbarten Fuldschen und Eisenachschen Dörfern, von woher die Kaufleute in Ruhla und Eisenach sie kaufen, um ihnen durch die sogenannten Kopfputzer Farbe, Feinheit und Glanz geben zu lassen. Der grösste Theil der Einwohner von Ruhla beschäftiget sich mit Pfeifen-Beschlägen, welche meistens aus übersilbertem, oder ordinär vergoldetem Messing verfertigt werden. Ruhla enthält 32 Fabriken für unächte meerschaumene Köpfe; gegen 60 Familien ernähren sich vom Putzen der hölzernen Köpfe; und 260 Familien von dem Beschlagen derselben. Ausserdem werden Pfeifenröhre, messingene Pfeifenräumer und Seehundsbeutel in grosser Menge daselbst verfertiget. — *Brotteroda*, um und um mit Bergen umgeben, und folglich mit einem rauhen Klima versehen, zeichnet sich durch Betriebsamkeit und eine seltene Wanderungssucht seiner Bewohner aus: sie handeln mit einer sehr schlechten Sorte von selbst fabricirtem Rauchtabak, mit zu Pferdegeschirr verarbeiteten Schnallen und Ringen und mit sogenannten Schmalkaldener Waaren. — *Suhl, Mehlis* und *Celle* liefern feinere Eisenwaaren, und besonders Gewehre. Der nahe bey Suhl neuerdings entdeckte Schwerspath wird, fein gemahlen, an auswärtige Bleyweissfabriken verhandelt. —

Ueber das Fulder Land ist der Verf. besonders weitläufig, und muss als eine reine Quelle statistischer Nachrichten über dieses Land, dessen Areal auf 38¾ Quad. Meilen und dessen Bevölkerung über 90,000 geschätzt worden ist, angesehen werden. Im Jahr 1806 beliefen sich die Cammer-Einkünfte auf 558,000 und die Steuern auf 160,000 Fl. Durch die Trennung der, dem Reichsmarschall Kellermann 1807 zu Theil gewordenen Domäne Johannisberg haben sich diese Einkünfte vielleicht um 40,000 Fl. vermindert. Ausserdem hat das Land eine Kriegs-Contribution von 1,300,000 Franken zu bezahlen gehabt. Unter den Erzeugnissen des Mineralreichs ist die Abtsroder Erde im Amte Weihers berühmt. Die reinste Sorte dieses Thons wäre in Bleyweiss-Fabriken, die zweyte zu Fayence und die dritte zu Krügen zu gebrauchen: allein zum Bleyweiss ist sie noch nicht angewendet worden. Sie diente zu dem chemals in Fuld fabricirten schönen Porzellan, das immer seltener wird, und als eine National-Seltenheit sehr hoch im Preisse steht. Gegenwärtig werden blos Krüge für den Brückenauer Sauerbrunnen daraus verfertigt. Dazu ist nothwendig, dass die feine weisse Erde mit der fetten blauen oder grauen Erde vermischt werde. In dieser Pfeifen- oder Porzellan-Erde finden sich Jaspisse, welche zum Feuer anschlagen dienen. — Die Saline zu *Salzahlirf*, auf deren Verbesserung der Prinz von Oranien 14,400 Fl. wendete, gibt jährlich 50 Malter Tafelsalz, 1000

Malter Kochsalz, 50 — 80 Malter Viehsalz und endlich 600 Centner Düngsalz. Der Malter enthält ungefähr 200 Pfund. Dieses Salz ist aber zum eigenen Gebrauche nicht hinreichend, sondern es muss noch vieles aus benachbarten Ländern gezogen werden. — Die bey *Rückers* gegrabenen Braunkohlen wollen, aus Vorurtheil, keinen bedeutenden Absatz finden. — Leinwand macht den vornehmsten Erwerb und Handel des Fulder Landes aus, indem jährlich auf 200,000 Stück gewebt werden. Der Mangel einer Legge-Anstalt wurde als Ursache des grossen Verfalls dieses wichtigen Handelszweigs angesehen, allein wahrscheinlich sind die Folgen des Kriegs, die Handlungssperre, die Theurung der Lebensmittel, die Armuth der Weber u. a. m. eben so viel an der Abnahme des Leinenhandels Schuld. Von der Fulder Leinwand geht der grösste Theil nach Holland, ganz Nord-Deutschland und Dänemark; ein guter Theil nach Frankreich, Sachsen und den Rheingegenden, und nur wenig nach dem Maynstrom und Bayern. — Pottasche ist ein zweyter Fuldscher Haupterwerb, wovon 700 Centner rohe und 300 Centner calcinirte jährlich im Durchschnitte gewonnen werden. Der grösste Theil davon ging sonst nach Holland. — Von der öffentlichen Bibliothek in Fulda rühmt der Verf. als die grösste Seltenheit darin den Bibliothekar, welcher nie an Ort und Stelle war. — Die kurze Regierung des Prinzen von Oranien war dem Fulder Lande von grossem Nutzen: er setzte alle Staatsdiener auf einen festen Gehalt, führte eine bessere und unpartheyischere Justizverwaltung ein, organisirte das Armenwesen ganz neu, verbesserte die Medicinal-Anstalten, und die Policey, eröffnete zu mehrerer Aufnahme des Nahrungsstandes und zu Abstellung des bisher statt gefundenen Wuchers ein Leih- und Pfandhaus; er legte eine neue Strasse an, er suchte tolerante Grundsätze unter den verschiedenen Religions-Partheyen zu verbreiten, er führte eine Brandversicherungs-Anstalt ein, er verbesserte den Schulunterricht, und warf dazu eine Summe von 12 bis 13,000 Fl. aus, er liess einen Plan zu Tilgung der auf 1,200,000 Fl. sich belaufenden Landesschulden entwerfen und machte, zur Ausführung desselben, mit grossen Aufopferungen den schönsten Anfang, er suchte den Landbau zu verbessern und zeigte bey allen zu bekämpfenden Hindernissen und bey vielen Beweisen des grössten Undanks bis auf den letzten Tag seiner Regierung den unermüdetsten Eifer, das Wohl seiner Unterthanen zu befördern.

Hanau ist schon lange als ein wichtiger Fabrikort berühmt gewesen. Die Seidenfabrik der Gebrüder Blachiere gibt mehr als 450 Familien Nahrung. Man bewundert vor allen Dingen die unvergleichlich schönen, geschmackvollen Tapeten und andre Möblirungsstücke, reich an Farbe und Inhalt. Jetzt, da diese Luxusartikel sehr wenig Abnehmer finden, geben sie sich vornämlich mit Fabricirung von Sammet und Sammetband ab. Die grosse Bijouterie, d. h. Tabatieren und überhaupt jede Charnierarbeit in Gold ist in Hanau zu einer solchen Vollkommenheit gestiegen, dass sie die Pariser sogar in einigen Artikeln übertreffen soll. Dieser kostbare Zweig, welcher über 400 Arbeiter ernährt, wird daselbst im ausgedehntesten Umfange betrieben, und die Waare ging vor der Handelssperre nach allen Welttheilen. Von vieler Wichtigkeit ist die Wagen- oder Chaisen-Fabrik von Angstell. Eine einzige Rauchtabaks-Fabrik fabricirt jährlich zwischen 1500 und 2000 Centner, wozu das Material in *Rogges*, jenseits des Mayns, zwischen Aschaffenburg und Offenbach, erzeugt wird. Er geht hauptsächlich nach Schwaben und der Schweiz.

Frankfurt hat fast gar keine Fabriken wegen des Zunftzwangs, wegen Mangels des zu Anlegung bedeutend grosser Etablissements nöthigen Raums, und wegen Theurung der Arbeiter. Die Schnupftabaks-Fabrik von Bolongaro, welche ehedem einen so bedeutenden Absatz hatte, hat zwar jetzt durch neuere Erfindungen, Concurrenzen und andre Umstände sehr verlohren, wird aber dennoch von seinen in verschiedene Branchen getheilten Erben fortgesetzt. Auch verschiedene Rauchtabaks-Fabriken giebt es in Frankfurt, welche zum Theil amerikanische, meistens aber Pfälzer und Roggauer Blätter verarbeiten. Die Frankfurter Kupferdrucker-Schwärze ist berühmt, und die Herren Gayl und Hedler, welche sich mit Fabrizirung derselben besonders abgeben, versicherten dem Verfasser, dass keine andre Drusen oder Hefen, als die aus den Weingegenden des Rheins und Mayns zur Verfertigung dieser Schwärze tauglich wären, und dass man in Frankreich mit den Hefen der inländischen Weine Versuche gemacht habe, welche aber keine Kohle, sondern blos Asche geliefert hätten. In Seligenstadt bey Hanau wird auch Kupferschwärze aus Mulm fabrizirt, und es wäre wohl der Mühe werth, den Unterschied zwischen dieser Mulmschwärze und der aus Weinhefen zubereiteten oder der Drusenschwärze zu untersuchen. Ueber diese letztere und ihre Zubereitung findet sich in *Hermbstädts* Bulletin Einiges.

Merkwürdig ist *Friedrichsdorf*, eine von den französischen Refugiés drey Stunden von Frankfurt errichtete Kolonie, welche weder von ihrer Sprache, noch von ihren sonstigen Gewohnheiten nicht im Geringsten abgewichen sind und ein sehr regelmässiges Leben führen. Sie verfertigen besonders wollene, baumwollene und leinene Strumpfwaaren und die sogenannten Berliner Flanelle.

Offenbach ist schon in ältern Zeiten wegen seiner Fabriken berühmt gewesen, welche jedoch zwischen den Jahren 1780 und 1790 den höchsten Flor erreicht haben. Die nachfolgenden Zeitumstände haben dem fernern Emporkommen neuer Fabriken ein Ziel gesetzt und die vorhandenen in ihren Wirkun-

gen gelähmt. Die Schnupftabak-Fabrik der Gebrüder Bernard hat auf 120 Arbeiter, und es werden in derselben täglich, die Sonn- und Festtage mit einbegriffen, 60 bis 80 Centner Schnupftabak gemahlen und ausserdem jährlich 3000 Centner Carotten verfertiget und verhandelt. In der bedeutenden Rauchtabak-Fabrik von Geelvink, Kraft und Comp., welche vor 1802 blos amerikanische Blätter, seit dieser Zeit aber auch Landgut verarbeitet, wurden in den Jahren 1796 bis 1800 jährlich zwischen 6 bis 800,000 Pfund Tabak abgesetzt. Vorzüglich berühmt wird aber Offenbach durch die Wagenfabrik von Dick und Kirschten, welche 120 Arbeiter beschäftiget. Es sind in ihren Fächern ausgesuchte Leute, und viele Ausländer darunter, die hier arbeiten: 45 Schmiede und Schlosser, 14 Kastenschreiner, 12 Gestellmacher, 14 Lackirer und Anstreicher, 12 Sattler, 4 Riemer, 6 Gürtler und Plätirer, ausserdem Leuchtenmacher, Posamentirer, Drechsler u. a. m. Das Holz ist in solchem Vorrath vorhanden, dass es in 10 Jahren von der Fabrik nicht aufgearbeitet werden könnte, wenn es auch nicht jährlich vermehrt würde; ausserdem beziehet die Fabrik ihre übrigen Materialien in bedeutenden Quantitäten aus der ersten Hand, und meistens aus entfernten Gegenden. Seit 3 oder 4 Jahren macht die Fabrik sich auch ihre Federn, und zwar von der besten Güte, selbst. Als der Verfasser die Fabrik besah, standen in einer einzigen Remise 20 fertige Wagen, und über 30 waren in Arbeit. Eine Fabrik von Dosen etc. aus Papiermaché, welche von der gewöhnlichen Sorte jährlich an 5000 Dutzend absetzt; eine Wachsbleiche und damit verbundene Wachslichtfabrik, die jährlich auf 6000 Pf. Lichter verkauft; eine Bijouterie-Fabrik, welche 40 bis 50 Menschen ernährt, und in deren weitläuftigem Gebäude das Schmelzen des Goldes, das Schlagen und Ziehen desselben zu Blech und Draht, die Vorbereitung desselben zur Arbeit der grossen und kleinen Artikel, das Graviren, Emailliren, das Schleifen der Carniole und andrer Steine, das Farbensetzen, das Chuillochiren, die Polissage und Arivage vorgenommen, alle hierzu nöthige Maschinen verfertiget, auch alle Emailfarben zubereitet werden; eine Fabrik in Saffianwaaren; Seiden- und Wollfärbereyen; eine Kunstbleiche; und mehrere andre Gewerbe zeichnen Offenbach als einen sehr betriebsamen Ort aus. Ausser diesen Gegenständen ist daselbst sehenswerth die Sammlung von ausgestopften, in Deutschland einheimischen Vögeln des Hofrath Meyer, welche sich auf 700 Stück beläuft, und die von einem Strumpfweber in Offenbach, Gesell, so sauber und mit Beobachtung der jedem Vogel eigenthümlichen natürlichen Stellung ausgestopft worden sind, dass man dem besondern Genie dieses Mannes Achtung schenken muss.

Maynz hat wohl unter allen deutschen Städten seit der französischen Revolution die mehrsten und wichtigsten Veränderungen erfahren. Diese haben sich insonderheit entweder im völligen Ruin vieler bekannter Gebäude oder in ihrer Verwandlung zu andern Zwecken gezeigt. Die Domprobstey wurde in der Belagerung ein Raub der Flammen, und auf ihrer Stelle soll der Platz Guttenberg errichtet werden; die Kirchen der Jesuiten, der Dominikaner und der Franziskaner sind gleichfalls abgebrannt; die unvollendete neue Kirche, welche an die Stelle der letzten kommen sollte, vertritt zur Zeit die Stelle einer militärischen Reitschule; die alte Reitschule ist so lange zum Theater eingerichtet, bis das neue auf dem Platze Guttenberg zu Stande gebracht seyn wird; die Altenmünsterkirche wurde, nach Uebergabe derselben an die Protestanten, weiterhin dem Militär eingeräumet, und dafür erhielten die erstern die wälsche Nonnenkirche; das Agnesenkloster mit seiner Kirche dient zum Magazin des im Schönburger Hofe errichteten Militär-Hospitals; aus den schönen Universitätsgebäuden am Münsterthore, aus dem Jesuiter-Collegium, dem ehemaligen Gymnasium und dem Maltheserhause sind Casernen geworden; das Dalbergische Haus zu den 3 Sauköpfen ist abgebrannt; das gleichfalls abgebrannte grosse Komödienhaus liegt noch in Trümmern; die weisse Frauenkirche ist niedergerissen; auf das der Erde gleich gemachte Kapuzinerkloster wurde das Josephinen-Hospital zu bauen angefangen; im Kloster der armen Clarissen wird ein Hebammen-Institut eingerichtet; der Domklostereyhof dient dem Bischoffe zur Wohnung; das Augustinerkloster ist gegenwärtig ein Seminarium für Weltgeistliche; die Victorshäuser sind den Administratoren und Professoren des Lycée übergeben worden; die Carmeliterkirche dient ausser dem Taufhause seit 4 oder 5 Jahren zur Niederlage von Waaren, die dem Stadt-Octroy unterworfen sind und abgabenfrey dort lagern dürfen. Um den Freyhafen zu Stande zu bringen, ist das Schloss reparirt, die Marienburg der Erde gleich gemacht und ein Quai zu bauen auf Kosten der Regierung angefangen; die Magazine, die Bureaux der Douaniers u. s. w. muss die Kaufmannschaft zu bauen übernehmen. — Das Lycée enthält 140 Zöglinge. In dem dazu bestimmten Gebäude wird jetzt eine Sammlung von römischen Inschriften und Alterthümern, welche in der Gegend von Maynz gefunden worden sind, aufbewahrt. Sonderbar ist, dass von allen in Maynz in Garnison gelegenen Legionen und Cohorten, nämlich von der 1, 2, 4, 14, 16 und 22sten, Specimina vorkommen, nur von der 18ten nicht, die im Tacitus als Garnison von Maynz genannt ist. — Das auf der Mairie aufbewahrte Münzkabinet enthält, ausser einer vollständigen Sammlung von Maynzer Gold- und Silbermünzen, viele kupferne, silberne und goldne römische Münzen. Die Bibliothek ist beynahe 90,000 Bände stark, worunter, ausser dem historischen Fache, das Cabinet von alten Drucken und Manuscripten am merkwürdigsten ist. — Drey neue grosse Chausséen führen nach Strasburg, Co-

blenz und Metz. — Seit einigen Jahren hat Maynz eine Anstalt zur Rettung der Scheinertrunkenen erhalten. Rec. hätte eine kurze Nachricht von ihren glücklichen Versuchen zu lesen gewünscht. — Der Handel von Maynz betrifft Speccreyen, Wein, Getreyde, Tabak und einigen Sämereyen.

Die Weinberge des Johannisberges nehmen etwas über 63 gewöhnliche Morgen ein, und liefern jährlich 25 Stückfass, 1300 Flaschen auf ein Fass gerechnet. Der jährliche Totalwerth ist zwischen 23 bis 24,000 Fl. Ausserdem giebt es ein Paar Morgen sogenannter Drittelweinberge, und ungefähr eben so viel von Kirchspielweinbergen, deren Erzeugnisse aber in keinen Betracht zu ziehen sind. An übrigen Ländereyen und Holzungen besitzt der Johannisberg ungefähr 2000 Morgen. Die Muttertraube des Johannisberges ist ein Rüsling: je näher diese Traube sich am Schlosse, und zwar an der Mittagsseite, befindet, desto besser fällt der Wein aus. Die Zeitigung des Schlossweins wird immer wenigstens 14 Tage später, als im ganzen Rheingau, hingekünstelt. Ein andrer Vorzug des Johannisbergers beruht darin, dass man ihn gleich nach der Erndte in den Keller bringt, und ein ganzes Jahr auf der Druse liegen lässt, ehe er in andre Fässer zum Klären gelassen wird. Der Prinz von Oranien sah sich genöthiget, da der Fürstbischoff Adelbert die alten Weine grösstentheils verkauft hatte, den Verkauf des Restes nur Flaschenweise zuzulassen. Die Flasche von der ersten Sorte kostete 4 Fl. von der zweyten 3 und von der dritten 1½ Fl. Die jährliche Einnahme betrug dafür doch 40 bis 50,000 Fl. Es befanden sich im Fulder Keller einige Stückfässer alter Johannisberger von den Jahren 1779, 1781 und 1783, woraus bisweilen einzelne Flaschen, das Stück für 12 Fl. verkauft wurden.

Von Rüdesheim und seinen Weinen, ihren bessern Jahrgängen und Preisen.

Das gewerbfleissige Creutznach ist seit zwölf Jahren in beträchtliche Aufnahme gekommen, und die Kriege, welche so manchen blühenden Ort ganz heruntergebracht haben, sind eine Ursache seines vermehrten Wohlstands geworden. — In der Nähe von Creutznach sind zwey Salinen: beyde schöpfen aus acht Brunnen und beschäftigen gegen 100 Arbeiter. Ihr jährliches Product sind 5000 Malter, der Malter zu 214 Pf. Silbergewicht. Vor der französischen Besitznahme kostete der Malter 10 Fl. jetzt 20 Fl. 32 Kreutzer. Und dieses hohen Preisses ungeachtet kann das inländische Bedürfniss kaum zu ⅓ befriediget werden, weil es wegen seiner Güte nach entferntern Gegenden verkauft wird. — Drey Stunden von Creutznach giebt es verschiedene Quecksilber-Bergwerke.

In Diez stiftete die jetzt verwittwete Prinzessin von Oranien mit ziemlichen Kostenaufwande aus ihrer eignen Casse eine Industrie-Schule für 25 Knaben und eben so viele Mädchen. Die physische und moralische Erziehung gehörten zu den Hauptgegenständen des Instituts. Allein diese wohlthätige Anstalt hat wegen des Drucks der Zeitumstände aufhören müssen. — Die grosse Baumschule des Oberhofraths Diel für Kern- und Steinobst, welche über 3 Morgen Landes einnimmt, ist sehenswerth. Er hat von Aepfeln 700, von Birnen 300, von Pflaumen über 100, von Kirschen über 60, von Pfirsichen 44, von Aprikosen 22 Sorten, und die Versendungen geschehen vorzüglich nach Hamburg, Petersburg, Moscau und andern Gegenden des Nordens. In dem Limburgischen wird viel Obst gezogen; besonders zeichnet sich die Gegend um Dausenau durch Aepfelbäume aus. Im Jahr 1808 wollten die Dausenauer ihre Aepfelärndte nicht für 12,000 Fl. weglassen. — In Diez und Limburg kommt auch die Schaafzucht sehr in Aufnahme, seitdem starke Nachfrage nach Wolle ist. Der Centner zu 108 Pf. gilt 80 bis 100 Fl.

Fachingen, eine halbe Stunde von Diez, versendet jährlich von seinem Mineralwasser an 200,000 Flaschen.

In der dasigen Gegend gibt es verschiedene Bley- und Silberbergwerke, wovon das beträchtlichste, dem Grafen von Anhalt-Schaumburg zugehörige, in guten Wasserjahren für 50, 60, und mehrere Tausend Gulden an Bley und Silber liefert, und über 300 Menschen beschäftiget. Weiter hin an der Lahn und von derselben entfernt, liegen mehrere Eisenhütten, welche das Holz in jener Gegend sehr vertheuern.

Der vorzüglichste Erwerbzweig des Fürstenthums *Siegen* besteht in Bergwerken, welche vortreffliche Eisen- und Stahlsteine, Kupfer und einige auch etwas Silber liefern. Ausserdem befinden sich daselbst mehrere nicht unbedeutende Loh- und Weissgerbereyen, Wollentuchfabriken, eine Baumwollspinnerey, mehrere Baumwollfabriken, welche ungefähr 2000 Menschen beschäftigen und zwischen 50 und 100,000 Pf. verarbeiten.

Der Handel von *Coblenz* besteht in Spedition und Commission. Ueber die Moselweine, unter welchen der Braunenberger der berühmteste ist. Mehrere Fabriken sind wegen der Plackereyen der Regie eingegangen. Eine Fabrik von lackirten Blechwaaren beschäftiget über 130 Arbeiter. So wie Maynz in den neuern Zeiten grosse Veränderungen erlitten hat, so ist es auch mit Coblenz, nur in geringerm Grade, ergangen. Das schöne, neu erbauete Schloss ist zum Lazareth und zu Casernen bestimmt; die darin befindliche vortrefliche Capelle dient zum Conseil militaire; das ehemalige Metternichsche Hôtel ist die Rechtsschule, das eine Hôtel der Grafen von der Leyen die Gensd'armerie-Caserne, das andre Hôtel

derselben die Präfectur geworden: in der Wohnung des ehemaligen Churfürsten befindet sich die zuvor namhaft gemachte Fabrik von lackirten Blechwaaren; aus dem St. Georgs-Kloster ist die Wohnung des lutherischen Predigers, und aus seiner Kirche die protestantische geworden; die St. Florians-Kirche, worin man ehedem die Churfürsten beysetzte, wird jetzt in ein öffentliches Schlachthaus verwandelt; aus dem Carmeliter-Kloster ist ein Gefängniss, aus dem St. Barbara-Kloster ein Leihhaus geworden.

In *Vallendar*, eine Stunde von Coblenz, befinden sich viele Tuchfabriken und Wollfärbereyen, und die grosse Gerberey des Quin. Jos. d'Ester, welche 250 Gruben hat und jährlich 5 bis 6000 Stück Wildhäute fertig liefert. Es werden dazu 7000 Centner Lohe verbraucht, welche ehedem aus dem Trierischen, jetzt aus dem Nassauischen und vom Neckar kommt.

In *Neuwied*, dessen Einwohner jetzt ungefähr 5000 stark seyn mögen, ist merkwürdig die Gesundheitsgeschirr-Fabrik von Remy und Barensfeld, die Collenbuschische grosse Fabrik von Siamosen, Cotonnaden und Cotons, welche über 1000 Menschen ausser dem Hause beschäftiget, die ehemalige Röntgensche Fabrik von Kunsttischlerey, welche Mobilien mit mechanischen und musikalischen Bewegungen lieferte, wovon das Stück oft mit 50,000 Fl. bezahlt wurde; ein Secretär für Ludwig den XVI. kostete 80,000 Livres. Der noch lebende grosse Künstler in der Uhrmacherey, Pet. Kinzing, mit dem sich Röntchen associirte, setzt seit Röntchens Tode das Uhrmachen unter seinem Namen fort. Er liefert Flötenuhren zu 200 Carolins, Aequationsuhren zu 40, und Dreyrädernuhren d. i. Regulatoren oder Probier-Uhren zu 22 Carolins. Die Herrnhuter Kolonie zu Neuwied liefert eine grosse Menge von Fabrikaten, womit ein beträchtlicher Handel getrieben wird.

In *Bonn* (Th. II.) dessen Einwohner zur äussersten Dürftigkeit herabgesunken sind, ist seit einigen Jahren ein freundlicher Genius der Industrie erschienen, seitdem die Hrn. Frohwein, Berg und C. seit sechs Jahren eine Baumwollspinnerey errichtet haben, für welche das ehemalige Franciskaner-Kloster nebst seiner Kirche für 3000 Thaler gekauft wurde; sie beschäftigte schon vor einigen Jahren 130 Arbeiter; die Anzahl der Spindeln war 6000, und sollte auf 14,000 vermehrt werden; mit 6000 Spindeln verarbeitete sie schon wöchentlich 700 Centner Baumwolle. Die zu errichtende Dampfmaschine war auf 20 Pferde Kraft berechnet, und sollte 18 Hebungen in 1 Minute zu Stande bringen. Ausser dieser Spinnerey ist noch eine zweyte in dem dazu gekauften Kapuziner-Kloster in Bonn angelegt, welche aber nur 800 Spindeln hat, und nicht so fein, wie jene, spinnt. Diese Fabrik hat eine vortrefflich eingerichtete Geschwindbleiche. Eine Seifenfabrik existirt in Bonn nicht: es ist blos eine Teppich-Fabrik, nach Art der Pariser Savonerie, daselbst, woraus ein Franzose Manufacture de Savon gemacht hat. Ausser den angeführten grössern Spinnmaschinen sind daselbst noch einige Handmaschinen für die Baumwollenspinnerey im Gange. Der Umfang dieser Stadt soll dritthalb Stunden betragen, und ihre Bewohner die Anzahl von 40,000 übersteigen, wovon der vierte Theil aus Hansarmen und Bettlern besteht. Cöln hat das Vorrecht, den Kaiserkrönungen durch Deputirte beyzuwohnen. Wie Maynz hat auch Cöln einen Freyhafen, und war ehedem im Besitz des Stapelrechts. Dieses Recht ist in neuern Zeiten in ein Umladungsrecht verwandelt worden, d. h. alle den Rhein auf- und niedergehende Waaren müssen in Cöln gelöscht und auf cölnische Fahrzeuge umgeladen werden. In frühern Zeiten begnügte sich der cölnische Kaufmann fast allein mit dem Speditions- und Transito-Handel: allein seit der französischen Occupation ist der bisherige Handel sehr beschränkt, die Douanen unterdrückten die sonstige völlige Freyheit, und Abgaben mancherley, wovon er zuvor nichts wusste, weckten ihn aus seinem Schlummer, und er benutzte die günstige Lage seines Wohnorts auf das bestmöglichste. Die ehemalige, bis zu einem hohen Grade getriebene Intoleranz hat aufgehört, oder ist wenigstens sehr beschränkt worden, und auch diess trug zur Verbesserung des cölner Handels nicht wenig bey. — Da in so vielen Büchern, welche Courszettel liefern, die cölnischen Course und Berechnungen ganz fehlen, so hat sie der Verfasser beygebracht. Cöln führt nämlich seine Rechnungen in Reichsthalern = 60 Stübern, und Stübern = 16 Hellern; und hat zwey Zahlungsarten: Waarenzahlung, worin der Laubthaler = 117 Stüber, und der brabanter Thaler = 114 Stüber gilt. Wechselzahlung, die sich wieder in Rechnungs- und Zahlungs-Valuta theilt. In der erstern gilt der Laubthaler 115 St., der brabanter Thaler 112 St., in der letztern aber gelten diese Thaler 8 Heller mehr. Es wird gewechselt auf Amsterdam, Rotterdam, Paris, Frankfurt und Hamburg. Durch Eröffnung des bereits angefangenen Canals, welcher die Maass mit dem Rhein verbinden und sich in der Gegend von Neuss in den Rhein ergiessen soll, hoffen die Cölner in ihrem Handel viel zu gewinnen. — Schopphoven's Werkstätte, worin die im Trierschen gegossenen Oefen eine äusserst feine Politur erhalten, und mit den geschmackvollen Figuren, Blumen, Guirlanden, nach dem neuesten Geschmacke, versehen werden; eine Zuckerraffinerie von ziemlichem Umfange; Rauch- und Schnupftabak-Fabriken; vier Fayance-Fabriken, die Bellingsche Kunstfärberey; das Klöppeln von gewöhnlichen Zwirnspitzen u. s. w. sind einige Aeusserungen der cölner Industrie: Die Fabrik des cölnischen Wassers von J. M. Farina setzt jährlich zwischen 80, bis 90,000 Flaschen ab. Die

cölnische Erde ist von einer dunklen Olivenfarbe, und wird in der Gegend von Frechen, zwey Stunden von Cöln, das durch seine Töpfereyen berühmt ist, gegraben, und in grosser Menge nach Holland versendet, wo sie als eine Zuthat zum Rapé kommen soll. Um der unerhörten Betteley Schranken zu setzen, ist das grosse Minoriten-Kloster in ein öffentliches Arbeitshaus umgeschaffen worden. Bey des Verfassers Anwesenheit waren gegen 300 Menschen darin. Es soll auch ein Leihhaus errichtet werden. Cöln hat 5 politische Zeitungen.

Mühlheim am Rhein. Die Andreäsche Sammetfabrik unterhält an 300 Stühle, deren Erzeugnisse hauptsächlich nach Russland und Frankreich gehen. Ausserdem treibt Mühlheim einen starken Handel mit Rheinweinen.

Düsseldorf ist wegen seiner Lage als der diesseitige Mittelpunkt zwischen dem Ober- und Nieder-Rhein anzusehen, und seine Schiffahrt hat, seitdem sie in regelmässige Rangfahrten gebildet worden ist, ausserordentlich zugenommen, und würde noch weit blühender werden, wenn es sich von der Umladungs-Verbindlichkeit in Cöln und Maynz befreyen könnte, welche Freyheit nur während der Frankfurter Messen Statt findet. Seit einigen Jahren besitzt Düsseldorf einen Freyhafen. Weit umher berühmt ist der Düsseldorfer Mustert, welcher aus holländischen und oberländischen Senfkörnern präparirt wird.

(Der Beschluss folgt.)

MINERALOGIE.

Georg Agrikola's Oryktognosie (de natura fossilium), übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen und Exkursen begleitet von *Ernst Lehmann*, **Berg-amts-Assess. Berg- Gegen- und Recesschreiber in dem kön. Sächs. Bergamte** Voigtsberg u. s. w. Erster Band, enthaltend die ersten 5 Bücher. Freyberg, 1809. 8. bey Cratz und Gerlach. S. XVI und 342. 1 Tthlr. 8 Gr.

Georg Bauer, oder wie er sich der Sitte seines Jahrhunderts zu gefallen, wo die *Bock* sich in Tragus, die *Urbane* in Cordus, die *Rindfleisch* in Bucretius, die *Hagebute* in Cornarus umwandelten, Agricola, der grösste Naturkundige seiner Zeit, ist mit Recht für den Vater der Metallurgie gehalten worden, und es gereicht uns zur Ehre, dass wir sein Andenken durch eine neue Ausgabe seiner Schriften zu erhalten suchen. Der grosse Churfürst von Sachsen, Moritz, dem er auch das gegenwärtige Buch zum Zeichen seines Danks für die erhaltenen Wohlthaten gewidmet hat, schätzte seine Verdienste um die Mineralogie und Metallurgie so hoch, dass er ihn mit einer freyen Wohnung und einer Pension, und überdem noch mit Titeln überflüssig, begnadigte: denn er machte ihn zu seinem Historiographen, seinem Generalstabs-Medicus, Bürgermeister und Stadtphysikus von Chemnitz. Hr. Bergamts-Assess. L. verdient daher unsern Dank für die deutsche Herausgabe der Agrikola'schen Schriften, welche er mit schätzbaren Anmerkungen und Zusätzen erläutert und vervollständigt hat, und der wackere Verleger alle mögliche Unterstützung von Seiten des Publikums.

In diesem Bande, welcher von den ganzen Werken Agrikola's die erste Hälfte des dritten Theils ausmacht, sind die fünf ersten Bücher des Werks: de natura fossilium enthalten. Rec. setzt das, was *A.* über diesen Gegenstand beygebracht hat, als völlig bekannt voraus, und schränkt sich bey dieser Anzeige blos auf das ein, was Hr. *L.* in seinen Anmerkungen und Zusätzen mitgetheilt hat.

Unter Bleygattungen verstehe *A.* das eigentliche Bley (pl. nigrum), das Zinn (pl. candidum) und den Wismuth (pl. cinereum). Als Excursus ist dem ersten Buche angehängt Werners Farbensystem in 8 Tabellen gebracht. *A.* brauche Melinum und Terra Melia für eine und dieselbe Substanz. *A.* scheine auch die röhrförmigen Abänderungen des Kalktuffs zum Mergel gezogen, und keinen Unterschied zwischen Mergel und Steinmark gemacht zu haben. Um diesen Fehler zu verbessern, hat er eine Nebeneinanderstellung der äussern Kennzeichen, wodurch sich beyde vorzüglich unterscheiden, versucht. Ferner bemerkt Hr. L., dass unter Agrikola's Thonerden mehrere Arten unsers gemeinen Thons begriffen seyen, welcher eine eigne Gattung im Thongeschlechte ausmacht. Die von Wernern angenommenen 6 Arten des gemeinen Thons: Lehm, Töpferthon, Pfeiffenthon, bunter Thon, Thonstein und Schieferthon, sind mit ihren vorzüglichsten Kennzeichen in eine Tabelle gebracht worden, wodurch die Unterscheidungskennzeichen vorzüglich gut in die Augen fallen. — Hr. *L.* scheint nicht zu wissen, aus welchen Gründen *A.* vermuthe, dass die Insel Ischia wegen der daselbst verfertigten Weingefässe Pithecusa genannt worden sey. *Plinius* (libr. III. c. 6.) sagt: Pithecusa Graecis non a simiarum multitudine — sed a figlinis doliariorum dicta est. Die von dem Herausgeber angezogene Stelle des Plinius passt nicht auf die Insel Pithecusa, sondern auf die Inseln Pithyusae. — Die Walkererde habe vielleicht darum Saxum geheissen, weil sie in mächtigen Lagern vorkomme und zuweilen beynahe ein Gebirge ausmache. — *A.* begreife nicht die eigentliche Walkererde unter diesem Namen, sondern alle Erden, welche zum Walken gebraucht werden können, worunter besonders der Thon gehört. — Die Lagerstätte der samischen Erde lasse sich aus Theophrastus sehr leicht errathen. Es war ein 2 Fuss mächtiger Gang, mit sehr vieler Verflüchtigung, auf welchem Krummhälserarbeit getrieben wurde. Herr *L.*

stellt die äussern Kennzeichen der samischen Erde aus dem Theophrast, Plinius, Galen und Dioskorides zusammen, um zu sehen, mit welchen von unsern Fossilien sie am meisten übereintreffen, und es ergiebt sich, dass die samische Erde mit unserm Pfeifenthon übereinkomme. Unter Kollyrion, einer Art samischer Erde, sey unstreitig diejenige Sorte von Thon zu verstehen, woraus in England die biegsamen Pfeifen verfertiget werden: an den Kollyrit einiger Neuern sey hier nicht zu denken. — Die chiische Erde hält Hr. *L.* für Werners erdigen und gemeinen Talk; die Erde von Selinus wahrscheinlich für unsre Schaumerde. — Die cimolische Erde ist unser Cimolith, die Walkererde und der Speckstein: die cretensische Erde begreift nicht unsre Kreide allein, sondern auch eine oder die andre Thonart in sich. Die Pignitis ist ein dunkelfarbiger Töpferthon. S. 120 gesteht Hr. *L.* einen Irrthum ein, welchen er im 1sten Theile begangen hatte, wo er die Ochra und den Sil für unsern rothen und braunen Ocher ausgab. Allein *A.* hat die Gelberde im Sinne gehabt, welche im Feuer roth wird. — Im zweyten Excursus S. 121 ff. wird von der Nomenclatur der Fossilien gehandelt, und eine kurze Anweisung gegeben, wie jedes Fossil schicklich benannt werden könne und müsse. — S. 191. Zu dem Aufsatze über die Bergwerke in Wielizka in Lempens Magazin der Bergbaukunde verdient noch Schultes Beschreibung hinzugesetzt zu werden. — Was die Alten unter den vier Benennungen, *Melanteria*, *Sory*, *Misy* und *Chalcitis* eigentlich verstanden, dürfte sich aus Plinius unvollständigen und schwankenden Beschreibungen (XXXIV. c. 12.) eben so wenig, als aus dem Agrikola abnehmen lassen. — Der armenische Stein ist unsre verhärtete Kupferlasur, und das Armenier - Blau (Armenium. Plin. XXXV. 6.) erdige Kupferlasur. — Die Kennzeichen des gemeinen natürlichen und des vulkanischen Schwefels sind zur bessern Vergleichung neben einander gestellt. Zur Erläuterung der Agrikola'schen Behauptung, dass der Kunstschwefel aus Schwefelwassern bereitet werde, führt Hr. L. eine zu Lubin in Gallizien entdeckte Quelle an, welche weit umher einen eckelhaften Geruch verbreitet: rund um die Quelle ist der Boden torfartig: das dortige Gebirge besteht aus Gyps, in dessen Klüften sich Schwefel befindet, den das Wasser abspült und der Quelle zuführt. — Unter Gagat hat Plinius nicht unsre Pechkohle allein, sondern auch die Glanzkohle und das schlackige Erdpech begriffen. — Der Obsidian des Plinius war sicher kein Erdpech, sondern das, was die neuern Mineralogen mit dem nämlichen Namen belegen. Jedoch möchte Hr. *L.* gar nicht in Abrede stellen, dass man auch den schwarzen Marmor und vielleicht auch einen dunkeln Basalt zum Obsidian gezogen, weil man Statuen und Brustbilder daraus gehauen. Die Kennzeichen des Obsidians nach Plinius und Werner werden neben einander gestellt, um zu sehen, wie viel Aehnlichkeit sich zwischen ihnen finde. Alle 6 Kennzeichen sind beyden Fossilien gemein. — Die Corallia sind die Isis nobilis, aus welcher kleine Kügelchen gedreht werden, welche Plinius (XXXII. 2.) irrig für Corallen-Beeren gehalten hat. — Hr. *L.* ist ungewiss, was er aus dem Galaktit und Melitit des Plinius machen solle. Denn die angegebenen Kennzeichen passten eben so gut auf die Bergmilch, als auf die Gyps- und die Mergel-Erde. — Der Lapis specularis des Plinius sey Fraueneis. — Der beym Plinius unter dem Namen Ceraunia vorkommenden Steine seyen viererley: 1. einige Steinarten, welche zusammen gekittet und dann für Sardonyx verkauft wurden, 2. eine gemeine Abänderung des Astrios, nach Brückmann Katzenauge, der aber eben so gut Adular seyn konnte, 3. ein weisser Stein aus Karmanien, den man durch die Kunst nachzumachen verstand, 4. der Donnerstein. — Der Aetites sowohl, als der Geodes sind Eisenniere. Auch der Enchydros sey eine Eisenniere, deren Kern aber nur wenig Spielraum habe, sich zu bewegen, und die beym Schütteln den Klang von eingeschlossenem Wasser hervorbringen. Bergkrystall mit Glastropfen sey nicht darunter zu verstehen. Eher noch möge der Päantides ein solcher Bergkrystall gewesen seyn. — Unter dem phrygischen Steine sey Gelberde zu verstehen. — Gegen die Meynung der Alten, dass der Bimsstein ein vulkanisches Erzeugniss sey, spricht, dass man ihn neuerlich in Ungarn im Porphyr, und bey Neuwied ein ganzes aufgeschwemmtes Lager desselben entdeckt hat.

Kurze Anzeige.

Vermischte Schriften. *Die Kunst, mancherley Gegenstände aus Papier zu formen.* Eine bereits anerkannte nützliche und angenehme Beschäftigung für junge Leute. Erfindung, Zeichnungen und Anweisung von D. *Heinrich Rockstroh.* Mit 20 zum Theil illumin. Kupferblättern. Leipzig b. Salfeld. 1810. 48 S. kl. 4. (1 thl. 12 gr.)

Der Verf. hat vor mehrern Jahren eine Anweisung zum Modelliren herausgegeben, deren gute Aufnahme ihn bewog, das gegenwärtige Werk zu schreiben, in welchem er noch mehr geleistet, und was eignes Nachdenken und Erfinden darbot, bekannt gemacht hat. Er lässt übrigens den Gegenstand erst zeichnen und dann nach der Zeichnung formen. Die Anleitung dazu, welche die Erklärung der 20 Kupferblätter gibt, ist recht fasslich. Noch gedenkt der Vf. einen Nachtrag zu liefern, weil er itzt nicht alle erhebliche Gegenstände aufnehmen konnte, um das Buch nicht zu sehr zu vertheuern.

NEUE

LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

93. Stück, den 3. August 1810.

REISEBESCHREIBUNG.

Beschluss

der Recension von *Nemnichs Tagebuch einer der Kultur und Industrie gewidmeten Reise.*

In einer kleinen Entfernung von *Ratingen* befindet sich die grosse Anlage von Baumwollspinnereyen, die J. G. Brügelmann im Jahr 1783 errichtete und Cromford nennte. Es sind ungefähr 350 Menschen dabey beschäftiget und jährlich werden über 100,000 Pfund Baumwolle verarbeitet. — Die Carstenjensche Schreibfedern-Fabrik in Düsseldorf, welche mit einem ähnlichen Institut in Neuss in Verbindung steht, ist sehr berühmt. Die Fabrik in Neuss beschäftiget 60 Arbeiter, und liefert wöchentlich 100,000 Federn, welche roh aus Polen, Westpreussen und dem Roer-Departemente kommen. Die rohen Federn werden 1. auf dem Flügel sortirt, 2. classificirt, oder in Schlag- Jungfern- und Ort-Federn abgetheilt, 3. Feuer sortirt, oder in besondere Schweren abgetheilt, 4. gezogen, d. h. die Seele der Feder wird vom Mark in den untern Theil des Kiels mittelst einer Drathmaschine herabgezogen, 5. geschoren, d. h. der Bart wird mit scharfem Glase abgeschoren, 6. getränkt, d. i. den Federn wird eine flüchtige Flüssigkeit beygebracht, mittelst welcher der Spalt seine Richtung erhält, 7. eingesetzt, d. i. den Federn wird eine Flüssigkeit beygebracht, wodurch das Horn derselben seine vollkommene Klarheit erhält, 8. durchgezogen, d. h. ein mit reiner Thonerde verschiedentlich vermischter heisser Sand bringt die Federn zur gehörigem Härte, 9. der Luft ausgesetzt, bevor sie weiter geputzt werden, 10. abgemacht, d. h. die durch den Sand verbrannten Gärbetheile werden mit einer stumpfen Messerklinge abgeschlagen, 11. geputzt, d. h. durch Reiben mit wollenen Lappen der Glanz mitgetheilt, 12. ausgeworfen, oder durch eine nochmalige Classificirung auf die nun folgende Bearbeitung vorbereitet, 13. sortirt, oder durchs Wiegen in 54 Sorten oder Schweren eingetheilt, 14. aufgelegt, d. h. in Bündel von 25 Stück in einer bestimmten Richtung zusammengelegt, 15. gewickelt mittelst einer Rädermaschine, welche täglich 20 bis 24,000 Federn mit Bindfaden umwindet, 16. endlich je 8 und 8 Bündel, in Papier, und mit vorgedruckten Nummern als Waare ausgeboten. Der nämliche Fabrikant erfand vor 6 Jahren eine noch weit vollkommenere Vorrichtung seiner Federn, welche er plumse à la renommée nennte, und welche im südlichen Frankreich und Spanien stark verlangt werden.

Aachen ist durch seine Tuchfabriken, die ältesten in Deutschland, berühmt. Man benutzt dabey die spanische, sächsische, mährische, böhmische, französische und italienische Wolle. Die beste sächsische steht im Preisse höher, als selbst die spanische; 200 bis 210 Thaler der Centner. Es ist auffallend, dass in diesem grossen Tuchdistricte nicht nur die Hauptmaterialien, sondern auch fast alle und jede Zubehörungen aus entfernten Ländern bezogen werden. Die durch die Conscription dem Gewerbe entzogenen Arbeiter werden die allgemeinere Einführung der englischen Maschinerie nothwendig machen. — Ausser den Tuchfabriken befinden sich zwölf Nähnadelfabriken daselbst, welche 10 bis 12,000 Arbeiter beschäftigen. Vom rohen Drahte bis zur Kaufmannswaare müssen die Nadeln durch 72 Hände gehen. Mit den Aachener Nähnadel-Fabriken wetteiferten die Altenaer, welche sich im Besitz der englischen Fabrikationsweise zu seyn versicherten. Der Verf. zeigt aber, dass Aachen nicht fürchten dürfe, in diesem Handelszweige von den Altenaern beeinträchtigt zu werden. Die neuerrichtete Stecknadelfabrik verarbeitet wöchentlich 15 bis 18 Centner; jedes Pf. enthält 5000 Nadeln im Durchschnitt. Sie beschäftiget 180 Arbeiter, grösstentheils Kinder. Sehenswerth sind seine Maschinen, um die Köpfe auf die Schäfte zu giessen, so wie die, um Nadeln auf Papier zu stecken. — Die grosse Betteley in Aachen ist durch das von der Kaiserin Josephine patronisirte Arbeitshaus fast ganz verschwunden. —

In *Stollberg*, einem ungefähr 3 Stunden von Aachen gelegenen Flecken, befinden sich viele Messingfabriken, welche 8 bis 900 Menschen beschäftigen. Ferner giebt es viele Tuchfabriken daselbst, welche an 1500 Menschen beschäftigen, und für 1,500,000 Franks jährlich fabriciren. Doch sind die Tuchfabriken in *Düren* noch bedeutender, indem ungefähr 2000 Arbeiter dabey angestellt sind. In *Montjoye*, wo ebenfalls viele, 8 oder 10 Haupt- und zwischen 30 und 40 mittlere und kleinere Tuchfabriken sich befinden, geschieht die ganze Bearbeitung von der rohen Wolle an bis zur Vollendung mittelst Maschinen: man hat englische Spinn- Kratz- Schrubbel- Rauh- und Scheermaschinen.

Eupen ist ebenfalls durch seine Tuchfabrikation berühmt, und hat durch den Handel in die Levante, welcher bis jetzt noch der Hauptzweig bleibt und in die Millionen geht, sehr viel gewonnen. *Verviers*, welches ebenfalls vom Tuchfabriciren sich ernährt, hat seit der französischen Occupation bedeutend zugenommen: man sieht daselbst neue Häuser, grosse Fabrikgebäude, ja ganze Strassen entstehen. Für den Gourmand sind die Patisseries von Verviers merkwürdiger, als seine Tuchfabriken.

Malmedy und *Stablo* zeichnen sich durch ihre Gerbereyen aus, und liefern jährlich an 80,000 Häute. Dieses Leder wird auf den hiesigen Messen Mastrichter genannt, ungeachtet Mastricht blos wegen seines Oberleders berühmt ist. Der Lederabfall wird zum Sieden eines schwarzen Leims gebraucht: aber die vier an beyden Orten befindlichen Fabriken sind nicht im Stande, den benachbarten Tuchdistrict mit diesem Artikel hinlänglich zu versorgen. Endlich ist noch die Steinbachsche Fabrik von Pressblättern in Malmedy zu bemerken, welche zwar den englischen nicht gleich kommen, aber doch stark nach Sachsen, Mähren, Frankreich, Spanien und Dänemark gehen. Sie kann jährlich drittehalb Tausend Dutzend liefern.

Die Umgebungen von *Lüttich* liefern eine grosse Menge Steinkohlen: man fördert täglich eine Million Pfund zu Tage. Ausserdem bauet man viel Weberdisteln. Die dort fabricirten Eisenwaaren, wozu die vielen benachbarten Eisenbergwerke das rohe Material liefern, sind ein sehr wichtiger Handelsartikel. Es ist auch seit einigen Jahren von der Regierung eine Stückgiesserey in Lüttich angelegt worden. Die hier blos für die Marine gegossenen Kanonen werden auf einem eisernen Wege nach dem Bohrplatze gebracht. Das Bohrwerk wird mittelst einer Dampfmaschine getrieben. Anstatt 2—3 Kanonen müsste diese Anlage bey einer bessern Direction 10—15 Stück liefern können. Die Leimfabrik von Briers kann in jeder Jahrszeit an 200,000 Pfund liefern.

Mastricht hat durch den Krieg sehr viel von seinem Wohlstande verloren: die reichsten Familien sind ausgewandert, und von den Zurückgebliebenen befindet sich fast die Hälfte auf der Armenliste. Der Nordkanal, welcher die Schelde und Maass vereinigen soll, ist noch im Werden. Dicht vor dem Petersthore beginnt der bis nach Lüttich fortlaufende Petersberg, dessen unterirdische Gänge dem Landvolke und Viehe in Kriegszeiten als Zufluchtsort dienten. Die Franzosen haben daher den Haupteingang vermauern lassen. Der Sandstein dieses Berges hat die sonderbare Eigenschaft, dass er an der Luft erst erhärtet, wenn er in der nämlichen Richtung aufgestellt wird, in welcher er in der Erde lag. Man muss daher seine Oberfläche, ehe man ihn zu Tage fördert, bezeichnen. Am Anfange des Petersbergs hat dieser Sandstein eine dunkle Farbe, welche in seinem Fortgange immer heller wird, und endlich geht er nahe vor Lüttich in Kreide über. In dem Seetuff findet man Schichten von Hornsteinen, Exemplare von Seethieren, deren Originale unbekannt sind, Hayfisch- und Crocodillzähne, auch grosse Knochen von unbekannten Thieren. Der lutherische Prediger Danzmann wird eine Beschreibung des Petersbergs herausgeben, in welcher das vollständige, vor einigen Jahren gefundene junge Crocodill nebst andern Seltenheiten beschrieben und abgebildet werden soll. — Das vortreffliche Mastrichter Oberleder geht in grossen Quantitäten nach Leipzig und Frankfurt auf die Messen, desgleichen nach Holland. — Berühmt sind auch die dasigen Pfefferkuchen. Die Mastrichter Laternen bestehen aus einer Argandschen Lampe, mit zwey hohlen, mit einer Mischung aus Wasser und Schwefelsäure gefüllten Linsengläsern, und an jeder Ecke mit einer prismatisch gebildeten und mit der nämlichen Feuchtigkeit gefüllten Flasche versehen, und verursachen in der Nähe eine beynahe allzu starke Erleuchtung. In dieser Fabrik werden alle Theile, woraus eine Laterne zusammengesetzt wird, durch Maschinerie hervorgebracht.

In *Crefeld*, welches durch die Menge von Gärten vor der Stadt, deren man an 2000 zählt, sich auszeichnet, ist der bedeutendste Nahrungszweig das Fabriciren von Stücksammet und Sammetband. Der letztere Artikel, womit sich in den umliegenden Dörfern in einem Umkreise von 4—5 Stunden über 3000 Menschen beschäftigen, geht durch ganz Europa. Ausserdem werden auch seidne Stoffe und Tücher, ferner sehr viel ebraute schwarze Bänder in grosser Menge hier fabricirt. Man schätzt den jährlichen Absatz von Crefelder Seidenwaaren auf 8 Millionen Franks. Die Zahl der für die Crefelder Seidenfabriken arbeitenden Personen kann zwischen 10—12,000 seyn.

Die Bevölkerung des Herzogthums *Berg* hat in dem achtzehnten Jahrhundert ausserordentlich zugenommen: von 120,000 ist sie bis zu 261,504 gestiegen; allein seit 1790 ist die Zunahme der Volksmenge so ziemlich im Stehen begriffen. Die eigent-

liche Epoche des Aufkommens der Fabriken, dem diese Menschenvermehrung allein zuzuschreiben ist, datirt sich seit dem geendigten siebenjährigen Kriege her. Man kann es in Rücksicht auf seine Fabrikanlagen ein England im Kleinen nennen.

Elberfeld, das vor 200 Jahren kaum 800 Menschen ernährte, zählt jetzt zwischen 18 — 20,000 Einwohner: das dicht an Elberfeld stossende Amt Barmen hatte vor 100 Jahren nur ein Paar einzelne Höfe, und jetzt leben über 9000 Menschen darin. Die Leinengarnbleichereyen haben unstreitig den Ursprung der Industrie in dieser Gegend hergegeben: aus ihnen entsprang das Weben des Leinen - und Wollenbandes. Von grosser Bedeutung ist die Zwirnspitzen - und Langetten - Fabrikation, welche über 300 Arbeiter in der einzigen Engelschen Fabrik beschäftiget, und der Umsatz des gesammten dasigen Spitzenproducts beträgt wenigstens jährlich 150,000 Thaler. Sonst machte das Färben des Türkischroths einen beträchtlichen Nahrungszweig von Elberfeld aus: aber seitdem die Baumwolle in so hohen Preiss gestiegen ist, liegt dieser Erwerb nebst der Baumwollspinnerey. Seit kurzem ist auch das Fabriciren seidner Waaren ein Haupterwerb in Elberfeld geworden. Ein einziges Haus, Joh. Simons Erben, beschäftigt 300 Stühle mit der Fabrikation seidner Tücher, und eben so viel mit der Nachahmung der ostindischen Tücher; und einige Stunden von Elberfeld 20 bis 30 Stühle für Stücksammet. Diess Haus zahlt für sein gesammtes Seidengeschäft an Arbeitslohn über 200,000 Thaler jährlich. Eine Mittelzahl aus verschiedenen Angaben über den jährlichen Umschlag der gesammten Fabrikate in Elberfeld und Barmen ist 8 Millionen Thaler, wovon wenigstens ein Viertel für Arbeitslohn im Lande bleibt.

Lennep ist als der Hauptsitz der Tuchfabrik in dieser Gegend anzusehen. Es wird viel mit Maschinen gearbeitet. Man kann ausser einer grossen Menge von mittlern und kleinern ungefähr 15 grosse Fabrikhäuser annehmen. Nicht blos das Hauptmaterial, sondern auch alle übrigen Artikel zum Behuf der Tuchfabrikation müssen aus der Fremde bezogen werden. — Auch treiben hier verschiedene Häuser einen bedeutenden Handel mit Rhein - und Moselweinen.

Remscheid, ein Dorf mit 100 Häusern, enthält ungefähr 90 Handlungs - Fabrikhäuser, und vertreibt seine Eisen - und Stahlwaaren nach allen Gegenden der Welt. Die Remscheider Häuser halten unausgesetzt Reisende in und ausser Europa. Diess machen sich mehrere der wichtigsten Fabriken in dem übrigen Deutschland zu Nutze, und lassen durch sie Bestellungen auf ihre Fabrikate annehmen. Remscheid selbst besitzt weder Eisenbergwerke, noch Steinkohlen. Durch vieljährige Erfahrung und bey einer genauen Kunde der Rohstahlarten besitzen die Remscheider eine besondre Geschicklichkeit, die bezogenen Rohstahlarten in ihren Raffinir - Stahlhämmern so zu vermengen und in einander zu schweissen, dass die für jedes Werkzeug passendste Qualität producirt wird. Blaue oder Steiersche Sensen machen jetzt einen der wichtigsten Gegenstände des dasigen Erwerbs aus. Man rechnet in regelmässigen Jahren auf 400,000 Stück. Die Sorten sind nach der Länge, Breite und Façon, wie jeder District sie verlangt, ausserordentlich verschieden. So braucht Frankreich allein für einzelne Gegenden an zwanzigerley Sorten. Sägen, Feilen, alle Arten von Plantage - Geräthschaften, alle erdenkliche Zimmer - und Tischlerwerkzeuge, und fast alle unter dem Nahmen der kurzen Waare bekannten Artikel werden in unglaublicher Menge dort fabricirt. Auf den 18 in und um Remscheid fliessenden Bächen kann schon seit mehrern Jahren keine neue Anlage mehr Statt finden. Es stehen auf diesen Bächen 37 Breithämmer, 97 Reckhämmer, 44 Schleifmühlen, und 16 Sensen - Reckhämmer.

Solingen's Hauptfabrik besteht in Schwert - und Messerwaaren. Bey den hiesigen Armaturen hat nicht nur jeder einzelne Bestandtheil, sondern auch jeder Grad der Bearbeitung seinen eignen Handwerker. Die Solinger Klingen besitzen eine unnachahmliche Güte in ihrer Dauerhaftigkeit und Härte. In Solingen sollen jährlich 1,300,000 Pf. Stahl und Eisen fabricirt werden, wozu 7 bis 8000 Karren Steinkohlen und 3 — 400 Karren Holzkohlen verbraucht werden. Ein Karren = ungefähr 1000 Pfund. Das jährliche Quantum der Klingen schätzt man auf 2 — 3000 Centner und das der Messer auf 8 — 9000 Centner.

Altena's Fabrikerwerb theilt sich in die uralte Drahtzieherey und in die neuere sehr bedeutende Anlage des um Altena sehr verdienten Bürgermeisters Rumpe. Die erstere wird auf 104 Drahtmühlen betrieben, welche 99 Grobzüge, 120 Mittelzüge, und 186 feine Züge enthalten. Die letztere ist die Nähnadelfabrik, wozu auch die Stricknadeln nach englischer Art gehören, und welche 4 — 500 Arbeiter in Arbeit setzt. Eben dieser Rumpe lässt Fingerhüthe und Gardinenringe fabriciren. Sehenswerth sind dieses Mannes Anlagen am Hünengraben, wo zwey Stollen, jeder 90 Lachter lang, 8 Fuss hoch und 12 Fuss weit, durch Felsen getrieben worden sind. Vor dem ersten Stollen liegen folgende durch 8 Wasserräder betriebene Werke: 1 Stahlraffinirhammer, 1 Blechhammer, 1 Fingerhutsmühle, 1 Nähnadelschauermühle und 2 Schleifmühlen, vor dem zweyten liegen 1 Nähnadelschauer - und 1 Schleifmühle, welche alle auf englische Art eingerichtet sind.

Iserlohn. Seit uralten Zeiten hat man auch hier feinen Eisendraht fabricirt. Der Draht fängt hier von der Dicke an, wo der Altenaer aufhört. Der Drahtmühlen sind 51, welche 200 Menschen beschäftigen. Die Iserlohner Panzerzunft liefert jährlich für

40,000 Thaler und drüber an Waaren. An die Panzerwaaren schliessen sich die Fabricirung der Carcassen an; ihr Werth betrug 1804. 61,370 Thaler. Die ganze Bearbeitung derselben nebst Ansetzung der sogenannten Finger geschieht durch eine sehenswerthe Maschinerie. — In der *Grüne* ist seit 1752 ein Messingwerk angelegt, welches, nebst einigen benachbarten, über 60,000 Thaler jährlich an Messing producirt. Stecknadeln werden seit 25 Jahren aus diesem Drahte verfertigt, jährlich für 12,000 Thaler. Ausser einigen andern Fabrikaten aus Messing ist seit 6 Jahren die Fabricirung der Commodenbeschläge nach englischer Art und Lackirung begonnen. Im Jahr 1807 war der Betrag der fertigen Waare an 50,000 Thaler. Seit 1800 sind auch Nähnadeln mit glücklichem Erfolge daselbst zu verfertigen angefangen worden: die Cüppersche Fabrik beschäftigt allein 120 Menschen.

Mit gleichem Fleisse setzt der Verfasser seine Reise längs der Enneper Strasse und bis nach Cleve fort. Wir sind ihm allerdings für die grosse Sorgfalt, welche er auf dieses Gemälde deutscher Industrie gewendet hat, vielen Dank schuldig.

LITERATURGESCHICHTE.

Ueber die Literatur Frankreichs im achtzehnten Jahrhundert. Zwey Abhandlungen von *Barente* und *Jay* aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen herausgegeben von *F. A. Ukert.* Jena, bey Frommann 1810. VIII. 344 S. gr. 8.

Die beyden Abhandlungen zweyer geistreicher Verfasser, die auf eben so lehrreiche als unterhaltende Art den Gang der Literatur Frankreichs im vorigen Jahrhundert nach verschiedenen Ansichten, die sie davon fassten, darstellen, verdienten vor mehrern andern Schriften verdeutscht, und so verdeutscht zu werden, wie man sie jetzt lieset. Die Abhandlung des Hrn. *Prosper de Barente* über die französische Literatur im 18. Jahrhundert nimmt die ersten 216 Seiten ein. Dann folgt die des Hrn. *Jay* über die Literatur Frankreichs im 18. Jahrh. von S. 217—288. und den Rest des Bandes nehmen die Anmerkungen des einsichtsvollen Uebersetzers ein. Wer eine vollständige Darstellung der gesammten Literatur Frankreichs im angeführten Zeitraume mit genauen und präcisen literarischen und biographischen Notizen nach deutscher Art und Sorgfalt hier erwartete, der würde sich freylich getäuscht finden; aber es war auch die Absicht der Verfasser nur, der Preissfrage gemäss, ein Gemälde der Literatur in Umrissen mit Ausführung einiger Parthieen, und Beurtheilung für die, welche mit den Namen und Schriften der ausgezeichneten Männer so bekannt sind, wie es in Frankreich jeder Gebildete in seiner vaterländischen Literatur ist, aufzustellen. Der erste (*Barente*) prüft, nach der Schilderung des Uebersetzers, ernst und strenge, ist unwillig über das Elend und die Verworfenheit der letzten Decennien des verflossenen Jahrhunderts, wovon er die Schuld grösstentheils den Schriftstellern beylegt, und hegt von der Zukunft eben keine grossen und frohen Erwartungen. Er geht gleich von Betrachtungen aus über die „schreckliche“ (ist sie das durchaus?) Umgestaltung der Dinge und Ideen gegen Ende des vorigen und in den ersten Zeiten des gegenwärtigen Jahrhunderts, und erinnert, es verdiene wohl untersucht zu werden, welche Ursachen sie herbeygeführt haben. In Frankreich sey das Jahrhundert nicht reich an Ereignissen gewesen; bis auf das letzte Decennium sey es ruhig genug verflossen ohne gewaltsame Störungen und ausserordentliche Bewegungen (an den Actienhandel unter der Regentschaft, an den Sevennenkrieg, schien der Verf. nicht zu denken). Nur durch den Gang der menschlichen Meynungen und durch Geisteswerke sey es merkwürdig gewesen. Dass dieser Gang lange vorbereitet gewesen und nicht plötzlich genommen worden sey, wird sehr gut gezeigt, aber eine eben so unrichige als traurige Behauptung ist es, dass der menschliche Geist *unwiderruflich bestimmt* sey, diesen oder jenen Weg in dieser oder jener Zeit zu durchwandern, und einen bestimmten Lauf zu vollenden wie die Gestirne, kurz dass er von eiserner Nothwendigkeit abhänge. Der Gesichtspunkt ist übrigens nun gegeben, aus welchem der Verf., der vom Zeitalter Ludwigs XIV. ausgeht, die ganze Literatur des vorigen Jahrhunderts hauptsächlich betrachtet. Der Verfasser betrachtet die Schriftseller jeder Art gern von Seiten des nachtheiligen Einflusses, den sie auf die Meynungen gehabt haben, um am Schlusse des Jahrhunderts allen Anklagen gegen Schriftsteller und Gelehrte, als Beförderer schädlicher Grundsätze und Handlungen, desto mehr Eingang zu verschaffen. Es ist wahr, der Verf. schreibt nicht mit solcher Uebertreibung und Bitterkeit, wie mehrere andre Ankläger; er verkennt nicht überall das Gute sowohl als die Misbräuche; er hat in manchen Urtheilen wohl Recht, und wer wollte nicht mit ihm in den Wunsch einstimmen, dass das neue Jahrhundert unsern Kindern und Enkeln nicht mehr Glanz und Ruhm, sondern mehr Tugend und weniger Unglück bringen möge. Allein seine Ansichten sind doch zu einseitig, seine Schilderungen zu düster, seine Tendenz die Literatur der *strengsten Aufsicht* der Regierung zu unterwerfen, (wozu es nicht erst solcher Aufforderungen bedurfte) zu gefährlich und am Ende doch zweckwidrig. (Hierüber hat der Uebersetzer in der Vorrede zwar nur einige, aber treffende, Bemerkungen gemacht.) Wäre es nun nur diess, was man in der Abhandlung anträfe, sie würde nur eine Aufmerksamkeit verdienen, die zu Warnungen und Sicherheitsmaasregeln auf allen Seiten führte. Aber man findet doch auch mehrere prüfungswerthe und nicht gemeine Bemerkungen darin, theils

über die allgemeine Bildung und Unterweisung, theils über den Gang einzelner Wissenschaften, theils über manche vorzügliche Schriftsteller. Der zweyte Verf. Hr. *Jay* geht zwar auch von den grossen Veränderungen in Sitten, Meynungen und Gesetzen aus, welche das 18te Jahrhundert bezeichnen, aber er fasst sogleich einen andern Standpunct. Es würde, sagt er, schwer seyn, die verschiedenen Theile der Literatur in diesem Zeitraum unter einen deutlichen (klaren) Gesichtspunct zu bringen, wenn sie nicht alle durch ein gemeinschaftliches Princip, das der *Liebe zur Humanität* belebt worden wären. Vom Anfange dieses Jahrhunderts an adelte dieses erhabene Gefühl die Arbeiten des Verstandes. Wie ganz anders müssen nun die Ansichten ausfallen, sobald sie nach diesem Princip gefasst werden. Das gelehrte Institut, das diese Abhandlung krönte, hat dadurch einen neuen erfreulichen Beweis von seiner eignen edlen Denkart gegeben. Es ist übrigens ein fröhlicherer Sinn und leichterer Ton, in welchem Hr. J. die französischen Geistesproducte des vorigen Jahrhunderts aufführt, er hält sich mehr an die Meynungen seiner Landsleute, ertheilt der Vergangenheit und ihren schimmernden Lichtern mehr Lob, und sieht der Zukunft mit frohen Erwartungen entgegen. Er setzt die schrecklichen Revolutionen mehr auf Rechnung des Eigennutzes, der Leidenschaften und der Factionen, die nun gerade nicht eben aus *Gelehrten* bestanden oder von ihnen geleitet wurden; er schliesst mit dem erhebenden Gedanken: „der menschliche Verstand sieht, unbeweglich unter den politischen Stürmen und den Revolutionen der Natur, Alles vergehen und umkommen, nur nicht die grossen Ideen und die Denkmäler des Genies." — Beyde Schriften ergänzen einander wechselseitig und der Eine berührt, was der Andere übergeht. Aber sie, durch Umarbeitung, zu einem einzigen ganzen Gemälde zu vereinigen und wohl gar mit einer dritten, an literarischen Details reichhaltigern Schrift von *Eusebe Salverte* über denselben Gegenstand zusammenzuschmelzen, was vielleicht Mancher wünschen konnte, war unmöglich. Der Uebersetzer hat gethan, was er konnte; er hat in den Anmerkungen (die nicht weitläuftiger seyn durften, um das Buch nicht zu vergrössern) ein alphabetisches Verzeichniss der genannten Schriftsteller und in denselben, mit Rücksicht auf die Manier der französischen Verff., einige ausgewählte Nachrichten von ihnen, und dem Charakter ihrer Werke gegeben, und dazu, ausser andern guten Quellen, auch Salverte's Abhandlung benutzt. Dadurch sind die Abhandlungen für deutsche Leser noch brauchbarer geworden.

Fortsetzung und Ergänzungen zu Christian Gottlieb Jöchers allgemeinem Gelehrten-*Lexico*, worin die Schriftsteller aller Stände nach ihren vornehmsten Lebensumständen und Schriften beschrieben werden. Angefangen von *Johann Christoph Adelung*, und vom Buchstaben K. fortgesetzt von *Heinrich Wilhelm Rotermund*, Pastor an der Domkirche zu Bremen. *Dritter Band.* Delmenhorst, gedruckt bey Georg Jöntzen. 1810. LXXXI. 368 S. (in gespaltenen Col.) in 4. (In Comm. b. Heise in Bremen).

Endlich erscheint einmal der Anfang einer längst gewünschten Fortsetzung der Ergänzung des Jöcherischen Gelehrten-Lex., aber es gehörte auch dazu ganz der auf Ueberzeugung von der grossen Nützlichkeit gegründete Eifer, der Reichthum von literarischen Hülfsmitteln, die ausdauernde Mühsamkeit und die Bereitwilligkeit für das literarische Gute Zeit und Geld aufzuopfern, die man beym Verfasser vereint findet. Es ist nur die *erste Abtheilung* des dritten Bandes, welche wir jetzt anzeigen können, und welche mit dem ord. Prof. der Philos. zu Helmstädt D. Georg. Wilh. Albr. *Kipping* schliesst. Sie erregt den Wunsch, nicht nur den Rest dieses Bandes, sondern auch die übrigen Fortsetzungen (wozu der Verf. überhaupt sechs Bände, jeden zu sechs Alphabeten bestimmt hat) bald zu erhalten, nur noch lebhafter. Vollständigkeit, Genauigkeit, Zweckmässigkeit der Angaben zeichnen diese Arbeit vor denen der beyden Vorgänger merklich aus. Nicht nur Jöchers, sondern auch Meusels gel. Teutschl. und andre literar. Werke sind hin und wieder berichtigt und ergänzt. Nicht nur die gedruckten Werke (das Verzeichniss der allgemeinen Schriften mit Ausschliessung aller Lebensbeschreibungen einzelner Schriftsteller beträgt 76 Columnen) sind überall mit gleicher Sorgfalt gebraucht, sondern auch ungedruckte Beyträge, Kirchenbücher u. s. f. benutzt. Auch hat der Verf. nicht andern nachgeschrieben, sondern selbst geprüft und mehrere Schriften der Autoren selbst in Händen gehabt. Seine biograph. und literar. Notizen (in denen übrigens strenge gute Auswahl unverkennbar ist) sind eben deswegen zuverlässiger. Nur hier und da sind einige Artikel noch zu berichtigen, wie von Zach. Kalliergus (S. 56.), der kein unbekannter griech. Sprachgelehrter des 15ten Jahrh. war, und das Etymologicum nicht *geschrieben*, sondern nur, wie die Scholia zum Theocr., *herausgegeben* hat. Auch könnten unbedeutende Lebensnachrichten wohl künftig wegbleiben (wie S. 96 f. dass Kapp auch Vorsteher der fünf neuen Dorfschaften der Leipz. Univ. gewesen sey). Dass aber nicht, was in Meusels Lex. verstorb. Schriftst. von Schriften vollständig angeführt, wiederholt worden ist, verdient allgemeine Billigung, so wie das ganze Unternehmen die Unterstützung aller Literatoren und Literaturfreunde.

TECHNOLOGIE.

Versuche über das Blaufärben wollener Zeuge ohne Indigo. Nebst einer gemeinfasslichen Anweisung, mehrere der aufgefundenen Methoden im Grossen

mit Vortheil auszuführen. Von *Ernst Aug. Geitner*, prakt. Arzte in Lössnitz bey Schneeberg. Leipzig, bey Gleditsch, 1809. 8. S. XVI. und 204. (1 Thlr.)

Der Verf., unser ehmaliger gelehrter Mitbürger, hat in dieser Schrift einen Gegenstand bearbeitet, der in unsern Tagen, wo der Indig mit Abgaben so belastet wird, dass er, wenn er auch zu uns kommen sollte, doch nicht erkauft werden kann, von der grössten Wichtigkeit ist. Herr *G.* glaubt zwar selbst nicht, dass seine Methode bey denen, für welche sie besonders Interesse hat, sogleich Eingang finden und den Indig zum grössten Theil verdrängen werde, aber überzeugt ist er doch, dass geschickte Färber, so lange der Indig noch in dem jetzigen hohen oder in einem noch höhern Preise steht, gewiss Vortheile daraus werden ziehen können. Besonders glaubt er, dass sie denen willkommen seyn werde, welche nicht so viele Anlage haben, um bey der jetzigen Lage der Dinge mehrere Küpen im Gange erhalten zu können; so wie denn auch die, welche das Blaufärben nicht im Grossen betreiben können, hierdurch Gelegenheit erhalten, diese Art der Färberey auf eine wohlfeilere Art fortzusetzen. Der Verf. sieht aber selbst ein, dass es immer schwer fallen werde, die Vorliebe für das Küpenblau so weit zu verdrängen, dass man künftig den grössten Theil der Tücher etc. nach der angegebenen Methode färbe. Aber er ist schon zufrieden, wenn dadurch nur $\frac{1}{10}$ oder $\frac{1}{12}$ Indigo erspart werden könne. — Wichtiger möchte der Einwurf gegen seine Färbeweise seyn, dass es unmöglich dabey ist, ein Stück Tuch in einem Tage fertig zu färben.

Die Schrift selbst zerfällt in zwey Abtheilungen, wovon die erste vorläufige Versuche enthält, und eine im Grossen anwendbare Methode, feste blaue Farben auf Wolle ohne Indig darzustellen, aufzufinden. Der Verfasser legte das Campescheholz bey seinen Versuchen durchgängig als Hauptpigment zu Grunde, und brachte es mit verschiedenen Beitzen in Verbindung. Ferner wendete er bey allen seinen Operationen den reinen Eisenvitriol ohne Kupfergehalt als Grundlage des Berlinerblaues an. Bey der Auswahl seiner Beitzen sah er vorzüglich auf Wohlfeilheit, und aus diesem Grunde bediente er sich keiner chemisch reinen blausauren Salze, keines gereinigten englischen Zinnes und keines kaum zu bezahlenden chemisch reinen Braunsteinoxyds zur Darstellung der Braunsteinbeitzen. — Das *blausaure Ammonium* bereitet er durch Uebergiessung fein abgeriebenen und nachher wohl ausgesüssten Berlinerblaues mit ätzendem Salmiakgeiste. Ausgesüsst wird das Berlinerblau deshalb, weil es im Handel immer mit schwefelsaurem Kali vermischt ist. Da die Menge des zu verbrauchenden Salmiakgeistes nicht fest nach Gewicht zu bestimmen ist, so ist es am besten, wenn man so viel Geist auf das Berlinerblau giesst, bis noch etwas von dem letztern in der Mischung unzersetzt bleibt. Denn diess ist ein Kennzeichen, dass der Spiritus keine Blausäure mehr aufnehmen könne. Hat man dieses zu thun unterlassen, so schlägt der mit Blausäure nicht gesättigte Theil des Laugensalzes das Eisen aus seinen Auflösungen mit dunkelgrüner, an der Luft in Braun übergehender Farbe nieder. Man muss diesen Niederschlag, welcher die blaue Farbe unrein macht, mit einer verdünnten Mineralsäure wegzuschaffen suchen, wodurch die Operation unnöthigerweise verlängert wird. — Der *blausaure Kalk* und das *blausaure Kali* sind noch zwey andre Beitzen, welche der Verfasser zu bereiten gelehrt hat. Von der erstern bemerkt er, dass, so schwerauflöslich der Kalk auch an und für sich im Wasser sey, so leicht auflöslich werde er in Verbindung mit Blausäure. — Ausserdem hat er noch das *salzsaure Zinn*, *schwefelsalzsaures Zinn* oder Bancrofts Zinnbeitze, *schwefelsauren Braunstein*, *salzsauren Braunstein*, (wobey auf die Entweichung der oxydirten Salzsänre, welche der Gesundheit sehr nachtheilig ist, aufmerksam gemacht wird,) *schwefelsaures Kupfer*, *salzsaures Kupfer*, *essigsaures Bley*, *salzsaures Bley*, *salpetersauren Zink*, *salpetersauren Wismuth* und *schwefelsauren Zink* abgehandelt. — Unter den Eisenbeitzen ist schwefelsaures, salzsaures und salpetersaures Eisen vom Verfasser angewendet worden. Als eine wohlfeile salzsaure Eisenbeitze empfiehlt er eine Mischung gleicher Theile gemeinen reinen Eisenvitriols und Küchensalz in 2 — 3 Theilen Wasser durchs Kochen aufgelöst. Die filtrirte Feuchtigkeit wird an einen kühlen Ort zur Krystallisation hingestellt, wo sich die Schwefelsäure des Eisenvitriols mit dem Natrum des Kochsalzes verbunden als Glaubersalz abscheidet, indess die Salzsäure des Kochsalzes mit dem Eisenoxyd des Eisenvitriols zu salzsaurem Eisen verbunden die über den Krystallen befindliche Flüssigkeit ausmacht. — Wenn das salpetersaure Eisen reussiren soll, so muss man sich einer mit 2 Theilen Wasser verdünnten Salpetersäure bedienen; die Auflösung an einem kalten Orte bereiten, und den Zutritt der atmosphärischen Luft so viel als möglich abhalten. — Die Resultate der mit diesen Beitzen unternommenen vorläufigen Versuche, deren detaillirte Aufzählung zu weitläuftig für diese Blätter seyn würde, sind folgende: 1. Eine vorbereitete Beitze für das Pigment des Blauholzes scheint in doppelter Hinsicht nöthig zu seyn, um theils die grösstmögliche Menge dieses Pigments auf die Wolle zu bringen, ohne viel in der Flotte zu lassen, theils um eine feste Grundfarbe für das nachher noch aufzusetzende Berlinerblau zu erlangen. 2. Je schöner und fester die mit Blauholz und Beitzmitteln erzeugte Grundfarbe des Tuchs ist, desto schöner und fester fällt dann meistens auch die durch das Berliner-

blau noch zu befestigende Nuance aus. 3. Das Berlinerblau nach *Menou's* Angabe, auf Schwarz zu setzen, scheint nach einem Versuche des Verfassers auf Wolle nicht rathsam zu seyn. 4. Unter den blausauren Mittelsalzen scheint der blausaure Kalk vorzüglich anwendbar zu seyn, da er in den meisten Fällen die besten dunkelblauen Farben lieferte; hingegen zerstörte das mit Salzsäure neutralisirte Kali meistens die dunkle Grundfarbe des Blauholzes, und die nämliche Bewandniss scheint es mit dem blausauren Ammonium zu haben. 5. Von den gebrauchten Eisenbeitzen scheint der Eisenvitriol im Durchschnitte die zweckmässigste gewesen zu seyn. 6. Zu den vorzüglichsten vorbereitenden Beitzen für das Blauholz, zum Behuf des Färbens mit Berlinerblau, gehören Alaun, salzsaures Zinn in Verbindung mit blausaurem Kali, salzsaurer Braunstein, schwefelsaures Kupfer, salzsaures Bley und salpetersaurer Zink. 7. Die Abkürzung der Methode scheint, wenn man dunkle Schattirungen zu erhalten wünscht, nicht rathsam zu seyn. 8. Als feste, wenn auch nicht blaue Farben, zeigten sich Dunkelviolett, Rothviolett, Pulverschwarz, schön Veilchenblau und Goldgelb.

Die zweyte Abtheilung dieser Schrift beschreibt nun grössere und genauere Versuche über die Erzeugung blauer fester Farben auf Wolle, ohne Indig. Und zwar hat sich der Verfasser zur Vorbereitung und Ausfärbung der Proben erst eines *kupfernen* Kessels bedient, und gefunden, dass blos die Alaunbeitze bey Anwendung kupferner Kessel zum Blaufärben nach seiner Methode zu brauchen seyn dürfte. Ferner fand er, dass das Einschlagen gebeitzter Zeuge in nasse Tücher zu Erlangung intensiverer Farben sehr viel beytrage; dass sich auf feinem Tuche die Farbe zwar besser ausnehme, aber minder fest sey; und dass das Gelingen der meisten Färberey-Versuche gar sehr von der Wahl der Gefässe, worin man beitzt und färbt, abhänge. — Diesen Versuchen werden noch viele andre hinzugefügt, in welchen alles mit den vorherigen einerley war, bis auf den *zinnernen* Kessel, welcher dem kupfernen substituirt wurde. Da dem Verfasser unter den in einem zinnernen Kessel wiederholten Versuchen das salzsaure Bley, auf Bleyzucker-Auflösung durch Kochsalz niedergeschlagen, eins der besten Resultate gegeben hatte, so hielt er dieses Beitzmittel einer besondern Aufmerksamkeit werth, besonders da es, zum Behuf der Färberey, sich auf einem andern Wege sehr wohlfeil darstellen lassen konnte. Diese wohlfeilere Bereitungsart besteht in folgendem: 4 Loth gepülverte rothe Bleyglätte werden mit einem Lothe ganz trocknem reinen Kochsalze auf einem gläsernen Reibstein so lange abgerieben, bis das Ganze eine weisse Masse ausmacht, die gewöhnlich 6—8 mal mehr Raum einnimmt, als die noch unabgeriebenen Ingredienzen. Die weisse Masse wird in ein porcellanenes etc. Gefäss gethan, mit 2—3 so viel (dem Raum nach) kochendem weichen Wasser übergossen, umgerührt, und nachdem sich das salzsaure Bley zu Boden gesetzt und man die darüber stehende Flüssigkeit abgegossen hat, diese Operation noch einige Mal wiederholt. Nach dem letzten Aussüssen bringt man den weissen Brey auf ein Tenakel, übergiesst ihn hier noch ein Mal mit heissem Wasser und lässt ihn trocknen. Von diesem salzsauren Bley kommt das Pfund höchstens 4 Groschen. Da der Verfasser seine Versuche mit diesem salzsauren Bleye nicht lange genug, aus Mangel an Zeit, fortsetzen konnte, so theilt er eine tabellarische Ansicht mit, wie Andre das Fehlende hinzusetzen können.

Da bey der ganzen Procedur des Blaufärbens sehr viel erspart werden könnte, wenn sich das Berlinerblau ganz entbehren liesse, so untersucht der Verfasser auch diesen Gegenstand, dessen Wichtigkeit schon daraus einleuchtet, weil bey dem gegenwärtigen Fabrikpreise des Berlinerblaues auf 100 Pfund Waare für 14 Thaler des Berlinerblaues nöthig ist, welche Kosten wenigstens zur Hälfte wegfallen müssten, wenn man die blausaure Kalklauge gleich direct aus thierischen Theilen bereiten könnte. Er fand, dass im Gemenge von 8 Theilen Blut, einem Theil Salpeter und zwey Theilen Kalkpulver, in einem eisernen Kasserole so lange geglüht, bis weder Rauch, noch Flamme sichtbar war, und dann glühend in Wasser gegossen und eine Viertelstunde lang gekocht, nach dem Filtriren aber salzsaure Eisenauflösung damit niedergeschlagen, weit mehr Berlinerblau lieferte, als bey allen andern Versuchen erhalten worden war. — Man darf sich nicht bange seyn lassen, dass der sich bildende Gyps die Farbe verschlechtere, oder dass vom Alaun gar nicht Gebrauch gemacht werden könne. — Bey der Zubereitung der Blaulauge im Grossen bleibt ein brauner Bodensatz zurück, welcher nicht weggeworfen werden darf, wenn man ökonomisch arbeiten will. Denn dieser Bodensatz enthält noch viel blausaures Eisen, und man darf nur Schwefel- oder Salzsäure darüber weggiessen, um dasselbe rein zu erhalten. Die empfohlene Procedur ist am wohlfeilsten, wenn man mit 6—8 Theilen Wasser verdünnte Schwefelsäure über die braune Masse weggiesst, sie so lange umrührt, bis sie durch und durch blau geworden ist, und dann sie mit kochendem Wasser so oft aussüsst, bis dieses hell abläuft und keinen säuerlichen Geschmack verräth.

Die von dem Verfasser abgehandelte Materie hängt zu nahe mit einem Versuche zusammen, welcher von einem französischen Scheidekünstler in Leipzig durch einen hiesigen geschickten Färber, Hrn. Carus, mit nicht wenigem Geräusche ausgeführt wurde, als dass er nicht sollte von diesem Versuch und dem dadurch gewonnenen Produkte Einiges sprechen.

Hr. *G.* stellte mit einem Stückchen dieses blauen Tuches einen Versuch an und hielt die mit den nämlichen Reagentien behandelte Probe seines Tuches dagegen. Die Versuche lehrten, 1) dass beyde Tücher sich gegen Laugensalze fest bewiesen, das Leipziger Tuch aber von ätzendem Salmiakgeiste mehr als das seinige ins Dunkle nüancirt wurde; 2) dass beyde die Alaunprobe nicht aushalten, sondern das carus'sche in Violettroth, das geitnersche in Hellviolettblau nüancirt wurde; 3) dass man beyde Tücher mit Sauerkleesalz-Auflösung auswaschen könne, ohne eine Farbenveränderung befürchten zu müssen; 4) dass eben diess der Fall mit Citronensäure sey, aber 5) verdünnte Schwefelsäure weder dem einen, noch dem andern Tuche zusagt, und 6) dass durch Behandlung mit verdünnter Salpetersäure bey beyden Tüchern eine etwas verschiedene Wirkung hervorgebracht wurde. Es ging aber aus diesen Versuchen zugleich hervor, dass Carus zur Erzeugung seines Blaues entweder gar kein Blauholz, oder dasselbe in Verbindung mit einem andern Farbestoffe anwende. Beyde blaue Farben geben einander in Ansehung ihrer Festigkeit nichts nach, sind aber dem Küpenblau hierin nicht an die Seite zu setzen. Der Verfasser vermuthet, dass das Leipziger Blau vorzüglich mit Persio gefärbt sey. Bey dieser Gelegenheit bedauert Hr. G., dass noch kein deutscher sachkundiger Scheidekünstler unsre deutschen Flechtenarten einer genauen Prüfung zu unterwerfen sich die Mühe genommen habe. Da unser Verfasser durch gegenwärtige Schrift einen guten Beweis gegeben hat, dass er sich mit Glück mit dergleichen Zergliederungen beschäftigen könne, so ersuchen wir ihn, sich an diesen Gegenstand zu machen.

Endlich ist noch eine kurze Anleitung (S. 198—204) beygefügt worden, wie man im Grossen mit Vortheil ohne Indigo blau färben könne. Recensent legt diese Schrift mit Vergnügen aus der Hand: sie ist ein Beweis, dass ihr Verfasser die Vorlesungen seines Lehrers, unsers Herrn D. Eschenbachs, dem auch das Buch gewidmet ist, mit grossem Nutzen besucht habe.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Roman und Wahrheit in Darstellungen von mancherley Inhalt. Berlin, bey J. F. Weiss, 1809. 386 S. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

Etwas Ausgezeichnetes hat der Herausgeber an diesen sonderbar zusammengestellten Aufsätzen nicht geliefert, doch sind sie denen, die blos unterhalten seyn wollen, immer zu empfehlen. Man findet folgende Stücke: 1) *Traum und Wahrheit.* Fragment aus dem wirklichen Leben. 2) *Meine Gesundheitsreise von Rom nach Florenz,* in malerischen Briefen an meinen Bruder. — Für einen Bruder, der es so genau nicht nimmt, mögen sie malerisch und interessant genug seyn; für die grössere Welt aber, für welche sie der Verfasser drucken liess, sind sie es auf keinen Fall; denn diese ist zu vollendeteren Darstellungen berechtigt. 3) *Roms Fall.* Nach dem Lateinischen (?). — Ein poetischer Aufsatz, der *als Versuch* gar nicht übel gerathen ist, der aber, *um etwas Vollkommenes zu werden,* die schärfer angreifende Feile hätte vertragen können. In wie fern der Verfasser nach dem Lateinischen gedichtet, hätte er billig deutlicher erklären sollen, denn es lässt sich schwer errathen. 4) *Der Streit um die Krone.* Ein Fragment aus der Geschichte von Athen. — Der bekannte Streit zwischen *Demosthenes* und *Aeschines* wegen der dem erstern von den Atheniensern, um seiner dem Staate bewiesenen Grossmuth willen, zugedachten Bürgerkrone. Es wird hier fragmentarisch in guter Uebersetzung geliefert, was beyde sich über diesen Gegenstand in öffentlichen Reden sagten, und gezeigt, durch welche meisterhafte Beredsamkeit Demosthenes den Sieg gewann. Vielleicht der beste Aufsatz im ganzen Buche. 5) *Der falsche Prinz von Modena,* oder Trug und Wahnglaube auf einer seltenen Höhe. Nach den *Archives litteraires de l'Europe.* 6) *Geschichte dreyer Seefahrten.* In Briefen an eine Freundin (nur nicht fürs grössere Publicum interessant genug — möchten wir hinzusetzen). 7) *Gall,* oder Hindeuten auf die Erziehung zur Schönheit. — Enthält manches Wahre und Gute, das beherzigt zu werden verdient. — 8) *Frau von Montespan* und *Gräfin Lichtenau.* — Der Verf. meynt, es sey zu wünschen gewesen, dass die Gräfin von Lichtenau das Beyspiel der Frau von Montespan befolgt und ihren Einfluss mehr in Hinsicht auf Politik benutzt haben möchte, als sie es gethan. Wir wollen darüber nicht mit ihm rechten. 9) *Ueber die Fehlgriffe der Verständigen.* Eine Abhandlung mit Anekdoten gewürzt, und doch nicht schmackhaft — wird gewiss jeder Leser mit dem Rec. sagen. 10) *Karl und Julie,* oder die feindlichen Liebenden. — Eine matte, geistlose Erzählung.

Maria von Falkenberg, oder *die Pilger im heiligen Lande.* Eine romantische Geschichte nach dem Englischen. 2 Theile. 332 und 280 S. 8. mit 1 Kupf. Erfurt, b. Beyer u. Maring. 1810. (1 Thlr. 16 Gr.)

Ein Roman gemeinen, etwas langweiligen Schlages, ohne alle genialische Auszeichnung; doch ist er immer noch einer grossen Schaar seiner Brüder vorzuziehen, weil er weit weniger Gift für die Moralität als diese enthält.

NEUE

LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

94. Stück, den 6. August 1810.

CHRISTLICHE RELIGIONSLEHRE.

Christliche Glaubenslehre nach Vernunft u. Schrift, entworfen von *Christ. Friedr. Callisen*, Doct. der Philos., Propst der Propstey Hütten und Pastor der Friedrichsberger Gemeinde zu Schleswig. Altona, bey J. H. Hammerich, 1810. X und 192 S. gr. 8. (18 gr.)

Man findet in dieser neuen Bearbeitung des christlichen Glaubens noch Etwas mehr, als deren so eben angeführter Haupttitel zusammt der ihm gegenüberstehenden zweyten Aufschrift: „*Was muss ich glauben als Mensch und Christ? Ein Handbuch für denkende Christen*" ff. und dem, beyden einverleibten, aus Ebr. 13, 9. (nach Luthers nicht ganz getreuer Uebersetzung) entlehnten Motto: „Es ist ein köstlich Ding, dass das Herz fest werde!" billig nur erwarten lässt; man findet hier jenen Glauben nicht bloss nach *Vernunft* und *Schrift*, sondern überdiess noch, wovon jedoch auch im Buche selbst nirgends eine Ankündigung vorkommt, mit durchgängiger, soviel als möglich begünstigender Rücksicht auf die unter uns gültige *Kirchenlehre* dargestellt. Ob daher gleich der Hr. Verf. in der Vorrede (S. VI) versichert, dass „das, was er hier darlegt, mehrmals erneuerter redlicher Prüfungen ungeachtet, der Hauptsache nach in den letzten zehn Jahren sich ihm immer mehr bewährte;" so hatte er doch gewiss auch Ursache genug, die eben daselbst unmittelbar vorhergehende Aeusserung zu thun: „er bescheide sich gern, dass das, was er schrieb, nur seine individuelle Ansicht sey." Denn welcher redliche, wenn auch seinem Geschäfte noch so sehr gewachsene, Forscher der christlichen Wahrheit weiss es nicht, durch eigene und fremde Versuche belehrt, wie äusserst schwer es halte, drey so heterogene Erkenntnissgründe derselben, dergleichen die vorhin benannten sind, zum Behuf eines Ganzen der Religionswissenschaft, auf eine, wir wollen nicht sagen alle, sondern nur die meisten sachkundigen Leser befriedigende Weise, mit einander zu vereinigen? Auch das vorliegende Lehrbuch gibt von der Schwierigkeit eines solchen Unternehmens hinlängliches Zeugniss, theils durch die fast in allen Abschnitten leicht bemerkliche Gezwungenheit, mit welcher manchen biblischen Lehren oder Erzählungen, noch häufiger aber den kirchlichen Glaubensbestimmungen, ein philosophisch, wenigstens nach des Verf. Meynung, zu rechtfertigender Sinn untergelegt wurde, theils durch den unsichern, schwankenden Ton, in welchem Hr. D. Call. nicht selten, und sogar über einige der wichtigsten Glaubenspuncte, hier redet, und welcher überdiess mit seinem Titelmotto und mit der in der Vorrede (S. VI) erwähnten „festern Ueberzeugung" nicht ganz glücklich zusammenstimmt. Stellen zum Beleg des letztern finden sich nicht etwa bloss in den Anmerkungen, wohin der Hr. Verf. selbst gesteht, viel Problematisches verwiesen zu haben, sondern auch mitten im Texte; wir wollen uns der Kürze wegen nur auf ein Paar der auffallendsten ausdrücklich berufen. So heisst es z. B. S. 11 von einem Gottesgesandten, dessen Auctorität doch eigentlich in diesem christlichen Lehrbuche überall für den letzten Glaubensgrund gelten sollte: „Als Mensch kann er allerdings sich irren; aber sendet Gott ihn zu den Menschen zu einem gewissen Zwecke, so *lässt sich nicht wohl anders denken*, als dass er ihn auch, wenigstens in Rücksicht des mit diesem Zweck in Verbindung stehenden, für (vor) Einmischung seiner etwanigen eignen Irrthümer bewahre," und eben so wird auch S. 26—27 eine göttliche Eingebung der biblischen Bücher, ob dieselben gleich nach des Verf. Vorstellung durchaus als Offenbarungsurkunden im strengsten Sinne des Ausdrucks betrachtet werden müssen, dennoch mit folgenden Worten behauptet: „Es lässt sich *wohl* nicht zweifeln, dass diese Schriften unter *besonderer* göttlicher Leitung geschrieben

sind, dass Gott veranlasste, dass sie, und wie sie geschrieben wurden; dass mithin die (darin) vorgetragenen Sachen sowohl, als selbst die (dabey) gebrauchten Worte *als der göttlichen Absicht gemäss* von uns angesehen, und dem zufolge uns *von besonderer Wichtigkeit* seyn müssen." Was aber die zuvor erwähnte Gezwungenheit in der Vereinigung der philosophischen Religionsansichten des Hrn. Verf mit dem, was Bibel und Kirche über deren Gegenstände aussagen, betrifft, so wird es ebenfalls, um den Beweis derselben zu führen, an zwey Beyspielen völlig genug seyn. Das erste mag uns die Lehre von dem moralischen Verderben des Menschen, so wie sie hier abgehandelt worden ist, liefern. Hr. D. C. ist aus Vernunftgründen davon überzeugt, dass in dem gegenwärtigen Zustande unsers Geschlechts die menschliche Natur selbst verderbt, nämlich mit einem übergrossen Hange zum Angenehmen behaftet sey, in welcher Hinsicht er daher auch eine ausdrücklich von Gott veranstaltete Erlösung des Menschengeschlechts nicht etwa bloss als Christ, sondern als Mensch überhaupt, für durchaus nothwendig hält. Hiermit bringt er nun zuvörderst die Bibel dadurch in Uebereinstimmung, dass er annimmt, es werde 1 Mos. 3, 1. ff. ein eigentliches Factum, der Verfall des ersten Menschenpaars in die Sünde, erzählt, wodurch nach S. 85. „physisches und moralisches Verderben zuerst in die Menschheit hineingekommen" sey; welches sich dann „von den ersten Menschen auf ihre Nachkommen (durch Zeugung) fortgepflanzt habe;" und dem kirchlichen Lehrtypus zu Gunsten hat er dieses Grundverderben der menschlichen Natur auch ausdrücklich (S. 87.) *Erbsünde* genannt. Aber wie ist ihm nun diese Vereinbarung der Vernunft mit Schrift- und Kirchenlehre gelungen? In Absicht auf jene unter andern durch folgende, auf S. 83 — 84. befindliche Darstellung des berührten paradiesischen Factums: „Gott gab ihnen (den beyden ersten Menschen) ein leichtes (?) Gebot, nicht von einer *giftigen* (?) Frucht, die vielleicht zu anderm Gebrauche (?) sehr nützlich seyn mochte, und auch andern Thieren (?) zur Nahrung diente, zu essen; da sie indess eine Schlange u. s. w., von welcher Darstellung Rec. wohl nicht erst nachzuweisen braucht, wie viel sie enthalte, wovon in jener biblischen Erzählung kein Buchstabe steht; und in Beziehung auf das bekannte kirchliche Dogma muss er S. 87. in der Anm. selbst bekennen, dass er keine durch Zurechnung der ersten Sündenthat entstandene Erbschuld, mithin auch nicht eigentlich dasjenige, was die Kirche unter dem Namen Erbsünde (und Sünde kann auch allerdings ohne Verschuldung nicht gedacht werden) versteht, zu lehren gesonnen und im Stande sey. In der erstern Hinsicht also musste ein in den Bibeltext hineingetragener Giftbaum, in der letztern sollte es der blosse Gebrauch des gleichlautenden Namens bewirken, dass die Vernunftreligion mit dem Zeugniss der Offenbarung und dem Ausspruch der Kirche in Uebereinkunft stände, oder doch zu stehen schien. Noch sonderbarer nimmt sich ein ähnlicher Versuch des Vfs. in dem Capitel von den letzten Dingen, wo er es jedoch ausdrücklich nur mit der Bibellehre zu thun hat, darum aus, weil hier seine eigene philosophische Meynung viel Sonderbares an sich hat. Er meynet nämlich, es würden alle bis zum Tode im Bösen beharrliche Menschen in einer künftigen Welt entweder noch sich bekehren, oder, wenn sie sich allzulange unbesserlich beweisen sollten, endlich für immer vernichtet werden, welche Meynung sich von dem nicht ungewöhnlichen Vorurtheile herschreibt, nach welchem man glaubt, dass Vereinigung von Tugend und Glückseligkeit, als der letzte Zweck des menschlichen Daseyns, von jedem Menschen nothwendig, solle er anders der göttlichen Weisheit würdig existiren, irgend einmal erreicht werden müsse. Wer dürfte wohl mit nur einiger Wahrscheinlichkeit auf Bestätigung der Bibel für solche Aussichten in die Ewigkeit hoffen? Dennoch hat unser Hr. Vf. sie ihnen, obwohl freylich nur gewaltsam, unter andern und hauptsächlich dadurch zu verschaffen gesucht, dass er annahm, in den Stellen des N. T., welche von einem künftigen Leben reden, ohne dabey ausdrücklich des jüngsten Gerichts zu erwähnen, werde überall nur von einem gewissen Interimszustande der Verstorbenen bis zu jener grössten und allgemeinen Katastrophe des Menschengeschlechts gesprochen, während dessen Gottes weise Güte an der Besserung derselben sich vorzüglich noch werde thätig erzeigen. In Betreff des Kirchenglaubens wird es leicht sichtbar, wie nahe diese Aussichten des Verf. an die Lehre von einem Fegfeuer gränzen, in welcher Hinsicht er sich selbst S. 181. in der Anm. auf gewisse Weise gegen alle Consequenz zu verwahren sucht.

Wir sind, indem nur vorläufig gezeigt werden sollte, dass auch das vorliegende Lehrbuch von der Schwierigkeit einer Vereinbarung der Vernunftreligion mit dem biblischen und dem Kirchenglauben genugsames Zeugniss ablege, wider Vermuthen schon so weitläuftig geworden, dass uns für eine genauere Anzeige und Prüfung desselben nur wenig Raum noch übrig bleibt. Im Ganzen genommen wird man jedoch schon nach dem bisher Gesagten über dessen Werth ein Urtheil fällen können. Auch mag daraus wohl hinlänglich erkannt werden, dass es sich zu Vorlesungen für Jünglinge, die eben nicht Theologie studiren, denen aber doch eine nähere Kenntniss und Begründung ihres Glaubens nicht gleichgültig wäre, wozu es der Hr. Vf. laut Vorr. S. IX. vornehmlich bestimmt zu haben scheint, nur in sofern eigne, als man unter diesem Glauben den kirchlichen der protestanti-

schen Christenheit verstehen darf, welchem allerdings durch diese ganze Schrift eine gewisse vernunftmässige Auslegung gegeben worden ist, von welcher sich indess noch sehr fragen liess, ob damit Jünglingen der beschriebenen Art viel werde gedient seyn. Ohne auf eine nähere Beleuchtung des vielen und mancherley Eigenthümlichen, was ausser dem bereits Angeführten in diesem neuen Lehrbuche des christl. Glaubens, vorzüglich in den Anmerkungen, womit es reichlich, ja fast zu reichlich ausgestattet ist, vorkommt, uns einzulassen, da dieselbe nicht in diese allgemeinern, sondern in kritische Blätter gehört, die sich ausschliesslich mit theologischen Gegenständen beschäftigen, statten wir nur noch von der Einrichtung des Ganzen folgenden kurzen Bericht ab.

Der gesammte Vortrag des achtungswürdigen Vf. ist in 65 §§. vertheilt. Die ersten 26 derselben gehören der Einleitung, die übrigen insgesammt der Darstellung der chr. Glaubenslehre selbst an. Jene besteht aus den drey Abtheilungen: „Religion überhaupt, geoffenbarte Religion und Christenthum", und reicht von S. 1 bis S. 41.; diese aus vier Abschnitten, von denen der erste (S. 42 — 72.) von Gott, der zweyte (S. 73 — 95.) von „den Wesen, in denen das Ziel des Ganzen (d. h. des Weltganzen?) erreichet werden soll, besonders von den Menschen;" der dritte (S. 96—167.) von „der Erlösung und Heiligung der Menschen in dieser Welt," (woher dieser scheinbar überflüssige Beysatz, wird aus dem von uns anfangs Bemerkten klar); und endlich der vierte (S. 168 — 192.) von „der Beseligung der Menschen in jener Welt" handelt. Die Art der Behandlung der einzelnen Lehrstücke beschreibt Hr. D. C. selbst (Vorr. S. VII.) richtig auf folgende Weise: „Ich suchte erst den Begriff jedes hier abgehandelten Gegenstandes zu bestimmen, dann denselben nach Vernunft und Schrift zu begründen, einige Folgerungen und näher daraus hervorgehende Bestimmungen hinzuzufügen, und zuletzt kurz die Einwendungen, doch diese meistens nur ihren Quellen nach, und den praktischen Werth der Lehre zu berühren." Die biblischen Beweisstellen sind überall blos angezeigt, nicht wörtlich aufgeführt, dafür aber in desto grösserer Menge beygebracht.

PHILOSOPHIE.

Handbuch für Denker, von *Carl Friedr. Schilling* von Canstadt, Grossh. Bad. Geh. Rath. Zweyter Theil. Carlsruhe, in Macklots Hofbuchhandl. 1808. Erster Band 820 S. Zweyter Band 612 S. Dritter Theil. Rastatt, gedr. bey dem Hofbuchdr. Sprinzing. 1809. 768 S. gr. 8.

Wer unser Urtheil über dieses voluminöse Werk überhaupt zu lesen begehrt, den können wir auf Jahrgang 1808. St. 14. S. 217—22. verweisen, wo bey Gelegenheit der Recension des ersten Theils desselben zugleich eine, soviel möglich, kurze Uebersicht der in demselben enthaltenen Hauptgedanken, zum Verständniss und zur Rechtfertigung jenes Urtheils, mitgetheilt worden ist. Der in der That rastlose Verf. bleibt sich auch in den vorliegenden Bänden, sowohl was die Sache, als was die Anordnung und den Ton des Vortrags betrifft, ohne die mindeste Rücksicht auf Jemandes Kritik zu nehmen, so standhaft gleich, dass wir im Allgemeinen zu demjenigen, was von uns am angeführten Orte darüber bereits gesagt worden ist, kein Wort, es sey der Vermehrung, oder der Berichtigung, hinzuzufügen für nöthig erachten. In Rücksicht des Aeussern bemerken wir, dass von Theil II. Band II. an die Rechtschreibung zu ihrem Vortheil sich verändert hat, da man aus dem ersten Bande dieses Theils noch mehrere auffallende Proben der auch hierin sich veroffenbarenden Originalität des Herrn Verf. leicht darlegen könnte. Der Rubriken des zweyten Theils sind, wenn wir richtig zählten, im ersten Bande sechszehn, im zweyten nicht mehr als neun, der des dritten Theils überhaupt genommen nur achtzehn. Unter jenen kommen mehrere dem Ausdruck nach praktische vor, z. B. *Staat*, *Verträge*, *Freyheit*, *Rechte*, *Pflichten*, *Bestimmung*, *Beruf*, *Moral*, *Moralität*, *Tugend*, *Rechtschaffenheit*, doch hat sich Hr. von *Schilling* weder auf eine wirkliche Ausführung der Rechts- und Tugendlehre eingelassen, noch auch eigentliche praktische Weltweisheit hier gelehrt, weil sein, das menschliche Wollen und Handeln theils einer gesetzlichen Willkühr, theils einer blinden Nothwendigkeit unterwerfendes System ihm diess nicht verstattete. Wo dieses leidige System ihn nicht band, da beurkundet er hinlänglich neben seinem, überall nicht zu verkennenden, reinen und edeln Herzen, eine helle und feine Urtheilskraft; man glaubt in solchen Abschnitten seines Buchs auf einmahl einen ganz andern Mann zu vernehmen. Mit Vergnügen zeichnen wir, um diess zu bestätigen, Einiges aus, was unter den beyden Rubriken *Ehe* und *Wunder*, wovon die letztere zum dritten Theil gehört, von ihm eben so gut, als richtig gesagt worden ist. Dort heisst es (Th. II, Bd. I. S. 384 ff.) unter andern: „Jeder will seine Hälfte schuldlos und unverdorben aus der Hand der Natur, und doch möchte sich mancher gestatten, Unschuld nur zu verderben, während er es allen übrigen Menschen verwehren möchte." — „Je verschiedener ihre" (zweyer sich ehelichenden Personen) „Lage, Erziehung und ihr voriges Verhältniss war, je fremder sie sich sind; desto mehr ist für beyde Anlass zur Mittheilung neuer Ansichten, desto fremder sind ihnen gewisse angeerbte Schwächen an einander, die sich oft in

Familien einheimisch machen, desto neuer sind sie sich, desto wirksamer geht die wechselseitige Bildung und Abschleifung nach dem Zweck der Natur von statten." — „Sodann lehrt die Erfahrung auch in der physischen Natur, dass Saamen auf fremden Boden weit vollkommnere Früchte trage, als wenn er nie verpflanzt wird; daher hat die Natur auch den meisten Saamen beflügelt und noch sonstige Anstalten getroffen, dass er leicht in andere Gegenden kommt." — „Der Mensch ist schuldig, die Folgen seiner Handlungen so unschädlich als möglich zu machen; schon aus diesem Grunde wäre der Mensch zur Erziehung seiner Kinder verpflichtet, wenn ihn auch keine höhere, moralische und menschliche Beweggründe dazu verpflichteten;" und in dem der Betrachtung der *Wunder* gewidmeten Abschnitte lies't man (Theil III. S. 756 ff.) Bemerkungen, wie folgende: „Wunder sind das wirklich gewordene Unmögliche, enthalten also einen Widerspruch." — „Sobald Wunder vernünftigerweise möglich wären, so würden sie auch eben dadurch aufhören Wunder zu seyn." — Der grösste Mann in der Geschichte spricht oft blos unsere Bewunderung an, während die Anwendung seiner Kräfte uns zur Verachtung auffordert." — „Der" (in Hrn. v. *Schillings* Sinne) „Glaubende macht Ansprüche darauf, ihm seine Hoffnung auf Wunder nicht zu benehmen, da sie ihm Trost gewährt. Ein Misstrauen in die Vernunft ist für ihn zulänglich, ihn unverrückt in seinem Glauben zu erhalten, ohne dass er darum verlangen kann, dass die Menschheit in (der) Aufklärung still stehe, um ihn in seiner Illusion nicht zu stören. Ist die Vernunft eine Thorheit, was kümmern ihn ihre Aussprüche? Ist sie es nicht, wie kann es ihm eine Wohlthat scheinen, nicht zu bemerken, dass er auf falschem Wege sein Ziel sucht?" Auf einzelne interessante Gedanken und Aussprüche stösst man, das wollen wir nicht läugnen, je zuweilen auch anderwärts. Hätte aber unser Hr. Verf. statt dieser nun einmal beliebten, durch ihre Weitläufigkeit, Einförmigkeit und hundertfältigen Wiederholungen gewiss eines jeden Lesers Geduld sehr bald ermüdenden Durchführung seines ganzen Wissensinbegriffs dem Publicum nur eine mässige Sammlung von Aphorismen, dergleichen die vorhin angeführten sind, aus dem Schatze seines guten Herzens und Verstandes dargeboten, so würde man diese sicherlich mit dem wärmsten Danke von ihm angenommen haben; nicht zu gedenken, dass ja ohnehin dieses ungeheure Ganze seiner vermeyntlichen Philosophie keinesweges auch nur die volle Gestalt eines Systems besitzt. Ueber jenes Ganze liessen sich endlich zwar leicht noch manche, nicht unwichtige Anmerkungen machen, z. B. dass es, ähnlich dem Lehrgebäude des jetzt neuesten Idealismus, durchaus auf Religion sich gründet und hinweiset; ohne doch wirklich religiös zu seyn, weil ihm der Geist des Glaubens fehlt, und dass, so wenig die Consequenz desselben eine eigentliche Moral herbeyführt, welche vielmehr, wie bereits erwähnt, durch dessen Principien völlig vernichtet wird, sein Alles in Theorie verwandelnder Urheber dennoch oft genug, von einem geheimen Zug seines bessern Selbst geleitet, gleich einem, der absoluten Würde des durch keine Theorie zu ergrübelnden Pflichtgesetzes frey huldigenden Sittenlehrer spricht. Allein jeder unpartheyische Beurtheiler dieses sich so nennenden philosophischen Systems wird dasselbe ohne Zweifel mit uns zu wenig wissenschaftlich auch nur verbunden und ausgearbeitet finden, als dass er es der Mühe werth achten sollte, sich mit dessen Ansicht und Prüfung lange zu beschäftigen. —

PROTESTANTISMUS.

Ehrenrettung der Protestanten gegen die Beschuldigungen des „Morgenboten" und der Schrift: „Plane Napoleons und seiner Gegner" von *Jonathan Schuderoff*, Superintend. und Oberpfarrer zu Ronneburg. Leipzig, bey Gerh. Fleischer d. J. 1810. XII und 114 S. 8.

Ungeachtet jene Beschuldigungen mit gerechtem Unwillen von allen Wohldenkenden jeder Confession und jedes Landes betrachtet worden sind und einen ganz entgegengesetzten Eindruck gemacht haben, den die Urheber derselben wohl nicht bezweckten und voraus sahen, so verdienten sie doch, auch nach den dagegen früher erschienenen und von uns angezeigten Schriften, selbst um die, gegen welche ein verworfener Parteygeist sie ausgesprochen hat, zu beruhigen, eine solche durchgreifende und freymüthige Abfertigung, wie man in dieser Schrift findet, deren würdiger Verfasser nicht nur sich, sondern auch die Gegner, mit denen er kämpft, offen genannt hat. Denn wohl sagt er mit Recht in der Vorrede: „warum sich nicht nennen im gerechten und ehrenvollen Kampfe? Ist dem Freyherrn von Aretin das Visir wider Willen und Erwartung aufgezogen worden, so wollen wir mit freyem Angesichte in die Schranken treten, im Hochgefühle der unvergänglichen Würde des protestantischen Geistes, unseres Sieges gewiss." Die Schrift besteht aus mehreren Theilen: 1. *Schutzschrift* S. 1—52. Der Verf. hatte in seinen Annalen für das öffentliche Religions- und Schulwesen, die er seit dem Anfange dieses Jahrh., jährlich in sechs Heften, herausgibt, oft Veranlassung, die Verfügungen der Baier. Regierung in Kirchen- und Schulsachen zu rühmen und der Fortschritte des Staats auch in literar. und religiöser Hinsicht sich zu freuen, ohne zu ahnen, dass Sectenhass u. Ver-

folgungsgeist es wagen könnten, dort laut zu werden. Ueberrascht wurde er daher durch „den Morgenboten,“ eine Zeitschrift, die nicht für (wie der Titel es angab), sondern gegen die österreich. Staaten gerichtet war, und vornehmlich dazu dienen sollte, durch dreiste Verläumdungen der Protestanten Verdacht gegen sie auch bey dem franz. Kaiser zu erwecken. Das zweyte Heft dieses Journals gab Auszüge aus der berüchtigten Schrift, die Plane Napoleons und seiner Gegner, besonders in Deutschland und Oesterreich. Der Vf. dieser Schrift zieht, nach der sehr richtigen Bemerkung des Hrn. S., nur darum erst im Allgemeinen gegen den christl. Priesterstand zu Felde (ohne zu bedenken, dass das Christenthum nie *Priester* gehabt und bedurft habe), um dann mit desto besserm Erfolge die von ihm sogenannten protestantischen Priester bekämpfen zu können. Die Anklage aber derselben und der Protestanten überhaupt ist so plump und in sich selbst widersprechend, dass man wohl erwarten konnte, der durchdringende Blick Napoleons werde bald das Wahre von dem Gedichteten in der Schrift, wenn sie ihm zu Gesichte kam, unterscheiden und die Protestanten ihren Weg ungehindert gehen lassen; was auch erfolgt ist. Schweigen aber durften diese nicht dazu, zumal da der Verf. Priester und protestantische Prediger, Protestanten und Norddeutsche und Gelehrte, lutherische Priester und Norddeutsche Gelehrte absichtlich durch einander gemengt hat. Gewarnt und zur Wachsamkeit ermuntert müssen die Protestanten werden, um zu verhüten, dass die Menschheit nicht wieder in die schimpflichen Fesseln des Glaubenszwangs und hierarchischen Despotismus geschlagen werde. Das, was Hr. S. mit Rücksicht auf andere kleine Gegenschriften und Recensionen in dieser Beziehung ausführt, ist Folgendes: die Protestanten haben keine Priester, wähnen nicht den alleinigen Besitz der Wahrheit zu haben, wünschen die christliche Religion in ihrer ursprünglichen Reinheit von allen Parteyen anerkannt zu sehen; sie werden gern selbst den Namen Protestanten mit dem der Christen ohne Beynamen vertauschen, sobald die Partey, um deren willen sie protestiren mussten, sich redlich der Ansprüche begibt, die nicht in Vernunft und Schrift gegründet sind: sie können um so weniger Napoleons Bekenntniss zur römisch-katholischen (gallicanischen) Kirche als Feindseligkeit gegen sich ansehen, da er eine *echt protestantische* Denkart gezeigt hat, die an keine Confession gebunden ist; es ist eine in sich ungereimte Beschuldigung, dass eine *lutherische Liga* gegen Napoleon existire; die Norddeutschen Gelehrten sollen gehofft haben, den Protestantismus überall *unter allerhand Formen* eingeführt zu sehen; aber der Protestantismus ist eine *Denkweise*, die nur in *einziger Form* besteht, und kann weder *überhaupt*, noch *allenthalben* eingeführt werden; er führt sich, wie die Wahrheit, selbst ein; wenn das Napoleon. Zeitalter bloss durch protestantische Denkart herbeygeführt worden ist, wie hat, nach dem Libellisten, der Geist der Zeit den Protestantismus überbieten (antiquiren) können? Der Protestantismus bedient sich nur der Belehrungen; das Ränkeschmieden liegt nicht in seinem Charakter; am wenigsten könnte er gegen Napoleon Cabalen machen, der mit ihm zu einem Ziele fortgeht; die Lächerlichkeit der Beschuldigungen, dass die Protestanten durch Gleichheit der Confession mit England aufs engste verbunden wären, dass sie gern Dragonaden stiften möchten, dass sie den Geist durch Schulordnungen und literär. Despotismus in Fesseln zu schlagen suchten, vorzüglich, dass es einen lutherischen Bund gegen N. gebe, werden ins hellste Licht gesetzt. — Man wird aus dieser kurzen Darstellung schon abnehmen, dass der Verf. dem Gegner Schritt für Schritt folgt, dass er nicht Alles, was gegen ihn gesagt werden konnte, anführt, dass er manches, was man in den frühern Gegenschriften nicht bemerkt findet, aufdeckt und darlegt; der Vortrag ist anständig, obgleich kräftig und ernsthaft, nur gegen das Ende ironisch. 2. S. 53 — 70. *Vermuthungen.* Das Circularschreiben des Kaisers an die französ. Bischöfe vom 13. Jul. 1809 enthält eine unerwartete ungünstige Aeusserung über die Protestanten, die einzige und erste dieser Art. Sollte sie eine Folge der Schrift des Libellisten seyn. Hr. S. theilt seine in den Annalen bekannt gemachte Erklärung über jene Stelle wieder mit, welche beweiset, dass er wenigstens sein Vertrauen auf Napoleons erhabene Denkart, und dessen dem Protestantismus gegebenes Wort nicht aufgab. 3. *Anträge gegen den Verfasser der* „Plane Napoleons und seiner Gegner“ und *gegen den Herausgeber der Zeitschrift* „der Morgenbote“ S. 73 — 76. In der Inhaltsanzeige werden Herr *von Aretin* und Hr. *F. X. Huber* ausdrücklich genannt. Nicht Hochgericht über die Libellisten, aber verdiente Schande und vor ihm und seines Gleichen Frieden *verlangt* Hr. S. Was er aber *erwartete*, ist, wie man weiss, nicht erfolgt. Die ganze Sache ist niedergeschlagen worden. 4. *Literatur der durch die* „Plane Nap. u. s. G.“ *und den* „Morgenboten“ *veranlassten Schriften und Recensionen*, sehr vollständig und durch eigne Bemerkungen und Erinnerungen lehrreich. 5. *Schluss und Nachtrag.* Ein trefflicher Epilog, mit Geist und Wärme geschrieben, würdig der Sache, die in Gefahr war, vielleicht manchen in grösserer Gefahr zu seyn schien, als wirklich vorhanden war. Aber man kann in der That nicht aufmerksam genug seyn und wachen über die geheimen Machinationen gegen den Protestantismus und seine Anhänger. Diess war es auch nicht, was der Recens. in der hiesigen L. Z. Nr. 21. S. 336 etwa für unnöthig erklärte, sondern er äusserte nur, dass *solche* Pamphletschreiber, wie der Verfasser der Plane u.

s. f. ihre Zwecke gewiss nicht erreichen, und dass man ihnen selbst eine *zu grosse Wichtigkeit* beylegen würde, wenn man sie als die *wahren Feinde Napoleons denunciren* wollte. Gern theilen wir noch folgende Stelle des Epilogs mit, an die man sich doch ja immer erinnern möge. „Nicht einem Fantom, nicht etwas irrdischen und zeitlichen Gewinn Bringendem, protestantische Brüder aller christlichen Confessionen! es gilt dem Heiligthume der Menschheit; es gilt der von wackern u. tapfern Geistesverwandten durch gesunde Philosophie und gründliche Gelehrsamkeit nicht weniger, als durch ehrenvolle Kriegsthaten erkämpften Mündigkeit des Geistes; es gilt der Selbstständigkeit in der Religion, der Selbstständigkeit des Urtheils über den Weg zur Seligkeit; es gilt dem Leben der Sittlichkeit, der Oeffentlichkeit der Tugend, der Achtungswürdigkeit des Charakters; es gilt dem theuersten Interesse unsers Geschlechts. — Jedes Regenten höchster Ruhm sey: ein protestantisch gesinntes, frey und selbstdenkendes, gehorsames Volk zu beherrschen; und jeder Nation werde ein Fürst, der die Rechte der Menschheit auch in dem geringsten Unterthan ehrt und Protestant genug ist, den Einflüsterungen selbstsüchtiger Verfinsterer zu wehren, und den Reiz, auf Unkosten der Vernunft zu herrschen, für seinen gefährlichsten Feind zu halten. In dem Nachtrage wird die Aeusserung Napoleons an die Deputirten des Wahlcollegiums vom Depart. des Leman (zu Genf), die Erklärung des Kaisers Franz über den Morgenboten, und das ungedruckte, höchst merkwürdige Schreiben des Grossherzogs von Frankfart an den Hrn. Past. Müller zu Neukirch, der ihm sein Buch, Protestantismus und Religion, gesandt hatte, mitgetheilt. — Möge diese Schrift des Hrn. Sup. nicht nur jetzt fleissig gelesen werden, sondern auch im Andenken bleiben, und recht viel dazu beytragen, die Gleichgültigkeit und Lauigkeit mehrerer Protestanten zu vermindern. Sie würden es hart fühlen, diese Geist- und Herzlosen, wenn sie dereinst unter das hierarchische Joch ihren Nacken und Rücken wieder beugen müssten, die jetzt alle religiösen Anstalten unserer Kirche schnöde verachten.

M O R A L.

Ueber die Moralität des gewöhnlichen Spiels und insbesondere über die Zulässigkeit oder Unzulässigkeit desselben für den Predigerstand von *K. A. Schaller*, Prediger zu Magdeburg. (Mit dem Motto: Das Leben ist kein Scherz, kein Spiel; es ist eine ernste, heilige Sache. Möge uns stets der heilige Ernst begleiten; denn der Ernst, der heilige, macht das Leben zur Ewigkeit. G.) Magdeburg, in der Creuz. Buchh., 1810. VI und 87 S. 8. (8 gr.)

So verschieden auch die Ansichten und Urtheile der gelindern Sittenlehrer, der Weltmänner und guten Gesellschafter von der strengern Beurtheilung des Spiels in gegenwärtiger Abhandlung ausfallen mögen, das werden sie doch zugestehen müssen, ernste Beachtung verdient, was der würdige Vf. dagegen vorgebracht, und wünschen müssen auch sie, dass dadurch wenigstens der Spielsucht und dem unsittlichen Gebrauche des Spiels vorgebeugt werde. Der erste Hauptabschnitt der Schrift hat es mit dem Spiele überhaupt zu thun. Nach einer allgemeinen Ansicht des Lebens, seines Zwecks und seiner Bestimmung, verbreitet sich der Verf. über Arbeit und Erholung und ihr Verhältniss gegen einander, Vergnügen (worunter eigentlich das wohlbehagliche Gefühl erhöheter Lebenskraft und Lebensthätigkeit, uneigentlich aber die äussern Mittel dieses Gefühl zu erlangen, verstanden werden) und Spiel; dann geht er zu dem Kartenspiel (das schon 1567 die wirtembergischen Bauern kannten und das bald darauf zur Unterhaltung des wahnsinnigen Königs von Frankr. Karls VI. gebraucht wurde) über, und führt darüber Folgendes aus: das gewöhnliche Spiel (Kartenspiel) gewährt nicht wirkliche Erholung, wahres Vergnügen; es ist von vielen Gefahren begleitet; es widerspricht den allgemeinen Pflichten des gesellschaftlichen Lebens, der wechselseitigen Mittheilung, der Beförderung der Heiterkeit und Humanität, Artigkeit, Höflichkeit und Delicatesse. Hierauf greift er S. 45 die Entschuldigungsgründe des Spiels, die allerdings zum Theil erbärmlich sind, an, und zieht daraus den Schluss, dass es mit den strengern Gesetzen der Sittlichkeit streite. Der zweyte Hauptabschnitt soll die Unzulässigkeit desselben für den Predigerstand darthun. Es werden folgende Sätze erläutert und bewiesen: 1. der Prediger soll durch seinen Wandel die Idee einer vernünftigen Lebensansicht so annähernd als möglich ausdrücken; 2. das Spiel entzieht dem Prediger mehr Zeit, als er entbehren kann; 3. es entzieht ihm, durch die kleinen Charakterschwächen, die es ihn zu zeigen veranlasst, und durch die Vertraulichkeit, wozu es führt, die seinen Verhältnissen nothwendige Achtung; 4. die eigne Theilnahme am Spiele setzt ihn ausser Stand, wirksame Vorstellungen gegen Spielsucht in öffentlichen Vorträgen oder besondern Gesprächen mitzutheilen; 5. der Prediger macht durch seine Theilnahme am Spiel u. an andern Ergötzlichkeiten, die mit Recht noch immer unter allen Strengerdenkenden Anstoss geben, die allgemein gewordene Freyheit des Denkens über Angelegenheiten der Religion verdächtig, indem das Publicum Freyheit und Leichtsinn im Handeln als eine natürliche Folge davon ansieht; 6. die Gründe, welche den

Prediger gewöhnlich zur Theilnahme am Spiele verführen (Unfähigkeit, sich mit andern gut zu unterhalten, die Sucht für einen Weltmann zu gelten, der Wunsch, von den Reichen öfters eingeladen zu werden, oder, sich für seine Kirche ein grösseres Publicum zu gewinnen, die Schwachheit, die Anträge zum Spielen nicht ausschlagen zu können u. s. f.) gereichen ihm nicht zur Ehre; 7. das Spielen des Predigers läuft obrigkeitlichen Verordnungen entgegen. „Uebrigens, setzt der Vf. hinzu, ist es eins der schlimmsten Zeichen der Zeit, wenn man selbst an den geistlichen Stand Erinnerungen und Verordnungen in Betreff seiner Sitten und seines Wandels nöthig hat. Wehe dem, dem hier eigne Vernunft nicht die höhere Behörde ist.“ Den Vortrag des Vfs. empfiehlt nicht nur Würde, sondern auch Anmuth u. Abwechselung.

RELIGION UND MORAL.

Stunden des einsamen Nachdenkens im Schoosse der schönen Natur. Vom Herausgeber des Elpizon. *Erster Theil.* Leipzig, b. Gerh. Fleischer, 1810. 354 S. in 8. (m. e. schönen Titelkupfer). (1 Thlr. 12 gr.)

Der religiös gebildeten Lesewelt macht Herr Consistorialrath Sintenis mit diesem neuen moralisch-religiösen Lesebuche ein erfreuliches Geschenk. In den drey ersten Stunden wird die Bestimmung der Menschheit, ihr bisheriges Loos und ihr Loos in der Zukunft betrachtet, und in der vierten Stunde das Resultat daraus gezogen: die erhabene Bestimmung, welche die Menschheit erreichen muss, ist von ihr noch nicht erreicht worden und wird auch von ihr auf der Erde nicht erreicht werden; es kann also auch mit ihrem gegenwärtigen Leben, mit ihrer ersten Existenz auf der Erde nicht abgethan seyn. Die fünfte und sechste Stunde machen den Uebergang von den Betrachtungen über Bestimmung und Loos der *Menschheit* zur Ansicht der Lage des *einzelnen* Menschen. Zum Paradiese bestimmt, sagt der ehrwürdige Verf., befindet sich der einzelne Mensch, wie sein Geschlecht, im Irrgarten (glaubt das bald zu werden, was er seyn soll), kann aber doch diesen Irrgarten sich zum Vorparadiese machen, durch Streben nach Wahrheit, nach Tugend, nach Schaffen, nach Wohlseyn. Worin aber das wahre Wohl- und Hochleben bestehe, lehrt die siebente Stunde. Diese Betrachtung führt in der achten Stunde auf den Enthusiasmus für Nützlichwerden und Segenstiften, einen oft verkannten und verleumdeteten Enthusiasmus, den der Verf. selbst mit inniger Wärme empfiehlt. Diess tiefe Gefühl erzeugt den Aufschwung zur Gottheit in der neunten Stunde. Etwas unerwarteter kommen die Todtenerscheinungen, oder vielmehr die Darstellung der einzig möglichen Todtenerscheinung, der idealischen, die Erinnerung an sie und ihre Thaten, in der zehnten Stunde. Die elfte St. stellt Betrachtungen über das plötzliche Hinscheiden an, und in der zwölften wird gelehrt, welche weise Vorkehr auf die Widerwärtigkeiten der Zukunft zu treffen sey. In der 13ten St. wird der Betrieb moralischer Selbstbildung und in der vierzehnten die Wachsamkeit empfohlen. Die funfzehnte und sechszehnte Stunde stellt eine Musterung der Beweise für die Wahrheit eines Religionssystems an. Sie ist wohl nicht für alle Leser und Leserinnen gleich unanstössig und gleich brauchbar, und setzt, um nicht gemissdeutet und gemissbraucht zu werden, da sie zumal kurz ist und nicht Alles berücksichtigt, einen gebildeten Verstand und manche Kenntnisse voraus, folgt übrigens den Ansichten des Verfs., die man aus andern Werken von ihm kennt. Die siebzehnte Stunde betrachtet die wahre bürgerliche Gleichheit, sowohl von der Seite des *Gebens* an den Staat, als des *Nehmens* von demselben. Die achtzehnte St. ist überschrieben: Im Namen der protestantischen Zeitgenossenschaft. Es wird die Frage aufgeworfen: Ob die Lauheit unter den Protestanten wirklich so gross sey, als man vorgibt? und verneint, vielmehr gebilligt, dass man das *heftige* Eifern eingestellt habe, stille Wärme und ruhiger Genuss des Guten empfohlen. (Wenn er nur nicht beunruhigt wird!) Die neunzehnte Stunde schildert den guten Fürst, die zwanzigste den guten Bürger, die ein und zwanzigste ein edelfreywilliges Märtyrerthum für Wahrheit, Recht und Humanität. Luthers Wahlspruch: durchaus keine menschliche Autorität in Glaubenssachen; wird in der zwey und zwanzigsten St. erläutert. Hoffnung und Furcht in ihren heilsamen und schädlichen Wirkungen stellt die drey und zwanzigste Stunde, den Kirchenstolz in seiner Blösse die vier u. zwanzigste, die Freundschaft in ihren höhern Segnungen die fünf und zwanzigste Stunde auf. Die sechs und zwanzigste empfiehlt die Zufriedenheit mit seiner Weltlage, die sieben und zwanzigste Einkehr bey sich selbst, die acht und zwanzigste den Sinn für das Heil der Nachwelt, die neun und zwanzigste Achtung für den gemeinen Mann, und die letzte (30ste) eine allgemeine Aufklärung, d. i. eine solche, welche für alle Menschen brauchbar und nothwendig ist.

Urania die jüngere; zu Befestigung des Glaubens an Gott und Unsterblichkeit, von zwey Freunden. *Carl Ferdinand Menken*, königl. sächs. Hof- und Justiz-Kanzley-Secretär, und *Christoph Christian Hohlfeldt*, königl. sächs. Rathsconsulenten. Dres-

den, 1810. in Commission der Waltherschen Hofbuchhandl. IV und 184 S. kl. 8.

Es bedarf gewiss keiner Entschuldigung (dergleichen die Vorrede und Nachrede enthält), sondern gereicht den Verfassern zur Ehre, dass sie ihre von Amtsgeschäften freyen Stunden solchen Arbeiten und Belehrungen widmen, wie diess Bändchen, in Prosa und in Versen, aufstellt. Ohne Anspruch auf tiefe Speculation zu machen, wollen sie, was der gebildete Verstand lehrt, dem schlichten Menschenverstande vortragen, und sie haben ihren Aufsätzen den ersten Titel gegeben, um sie von Tiedge's Urania zu unterscheiden. Die 1. Hälfte derselben rührt von dem zuerst auf dem Titel genannten Verfasser her. Der erste Aufsatz enthält drey Gespräche über die menschliche Seele und ihre Unsterblichkeit. Sie führen da zum *Glauben*, wo wir nichts wissen, nichts mit mathematischer Gewissheit darthun können, zu einem moralischen Glauben, zu welchem uns die Stimme Gottes selbst in uns einladet. Der zweyte: Der Wanderer, das Wäldchen und was folget, ist eine liebliche Dichtung gerichtet gegen die, welche die Religion der Schwachen zerstören. Mit ihr hängt der dritte, die Religion, zusammen. Der vierte verbreitet sich über den Stand der Gottesverehrung und deren gehoffte Veredlung, um unzeitige Einmischung jeder Art in das, was Jedem überlassen werden muss, zu entfernen. Dann folgen neun religiöse Gedichte, in denen Mannigfaltigkeit der dichterischen Darstellung wie des Metrums, durchaus aber Reinheit der Empfindungen und der Sprache herrscht. Der zweyte Theil, von dem zweyten Herausgeber, enthält nur Poesien, zuerst 22 Gesänge, worunter mehrere nach hebräischen Psalmen gedichtete Hymnen sind. Sie erheben sich nicht sehr, und lassen in Ansehung des Ausdrucks und der Versification manches zu wünschen übrig. Drey musikalische Poesien, christlich religiösen Inhalts, folgen. Die erste ist eine poetische Paraphrase des Gebets des Herrn, die zweyte, der Versöhner, ist ein Oratorium zu einer Weinlig'schen Musik, und die dritte eine Cantate zur Feyer des Auferstehungsfestes. Wenn man sich an einzelne Strophen oder Stellen hält, so wird man gewiss nicht unbefriedigt bleiben. Angehängt sind einige vermischte Stücke: Der erste Auftritt des fünften Acts aus Addisons Kato (metrisch) übersetzt von Hohlfeldt (mit untergesetztem Texte); Trost an eine kranke Freundin im Frühlinge, der Abend, und die Burgruinen im Mondenschimmer, drey Gedichte von Menke. Gebildeten Lesern und Leserinnen wird die ganze Sammlung manche nützliche Belehrung, manche Unterhaltung gewähren; edle, erhabene, religiöse Gefühle erwecken und nähren. Und diese Betrachtung kann eine strengere Kritik entwaffnen.

Kurze Anzeige.

Religionslehre. *Ansicht und Gefahr des Protestantismus.* Von *Lehmann*, Prof. Königsberg, gedr. bey Heinr. Degen, 1810. 61 S. 8. (8 gr.)

Die *Gefahr*, womit nach dem Urtheile des Hrn. Professors (welcher Wissenschaft oder Kunst, und auf welcher Schule oder Universität, wird nirgends angezeigt) der Protestantismus bedroht wird, besteht darin, dass er durch sein unaufhaltsames und uneingeschränktes Verständlichmachen der Religion sich endlich selbst um alle Religion bringen und hiermit alle Schmach und Trübsal, welche ein durch Zügellosigkeit bis zu jenem äussersten verdorbenes Geschlecht natürlich treffen müssen, sich von aussen her zuziehen werde, und in dieser Gefahr schwebt derselbe unvermeidlich, und sie wird vielleicht bald in ihrer ganzen Grösse und Verderblichkeit über ihn hereinbrechen, wenn es wahr ist, was Hrn. Prof. L's. *Ansicht* von ihm verkündigt, dass eben jener Grundfehler in der Behandlung religiöser Gegenstände sein Princip ausmache. Sachkundigen braucht nicht erst noch erwiesen zu werden, wie gar sehr einseitig und darum unrichtig diese Ansicht, und wie wenig daher auch jene schreckliche Gefahr so gewiss nahe sey, als sie unserm Verf. erschien. Da indess nicht zu leugnen ist, dass das wahre Princip des Protestantismus, in Religionssachen keine menschliche Auctorität, sondern nur die göttliche Stimme einer sattsam beglaubigten heiligen Schrift, ihrer vernünftigen Auslegung gemäss, entscheiden zu lassen, zur Ergreifung und Verfolgung der falschen Maxime, welche Herr Prof. L. sein Princip nennt, gemissbraucht nicht nur werden könne, sondern auch, leider! worden sey und noch werde; so mag das gegenwärtige Schriftchen *in sofern* nicht für ganz unnütz und zweckwidrig angesehen werden. Nur bürde man doch ja nicht dem Protestantismus selbst auf, was einzelne Bekenner desselben, sey es aus blossem Irrthum oder mit verwahrlosetem Herzen, gesündiget haben und noch sündigen. Die Schreibart dieser wenigen Bogen ist häufig gezwungen und unnatürlich; so auffallende Sprachfehler aber, wie: *ohne* mit dem Dativ S. 20. 57), *zu* mit dem Accusativ (S. 76) gesetzt, lassen, mit jenen Unbeholfenheiten des Ausdrucks zusammengenommen, in diesem Hrn. Prof. L. kaum den Deutschen, und eine Orthographie, wie: *kathegorisch* (S. 29) und *empyrisch*, kaum den Gelehrten erkennen.

NEUE

LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

95. Stück, den 8. August 1810.

PHYSIOLOGIE.

Die Physiologie bearbeitet von *Karl Friedrich Burdach*, Leipzig, bey Weidmann 1810. 8. XX und 867 S.

Die Zueignungsschrift an Hrn. Hofrath *Scherf* dient zugleich als Vorrede und bezeichnet mit wenig Worten den Zweck des Verfassers bey diesem Werke: die menschliche Natur in ihrer Gesammtheit aufzufassen; weder der Empirie noch der Speculation ausschliesslich zu folgen, sondern die Identität beyder zu ergreifen; weder psychische Momente im Materiellen des Organismus, noch materielle in der psychischen Sphäre zu übersehen; und so ein geordnetes planmässiges Ganzes darzustellen. Wie schwierig es, zumal bey dem jetzigen Stande der Wissenschaft sey, diese Aufgabe, die sich der Hr. Verfasser gesetzt hat, zu lösen, ist in die Augen leuchtend, und er gesteht selbst mit Bescheidenheit, dass er sich begnüge, das Streben darnach gezeigt und wenigstens einen Theil von dem geleistet zu haben, was er leisten wollte. Der Verfasser ist durch mehrere Schriften schon so rühmlich als ruhiger und echt philosophischer Beobachter anerkannt, dass er unserer Lobsprüche nicht bedarf und wir seine und unserer Leser Billigung erwarten dürfen, wenn wir uns bemühen, bey dieser Anzeige das Charakteristische der vorliegenden Schrift mit einigen Zügen zu zeichnen, ohne uns dabey ganz bis auf das Einzelne auszudehnen. Dadurch werden wir auch die beste Gelegenheit erhalten, zu beweisen, dass es dem Verfasser gelungen sey, wenigstens gezeigt zu haben, wie die Physiologie unter den jetzigen Umständen behandelt werden könne und müsse.

Der Verfasser macht in der Einleitung den Anfang mit der Bestimmung der Naturlehre einzelner Wesen und ihrer beyden Zweige, der Naturkunde und Naturwissenschaft. Die Physiologie ist die Naturlehre des menschlichen Organismus, oder da das organische Ineinandergreifen der ursprünglichen Erscheinungen eines Dinges in demselben das Leben constituirt: die Lehre von dem Leben des Menschen. Indem aber die Physiologie das Leben in seiner Gesammtheit auffasst, nach seinem ursprünglichen und wesentlichen Charakter erläutert, so hat sie zunächst den Normalzustand oder die Gesundheit, als das freye, ungestörte Leben, vor Augen und in diesem Bezuge nannte man sie auch die Lehre von dem natürlichen Zustande. Die mit der Physiologie in Beziehung stehenden Disciplinen werden in regulative, materielle, integrirende und praktische eingetheilt. Die *regulativen Disciplinen* sind *legislativ*, wie die allgemeine Naturlehre, oder *comparativ*, wie die specielle Naturlehre, die Oryktologie, Phytologie, Zoologie. Der wissenschaftliche Theil der Phytologie und Zoologie constituirt die Lehre von den organischen Dingen (Organologie), von dem organischen Leben (Biologie, Bionomie) und von dem thierischen Leben (Zoonomie). *Materielle* oder Stoff darbietende Disciplinen sind: Anatomie, richtiger Morphologie, welche das räumliche Verhältniss des Organismus, das Verhältniss seiner Theile, wie sie ausser und neben einander existiren, ihre Form und Lage betrachtet; Anthropochemie; die Physiologie im ältern Sinne, oder die Lehre vom Nutzen der Theile, welche die Thätigkeiten des Organismus (die Functionen) angibt, und die organischen Theile bezeichnet, durch welche sie vollzogen werden; und die Psychologie. Zu diesen Disciplinen, deren jede die menschliche Natur von einer Seite betrachtete, verhält sich die Physiologie, wie die Einheit zu den Momenten, aus deren innerstem Vereine die Einheit hervorgegangen ist; sie sieht Form und Mischung, körperliche und geistige Verrichtungen in ihrer gegenseitigen Durchdringung. Wenn jene Disciplinen den Organismus in seine Bestandtheile zerlegen, so construirt sie ihn wieder; wenn jene

einseitig analysiren, so schaut sie das Leben in seiner Fülle und ungetrübten Regsamkeit an. — Die *integrirenden* Disciplinen betrachten den menschlichen Organismus auch als ungetheiltes Ganzes, fassen jedoch blos einzelne Momente seines gesammten Charakters auf. Hierher gehört die Naturgeschichte des Menschen und die sogenannte Anthropologie, inwiefern sie den Charakter der Menschheit, das Band zwischen Geist und Körper und ihr gegenseitiges Verhältniss zum Gegenstande hat. Die vierte Reihe von Disciplinen enthält endlich die *praktischen*. Die Physiologie dient nämlich als Grundlage für die Hygiastik, oder die Kunst, den bestehenden Normalzustand in seiner Integrität zu erhalten und seinem Ideale näher zu bringen; und für die Therapeutik, oder die Kunst, den abnormen Lebenszustand zur Normalität zurück zu führen.

Weiter werden nun die Quellen der Physiologie angegeben und die Methode ihrer Benutzung aus einander gesetzt. — Die Naturlehre überhaupt und somit auch die Physiologie ist theils empirisch, theils rational. In ihrem *empirischen* Theile schildert die Physiologie die Thätigkeiten, welche der menschliche Organismus überhaupt und jeder einzelne Theil desselben insbesondere hervorbringt; sie ist also hier die Lehre von den Functionen, welche vormals die Physiologie fast ausschliesslich constituirte. Diese Lehre ist 1) das Product unmittelbarer Wahrnehmung und Beobachtung, theils werden, 2) wo diese Wege der Erkenntniss unzulänglich sind, Versuche angewendet, d. h. wir verändern vorsätzlich den Zustand eines Theiles und beobachten die darauf folgende Veränderung der Erscheinungen, um über den Zusammenhang zwischen jenen Theilen und dessen Erscheinungen urtheilen zu können; 3) nehmen wir zu Hülfe die Vergleichung des krankhaften Zustandes; 4) kommen wir auf diesen Wegen nicht zum Ziele, so nehmen wir nach Gründen der Wahrscheinlichkeit zu bekannten Ursachen eine unerweisliche Wirkung, oder zu bekannten Wirkungen eine unerweisliche Ursache an, oder wir schaffen eine Hypothese.

Die Naturlehre nimmt einen rationalen oder wissenschaftlichen Charakter an, indem sie darauf ausgeht, die Erscheinungen zu erklären, oder den innern Zusammenhang derselben, ihren Grund und ihren Zweck zu erkennen. Wenn es nun darauf ankommt, eine Classe von Erscheinungen, welche einen Theil der Natur ausmachen, zu erklären, so sind hier drey Erklärungsarten möglich: entweder wir fassen diesen Theil nach seiner Eigenthümlichkeit auf, und erklären ihn aus sich selbst; oder wir suchen die Uebereinstimmung desselben mit andern Theilen der Natur auf, und erklären ihn aus diesen; oder endlich, wir fassen die Natur als ein Ganzes zusammen, und erklären ihn aus der Totalität der Natur. Unter diese drey Classen lassen sich auch alle die bisherigen Bestrebungen der Physiologen bringen, welche der Verf. in einer gedrängten, aber richtigen und vollständigen, Uebersicht darstellt, indem er zugleich ihren Werth oder Unwerth aus einander setzt. Da nun keine dieser Erklärungsarten zum Ziele führt und zwar jede derselben etwas Wahres enthält, für sich allein aber einseitig ist, auch ausser diesen drey Erklärungsarten sich keine vierte denken lässt, so kann die Naturwissenschaft blos aus der innigen Verschmelzung aller hervorgehen. Wenn gleich jede Classe von Wesen ihre eigenthümlichen Gesetze und Erscheinungen hat, so stehen sie doch mit andern in steter Beziehung und tragen dabey den Charakter des Ganzen der Natur in sich. Die Physiologie muss demnach nicht nur die eigenthümlichen Gesetze und Erscheinungen des menschlichen Organismus aufstellen, sondern auch darthun, auf welche Weise die übrigen Kräfte der Natur in demselben wirksam sind; ihn mit den übrigen Naturwesen vergleichen und endlich die höchsten Gesetze des Seyns und Wirkens, deren wir uns in der Vernunft bewusst werden, mit den allgemeinsten Erfahrungen über das organische Seyn und Wirken vergleichen, und letztere dadurch leiten, bestimmen und ordnen.

Die Geschichte und Literatur der Physiologie ist auf 9 Seiten zusammengedrängt. Der Plan des Vortrages macht den Schluss der Einleitung aus. Nach demselben zerfällt die Physiologie in drey Theile: der erste oder der fundamentale entwickelt die obersten Sätze der gesammten Naturlehre zu Begründung der Naturlehre des menschlichen Organismus; der zweyte oder allgemeine betrachtet den menschlichen Organismus nach seinen allgemeinsten Charakteren und Beziehungen; und der dritte oder specielle Theil untersucht die einzelnen Erscheinungen desselben. Die allgemeine Naturlehre hat aber drey Gegenstände: nämlich die Natur überhaupt nach ihrem höchsten und allgemeinsten Charakter, nach den obersten Gesetzen alles Seyns und Wirkens; sodann die Materie oder die Körperwelt; und drittens die organische Natur, das Reich der organischen Dinge.

Der erste Abschnitt der fundamentalen Physiologie handelt von der Natur überhaupt. Der Mensch kann die Natur aus drey verschiedenen Gesichtspunkten betrachten, einmal als den Inbegriff aller den Sinnen sich darbietenden Erscheinungen. Diese Ansicht ist also das Produkt unseres Sinnes, welcher die Dinge auffasst, wie sie ihm erscheinen, und die Natur erscheint uns hier als Vielheit oder als Mannichfaltiges. Der zweyte Gesichtspunkt ist das Werk des Verstandes, welcher die Erscheinungen ordnet, classificirt und das Gesetz derselben erforscht; wo wir also die Natur als Ein-

heit erkennen. Nach dem dritten Gesichtspunkt betrachten wir die Natur als die erste Grundursache aller Erscheinungen in der Welt, aus welcher alles hervorgeht, und durch welche Alles ist. Diese Ansicht geht aus der Thätigkeit der Vernunft hervor, welche die höchste und letzte Ursache der Erscheinungen auffasst: hier erblicken wir also die Natur als Allheit, als Absolutes, welches den vollständigen Grund seines Seyns und Lebens in sich selbst enthält. Aus dem Bewusstseyn unsres eigenen Wesens, welches das höchste Princip alles Wissens in sich schliesst, geht hervor, dass wir die Natur aus allen drey Gesichtspunkten betrachten müssen und dass die Naturlehre das gemeinsame Produkt aller drey Erkenntnissquellen des Sinnes, des Verstandes und der Vernunft seyn muss. Wie folglich unser Erkenntnissvermögen in der Trias von Sinn, Verstand und Vernunft besteht, so ist das Wesen der Natur in der Trias von Vielheit, Einheit und Allheit enthalten, welche drey sich gegenseitig durchdringen und in und mit einander bestehen. Aus der Idee der Vielheit in der Natur werden nun die Begriffe der Duplicität, der Mannichfaltigkeit, der Materie, der Reizung, des Reizes, der Reizbarkeit, der Berührbarkeit, des Umfanges der Berührbarkeit und der steten Neuheit in der Natur entwickelt. Aus der Idee der Einheit in der Natur werden gefolgert: die stete Aehnlichkeit in der Natur, die Collision der Thätigkeiten, das Wirkungsvermögen, der Egoismus, die Thätigkeit, der Wirkungskreis, die Einheit der Sphären, die Stärke der Kräfte, der Uebergang der Thätigkeit in Ruhe, der Wechsel von Thätigkeit und Ruhe, die Feindschaft des Gleichartigen, die mitgetheilte Thätigkeit, die Cessation mitgetheilter Thätigkeit, die Sympathie, die specifische Reizbarkeit und der Antagonismus. Aus der Idee der Allheit wird gefolgert: das Absolute, die Allheit der Mannichfaltigkeit, die Freyheit, die Ewigkeit, das Wechselverhältniss der Theile, das Verhältniss der Theile zum Ganzen, die Vollkommenheit der Theile, die Stufenfolge, die Mannichfaltigkeit in der Stufenfolge, die Freundschaft heterogener Kräfte und die Indifferenz. — Die Natur an sich begreift Materie und Kraft, Seyn und Thätigkeit in sich. Sie erscheint aber entweder als Materie oder Kraft, denn wiewohl keines ohne das Andere existirt, so waltet jedoch immer Eines vor und wir schauen in Materie und Kraft immer nur die eine sich selbst gleiche Natur an, nur von verschiedenen Seiten und aus anderen Gesichtspunkten. — Die zweyte Abtheilung beschäftiget sich nun mit der Materie insbesondere. Die Undurchdringlichkeit der Materie beruht auf einer von innen nach aussen wirkenden, expandirenden, evolvirenden, repulsiven Kraft. Ihr ist als Beschränkendes entgegengesetzt, eine von aussen nach innen wirkende contrahirende, involvirende, attractive Kraft. Diese Kräfte bestehen aber nicht isolirt, sondern beyden kommt ein Streben zu, sich mit einander zu vereinigen, und ohne dass sie sich vernichten, vielmehr in und durch einander zu bestehen, welches in einer höheren, bindenden, vereinenden, synthetischen Kraft gegründet seyn muss. Die drey Kräfte, welche den Grund des Daseyns der Materie in sich halten, entsprechen den drey Principien der Natur überhaupt: die expandirende der Vielheit, die contrahirende der Einheit, die synthetische der Allheit. — Die Kraft macht den Gegenstand der dritten Abtheilung aus, und leitet 1) auf die Untersuchung der dynamischen Thätigkeit, des Magnetismus, der Elektricität und der Temperatur, Hellung; 2) der mechanischen Thätigkeit, bey welcher die geradlinige, krummlinige und kreislinige Bewegung in Betracht kommt; 3) der chemischen Thätigkeit, wo vom Sauerstoff, Brennstoff und der Verwandtschaft die Rede ist.

Die Natur insbesondere wird im zweyten Abschnitte abgehandelt, dessen erste Abtheilung der unorganischen Natur gewidmet ist. Hier geht der Verf. von dem Weltsystem aus, und dann auf irdische Körper und Erde über. Die zweyte Abtheilung beschäftiget sich mit der organischen Natur. Sie wird in drey Beziehungen betrachtet: zuerst an und für sich, sodann in Beziehung auf die Theile, welche sie constituiren; und endlich das Verhältniss derselben zur Gesammtheit der Natur. Das Wesen des Organismus, das nach der ersten Beziehung erforscht werden muss, besteht in Vielheit, Einheit und Allheit, hier wird also die organische Mannigfaltigkeit, die organische Einheit und die organische Totalität erklärt. Organisation ist Organismus als ein Verharrendes, oder blos als Existenz gedacht, sie ist also nur eine Seite des Organismus. Bey der Organisation ist zu berücksichtigen die organische Mischung, die organische Form, die organische Kraft. Organisation bezeichnet nur das Subject, Leben das Prädicat, Organismus die Verbindung von Subject und Object. Das Leben ist eine ununterbrochene Reihe von Wechselthätigkeiten, jede dieser Thätigkeiten ist aus mehreren Actionen zusammengesetzt; jede Thätigkeit ist zuvörderst mechanisch, chemisch und dynamisch zugleich, aber so, dass der eine oder andere Charakter in jeder mehr vorwaltet; in jedem solchen Charakter ist der Gegensatz, welchen er in sich schliesst, entwickelt, (z. B. Oxydation und Desoxydation); und jeder Factor eines solchen Gegensatzes bildet wieder in sich einen Gegensatz (z. B. Azotisation, Carbonisation, Hydrogenisation), und so dauern diese Thätigkeiten vom ersten Augenblicke der Entstehung eines organischen Individuums in einer ununterbrochenen Reihe fort. Nun führt der Verf. mehrere unzureichende Erklärungen des Lebens von *Schmidt*, *Schelver*, *Kant*, *Erhard*,

Jakob, Treviranus, Stahl, Humbold, Dömling an. — Die Irritabilität, als das Product expandirender Thätigkeit (welche in den vollkommneren Organismen die Muskelthätigkeit abgibt), stellt das Princip der Vielheit im Leben dar. Die Sensibilität entspricht dem Principe der Einheit, und gibt in den vollkommnern Organismen die Nerventhätigkeit ab. Die Reproduction ist eine Indifferenz jener beyden Thätigkeiten, und stellt das Princip der Allheit im Leben dar. — Weiter werden nun die Beziehung des Organismus auf das Universum und die Beziehung des Organismus zu seinen einzelnen Theilen erklärt. Der Streit über die Vitalität der Säfte wurde deshalb nicht entschieden, weil man mit dem Leben nicht den Begriff der Totalität verband. Die dritte Abtheilung handelt von organischen Wesen, und nach einer allgemeinen Uebersicht zunächst von den Kryptorganismen, welche in zwey Reihen zerfallen, von denen die eine an die animalische, die andere an die vegetabilische Natur sich anschliesst. — Die Phanerorganismen sind verschieden, je nachdem die drey Grundformen des Lebens in ihnen vorwaltend sind, wie die Reproduction als Ausdruck der Totalität bey den Pflanzen; die Irritabilität als Ausdruck der Vielheit bey den Thieren; die Sensibilität als Ausdruck der Einheit bey dem Menschen.

Nach diesen Voraussetzungen folgt nun im zweyten Theile die allgemeine Physiologie, und im ersten Abschnitt: der menschliche Organismus als Ganzes. Hier macht den Anfang die Betrachtung der mechanischen Natur des menschlichen Organismus, und also der Schwere; der Cohäsion mit ihren verschiedenen Graden und der Gestaltung nach der Textur, Structur und Architectur. Im zweyten Hauptstück wird die chemische Natur des menschlichen Organismus aus einander gesetzt, indem zuerst die entfernten Bestandtheile oder die einfachen Stoffe und dann die nächsten Bestandtheile, die erst durch organische Wirksamkeit gebildet sind, als: Gallert, Eyweisstoff und Faserstoff, angegeben, und dann die chemischen Processe beschrieben werden. Die dynamische Natur des Menschen ist der Gegenstand des dritten Hauptstückes, wo also die Rede von der Lebensthätigkeit, der Erregung, der Erregbarkeit und den Reizen ist. — Die allgemeinen Systeme und Thätigkeiten des menschlichen Organismus werden im zweyten Abschnitt geschildert, also das Zellgewebsystem, das Muskelsystem, das Nervensystem. Jedes dieser Systeme wird nach seinen mechanischen, chemischen und dynamischen Verhältnissen betrachtet. Zuletzt folgt noch ein Abschnitt über das Verhältniss des Menschen zur Natur. Nachdem dieses Verhältniss im Allgemeinen betrachtet worden ist, wird die Wirkungssphäre des menschlichen Organismus bestimmt, dann werden die Grenzorgane angezeigt; die kosmischen Potenzen, die irdischen Thätigkeiten, die unorganischen Körper und die Organismen. Zuletzt wird die Veränderung des Menschen durch die äussere Natur und die Veränderung der Natur durch den Menschen in das Licht gestellt.

Der dritte Theil, die specielle Naturlehre des menschlichen Organismus, zerfällt in zwey Sectionen. Die erste beschäftiget sich mit dem menschlichen Organismus in seinem ausgebildeten Zustande, und zwar mit der Reproduction, Irritabilität und Sensibilität. Nach der Untersuchung des Wesens der Reproduction werden die elementarischen Theile dieses Systemes einzeln beleuchtet, nämlich das Muskelsystem und das Nervensystem der Reproduction. — Die indifferenzirenden Reproductionsprocesse gehen darauf aus, rothes Blut zu bereiten; dieses geschieht in drey Momenten. Erstlich werden Chylus und Lymphe gebildet; hierauf wird aus diesen beyden eine gemeinschaftliche Flüssigkeit, das weisse Blut geschaffen; und endlich wird letzteres in rothes Blut verwandelt. — Die differenzirende Bildung ist ein individualisirender Process, wodurch die Allgemeinheit des Blutes vermittelst wirklicher Umwandlung der homogenen Blutmasse in bestimmte individuelle Bildungen gebracht wird. Hier wird also die Ernährung, die Absonderung und organische Wärme erklärt. — Bey der Irritabilität wird wieder zuerst das Wesen derselben untersucht, und dann folgen die elementarischen Theile des irritabeln Systemes, nämlich die willkührlichen Muskeln, die Sensibilität und das Zellgewebe; nun wird die Muskelthätigkeit aus einander gesetzt, und dann die Bewegung der äusseren Organe und die Stimme. — Die höchste Potenz der Sensibilität war in dem Gangliensysteme blos vorgebildet, begann in dem Rückenmarksysteme sich zu entfalten, und stellt sich in dem Hirnsysteme vollendet dar. Das Cerebralsystem zerfällt aber in zwey Parthien, nämlich die Hirnnerven und das Hirn selbst. Zuerst wird der Verlauf der Bewegungsnerven des Hirns beschrieben, die sich von den Sinnesnerven dadurch auszeichnen, dass sie eine grössere Festigkeit, aber eine geringere Adhäsion am Gehirne haben. Dann werden die Cerebralsinne beschrieben. Das Gehirn wird nach seinen materiellen Verhältnissen und nach der psychischen Thätigkeit, nach der Wirkung der psychischen Thätigkeit auf die Bildung des Kopfes und nach dem Verhältnisse des Gehirns zum Organismus betrachtet.

Den Schluss des ganzen Werkes macht die zweyte Section, die Naturlehre des menschlichen Organismus, als eines fortschreitenden, oder in den verschiedenen Perioden seines Lebens, wo nach den allgemeinen Erörterungen über die Zeugung, die Geschlechter mit ihren Verrichtungen besonders

untersucht, und dann der Embryo, die Schwangerschaft, die Geburt, die Kindheit, das Knabenalter, die Pubertät, das Mittelalter, das Alter und der Tod abgehandelt werden.

HANDLUNGSWISSENSCHAFT.

Der Kaufmann in allen seinen Beziehungen. Mit Rücksicht auf *die neuern politischen Ansichten*, auf *Fichte's geschlossenen Handlungsstaat*, und *Reimarus* Schrift: *Der Kaufmann.* Von (Vom) *Dr. Louis.* Hamburg, bey G. Vollmer, 1808. 48 S. 8.

Das Bild, welches Fichte in seinem bekannten Werke von einem geschlossenen Handlungsstaat entwarf, schien sich durch die bis jetzt unerhörte Beschränkung alles Seehandels, verwirklichen zu wollen. Dieser gewaltsame Zustand der Dinge fand einige Lobredner, die, gestützt auf Fichte's Autorität, dem freyen Handelsverkehr, so wie dem Kaufmannsstande überhaupt, mancherley Unheil für das Ganze aufbürden wollten. Gegen diese Stimmen trat der würdige Reimarus in Hamburg mit einer kleinen gehaltvollen Schrift auf, zu der die vorliegende des Hrn. Dr. Louis ein Nachtrag ist. Der Verf. trägt seine Reflexionen deutlich und ordnungsvoll vor, ohne jedoch neue Ansichten zu geben. Da dieses Thema bereits von den grössten philosophischen Köpfen erörtert, besonders aber durch die Erfahrung von Jahrtausenden aufgehellt worden, so lässt sich auch nicht füglich etwas Neues in dergleichen kleinen Piecen erwarten. Der S. 1. befindliche grobe Druckfehler Handlungsfall st. Handlungsstaat, hätte wohl leicht vermieden werden können.

Tabellen zum Gebrauch für Kaufleute und Rechnungsführer (,) bey Berechnung des Conventions-Geldes nach Franken und Centimen (,) in welchen ohne Addiren der Werth von 1 Pf. bis zu 4 Thlr. 23 Gr. 11 Pf. (,) und von 5 Thlr. bis zu 8500 Thlr. gleich zu finden ist. Helmstädt, bey Fleckeisen, 1808. queer 8. 1½ Bogen.

Wer sich in der Nothwendigkeit befindet, das Conventions-Geld öfters in Franken und Centimen reduciren zu müssen, wird an diesen Blättern einen bequemen und zuverlässigen Rechenknecht finden.

Der Kaufmann in seinem Wirkungskreise. Ein Handbuch für Herren, Diener und Lehrlinge, die ihre Kenntnisse erweitern, sich etabliren und ihre Handlungen verbessern wollen; systematisch abgehandelt und herausgegeben von *C. Chr. Illing*, Lehrer der Arithmetik und Handlungswissenschaften. Fünfter Theil: *Der Materialist.* Pirna, bey Friese, 1809. 8. 15 Bogen.

Auch unter dem Titel:

Der Materialist, enthält: Was bey einem Etablissement zu beobachten ist; woher die Waaren, nach der Lage des Orts, am vortheilhaftesten zu ziehen; wie dieselben zu conserviren und zu calculiren sind; wie und wenn Speculationen anzustellen sind, nebst der Waarenkunde, von u. s. w.

Ein buntes Gemisch von Gutem und Schlechtem, von Wahrem und Falschem, von Kürze und Weitschweifigkeit, von Ernst und Lächerlichkeit. Unter Materialist scheint der Verf. den en-detail handelnden Kaufmann überhaupt zu verstehen, denn zu Materialwaaren rechnet derselbe nach S. 9. auch Zucker, Kaffee, Gewürze, Oel, Spezereywaaren, Farbenwaaren u. s. w. Ueber den Anfang eines Etablissements wird S. 17. u. 18. manches Gute gesagt. S. 21. heisst es: „Orangefrüchte werden aus Portugall und Tyrol bezogen. Farbewaaren liefert Ungarn, Schlesien, Nürnberg u. s. w.“ S. 24. wird das Kaffeebrennen ausführlich beschrieben. Ueber das Calculiren der Waaren wird S. 27. manches Brauchbare gesagt. S. 43. heisst es: „Alaun wird für eine Bitterkeit der Erde gehalten, und ist ein mineralisches Salz, welches, wenn es erhärtet, fast einem Krystalle gleichet. Von Alaun sind eigentlich fünferley Arten, als: 1) Alumen rupeum, dieser wird an den Felsen gebrochen; 2) Alumen plumosum oder plumeum, Federweis oder Erdflachs genannt, wird in Bergwerken gebrochen. 3) Alumen scissile, ist etwas schollicht. 4) Sacharinum oder Zuccarinum, Zuckeralaun, wird aus Alaun, Eyweis und Zuckerwasser bereitet, und in kleine Zuckerformen gegossen. 5) Alumen Fecum, Truscheeasche, wird aus Weinhefen gebrannt, und zu einem scharfen Salz calculirt.“ Wer sollte, wenn auch das letztere Wort ein Druckfehler wäre, nicht über diese Erklärung lächeln. Der Benzoe-Gummi kommt nach S. 50. von der Indischen Insel Taprobana und aus Judäa. Von den Knoppern heisst es S. 106. bloss: „sie werden zum Färben gebraucht.“ Diese wenigen Stellen werden hinlänglich unser obiges Urtheil rechtfertigen. Möchten doch dergleichen Werke, da es an bessern gar nicht fehlt, ganz ungedruckt bleiben. Wenn ein Mann auch hinlängliche theoretische und praktische Kenntnisse des Handels, ja selbst einen guten mündlichen Lehrvortrag besitzt, so kann er demohnerachtet ein sehr schlechter kaufmännischer Schriftsteller seyn. Eine Wahrheit, die sich sowohl bey diesem, als auch

bey den Verf. mehrerer Handlungsschriften, vollkommen bestätigt.

M. *Andreas Wagner's*, Privatlehrers der Arithmetik, *Buchhalterey für das gemeine Leben.* Oder vollständige Anleitung, die Geschäfte einer grossen Oekonomie, verbunden mit allen kaufmännischen Vorfällen, dergestalt nach den Grundsätzen der doppelten Buchhaltung einzutragen, dass man zu jeder Zeit den wahren Stand seines Vermögens wissen kann. Leipzig, bey Joh. Friedr. Gleditsch, 1810. gr. 8. 17 Bogen. (1 Thlr. 12 Gr.)

Der Verf. gesteht in der Vorrede selbst, dass für den Kaufmann eine neue Anweisung zum Buchhalten überflüssig sey. „Allein bey näherer Betrachtung entdeckte ich doch, fährt er fort, dass es, ungeachtet der vielen Lehrbücher, dennoch ein Feld gibt, welches noch nicht sehr bearbeitet war, und noch Raum genug hat, mein Scherflein einzulegen. Nämlich diejenige Buchführung, die sich nicht bloss auf kaufmännische Geschäfte und wirkliche Handlungen, sondern auch auf das Privatleben und die Geschäfte eines Oekonomen, Rentenir's u. s. w. erstreckt." Allein eben dieses Feld, eben dieses Privatleben und die Geschäfte eines Oekonomen, Rentenir's u. s. w. hat der Verf. mit keiner Sylbe berührt. Alle hier aufgeführten Geschäfte sind nämlich durchaus nichts weiter, als gewöhnliche Handlungsgeschäfte, wie man sie in fast allen Anweisungen zum kaufmännischen Buchhalten; und selbst in des Verf. eigenem Lehrbuch des doppelten Buchhaltens, Magdeburg 1802. 4., ebenfalls findet. Jedem rechtlichen Menschen muss diess, dem Titel nach, unglaublich scheinen, und ist dennoch buchstäblich wahr. Der Vf. führt nämlich einen Mann auf, dessen Vermögen in baarem Gelde, in Mobilien, in Wechseln und Schuldscheinen, in einem Rittergut, in einem Wohnhause, in Stadt-Obligationen, in Steuerscheinen und in einem Vorrath von Getreide besteht. Diesen Mann lässt er nun drey Monat hindurch Kaffee, Zucker, Pfeffer, Baumwolle, Getreide, Bergwerkskuxe, Stadtobligationen, Steuerscheine, Indigo und Cochenille ein- und verkaufen, lässt ihn Gelder remittiren und trassiren, und lässt ihn alle diese Geschäfte in ein Memorial und in ein Cassabuch notiren, aus diesem in ein Journal und aus diesem wieder in ein Hauptbuch übertragen, und zwar nach der bekannten alten Verfahrungsart. Wie hierunter die Geschäfte eines Oekonomen oder Rentenir's begriffen seyn können, ist schwer zu enträthseln. Ein Rittergut ist zwar vorhanden; allein von dessen specieller Berechnung kommt nichts vor. Es wird bloss für Kaffee, Zucker und baares Geld, das die Einquartierung und Reparaturen gekostet, belastet, und für das, was der Verwalter abgeliefert, creditirt. Und diess soll nun heissen, die Geschäfte einer grossen Oekonomie berechnen. Wenn sich nun aber auch der Inhalt bloss für den Kaufmann eignet, so könnte er demohnerachtet seinen Werth haben. Diesen will Rec. in der Art nicht absprechen, dass er als Rechnungsübung, besonders als Calculation recht gut zu gebrauchen ist. Auch die theoretische Erläuterung ist nicht zu verwerfen. Allein die praktische Ausführung durch die Schema's ist bey den gemachten Fortschritten in diesem Fache um 30 Jahre zurück. So eifrig sich auch Hr. W. vor 9 bis 10 Jahren den Marktschreyern in Deutschland beygesellte, die durch eine neue Englische Buchhaltung das bisherige Rechnungssystem der Kaufleute durchaus reformiren wollten, so ein entschiedener Gegner ist er jetzt gegen jede Neuerung geworden, sie mag nun die Form oder den Geist der alten doppelten Methode betreffen. „Ich habe, sagt er in der Vorrede, die reine unveränderte Italienische doppelte Buchhaltung beybehalten, und bin durch lange Erfahrung überzeugt worden, dass solche die einzig wahre zweckmässige Methode ist, die sich durch Sicherheit und leichte Erlernung vor allen andern auszeichnet." Rec. will diesem Glaubensbekenntniss nicht widersprechen. Allein sehr bedauern muss er es, dass Hr. W. dasselbe nicht seiner Bearbeitung des Jones vorgesetzt hat. Das Wesentliche, oder der Geist der doppelten sogenannten italienischen Buchhaltung, ist trefflich und keiner Verbesserung fähig. Allein die alte steife italienische Form, das Kleid derselben, verdiente allerdings einen modischern Schnitt, eine bequemere Einrichtung. Diese bezweckte die neue deutsche Doppelbuchhaltung, und zwar mit gutem Erfolg. Die englische Buchhaltung wollte aber den Geist der doppelten Methode vernichten, und diess musste nothwendig, trotz der Wagner'schen Bearbeitung und Verbesserung, durchaus misslingen, wie es auch wirklich geschah. Rec. glaubt hierdurch hinlänglich bewiesen zu haben, dass 1) dieses Werk seinem Titel durchaus nicht entspricht, und dass es 2) durch seine veraltete steife italienische Form, auch nicht für Kaufleute als Anweisung zum Buchhalten brauchbar ist, indem wir weit bessere und gehaltvollere Werke über diesen Gegenstand besitzen. Die Stimme der Kritik kann sich nie laut genug gegen Werke erheben, die auf offenbare Täuschung des Publicums berechnet sind, und deren Verfasser sich schon mehrere dergleichen grobe Sünden haben zu Schulden kommen lassen.

MEDICIN.

Phi(y)siologie und Diätetik für Kinder, oder Abendunterhaltungen über die Gesundheitspflege und innere Einrichtung des menschlichen Körpers.

Von *J. E. Berls.* Erster Theil. Mit 11 Kupfern und Vignetten. Berlin, bey Dunker und Humblot, 1810. 8. XXXIV u. 460 S. (1 Thlr. 8 Gr.)

Der Verf. hat diese Gespräche eines Vaters mit seinen beyden Kindern nicht bloss für Lehrer, sondern auch zugleich als Lesebuch für Kinder bestimmt, und will den zweyten Theil, so wie eine Psychologie und überhaupt eine Anthropologie für Kinder mit einem Exempelbuche für Lehrer und Zöglinge folgen lassen, wenn seine Arbeit als nützlich anerkannt wird. Alle Vorwürfe und Einwendungen, welche man gegen die Arbeit machen könnte, macht sich der Verf. in der Vorrede selbst, und also auch den Vorwurf der Weitläuftigkeit, den wir für den vorzüglichsten halten. Um einen Beweis von der Bescheidenheit und Unparteylichkeit des Verfassers zu geben, wollen wir den Vorwurf, welchen er sich in dieser Hinsicht macht, mit seinen eigenen Worten anführen, wenn er sagt: „Damit aber diese Dialogen für den genannten Zweck besonders passend wären, liess ich oft die Rede des Einen von dem Andern — unartig genug — unterbrechen, und nicht selten den beyden Kindern ganz überflüssige und sehr entbehrliche Zwischenreden einschieben. Diese erweitern das Ganze ausserordentlich, und nehmen freylich vielen Raum weg, ohne dass sie doch zum Verdeutlichen etwas beytragen. Allein ich glaubte sie so häufig bringen zu müssen, um dem Vater keine zu langen Reden halten zu lassen. Kinder lesen Dialogen lieber, als Aufsätze in zusammenhängender und gebundener Rede; weil bey jenen nicht bloss ein verdeutlichenderer Styl und eine verständlichere Folge der Sätze Statt hat, sondern auch, weil es dort mehrere Ruhepuncte und Abschnitte giebt u. s. w." Wir sind hier mit dem Verf. völlig einverstanden, dass lange Perioden für Kinder nicht passend sind, allein deshalb wäre es immer noch nicht nöthig gewesen, so weit auszuholen, dass das Kind über den Weg das Ziel vergisst. Gleich am ersten Abend wird auf 14 Seiten über den Tod eines Kindes, den es sich durch Erkältung zugezogen hatte, gesprochen und davon der Anlass genommen, die Kinder darüber zu belehren, wie sie leben müssen, wenn sie nicht krank werden wollen. Dieses Thema hätte gewiss auf vier Seiten gründlich und eindringend genug behandelt werden können, aber der Verf. ist zu ängstlich; künstelt zu sehr und wird, wie es so oft zu gehen pflegt, durch das zu ängstliche Streben nach Deutlichkeit, undeutlich — wenn wir aber auch dem Verf. das Talent absprechen müssen, mit Wenigem viel zu sagen, so verkennen wir deshalb den Werth seiner Arbeit gewiss nicht. Vielleicht hat er bloss darin gefehlt, dass er sich seine Zöglinge noch zu jung, zu ungebildet dachte. Aber ganz kleine Kinder sind noch nicht zu dem Unterricht in der Anthropologie fähig, und verlieren zu früh wieder die Eindrücke und Belehrungen, welche sie darüber erhalten haben. Unserm Bedünken nach kann erst in der Lebensperiode, wo sich die Entwickelung des Geschlechtstriebes nähert, die Aufklärung über den Bau und die Verrichtung der Theile des Körpers und über die zweckmässigste Behandlung desselben zur Erhaltung und Befestigung der Gesundheit von wirklichem Nutzen seyn, und in dieser Periode können auch die nöthigen Aufklärungen mit weniger Umschweifen gegeben werden. Wenn wir nun dem Verf. unsere Bedenklichkeiten ganz aufrichtig eröffnet haben, so müssen wir doch auch, unserer Ueberzeugung gemäss, bekennen, dass es ihm gelungen sey, die Gegenstände der Anthropologie, welche er dargestellt hat, so deutlich und verständlich aus einander gesetzt zu haben, als es nur immer möglich war. Die beygefügten Abbildungen von *Ritter* gestochen, sind grösstentheils zweckmässig, und zeichnen sich auch dadurch aus, dass sie zum Theil neu sind. Nach der Einleitung redet der Verf. zuerst vom Speisen, vom Kauen, vom Speichel, von den Zähnen, vom Schlucken, der Speiseröhre oder dem Schlunde, und dann vom Magen und der wurmförmigen Bewegung und vom Verdauen; von den Gedärmen, von der Bauchspeicheldrüse, den Drüsen überhaupt und der Leber; von der Galle, Gallenblase und Milz, von den Saugeröhrchen, dem Darmsafte, dem Darmschleime, der Grimmdarmklappe, dem Netze, dem Gekröse, dem Bauchfelle, den Gekrösdrüsen, den Milchgefässen, den Lymphgefässen, dem Milchsaftsbehälter, dem Brustgange, dem Blute, dem Herzen, den Schlagadern, den Blutadern, dem Ernähren, der ähnlichung der Nahrungsmittel, von den Lungen, dem Zwerchfelle, der Luftröhre und der Luft; von dem, was die Luft verdirbt, von dem Brustgewölbe und von den Lungen. Diese Gegenstände sind in zwanzig Abtheilungen oder Abenden abgehandelt.

FESTPREDIGTEN.

Neuere Festpredigten zur Belehrung, Besserung und Beruhigung des Landvolkes. Von *Joh. Martin Gehring*, Capellan im Würzburgischen. Bamberg und Würzburg, bey A. Göbhardt, 1809. VIII und 382 S. 8.

Obschon Hr. G. in diesen Predigten nicht alle Forderungen der Kritik befriedigt hat, so liefert er doch einen dankenswerthen Beytrag zur Bereicherung der homiletischen Literatur seiner Kirche, und verräth sehr schätzbare Anlagen zur populären Kanzelberedsamkeit. Seine Hauptsätze sind durchgängig praktischen Inhalts, und werden auf eine gemeinfassliche Art, mit steter Rücksicht auf die Bedürfnisse des Volkes ausgeführt. Ueberall ist das

das Bestreben sichtbar, ins Individuelle einzugehen, Begriffe durch concrete Darstellungen, und Grundsätze durch Situationen des Lebens zu versinnlichen. Zum Beweise führt Rec. nur den S. 266. empfohlenen Grundsatz an: Thue das Deine.

Dagegen gehört es zu den Unvollkommenheiten dieser Predigten, dass darin nicht selten Versündigungen gegen die Logik vorkommen. Manche Theilungsglieder umfassen nicht das ganze Thema; andere dagegen mehr, als dieses Das Erstre ist der Fall S. 103, das Letztre S. 260. Hier und da wird wird auch in der Abhandlung der Gesichtspunct nicht beybehalten, auf welchen sich die Disposition gründet. Rec., beruft sich in dieser Hinsicht auf die am Dankfeste gehaltene Predigt. Ferner entsprechen die Exordia ihrer Hauptbestimmung: des Zuhörers Interesse und Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen, viel zu wenig. Sie bestehen gewöhnlich aus einer kurzen Erklärung des Textes, und dem nicht immer gehörig vorbereiteten Uebergang zum Hauptsatz. In der Ankündigung des Letztern pflegt sich der Verf. auf eine unangenehme, beynahe geschwätzige Art zu wiederholen. So heisst es, um gleich das erste beste Beyspiel anzuführen, S. 103.: „Nun wenn es nie auf den Ort ankommt, wo wir beten, worauf kommt es denn an, dass Gott unser Gebet gefalle? Oder wessen Gebet gefällt Gott? Ich will euch heute einmal zeigen: Wessen Gebet Gott wohlgefalle, Und da sage ich denn: Nur das Gebet dessen gefällt Gott wohl, der u. s. w." Jede Predigt endigt der Regel nach mit einer trockenen Wiederholung der Hauptgedanken. Dadurch, so wie durch den zu häufigen Gebrauch derselben Figuren, z. B. der Anapher, entsteht eine gewisse Monotonie, die im Lesen auffällt.

Katholische Fest- und Gelegenheits-Predigten. Verfasst u. herausgegeben von einem *würzburgischen Seelsorger.* Bamberg und Würzburg, bey J. A. Göbhardt, 1809. 8. 152 S.

Der ungenannte Verf. hat die Absicht, eine Moral für den Bürger in Predigten herauszugeben, und aus den gegenwärtigen soll das Publicum vorläufig ersehen, was es zu erwarten hat. Sie sind theils vor einem fürstl. Hofe, theils vor gebildeten Einwohnern einer Residenz gehalten, und vermuthlich mit Beyfall gehört worden. Sie gehören indessen nicht zu den vorzüglichsten Producten der Kanzelberedsamkeit. Zwar behandeln sie wichtige Wahrheiten mit vieler Wärme, und vertheidigen dieselben gegen die Vorurtheile besonders der höhern Stände. Allein der Verfasser hat sich zu sehr an französissche Muster gehalten; und wenn er dieses in der Vorrede auch nicht selbst gestanden hätte, das ganze Buch verräth es. Rec. hofft, dass bey der zu erwartenden Sammlung dieses der Fall nicht seyn, und dass er darin überhaupt einen etwas mehr herabgestimmten Ton, klärere Begriffe, einen lichtvollern Zusammenhang und populärere Beweise finden werde.

LEHR- UND ERBAUUNGSBUCH.

Des Hrn. Goffine Christkatholisches Unterrichts- und Erbauungsbuch für alle Sonn- und Feyertage des katholischen Kirchenjahres, ganz neu bearbeitet durch einen *katholischen Pfarrer* in Franken. Bamberg u. Würzburg, bey J. A. Göbhardt, 1809. 8. 656 S.

Die Umarbeitung dieses Unterrichts- und Erbauungsbuches ist, wie in der Vorrede bemerkt wird, unternommen worden, weil, seitdem es Hr. Goffine geschrieben hat, unsre Sprache, die Erklärung der heil. Schrift, die Grundsätze der christl. Sittenlehre u. s. w. in ihrer Vervollkommnung zu weit vorwärts geschritten sind, als dass das Werk in seinen abgetragenen Gewande, und mit seinen hin und wieder veralteten Ansichten und Erklärungen einem Christen, der nur auf einige Bildung Anspruch macht, mehr zusagen sollte. Rec. kennt dasselbe in seiner ursprünglichen Gestalt nicht. In der gegenwärtigen macht es den Leser mit den Absichten der Einsetzung der verschiedenen Feste, und, wenn diese den Heiligen gewidmet sind, auch mit der Lebensgeschichte der Letztern bekannt. Darauf liefert es den Introitus der Messe, das Kirchengebet, die Epistel und das Evangelium, wie das Missale diese für jeden Sonn- und Feyertag des kath. Kirchenjahres vorschreibt. Um das Verstehen der erwähnten biblischen Abschnitte zu erleichtern, sind kurze Erklärungen beygefügt, denen Nutzanwendungen folgen, die sich gemeiniglich mit einem Gebete endigen. Auch die Bedeutung sehr vieler, bey den öffentlichen Gottesverehrungen der Katholiken üblicher Cerimonien ist angegeben. Hätte es dem unbekannten Umarbeiter gefallen, die biblischen Abschnitte in einer bessern Uebersetzung zu liefern; die Nutzanwendungen über das Gemeine zu erheben; die Gebete, womit sie sich endigen, gänzlich umzuschmelzen, die verschiedenen kirchlichen Gebräuche sinnvoller zu deuten, und überhaupt auf den gegenwärtigen Standpunct der Exegese, Dogmatik und Moral mehr Rücksicht zu nehmen, als geschehen ist: so würde das Werk sehr gewonnen haben.

NEUE

LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

96. Stück, den 10. August 1810.

THEORETISCHE PHILOSOPHIE.

Die Verstandeslehre, von *G. M. Klein*, Professor zu Bamberg. Bamberg, bey Jos. Ant. Göbhardt, 1810. gr. 8. VI u. 170 S.

Diese Schrift verdient als ein Versuch, die Logik, welche man in neuern Zeiten immer unabhängiger von der Metaphysik zu machen suchte, von derselben wieder ganz und gar abhängig zu machen, und ihr insonderheit ein *naturphilosophisches Gepräge* aufzudrücken, eine ausführliche Anzeige, um zu bestimmen, ob dadurch die Wissenschaft an extensiver oder intensiver Vollkommenheit gewonnen habe. Der Vf. äussert nämlich in der Vorrede, dass er diese Schrift bloss darum dem Druck übergeben habe, weil er glaubte, Wahrheiten darin zur Sprache gebracht zu haben, die in unsern Zeiten nicht so allgemein verbreitet, oder von den Philosophen anerkannt seyen, dass daran zu erinnern überflüssig wäre. Das Verhältniss der Logik zu den übrigen Wissenschaften sey noch nicht so fest bestimmt, als es seyn müsse, wenn sie die ihr gebührende Stelle unter denselben mit Sicherheit behaupten solle; sie habe sich zwar immer einen hohen Rang beygelegt und eine selbstständige Wissenschaft genannt; allein *sie habe sich immer mehr von einer wahren Wissenschaft entfernt, je mehr sie sich bemühte, eine solche zu werden.* Wenn diese nicht nur paradoxe, sondern in der That übertriebne Behauptung — denn man müsste wahrlich an der *Vernunft* verzweifeln, wofern sie seit Plato und Aristoteles, folglich mehr als zwey Jahrtausende hindurch, auf dem Gebiete der *Logik* selbst einen beständigen Krebsgang gegangen wäre — wenn also diese Behauptung einen ungünstigen Eindruck auf Rec. machte, so erregte dagegen folgende Aeusserung in derselben Vorrede ein desto günstigeres Vorurtheil: „Man hat zu einer gewissen Zeit dem Verstande zu viel, zu einer andern zu wenig eingeräumt; jetzt scheint der letzte Fehler vorzuherrschen. Man glaubt, man müsse ihn recht beschneiden und herabsetzen, um desto mehr Raum für das Gebiet der Vernunft und des Glaubens zu gewinnen. Die sonst so hoch geachtete Verständigkeit, kraft welcher man Bestimmtheit, Ordnung und Zusammenhang in den Gedanken und Erkenntnissen forderte, ist fast ausser allen Credit gesetzt. Daher mag es zum Theil kommen, dass jetzt jeder seine Einfälle über die interessantesten Gegenstände der Wissenschaften in bunter Mannigfaltigkeit, ohne innere Verbindung und in schwankenden Ausdrücken zu Markte bringt, sich berufend auf sein von Vernunft, Ahnung und göttlicher Eingebung geschwängertes Gefühl, so dass die bizarresten Karikaturen auf dem philosophischen Gebiete zu erblicken sind." — Diese nüchterne, mit jener hyperbolischen Behauptung sonderbar contrastirende Aeusserung spannte die Erwartung des Rec. aufs Höchste. Da nun der Vf. noch überdiess versichert, dass alle seine Behauptungen aus reiner Wahrheitsliebe geflossen, und dass er *nichts sehnlicher wünsche, als dass recht Viele aus gleicher Liebe zur Wissenschaft seine Arbeit einer strengen Prüfung unterwerfen möchten:* so glaubt Rec., seine Pflicht gegen das Publicum mit seiner Achtung gegen den Verf. nicht besser vereinigen zu können, als durch gewissenhafte Erfüllung jenes Wunsches.

In der *Einleitung* stellt der Verf. seine Ansicht von der Verstandeslehre oder Logik überhaupt dar. Man erkläre sie mit Recht allgemein für die *Wissenschaft von den Gesetzen des Denkens.* Um aber diese Erklärung zu verstehen, müsse man erst die Fragen beantworten: „*Was ist das Denken an und für sich? Was ist der Verstand als immanenter Grund des Denkens? Wie verhalten sich die Gesetze des Denkens zu den Gesetzen des Seyns oder der Welt überhaupt.*" — Allein die beyden ersten Fragen übergeht hier der Verf., indem er sich sogleich zur dritten wendet und behauptet: „Die Gesetze des Denkens sind auch die des Seyns oder der Existenz aller Erscheinungen, demnach auch die Formen alles wahren Erkennens." — Diesen

Satz hält er für eine der ersten Wahrheiten der Philosophie, ohne die kein Wissen möglich seyn würde. Nun wiederholt er zwar denselben sehr oft in diesem Werke, aber nach einer Rechtfertigung desselben sieht man sich vergebens um. Wahrscheinlich hielt ihn also der Verf. für unmittelbar gewiss. Indess muss es doch jeden unbefangenen Leser befremden, dass der Verf. einen Satz, den bekanntlich andere und sehr berühmte Philosophen für den Grundirrthum aller dogmatischen Systeme erklärten und den wieder andere nicht minder berühmte Philosophen, die ihn für wahr hielten, mit vieler Mühe zu erweisen suchten, so schlechthin aufstellt, als wenn er sich von selbst verstände. Ein solches Verfahren ist durchaus unphilosophisch; denn so, wie der Verf. jenen Satz hinstellt, erscheint er als ein blosser Machtspruch. Wenigstens hätte der Verf. die beyden ersten Fragen vorher genau und sorgfältig erörtern müssen, ehe er die Beantwortung der dritten auch nur versuchen durfte. Aus dem Wesen des Denkens und des Verstandes hätte er zeigen müssen, dass die Gesetze des Denkens auch die Gesetze des Seyns und die Formen alles wahren Erkennens seyen. Aber diess zeigt er weder hier noch anderwärts in seiner Verstandeslehre, sondern setzt es nur immer voraus. Denn die Parallelen, die er hin und wieder zwischen den Denkgesetzen und den Naturgesetzen zieht, beweisen noch lange keine Identität beyder. Will der Verf. sich damit entschuldigen, dass er in der Vorrede diejenigen, welchen die hier gelieferte Auseinandersetzung nicht durch sich oder auf andere Weise einleuchten sollte, auf seinen früher herausgegebenen *Beytrag zum Studium der Philosophie als Wissenschaft des All* verwiesen habe, so können wir diese Entschuldigung nicht gelten lassen. Denn jede abgesonderte Darstellung einer Wissenschaft muss durch sich selbst verständlich seyn, und es kann am wenigsten bey den Haupt- oder Grundwahrheiten erlaubt seyn, auf andere Bücher zu verweisen, von denen es noch dazu zweifelhaft ist, ob sie der Leser gleich zur Hand habe oder sich mit Leichtigkeit verschaffen könne. — Was nun auf jenen Satz folgt, sind theils eben so unerwiesene, theils ganz falsche Behauptungen, z. B. dass die Gesetze des Denkens sich zu den Gesetzen des Erkennens wie *Bedingtes zur Bedingung*, wie *Abstractionen* von diesen, verhalten, und daher auch *von denselben nicht verschieden* seyen (S. 3). Wenn aber diess ihr Verhältniss ist, so sind sie ja eben verschieden. Und da das Abstrahiren *auch ein Denken* ist, so würde hieraus folgen, dass das Denken gar nicht ursprünglich an gewisse Gesetze gebunden sey, sondern sich seine Gesetze selbst mache, und dabey, eben wegen des Mangels ursprünglicher Gesetze, entweder nach blosser Willkühr oder nach zufälligen Anlässen verfahre. Ferner soll *man* seit Fichte *anerkannt* haben, dass die Logik durch die Metaphysik bedingt sey (Ebend.). Wer sind jene *Man*? Doch nicht alle Philosophen? Und hat nicht Fichte durch seine Wissenschaftslehre alle Logik u. Metaphysik im gewöhnlichen Sinne dieser Wörter gleichsam antiquiren wollen? Die Logik wenigstens hat er geradezu aus dem Gebiet der Philosophie verwiesen. Und was er von der Metaphysik halte, geht aus seinen anderweiten Behauptungen deutlich genug hervor. Weiter sagt der Verf., man solle sich in dem Wahne, dass die Logik unabhängig von der Metaphysik bestehen könne, nicht durch das Beyspiel der Mathematik bestärken lassen, welche auch unabhängig von der Philosophie (soll wohl heissen Metaphysik) ihren sichern Gang gehe; denn die Fortschritte, welche die Mathematik unabhängig von der Philosophie gemacht habe, seyen so beyfallswürdig nicht, als Viele glauben (Ebend.). Wir haben diese Aeusserung, oft noch härter ausgesprochen, schon von mehrern neuern Philosophen gehört; aber kein wirklicher Kenner der Mathematik wird ihr seinen Beyfall geben. Die Mathematik hat seit Jahrtausenden eben dadurch ihre Evidenz behauptet und sich immer mehr erweitert, dass sie sich nicht mit metaphysischen Speculationen über Raum, Zeit, Bewegung, Kraft u. s. w. bemengt hat. Darum herrscht auch auf ihrem Gebiete weit mehr als auf jedem andern jenes immer rege und doch friedliche Zusammenwirken der Individuen zur Vervollkommnung ihrer Wissenschaft, während es in der Physik, der Medicin, der Theologie und allen den Wissenschaften überhaupt, die metaphysischen Speculationen einen freyern Spielraum auf ihrem Gebiete verstatten, eben so stürmisch hergeht, als auf dem Gebiete der Philosophie selbst. Wir sind weit entfernt, diess etwa für ein Unglück zu halten oder der Philosophie daraus einen Vorwurf zu machen; vielmehr glauben wir, dass sie eben darum den Geist im höhern Grade cultivire, als die Mathematik, deren Mechanisnus dem Geiste zu wenig Freyheit gestattet. Aber das können wir, ohne den eigentlichen Charakter und Werth der Mathematik zu verkennen, nicht zugeben, dass sie, um mit Sicherheit innerhalb ihres Gebietes fortzuschreiten, zur Philosophie und insonderheit zur Metaphysik ihre Zuflucht zu nehmen habe. Wehe ihr, wenn sie einst diese zu ihrer Führerin wählen sollte! Eben so fest sind wir auch überzeugt, dass die Logik, wenn sie gleich als bloss formale Wissenschaft keine reale Bedeutung hat und überhaupt den Inhalt aller Erkenntniss nur so weit berücksichtigt, als es nöthig ist, um von den Regeln der Gestaltung der Erkenntnisse auch nur reden zu können, dennoch oder vielmehr eben darum eine selbstständige, von der Metaphysik unabhängige, obwohl mit ihr, wie jede andere philosophische Wissenschaft, durch ein gemeinschaftliches Band umschlungene Wissenschaft sey, und dass sie sich um die Frage, ob und wiefern den Gesetzen des Denkens auch die Gesetze des Seyns

und des darauf sich beziehenden Erkennens entsprechen, ganz und gar nicht zu bekümmern brauche.

Wir übergehen, was der Vf. weiterhin in dieser Einleitung über die Fehler in der bisherigen Bearbeitung der Logik sagt, weil diese Fehler zum Theil schon von Andern gerügt und berichtigt sind, obwohl der Vf. auch hier manches übertreibt, z. B. wenn er S. 7. sagt, dass die drey Principien, welche die Logiker an die Spitze ihrer Wissenschaft stellen, ohne realen Einfluss auf die übrigen Theile, dass sie wahrhafte *Titulargrundsätze* ohne Sitz und Stimme bey den einzelnen Verhandlungen seyen. Die ganze Syllogistik, zu welcher die Lehre von den Begriffen und Urtheilen gleichsam nur die Vorbereitung enthält, ruht auf jenen Principien. Ist nicht, um nur diess Eine anzuführen, das sogenannte *Dictum de omni et nullo* als Princip der kategorischen Schlussform eine Folgerung aus dem Satze der Einstimmung und des Widerspruchs? Und ist nicht alles Schliessen überhaupt ein Urtheilen nach dem Satze des Grundes, folglich auch die Darstellung der Regeln des Schliessens bedingt durch diesen Grundsatz? Auch sieht sich der Verf. selbst genöthigt, von jenen Principien in seiner Logik Gebrauch zu machen, um die Gültigkeit der syllogistichen Regeln darzuthun (z. B. S. 113. 118. und a. a. O.). Ja er schickt sie sogar in dieser Einleitung, wie andere Logiker im Anfange der Wissenschaft selbst, der ganzen Logik voraus, nur dass er sie nach seiner Weise behandelt, die wir aber nicht billigen können. Denn er unterscheidet weder das Princip der *absoluten* Identität von dem der *relativen*, noch das Princip des Grundes *überhaupt* von dem des *zureichenden* Grundes, noch das Princip der *logischen* Bestimmung von dem der *durchgängigen* Bestimmung, und zeigt eben dadurch, dass es ihm selbst an einer richtigen Erkenntniss dieser Principien fehle. Durch die von neuem wiederholte Behauptung aber, dass diese Principien der Form des Seyns und realen Erkennens aller Dinge ganz und gar entsprechen, und durch ihre Parallelisirung mit den metaphysischen Principien der Substanzialität, Causalität und Gemeinschaft wird für die Erkenntniss der logischen Regeln selbst durchaus nichts gewonnen. Wenigstens hat die Darstellung, die der Verf. von ihnen gibt, dadurch nichts gewonnen. Denn in der Hauptsache folgt er andern Logikern und mischt nur hin und wieder metaphysische Betrachtungen ein. — Von S. 10 an tritt nun der Verf. auch den beyden ersten obigen Fragen näher und sucht uns von der *Natur des Verstandes* und dem *Wesen des Denkens* zu belehren. Zuvörderst behauptet er, dass in unsrem Geiste vorzüglich *zwey Grundtriebe* herrschen, das *Streben nach Mannigfaltigkeit* und das *Streben nach Einheit* in der Mannigfaltigkeit der Erkenntnisse. Die Vielheit der Erkenntnisse gewähren *Sinnlichkeit* und *Vernunft*, die Einheit hingegen sey eine Frucht des *Verstandes*. Also strebt die *Vernunft*, diese höchste Instanz unsrer Thätigkeit, durch welche allein ein absolutes System von Erkenntnissen möglich ist, nach einer blossen *Vielheit von Erkenntnissen*, und muss erst warten, bis ihr der *Verstand* mit seiner *Einheit* zu Hülfe kommt? Doch der Verf. bleibt sich hierin nicht einmal treu. Gleich auf der folgenden Seite lässt er das Streben des Verstandes nach Einheit aus der *Vernunft* abstammen, und behauptet, dass Sinnlichkeit und Verstand eigentlich *Organe* (?) *der Vernunft* seyen; durch jene strebe sie nach Vielheit, durch diesen nach Einheit der Erkenntnisse. Diesen Widerspruch macht der Verf. in der Verstandeslehre selbst noch handgreiflicher. Denn nachdem er S. 60 gesagt hat, es sey eine *besondere Beschaffenheit des Verstandes*, nach der Erkenntniss des Allgemeinen zu streben, er sey *kraft seiner Natur gedrungen*, in der unendlichen Vielheit der Erscheinungen das mehrern Gemeinsame und Gleiche aufzusuchen und zu erkennen, sagt er S. 61: *die Vernunft treibe den Verstand an*, das Allgemeine oder die Einheit in der Mannigfaltigkeit aufzusuchen. Sollte man nicht glauben, der Verf. lasse die Gemüthsvermögen eben so neben einander seyn und auf einander wirken, als die Glieder unsers Körpers? Sind denn Sinnlichkeit, Verstand und Vernunft etwas anders, als drey durch blosse Abstraction und Reflexion unterschiedene *Potenzen eines und desselben Vermögens?* Und kommt nicht bey jeder erkennenden Geistesthätigkeit, sie werde der Sinnlichkeit oder dem Verstande oder der Vernunft zugeschrieben, sowohl Mannigfaltigkeit als Einheit vor? Der Verf. muss diess selbst in der 1. Anmerk. zu §. 60. eingestehen, wo er die *Einheit der Sinnlichkeit* von der *Einheit des Verstandes* unterscheidet, und so sich von neuem widerspricht. Wenn nun der Verf. fast am Ende seines Werkes (S. 158) sagt: „Auch die Widersprüche sind Irrthümer und beruhen auf einer Selbsttäuschung; denn sie können als solche gar nicht gedacht werden; und wessen Erkenntniss einen Widerspruch enthält, versteht sich selbst nicht; er hat sicher nur Worte mit einander verbunden, ohne ihren Sinn erkannt zu haben" — so wird man versucht zu glauben, der Verf. habe über sein eignes Werk den Stab gebrochen. Denn solcher Widersprüche kommen in demselben mehrere vor. Es lässt sich aber hieraus auch abnehmen, wie unbefriedigend des Verf. Erklärung vom Denken ausfallen musste, nachdem er sich auf eine so verworrene Art über den Verstand erklärt hatte. Er sagt nämlich S. 11: „Die Aeusserung des Verstandes, *die Einheit in dem Vielen zu erkennen*, nennt man Denken." Von welcher Einheit und Vielheit ist denn hier die Rede? Und gibt diese Erklärung wohl mehr Aufschluss über das Denken, als die Kantische — es sey ein Verbinden des Mannigfaltigen im Bewusstseyn zur objektiven Einheit eben dieses Bewusstseyns — auf welche Erklärung der

Verf. S. 2 so vornehm herabsahe? Die Verwirrung im Denken des Verf. über das Denken wird aber noch grösser, indem er die Begriffe, die er als Produkte des Verstandes betrachtet, S. 13 *Ausdrücke der Ideen* nennt, da doch die Ideen, als Produkte der Vernunft, schon die höchsten Einheiten in der Sphäre unsers Vorstellens und Erkennens sind, und als solche vom Verstande weder begriffen noch ausgedrückt werden können, besonders wenn dieser nach S. 153 weiter nichts ist, als ein der Vernunft beygegebenes Hülfsmittel zur Erkenntniss des *Einzelnen als solchen.* Nach S. 17 erkennt der Verstand selbst die Wahrheit nicht; denn er ist *keine Quelle des Wahren*, sondern dieses existirt ganz unabhängig von ihm und er organisirt nur die Erkenntnisse durch Trennen und Verbinden; nach S. 49 aber wird das Wesen der Dinge nicht durch den Sinn, sondern *durch Verstand und Vernunft* erkannt, und nach S. IV der Vorrede ist die *Vernunft* sogar *blind* ohne den *Verstand.* So würdigt der Verf. den Verstand bald herab, bald erhebt er ihn, und isolirt in seiner Speculation, was im menschlichen Geiste durchaus nicht getrennt ist. Sinn, Verstand und Vernunft haben alle *gemeinschaftlichen Antheil* an der Erkenntniss des Wahren, indem sie nur verschiedene Potenzen eines und desselben Erkenntnissvermögens sind, das sich vom *Empfinden und Anschauen* dessen, was ist, zum *Begreifen und Verstehen* und von diesem zum *vollendeten Vernehmen desselben in und durch Ideen* erhebt, so dass die Vernunft nicht ohne die Functionen des Verstandes und dieser nicht ohne die Functionen der Sinnlichkeit thätig seyn würde. Noch behauptet der Verf. in dieser Einleitung (S. 20) von der *Logik*, sie müsse wieder, wie bey den Eleatikern und bey Plato, *Dialektik* oder die Kunst, das Uebersinnliche von dem Sinnenscheine zu entkleiden und die Seele von dem Flusse der Erscheinungen ab auf das Ewige und Unveränderliche hinzulenken, werden, wenn sie ihre echte Bestimmung erfüllen solle. Wir wissen nicht, wie der Verf. zu diesem Begriffe von der Dialektik gekommen ist. Aus unzähligen Stellen der Alten erhellet, dass sie entweder Logik u. Dialektik gar nicht unterschieden, wie denn auch beyde Wörter von Einer Wurzel (λεγειν) abstammen, oder, wenn sie dieselben unterschieden, beym letzten Worte an einen leicht möglichen Missbrauch der logischen Kunst beym Unterreden und Disputiren (διαλεγεσθαι) dachten. Daher sagt auch Plato im Sophisten: *Αλλα μην το γε διαλεκτικον ουκ αλλῳ δωσεις, πλην τῳ καθαρως τι και δικαιως φιλοσοφουντι.* Wenn aber auch der Begriff des Vfs. von der Dialektik richtig wäre, so begreifen wir nicht, wie aus einer *Wissenschaft* (die noch überdiess, nach seinem eignen Geständniss, es mit blosen Denkformen zu thun hat) eine *Kunst* (und noch dazu von so erhabener Natur) werden solle.

Doch wir wenden uns von der Einleitung zur Verstandeslehre selbst. Diese besteht aus folgenden fünf Abtheilungen: I. *Begriff und Bedingungen der Verstandeserkenntniss.* II. *Allgemeine Formen der Erscheinungswelt.* III. *Von der sinnlichen Erkenntniss.* IV. *Verstandeslehre.* V. *Angewandte Verstandeslehre.* Von diesen Abtheilungen besteht Nr. IV. wieder aus einer *Einleitung*, aus *drey Abschnitten*, welche von *Begriffen*, *Urtheilen* und *Schlüssen* handeln, und aus *drey Anhängen* dazu, welche theils von denselben Gegenständen, theils von *Erklärungen*, *Eintheilungen* und *Beweisen* handeln. Das Fehlerhafte dieser Anordnung des Ganzen muss Jedem bey genauerer Betrachtung des Inhalts jener Theile einleuchten. Nr. I — III. enthalten nichts anders als eine *zweyte Einleitung* in die Verstandeslehre, worauf im Anfange von Nr. IV. noch eine *dritte* folgt. Diese drey Einleitungen nehmen 68 Seiten, also weit über ein Drittel vom Ganzen, ein, welches hauptsächlich daher kommt, dass der Verf. in der zweyten Einleitung theils vieles aus der ersten wiederholt, theils eine Menge von metaphysischen und anthropologischen Erörterungen unter die logischen Untersuchungen mischt. Dabey macht er noch ein *Hysteron-Proteron*, indem Nr. III. eigentlich den Anfang machen müsste, da die Verstandeserkenntniss nach des Verf. eigner Behauptung durch die sinnliche Erkenntniss bedingt ist. Dass Nr. V. unter Nr. IV. begriffen ist, leuchtet von selbst ein; indessen wollen wir dem Verf. diess nicht hoch anrechnen, da er vielleicht bey Nr. IV. die *reine* Verstandeslehre allein im Sinne hatte. Was aber eben diesen Hauptheil anlangt, so ist er durchaus fehlerhaft organisirt, indem der Verfasser in die Anhänge zu den drey Abschnitten desselben nicht nur sehr wichtige Lehren, welche in die Abschnitte selbst gehörten, sondern auch vieles, was entweder in die Methodenlehre oder in die angewandte Logik gehört, aufgenommen hat. So ist im Anhange zum 1. Absch. vom Verhältnisse der Begriffe in Ansehung ihres Umfangs und Inhalts die Rede, wovon eben da gehandelt werden musste, wo die Begriffe in Ansehung ihrer Quantität, Qualität und Relazion erwogen wurden. Im Anhange zum 2. Absch. wird von Erklärungen und Eintheilungen und im Anhange zum 3. Absch. von den Beweisen gehandelt; lauter Gegenstände, die zur Methodenlehre gehören. Der Verfasser will zwar nach S. 9. keine besondre Methodenlehre gelten lassen; wir werden aber gleich sehen, was daraus für anderweite Nachtheile entsprungen sind. Im Anhange zum 3. Absch. handelt der Verfasser auch noch von der Induction und Analogie, welche doch als lediglich empirische Schlussarten von der reinen Logik ausgeschlossen werden mussten.

Aus dieser *fehlerhaften Organisation* ist nun auch eine sehr *mangelhafte Darstellung* hervorgegangen. Von der logischen Methode überhaupt und den beyden Hauptarten derselben, der analytischen und synthetischen, sagt der Verf. gar nichts, eben weil er keine besondre Methodenlehre annahm

So sagt er auch *in der Lehre von den Begriffen* nichts von der Klarheit und Dunkelheit, Deutlichkeit und Undeutlichkeit der Begriffe, und von den verschiednen Arten und Graden der Deutlichkeit — *in der Lehre von den Urtheilen* nichts von der Modalität derselben, ob er gleich S. 82. beyläufig der problematischen Urtheile gedenkt, von den sogenannten unendlichen oder limitativen Urtheilen, und von der wegen der Umkehrung der Urtheile und wegen der Schlüsse wichtigen Streitfrage, ob in den negativen Urtheilen die Negazion die Copula oder das Prädicat afficire, ob er gleich S. 87. von der Qualität der Urtheile handelt — *in der Lehre von den Schlüssen* endlich nichts von den Aequipollenz-Subcontrarietäts- und Modalitätsschlüssen, obgleich S. 92. von den andern sogenannten unmittelbaren Schlüssen die Rede ist, von den Modis der kategorischen Schlüsse, obgleich S. 100. u. 101. die Modi der hypothetischen und disjunctiven Schlüsse bemerkt werden, und von den Fehl- oder Trugschlüssen. Und da der Verf. die *Lehren von den Erklärungen, Eintheilungen und Beweisen* bloss anhangsweise abhandelt, so sind auch diese äusserst dürftig dargestellt. Die Unterschiede zwischen nominalen, realen und genetischen, zwischen analytischen und synthetischen Erklärungen, zwischen Divisionen, Distinctionen und Partitionen, so wie zwischen Probationen (wahrscheinlichen) und Demonstrationen (apodiktischen Beweisen) sind gar nicht erwähnt; ja es ist die ganze Lehre von den Beweisen auf einer *halben Seite* (S. 109.) abgefertigt, während der anthropologisch - physiologischen Theorie von den fünf Sinnen *sieben Seiten* (S. 34—43.) gewidmet sind.

Nun sind zwar ungeachtet dieser fehlerhaften Anordnung und mangelhaften Darstellung eine Menge trefflicher Bemerkungen in dem Buche enthalten, welche von den Talenten und Einsichten des Verf. ein rühmliches Zeugniss geben. Wir rechnen dahin vornemlich, was S. 80 über die noch fortdauernde Mangelhaftigkeit und Unbestimmtheit der rationalen Begriffe, S. 81. und 82. über die Unentbehrlichkeit der empirischen oder sinnlichen Erkenntniss zur wahren philosophischen, S. 143. und 144. über die Unzulänglichkeit des natürlichen Gefühls zur wissenschaftlichen Bildung (woraus wir am Schlusse eine vorzügliche Stelle anführen wollen), und S. 155 ff. von den Quellen der Irrthümer in den Erkenntnissen gesagt wird. Allein es findet sich auch in dem Buche eine solche Menge *willkürlicher*, *unbestimmter* oder *ganz falscher Erklärungen* und *Behauptungen*, dass man sich wundern muss, wie Gutes und Schlechtes in demselben Kopfe so beysammen bestehen konnte. Gleich §. 1. hebt der Verf. mit der Erklärung an, die Wahrheit der Erkenntniss bestehe in der *Gleichheit* der Vorstellung mit dem vorgestellten Gegenstande. Worin aber diese Gleichheit bestehe und wie eine solche darzuthun sey, darüber erklärt er sich nicht weiter. Und da er im nächsten §. die Erkenntniss in die *sinnliche* und *vernünftige* eintheilt und behauptet, dass sich diese auf das *Wesen der Dinge*, jene aber nur auf die *Erscheinung des Wesens* beziehe, so ist offenbar, dass, nicht in beyden Gleichheit, wenigstens nicht dieselbe Gleichheit der Vorstellung mit dem vorgestellten Gegenstande statt finden könne. Und dennoch erklärt §. 3. beyde für gleich nothwendig zur vollkommnen und deutlichen Einsicht des Wahren. — Nach §. 6. besteht die Erscheinungswelt aus zwey Arten von Erscheinungen, denen der *physischen Natur* und denen des *menschlichen Geistes*. Den Inbegriff von jenen nenne man *Natur im engern Sinne*, den von diesen *Menschenwelt* oder (?) *Geschichte in eigentlicher Bedeutung*. Gehört denn die Menschenwelt nicht zum Theil auch der Natur an, und hat es die Geschichte einzig und allein mit dem menschlichen Geiste zu thun? Sind Völkerwanderungen, Kriege, Erdbeben, Ueberschwemmungen, u. d. gl. blosse Begebenheiten des menschlichen Geistes? — Nach §. 22. ist die allgemeine Form der materialen Natur die *Ausdehnung* oder der *Raum* und die *Bewegung* oder die *Zeit*. Offenbar ist hier Bewegung mit Succession oder Aufeinanderfolge verwechselt; denn zur Bewegung gehört nicht bloss Zeit, sondern auch Raum. — Nach §. 30. entsprechen sich in der ganzen Welt wechselseitig Seele und Körper; von welchem Satze der Verfasser in einer Anmerkung sagt, dass er aus höhern Gründen bewiesen werden müsse, ohne jedoch dieselben auch nur anzudeuten. Hieraus folgert er: 1) dass die Seele von *allem*, was im Körper *vorgehe* und was er *in sich enthalte*, eine Perception habe. Haben aber wohl die Seelen der Menschen und Thiere eine Perception von allen Theilen ihres Körpers und deren Functionen oder Veränderungen? — 2) dass die Seele jedes Körpers das als *Möglichkeit* ausdrücke, was der Körper *würklich* in sich darstelle. In der ersten Einleitung aber (S. 4.) sagte der Verfasser, *kein verständiger Mensch* werde sich einen Begriff machen können von einer *Möglichkeit, die nicht zugleich Würklichkeit sey*. Wie kann er also hier und an hundert andern Stellen seiner Logik Möglichkeit und Würklichkeit unterscheiden und S. 64. sogar von der *Möglichkeit des Würklichen* reden? — 3) dass, je vollkommner der Körper, desto vollkommner auch die Seele, ein Körper aber um so vollkommner sey, je mehr er die *Möglichkeit oder Natur andrer Körper in sich vereinige*, weil er dadurch immer mehr ein Symbol des Universums, ein Macrocosmus (steht wohl für Microcosmus; denn Macrocosmus ist ja eben das Universum) werde. Wie vereinigt aber ein Körper in sich die *Möglichkeit* oder *Natur* andrer Körper, und ist beydes einerley? — 4) Dass dasjenige Ding, welches ein *All-Leib* sey d. h. dessen Körper die Möglichkeit von allen andern Dingen enthalte, auch Kraft seine

Seele die Natur aller Dinge in sich erkennen könne, und dass daher auch die Seele des Menschen, der sich eines solchen Körpers erfreue, die vollkommenste und fähig sey, die Natur aller Dinge in sich zu erkennen. In einer Anmerkung setzt der Verfasser noch hinzu, die Physiologie, wenn sie einmal Wissenschaft seyn werde, wonach sie bisher vergebens gerungen habe, *müsse* und *werde* beweisen, dass der Mensch die *höchste Frucht der Welt und alle in der übrigen Natur zerstreueten Theile in ihm vereinigt* seyen. Nie kann und wird die Physiologie diess beweisen. Sie kann nur darthun, dass der Mensch das vollkommenste Produkt der *Erde* sey. Aber so lange sie von den Erzeugnissen der *übrigen Weltkörper* nichts weis, wird sie sich bescheiden müssen zu gestehn, es sey möglich und sogar wahrscheinlich, dass auf manchem derselben noch weit vollkommnere Wesen als der Mensch existiren. Wie kleinlich muss die Vorstellung des Verf. vom unendlichen Weltall seyn, da er gerade auf der Erde dessen höchste Frucht sucht! Oder kennt er wirklich alle in der übrigen Natur zerstreuten Theile, um zu beweisen, dass die Allheit derselben im menschlichen Körper enthalten sey? — Durch diese Sätze will nun der Verf. erklären und begreiflich machen, wie der menschliche Geist die von ihm unabhängigen objectiven Erscheinungen sich subjectiv vorzustellen vermöge oder wie es zugehe, dass er die Erscheinungswelt ideal nachbilde und dadurch in sich aufnehme. Es geht aber mit der Enthüllung dieses grossen Geheimnisses schlecht von Statten; denn der Verfasser häuft nur immer eine unerwiesne und unerweisliche Behauptung auf die andre. So sagt er §. 35—37. dass, *so viele besondre Formen der Natur* es gebe, wodurch sie ihr Wesen offenbare, *so viele Sinne* auch der Mensch habe, dass dieser daher die *ganze Aussenwelt* wahrnehmen könne oder dass ihm *alle Eigenschaften der erscheinenden Natur* zur Anschauung geöffnet seyen. Alle diese Behauptungen ruhen auf der Voraussetzung, dass der erdgeborne Mensch das vollkommenste aller Naturwesen sey. Hätte sich der Verf. doch nur auf dieser kleinen Erde recht umgesehn, so würd' er wohl bemerkt haben, dass viele Thiere dieselben Glieder und Sinne, wie der Mensch, dass einige von ihnen manche derselben in grösserer Vollkommenheit, als der Mensch, ja dass nach den Beobachtungen grosser Naturforscher manche Thiere Empfindungen von äussern Gegenständen und Veränderungen haben, für welche der Mensch gar keinen Sinn zu haben scheint. Wie viel Eigenschaften der erscheinenden Natur mögen uns also entgehen, die andern Wesen auf andern Weltkörpern zur Anschauung geöffnet sind! Wie kann also der Verfasser sagen (S. 40.), dass *das Universum im menschlichen Organismus seine vollständige Wiedergeburt feyere?* Wozu aber diese poetische, aus der neuesten Naturphilosophie entlehnte, Floskel in einem Compendium der Logik? — Die Theorie des Verfassers von den Sinnen ist wenig befriedigend, so ausführlich sie auch ist. Nur Einiges z. B. Nach §. 37. ist der Gefühls- und Betastungssinn (den der Verfasser nur für Einen gehalten wissen will) der Sinn für den *Widerstand* und das *Feste* überhaupt, so wie für das *Gestaltete* in der Natur. Nehmen wir denn aber dadurch nicht auch das *Flüssige* wahr, das sich als solches diesem Sinne unter keiner *Gestalt* zu erkennen giebt? Empfinden wir dadurch nicht auch *Wärme* und *Kälte* ohne allen *Widerstand?* Denn den Wärmesinn als einen besondern mit manchen Physiologen zu betrachten, scheint dem Verfasser nicht angemessen. — Nach §. 41. ist das Gehörorgan *der unmittelbare Leib der allgemeinen Klangseele in der Natur* und der Klang der *starken Körper offenbart das denselben eingeborne Uebersinnliche und Geistige.* Ob der Verfasser bey diesen Worten wohl etwas Bestimmtes gedacht oder eben nur mit Worten gespielt hat? — Nach §. 46. ist die Sinnlichkeit nichts anders, als der *Inbegriff aller Erscheinungsformen* auf geistige Weise, nach §. 30. aber diejenige *Function*, vermöge welcher die Seele die Erscheinungswelt unmittelbar erkennt. Allein die Sinnlichkeit ist weder ein *Inbegriff von Formen*, noch eine *Function*, sondern ein *Vermögen*, dessen Aeusserungen Functionen heissen, durch welche uns die Welt unter gewissen Formen erscheint, weil jenes Vermögen ursprünglich an Gesetze, die dessen Handlungsweise (*forma agendi*) bestimmen, gebunden ist. Wenn aber der Verf. S. 31. dieses Vermögen gar für *das erste Erwachen der allgemeinen Weltseele, gebunden an einen bestimmten Körper, in welchem sie die Dinge erkennt*, erklärt, so redet er nicht einmal grammatisch richtig, da *gebunden* dem Sinne nach zu *Weltseele*, der Construction zufolge aber zu *Erwachen* gehört. Oder wollte der Verfasser sagen, dass das Erwachen der Weltseele eben von ihrer Verbindung mit einem solchen Körper, wie der unsrige oder der thierische überhaupt, abhange? Dann ist die Weltseele in der That zu bedauern, dass sie an dem grossen All-Thiere der Welt noch nicht genug hat, sondern erst noch einen kleinen überall beschränkten Leib annehmen muss, um zu *erwachen.* — Dass der Verfasser §. 49. die Unterscheidung des *äussern* und *innern Sinnes* als nichtig verwirft, ist um so auffallender, da er selbst §. 64. von einer *innern* und *äussern Anschauung*, und vom §. 50. an von *Einbildungskraft* und *Phantasie* redet, die doch nichts anders, als Zweige des innern Sinnes sind. Freylich ist die Sinnlichkeit als *Aeusserung* (Vermögen) *der Seele* immer etwas Inneres; aber sie wirkt doch anders, wenn sie etwas Aeusseres, als wenn sie etwas Inneres (z. B. ein Hirngespinnst) anschaut. Dagegen ist die vom Verf. §. 53. u. 54. aufgestellte Eintheilung der *schöpferischen Einbildungskraft* in die *sinnlich-* und *geistig*-productive

völlig nichtig. Denn jedes Geschöpf der Einbildungskraft ist ja ein Geistesproduct, wie jede Anschauung und Empfindung als Aeusserung der Sinnlichkeit etwas Geistiges ist, und wenn die Einbildungskraft das Uebersinnliche versinnlicht, so ist das daraus hervorgehende Geistesproduct immer zugleich ein sinnliches, obgleich die Einbildungskraft dabey unter der Leitung eines höhern Vermögens stand. Eben so nichtig ist die Unterscheidung zwischen *jener Einbildungskraft* und der *Phantasie*, welche letzte nach §. 58. *die stete Begleiterin der schaffenden Einbildungskraft ist, indem sie die Art und Weise des Bildens und der Verbindung des Mannichfaltigen zur Einheit bestimmt.* Was würde der Verf. sagen, wenn jemand der Sinnlichkeit, dem Verstande oder irgend einem Vermögen des Gemüths immer noch ein andres zur Begleitung gäbe, das die Art und Weise seiner Wirksamkeit bestimmte? Lässt sich denn irgend ein Vermögen ohne diese Bestimmung denken, und ist sie nicht schon durch die ursprünglichen Gesetze des Vermögens gegeben? Soll *Phantasie* von *Einbildungskraft überhaupt* unterschieden werden, so kann jener Ausdruck nur die *schöpferische Einbildungskraft* bezeichnen, die man in unsrer Sprache auch *Dichtungsvermögen* nennt. Denn Dichten heisst nichts anders, als mit der Einbildungskraft schaffen, und daher ist Phantasus der eigentliche Schutzgott aller schönen Künstler, und insonderheit der vorzugsweise so genannten Dichter. — Historisch unrichtig ist, dass die Logik *nach Aristoteles* ein Organon für alle andre Wissenschaften genannt, und unter Dialektik *nach Ebendems.* die Kunst, Wahrscheinlichkeit hervorzubringen, wie sich die Sophisten derselben bedienten, verstanden werde (§. 65.) Nie ist es dem Ar. eingefallen, die Logik ein Organon zu nennen, und unter Dialektik verstand er eben nichts anders, als Logik. Aber der Verf. ist überhaupt dem Ar. nicht hold, und vergöttert dagegen nach der Mode des Zeitalters den Plato. Er wirft jenem vor (§. 131.), dass derselbe alle Wissenschaften, besonders die von der Natur und den schönen Künsten, *seiner Logik habe anpassen wollen.* Nichts kann lächerlicher seyn, und von der gänzlichen Unbekanntschaft des Verf. mit dem Ar. ein gültigeres Zeugniss ablegen, als dieser Vorwurf. Wir fordern den Verf. auf, denselben aus den eigenen Schriften des Ar. zu erhärten, und, wenn er das nicht kann, wie er es denn nie können wird, jene Schriften recht fleissig zu studiren, um sich zu überzeugen, dass Ar. *in seiner Art* eben so wohl ein *divinum ingenium* war, als der göttliche Plato, der bey aller seiner Göttlichkeit im Philosophiren gar oft sehr schwache Seiten zeigt. Es ist aber unserm parteysüchtigen Zeitalter nicht genug, sich selbst ins Unendliche zu zerspalten; auch die guten Alten müssen noch aus ihren friedlichen Wohnungen im Elysium herübergezerrt werden, um an unserm Zwiespalt Theil zu nehmen.

So viel über des Verf. Prolegomena zur Logik. In der Verstandeslehre selbst trägt er grösstentheils dieselben Regeln mit andern Logikern vor. Doch findet sich auch hier Manches zu erinnern. So handelt er zwar im 1. Abschn. ganz richtig von der Quantität und Qualität der *Begriffe*, im 2. Abschn. aber will er nicht von der Quantität und Qualität der *Urtheile* handeln, weil nach §. 78. diese Betrachtungsart der Urtheile ausser den Grenzen einer formalen Verstandeslehre liege, die vom Umfang und Inhalt der Erkenntnissgegenstände abstrahire. Dann hätte aber der Verf. auch nicht von der Quantität und Qualität der Begriffe handeln dürfen, da, wie er §. 76. ganz recht bemerkt, die Formen der Urtheile den Formen der Begriffe entsprechen. Zwar will er sich dadurch rechtfertigen, dass die Betrachtung der Begriffe nach jenen beyden Rücksichten nur sofern zur formalen Verstandeslehre gehöre, als von einem Umfang und Inhalt *überhaupt*, nicht von einem *bestimmten*, die Rede sey. Allein dasselbe gilt ja auch von den Urtheilen. In den Urtheilen: A ist B, A ist nicht B, ist von keinem bestimmten Umfang und Inhalt des A und B die Rede, sondern es wird nur die Form der Urtheile, in welchen das Verhältniss von A und B bestimmt wird, im Allgemeinen betrachtet. Eben darum gehört diese Betrachtungsart in eine formale Verstandeslehre. Auch hat der Vf. selbst davon gehandelt, obwohl erst im Anhange zum 2. Abschn., und er musste davon handeln, weil in der Syllogistik die Quantität und Qualität der Urtheile, die einen Schluss bilden, gar nicht umgangen werden kann. So widerlegt sich der Vf. durch die That selbst. — Vom hypothetischen Urtheile sagt er §. 81., es bestehe *aus zwey Urtheilen*. Dann wäre es ja zusammengesetzt. Die allgemeine Form desselben ist: Wenn A ist, so ist B, d. h. B ist durch A. Wo sind hier zwey Urtheile? Daher hat das hypothetische Urtheil als solches nur ein Vorder- und Hinter*glied*, nicht einen Vorder- und Nach*satz*, wie der Vf. sagt. Eben so falsch ist, dass das disjunctive Urtheil *aus verschiedenen problematischen Urtheilen* zusammengesetzt sey, und in dieselben aufgelöst werden könne (§. 82.). Die allgemeine Form ist: A ist entweder B oder C, d. h. B und C sind einander in Beziehung auf A so entgegengesetzt, dass ihm eins von beyden zukommen muss. *Diese Entgegensetzung allein* wird im disjunctiven Urtheile gedacht, und zwar als nothwendig. Denk' ich dagegen die beyden Urtheile: A kann B seyn, A kann C seyn, so ist das disjunctive Urtheil nicht aufgelöst, sondern vernichtet, weil keine Gegensetzung mehr Statt findet, sondern A nun als B und C zugleich gedacht werden kann. Ueberdiess widerspricht sich der Vf. wieder. Denn §. 83. heisst es: „Jedes *einfache* Urtheil kann seiner Form nach nur einer von diesen dreyen [kat. hyp. disj.] angemessen seyn." — Dass die kategorische Urtheilsform die Form *aller Definitionen* sey (§. 84.), ist auch nicht richtig. Denn der Inhalt eines Begriffs lässt sich eben so gut hypothetisch dar-

stellen und die genetischen Erklärungen lieben sogar diese Form, z. B. *Wenn* eine Linie an einem Punkte befestigt und an einem andern herumgeführt wird, bis sie in ihre erste Lage zurückkehrt, *so* entsteht ein Kreis. An die genetischen Erklärungen der Mathematik hat der Verf. aber gar nicht gedacht, so wenig als daran, das die Mathematiker sich oft *ganz verschiedener Beweise* und *Methoden* (der anal. und synth.) bedienen, um zu derselben Erkenntniss zu gelangen; sonst würde er nicht §. 86. behauptet haben, dass jeder bestimmte Inhalt gerade diese Form fordere und das bestimmte Erkennen zerstört werde, wenn man diese Form von jenem Inhalte trenne. — Auch in der Syllogistik lässt sich der Verf. manches zu Schulden kommen. So verwirft er zwar §. 90. mit Recht die gewöhnliche Unterscheidung der *Verstandes*- und *Vernunftschlüsse*, behauptet aber mit Unrecht, dass alle Schlüsse *Verstandesschlüsse* seyen, weil das Schliessen selbst eine Function des Verstandes, nicht der Vernunft, sey. Da aber allem Schliessen die Idee der Allgemeinheit und Nothwendigkeit zum Grunde liegt, so ist, wenn man die Vernunft als das Vermögen der Ideen von dem Verstande als dem Vermögen der Begriffe unterscheidet, das Schliessen wohl richtiger eine Vernunftthätigkeit und jeder Schluss ein Vernunftschluss (*ratiocinium*) zu nennen. Nimmt man aber die Ausdrücke Verstand und Vernunft im weitern Sinne für höheres Erkenntnissvermögen, so ist es völlig gleichgültig, ob man Verstandes- oder Vernunftschluss sagt, so wie die Logik selbst bald eine Verstandes-, bald eine Vernunftlehre heisst. Wiewohl nun der Verfasser den Unterschied zwischen Verstandes- und Vernunftschlüssen verwirft, so theilt er doch §. 91. die Schlüsse in *unmittelbare* und *mittelbare* ein, und versteht unter jenen solche, die aus zwey, unter diesen solche, die aus drey Urtheilen bestehen. Er hat aber nicht bedacht, dass alle sogenannten *unmittelbaren* Schlüsse nichts anders als *abgekürzte* sind, weil immer ein *hypothetischer Obersatz* (nicht ein kategorischer Untersatz) hinzugedacht werden muss, wenn sie vollständig gedacht werden sollen. Der Verf. führt z. B. an: Alle Körper sind veränderlich. Hier fehlt nicht der Untersatz: Einige Körper sind Körper, welcher freylich tautologisch seyn würde, sondern der Obersatz: Wenn alle Körper veränderlich sind, so sind es auch einige. Ohne diesen Satz wäre der ganze Schluss nicht gültig. Daher kann man auch nicht umgekehrt schliessen, indem man nicht als Obersatz hinzudenken kann: Wenn einige A sind B, so sind es auch alle. Ueberdiess widerspricht sich der Verf. selbst; denn nach §. 103. verhalten sich die *drey* Sätze *jedes* Schlusses wie Möglichkeit, Würklichkeit und Nothwendigkeit; auch wäre dann nach seiner Theorie vom hypothetischen Urtheile dieses kein blosses Urtheil, sondern ein unmittelbarer Schluss, und die Hinzufügung des Unter- und Schlussatzes, um einen hypothetischen Schluss zu bilden, wäre eine leere Formalität. — Nach §. 94. schliesst man *kategorisch*, wenn in dem *auszumittelnden Urtheile* [also im Schlusssatze] zwischen Prädicat und Subject das Verhältniss der Inhärenz oder des Widerspruchs Statt findet. Dieses Verhältniss kann auch im Schlussatze des hypothetischen und disjunctiven Schlusses Statt finden. Das Urtheil, von welchem man im Schliessen ausgehn soll, d. h. den Obersatz bestimmt die Form. Auch ist es falsch, dass der Ober- und Unter*satz terminus major et minor* heissen. So heissen Ober- und Unter*begriff*. Jene heissen *propositiv major et minor*. Der Verf. nimmt ferner §. 99. in der kategorischen Schlussform *vier Figuren* an, von welchen die erste allein gesetzmässig, die drey letzten aber ungesetzmässig seyen, ob es gleich längst erwiesen, dass die sogenannte erste Figur gar keine Figur, sondern die ordentliche kategorische Schlussform selbst ist, dass die übrigen zwar ausserordentlich, aber dennoch gesetzmässig sind, und dass es der gesetzmässigen figurirten Schlüsse in der kategorichen Form noch mehrere gibt. Der Verf. hat aber von dem, was von andern Logikern hierüber gesagt worden, keine Notiz genommen, sondern sich, wie er am Ende des §. sagt, bloss an die Kantische Darstellungsart der syllogistischen Figuren gehalten. Auch gibt er mit Kant denselben eine falsche Spitzfindigkeit Schuld, weil es Zweck der Logik sey, nicht zu verwickeln, sondern aufzulösen. Aber sucht denn die Logik dadurch, dass sie die syllogistischen Figuren, welche in der Erfahrung *sehr häufig* vorkommen, vollständig aufsucht u. zeigt, wie sie auf die ordentliche Form zurückzuführen seyen, zu verwickeln? Sucht sie nicht vielmehr das Verwickelte aufzulösen? Und thut nicht die Logik hier dasselbe, was die Grammatik und Rhetorik thut, wenn sie die grammatischen und rhetorischen Figuren aufsucht und erklärt? — Nach §. 100. schliesst man *hypothetisch*, wenn man den *Grund* angibt, aus welchem ein Begriff mit einem Gegenstande verbunden oder als Prädicat desselben gefolgert werden kann. Dasselbe thut man auch im kategorischen Schlusse, wo der *Mittelbegriff* eben jener *Grund* ist. Auf die Form des Obersatzes musste der Verf. reflectiren. Auch ist es falsch, dass im Untersatze des hypothetischen Schlusses das *Antecedens* des Obersatzes entweder bejaht oder verneint, und dann im Untersatze das *Consequens* ebenfalls entweder bejaht oder verneint werde. Man darf nicht von Verneinung des Vordergliedes auf die des Hintergliedes schliessen. — Nach §. 101. schliesst man *disjunctiv*, wenn man bestimmen will, welchem Theil oder Glied der Sphäre eines Begriffs ein Gegenstand angehöre, unter *dem er* enthalten ist. Abgesehn von der zweydeutigen Stellung der Beziehungswörtchen *dem* und *er* lässt sich diese Erklärung auch auf folgenden kategorischen Schluss anwenden: Weltkörper, die sich um andre, von denen sie ihr Licht empfangen, drehn, gehören nicht zu den Sonnen, sondern zu den planetarischen Körpern; nun ist Uranus ein solcher Weltkörper; also u. s. w. Denn hier wird bestimmt, welchem Theile der Sphäre eines Begriffs (Weltkörper) ein Gegenstand (Uranus) angehöre.

(*Der Beschluss folgt.*)

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

97. Stück, den 13. August 1810.

PRIVATRECHT.

Johann Christian Friedr. Meister's, B. R. Doct., Kön. Pr. Criminalraths, Prof. d. R. in Frankf. a. d. O. u. s. w. *Vorerkenntnisse und Institutionen des positiven Privatrechts;* sowohl des gemeinen in Deutschland; bis zu Auflösung des Deutschen Reiches — theils einheimischen, theils fremden und angenommenen, als auch des gemeinen des Preussischen Staates; besonders Landrechtlichen Systemes. — *Ein Lehrbuch* für zwey akademische Lehrstunden; für eine öffentliche und für eine Privat-Vorlesung. Züllichau, bey Darnmann, 1810. gr. 8. LXXII u. 374 S. (1 Thlr. 21 gr.)

Dieser mit diplomatischer Genauigkeit copirte Titel gewährt zugleich einen kleinen Vorschmack von dem Gehalte des Buches nach Stoff und Form. Ein weitläufiges, aus den heterogensten Zeitaltern und Gesetzgebungen gebildetes Ganze wird bezeichnet, und von dem Vf., der unter die geringe Zahl der in Deutschland immer seltener werdenden classisch gebildeten Juristen gehört, wird man schon im voraus manches Goldkörnchen echter Gelehrsamkeit, und manche scharfsinnige Entwickelung erwarten. — Zugleich ist aber dieser Titel offenbar in Hinsicht auf die Construction seiner einzelnen Glieder, und deutliche Bezeichnung der Absicht des Schriftstellers, ganz und gar kein Meisterstück; und Rec. muss bekennen, dass er ganz ähnliche Erinnerungen gegen die innere Anordnung des Buches selbst und den methodologischen Zweck des Hrn. Vf. auf dem Herzen hat, zu welchen er sich durch eine kurze Darlegung der Vorrede (auf welche der Verf. ausdrücklich bey jeder Beurtheilung Rücksicht zu nehmen bittet) und des Inhaltes den Weg bahnen will.

Zwey Abwege sind, nach der Vorrede, seit der Erscheinung des Allg. Pr. Landrechts bey der Anordnung der juristischen Studien nach dem Bedürfniss des Preussen zu vermeiden; einmal: völliges Beharren bey dem Plane, welcher vor Erscheinung eines Landrechts der zweckmässigste war, wobey man als akademischer Lehrer ungefähr lehrt und thut, als gäbe es kein Pr. Landr.; noch mehr aber zweytens: gänzliche Beschränkung auf das Landrecht, oder wenigstens Erhebung desselben zur Hauptsache, wobey ein gründliches und wahrhaft gelehrtes Studium des Römischen und des Germanischen Privatrechts verabsäumt werde; eine Versäumniss, deren nachtheilige Folgen in theoretischer und praktischer Hinsicht der Verfasser eindringlich und geistvoll darstellt. Dem gemäss hat nun der Verf. seine Vorlesungen über Privatrecht einzurichten gesucht. Er dringt zuvörderst darauf, dass jede der heterogenen Gesetzgebungen, und besonders die Römische, für sich und in ihrem wahren Geiste, einzeln dargestellt werde. Allein ausserdem behauptet er, es sey noch ein Hauptgeheimniss übrig, dessen Entzifferung den Privatbemühungen des Studirenden schlechterdings nicht überlassen werden dürfe, nämlich die Vergleichung solcher heterogener Rechtsquellen und Systeme mit und unter einander, wovon das gesammte praktische Talent des künftigen juristischen Geschäftsmannes abhänge, und welche unsere Vorfahren bey ihrer Jurisprudentia Romano-Canonico-Germanica forensis beabsichtigt hätten. Eine gewisse von aussen hinzukommende Einheit hoffe er in den gesammten divergirenden Gesetzgebungen zu erschaffen, indem er die verschiedenartigen Begriffe und Grundsätze mit den Urbegriffen und Ursätzen bald des Naturrechts, bald der Gesetzgebungskunde vergleiche, und oft aus ihnen als dem Stamm- und Mittelpuncte ableite. Da aber auf diese Art des Stoffs zu viel wird, so sieht sich der Verf. genöthigt, ihn nach der einmal herkömmlichen Methode zu theilen, indem er

1. Institutionen des gesammten positiven Privatrechts des Pr. Staats vorträgt, wie dasselbe für ältere Fälle aus dem Systeme, welches vor Erscheinung des Landrechts gegolten hat, für Fälle aber, welche sich seit der Erscheinung des Landrechts substantiiret haben, aus eben demselben und spätern einzelnen Pr. Gesetzen abgeleitet werden muss. Weil nun diese Institutionen viele, besonders Rechtsgeschichtliche Vorkenntnisse, voraussetzen, dennoch aber die meisten Studirenden gleich im ersten Halbjahr zur Hauptsache schreiten wollen, oder auch wegen Beschränkung ihrer Zeit müssen, so nimmt der Verf. jene Vorkenntnisse in das Institutionencollegium als ersten Theil auf, und lässt dann als zweyten Theil die Generaltheorie des gesammten positiven Privatrechts, und der Haupttheile desselben, die Specialtheorie aber endlich nur in erster Skizze folgen. Um alles dieses in einem halben Jahre erschöpfen zu können, hebt der Verf. eine und die andere hiezu zweckmässig scheinende Materie, „z. B. *Encyklopädie, Methodologie*" (sind denn diese in seinen Vorkenntnissen des positiven Privatrechts vollständig enthalten?) und Literär-Historie heraus, und trägt sie in einer zweyten öffentlichen Vorlesung des nämlichen Halbjahres vor. Hierauf folgen

2) Pandekten, d. h. ausführlicheres und im Detail aufgestelltes System eben dieses aus den heterogensten Quellen abgeleiteten gemeinen positiven Privatrechts des Preuss. Staats für ältere und neuere Fälle, in zweyen täglichen Lehrstunden, wobey die Vorkenntnisse vorausgesetzt, die Generaltheorie nur kurz recapitulirt, die Specialtheorie hingegen (z. B. der einzelnen Verträge) möglichst ausführlich abgehandelt wird.

Hiermit verbindet der Verf. selbst, (indem er wegen des besondern Unterrichts über andere Gesetzgebungen, z. B. Germanisches, Canonisches Recht, an seine Collegen verweist,) Vorlesungen über reines Römisches Recht, welches er, mit Voraussetzung guter Schulbildung des Naturrechts, und der oben aufgeführten Vorerkenntnisse und Institutionen des positiven Privatrechts, in drey Vorlesungen, nämlich:

1) über Staatsrecht der Römer in Verbindung mit einem ausführlichen Detail der äussern Röm. Rechtsgeschichte, in einem Halbjahr und einer täglichen Lehrstunde,

2) über reines Röm. Privatrecht, chronologisch, d. h. mit Ableitung jeder Hauptmaterie aus den Urbegriffen der ältesten Zeit, unter historischer Darstellung ihrer fernern Ausbildung in jeder Periode bis zu der Justinianeischen, in dem nämlichen Halbjahr, und eben so viel Lehrstunden, endlich

3) über Hermenevtik des Römer-Rechtes vorträgt, und hier auf die theoretischen Regeln, die Erklärung vieler dazu ausgesuchter Pandektenstellen, ja auch die Beurtheilung eigener ähnlicher Versuche seiner Zuhörer folgen lässt.

Diesen letztern Theil des Plans hat Rec. hier nur angeführt, um eine vollständige Uebersicht über des Verfs. methodologische Ideen zu geben, will aber übrigens, da er weder im Ganzen neu ist, noch mit dem zu beurtheilenden Buche in enger Verbindung steht, seinen Werth auf sich beruhen lassen.

Was nun aber den vereinigten Vortrag des Römischen, Canonischen, Germanischen und Preussischen Privatrechts und ihrer Vorkenntnisse betrifft, so gewährt davon die folgende Uebersicht über den Inhalt dieses Lehrbuchs der Institutionen und Vorkenntnisse des Privatrechts einen anschaulichen Begriff.

Im ersten Theile der Vorerkenntnisse entwickelt der Verf. allgemeine Begriffe nicht in der besten Ordnung, nämlich die: der Rechtswissenschaft, des Gesetzes und Rechtes, des Naturrechts, (wobey zugleich eine flüchtige Skizze der wichtigsten Wahrheiten desselben gegeben wird), des Positivrechts, und seiner Theile (Staatsrecht, Privatrecht, Völkerrecht), Quellen (Gesetze und Gewohnheiten, wobey vom Gewohnheitsrecht), Arten (gemeines — hier von der Verbindlichkeit der Gesetze für die verschiedenen Classen der Landesbewohner — besonderes — hier von jus singulare und Privilegien) und möglichen Veränderungen (S. 1—21).

Der zweyte Theil der Vorerkenntnisse liefert historische *Beläge* (sic!) für Gesetzgebungskunde, oder Geschichte der Rechte und Gesetzgebungen von Wichtigkeit für Deutschland und den Preussischen Staat, in zwey Büchern; wovon das *erste* eine äussere Geschichte des Röm. Rechts im ersten vorbereitenden Umriss, von Romulus bis auf die Zeiten der Glossatoren (S. 22—88), sodann Einiges vom Lehnwesen und Longobardischen Lehnrecht (S. 88—94), ferner eine erste Notiz vom Canonischen Rechte und einem Corpore juris Canonici (S. 94—102), endlich eine Geschichte des ursprünglich deutschen Privatrechts, verbunden mit der Geschichte der Aufnahme der fremden Rechte in Deutschland (S. 102—112), und eine historische Schilderung der Rechtslage Deutschlands von der Einführung der fremden Rechte bis zur Auflösung des deutschen Reichs, nebst Darstellung des Verhältnisses der verschiedenartigen Rechtsquellen unter und gegen einander (S. 112—117) — enthält, während wir in dem *zweyten* eine erste Skizze der Gesetzgebungen des Preussischen Staates (S. 118—129) finden.

In dem dritten propädeutischen Theile endlich will der Verf. nach der Ueberschrift (S. 130) *aus dem Begriffe der Rechtswissenschaft eine Skizze der Methodologie und Encyklopädie entwickeln;*

und dazu einen historischen Belag (?—!) *in der Literärgeschichte des Römischen und Germanischen Rechts geben.* Hier wird daher über Natur- und positives Recht, des letztern Auslegung (ganz nach den gewöhnlichen, das Wesen der Auslegung verkennenden, Eintheilungen, aber mit zweckmässiger Empfehlung der Sprachstudien) und ihre Hülfsmittel, sodann über die Theile der *praktischen* Rechtswissenschaft, über die juristischen Hülfswissenschaften (gegen den herrschenden Geist der Beschränkung auf Broderwerb), gesprochen; worauf gute methodologische Regeln über die Erwerbung so vieler nöthigen Kenntnisse folgen, aber §. 180. Seite 145 auf Einmal wieder vom Zusammenhang der theoretischen Theile der Rechtswissenschaft gehandelt wird, woran der Verf. die oben aus der Vorrede ausgehobene Uebersicht seiner Vorlesungen fast mit denselben Worten reiht, dann noch Einiges über die Theile der Rechtswissenschaft, die er nicht behandelt, sagt, und endlich auf einmal im 192. §. S. 157 anhebt: „*Historischer Belag* der ausgeführten Idee der Rechtswissenschaft und der daraus abgeleiteten methodologischen Grundregeln, werde eine Skizze der Literärgeschichte, zuerst des Röm., darnach des Deutschen Privatrechts," ohne zu erklären, was es eigentlich mit diesem *Belage* für eine Bewandniss habe und wie er mit dem zu Belegenden zusammenhänge. Die Literärgeschichte des Röm. Privatrechts gesteht der Verf. selbst meist aus Haubold gezogen zu haben, es sind aber fast blosse Namen unter geographische Rubriken gebracht (S. 162—166); die Geschichte des deutschen Privatrechts wird dagegen auf zwey Seiten abgethan (S. 170—172), und nun folgt auf einmal wieder eine juristische Bibliothek für Römisch-Justinianeisches Recht (S. 172—183) aus Güntheri Princip. jur. Rom. priv. noviss., wobey der Verf. wenigstens zu der echten Quelle in Hauboldi Präcogn. jur. Rom., welche er selbst anführt, hätte zurückgehen sollen: denn in Vergleichung mit dem Hauboldischen ist das Günthersche Verzeichniss ein magerer Auszug, in welchem unser Verf. doch die seitdem erschienenen wichtigen Werke (z. B. Schultingii notae ad Pandd.), oder wenigstens die neuen Theile der älteren (z. B. von Glück's Pandektencommentar), hätte nachtragen sollen. — Aber in diesem ganzen Theile vermissen wir Plan und Ordnung, vieles aus dem ersten wird wiederholt, und wir möchten ihn auf keinen Fall auch nur eine Skizze juristischer Encyklopädie nennen.

Von S. 184 an folgen nun die eigentlichen Institutionen, deren erster Theil (bis S. 221) die Generaltheorie, d. h. die Grundbegriffe des Privatrechts, von Personen, Sachen, Handlungen u. s. w. nach dem Röm. Rechte mit den hier geringen Abweichungen des Pr. Landrechts erläutert. — Der zweyte Theil hingegen, welcher den Rest des Buchs einnimmt, enthält einen Umriss der Specialtheorie der einzelnen Theile des Privatrechts, in folgender Ordnung: Personenrecht (S. 221—249); Sachenrecht, und zwar 1) persönliche Rechte (S. 251—322); 2) dingliche Rechte (bis zu Ende). Hierbey stellt der Verf. allemal Röm. und Preuss. Landrecht neben einander, schiebt auch, wo es nöthig ist, noch ein Mittelglied des Germanischen Rechts ein.

Denken sich nun, nach dieser Darlegung des Planes der ganzen Schrift, unsere Leser an die Stelle der Zuhörer des Vfs., welche erst der Schule entflohn, diesen inhaltsreichen, aus den heterogensten Bestandtheilen zusammengesetzten Unterricht über ihnen vorher ganz fremde Dinge nicht bloss anhören, sondern auch — man erlaube immer den Ausdruck — verdauen sollen, so werden sie gewiss fühlen, dass hier dem schwachen Magen eine viel zu derbe Kost, statt leichter Milchspeise, geboten werde. Wie kann der, welcher Römisches, Canonisches, Deutsches, Preussisches Recht bisher kaum dem Namen nach kannte, auf einmal die Geschichte aller dieser Rechte, und auch nur die wichtigsten Abweichungen im Privatrechte, ja darneben noch die mannigfaltigen andern Stoffe, welche der Verf. aufgehäuft hat, fassen? Was wird er sich bey dem sonderbaren Contraste der ältesten und neuesten Gesetze (wenn er z. B. erst vom Römischen, dann sogleich vom Preussischen Status civilis hört) denken? Und wozu kann überhaupt bey einer so vollständigen Gesetzgebung als die Preussische, wenn jede der verschiedenen Legislationen für sich, wie es nach dem Verf. selbst nothwendig ist, studirt wird, dieses nochmalige Vergleichen aller der verschiedenen Rechtsnormen, und gar in der doppelten Form von Institutionen und Pandekten, helfen, wobey altes und neues Recht nothwendig verwirrt, und der Geist jeder Gesetzgebung, wenn er vorher erkannt war, leicht wieder missverstanden wird? Das Letztere schon um deswillen, weil hier alle Gesetzgebungen über den Leisten eines einzigen Systems, der doch unmöglich für alle passen kann, geschlagen werden müssen. Nach Rec. unmaassgeblicher Ansicht würde es weit zweckmässiger seyn, die Encyklopädie und Methodologie, nicht wie der Verf. thut, mit dem Privatrecht zu verbinden, indem dieses schon zu einer schielenden Ansicht führt, sondern nach einem bessern, logisch richtigern Plane abgesondert vorzutragen. Dann mag der Studirende sich mit dem Römischen, Canonischen und Deutschen Rechte bekannt machen, und endlich bey dem Vortrage des Preuss. Rechts möchte auf die wichtigsten Abweichungen desselben von den übrigen Gesetzgebungen hingedeutet, und das etwa Fehlende daraus ergänzt werden. Dieser Weg würde zugleich kürzer seyn als der des Verfs., auf welchem man zweymal den ganzen Cyklus durchläuft.

Auch wenn wir mit der Idee des Vfs. ganz einverstanden wären, würde uns dennoch das Unverhältnissmässige in der Behandlung einzelner Theile auffallen. Der Vf. hat *das* (wie er sich S. 169. selbst ausdrückt) *von ihm schwärmerisch verehrte Römer-Recht* offenbar auf eine Art behandelt, durch welche die übrigen neuern Rechtsnormen in den Hintergrund zu stehen kommen. Allemal ist er, wenn von Röm. R. die Rede ist, ausführlicher als bey andern Gegenständen, da er doch seinem Plane nach, wenn sich auch von manchen Rechtsnormen ihrer Natur nach weniger sagen liess, in Hinsicht auf innere Vollständigkeit alle gleichförmig behandeln sollte.

Rühmlichst erwähnen müssen wir aber den edeln Eifer, mit welchem der Verf. dem Juristen eine weitere Aussicht über das, was ihm zu wissen noth sey, verschafft, und es oftmals in Erinnerung bringt, dass, auch ausser den, wenn gleich oft vernachlässigten, doch unentbehrlichen allgemeinen Kenntnissen, (der griech. und lat. Sprache, der Geschichte u. s. w.) überhaupt keine Wissenschaft dem Rechtsgelehrten ganz fremd und ohne allen Einfluss auf sein Studium sey. Gelingt es dem Vf., seine Zuhörer mit diesem Geiste zu beleben, und auch nur zu ernstlichem Studium der Vorbereitungswissenschaften aufzumuntern; so kommen die obigen Einwendungen des Rec. gegen eine übrigens so wohlthätige Wirksamkeit allerdings nicht in Betracht.

Noch will Rec., um die Aufmerksamkeit, mit welcher er diese Schrift gelesen, zu beweisen, einige Bemerkungen über einzelne Stellen in historischer und stylistischer Rücksicht hinzufügen; denn von der philosophischen Seite mit dem Vf. zu rechten, wozu Rec. an einigen Stellen wohl Lust hätte, würde der Raum dieser Blätter nicht gestatten.

S. 74. behauptet der Verf., der sogenannte Index Florentinus sey, bevor er dem Gebauerschen Corpus juris vorgesetzt wurde, nur in Fabricii Biblioth. Gr. zu finden gewesen. Allein Rec. verweiset nur sogleich auf Abr. Wieling Jurisprudent. Restit, pag. LVII., und F. Car. Conradi Histor. Pandect. authent. p. 155., und würde, wenn er mehr nachsuchen wollte, noch manchen andern Abdruck nachweisen können. — S. 79. enthalten die Worte: „die Uebersetzung (der Novellen) hat nach der *Alexander* Scrimgerschen Ausgabe des griechischen Textes *Heinrich Agylaeus Haloander* verbessert," eine ganze Menge von Irrthümern, welche aus den bekanntesten Büchern berichtigt werden können; daher Rec. nicht einsieht, wie der gelehrte Verf. dazu gekommen ist. — S. 82. wird von den Basiliken bloss die Fabrotische Ausg. angeführt, und das Meermannische Supplement (bekanntlich 4 vollständige Bücher) gar nicht erwähnt. Doch sollen wir noch 36 vollständige Bücher und 7 mit Lücken haben. Allein nach Pohl ad Suares. notit. Basil. pag. 118. besitzen wir, wenn man das Meermannische Supplement mitrechnet, 37 Bücher ganz, und 5 mit Lücken; alles andere ist aus spätern Quellen zusammengetragen. — S. 83. konnte bei Eustathius lieber die leichter zu habende Teuchersche Ausg. (Lips. 1791. 8.), auf jeden Fall aber sollte vom Harmenopul die Reitzische im Supplement des Meermannischen Thes. angeführt werden. — Zweymal, S. 92. und S. 98., wird Pipin von Heristall *der erste Fränkische Monarch nach Entthronung der Merovinger,* und Karl der Grosse *dessen Sohn* genannt! — Sonderbar wird S. 134. gelehrt: Man dringe in den Geist der Gesetze 1) durch historische Hülfsmittel, 2) durch philosophische, 3) *durch die Exordien der Gesetze;* sind diese nicht auch ein historisches Hülfsmittel? — S. 184. wird das positive Privatrecht (also der Hauptbegriff des ganzen Werks) zu weit und zum Theil auch unverständlich definirt, als: „ein aus den Positiv-Gesetzen abgeleiteter Umriss des gesammten *activen* und *passiven* Erzwingbaren — der Rechte, der Verbindlichkeiten — (immer unter sich als Correlate gedacht!) — *der Mensch* (?) und Staats-Bürger unter und gegen einander." Darin liegt aber z. B. auch das Criminalrecht. — S. 213. u. 249. behält der Vf. vom jus rerum noch die alte Ansicht bey, nach welcher man das jus obligationum et actionum mit unter demselben begriff, während man das letztere jetzt allgemein als dritten Haupttheil des Privatrechts neben dem jus personarum und rerum betrachtet. Die Eintheilungen der Klagen, welche der Verf. selbst S. 220. aufführt, sprechen offenbar für diese folgenreiche Ansicht. — S. 216. werden als Beispiele *bloss* persönlicher Rechte angeführt: *das Recht, von Jedem zu fordern, dass er mich nicht injuriire, dass er mir den gebührenden Rang lasse;* aber gehören diese Rechte, so wie alle *bloss* persönlichen, ins Privatrecht, dessen Wendepunct doch offenbar nur das Eigenthum ist? — S. 361. wird unter den Arten der Occupation auch *occupatio rerum immobilium* aufgeführt, da doch in keinem Staate (in welchem Oberaufsicht über Eigenthum nothwendig erfordert wird) ein Privatmann Grund und Boden beliebig als Eigenthum occupiren kann, daher denn auch keine einzige positive Gesetzgebung diese von Vielen angenommene Aftergattung kennt. — Wir übergehen noch vieles Andere, und möchten nur noch fragen, warum der Verf. bey seiner sonstigen Ausführlichkeit über Röm. Recht, die so folgenreiche Lehre von der bonorum possessio im Erbrechte ganz mit Stillschweigen übergeht? Interessant, wenn gleich nicht ganz an ihrem Orte, ist S. 229. 30. die Zusammenstellung der Römischen Bezeichnungen des Wahnsinnes, welche wir uns nirgends so vollständig gefunden zu haben erinnern. Schwerlich möchte eine neuere Sprache

hier an Reichthum und genauer Trennung der Begriffe der lat. gleich kommen.

Der Styl des Vfs. hat, wie schon aus hie und da gegebenen Proben erhellt, viel Eigenthümliches. Beynahe sollte man glauben, es wären manche Stellen aus dem Lateinischen übersetzt, z. B. S. 67. „Die Ueberladung mit Rechtsquellen, die Ungewissheit ihres Gebrauchs, die Schwierigkeiten, welche mit einer nur gewissermaassen vollständigen *sowohl Erwerbung ihrer als Benutzung* verbunden waren, machten für Justinians Zeitalter ein Gesetzbuch zum Bedürfniss. *Und in eben jener Hinsicht, welches auch als Handbuch für juristische Studien genutzt werden könnte*; (??) oder S. 107.: *Was die Glosse nicht gekannt hat, auch nicht die Curie.*" Durch diesen Mangel an Gewandheit wird der Vf. oft dunkel, z. B. S. 51.: „*Das Römische Recht* hat jene Periode wissenschaftlich bearbeitet, und reiche philosophische Kenntnisse dazu angewendet;" und S. 62., „Die Heruler machten im J. 476. *unter Romulus Augustulus* dem Röm. Kaiserthum ein Ende," wo man den Rom. Aug. für den Anführer der Heruler halten sollte. Undeutsch sind auch S. 58. *Sammlungen ihrer* (der Edicte), S. 87. *sorgfältige Vergleichung ihrer* (der Handschrift), S. 73. *wäre Justinian Tücke genug gewesen*, — S. 143. *mit keinem Theile des menschlichen Wissens darf ich als Jurist befremdet bleiben.* Spashaft nehmen sich endlich S. 100. *die Canonen der Kirchenversammlungen* aus, wofür Rec. jetzt, da die Kirche so friedliebend ist, doch lieber *Canones* sagen würde.

TECHNOLOGIE.

Handbuch der Technologie. Vornehmlich zum Gebrauch auf Schulen und Universitäten. Von D. *Joh. Heinr. Moritz Poppe*, Prof. der Mathem. und Phys. am Gymnas. zu Frankf. a. M., Hochfürstl. Schwarzb. Sondersh. Rath: *Vierte Abtheilung*, welche mechanisch-chemische Bereitungen überhaupt enthält. Frankf. a. M., bey J. C. B. Mohr, 1810. 8. 362 S. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

Dass der Verf. sowohl in Hinsicht des Technologischen selbst, als auch des Geschichtlichen seiner Gegenstände, viel Gutes und Brauchbares, auch mitunter Manches, was in mehrern ähnlichen Handbüchern unerwähnt geblieben ist, zusammen aufgestellt habe, will Rec. auf keine Weise abläugnen. Es fehlt auch dieser Abtheilung keineswegs an mancher Angabe nicht genug bekannter Erfahrungen, besserer Bearbeitungsmethoden, nicht sehr bekannt gewordener Werkzeuge und Einrichtungen, welche den bisher angewendeten mitunter wohl vorgezogen zu werden verdienten. Wenn man auf das Verzeichniss der abgehandelten Bereitungen siehet, so gehet schon daraus eine günstige, gewiss nicht ganz ungegründete und unerfüllte Erwartung hervor. Es sind nämlich folgende: 1) die Verfertigung der Filzhüte, 2) der Strohhüte, 3) der Galanterie- und Schmuckwaaren oder Bijouterieen, 4) der Steck- und 5) Nähnadeln, 6) der Messer, Gabeln und überhaupt sogenannten kurzen Waaren, 7) der stählernen Hau- und Stechwerkzeuge, 8) der Feuergewehre, so wie 9) des groben Geschützes, 10) des Schiesspulvers, 11) des Salpeters, 12) des Scheidewassers, 13) der Pottasche und Soda, 14) des Alauns, 15) des Vitriols, 16) des Vitriolöls, 17) des Salmiaks, 18) des Borax, 19) des Bleyweisses, 20) des Grünspans, 21) des Berlinerblaues, 22) des Kobaltblaues, 23) des Zinnobers, 24) der Stärke, 25) der Seife; 24) die Wachsbleicherey, so wie die Verfertigung der Wachs- und Talglichter, 27) der Lackfirnisse, 28) des Siegellacks, 29) der Oblaten und 30) die Bereitung des Tabaks. — Was die Behandlungsweise des Verf. im Einzelnen betrifft, so wünschte Rec. wohl hier und da *eine richtigere Beschreibung*, *einen passendern Ausdruck*, *eine strengere Auswahl*. — *Richtigere Beschreibung*. Denn, kann wohl z. B. die dafür gelten, welche S. 31. u. s. w. vom Reinigen des Silbers gegeben wird: „Das Silber wird durch Bley von den fremdartigen Beymischungen befreyet: Bley (mit einem Zusatze von Büchenasche und eines aus Schaaf- und Rinderfüssen gebrannten Pulvers) hat die Eigenschaft, jene Beymischungen durch Schmelzen in eine Schlacke zu verwandeln." Damit soll doch wohl, wie man nicht anders glauben kann, das Abtreiben des Silbers auf einer aus Holz- und Beinasche verfertigten Capelle gemeynt seyn? Bey dem bald darauf folgenden Schlämmen ist nicht weniger zu erinnern, wo zwar eines den Erzwäsch-Operationen zugehörenden Resultats Erwähnung gethan wird, aber nicht die rechte Ansicht dabey gefasst ist. Es ist nicht genug, wenn gesagt wird: „das Wasser nimmt die Theilchen mit fort, und sammelt sie in eignen, auf einander folgenden Behältnissen." — Das Zurückbehalten der zur Absonderung beabsichteten Metalltheile auf dem Waschheerde ist vielmehr die Hauptsache, und das Sammeln der gleichwohl in geringerer Menge noch mit fortgeschlämmten Theile, in auf einander folgenden Behältnissen (Schlämmgraben, Schlämmkasten nennt sie der Bergmann) gehört zu den untergeordneten Hülfsmitteln. — *Passendern Ausdruck.* Hierher gehört z. B. gleich die auf dem Titel gebrauchte Benennung: *mechanisch-chemische* Bereitungen. Der verdiente Verf. mochte das wohl selbst fühlen, und sagt deshalb in der Vorrede: es sey so zu verstehen, dass man in dem Buche sowohl mechanische, als chemische Bereitungen abgehandelt finde. Aber dieser zusammengesetzte Ausdruck kann nie etwas anders, als Gewerbe bezeichnen, in welchen mechanische und chemische Operationen zugleich mit einander

vereinigt, Statt finden. Diess lässt sich bey weitem von dem grössten Theile der technischen Geschäfte sagen; also gibt das keine zureichend classificirende Benennung. Kein Technolog wird anstehen, die Filz- und Strohhutbereitungen, die Bijouterien und Oblatenbereitungen unter die mechanischen, oder, strenger genommen, unter die Handbereitungen zu stellen. Er wird die Vitriol-, Scheidewasser- und Zinnoberbereitungen geradezu für chemische Geschäfte erklären, aber nicht zugleich auch einen dabey benutzten Mechanismus, als das Hauptsächlichste, berücksichtigen. Eben so wenig wird er jene vorher erwähnten Handbereitungen mechanisch-chemische nennen. Eine solche Ueberschrift: „*Vierte Abtheilung, welche überhaupt theils chemische, theils mechanische und Handbereitungen enthält*" würde, sowohl im Sinne, als in der Stellung der Worte, richtiger gewesen seyn. Doch genug hiervon, wodurch ja nur um so mehr der Wunsch geäussert werden sollte, dass der Verf. bey seinen künftigen, gewiss nicht nutzlosen Arbeiten überall der strengsten, oder, — welches einerley ist, und seinem Berufe ja so nahe liegt, — mathematischen Genauigkeit immer treuer bleiben möchte. Gewiss verkennt man den Mathematiker nicht, wo es auf Ansicht des Bemerkenswerthen der Maschinen ankommt, wie z. B. S. 140. bey den Pulvermühlen, S. 129. bey der von ihm angegebenen, einfachern Bohrmaschine für die Kanonen, und anderwärts. — Unpassend ist ferner, und schon längst dafür anerkannt, der Ausdruck: *übersauer* (S. 24.); auch möchte Rec. nicht so unbestimmt sagen: fast alle Kiese führen Steinkohlen bey sich (S. 210.). — *Strengere Auswahl;* hierüber endlich noch ein Paar Worte. Wenn S. 35. es für nöthig erklärt wird, folgende Bemerkung aufzustellen: „Wer eine Waare von Gold kaufe, stehe sich immer besser, wenn er die höher karätige nehme. Denn er müsse die Façon oft theuer mitbezahlen; und der Preis für die Façon sey nicht geringer bey stärker versetztem, als bey schwächer versetztem Metall;" — Wenn S. 36. in einer besondern Anmerkung erinnert wird, dass, beym Giessen in die Form metallener Waaren, das Hervorspringende hernach mit der Beisszange abgeknippen werde; so wie S. 39. dass das Anhäufen der zu getriebener Arbeit erforderlichen Stanzen in den Fabriken daher komme, weil der Wechsel der Mode sie gar bald unbrauchbar mache; und dass der Kopf an der Stecknadel verhindere, dass man den Finger durch den Druck auf dieselbe nicht beschädige (S. 54.); so sind das wohl Dinge, welche, zur Noth, beym mündlichen Vortrage sich sagen lassen; aber einen Platz im Handbuche verdienen sie nicht. Weit lieber würde man es sehen, wenn, eben beym Giessen metallener Geräthe, die Einrichtung der Formflaschen, so wie des Kerns, bey hohlen Sachen u. dergl. mehreres, bestimmter erörtert wäre. — Wenn aber der patriotische Verfasser nicht unberührt lässt, dass der vorzüglichste und berühmteste Hutmacher in London ein Deutscher, mit Namen Wagner, sey, dass die englischen Hutmacher sich dadurch Ruf erwerben, indem sie sich in ihren Schildern für Lehrlinge dieses Wagners ausgeben; dass es in Deutschland selbst nicht an guten Hutfabriken fehle; dass die Sachsen sich in verschiedenen künstlichen Strohgeflechten und andern Fabrikaten aus diesem Material auszeichnen; so wie, ausser den Italienern, von ihnen und den Tyrolern die schönsten Strohhüte verfertiget werden; dass Engländer und Franzosen sich öfters deutsche Nähnadeln kommen liessen, sie noch mehr polirten, in feines Papier einpackten, und sie uns wieder um einen viermal höhern Preis, als französische oder englische Nadeln, verkauften; so thut er das mit beyfälligster Zustimmung des Recensenten. Man kann es selbst uns Deutschen nie genug, nie zu häufig bemerkbar machen, dass wir, wie in so vielen Rücksichten, also auch in Ansehung der Fabrikate und Kunstprodukte, den Fabrikanten anderer Nationen gar nicht nachstehen, ja nicht selten sogar dazu beytragen, dass andere berühmt werden. Den Gehalt der Beschreibungen, auch der einfachsten Geschäfte, z. B. der Lackfirnis-, Siegellack- und Oblaten-Verfertigung, wird man nicht unbefriedigend finden. Im Abschnitte vom Tabak vermisste Recensent wohl Einiges bey den historischen Anmerkungen, was am wenigsten übergangen werden durfte. Z. B. den Ursprung der Benennung: herba Nicotiana, so wie noch Manches, das den Gang der Cultur und die ihm in Weg gelegten, obgleich vergeblichen, Erschwerungen bestimmter bezeichnen konnte, ohne eine grössere Weitläuftigkeit zu bewirken. Als ein treffliches Mittel, schlechten, oder allzuscharfen und betäubenden Tabak zu verbessern, empfiehlt der Vf. den Kaffeeabsud, womit man etwas Citronensaft vermischt hat, und damit den Tabak übergiesst. Die Wirksamkeit dieses Mittels ergibt sich zum Theil schon daraus, dass es längst bey den Türken gewöhnlich war, Kaffee durch das Tabaksrohr laufen zu lassen, um es vollständig zu reinigen. Statt der Stampfmaschinen bey der Bereitung des Schnupftabaks, empfiehlt er eine mit Messern versehene Vorrichtung, die einigermaassen Aehnlichkeit mit der bey Bearbeitung des Thons gewöhnlichen, holländischen Klaymühle hat. Von Wachslichtern wurden ehemals 35,750 Pfund in der Wittenbergischen Schlosskirche, bey jährl. 900 Messen, verbrannt. Wie gross mag der Unterschied des Material Verbrauches, in noch viel andern Hinsichten, auf eingetretene Veränderungen seyn! — Jetzt verbraucht diese nunmehrige Universitätskirche jährlich etwa 14 Pfund, und ohngefähr eben so viel Talglichter. — Eine reichhaltige Literatur sollte hier nicht aufgestellt werden. Der Verf. verweisst deshalb auf seine Geschichte der Technologie, wovon der

zweyte Band nun auch erschienen ist. Hier findet man bloss einige Werke, zur weitern Rathserholung über jedes der abgehandelten Gewerbe, angezeigt, welche dem Verf. für diesen Zweck hinlänglich zu seyn schienen. Er erklärt es geradezu für die grösste Ungerechtigkeit und Unbilligkeit, für höchste Unwissenheit, wenn jemand in einem technologischen Handbuche, wie das seinige, ganz vollständige Operations-Entwickelungen, Beschreibungen aller Handgriffe, Werkzeuge und Maschinen verlangen wollte, so dass jeder Abschnitt zur Bildung eines Handwerkers, Fabrikanten u. s. w. zureichend wäre. Diess wird niemand, selbst der nicht genug Unterrichtete wird diess zu verlangen sich nicht einfallen lassen. Aber deutliche, klare, also in solcher Hinsicht vollständige, und wenigstens möglichst anschauliche Begriffe von der Sache sollen daraus hervorgehen, um den Gang der Operationen, die daraus entspringenden Producte, die davon abhängenden Resultate, ihre physischen, chemischen und andre dergl. Ursachen richtig und befriedigend einzusehen, zu beurtheilen, ja selbst, wenigstens in einem gewissen Grade, sie berichtigen zu können; eben deshalb soll die fleissigste Sichtung und Auswahl des Zweckmässigsten und Wissenswürdigsten vor dem Unbedeutendern und Unnöthigen, Statt finden. Hierin wird gewiss der verdiente Verf. mit Rec. immer übereinstimmend bleiben.

THEORETISCHE PHILOSOPHIE.

Beschluss

der Recension von *G. M. Klein's Verstandeslehre.*

Von der *angewandten Verstandeslehre* behauptet der Verf. §. 65., dass sie *ausser dem Gebiet der Logik* liege und einen *Theil der empirischen Seelenlehre* ausmache. Freylich entlehnt sie aus dieser oder vielmehr aus der Anthropologie manche *Data*; aber darum ist sie so wenig wie die angewandte Moral oder Aesthetik ein Theil derselben. Auch widerlegt sich der Verf. durch die That, denn er hat sie ziemlich weitläufig abgehandelt. Er giebt darin zuerst eine *Anweisung zur wahren Erkenntniss der Dinge*, wobey er grösstentheils den Ansichten und Grundsätzen Schelling's folgt, von dem er §. 119. behauptet, dass derselbe die Philosophie wieder in ihre Rechte eingesetzt und die wahre Methode, wissenschaftlich zu philosophiren, wieder emporgehoben habe. Darauf handelt er *von den Quellen der Irrthümer in den Erkenntnissen*, wo es unter andern §. 121. heisst: „Der Verstand, welcher allein eines Irrthums fähig ist, weiss nicht, was das Wahre an dem Gegenstande sey, worüber er sich ein Urtheil anmaast; *er imaginirt sich etwas und hält dasselbe für etwas andres als es ist;* und daraus entspringen alle irrigen Kenntnisse." — Auch werden §. 132. mit Recht *falsche Theorien als eine ergiebige Quelle von Irrthümern* betrachtet, und behauptet, dass *die speculativen Philosophen sich auf vielfache Weise an der Natur versündigt haben.* Wenn wir nun mit diesen Aeusserungen vergleichen, was §. 56. von der schöpferischen Einbildungskraft gesagt wird, nämlich: „Das, was in Ansehung der Gegenstände der *Natur eigentlich gewusst* werden kann, lässt sich nicht mit den Sinnen wahrnehmen, sondern *nur durch die schöpferische Einbildungskraft*, welche, von den Sinnes-Anschauungen angeregt, *das Reale der Gegenstände der Natur in sich schaffet und dem Verstande zur Erkenntniss darbietet*" — so geht uns plötzlich ein Licht auf über die Quelle der mannichfaltigen Irrthümer, die wir in der Verstandeslehre des Verf. bisher bemerkt haben. Der Verf. hat sich einer *Theorie von der Natur* hingegeben, die nach einer *Methode zu philosophiren* construirt ist, vermöge welcher *das Reale der Gegenstände der Natur durch die schöpferische Einbildungskraft erst geschaffen* und dann *dem Verstande zur Erkenntniss dargeboten wird.* Indem er also dieser *poetischen Methode zu philosophiren* folgt, begegnet es ihm oft, dass er *sich etwas imaginirt und dasselbe für etwas anders hält, als es ist*, nämlich für ein Reales und Wahres. Wir entdecken zugleich dadurch, was es mit der neuesten Naturphilosophie eigentlich für eine Bewandniss habe, und es geht hieraus die Beantwortung der obigen Frage von selbst hervor: Ob durch das naturphilosophische Gepräge, welches der Verf. seiner Logik aufzudrücken suchte, die Wissenschaft an extensiver oder intensiver Vollkommenheit gewonnen habe. Uebrigens sind wir aber überzeugt, dass der Verf., wenn er seinen Geist von den Fesseln jener fremden Theorie befreyen und mit Selbstständigkeit eine andre Methode zu philosophiren ergreifen wollte, bey seinem unverkennbaren Talente etwas bey weitem Vorzüglicheres leisten könnte.

Der Styl des Verf. ist nicht rein von mancherley Fehlern. So findet sich S. IV. der Vorr. *philosophisches Gebiet* für *Gebiet der Philosophie*, S. 4. der Einl. *obgleich wohl* für *obgleich* oder *obwohl*, S. 14. *a priorische Gesetze* für *ursprüngliche* oder *a priori bestimmte*, S. 17. u. 35. *zumal* für *zugleich*, welche beyden Wörter S. 84. sogar unmittelbar mit einander verbunden worden, S. 53. *die Natur des Wesens eines Dinges* für *die Natur* oder *das Wesen eines Dinges*, S. 97. *kraft welchem* für *kraft dessen*, S. 169. *das Ganze über die Theile und die Theile über das Ganze verlieren* statt *über den Theilen* und *über dem Ganzen*. S. 54. Nr. 2. ist der letzte Satz völlig unverständlich. Auch schreibt

der Verf. *skolastisch* für *scholastisch*, *Entymem* für *Enthymem*, bald *kategorisch* bald *kathegorisch* z. B. S. 93. wo beyde Schreibarten zweymal vorkommen, wiewohl nur die erste richtig ist. Durch die beyläufige Einmischung poetischer Floskeln entsteht auch eine gewisse Ungleichheit des Styls. Doch ist dem Verf. die Kunst, sich auf eine angemessene und wohlgefällige Weise auszudrücken, keineswegs völlig fremd. Wir führen zu dem Ende noch eine Stelle an, die an Gehalt und Gestalt vorzüglich ist und in letzter Hinsicht unverbesserlich wäre, wenn sie nicht durch einen kleinen Fehler und ein paar ausländische Wörter entstellt würde. Sie findet sich S. 144 und lautet so: „Wenn von wissenschaftlicher Bildung und Philosophie die Rede ist, so ist es nicht genug, seine Ansichten und Gesinnungen auf das Gefühl zu bauen; es muss immer zugleich auch ein Wissen damit verbunden seyn; denn diess ist das Charakteristische des menschlichen Geistes, dass er von allem dem, was in ihm in Gefühlen vorhanden ist, sich zugleich ein deutliches Bewusstseyn verschaffen könne [kann]. Denn das Gefühl wird sehr oft besiegt durch fremde Einflüsse, und wird entweder ganz wirkungslos gemacht oder erhält eine schiefe Richtung. Wenn aber ursprüngliches Gefühl gepaart ist mit Klarheit der Einsicht und beyde, Gefühl und Wissen, harmoniren, so herrscht Festigkeit, wovon innere Sicherheit und Selbstvertrauen, die beyden Attribute [Eigenschaften] eines soliden [gediegnen] Charakters, die nothwendigen Folgen sind.“

G E D I C H T E.

Poetische Versuche von *August Julius v. Heyden.* Erster Theil. Breslau, 1810. 178 S. 8. (1 Thlr.).

„Schüchtern — sagt der Verfasser in der Vorrede — übergebe ich dem Publikum den ersten Versuch meiner litterarischen Arbeiten. Sie sind grösstentheils die Früchte einer Periode, die mir durch ihre schmerzlichen Eindrücke höchst wichtig ward, und die in der Geschichte meines Lebens eine bedeutende Rolle spielte. Ich bitte, diese Erzeugnisse meines Dilettantism mit Nachsicht aufzunehmen, denn ich fühle dass ich derer bedarf, und werde mit Dank jede Zurechtweisung aufnehmen und benutzen, um so mehr wenn sie nicht bloss zu meinem Verstande, sondern auch zu meinem Herzen überzeugend spricht. Ich kenne schon jetzt viele der Fehler, welche ich, als ich vor einem halben Jahre diese kleine Schrift zur Herausgabe fortsandte, *aus Mangel an richtiger Kenntniss* übersah, und *fast jedes einzelne Produkt würde hie und da* (?) *eine kleine* (?) *Abänderung erleiden*, wenn nicht das Ganze schon die Presse verlassen hätte.“

Was soll Rec. nach einem solchen Selbstgeständniss nun noch hinzufügen? — Der Verfasser hat die Bescheidenheit keineswegs übertrieben: seine poetischen Versuche würden in der That nicht nur *hie und da* eine *kleine*, sondern *durchgehends* eine *grosse* Abänderung erleiden müssen, wenn ihnen gebildete Freunde der Dichtkunst einigen Geschmack abgewinnen sollten. Wer wird aber auch gleich *den ersten Versuch* seiner litterärischen Arbeiten, deren Fehler man *aus Mangel richtiger Kenntniss* übersiehet, der Presse übergeben, und ein öffentliches Urtheil darüber verlangen? Das Corrigiren erster Versuche muss niemals auf Unkosten des Publikums geschehen, und eignet sich, da es ein gar zu unangenehmes und langweiliges Geschäft ist, durchaus nicht zu einer öffentlichen, sondern bloss zu einer Handlung unter vier Augen. Der Verfasser wende sich — wenn ihm anders unser Rath etwas werth ist — mit seinen künftigen Versuchen doch ja erst an einige sachverständige Freunde, bevor er sie der Presse übergiebt; vielleicht helfen ihm die, was wir ihm recht sehr wünschen, eine zu späte Reue ersparen. Eine gewisse Leichtigkeit zu reimen ist ihm durchaus nicht abzusprechen, aber zum Dichter wird unendlich mehr erfordert als das. Wir empfehlen ihm vor allen Dingen die Lektüre, oder vielmehr das fleissige Studium unserer guten Dichter; das kann und wird ihn zur Erkenntniss dessen, was ihm mangelt, führen, und ihn *vielleicht* mit den Musen vertrauter machen, als er es bis jetzt ist.

P R E D I G T E N.

Gemeinfassliche Gelegenheits-Reden, als ein Beytrag zur Verbreitung des Reiches Gottes auf Erden. Von *einem Schulmanne, der intellectuelle u. moralisch-religiöse Erziehung ausübet.* Zweyte verm. u. verb. Auflage. Bamberg und Würzburg, bey J. A. Göbhardt, 1810. 8. 188 S.

Nach dem offenen Geständnisse des ungenannten, aber nicht unbekannten Verfassers, ist diese zweyte Auflage, ohne weitere Verbesserungen, bloss mit einigen neuen Predigten vermehrt worden.

NEUE

LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

98. Stück, den 15. August 1810.

Kunstgeschichte und Mythologie.

Zwey Taschenbücher, diesen Fächern der Literatur gewidmet, von denen das erste zum zweytenmal, und noch anziehender als im vorigen Jahre, das andere zum erstenmal auftritt, verdienen vorzügliche Aufmerksamkeit und Empfehlung. Liebte unser Zeitalter nicht den Titel und die Form der *Almanachs*, wohl mehr als sich gebührt, der erstere würde als *Jahrbuch* für Alterthümer und Kunstgeschichte, der zweyte als *mythologisches Lesebuch* nicht etwa nur auf dem Prunktische gebildeter Leser und Leserinnen jedes Standes, sondern auch in den Arbeitszimmern der Gelehrten und Künstler, vornehmlich der erstere, ihren verdienten Platz finden, und ihr Verkaufspreis, der mit dem Gegebenen im billigsten Verhältnisse steht, kann von der Anschaffung derselben nicht zurückschrecken.

Almanach aus Rom für Künstler und Freunde der bildenden Kunst. *Zweyter Jahrgang.* Herausgegeben von *F. Sickler* und *C. Reinhart* in Rom. Mit (21) zum Theil colorirten Kupfern (von verschiedener Grösse) und einer Charte. XII, XX und 312 S. 8. ohne den Künstlerkalender. Leipzig, bey Göschen, 1811. (6 Thlr.)

Reichlicher noch in jeder Hinsicht ist dieser Jahrgang ausgestattet, als der vorjährige, mannigfaltiger in seinen Belehrungen, vielseitiger in den Unterhaltungen, die er gewährt. Die Kupfer auf kl. folio Bogen sind, das Titelkupfer ausgenommen, in einem besondern Portefeuille beygelegt, eine sehr verständige Einrichtung des Verlegers, das Brechen derselben sowohl, als das Verkleinern nach dem Maasstabe des Almanachs zu vermeiden. Den Anfang macht auch diessmal der Künstlerkalender. Im vorigen Jahre war der Anfang gemacht worden, die Namen, das Vaterland, die Epoche, die Verdienste der vorzüglichern Menschen des Alterthums, die sich in allen Zeiten und in verschiedenen Theilen der architektonischen und bildenden Kunst ausgezeichnet, anzugeben. Diessmal sind es Künstler der mittlern Zeitalter vom 4ten bis 16ten Jahrh., und zwar erst Architekten, dann Plastiker, Mosaikisten und Maler, die uns aufgeführt werden mit Angabe ihrer Zeit, ihrer Werke, ihres Stils u. s. f. Der Geschichtskundige wird freylich auch hier manche Namen vermissen, und der Kritiker auch Einiges zu ergänzen und zu berichtigen finden, aber beyde mit der Ausführung im Ganzen sehr zufrieden seyn; und der, welcher die Uebersicht der Künstler jedes Fachs zu haben wünscht, vollkommen befriedigt werden. Die Einleitung zu diesem Künstlerkalender enthält einige Betrachtungen über den Untergang der alten Kunst und den Ursprung der neuern, und über die Verschiedenheit beyder. Die junge, christliche Sculptur, heisst es unter andern, beschäftigte sich mehr mit der Darstellung von moralischen als von bloss sinnlichen Wundern. — Die Religion der Alten gab selbst die wesentlichen Motive zu den lieblichern Darstellungen der malenden Kunst, welche die Religion der christlichen Zeitalter verdammen muss. Nur die Richtigkeit der Formen nebst ihrer Schönheit und dem äussern Farbenreiz konnte in die Malerey der christl. Kunst übergehen, welche tiefere Gefühle dem Auge zu enthüllen strebte, und die durch den Vortrag, mit dem sie die Darstellung dieser Gefühle begleitete, die Ansicht des innern Menschen aufgestellt hat, die das bisherige christl. Zeitalter auch in dieser Hinsicht von den andern, die bis zu ihm waren, auf die bestimmteste Weise unterscheidet. Dem Kalender folgen Resultate, die aus ihm gezogen sind. Die wichtigsten sind folgende: Auch im christl. Zeitalter erwacht zuert die Architektur, und zeigt sich mit dem ihr eigenen Stil zuerst im Tempelbau. Weder der sogenannte gothische, noch der lombardische Stil ist bey diesen Völkern ausschliesslich entstanden und geübt worden; beyde sind zu gleicher Zeit verbreitet, und man kann den gothi-

schen Stil höchstens den nördlichen, den lombardischen den südlichen Stil nennen. An der Einrichtung der sogenannten gothischen Kirche hat, lange nach der Zeit, da keine Gothen mehr vorhanden waren, der Klerus den grössten Antheil gehabt. Die Kreuzform liegt allen christlichen Kirchen von Bedeutung zum Grunde. Der lombardische Stil ist eine Vermischung der ehemaligen Architectur mit derjenigen, die aus der Kreuzform entstand. Der Bau der grössten christl. Kirchen hat mit Kuppeln begonnen und damit geendigt. Die Plastik hat viel später, als die Architektur, einen bedeutenden Schritt vorwärts gethan. Die ältesten plastischen Arbeiten (9 — 13. Jahrhundert) stellen rohe, unförmliche Klötze, in grobem Stil gearbeitet, dar. Niccola da Pisa wurde für die neuere Sculptur, was Dädalus für die alte gewesen war. Am Tempelbau und in Tempeln wurde sie zuerst zur Verzierung angewendet. Die ältesten Arbeiten desselben sind von religiöserBedeutung. Der Stoff ist erst gewöhnlicher Baustein, dann Holz und Marmor, und erst mit dem 14ten Jahrh. zeigt sie sich in Bronzarbeiten in Italien. Frühere Porten daselbst von Bronze sind griechische Arbeiten. Nach Andreas Pisano bringen Moccio von Siena und Nino Ugolino die Plastik in Bronze etwas weiter, unter Brunelleschi und Donatello Agnani erhebt sie sich; unter Ghiberti, dem Urheber der neuen bronzenen Porten in Florenz, kommt sie schon zu einer unübertroffenen Vollendung. Wenn in der Architektur, was besonders den Tempelbau im originellen Stil anlangt, die Deutschen und andere Völker mit den Italienern gleiches Verdienst haben, so haben diese allein den Vorrang in Hinsicht auf die bessere Sculptur. Die mehr zu Ornamenten, als zu Befriedigung des höhern Sinnes bestimmte Kunst der Mosaik scheint in Italien im Mittelalter verloren gegangen zu seyn; die ältesten noch in Italien übrigen Mosaiken aus dem 4ten bis 8ten Jahrh. werden S. XII ff. verzeichnet. Diese Kunst erhielt erst von Giotto, Gaddi und Cavallini eine bessere Form und edlere Bestimmung. So wie im Alterthume, so tritt auch in der christlichen Kunst am spätesten die Malerey auf, und die Vollendung der Sculptur geht immer einige beträchtliche Schritte in der Zeit der Malerey voraus. Als Ursachen davon werden angegeben: die Sculptur war zur Ausschmückung der Tempel nöthiger, als die Malerey; die letztere hat grössere Schwierigkeiten in der Ausübung, und setzt ein tieferes Studium voraus; die Form der festeren Theile muss erst durch die Sculptur berichtigt werden, ehe die Malerey sie beseelen kann. Dass die griechischen Maler einen grössern (war er wirklich viel länger?) Zeitraum brauchten, um von den vollendetsten Werken der Sculptur zu eigner Vortrefflichkeit aufzusteigen, als die christlichen, wird daher geleitet, dass die letztern meistentheils auch Bildhauer waren, und beyde Künste einander also mehr unterstützten. Cimabue und Giotto befreyeten die Malerkunst vom neugriechischen Styl, und fingen an die Natur nachzuahmen. Nach Giotto wurde die Zeichnung richtiger, die Form edler; in der Schule der Gaddi vervollkommnete sich das Colorit, die Frescomalerey bildete sich aus; die Natur wurde edler dargestellt, Gefühle ausgedrückt; bald entstand die Oelmalerey; die besseren Keime der Landschaftsmalerey zeigten sich. — Der erste Aufsatz S. 1 — 53. beschreibt die *Apotheose des Titus als Apollo*, ein grosses antikes Deckengemälde in Enkaustik aus dem Pallast des Titus auf dem Esquilin in Rom; wozu das erste colorirte Kupfer, und noch ein Plan des Pallastes und ein Platfond aus demselben, im Umrisse dargestellt, gehören. Bekanntlich hat der Kaiser Titus Rom mit mehrern herrlichen Gebäuden ausgeschmückt. Das prachtvollste war der noch in seinen Hallentrümmern ehrwürdige Friedenstempel, nicht weit vom Forum an der Via Sacra, mit den herrlichsten Statuen und und Gemälden ausgeschmückt. Ein zweytes architektonisches Monument aus jenen Zeiten ist der Bogen des Titus, ein drittes das Colosseum, das denselben Platz bedeckt, den vorher die Seen des Nero in dem zu seinem goldnen Hause gehörenden Garten eingenommen hatten, aus dem schönsten Travertinsteine von Tivoli erbauet (in neuern Zeiten predigten Capuzinermönche in seiner Area Busse und Kreuz). Das vierte ist der Pallast des Titus nebst den dazu gehörigen Thermen. Die Brücke, welche aus diesem Pallast zum Colosseum führt, ist nicht mehr vorhanden. Auf den Trümmern des Kaiserhauses steht jetzt eine Salpeterfabrik, in welcher ein Heer von Galeerensklaven täglich arbeitet; den grössten Theil des Pallastes und der Thermen des Titus umschliesst ein Weinberg. Die Reste davon werden genau, und mit Berichtigung mancher gewöhnlichen Angaben beschrieben; es sind mehrere Plane davon vorhanden, der von Brenna in dem Werke von Mirri gegebene Aufriss ist (in dem 1.Kupf.) verkleinert dargestellt, (so dass man nur die Substructionen vom Hause des Titus sieht, da der Plan der Thermen, der Beschränktheit des Raums wegen, nicht aufgenommen werden konnte,) und die Lage des ganzen Pallastes, die Theile und Zimmer nebst ihrer Bestimmung verständig beschrieben. Die Souterrains des halbrunden Gebäudes gehörten, wie der Verf. darthut, allein zu dem Pallast, nicht zu den Bädern, und machten nicht einen Theil der Thermen aus, wie man bisher annahm. In Bädern wäre auch die Verschwendung wohl ausgeführter Gemälde lächerlich gewesen. Sie bildeten vielmehr das eigentlich sogenannte Haus des Titus. Der Irrthum über die Bestimmung des halbrunden Gebäudes (zu einem Theater) rührte vom Palladio her. Zwischen den Souterrains des Wohnhauses und den Sette Sale mussten sich

die Thermen befinden. Das Gebäude war gegen das Colosseum, also nach Süden gerichtet. Seine Souterrains, Hallen, Säle und Zimmer waren dazu bestimmt, dem Kaiser und seiner Familie zum kühlen Aufenthaltsort während des Sommers zu dienen. Ihre besondere Richtung wird aus der Absicht, gegen die Mittagshitze und vornehmlich den Scirocco zu sichern, erklärt. In der Mitte des Halbrunds befindet sich das Zimmer, wahrscheinlich das vorzüglichste, welches das schöne Deckengemälde enthält. Alle Malereyen in diesem Zimmer sind schöner entworfen und ausgeführt, als in den übrigen. Vielleicht war es das Wohnzimmer des Kaisers (dann hätte der bescheidene Fürst doch wohl nicht bey seinem Leben seine Apotheose darin abmalen lassen). Die gewölbte Decke hat ausser dem grossen Gemälde noch vier kleinere um dasselbe herum. Die *neuern* Barbarenhände haben auch hier Vieles vernichtet, was einer längern Erhaltung würdig und fähig war; sogar die Eitelkeit neuerer Künstler, unter denen selbst Herr Brenna sich befindet, hat es verunstaltet. In welchem Zustande das Zimmer war, als es der Vf. zum erstenmal sahe, wird angegeben, und zugleich bemerkt, warum man bisher das wichtigste Gemälde gewöhnlich übersehen hat, und was die Herausgeber gethan haben, um es so treu als möglich copiren zu lassen und darzustellen; mühsame und kostspielige Vorkehrungen, die Achtung für das gelehrte und kunstliebende Publicum beweisen und Dank verdienen. Ein Umriss des ganzen Plafonds gibt eine allgemeine Ansicht. Das Hauptgemälde in der Mitte bildet ein vollkommenes Viereck von 6 röm. Palmen und 10 Unc. Höhe und Breite, und gehört, nebst der im vor. Jahrgang abgebildeten Roma, zu den grössern antiken Gemälden, die bisher in Rom und Neapel ausgegraben worden sind. In der Mitte sitzt eine männliche Figur, mit einem Nimbus um das Haupt, auf einer Sella Curulis fast unbekleidet, da das himmelblaue schön geworfene Pallium nur den Rücken und einen Schenkel bedeckt; das Diadem bezeichnet den Heerführer; zu zwey Seiten stehen zwey weibliche Figuren; vor der sitzenden Figur aber steht links eine grosse schöne weibliche Figur mit einer Flöte und Opfergefäss, ihr gegenüber ein Jüngling, der ein mit rothem Wein gefülltes Gefäss darreicht, und die meiste Handlung im ganzen Gemälde zu haben scheint. Die Composition ist, nach dem Urtheil aller Künstler in Rom, gut gedacht und leicht fasslich; die Haupthandlung richtig dargestellt, die Figuren gut gruppirt, die Zeichnung vereinigt Grösse mit Mannigfaltigkeit, und die Farbengebung Reichthum mit Lieblichkeit und Harmonie. Es werden sodann die vier andern Gemälde, die auf der 4ten u. 5ten Tafel abgebildet sind, beschrieben, von denen das erste eine Gebärerin auf dem Bette nebst einer Ilithyia, das zweyte zwey neugeborne Kinder, mit denen Nymphen sich beschäftigen, das dritte die Siegesgöttin nebst andern Figuren, das vierte dieselbe Victoria nebst dem Siegesross u. s. f. darstellt. Sie stehen im Zusammenhange mit einander, und das erste und zweyte soll auf Latona und ihre beyden Kinder, das dritte und vierte auf den Kaiser Titus als Krieger und Sieger bezogen werden. Da das erste allegorisch auf Titus, der vielleicht Zwillingsbruder der Domitilla war, gedeutet werden kann, so stellen diese 4 Gemälde des Kaisers Geburt und Leben in einer schönen Allegorie dar, (nur das Virgilische „cui risere parentes“ ist in dem Gesicht der Gebährenden nicht ausgedrückt); und diess führt auf die Deutung des grossen Gemäldes, die Verherrlichung des Titus als Apollo. Unterstützt wird diese durch die leicht zu erkennende Aehnlichkeit der Züge des Kopfs der Hauptfigur mit den Köpfen des Titus. Die Haupthandlung ist der Actus der Apotheose, der Jüngling überreicht dem Kaiser den Nectar. Die weibliche Figur ihm gegenüber erklärt der Vf. für ein Glied der kaiserl. Familie, auf deren Angabe das Gemälde vollendet wurde; die vier andern weiblichen Figuren sollen die vier Horen (?) oder Jahreszeiten vorstellen, und der Hauptgedanke soll seyn: Titus, als herrlicher Gott des Tages (daher das himmelblaue Gewand) verbreitet mit den Horen aus seinem Füllhorn Ueberfluss über sein Volk, und verdient Dank und Verehrung. Ist das Gemälde nicht schon beym Leben des Kaisers gefertigt, so ist es doch bald nach seinem Tode gemacht worden. Der Verf. glaubt das erstere, so wie er auch die Apotheose des Titus auf seinem Bogen noch bey dessen Leben gemacht glaubt. Auch sechs Arabesken von verschiedener Art an derselben Decke sind auf zwey Tafeln (6 u. 7.) dargestellt, wovon die eine colorirt ist, und die zweyte auf Verlangen ebenfalls colorirt für den Preiss von 16 Gr. beym Verleger zu erhalten ist. Die Herausgeber werden in den folgenden Jahrgängen ähnliche Muster folgen lassen, die zur Einführung des bessern Geschmacks in der Verzierung der Zimmer benutzt werden können. Der allgemeinen Annahme und Tradition zufolge ist das Zimmer, in welchem das Gemälde sich befindet, dasselbe, in dessen Nische der Laokoon gefunden wurde. Fälschlich gab Uggeri ein anderes Gewölbe in den Thermen an, wo aber der Antinous von Belvedere gefunden worden war. Gelegentlich wird bemerkt, wie Plinius leicht den Irrthum begehen und angeben konnte, die Gruppe des Laokoon sey *ex uno lapide;* er konnte nämlich, der Localität wegen, die Zusammensetzung am rechten Schenkel durchaus nicht entdecken. — S. 54—106. *Michel Angelo Bonarotti* von Casentino, eine treffliche Biographie desselben, mit seinem von Prof. Jagemann nach einem Originalporträt treu und geistvoll gezeichneten u. von Schnorr kräftig gestochenen Bildnisse. „In Michel Angelo — sagt der Vf. und fasst so in wenigen, aber starken, Zügen die Charakteristik

des grossen Künstlers zusammen — verschwindet die Individualität der grossen Weltepoche, der er angehört, vor der Universalität eines heroischen, kühnen, rastlos thätigen Geistes, der nicht bloss den Geist seines Zeitalters, sondern vielleicht den aller übrigen zu umfassen und darzustellen strebt, und diese beyde zeigen sich dann in einer Originalität, welcher nur die des Homer oder des Phidias gegen über gestellt werden kann. Vor ihm ward nichts von dem gegeben, was in allen seinen Schöpfungen so mächtig auf uns wirkt; vor ihm lag sogar vieles von dem Einzelnen nicht vorhanden, was er vereint dargestellt hat. Mit einer neuen dichterischen erhabenen Ansicht eben sowohl als mit einem nur ihm eigenen, von ihm geschaffenen Stil ging er unter seinen Zeitgenossen gleich einer jungen Sonne auf, die ein noch nie gekanntes Licht durch die unermesslichen Räume eines grossen Planetensystems sendet, und bleibt er vor uns stehen, als ein Coloss, der, allen Zeitaltern, den vergangenen wie den zukünftigen, angehörend, den Verstand zugleich, wie den Sinn und das Herz, erhebt." Seine Bildungs- und Lebensgeschichte, und seine Arbeiten sowohl der Sculptur (in welcher er gewiss auch die grösste Vollkommenheit erreicht haben würde, wenn nicht andere Beschäftigungen sein rastloses Streben immerfort getheilt hätten) als in der Malerey werden mit Benutzung der ausgewähltesten historischen Notizen und mit lehrreichen Bemerkungen aufgeführt. Zwey Gemälde desselben, die Schöpfung Adams und Eva's, sind in Hrn. Schnorrs Zeichenbuche in Kupfer gestochen und Abdrücke der Platten diesem Almanach beygelegt. Der Vorwurf, dass Michel Angelo ein Mensch von unangenehmen Umgang gewesen sey, wird abgelehnt, und dagegen aus den bessern seiner Biographen angeführt, dass sein Naturell eines der gutmüthigsten, mit dem lebhaftesten Feuer und durchdringendsten Verstande verbunden gewesen sey. — S. 107 — 130. *Der Zug des Bacchus.* Ein antikes Basrelief in dem Pallast des Duca Braschi in Rom, m. e. Kupfer. Zuvörderst wird der Grund angegeben, warum Demeter (Ceres) uud Dionysus (Bacchus) bey den religiösen Festen des Alterthums eine so grosse Rolle spielen und so oft den Dichtern und Künstlern Stoff für ihre Werke gegeben haben. Vornemlich wird der Zug des Bacchus häufig von Dichtern erwähnt und in Monumenten der ältern Kunst dargestellt. Die älteste und sicherste Stelle über denselben findet man in des Euripides Bacchantinnen. Ihr zufolge fängt dieser Zug in Lydien an, geht durch Phrygien, Persien, Bactrien, Medien, Arabien u. s. w. und kömmt zuletzt nach Griechenland. Er bewegt sich in den Breitegraden, welche die Natur zunächst für den Weinbau bestimmt. Das Gebirge Tmolus in Lydien muss als das älteste bekannte Mutterland des Weins angesehen werden. Die dichterische und künstlerische allgemeine Ausschmückung dieses Zugs wird angeführt. Den Grund, warum die Züge des Bacchus wie die Bacchanalien so häufig auf Sarkophagen angebracht sind, glaubt Hr. Sickler (von dem vermuthlich dieser Aufsatz herrührt) in dem Mythus vom Ampelos, dem Satyr und Geliebten des Dionysos und von dessen Tode gefunden zu haben (einem Mythus, der ebenfalls auf Kleinasien als Vaterland des Weinstocks deutet), so dass die Züge des B. und die Bacchanalien auf Sarkophagen als Obsequienfeyer des Ampelos betrachtet werden können. Das bis itzt noch durch keinen Stich bekannt gewesene Basrelief nimmt die vordere nebst den beyden kürzern Seiten an einem Sarkophag von griech. Marmor ein, und ist vollkommen erhalten und von vortrefflicher Arbeit. Vor dem Zuge wird der schlauchartige Silen getragen, ihm folgen zwey Tiger, die von einem Eros geführt eine Birota führen, auf welcher eine Bacchantin sitzt. Vor ihr ist ein zweyter Eros mit einer Fackel (die nächtliche Zeit anzudeuten). Bey den Tigern steht ein Opferpriester mit Fackel. Dem Wagen folgt ein Faun, und dann kömmt erst der vierräderige Wagen mit dem bärtigen Bacchus selbst, gezogen von einem Centaur und einer Centaurin. Vor dem Bacchus liegt eine schöne Bacchantin und hält mit ihm den Cantharus empor. Auf der hintern Seite des Wagens steht ein Eros und den Beschluss macht ein Faun. Die Ausführung im Einzelnen hat manches Eigne. Die Reliefs der beyden kürzern Seiten sind zwar abgebildet, aber vom Verf. nicht erklärt. — S. 131 — 138. *Der Indische Bacchus.* In der Gallerie des Duca Braschi in Rom. Mit 2 Kupfern, welche die Statue von vorn und von hinten darstellen. Die Figur enthält keine von den Eigenschaften, die man gewöhnlich dem Bacchus zuschreibt, scheint ihnen sogar zu widersprechen, und ist in Rom gewöhnlich für einen hetrurischen Priester gehalten und dieser Ansicht gemäss, mit der Patera und dem Opfergefäss restaurirt worden. Die 9. röm. Palmen hohe Statue ist nemlich bis auf die Unterarme und Hände vollkommen erhalten, und gehört dem Stil nach in die frühern Zeiten der griech. Kunst vor Phidias (?). Die Restauration ist grundfalsch. Wahrscheinlich hielt die Statue einen Thyrsusstab in der Rechten. Das bestimmteste Zeichen eines Bacchuskopfs ist der Epheukranz mit Beeren, auch ist der Kopf völlig den sogenannten Köpfen des Plato oder Hermen des Liber Pater ähnlich, und die Statue stellt folglich den indischen Bacchus dar. Sie ist um so wichtiger, da sie des Stils und der Arbeit wegen in die ältern Zeiten der Kunst gehört und das Originalideal vorzeigt, nach welchem alle Bacchusköpfe gearbeitet worden, auch die Meynung Zoëga's widerlegt, dass erst nach Alexanders Zeiten der indische Bacchus von Künstlern dargestellt worden sey. — S. 139. f. *Venus*, eine Büste im Museo Pio-

Chiaromontano des Vaticans. Vor ungefähr 7 Jahren wurde dieser Kopf bey den Ausgrabungen in den Thermen Diocletians gefunden und gehörte wahrscheinlich zu einer Statue, ist neuerlich auf eine Brust gesetzt und als Büste aufgestellt worden und wird von den römischen Antiquaren einstimmig als Venuskopf anerkannt. Der vorherrschende Ausdruck ist jedoch von dem in der capitolinischen und in der mediceischen Venus verschieden, und unterscheidet sich überhaupt von allen bekannten Köpfen der Venus durch einen lieblichen Ernst, vielleicht Ideal der Venus Apostrophia. Den Künstlern scheint er nach einem Original, und in Bronze gearbeitet zu seyn, weil alle Erhöhungen und Einschnitte so scharf gearbeitet sind, wie sie sich gewöhnlich in Bronze zeigen. Er ist hier zum erstenmal in Kupfer gestochen. — S. 141 — 149. *Diana*, mit der Reh- und Köcher-Krone nebst dem Schleier, in dem Pallast des Duca Braschi in Rom. Auch diese merkwürdige Statue war durch den Stich noch nicht bekannt geworden. Von ihrer Geschichte sagt Hr. S. nichts, als dass sie in den Ruinen eines Tempels in Latium gefunden worden sey. Von drey bekannten Vorstellungen der Diana, als Artemis oder Göttin der Jagd, als Selene Lucina, und als Ilithyia passt keine auf diese Statue. Die Göttin ist in einem edlen und einfachen Anstand, ruhend, vorgestellt. Sie hält in der Rechten sanft die vordern Füsse eines an sie hinangesprungenen jungen Rehkalbes, ihr Gesicht hat einen liebevollen Ausdruck, auf dem Kopfe trägt sie ein Diadem, das aus jungen Rehkälbern mit Köchern dazwischen gebildet ist, und von einem Schleier halb bedeckt wird. Ihr langes Untergewand ist nur einmal über den Hüften gebunden, darüber sieht man das kurze Colobium. Man kann in ihr nur die Beschützerin oder Wächterin der Waldgebirge erkennen. Die Statue scheint von einem guten griechischen Meister herzurühren, und ist bis auf die Knie und Arme gut erhalten. Winkelmanns allgemeine Darstellung vom Ideal des Dianenkopfes und Behauptung, dass in den guten Zeiten der Kunst diese Göttin nie eine Krone erhalten habe, wird durch diese Statue widerlegt. — S. 150 — 181. *Ueber die Italienische Theatermusik*, nebst Vorerinnerungen, in welchen von der Veranlassung und dem Gehalte der Abhandlung, so wie von dem grossen Beyfall, den unsere Landsmännin, Dem. Häser, vornehmlich in Zingarelli's Opera seria, Romeo e Giulietta, einerndtete, Nachricht gegeben wird. Denn die Abhandlung selbst rührt von „einem eben so gelehrten, als talentvollen deutschen Componisten und Schriftsteller, der sich mehrere Jahre schon mit Italiens Kirchen- und Theatermusik in den Hauptstädten dieses Landes vertraut gemacht hat," her. Ihr sind drey Musikauszüge aus drey Opern, die gegenwärtig in Italien, besonders in Rom, am häufigsten gesungen werden, beygefügt worden, die man aber von dem Verleger nur abgeschrieben um einen billigen Preiss erhalten kann, weil es doch nicht allen Käufern des Kalenders angenehm gewesen wäre, dadurch den Preiss desselben erhöht zu finden. Dem zwar nicht sehr ausführlichen, aber mit strenger Kritik geschriebenem Aufsatze sind einige Notizen von neuen italien. Opern, die Glück gemacht haben, den vorzüglichsten Theatern, Theaterdichtern, Theatercomponisten, Malern, Sängerinnen u. s. f. zugegeben. — S. 182 — 217. *Das älteste Latium*, dessen vorzüglichste Städte, Tempel, Villen, Haine, Seen und Flüsse; zur Erläuterung der (beygefügten kleinen) Charte und der nachfolgenden Kupfer. In von Bonstetten's Reise findet man zwar auch eine kleine Charte eines Theils dieses Landes, aber die gegenwärtige, ein sehr verkleinerter Auszug aus der grössern, die ganze Campagna von Rom umfassenden Charte, welche Hr. F. Sickler so eben in Rom mit einer kleinen Schrift darüber zum grossen Vortheil für die Ausleger röm. Classiker und für Alterthumsforscher herausgibt, ist ungleich vollkommner und vorzüglicher. Latium ist das erste Land, welches in der Cultur- und Völkergeschichte des westlichen Europa's hervortritt. Das älteste Latium ist derjenige Theil des römischen Gebiets, welcher zwischen den beyden Flüssen, der Tiberis und dem Numicus, längs der Meeresküste bis über Rom hinaus zur Aqua Crabra und dem Monte Cavo sich erstreckt, wodurch das alte Alba Longa nebst den beyden Seen von Albano und Nemi mit eingeschlossen wird. Das spätere (ältere) Latium (unter Roms Königen und in den ersten Zeiten der Republik) dehnte sich weiter nördlich bis zu dem Anio, die Gebirge der Aequer u. Volsker aus. Das neuere Latium (in den letzten Zeiten der Republik und unter den Kaisern) hatte das Sabinergebirge, den ganzen obern Theil des Anio und den Liris zu Gränzen. Die Geschichte dieses classischen Ländchens, seine Strassen, Städte, andere Orte, Alterthümer werden kurz beschrieben. Der Hauptweg in diess Latium ist jetzt die Strasse nach Ostia. Die vorzüglichsten Kräuter und andere Gewächse dieser Gegenden werden genannt. Jede Art von Gewächsen würde in dem fruchtbaren Boden gedeihen, wäre es nur nicht, aus Mangel an Arbeitern, ohne Ackerbau und die Luft im Sommer so ungesund. In dem Campo Veneris (jetzt Campo Jemini genannt) war ehemals ein berühmter Tempel der Venus Genitrix, dessen lang unbekannte Lage, erst 1802 bey Niederschlagung eines Waldes entdeckt wurde. Die Statuen, die man dort auffand, die aber grösstentheils nach England verkauft worden sind, werden S. 201 — 204 verzeichnet. Die Strasse nach Ardea, sonst via Numici genannt. Von Ardea führt ein Weg nach dem heutigen Albano, das auf der Stätte der ehemaligen villa Pompeji und einem Theil der villa Domitiani gebauet ist. Lange vor der Herrschaft des Saturnus bedeck-

ten Fluthen und durchstürmten Vulcane das ganze Land, auf welchem sich späterhin Rom erhob, und viele Jahrhunderte mussten verfliessen, ehe der vulcanische Boden des ältesten Latiums urbar gemacht werden konnte. Es folgen sodann Nachrichten von einzelnen merkwürdigen Orten, mit Abbildungen derselben: S. 218—221. Laurentum, gegenwärtig Torre Paterno (ehemals sehr bevölkerter Königssitz des Latinus, nun so herabgekommen, dass man nur wenige Menschen dort sieht); S. 222—226. Lavinium, gegenwärtig Pratica, die auf der Spitze eines mässigen, schönen Hügels lag, mit romantischer Aussicht. Von den alten Tempeln und Gebäuden ist jetzt keine Spur zu finden, Pratica ist klein, hat im Sommer wegen der schlechten Luft kaum 20 Einwohner, im Winter 500. — S. 227—230. *Ardea*, jetzt nur noch ein kleiner Ueberrest der Hauptstadt des ehemaligen furchtbaren Reichs der Rutuler; die Gegend um die Stadt enthält mehrere Schwefelquellen; die Vegetation ist kräftig und schön. S. 231—243. *Ostia.* Diese alte berühmte Stadt mit ihren merkwürdigen Trümmergefilden hat man in neuern Zeiten über Herculanum und Pompeji zu sehr vergessen. In den Zeiten der Republik und der Kaiser bis auf Konstantin war diese Stadt von 80000 Menschen bewohnt, aber schon im 6ten Jahrh. fast ganz in Ruinen versunken. Durch Wasserfluthen hat sie ungleich mehr als durch Plünderung und andere Unfälle erlitten, daher sind auch so viele Kunstsachen bey den wenigen Nachgrabungen dort gefunden worden. Papst Gregor IV. hat unweit des alten Ostia eine neue Stadt (im 9ten Jahrh.) erbauet, nicht Leo IV. Privatpersonen haben zuerst die Aufmerksamkeit auf die ehemalige Stadt geleitet. Ein Portugiese, D. Diego di Norogna, liess 1783 zuerst eine Nachgrabung dort unternehmen, eine zweyte auch noch 1783 Volpato, eine dritte der schottische Maler Hamilton 1788, eine vierte 1796 der englische Maler Fegan. Dann folgten öffentliche Nachgrabungen unter Fea's Aufsicht. Was man gefunden und wohin es gekommen, wird angegeben. Das Museum Pio-Chiaromontanum ist dadurch sehr bereichert worden. (Wie viel wird das Land, dessen Anbauung, Luftverbesserung, die Auffindung und Erhaltung der Alterthümer unter der neuen Regierung, nach den schon getroffenen Anstalten, gewinnen!) S. 244—46. *Der Tempel des Jupiter Patulejus in Ostia.* Denn für einen Tempel dieses Jupiter halten ihn, nach des Livius Angabe, Fea und andere römische Alterthumsforscher, und unter allen über die Erde sich erhebenden Ruinen von Ostia ist er die bedeutendste. Das Merkwürdigste darin ist, nahe an der hintern Wand, eine Einrichtung, die einen Aufschluss über die Orakel in den alten Tempeln gibt. In einem Gang, der mit dem untern und obern Theile des Tempels in Verbindung stand, war ein Loch, von der Statue bedeckt, wodurch das Orakel gegeben wurde. Eine ähnliche Einrichtung aus einem Tempel in der Villa Adriani zu Tivoli wird angeführt. — S. 247—255. *Vermuthung über die Gruppirung der Colossen auf Monte Cavallo*, an einen einsichtsvollen und gelehrten Liebhaber von dem Ritter *Canova.* Es wird auf eine überzeugende Art und mit Beziehung auf die davon hier mitgetheilten Kupfer dargethan, dass, wenn sie auch wirklich in der Verbindung, in welcher sie jetzt stehen, gefunden worden sind, diese doch unrichtig sey, dass die Pferde in der Hauptansicht beyder Gruppen in einer so unglücklichen Verkürzung erscheinen, dass sogar der Unerfahrenste sie tadelt, von der Seite untersucht aber ausserordentlich schön im Ganzen und in den Theilen erscheinen, dass sie folglich von der Seite und nicht von vorn gesehen seyn wollen, und also anders gruppirt gewesen seyn müssen. — S. 256—276. *Ueber die Schicksale der Monumente der alten Kunst in Rom und in dessen Umgebungen.* Nach einer kurzen Darstellung der Art, wie so viele Monumente der Kunst in Rom zusammengehäuft wurden, theilt der Verf. die Behandlung seines Gegenstandes in zwey Abschnitte, deren erster sich über das Zerstreuen, Verschwinden und Vernichten der alten Kunstwerke, die sich ehemals in Rom und dessen Umgebungen befanden, verbreitet, der zweyte aber, von ihrem Wiederauffinden und Wiederaufstellen nur in einigen Hauptzügen, entworfen ist. — Der folgende Aufsatz S. 277—299 ist so reichhaltig, dass wir nur Einiges daraus erwähnen können. Zuvörderst Ausgrabungen in diesem J. — Alex. Visconti hat ein periodisches Werk, Medaglie antiche inedite, angekündigt. Herr *Sickler* wird seine beyden in Millin's Magasin enc. befindlichen französ. Briefe, in denen des Herrn Petit-Radel Hypothese von den Cyklopischen Constructionen in Italien als Werken der alten Pelasger widerlegt wird, deutsch mit Kupfern herausgeben. Von dem Tempel der Juno Lacinia in Calabrien enthielt der vorjähr. Almanach nur eine kurze Nachricht, diessmal ist, ausser einigen andern Nachrichten, auch des Hrn. Cuoco Schilderung desselben, aus seinem bekannten, auch übersetzten, Werke: Plato in Italien, mitgetheilt, S. 286—294. Der Verkauf der besten Kunstsachen in der Galleria Giustiniani geht fort. Die Piranesische Sammlung röm. Basreliefs ist durch Zoëga's Tod und andere Umstände unterbrochen, auch von dem Museum Pio-Chiaromontanum noch nichts erschienen. — S. 300 ff. wird eine interessante Uebersicht der neuesten vorzüglichsten Kunsterzeugnisse in Rom gegeben.

So mannigfaltig belehrend, für den Antiquarier, Philologen und Künstler gleich wichtig ist dieses Jahrbuch, so reich an neuen und bedeutenden Gegenständen, die mit der grössten Sorgfalt und Treue

bildlich dargestellt sind. Den Herausgebern und dem Verleger ist man für diese wahre Bereicherung der Archäologie, Kunstgeschichte und Kunst, für ihren Eifer für dieselbe und ihre Uneigennützigkeit Dank und Unterstützung schuldig.

Mythologisches Taschenbuch, oder Darstellung und Schilderung der Mythen, religiösen Ideen und Gebräuche aller Völker. Nach den besten Quellen für jede Classe von Lesern entworfen von *Friedrich Majer. Erster Jahrgang.* Für das Jahr 1811. Mit zwölf Kupfern. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. XX und 268 Seit. Taschenformat.

Der Herausgeber, längst durch die zwey ersten Bände des mythologischen Lexicons und andere Schriften, als Forscher der Geschichte überhaupt und der Religionsgeschichte insbesondere, berühmt, hatte früher schon den Entwurf zu einer solchen Sammlung interessanter und allgemein lesbarer Beyträge zur Geschichte der Religionen gemacht, wodurch eine allgemeine, von Hypothesen freye, kritische und pragmatische, genealogische Geschichte der Mythen und religiösen Systeme vorbereitet werden sollte. Jetzt macht er den viel versprechenden Anfang der Ausführung jenes Entwurfs mit dem *ersten Bändchen* einer Geschichte aller Religionen nach Völkern und Ländern. „Die entschiedene Vorliebe der Lesewelt, sagt er selbst in dem Vorberichte, für diese Form (des Taschenbuchs) hat mich dieselbe um so lieber wählen lassen, da es bey der gegenwärtigen Lage des Buchhandels nicht wohl möglich seyn würde, in einer andern dem Werke die nicht blos als angenehme Zierde, sondern um grösserer Deutlichkeit willen gewünschte, Ausstattung mit einer Anzahl guter Kupfer zu verschaffen. Götterbilder, Tempel, Grabstätten und Denkmäler, Opfergeräthe, Kleidungen, musikal. Instrumente, heilige Symbole und Gebräuche, sollen die Gegenstände derselben ausmachen, so oft es möglich ist, gute und glaubwürdige Abbildungen davon aufzutreiben. Diese Form schien mir aber auch darum vortheilhaft, weil sie der historischen Darstellung das wohlthätige Bestreben auflegt, in einem einfachen, von dem Zwange des gelehrten Ernstes so viel möglich freyen Vortrag, jeder Classe von Lesern eine angenehme Unterhaltung zu gewähren." Mit Zimmermanns Taschenbuch der Reisen kann das gegenwärtige nützlich verbunden werden, da beyde einander wechselseitig unterstützen können. Mit den Urvölkern Amerika's wird der Anfang gemacht, weil nach des Verfs. Ueberzeugung bey ihnen sich der *Naturdienst* in fast völliger Reinheit erhalten hat. Noch ein Bändchen wird sich mit ihnen beschäftigen und dann durch die Südsee der Uebergang nach Asien gemacht werden. Bey dem grossen Reichthum von Materialien musste freylich manches weggelassen werden, aber kein wichtiger Zug ist übersehen, um ein treues, weder verschönertes noch verstelltes, vollständiges Charaktergemälde zu geben, was jeden aufmerksamen Beschauer durch sich selbst belehren könne, was er davon zu halten habe. Lehrreiche Resultate, sowohl in Ansehung der einzelnen Völker, als in Betracht gewisser Religionsarten, wird der Hr. Verf. gewiss selbst aufstellen, und wir finden schon einige theils in der einzelnen Ausführung, theils in dem Vorberichte, angedeutet. Die vorzüglichsten und zahlreichsten Quellen sind gebraucht, nicht nur neuere, sondern auch ältere Reisebeschreibungen, und aus ihnen die nöthigen Belege in den am Schlusse jedes Abschnitts befindlichen Anmerkungen beygebracht, in welchen auch noch manche literarische und historische Notiz gegeben ist. Eben so sind die Kupfer guten Originalzeichnungen bey Picart, Dietrich von Bry, Lafitau, nachgebildet. Der erste Aufsatz S. 1—52 stellt *die religiösen Ideen der Grönländer* auf. Sie machen von der Ueberzeugung, dass der Körper des Menschen eine von ihm dem Wesen nach verschiedene Seele bewohnt, den Schluss auf die ganze Natur, deren sämmtliche Bestandtheile, Erscheinungen und Produkte sie ebenfalls von geistigen Besitzern beherrscht werden lassen, die nun wieder in mehrere Classen, Luftgeister, Meergeister, Feuergeister, Berggeister, Kriegsgeister u. s. f. getheilt sind. Auch Schutzgeister der Menschen und böse Geister nehmen sie an, und noch ein höheres Wesen, das auf die Handlungen der Menschen merkt und sie belohnt oder bestraft. Doch haben sie keinen Cultus, ob sich gleich Spuren vorfinden, dass ihre Vorfahren in bessern Zeiten u. einem wirthlichern Lande auch gottesdienstliche Gebräuche gehabt haben; und das Sonnenfest, jetzt nur eine Lustbarkeit, scheint ehemals ein religiöses Fest gewesen zu seyn. Ihre erheblichsten Traditionen und Mährchen, Meynungen von der menschlichen Seele, welche sie sich körperlich denken (ja sie nehmen sogar zwey Seelen u. eine Seelenwanderung an), ihre Todten- und Trauergebräuche (die in Verbindung mit religiösen Ideen stehen) werden aufgeführt, und von ihren Zauberern und Aerzten noch gehandelt. Die *Esquimaux* haben dieselben religiösen Ideen wie die *Grönländer*, so wie überhaupt dieselbe Sprache, Sitten und Gebräuche. Hr. M. vermuthet, dass die Esquimaux von Grönland aus an die von ihnen jetzt bewohnten Küsten gekommen sind, gegen die gewöhnliche Meynung, die sie aus dem nordöstlichen Asien ableitet. Er stellt vielmehr den prüfungswerthen Gedanken auf: dass sie zum finnischen Stamm gehö-

ren und von dem germanischen Stamme aus dem nordöstlichen Europa nach Grönland, und dann später von demselben Volksstamm verfolgt, in ihre jetzigen Wohnsitze gedrängt worden sind. — Der *zweyte* Aufsatz S. 53 — 250 stellt die *religiösen Ideen und Gebräuche der Urvölker des nördlichen Amerika's* auf. Es sind die zahlreichen Völkerschaften, welche bey Ankunft der Europäer die unermesslichen Landstriche des nördlichen Amerika von den Gestaden des Eismeers bis zu dem Meerbusen von Mexico herab und zwischen dem nördlichen stillen Ocean und dem atlant. Meer bewohnt haben oder noch bewohnen, von welchen hier die Rede ist. Sie alle wähnen die ganze Natur in allen ihren Theilen und Werken *beseelt* und von inwohnenden *Geistern beherrscht.* Mit Unrecht hat man den Völkern an der nordwestl. Küste, besonders den Bewohnern Californiens, alle religiösen Ideen abgesprochen. Allerdings glauben einige Völker nur wenige Naturgegenstände von unsichtbaren Geistern bewohnt. Die Mehrzahl dieser Völker glaubt an das Daseyn eines alle diese Geister übertreffenden göttlichen Wesens (den grossen Geist, Herr des Lebens). Sie glauben an Schutzgeister, welche die Gegenstände der nächsten und innigsten Verehrung sind. Ausser den Bildnissen der Schutzgeister hat man nur bey den Urbewohnern Virginiens die bildliche Darstellung eines höhern Wesens (Kiwasa) gefunden. Auch findet eine religiöse Verehrung der Vorfahren und der Schutzgeister der Thiere Statt. Nur bey wenigen Völkern gab es eigne heilige Gebäude, von denen die merkwürdigsten S. 70 ff. beschrieben werden, vornehmlich der Sonnentempel der Apalachiten. Dann wird S. 83 ff. von den bey diesen Völkern gewöhnlichen Gebeten, Büssungen, Gelübden, Nachricht gegeben. Bey den Irokesen gab es vor Zeiten gewisse heilige, den göttlichen Geistern gewidmete, Jungfrauen, und noch findet man bey den Huronen und Irokesen Männer, die sich dem Gelübde der Keuschheit ergeben haben. Von den Opfern, Feyerlichkeiten und Festen wird insbesondere beschrieben das der Sonne dargebrachte Opfer der männlichen Erstgeburt in Florida (mit einem Kupfer begleitet). Hr. M. vermuthet, dass diess grausame Opfer nur bey wenigen Stämmen Statt gefunden habe und auch da nicht allgemein gewesen sey. Der Rauch des Tabaks, besonders aus der Friedenspfeife, wird bey diesen Völkern als eine Opfergabe für die Geister angesehen. Eigentliche Opferfeste haben die Delawaren und die ihnen benachbarten Völkerschaften. Unter den jährlichen Festen der Völker ist das Sonnenfest in Florida, im Frühjahr, wobey man der Sonne die Abbildung eines Hirsches weiht, und ein Bussfest zu Ehren des bösen Geistes merkwürdig. Der Sonnendienst ist überhaupt unter diesen Völkern sehr verbreitet. Gesänge und Tänze, begleitet von musikalischen Instrumenten, gehören zu den vorzüglichsten Feyerlichkeiten. Der Religionstanz in Virginien ist besonders erwähnt u. abgebildet. S. 121 ff. sind die Meynungen dieser Völker von den Seelen der Menschen und Thiere und dem Lande der Seelen aufgestellt. Manche geben dem Menschen zwey Seelen, eine denkende und empfindende; der Glaube an Belohnung und Bestrafung nach dem Tode ist ziemlich allgemein. Die Vorstellung von dem Lande der Seelen wird durch eine uralte Sage bey diesen Völkern bestätigt, die Hr. M. anführt. Alle diese Völker setzen einen hohen Werth auf Träume (S. 138), und es wird selbst jährlich ein Fest der Träume gefeyert (S. 151). Dem Tode gehen diese Völker im Kampfe muthig und standhaft entgegen, und erwarten ihn in ihrer Hütte gelassen und mit Ergebung (S. 157). Die Standhaftigkeit der Kriegsgefangenen bey dem grausamsten Martertode ist bekannt. Einige Völker geben den schwachen und entkräfteten Alten den Tod, selbst auf ihr Verlangen. Die Todten - und Begräbnissgebräuche sind nach den Landschaften und Verfassungen der Völker verschieden. Manche lassen die Todten unbegraben liegen, bey den meisten werden sie begraben, bey einigen verbrannt. Es gibt auch Todtenfeyern, Begräbnissdenkmäler, Seelenfeste (bey den Huronen und Irokesen), Todtenopfer (selbst bey gewissen Völkern u. Umständen Menschenopfer). Die Trauergebräuche sind eben so mannigfaltig. S. 205 ist von Zauberern, Beschwörern, Wahrsagern, Sehern, Priestern, Nachricht ertheilt. Die Mehrzahl dieser Völker hat keine Priester; wo dergleichen sind, können sie meist nur durch harte Prüfungen zum Priesterthum gelangen. Es gibt bey einigen dieser Völker auch geheime Gesellschaften, und aus Carver wird die Aufnahme eines Jünglings in die freundschaftliche Gesellschaft des Geistes bey den Nadowessiern beschrieben. Der letzte Abschnitt S. 239 gibt die Tradizionen und Mährchen von der Entstehung der Erde, von grossen Ueberschwemmungen, vom Ursprunge der liebsten Erdfrüchte, von der Sonne und den Sternen.

Die Art des Vortrags ist so fasslich und angenehm, dass sie allen Lesern Unterhaltung gewähren wird, und die Auswahl und Stellung der Nachrichten so wohl berechnet, dass die so leicht in solchen Darstellungen entstehende Einförmigkeit glücklich vermieden ist. Man würde freylich eher zum Ziele gelangen, wenn jährlich zwey Abtheilungen des Werks erscheinen könnten, wozu der Verf. Hoffnung macht, wenn das Publicum diess Unternehmen begünstigt. Und wir zweifeln nicht, dass dem Hrn. Verf. der verdiente Beyfall und die gehoffte Unterstützung zu Theil werden wird, da jetzt dieser Theil der Cultur - und Menschengeschichte mehr Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat, die er auch verdient.

NEUE

LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

99. Stück, den 17. August 1810.

ARZNEYWISSENSCHAFT.

Entwurf einer Pathogenie aus der Evolution und Revolution des Lebens. Von *Johann Malfatti*, praktischem Arzte in Wien. Wien, in Commission bey Wappler u. Beck, 1809. 223 u. LXXXVI S. Einleitung. 8.

Unter den Männern, welche in den neuesten Zeiten das Leben der gesammten Natur als ein einiges Ganzes betrachteten, dasselbe aus dem innersten Leben ihres eigenen Ichs entwickelten und die Dinge nicht im Scheine ihrer Accidenzien, sondern in ihrem wahrhaften Wesen, in ihrem tiefsten Grunde und voller Totalität zu erkennen strebten, nahm *Troxler* eine ehrenvolle Stelle ein. Wenn auf diesem ideellen Standpuncte ein kräftiger Genius steht, so muss er nothwendig auch seinen ganz eignen Weg gehen; bey gleicher Tendenz mit der Schule, die ihn gebildet hat, wird er zu ganz verschiedenen und entgegengesetzten Resultaten gelangen, denn eine unendliche Mannigfaltigkeit von Pfaden führt aus dem Absoluten, wie es der Mensch anschaut, in die Sphäre der Wirklichkeit. Diess war der Fall, wie mit allen selbstdenkenden Jüngern der naturphilosophischen Schule, so auch mit *Troxler*. Er blieb aber dem Grundcharakter seiner Schule im Ganzen genommen treu, bewegte sich fast ausschliesslich in der ideellen Sphäre der Forschung, schuf Formeln, und trieb, indem er die Thatsachen ihnen subordinirte, ein geistreiches Spiel mit der Natur; die Blitze seines Genius erhellten ganze Gebiete, doch das volle warme Leben blieb ihm mehr oder weniger fern; die Durchführung seiner Theorie war mehr künstlich und ingeniös, als einfach und wahr; er ward seinem Zeitalter durch Erregung wichtig, indem seine Phantasie dem starren Stoffe Funken entlockte, die, in erregbarem Zunder aufgenommen, ein bleibendes Licht anzünden konnten. Unerwartet stellt sich ein Mann, begabt mit Scharfsinn und Phantasie, ausgestattet mit einer Fülle von Kenntnissen, gebildet in geistvoller Anschauung der realen Natur, in einem grossen Wirkungskreise gereift zum ausgezeichneten Heilkünstler, — unerwartet stellt er sich unter *Troxlers* Fahne, adoptirt seine Formeln, folgt fast überall seinen Winken und urtheilt mit so schneidender Strenge, wie es nur eine Secte thun kann, über anders Denkende. Hrn. *Malfatti's* Receptivität ist durch irgend einen Umstand gesteigert gewesen, als *Troxler* auf ihn eingewirkt hat, und unter dessen Influenz hat er das angezeigte Werk geliefert, welches unserer Ansicht nach drey Seiten hat. Seine wesentliche, allgemeine, und gleichsam ewige Seite ist die Hauptidee, nämlich die Deflexe zu schildern, zu welchen das Leben in seinen verschiedenen Momenten hinneigt, und das Wesen der Krankheiten zu ergreifen, welche aus dem Innern des Organismus, sofern er in einem bestimmten Alter begriffen, und diese oder jene Seite seines Wesens demnach mehr oder weniger ausgebildet ist, hervorgehen. Hier steht Hr. M. einzig da; seine reiche Erfahrung bietet ihm hinlänglichen Stoff; seinem lichtgewohnten Blicke erscheinen die Dinge von einer neuen interessanten Seite, und sein Werk ist eine der wichtigsten Bereicherungen, welche der Medicin in den letzten Jahren geworden sind. — Die andere, zeitliche Seite dieser Schrift ist durch die Troxlersche Individualität gegeben; sie trägt dadurch den Stengel einer bestimmten Zeit und eines bestimmten Raumes, und gränzt an die Ephemeren an. Vielleicht ist diese Unterordnung unter Troxlers geistige Individualität bey Hrn. M. nur transitorisch, und wir dürfen uns dann noch Produkte von ihm versprechen, bey deren Bildung sein Genius weniger von aussen bestimmt worden ist. Nie wird er, wir sind dessen völlig versichert, in seinem Schaffen von der Idee abtrünnig werden, nie zur kahlen Empirie herabsteigen; aber das hoffen wir, dass er aus einem Kreise hervorgehen wird, der mehr durch eine

ideelle Anschauung, als durch volle Betrachtung der Natur in ihrer Allheit geschaffen worden ist. — Was drittens die Modalität des Allgemeinen und Besondern, der eigenen Anschauung und der fremden Speculation betrifft, so dürfen wir nicht den Scharfsinn verkennen, mit welchem Herr M. die Naturerscheinungen unter die Troxlerschen Normen zu stellen gewusst hat. — Wir gehen zur speciellen Darlegung des Inhaltes fort.

Einleitung. Das Leben ist die Wurzel sowohl der Geister - als Körperwelt, die in der vor uns liegenden Welt als allgemeiner Grund ihrer Umwandlungen sich offenbart; es ist die Ursache und der Endzweck aller Substantialität. Um es an sich zu fassen, muss man auf alle intellectuelle Erkenntniss Verzicht thun, denn diese ist nur die Tagseite des Lebens, dessen andre Hemisphäre materiell ist (S. X—XIII). (Es ist hier der Sinn des Verfs. wohl nur unrecht ausgedrückt; wir wüssten sonst nicht, wie wir die aufgestellte Ansicht des Lebens mit der letztern Behauptung zusammen reimen sollten.) — Ergreifen wir uns selbst in dem Puncte, wo das Individuum am Universum hängt, so stellen sich zwey Pole und zwey Akte des Lebens dar. Es enthält nämlich, wie etwas Unzeitliches, Ewiges, so etwas Unräumliches, Unendliches; eine Seele, welche den Leib beseelt, aber über denselben hinausgeht und ewig ist, und einen Leib, der die Seele beleibt, aber durch seine Unendlichkeit nicht minder über dieselbe hinausgeht. Die Combination der ewigen Seele und des unendlichen Leibes der Gattung ist das Principium individuationis, indem eins das andere begränzt und beschränkt. (S. XIV—XVI). (Die Ausprägung der ewigen Idee und der unendlichen Materie im speciellen Leben ist hier auf eine Art angedeutet, welche zu Dunkelheit und Missverständnissen Anlass gibt. Uebrigens wird hier das Leben des Ganzen von dem der einzelnen organischen Wesen nicht hinlänglich geschieden, und letzteres aus ersterem nicht abgeleitet.) Die Begränzung des unendlichen Leibes durch die ewige Seele ist der Grund des Organismus, und dieser ist der unendlich endliche Wendepunct des Unendlichen und Endlichen. Die Beschränkung der ewigen Seele durch den unendlichen Leib ist der Grund des Organismus, welcher der ewig zeitliche Wechselmoment des Ewigen und Zeitlichen ist. Daraus geht hervor einerseits ein dynamischer Kreislauf, als die zeitliche Seele, welche die ewige zu entwickeln strebt; andrerseits ein organischer Gliedbau, welcher nichts ist, als der endliche Leib, der den unendlichen auszudrücken trachtet. (S. XVI fg.) (Da im Vorhergehenden keine klaren Begriffe von der ewigen Seele und dem unendlichen Leibe gegeben sind, so bleibt man über die Folgerungen im Dunkel. Die Ausdrücke selbst deuten bloss auf ein Streben nach Unbeschränktheit in Zeit und Raum, welches doch nicht den Charakter des Lebens constituiren kann; von einer qualitativen Bestimmung ist hier überall nicht die Rede.) Die wahre Entwickelung der ewigen Seele besteht in Evolution und Revolution der zeitlichen Seele, und die Ausbildung des unendlichen Leibes fordert eine Produktion und Reduktion des endlichen Leibes. (S. XVIII). (Also die ewige Seele wird nur entwickelt durch die zeitliche Seele; gleichwohl ist die letztere das Produkt der erstern, wenn sie durch den unendlichen Leib beschränkt wird!) Es gibt daher im Leben keine blosse Dauer der Seele, und diese besteht nicht in blosser Progression, sondern in einer ewig zeitlichen Umwandlung, und diess ist das *Alter.* So gibt es auch keinen blossen Bestand des Leibes, und dieser besteht nicht in blosser Extension, sondern in einer unendlich endlichen Veränderung, d. i. in *Wachsthum.* Alter ist Ausdruck des wirklichen Lebens des Leibes in der Seele, oder des zeitlichen Lebens; Wachsthum ist Ausdruck des wirklichen Lebens der Seele im Leibe, oder des endlichen Lebens. Beyde sind unzertrennlich, wie Seele und Leib. In Alter und Wachsthum liegt die Scheidewand zwischen einer überirdischen Welt, die unabhängig und selbstständig sich bewegt und bildet, und einer irdischen, die abhängig und hinfällig getrieben und geformt wird. Erregung und Metamorphose sind bloss die Aussenseite des lebendigen Individuums, die Quellen des Zufälligen und Einzelnen im wirklichen Leben. Nur auf dem Alter des wirklichen Lebens, beruht die Erregung, und nur auf dem Wachsthume desselben die Metamorphose. Alter und Wachsthum sind eine weit höhere Erregung und Umwandlung, die in ihrem An sich jedes zeitliche und räumliche Verhältniss bestimmen und bedingen. Durch Alter u. Wachsthum hängt der Dynamismus und Organismus mit der ewigen Seele und dem unendlichen Leibe zusammen; durch Erregung und Metamorphose aber nur die zeitliche Seele und der endliche Leib mit der entsprechenden Aussenwelt (S. XVIII—XXVII). (Hier wird denn erklärt, dass Alter nicht in blosser Progression, Wachsthum nicht in blosser Extension besteht. Aber welcher Begriff wird uns dafür geboten? — Eine ewig zeitliche und unendlich endliche Veränderung ist uns eine Tagnacht, und gehört zu den Spielen mit dem Janein, worin wir uns nicht gefallen. — Unpassend scheint es zu seyn, wenn bey Bezeichnung der in der Natur des Lebens gegründeten Veränderungen desselben dem Alter das Wachsthum gegen über gestellt wird. Dem Fortschreiten in der Zeit kann kein Fortschreiten im Raume entgegen gesetzt werden, denn letzteres ist kein reines Prädicat des Raumes, sondern ein zusammengesetzter Begriff, eine Bestimmung der Raumerfüllung in der Zeit. In der Zeit ist die Einheit herrschend; sie wächst conti-

nuirlich; in ihr ist keine Verschiedenheit möglich, als nur eine quantitative; das Alter schreitet fort. Im Raume aber waltet die Vielheit; hier ist die qualitative Differenz heimisch; die Materie wächst nicht, aggregirt sich nicht, sondern entwickelt verschiedene Qualitäten. So wie es demnach in den Prämissen schief ist, der ewigen Seele im Leben einen unendlichen Leib entgegen zu setzen, so lässt sich auch unter Wachsthum des organischen Gliedbaues keinesweges die Entwickelung eines ganz neuen Verhältnisses in Mischung, Cohäsion, Form u. s. w. begreifen. — In der Behauptung, dass Alter und Wachsthum das Allgemeine, Erregung und Metamorphose bloss accidentelle Verhältnisse im Leben sind, werden ebenfalls die Ausdrücke in einem andern Sinne gebraucht, als von der übrigen Welt, wo es denn freylich leicht wird, etwas Neues zu sagen. Wenn Erregung uns überhaupt jede dynamische Veränderung, jede ursprünglich bloss in der Zeit gegebene Thätigkeit im Leben bezeichnete, und Metamorphose jeden Akt der Selbstbildung des Organismus in sich begriff, so deutete dagegen Alter und Wachsthum auf eine bestimmte Zeiterfüllung u. eine bestimmte Raumerfüllung hin, welche doch eine allgemeine Erregung und Metamorphose voraussetzen. Erregung und Metamorphose könnten wir demnach als Ausdruck des ewigen und unendlichen, Alter und Wachsthum als Ausdruck des zeitlichen und endlichen Lebens bezeichnen. — Erregung und Metamorphose stehen allerdings mit der Aussenwelt in Beziehung; jedoch ist diess nicht ihr ausschliesslicher Charakter, denn alle Lebensthätigkeit im Innern beruht ebenfalls nur auf Erregung, und alle innere Ausbildung auf Metamorphose. — Wenn daher Hr. M. die Grundlage der gesammten Pathologie in diesem Werke aufstellen zu wollen scheint, so danken wir ihm nur dafür, dass er denjenigen Theil der Pathologie bearbeitet hat, welcher auf Evolution und Revolution des Lebens sich bezieht. Denn unmöglich können wir ihm Recht geben, wenn er Entzündung, Fieber, Brand u. s. w. an gewisse Lebensalter geknüpft ansieht und aus denselben construirt. Eine morsche Krücke ist es, wenn man sich dann mit wahrer Entzündung und wahrer Jugend aushilft: denn eine unwahre Entzündung oder eine gleichsam Entzündung ist eben keine Entzündung, sondern etwas anderes.) Wenn das Leben in einer Verbindung des Ueberirdischen und Irdischen besteht, so ist die Geburt (das Erzeugtwerden) die Versenkung des Ewigen und Unendlichen in das Zeitliche und Endliche, der Tod hingegen die Aufnahme des Zeitlichen und Endlichen in das Ewige und Unendliche. Die Gesundheit ist das seiner Bestimmbarkeit gemäss selbstbestimmte Leben; das Leben im Leben, wo die ewige Seele und der unendliche Leib sich offenbaren können, so wie es das sie combinirende Leben fordert. Krankheit ist im Leben, wenn jene Offenbarung nicht im ganzen Umfange vor sich gehen kann. Erkranken ist ein Absterben, Genesen ein Aufleben im Leben. (Seite XXXII — XLVII). Jedes Alter und Wachsthum hat seine Krankheiten, denn es hat sein eigenes Leben, und dieses ist der eigentliche Grund der Krankheiten. Beym gesunden Leben ist in den organischen Substraten ein durch den ganzen Organismus fortgesetzter Gegensatz, in den dynamischen Impulsen ein den vollen Dynamismus durchlaufendes Wechselspiel, die in Gesundheit und Tod sich in geradezu umgekehrten Puncten nach verwechselten Momenten bewähren (S. L fg.). Das Leben entfaltet sich in zwey Sphären, nämlich in die der Spontaneität, oder Reflexion, oder Animalität, deren Substrat das Cerebralsystem ist, und die der Substantialität, oder Reproduction, oder Vegetabilität, deren Substrat das Stomachalsystem ist. Die beyden Factoren der Spontaneität sind Sensibilität und Irritabilität, die der Substantialität sind Receptivität und Egestivität. (Wir sehen hier den Organismus geschieden in eine dynamische und eine materielle Sphäre. Allein wir halten diese Abtheilung für unzweckmässig, weil die dritte Sphäre, die das Mittelglied zwischen der rein materiellen, oder chemischen, und der rein dynamischen ausmacht, nämlich die Irritabilität, dem mechanischen Processe in der Natur entspricht. Es springt in die Augen, wie unzweckmässig es ist, wenn nach jener Bifurcation des Lebens, wo die Sensibilität für eine Receptivität im Psychischen erklärt wird, die geistige Selbstthätigkeit mit der Muskelaction zusammenfällt und in der Sphäre der Irritabilität begriffen wird.) Diese beyden Sphären bilden nun einen Ring. Nämlich das Vegetabilische (Stomachalsystem) geht von der Receptivität durch die Circulation mittelst des cardiacischen Systems in das Animalische, namentlich in die Sensibilität über. Das cardiacische System ist demnach das Substrat der Einheit oder das Vermittelungsglied von Receptivität und Sensibilität, und das Herz ist das Centrum zwischen Sinn und Eingeweide, wo Bewusstes und Bewusstloses sich vereinen. Das Animalische versenkt sich hinwiederum in das Vegetabilische, indem die Irritabilität durch das Diaphragmatische in Egestivität übergeht. Das Zwergfell ist demnach das Substrat der Einheit von Irritabilität und Egestivität, ein Centrum zwischen Muskeln und Häuten, wo Willkührliches und Unwillkührliches sich verschmelzen. Gleichen Gang nimmt nun auch das Leben in seiner Evolution und Revolution. 1) Es erwacht im Mitternacht aus dem Stomachalsysteme, indem im Fötus Leber und absorbirendes Lymphsystem prävaliren. 2) Dann tritt es in den Morgen der Jugend, wo das Herz, früher das Venöse, später das Arteriöse herrscht. 3) In dem Mittage des Mittelalters culminirt die Sensibilität und sein Substrat das Gehirn; das Leben ist nervös.

4) Darüber hinaus neigt es sich im abendlichen Sinken von der Irritabilität und dem musculösen Charakter durch das Zwerchfell zur Egestivität herab; und 5) endlich gelangt es wieder zur Mitternachtsseite, deren eine Hälfte schon im Fötus vorhanden war, nur dass hier die Egestivität, Darmcanal, excernirendes Lymphsystem oder Knochensystem vorwaltet. (LIV — LXXXVI.)

1) *Fötusleben.* Im Fötus ist die Receptivität und ihr Substrat das Lymphsystem vorherrschend. Besonders entwickelt sind die vorzüglich der Assimilation dienenden Organe, Thymus, Nebennieren, und Leber. (S. 6. fg.) (Hier wird die ganze organische Entwicklung und Selbstbildung auf Aneignung, Assimilation zurück geführt, welche doch schon ein gegebenes, aneignendes Subject voraus setzt.) Der Fötus ist keiner andern Krankheiten fähig, als solcher, die auf Receptivität beruhen, als Abwelken (?) oder degeneriren, angesteckt oder misgebildet werden. (Welche Ansteckungen sind denn das, denen der Fötus unterliegt? Mit Bedauern vermissen wir auch in diesem Abschnitte eine Aufstellung fester Gesichtspunkte über erbliche Anlagen und Misgestaltungen.) Die Leber bildet den Gegensatz zum Gehirne, ist sehr wenig sensibel, wenig arteriös, beträchtlich venös, und besonders lymphatisch. Der durch die Drüsen des Lymphsystems ausgebildete Milchsaft geht zur Leber und cisterna chyli; die Venen gehen ihm entgegen, von dem Innern der Leber nach aussen, nehmen ihn auf und unterwerfen das ganze venöse Blut einem neuen Processe. Das Residuum von dieser Blutbildung wird als Galle secernirt. Die Leber ist demnach das herrschende Organ in der Bauchhöhle, das eigentliche Centralorgan der Receptivität, welches zu Milz, Darm und Nieren durch die Lymphgefässe, zu Herz, Hirn und Lungen durch die Venen einen Gegensatz bildet; durch die animalischen Gefässe in die Lungen sich erhebt, und durch die vegetabilischen in die Nieren sich erstreckt. (S. 7 — 23.) (Die Annahme ausführender Lymphgefässe, welche sich nur auf die Idee eines im Organismus durchgeführten Gegensatzes stützt, so wie einer Vermischung von Chylus und Pfortaderblut, ist zu keck, ohne Beweise hingestellt, als dass wir dieselbe billigen sollten. Die Lymphgefässe der benachbarten Organe vereinigen sich mit denen der Leber erst nachdem letztere aus ihr hervorgetreten sind und nach dem Ductus thoracicus gehen. Wir kennen factisch nur einen Zusammenhang der Pfortaderenden mit den Arterienenden, aber nicht mit Lymphgefässen, und können den Antheil der Leber an der Hämatose auch nur in der Wechselwirkung des Blutes der Pfortader und der Leberarterie finden.) Die Leber prävalirt im Fötus; das venöse System ist vorherrschend; die grösste Thätigkeit ist nach innen zu gerichtet, Absorption und Assimilation; die Arteriosität breitet sich noch mehr gegen das Gehirn aus. Die zwey Gränzprocesse der Blutbereitung sind zwischen dem Verkehr mit Luft und Wasser begriffen, welcher bey dem gebornen Menschen in Lungen und Nieren realisirt wird. Bey dem Fötus vicariirt die Placenta für die Lungen, die Eyhäute für die Nieren. Die Thätigkeit dieser Stellvertreter lässt allmählig nach, und die Thymusdrüse, so wie die Nebennieren nehmen ihre Stelle ein; erstere zu einem oxydirenden, letztere zu einem phlogistisirenden Processe, um dadurch die Functionen der Lungen und Nieren, den Uebergang von Einsaugung in Respiration, und von Aushauchung in Digestion vorzubereiten. Nach der Trennung von der Placenta tritt der arteriöse Pol in die Brusthöhle; das Herz bildet sich mehr aus, das Gehirn schreitet zu Empfindung und Bewegung fort, und die Leber nimmt dagegen ab, und wird mehr zur Secretion bestimmt. (S. 24 — 36.)

2) *Kindheit.* In der Kindheit wird die Sensibilität erhöht, die Receptivität beschränkt; das Herz vermittelt die Progression des Gehirns und die Regression der Leber; Kopf und Bauch sind vorherrschend; namentlich sind sie die Sphäre aller hier vorkommenden Krankheiten, indem keine eigenthümlichen Brustkrankheiten jetzt eintreten: das Millarische Asthma und der Keichhusten sind selten und entweder convulsivisch oder gastrisch. Die Krankheiten dieser Periode beruhen: 1) auf überwiegender Sensibilität, wo die Egestion hervorgerufen und dadurch die Reproduction beschränkt wird: es entstehen im Kopfe convulsivische Krankheiten, Schlaflosigkeit und Krämpfe; im Bauche Aphthen, durch zu starke Gallenabsonderung Gelbsucht, gallige Kolik, Diarrhoe; die Lymphgefässe werden in exhalirende verwandelt, und es entsteht Atrophie; 2) auf überwiegender Receptivität, wo die Irritation hervorgerufen und die Entwickelung abnorm befördert, die Leber nicht gehörig beschränkt wird; es entsteht Wucherung der Masse, Physconia, Ausschläge am Kopfe, und auf der sensibeln Seite Coma somnolentum. (S. 39 — 45.) —

Späterhin, wenn die Vegetabilität durch Animalität begränzt worden ist, geht die Receptivität in Egestivität über; das Lymphsystem schwindet, und es bildet sich ein knöchernes Präcipitat, indem die Arterien in ihrer nach aussen tendirenden Richtung das lymphatische System zu seinem Entgegengesetzten anhalten und zum höchsten Producte nöthigen, nämlich zur Bildung der Zähne, wo die Lymphe dem Animalischen selbst dienstbar wird. Die Dentition ist also ein Produkt des eintretenden Gleichgewichtes zwischen Kopf und Bauch, Sensibilität und Receptivität. (S. 45 — 50.)

Rachitis, besteht in Beybehaltung einer Art Fötuslebens im Kinde und beruht auf einem ab-

normen Uebergewichte des vegetativen Processes. Sie tritt daher auch nur zu der Zeit ein, wo eigentlich die Vegetabilität durch die Animalität beschränkt seyn sollte, (bey der Dentition) und verschwindet meist dann, wenn die Animalität am stärksten hervortritt (gegen die Pubertät hin). Auch im spätern Alter lebt sie auf, wenn der animalische Process herabsinkt. Sie bekommt ihren Charakter von den anhaltend herrschenden Polaritäten, Kopf und Bauch, Hirn und Leber; die Leber ist sehr gross, und mehr assimilirend, als secernirend; im ganzen Organismus herrscht Receptivität über Empfindung, Empfindung über Bewegung, Assimilation über Egestion. — Die Atrophie ist wesentlich von ihr verschieden, denn hier ist der animalische Process, die centripetale Thätigkeit, die Egestion und der Verbrennungsprocess gesteigert, und die Brust hat ein Uebergewicht über Kopf und Bauch. (S. 54 — 65.)

Die *Scropheln* stehen zwischen Rachitis und Atrophie mitten inne; sie beruhen auf einem abnormen Uebergewichte der Animalität und der Jugend im Kinde. Sie treten dann hervor, wenn der animalische Process stärker wird, am meisten bey der Dentition, wo eine grössere Neigung zu Fiebern, Entzündungen und Egestionen Statt findet; und sie verschwinden in der Jugend, wo herrschende Animalität die normale Form des Lebens wird, wenn nicht die ihre normale Gränze überschreitende Jugend die Vegetation vernichtet, und einen Uebergang der Scropheln in Atrophie oder Phthisis florida bewirkt. Sie leben auch wieder auf, wo das jugendliche Alter abnehmen, und das animalische Leben im Alter in das vegetative zurücktreten sollte. Bey dieser Krankheit ist ein stetes Uebergewicht der Expansion über Contraction, der Egestion über Assimilation, der Bewegung über Empfindung, der Profluvien über Retentionen. (S. 69 — 83.)

Unächte Scropheln (Scrophula frigida, s. mesaraïca) treten ein, wenn der animalische Process nie gehörig über den vegetativen überwiegend wird, und das Leben sich nicht vollständig entwickelt. Sie entstehen also aus relativem Mangel an Jugend, gehören aber nicht zur Rachitis, weil sie nur dann eintreten, wenn der vegetative Process durch den animalischen zum Theil begränzt wird; sie sind eine — Animalität, so wie Rachitis eine + Vegetabilität. Sie stehen also zwischen letzterer und den ächten Scropheln mitten inne, und sind ein mislungener Uebergang von Vegetabilität in Animalität, der bey den Erwachsenen unentschieden fortdauert. Beyde Processe gleichen sich nicht aus; bald wird die Animalität auf einige Zeit überwiegend, bald wieder Vegetabilität. Die Jugend, welche den Kampf entscheiden sollte, tritt nie hervor, sondern die Kindheit geht unmittelbar in das Alter über. Die Krankheit entsteht viel später, als die wahren Scropheln, und ihre Heilung ist nur durch Uebergang in diese möglich. Von Seiten des Animalischen entsteht Anschwellung und Entzündung in den Drüsen, doch nicht nach aussen oder nach oben (am Halse), sondern im Mesenterium; nicht acut, sondern chronisch; nicht mit wahrem Eiter, sondern verdorbener Lymphe; nicht in höhern Organen, sondern im Zellgewebe und in Knochen (Paedarthrocace, Spina ventosa). Von Seiten des Vegetativen findet man abnorme Assimilation, schwammige, luxurirende Geschwüre, grossen Kopf und Bauch, erweichte Knochen, weisse Geschwulst, Hinken, Beinfrass etc. Nimmt eine Richtung überhand, so erfolgt ein langsamer Tod durch Retention oder Profluvien, entweder an einer gelungenen Rachitis, oder an mislungenen Skropheln. (S. 84 — 94.)

3) Die *Jugend.* Die Vegetation schliesst sich in ihrer Blüte, den Geschlechtsorganen, und die Animalität drückt ihre Uebermacht durch Ausbildung der Sprache aus. Ihre Aussöhnung geschieht in der Brust, welche jetzt prädominirend wird; und das Gleichgewicht zwischen Kopf und Bauch vermittelt. Wie durch die Dentition die Blutgefässe über das Lymphatische siegen, so werden in der Pubertät die Arterien überwiegend über die Venen; es entfalten sich vom Herzen aus die Lungen, und in ihnen wird der Verbrennungsprocess stärker, welcher die Vegetabilität zu beschränken strebt. Die Jugend ist eine Art Entzündung, und diese Krankheitsform ist in ihrer eigentlichen Stärke nur der Jugend eigen; ja sie ist nichts, als eine übertriebene und übereilte Jugend, oder eine vorschlagende jugendliche Tendenz. Ihr eigentliches Gebiet sind daher die Lungen, und Brustkrankheiten sind der Jugend eigenthümlich. Die Eiterung ist das Umgekehrte der Entzündung, nämlich eine verspätete oder zurückgedrängte Jugend. (S. 97 — 108).

Phthisis florida ist progressiver Natur, entspricht der Entzündung, und schliesst sich an die Atrophie der Kindheit an: bey ihr erhebt sich das Animalische über das Vegetabilische. Sie entsteht 1) nach echten Scropheln, wenn das voreilige Leben zu früh auf dieser Stufe ankommt, das Alter sich zu sehr verkürzt und das Wachsthum sich zu sehr ausgedehnt hat; 2) wenn Schädlichkeiten das jugendliche Leben zu sehr befördern, und die Animalisation beschleunigen und erhöhen. Im ersten Stadium findet ein entzündlicher Zustand Statt. Im zweyten ist die Arteriosität selbst ergriffen und gegen die Sensibilität hin potenzirt, die Arterienhäute sind entzündet, und es treten synochische Fieberformen mit besonderm Leiden einzelner Organe ein. Wenn hier noch Vene und Nerve sich um die Arterie streiten, so hat dagegen im dritten Stadium der Nerve die Arteriosität und auch die Reproduction

sich völlig unterworfen, und die Animalität verzehrt die Vegetabilität. Der Tod erfolgt entweder auf der Höhe der Krankheit, oder diese geht in die lenta über. (S. 109—123.)

Phthisis lenta ist entgegengesetzter, regressiver Natur, entspricht der Eiterung und schliesst sich an den Marasmus senilis an; das Animalische wird im Vegetabilischen erstickt, die Venosität durch Depotenzirung des Nervensystems gesteigert, und die Arteriosität zu Gunsten des lymphatischen Systems herabgesetzt. Im ersten Stadium versinkt die Empfindlichkeit in sich selbst, das Nervensystem ist in einem gelähmten Zustande, und doch steigt dabey die Irritabilität nicht; dabey findet eine continua Statt. Im zweyten steigt die Phthisis aus den Nerven in die Gefässe, und das Fieber verwandelt sich in ein remittirendes. Im dritten Stadium versinkt sie in das lymphatische System, ein Fieber ohne bestimmten Typus tritt ein, und der Unterleib wird Sitz der Erscheinungen. (S. 123—127.)

Phthisis tuberculosa liegt in der Mitte zwischen der florida und lenta, und entsteht bey Personen, die weder zur einen, noch zur andern entschieden genug hinneigen, ohne doch die normale Mitte behaupten zu können. Die Tuberkeln sind ein Mittelding von Entzündung und Eiterung, Scropheln und Scirrhus. (S. 129—131.)

4) *Mannbarkeit.* In dem vollendeten Alter und vollkommenen Wachsthume treffen die Factoren von Geburt und Tod am kräftigsten auf einander, das Leben erscheint in seiner höchsten Fülle, und es erscheinen bloss Krankheiten, die unmittelbar durch die Aussenwelt hervorgerufen werden, oder accidentell sind. Das Gehirn ist die höchste Blüte des Gefässystems, indem seine Arterien den Uebergang von Reception in das Sensitive darstellen, und es bildet sich erst in der Mannbarkeit völlig aus, so dass nun die Seele den Leib am freyesten durchdringt. Es verhält sich zu den Nerven, wie die Leber zu den Lymphgefässen, und schliesst das Lymphatische von sich aus, wie die Leber das Nervöse. Die Rindensubstanz hat Spuren von Arteriosität, die Marksubstanz einen fibrösen Bau und Anlage zur Muscularität. Das Gehirn in seiner Totalität aber ist Substrat der reinen Spontaneität, wo weder Irritabilität, noch Sensibilität vorwaltet. Im Rückenmarke wird die Irritabilität vorwaltend, und das Zwerchfell ist das Mittelglied des in den Magen absteigenden Gehirns. — Das Knochensystem ist eine Berührung von Irritabilität und Egestivität, wo beyde in unentschiedenem Conflicte schweben, indem zurückbleibt, was die Egestivität nicht auszuführen vermag, und unbeweglich wird, was die Irritabilität sich nicht unterwerfen kann. Es ist der Rückschritt des Animalischen ins Vegetabilische; sein Anfang liegt im Musculösen, welches durch die Nerven an das Gehirn sich anschliesst, sein Ende im Sehnigen, welches durch die Häute an den Magen angränzt, und überhaupt den Zusammenhang mit Zellgewebe und Eingeweiden, besonders mit den Harnwerkzeugen vermittelt. (S. 136—151.)

5) *Alter.* Die *Arthritis* ist der erste Abfall des männlichen Alters in das spätere, und fällt in die beginnende Revolution und Reduction des Lebens. Indem nämlich die Mannbarkeit von der entwickelten Sensibilität der Jugend zur Irritabilität, als der ersten Anlage zum Alter übergeht, ist in dieser Krankheit ein Kampf der Irritabilität zwischen Sensibilität und Egestivität gegeben, dessen Substrat das Muskel- und Knochensystem ist. Was die Rachitis in der Evolution ist, ist die Arthritis in der Revolution: dort ist Erweichung, hier Erhärtung; dort ist die Leber gross, hier das Gehirn; dort prädominirt Vegetation, Receptivität, Lymph- und Blutgefäss, hier Animalität, Irritabilität, Nerve u. Muskel. Die Arthritis hat aber zwey Hauptformen, nämlich das Podagra, welches auf einer die Vegetation übersteigenden Animalität beruht, einer spätern Lebensperiode zueilt, mit Irritabilität oder Egestivität zusammenhängt, und vorzüglich bey Männern erscheint; und das Cephalagra, welches der frühern Periode und der Sensibilität näher liegt, durch eine der Vegetation unterliegende Animalisation gegeben ist, und mehr bey Weibern Statt findet. Arthritis calida ist eine Modification des Podagra, A. frigida ist eine des Cephalagra, A. vaga ist eine unbestimmte Synthese beyder. (S. 153—182.)

Die *Scirrhosität* steht der Arthritis gegenüber, wie die Scropheln der Rachitis. Sie entwickelt sich später, und zwar aus dem beginnenden Untergange des Gefässystems, daher besonders in Weibern bey beginnender Sterilität, wo Animalität und Vegetabilität wieder in einander versinken und die Geschlechtsthätigkeiten dadurch erlöschen. Die Irritabilität fällt von ihrer Höhe herab, Egestivität und Knochensystem fangen an sich geltend zu machen. Die Scirrhosität ist nicht auf Drüsen beschränkt, sondern zu ihr gehören auch Ganglien, Balg- und Speckgeschwülste u. s. w., und sie stellt die Revolution im Vegetabilischen dar, wie die Arthritis im Animalischen. Der eigentliche Scirrhus entspricht den echten Scropheln und der Arthritis calida, und schliesst sich an abnorme Irritabilität an: Membranescenz des Zellgewebes, Tendinescenz der Häute, Calculescenz der Knochen ist das Product davon. Der Cancer entspricht den unechten Scropheln und der Arthritis frigida, schliesst sich an abnorme Egestivität an, und äussert sich in Erweichung und verderblicher Eiterung. Das Carcinom endlich ist eine Verbindung von Cancer und Scirrhus, ein Zustand, wo weder Irritabilität, noch Egestivität mehr herrscht, und eine Entmischung

und Entformung entsteht, die sowohl Erstarrung, als Erweichung in sich schliesst. (S. 187—206.)

Marasmus ist im Alter, was in der Jugend Phthisis war. Die Gangrän ist der Entzündung analog, und beruht auf vorwaltender Irritabilität; der Sphacelus ist blosse Egestivität, und entspricht der Eiterung. So wenig Gangrän und Sphacelus in der wahren Jugend möglich sind, eben so wenig entsteht im eigentlichen Alter Entzündung und Eiterung, sondern jeder Versuch dazu gibt Gangrän oder Sphacelus. Der Marasmus ist eine Mischung von beyden. (S. 207—218).

Durch die Darlegung der Hauptideen dieses interessanten Werkes haben wir den Leser in den Stand gesetzt, sich eine allgemeine Kenntniss von dem, was darin geleistet ist, zu verschaffen. Von dem Reichthum an scharfsinnigen physiologischen Ansichten, so wie an feinen praktischen Bemerkungen wird er erst bey dem eignen Studium des Werkes sich überzeugen.

FORST- UND JAGDWISSENSCHAFT.

Annalen der Forst- und Jagdwissenschaft. Herausgegeben von Dr. *Chr. W. J. Gatterer* und *C. P. Laurop.* 1. Band. 1tes Heft. Darmstadt 1811. bey C. W. Leske. VIII u. 171. S. 8. (16 gr.)

An Schriften für Forst- und Jagdkunde fehlt es unserm Zeitalter gewiss nicht; und man darf wohl hinzusetzen: an Schriften von echtem Gehalt und von Brauchbarkeit für jeden, auch den weniger wissenschaftlich gebildeten, Theil des Personals. Gegenwärtige, aufs neue in die Reihe tretende, Zeitschrift wird, dafür bürgen uns die Namen der Herausgeber, nichts weniger, als schon bis zum Ueberdruss wiederhohlt behandelte Gegenstände aufnehmen. Hiervon überzeugt uns ferner der, in diesem Hefte vorgelegte Plan, so wie die Auswahl der hier zum Anfange der Ausführung gelieferten Aufsätze. Was den Plan betrifft, so sollen folgende Punkte ihn besonders bezeichnen. 1) Neue Entdeckungen, Beobachtungen und Erfahrungen im Fache beyder Wissenschaften. 2) Forststatistik der Deutschen und anderer Staaten. 3) Die Forstverfassungen aller Deutschen und anderer Staaten. 4) Die Forstgesetze und Verordnungen, welche auf die Forstverfassungen Bezug haben. 5) Recensionen aller neu erschienenen Forst- und Jagdschriften. 6) Vermischte Gegenstände. Unter letztern soll alles dasjenige begriffen seyn, was noch sonst für Forstmänner und Jäger einiges Interesse haben kann; z. B. Neuigkeiten, Anekdoten, Gedichte, Beförderungen, Ehrenbezeigungen, Todesanzeigen, Anfragen und dergl. Jährlich wird ein aus vier Heften bestehender Band erscheinen. Zufolge des ersten Punktes des angezeigten Plans, finden sich in gegenwärtigem Hefte sechs, mancherley interessante Beobachtungen enthaltende, Aufsätze. 1) *Beobachtungen über den Schaden, der dem Nadelholze durch das Geschlecht der Mäuse zugefügt wird.* Ein merkwürdiger Fall wird hier erzählt, werth der weitern Berücksichtigung des Naturforschers sowohl, als des Forstmannes. Letzterem zeigt sich dabey ein immer weiter sich ausdehnender Kreis ihn umgebender Feinde der Waldungen. — In dem Fürstlich-Leiningischen Forstamte Lohrbach, in einem Reviere unfern des Neckars, bemerkte ein hart am Walde wohnender Aufseher im July vorigen Jahres (1809), dass von den neben seiner Wohnung stehenden Kirschbäumen die Kirschen nach und nach entwendet wurden, ohne dass er deshalb auf einige Spur zu kommen vermochte. Endlich entdeckte er in einer mondhellen Nacht mehrere, dem Eichhorn ähnliche Thiere auf diesen Bäumen. Er erlegte ein Paar mit der Flinte. Sie hatten eine blaugraue Farbe, der Bauch war weiss und fein gelb gebrämt. Die vordern zwey Schneidezähne, oben und unten, waren lang und sehr scharf. Sie hatten die Gestalt und Grösse eines halb ausgewachsenen Eichhorns, die hellfunkelnden Augen lagen, wie bey diesen Thieren, etwas weit vor. Der Schwanz war nicht so langhaarig, der Körper etwas dicker; sie sprangen und kletterten wie jene. Aus dieser Beschreibung ergiebt sich also, dass sie zu der Gattung Maus (Mus), u. zur Familie der Winterschläfer (mures letharg.) gehören. Es folgt nun hierauf eine genauere Naturgeschichtliche Erörterung der Familie der Winterschläfer, als des Siebenschläfers, und der grossen und kleinen Haselmaus. Nachdem sie die Kirschbäume geleert hatten, bemerkte man, dass sie sich auf den in der Nähe befindlichen Kiefern aufhielten, und dass an einigen Stämmchen, bey weiterer Nachforschung, an mehrern des, einige Morgen grossen, ohngefähr 18 jährigen, Kiefernbestandes die Rinde abgeschält war. Die abgenagte äussere Rinde lag unter den Stämmen; nur die darunter befindlichen Fasern und die Safthaut war bis auf den Splint verzehrt. Die Stämmchen waren aber nicht gänzlich von der Rinde entblösst, sondern nur in Schlangenförmigen Linien, oft auch ganz horizontal um den Stamm herum abgenagt und jedesmal Streifen von Rinde 1—2 Zoll breit stehen gelassen. Ein, diesem Hefte zugegebenes Kupfer, enthält die Zeichnung dieses künstlichen Benagens. Man hat zuvor diese Familie der Mäuse weder in diesen Gegenden Deutschlands, noch auch in solcher Menge gefunden, und am wenigsten bemerkt, dass sie sich von der Rinde der Kiefern nähren. Weitere, naturhistorische und Forstmännische Bemer-

kungen hierüber muss Rec. in diesem von *Laurop* herrührenden Aufsatze übergehen, um nicht allzuweitläuftig zu werden. Auch von einem andern, ähnlichen Schaden ist dabey die Rede, den man in dasigen Gegenden an den verbissenen Gipfelknospen der Weistannen wahrgenommen hat, so wie von mancherley Ursachen, worüber sich in solcher Hinsicht blos Muthmassungeu verbreiten. Der 2te von *Gatterer* gelieferte Aufsatz enthält *Bemerkungen über den Schaden noch einiger anderer Thierarten in den Waldungen, als Zusatz zu vorstehender Abhandlung.* Wie schon Gleditsch vor mehr als dreyssig Jahren das Studium der Entomologie, in Beziehung auf Forstkunde angelegentlich empfahl, jedoch nachher immer nur wenig drauf geachtet wurde; wie denn erst wieder seit einiger Zeit, durch Bechsteins, Linkers, Zinks, Bauers und anderer Schriften, in Verbindung mit den gar fühlbar gewordenen Verheerungen deutscher Wälder, die Unentbehrlichkeit dieses, freylich mit Zweckmässigkeit zu treibenden Studiums, so wie mehrerer Theile der Zoologie, näher ans Herz gelegt worden ist; so findet auch unser Verf. sich um so mehr gedrungen, auf die Wichtigkeit alles dessen, was darauf Bezug hat, von neuem aufmerksam zu machen, jemehr oftmals, anfänglich nur kleinscheinende polizeyliche Nachlässigkeiten in der Folge unabsebliches Unglück eingeleitet haben. Hätte man sich z. B. früher darum bekümmert, die, itzt so sehr schädliche Waldraupe, Phal. Bombyx monacha auf denen in den Feldern stehenden Hecken und Gebüschen von Holzbirnen und dergleichen, nicht aufkommen zu lassen, so hätte sie sich nicht, späterhin, nun mit solcher Ueberlegenheit in die Waldungen gezogen. Noch führt er ähnliche Beyspiele mehrerer Thierarten an, die man alle bis itzt keineswegs allenthalben mit der Aufmerksamkeit beobachtet hat, die ihre nachtheiligen Seiten erfordern. Die 3te *Abhandlung von Laurop*, betrift die Frage: *Wird das Holz von stehend geschälten Eichen dauerhafter?* Aus den Versuchen und Erfahrungen, die hier aufgestellt werden, aus den Ansichten nnd Betrachtungen, die daraus hervorgehen, scheint vorzüglich ein solches Resultat sich, vor der Hand, zu ergeben: „Eichenholz, welches auf dem Stock ist geschält worden, wird härter und schwerer, und auch diess nur zum Theil, aber weniger dauerhaft, als ungeschält gefälltes." 4) *Auszug eines Schreibens des Herrn Ober-Jägermeister Freyherrn von Werneck zu Schluchtern bey Heilbronn, vom August 1809. Dessen Versuche und Erfahrungen über den Gehalt an Kohlenstoff und Laugensalz, die Härte und Weiche, das Schwinden, die Elasticität und Tragkraft der Holzarten betreffend.* Ganz gewiss wird man es den verdienten Herausgebern Dank wissen, wenn sie, nach ihrem Versprechen, diese vieljährigen, mühsamen Versuche und Erfahrungen nach und nach mittheilen. Genaue fleissige Beobachtungen aller hierher gehörenden Betrachtungsobjecte, tabellarische Darlegung der Versuchsresultate u. s. f. machen diese Arbeiten desto schätzbarer. Eben das ist von dem folgenden *5ten Aufsatze* zu sagen, wo derselbe Verfasser *von dem Gehalt an Laugensalz der meisten Holzarten und einiger Staudengewächse und Waldkräuter* handelt. Eine von denjenigen Abhandlungen, welche er in einer besondern Schrift, unter dem Tittel: Beiträge zur Physik und höhern Forstwissenschaft, herausgeben wollte. Die Herausgeber gegenwärtigen Journals, die das ganze Manuscript von ihm erhielten, werden es nach und nach in diesen Heften aufnehmen. 6) *Neue Beobachtungen über die Splintschwäche unserer Forstgewächse, nebst naturgemässen Betrachtungen über ihre Ursachen und ihre wesentliche Beschaffenheit, von K. Slevogt.* Auch hiervon muss Rec. sich begnügen, nur den Tittel anzugeben. Sie verdienen vollständig und aufmerksam gelesen zu werden. — Nach Maasgabe des zweyten Punkts des Plans dieser Annalen folgen *die Recensionen.* Zuförderst eine Uebersicht der im Jahre 1809 erschienenen neuen Schriften; und sodann die Recensionen selbst von einigen derselben; nahmentlich von: *Fallensteins* Taschenbuch der Forstbotanik; *Hartigs* Anleitung zur Forst- und Weidmannssprache; *Sandhofs* Unterricht über den Anbau der nützlichsten, zum Theil geschwindwachsenden Laub- und Nadelhölzer; von Kropffs System und Grundsätze bey Vermessung, Eintheilung, Abschätzung, Bewirthschaftung und Kultur der Forsten; von *Schmitts* Lehre von der künstlichen Holzzucht durch die Pflanzung. — Der, für diessmal noch einzig hinzugekommene Abschnitt gegenwärtigen Hefts, *den vermischten Gegenständen* gewidmet, enthält: Drey, nicht übelgerathene Gedichte, zur Auflösung der Aufgabe mehrerer Endreime zu einem Lied beim Scheibenschiessen, welche das Hartigsche Journal für Forst - Jagd - und Fischerey-Wesen im Jahrgange von 1807 bekannt machte, aber selbst eher aufhörte, als es die später eingelaufenen Gedichte aufnehmen konnte; so, dass im Jahrgange von 1808 nur vier Auflösungen sich befinden, und hier die Fortsetzung geliefert wird. Ein 4tes Gedicht, mit der Ueberschrift: Glück auf! verdiente die Aufnahme so gut wie jene. Hieran schliesst sich die Erzählung von einem weissen, im Sommer semmelfarbig gewordenen Fuchs. Auch eine Nachricht von der Fortsetzung des Laurop'schen Forstlehr-Instituts ist diesem Hefte noch angehangen.

NEUE LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

100. Stück, den 20. August 1810.

CHRISTL. RELIGIONSLEHRE.

Kritik der praktischen christlichen Religionslehre von *G. Ch. Cannabich,* Kirchenrathe und Superintendenten in Sondershausen. Erster Theil. Leipzig 1810. bey J. A. Barth. 406 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Rec. hat, nachdem er dieses Buch zum erstenmale gelesen, länger als ein halbes Jahr angestanden, ehe er es rathsam fand, sein Urtheil darüber niederzuschreiben. Denn der erste Eindruck, den es auf ihn gemacht hatte, war ihm selbst zu empfindlich, als dass er nicht hätte fürchten sollen, dem Verf. wehe zu thun, an dessen gutem Willen und redlicher Absicht er nie gezweifelt hatte. Allein er darf nicht länger unterlassen, seine Meynung über ein Buch zu sagen, dem schon der Name eines allgemein für aufgeklärt geltenden Mannes einen Einfluss verspricht, welcher bey dem, zu seichtem, einseitigen, unlogischem Geschwätz geneigtem Geiste des Zeitalters, in mehr als einer Hinsicht gefährlich werden kann; er hält es vielmehr für seine Pflicht, sich der in diesem Buche herrschenden Ansicht und Behandlungsart der christlichen Moral, so viel an ihm ist, zu widersetzen, unbekümmert, ob man ihn für einen Mystiker oder Supernaturalisten halten möge. Von dem ersten Verdachte wird ihn die nachstehende Beurtheilung frey sprechen; den zweyten lässt er sich, im guten Sinne, gern gefallen.

Die frühere Schrift des Verf.: *Kritik alter und neuer Lehre,* hatte bey ihrem Erscheinen ein Aufsehn gemacht, das sie, nach des Rec. Meynung, nur wegen ihrer auffallend leichten Behandlung von Lehrsätzen und Meynungen verdiente, zu deren Prüfung ein viel höherer Grad von theologischer Gelehrsamkeit und philosophischem Scharfsinn gehört; als jenes Buch selbst beurkundete. Da es sich das damals so beliebte Ansehn gab, die Vernunft gegen die Anmaassungen der Orthodoxen zu vertheidigen, und die letzteren sogar aus ihren historischen Schlupfwinkeln zu verjagen, so musste es viel Eingang bey denen gewinnen, die es leicht finden, Dinge, welche sie nie gründlich untersucht haben, als alte Lügen und Täuschungen zu verwerfen; und das Unrecht, welches man hier und da den Gesinnungen des Verf. anthat, verstärkte den Anhang desselben. Der unbefangene, biblische Theolog schwieg dazu; denn er sah darin nichts weiter, als einen schon oft wiederholten Angriff, wobey die Wahrheit nichts gewinnen und verlieren konnte, weil die Waffen, deren man sich bediente, in jeder Hinsicht zu stumpf waren, um etwas anders zu bewirken, als manchem Trägen, im Besitze ungegründeter Ueberzeugung Sichern, Beulen zu schlagen. Der Verf. hatte es überdem auf andere Art ausser Zweifel gesetzt, dass er es redlich meyne, und, wenn ihn auch der Eifer für seine eigenthümliche Ueberzeugung über die Gränzen feiner gründlichen Kenntnisse zuweilen hinausführe, dennoch von allem Vorwurfe der absichtlichen Frivolität, die damals Sitte war, befreyt bleiben müsse. Allein wenn der Vf. sich entschloss, eine Kritik der praktischen christlichen Religionslehre anzustellen, so konnte man auf der einen Seite glauben, dass er, hier mehr in seiner Sphäre, sich auf eine würdigere Weise bewegen könne, auf der andern erwarten, dass er hier mit viel grösserer Behutsamkeit, Genauigkeit, Schärfe und Bestimmtheit urtheilen und schreiben werde, als nach dem Urtheile der Meisten in der Kritik alter und neuer Lehre geschehen war. Denn hier traf die Kritik nicht Lehrmeynungen, deren Einfluss auf die höchste Bildung des Menschen vielleicht zweifelhaft seyn kann; sie musste Lehren und Begriffe treffen, welche unleugbar mit dem Heiligsten des Menschen zusammenhängen, wo sich der besonnene Mensch auch nicht die geringste Uebereilung oder Unbestimmtheit im Urtheilen verzeihen kann. Und diess ist es, was den Rec. anfangs mit dem heftigsten Unwillen und noch jetzt mit dem schmerzlichsten Gefühle erfüllt, indem er sieht, dass selbst Männer, welchen das Heil des Menschengeschlechts wirklich am Herzen liegt, ein solches Buch in die Welt hinausschicken, und es für eine Kritik der praktischen Religionslehre halten oder ausgeben können; ein Buch, bey dem es nicht länger zweifelhaft

seyn kann, ob es wegen seines wissenschaftlichen Gehalts, oder wegen seiner losen unbestimmten Gestalt, oder wegen der darin herrschenden undeutlichen, verworrenen Begriffe, oder wegen der frivolen Machtsprüche, welche statt der Beweise dienen, mehr Missbilligung und Tadel verdiene. Es geht dem Recens. schwer ein, dieses Urtheil niederzuschreiben; aber hier würde furchtsamer Tadel, in Zweifel eingekleidet, Verrath an der guten Sache seyn. Wenn ein junger Mann seine Weisheit auf eine solche Weise vorlegt, so hat man nicht nöthig, ihn mit grossem Ernst zurückzuweisen; man kann hoffen, dass auf die vorwitzige Stimme nur Wenige hören. Aber hier, wo ein Veteran, ein Mann, der der Beförderung der Religiosität und Sittlichkeit schon fast ein ganzes Leben gewidmet hat, so spricht, würde Nachsicht am unrechten Orte seyn.

Wenn von einer Kritik der praktischen christlichen Religionslehre die Rede ist, so kommt es theils auf den eigentlichen Gegenstand, theils auf die Grundsätze einer solchen Kritik an; und man kann erwarten, dass der Kritiker sowohl den Gegenstand seiner vorzunehmenden Kritik vollständig und bestimmt aufgefasst, als die Grundsätze, nach welchen er die Kritik anstellen will, deutlich gedacht und, zu seiner eignen Rechtfertigung, offen dargelegt haben werde. Beydes scheint bey dem Verf. der vorliegenden Kritik so wenig der Fall zu seyn, dass es bey dem Durchlesen derselben gleich zweifelhaft bleibt, was und nach welchen Grundsätzen der Verf. habe kritisiren wollen.

Anlangend das erste, so entsteht billig die Frage: was ist praktische christliche Religionslehre? Aber wir wollen lieber fragen: was hat der Verf. darunter verstanden? Der Verf. sagt in der Einleitung: die praktische christliche Religionslehre bezieht sich auf die sittlichen Vorschriften und Grundsätze des neuen Testamentes, die sich theils von Christo selbst herleiten, theils von seinen Schülern und Aposteln vorgetragen und von ihnen weiter ausgebildet worden sind. Diesemnach verstünde der Vf. dasselbe darunter, was, dem Sprachgebrauche nach, allgemein darunter verstanden wird, also die sittlichen Grundsätze und Vorschriften Christi und der Apostel. Was also Christus und seine Schüler für Grundsätze über die Sittlichkeit aufgestellt, welche Vorschriften sie über das sittliche Leben des Menschen gegeben, welche Beförderungsmittel der sittlichen Vollkommenheit sie empfohlen oder dargeboten haben, das wird der Gegenstand dieser Kritik; nicht die Systeme christlicher Moralisten, sondern die praktischen Lehren Christi und der Apostel selbst. Allein man darf nur den Inhalt des Buchs durchgehen, um zu finden, dass der Verfasser alle Gegenstände und Begriffe, welche nur einigermaassen mit der christlichen Tugend- und Sittenlehre zusammenhängen, mit einmischt, dass er über alles spricht, worüber er, wie es scheint, seine Meynung sagen wollte. Zuerst spricht er über Religion und den Glauben an Gott, von den Verpflichtungsgründen zu diesem Glauben (wo S. 38 - 51 die ganze Lehre von den sogenannten Beweisen für das Daseyn Gottes in unbefriedigenden Raisonnements abgehandelt wird;) dann von dem Glauben an die Vorsehung und von den Pflichten gegen Gott, Ehrfurcht, Demuth, Gehorsam gegen Gott, Liebe und Vertrauen zu Gott; hierauf kommt er auf die Hoffnung, namentlich auf die Hoffnung eines zukünftigen Lebens, (dessen Erwartung und Beschaffenheit S. 114 - 177 in weitläuftigem Kanzelton gezeigt und bewiesen wird); dann geht er die übrigen Pflichten gegen Gott, Anbetung, Gebet, Lob und Dank durch. Hierauf folgt eine Kritik des Glaubens an Jesum, an welche sich eine Abhandlung mehrerer Fragen über den Glaubenswechsel, über den hohen Werth des Christenthums, ob der Mensch in allen Religionen selig werden könne? über Glaubensvereinigung, welcher Glaube zuletzt siegen werde, anschliesst; sodann wird von Irreligion, Unglauben und Aberglauben, von Lauigkeit und Gleichgültigkeit in der Religion, vom Geist des Zeitalters in dieser Hinsicht, von Schwärmerey, Fanatismus, Bigotterie, Heucheley gehandelt; worauf die erste Abhandlung mit einem Gemisch von Fragen und Sätzen beschliesst: ob es besser wäre, die Menschen hätten, bey den vielen Missbräuchen der Religion, gar keine? dass die Religion allezeit wahr sey, und dass es keine falsche gebe; dass es nur eine Religion gebe; dass sie unveränderlich und unvergänglich sey; ob die Religion in unsern Tagen zu- oder ab- genommen habe? ob die Religion blos Mittel oder Selbstzweck sey? dass jeder Mensch eine Religion haben müsse u. s. w. Auf diese Abhandlung beginnt eine zweyte, mit der Ueberschrift: Tugendpflichten. Sie beginnt S. 326. mit der Erörterung des Begriffs: Tugend, spricht über die Unvollkommenheit der menschlichen Tugend nach der Bibel, über die zu grossen und zu geringen Forderungen an die Tugend; über den Unterschied zwischen der Tugend und der Sittlichkeit, Weisheit und Klugheit, ob die Menschen schlechter oder besser geworden, ob die Tugend wirklich sey, ob sie gelehrt werden könne, über den Einfluss der Religion auf die Tugend, über die Allgemeinheit der Tugend, dass die alten christlichen Theologen die Tugend von der Religion, besonders der christlichen, abgeleitet über die Grade und den hohen Werth der Tugend, und fügt einige Aussprüche heidnischer Philosophen und christlicher Lehrer hinzu; worauf die eigentliche Untersuchung über die Tugendpflichten S. 394. anfängt. Diese werden eingetheilt in Pflichten gegen uns, gegen unsers Gleichen und gegen unsere niedern Mitgeschöpfe. Allein es wird in diesem Bande nur von der Selbstachtung und Selbstliebe, so wie von der Menschenachtung und Menschenliebe, als einer Folge von jener, ganz kurz gehandelt; das Uebrige ist dem folgenden Bande vorbehalten. Man sieht aus dieser Inhaltsanzeige, welches Gemisch von verschiedenartigen durcheinander geworfenen Gegenständen für praktisch-christliche Religionslehre ausgegeben wird. Will man alles dazu rechnen, was auf die Sittlichkeit [illegible]

Menschen einen Einfluss hat, so gehört die ganze Glaubenslehre hinzu. Und in welcher Ordnung ist alles aneinander gereiht! Von allgemeinen Grundsätzen, von gemeinsamer Ansicht des sittlichen Lebens des Menschen, von dem eigentlichen Geiste der christlichen Sittenlehre, von dem höchsten Grunde ihrer Anforderungen an den Menschen, worauf doch das Wesen einer jeden Sittenlehre beruht, kein Wort. Und doch mussten gerade diese Gegenstände vor allen Dingen erörtert werden; denn sie mussten der Kritik der christlichen Sittenlehre zur Grundlage dienen; denn ohne diese Erörterungen lässt sich unmöglich der Geist der christlichen Sittenlehre auffassen; und wie ist denn eine wirkliche Kritik derselben möglich? Allein der Verf. scheint deren nicht gedacht zu haben; vielmehr war es ihm genug, über eine Menge von Begriffen und Gegenständen, welche mit Religion in praktischer Hinsicht einigermassen zusammenhängen, sich auszureden, und diess nennt er eine Kritik der praktischen christlichen Religionslehre.

Wenden wir uns nun zu den Grundsätzen und Gesetzen, nach welchen diese sogenannte Kritik angestellt worden ist, so befinden wir uns in nicht geringer Verlegenheit. Denn der Verf. hat sich nirgends darüber erklärt; nur so viel spricht er an verschiedenen Orten sehr deutlich aus, dass ihm die Grundsätze und Begriffe der *kritischen* Moral der Probierstein, ja das einzig wahre und vollkommene sind. Aber dieses zugegeben, wie entfernt ist der Verfasser von dem Scharfsinn, mit welchem Kant die sittlichen Grundsätze und Begriffe erörtert und bestimmt hat! Auch hier findet sich, was man bey vielen Nachbetern jenes grossen Mannes findet, dass sie blos die Worte und Formen, deren er sich bediente, aufgefasst haben, mithin nur mit den Schaalen um sich werfen, ohne je den eigentlichen Kern gefunden zu haben. Denn unmöglich kann doch das, was der Verf. in der Einleitung gesagt hat, hinreichen, um der Kritik der christlichen Sittenlehre einen festen sichern Gang zu geben. Wir wollen einmal zugeben, dass auch die christliche Sittenlehre nach den allgemeinen Gesetzen der sogenannten praktischen Vernunft kritisirt werden müsse, dass also bey einer solchen Kritik die Frage eigentlich diese sey: stimmen die sittlichen Vorschriften und Grundsätze des Neuen Testaments mit diesen Gesetzen der Vernunft überein oder nicht? Aber dann musste der Verf. diese Gesetze vor allen Dingen aufstellen, er musste sie dann mit den sittlichen Grundsätzen und Vorschriften der christlichen Religion vergleichen; er musste aber auch diese christlichen Grundsätze ihrem Geiste und ihrem Zwecke nach darstellen. Von diesem allen aber hat er nichts gethan. Der einzige, bey dem Verf. herrschende Grundsatz ist kein anderer, als, dass alle sittliche Grundsätze und Vorschriften, die nicht aus blosser Vernunft erkennbar sind, nicht rein, nicht gültig sind, sondern abgethan werden müssen, wenn die Menschheit ans Ziel kommen soll. Und dieser Grundsatz ist es, den der Verf. auf eine Weise angewendet hat, wie noch keiner, der den Glauben an Offenbarung, wie Hr. Cannabich, für blosse Täuschung erklärte. Allein dieser an sich falsche und von dem Verf. nicht einmal klar gedachte, viel weniger erwiesene Grundsatz ist es, dessen ganz rücksichtlose, leichtsinnigste und übermüthigste Anwendung das Buch des Verfs. um so tadelnswürdiger macht, je seichter und zuversichtlicher das Geschwätz ist, das durchgängig herrschend ist; und wir können nicht läugnen, dass trotz vieler guten und nützlichen, jedoch nichts weniger als neuen Behauptungen, und ungeachtet wir den Absichten des Verfs. nur das Beste zutrauen, dennoch unserer Ueberzeugung nach, dieses Buch in wissenschaftlicher Hinsicht unter die frivolsten, und in Ansehung der christlichen Religion unter die schädlichsten gehöre, welche dem Nichtgelehrten in die Hände fallen können. Um diess zu beweisen, wollen wir erstens über die Grundbegriffe, welche in der Einleitung aufgestellt werden, sprechen, und dann die Behauptungen des Verfs. in der eigentlichen Abhandlung vortragen. Ehe wir aber diess thun, müssen wir die paradoxen, unbestimmten Marginalien rügen, womit der Verf. am Rande den Inhalt des nebenstehenden Textes (absichtlich?) auffallend anzugeben gesucht hat: z. B. S. 3. die christliche praktische Religionslehre ist nicht rein vernunftmässig. S. 21. von reiner Sittlichkeit weiss sie nichts. S. 61. Ehrfurcht gegen Gott kommt nicht in der Bibel vor. S. 230. Anrufung kommt Jesu nicht zu; eben so wenig und noch weniger kommt ihm die Anbetung zu, u. a. m. Gesetzt auch, dass es mit einigen dieser Sätze nicht so ernstlich gemeynt sey, so wie denn mehrere derselben im Texte entweder modificirt oder hinterdrein wieder aufgehoben werden; was soll man zu so auffallenden, gleichsam zur Schau gestellten Marginalien sagen? Musste nicht der Vf. sich selbst sagen, dass er dadurch Anstoss und Aergerniss geben werde? Ist es nicht zum mindesten höchst unvorsichtig, solche Sätze gleichsam an den Ecken hinzustellen: die christliche Sittenlehre weiss von reiner Sittlichkeit nichts? Kann etwas Unverschämteres gesagt werden, wenn es nicht wahr ist; und ist es in einem andern Sinne als wahr nur denkbar, als nach verworrenen Begriffen?

Aber eben diess ist nun in der Einleitung unverkennbar, dass der Verf. gerade da, wo auf die bestimmtesten Ideen alles ankommt, nur verworrene, undeutliche, schielende Begriffe gehabt hat, oder wenigstens aufstellt. Wir wollen diess beweisen. Die praktische christl. Religionslehre, sagt er, unterscheidet sich von der praktischen Religionslehre überhaupt durch einige singuläre (was heisst diess?) Vorschriften und Verordnungen, z. B. der Taufe und des Abendmahls, abgesehen von jener gänzlichen Resignation auf irdische Güter, von jener unbegränzten Freygebigkeit und Nachgiebigkeit (wo lehrt die christliche Religion eine solche?) und von jener symbolischen Handlung des Fusswaschens, welche Vorschriften als Localgebote und sinnbildliche Vorstellungen einer aus-

gezeichneten Selbstbeherrschung, Güte, Liebe und Demuth anzusehen sind. (Also das Fusswaschen hätte Jesus wirklich geboten?) Besonders aber unterscheidet sie sich durch den verlangten Glauben an Jesus als göttlichen Gesandten (welchen Glauben der Verf. S. 203. für unnöthig erklärt) und durch eine seiner hohen Würde angemessene Verehrung, und durch die Motive oder Beweggründe, die von dem erklärten Willen Gottes und Jesu, von der Liebe Beyder zu den Menschen und der Menschen zu ihnen, und von der Hoffnung einer künftigen Vergeltung hergenommen sind; sie ist also zwar positiv, aber doch auch *vernunftmässig* (moralisch), und verlangt den Gebrauch der Vernunft, und es lassen sich alle Religionslehren, die singulären ausgenommen, aus der Vernunft ableiten; *ob sie gleich nicht rein vernunftmässig, sondern* populär und den Volksbegriffen angemessen ist. Man sieht ohne Erinnern, wie unvollkommen und unbestimmt hier der eigenthümliche Charakter der christlichen Moral angegeben, und wie schwankend der Begriff, vernunftmässig, von dem Verf. gebraucht wird. Auf der einen Seite scheint vernunftmässig, nach seiner eignen Erklärung, so viel als moralisch zu bedeuten, auf der andern, was blos auf Gesetzen der Vernunft beruht und aus denselben geschöpft wird, und doch auch wird es dem populären, den Volksbegriffen Angemessenen entgegen gesetzt. Also, die christliche Moral soll nicht rein vernunftmässig seyn, weil sie populär und den Volksbegriffen angemessen ist? In welchem Sinne also? Weil sie einen religiösen Charakter hat; weil sie sich auf den Glauben an das Heiligste, an die höchsten Endzwecke der Vernunft, an ein unendliches unsichtbares Daseyn, an eine ewige heilige Ordnung der Dinge, mit einem Worte, auf den religiösen Glauben gründet? Darf hier der vernunftmässige nur in Gedanken von dem moralischen und religiösen getrennt werden? Aber freylich der Verf. scheint so wenig in den religiösen Sinn der christlichen Moral eingedrungen, dass er gleich in der Note hinzusetzt: „sie ist eine wahre Volksmoral, die mehr nach dem sinnlichen Interesse, als nach der Pflicht des Menschen gebildet ist; (und doch soll sie, wie er selbst sagt, gänzliche Resignation auf irdische Güter verlangen; doch soll sie, nach S. 21. alle Pflichten lehren, welche die Vernunft lehrt und sie auch aus Vernunftgründen ableiten, und soll mit der Sittenlehre der Vernunft aufs freundschaftlichste übereinstimmen! Stimmt wohl der Verf. mit sich überein?) Aber, fährt er fort, die christliche praktische Religionslehre ist von der theoretischen abhängig, und nicht sowohl auf die Aussprüche der praktischen Vernunft, als vielmehr *auf den Willen Gottes gebaut*, und *gewinnt dadurch bey dem Volke ein besonderes Ansehn*. Also bey dem Volke, bey denen, die nicht durch die kritische Philosophie erleuchtet sind, bey dem Volke blos, gewinnt die Sittenlehre durch den Willen Gottes ein besonderes Ansehn? nicht bey jedem wahrhaft religiösen Menschen? oder gehört jeder zum Volke, der religiös ist? Ist denn eine religiöse Moral, wie die christliche, blos für das Volk? Nein, wenn es der Verf. auch nicht so schlimm gemeynt hat, so drückt er sich doch höchst unüberlegt und auf eine Art aus, welche zweifeln lässt, ob er den eigentlichen Sinn einer religiösen Moral wirklich gefasst habe; und wir müssen schon um deswillen ihm den Beruf zu einer Kritik der christlichen Sittenlehre absprechen. Die christliche Sittenlehre ist religiös; dies ist ihr eigenthümlicher Charakter. Es musste also hier vor allen Dingen untersucht werden, in welchem Verhältnisse eine religiöse Sittenlehre zu einer nicht religiösen (blos irdischen) Moral und zur Vernunft und ihren höchsten Endzwecken und heiligsten Hoffnungen stehe. Damit müsste eine Kritik der christlichen Sittenlehre beginnen, weil viele Menschen, wie Hr. C., das Religiöse dem Vernunftmässigen wo nicht entgegensetzen, doch als verschieden von demselben ansehn. Es würde sich dann freylich gefunden haben, dass eine Moral, die religiös ist, die höchst vernunftmässige in jeder Rücksicht ist, und dass eine Sittenlehre, die auf den Willen Gottes gebaut ist, einen höhern Werth hat, als dadurch, dass sie bey dem Volke ein besonderes Ansehn gewinnt. Wenn die Idee einer religiösen Moral nicht rein vernunftmässig ist, so ist der religiöse Glaube selbst nicht vernunftmässig. Und da der Vf. meynt, der wahre Glaube an Gott, der jetzt herrsche, sey erst die Frucht der kritischen Philosophie (S. 60 f.), so mag er zusehn, wie er diesen Glauben rechtfertigt, wenn er behauptet, eine Sittenlehre, die sich auf diesen Glauben gründet, habe blos bey dem Volke ein besonderes Ansehn. — Was der Verf. hierauf über die *Sittlichkeit*, auf welche sich die praktische Religionslehre gründe, sagt, wollen wir nicht tadeln, ob wir gleich auch hier Bestimmtheit der Begriffe vermissen, und sehr zweifeln, ob die Sittlichkeit, durch das Vermögen, sowohl nach den Vernunftgesetzen, als gegen dieselben zu handeln, richtig erklärt sey; denn Sittlichkeit drückt eine Beschaffenheit, nicht ein Vermögen aus, sie bezieht sich auf Freyheit und das Gesetz, ist aber nicht das Vermögen, sich dem Gesetz gemäss oder gegen dasselbe zu bestimmen. Wenn er aber sodann verschiedene Fragen in Ansehung der Sittlichkeit beantwortet, welche vorzüglich das Verhältniss derselben zur Glückseligkeit betreffen, so muss man sich billig wundern, dass der Vf. diesen Begriff (Glückseligkeit) so unbestimmt gelassen hat, dass es ihm gar nicht eingefallen ist, bey der Kritik einer jeden Moral sey die Feststellung des höchsten Gutes, oder des letzten Endzwecks des Handelns, eine Hauptsache; zumal da man die christliche Religion, als eine Glückseligkeitslehre, so oft getadelt hat. Und das ist der zweyte Punct, weshalb wir den Verfasser beschuldigen, dass es seiner Kritik durchaus an festen Grundsätzen mangele. Der Charakter und der Werth einer Sittenlehre beruht auf der Vorstellung von einem höchsten Gute, als dem Endzwecke des pflichtmässigen Handelns, oder auf der Lehre von der Bestimmung des Menschen. Es musste also bey der

Kritik der christlichen Sittenlehre vor allen Dingen untersucht werden, welches Ziel stellen Christus und seine Apostel den Menschen vor; welches höchste Gut geben sie ihm an, als den Endzweck, den er erreichen soll? Denn blos hierdurch kann der Werth oder die Vernunftmässigkeit der christl. Sittenlehre bestimmt werden, blos hierdurch kann des losen Geschwätzes über Glückseligkeit und Glückswürdigkeit ein Ende werden, blos hierdurch kann es an den Tag kommen, welches Ansehn die christl. Sittenlehre vor der Vernunft behaupten müsse. Ohne das höchste Gut, welches, als letzter Endzweck, einer Moral zum Grunde liegt, bestimmt zu haben, ist jede Kritik derselben ein unbestimmtes Geschwätz. Und der Verf. hat sich den gewöhnlichen Fehler zu Schulden kommen lassen; er spricht über einzelne Begriffe und Vorstellungen, ohne die Hauptsache erörtert oder nur bestimmt zu haben; er giebt vor, die christl. Moral zu kritisiren, und lässt das höchste Gut, wonach der Mensch, derselben zu Folge, streben soll, unbestimmt. Es herrscht bey ihm hierin dieselbe Verworrenheit der Begriffe, wie bey vielen andern, welche die Form und die Materie des Handelns von dem Endzwecke desselben nicht unterscheiden. Man sieht diess auch sehr deutlich aus dem, was er über das Sittengesetz, moralisches Gefühl und Gewissen S. 11 f. sagt. Er kehrt sodann S. 21. zur christlichen Sittenlehre zurück, und behauptet, die christliche Sittenlehre sey dem Wesen nach von der Sittenlehre der Vernunft nicht verschieden, sie lehre alle Pflichten, welche die Vernunft lehrt, sie leite sie auch aus Vernunftgründen ab; nur gebe sie ihnen ein grösseres Gewicht, dass sie sie als den ausdrücklichen Willen Gottes vorstellt, und aus *höhern* Motiven herleitet, und den Befehl, den Beyfall und die Belehrungen Gottes mit zu Bewegungsgründen der Pflicht macht. Und nun fährt er fort: *sie weiss von reiner Sittlichkeit nichts; sie ist mehr für die Menschen, wie sie sind, als wie sie seyn sollen, Volkssittenlehre.* Wie konnte der Verf. sich eine solche Lästerung entfahren lassen? Was ist reine Sittlichkeit? Er sagt in einer Anmerkung, diejenige, die blos die Tugend zum Zwecke hat, und auf Glückseligkeit nicht Rücksicht nimmt. Wir fragen, auf welche Glückseligkeit? auf eine sinnliche, oder auf eine geistige, sittliche Glückseligkeit. Ist sinnliche Glückseligkeit der Zweck der Sittlichkeit nach der Sittenlehre Jesu? nach einer Sittenlehre, welche, wie der Vf. selbst sagt, gänzliche Resignation auf irrdische Güter fordert und sich dadurch auszeichnet? Doch diess ist des Vf. Meynung nicht, dass der christlichen Sittenlehre sinnliche Glückseligkeit zum Grunde liege. Also eine geistige, sittliche Glückseligkeit, eine solche, welche in der Vollkommenheit unserer sittlichen Natur, in der höchstmöglichen freyen Ausübung der geistigen, sittlichen Kräfte des Menschen besteht. Diese macht die christl. Religion allerdings zum Gegenstande des Strebens für den Menschen; diese zeigt sie ihm in der unendlichen Sphäre eines ewigen Seyns und Handelns nach dem Tode. Deswegen soll sie von reiner Sittlichkeit nichts wissen? *Muss* denn der Mensch nicht nach *dieser* Glückseligkeit streben, wenn er vernünftig handeln will? muss er sie nicht als das höchste Gut ansehen, welches zu erlangen der Vernunft höchstes Bedürfniss ist? Wenn er sie also zum letzten Zweck seines Handelns macht, wenn er sittliche Vollkommenheit, sittliche Güte und Würde seiner Natur, wenn er jene geistige Glückseligkeit als das Ziel seiner Bestimmung ansieht, welches zu erlangen er bey allen Aeusserungen seiner Freyheit streben soll, handelt er dann nicht rein sittlich? und die Religion, die dem Menschen befiehlt, alles Andere dahinten zu lassen, alles Irrdische zu verläugnen, den sinnlichen Menschen dem reinen Willen zu unterwerfen, und nur allein nach dem Unvergänglichen, Ewigen, nach geistigen Gütern, nach des unsterblichen Geistes Heil zu streben, diese Religion soll von reiner Sittlichkeit nichts wissen? Es ist endlich Zeit, dass das leere Wortgeklingel von Eudämonismus und reiner Sittlichkeit, von Glück und Glückswürdigkeit aufhöre; es hat schon zu lange getönt. Der reinen Sittlichkeit kann man nur eine solche Glückseligkeit entgegensetzen, deren Elemente nicht selbst durchaus sittlicher Natur sind; allein von einer solchen ist in dem Christenthume nicht die Rede; es ist die gröbste Verläumdung oder Unwissenheit, wenn man sagt, die christliche Sittenlehre mache das Streben nach einem Ziele, das nicht ganz sittlicher Natur ist, zur Pflicht, und wisse also von reiner Sittlichkeit nichts. Aber sie ist mehr für die Menschen wie sie sind, als wie sie seyn sollen, sagt der Verfasser, Volkssittenlehre. Auch hier wieder nichts als Verwechselung der Begriffe. Sollen jene Worte so viel heissen, als: sie nimmt darauf Rücksicht, dass die Menschen noch nicht sind, was sie seyn sollen; ihre Gebote, ihre Beweggründe, setzen voraus, dass die Menschen erst werden sollen, was sie noch nicht sind; dann enthalten sie Wahrheit; aber dann enthalten sie auch nichts, weshalb man sagen könnte, sie wisse von reiner Sittlichkeit nichts, weil die Menschen, wie sie sind, nichts davon wissen. Sollen sie aber so viel bedeuten: die christliche Sittenlehre habe nicht den Zweck, dass der Mensch werde, was er werden soll, sie verlange nicht das Höchste von ihm, was er erreichen kann und soll, sondern sey blos auf den Menschen, wie er ist, berechnet, sie sey also eine Sittenlehre des Volks, dann enthalten sie die grösste Lästerung; welche wir dem Verfasser Schuld zu geben gar nicht Willens sind, ob wir gleich mehrmals aus dem Munde einseitiger Bewunderer eines philosophischen Systems ähnliche Behauptungen gehört haben. Doch wir glauben, hinlänglich dargethan zu haben, dass es der vorliegenden Kritik durchaus an festen Grundsätzen, ja dass es ihr an deutlichen bestimmten Begriffen mangelt, und dass der Verfasser sich dieselbe Verwirrung, dieselbe unrichtige Ansicht von dem Geiste der christlichen Sittenlehre habe zu Schulden kommen lassen, wie viele andre Kritiker. Wir be-

merken über die Einleitung nur noch Folgendes. S. 22 f. folgt ein Räsonnement über die Sittenlehre der alten Philosophen, das wir für eben so oberflächlich als unnöthig halten. Neu war uns indessen die Behauptung S. 27. die platonische und aristotelische Philosophie sey endlich durch die kritische Philosophie verdrängt worden. Wenn aber der Verf. S. 28. sagt: die christliche Moral sey auf die im Alten Testament enthaltene Moral gebaut, wenn anders von einer Moral im A. T. die Rede seyn könne, wo die Vernunft noch nicht bis zu gewissen sittlichen Grundsätzen ausgebildet sey und das Wort Freyheit nicht einmal vorkomme, wo der Gesetzgeber allein Gott sey, der als National-Gott oft sehr unmoralisch handle und sich äussere. (vid. die Ausrottung der Cananiter und die Heimsuchung der Sünden der Aeltern an den Kindern); so wollen wir das, was die Moral des A. T. betrift, dahin gestellt seyn lassen, gestehn aber, nicht zu begreifen, wie der Verfasser sagen kann, auf eine solche Moral sey die christliche Moral gebaut, welche, wie er S. 30. ganz richtig behauptet, mehr auf die Gesinnung als auf die Handlung dringt, und auch ohne Hoffnung auf Belohnung und ohne Furcht vor Strafe, das Gute gethan wissen will, und nur die geistige und ewige Glückseligkeit in Anschlag bringt. Man sieht aber auch hieraus, dass man dem Verfasser sehr Unrecht thun würde, wenn man es mit allen seinen Worten so genau nehmen wollte. Denn eine solche Moral, wie er sie hier beschreibt, weiss doch wohl von reiner Sittlichkeit etwas. Hierauf folgt S. 31 f. eine Charakteristik der Moralisten von Christus an; sie ist zu unbedeutend, als dass wir uns dabey aufhalten dürften. Wie der Verfasser aber S. 33. behaupten kann, nach den Reformatoren kämen bey der Seligkeit der Menschen die guten Werke nicht mit in Anschlag, mag er selbst, sogar gegen die Form. Concord. rechtfertigen.

Wenn nun aus dem bisherigen erhellet, dass an eine wirkliche Kritik der christlichen Sittenlehre hier nicht zu denken sey, so bleibt nichts übrig, als über das Räsonnement zu sprechen, welches der Verfasser eine Kritik zu nennen beliebt hat. Dass hierunter sehr vieles richtig und gut gesagt sey, dass der Verfasser sich hier, wo es auf praktische Begriffe ankommt, nicht selten als einen Mann von vieler Einsicht und Mässigung zeige, wird Jedermann von selbst vermuthen, und wir gestehn mit Vergnügen, es so gefunden zu haben. Dennoch müssen wir es eben so frey gestehn, dass hier, eben so wie vorhin, vielen Begriffen Bestimmtheit, vielen Vorstellungen gehörige Umsicht, und vielen Behauptungen Mässigung und Richtigkeit mangelt, und dass wir überzeugt sind, das Buch müsse aus diesen Ursachen unendlich mehr schaden, als es, der Absicht des Verf. nach, nützen sollte. Wir sind schuldig, diess Urtheil mit Gründen zu belegen. Ueber den Begriff der Religion S. 36. wollen wir nicht streiten; es ist aber gegen allen jetzigen Sprachgebrauch, die Religion den Inbegriff aller Pflichten zu nennen, die wir Gott, uns selbst und andern Menschen und Geschöpfen schuldig sind. Die ganze Abhandlung über den Glauben an Gott, wie sie hier befindlich ist, S. 39. gehört nicht hierher; sie beschliesst mit der Behauptung S. 60., der gegenwärtige Glaube an Gott, als ein reinmoralisches Wesen, sey die Frucht der kritischen Philosophie und ganz dazu geeignet, moralische Menschen zu bilden. Da für diese Behauptung die Erfahrung so sonnenklar zeugt, so wollen wir sie nicht widerlegen, sondern es der Nachwelt überlassen, zu richten. Wenn aber sogleich gesagt wird, jede auf Sittlichkeit abzweckende Religion müsse von diesem Glauben ausgehn, so muss man sehr einfältig seyn, wenn man sich ohne den grössten Unwillen der Folgerung erwehren will; dass folglich die christliche Religion nicht auf Sittlichkeit abzwecke, denn jener Glaube war ja erst die Frucht der kritischen Philosophie. Und damit scheint es dem Verf. vollkommen Ernst zu seyn. Denn nach S. 61. kommt in der Bibel die erste Pflicht gegen Gott, die *Ehrfurcht*, nicht vor, sondern blos Furcht und Scheu. Man sollte glauben, der Verf. meyne blos das Wort; denn S. 69. sagt er, dass die Verfasser des N. Test. die jüdischen Vorstellungen von Furcht nur in Beziehung auf lasterhafte Menschen gebrauchten, die sie zuerst durch Furcht schrecken wollten, um sie hernach *durch Ehrfurcht* weiter zu leiten. Und S. 314.: An die Stelle der unedeln Triebfedern der Furcht, die im Mosaismus herrschte, trat (im Christianismus) *Liebe und Ehrfurcht;* und so hob sich mit dem Christenthume die eigentliche Religion an. (Oben hiess es ganz anders). Man sieht, dass es mit Behauptungen des Verf. nicht so genau zu nehmen sey. Aber, wird er sagen, der Begriff der Ehrfurcht kommt in der Bibel nicht vor, denn das Wort fehlt. Den Begriff hat der Verf. schon zugegeben; also das Wort fehlt. αἰδώς, welches Hebr. XII. 28. vorkommt, soll nicht Ehrfurcht, sondern eigentlich *Scheu*, aus Liebe und Furcht, ausdrücken; also ein Gemisch von Liebe und Furcht, die sich blos auf Gottes Macht und Güte, nicht aber auf seine Heiligkeit bezieht. Scheu soll also aus Liebe und Furcht bestehn? Scheu ist eine unangenehme Empfindung, welche (in moralischer Hinsicht) aus der Vorstellung einer Gefahr, die unsrer Ehre droht, entspringt, und mit dem Verlangen, jener Gefahr zu entgehen, verbunden ist. Und drückt das Wort αἰδώς Scheu oder Furcht aus? fiel denn dem Verfasser, der so oft unnöthiger Weise Stellen aus den Alten citirt, nicht jener vortreffliche Ausspruch ein? ἵνα μὲν αἰδώς, ἔνθα καὶ δέος. Gerade αἰδώς drückt das Gefühl aus, welchem Achtung zum Grunde liegt, und welches man mit Recht Ehrfurcht nennt, weil es eine Furcht bezeichnet, die aus der Achtung entspringt, welche wir gegen einen andern oder gegen uns selbst hegen. Doch es kommt nicht auf das Wort an. Der Verf. kommt hierauf auf die Frage, welche Religion die beste sey; ob die aus Furcht? oder die aus Liebe

und Hoffnung? oder die aus Liebe, Hoffnung und Ehrfurcht? oder die aus Ehrfurcht allein. Er behauptet: die erste führe zur Legalität; die zweyte mittelbar zur Moralität; die dritte unmittelbar zur Moralität, die vierte zur reinen Moralität. Die dritte war die christliche, gemacht gerade für die damaligen Menschen, die noch auf einer niedern Stufe der Bildung standen, und auch sie bildete gute Menschen. Also eine Religion führt zur Moralität, aber nicht zur reinen, und bildet doch gute Menschen. Was ist ein guter Mensch? Doch man bemerkt ohne Erinnern, wie unbestimmt die Begriffe des Verfassers sind. Die Religion aus Ehrfurcht könne nie Volksreligion werden; die Religion aus Furcht sey die erste in der Welt gewesen (S. 76.) und die Religion aus Ehrfurcht habe als das Höchste, als das non plus ultra der Menschen, den Beschluss gemacht (vermuthlich seit der kritischen Philosophie). Hierauf wird von der *Demuth* als einer Pflicht gegen Gott gesprochen, und S. 77. behauptet, *das Kniebeugen sey dem Geiste des Christenthums nicht gemäss*, da dieses Gott mehr von Seiten eines Herrn, als eines Vaters, darstelle. Aber eben dieses Verhältnisses sich bewusst, beugt der anbetende Mensch vor Gott die Knie, und richtet den Blick gen Himmel; allein der zitternde Sklave wirft sich auf das Angesicht nieder zur Erde vor dem Despoten, den er blos fürchtet. Vor seines Gleichen, das ist, vor Menschen, soll der Mensch nicht das Knie beugen; aber auch nicht vor Gott? Wenn der Verfasser hierauf von dem *Gehorsam* gegen Gott spricht, und behauptet, einen vollkommnen Gehorsam fordere die Bibel nicht, so liegt auch hier eine Verworrenheit der Begriffe zum Grunde. Das Christenthum fordert allerdings einen vollkommnen Gehorsam *der Gesinnung nach*, d. h. es fordert, dass der Mensch alle Gesetze Gottes gleich heilig achte, und zu erfüllen strebe, ob gleich nicht zu erwarten ist, dass ein Mensch alle Gebote immer *in der That* erfüllen werde. Und das ist es, was Jakobus II, 10. sagt. Der Verfasser hat diese Aeusserung so wenig verstanden, als die Worte Cap. 3, 2. womit Jakobus nichts anders sagen will, als was er in dem Folgenden so schön ausführt: schwerer sey es, seine Zunge zu zähmen und nicht mit Worten sich zu versündigen, als selbst der That sich zu enthalten. Dass wir das, was S. 113 f. über die Hoffnung in Ansehung der Zukunft gesagt wird, für nicht hierher gehörig halten, haben wir schon oben angedeutet. Wer sucht eine solche Abhandlung in der Kritik der Lehre von den Pflichten gegen Gott? Sogar die Frage wird entschieden, ob nicht auch dort ein gewisser sinnlicher Genuss seyn werde? Der Vf. ist übrigens S. 129. der Meynung: wenn keine Ewigkeit sey, so sey Weisheit und Tugend, streng genommen und geübt, Thorheit, laut 1. Kor. 15, 32. So viel wir wissen, ist die kritische Philosophie anderer Meynung. S. 202. kommt der Vf. auf die *Pflichten gegen Jesum*, welche die christliche Religion mit den Pflichten gegen Gott verbinde; zuerst den *Glauben an Jesum*. Er theilt diesen Glauben in folgende Arten: a) *Glaube an die Person Jesu*, dass man ihn für einen ausserordentlichen göttlichen Lehrer und Gesandten an die Menschen halte. Es komme aber nicht auf den Glauben an den Lehrer sondern an die Lehre an. b) Dieser *Glaube an die Lehre* sey die Hauptsache, er werde c) durch den *an das moralische Leben Jesu* unterstützt; aber man dürfe den Glauben an die Sittlichkeit Jesu nicht übertreiben (S. 211.) denn, als menschliche Sittlichkeit, habe sie ihre Unvollkommenheiten gehabt, und es sey genug, Jesum für den sittlich vollkommensten Menschen zu halten, den wir kennen, und seine edle Denk- und Handlungsart nachzuahmen. (Warum zeigte denn der Vf. dem an das heilige Leben Jesu Glaubenden nicht eine Unvollkommenheit? Oder wusste er keine? oder verschwieg er sie aus Schonung? Wahrlich, solche Aeusserungen sind doch kaum zu ertragen!) d) Der *Glaube an Jesu Thaten* sey für uns weniger wichtig, als der Glaube an sein Leben; denn wie ungewiss sey dieser Glaube; der Glaube an Wunder verlange neue Wunder, um denen zu glauben; man müsse die Wahrheit der Wunder Jesu an ihren Ort gestellt seyn lassen; man dürfe den Wunderglauben zwar nicht gerade zu bestreiten, weil man sich das Zutrauen des grossen Haufens entziehen würde, aber auch nicht gerade zu befördern, denn in diesem Falle würde man den Aberglauben befördern. e) Der *Glaube an die Schicksale Jesu* sey noch weniger wichtig; denn der Glaube an das verdienstliche Leiden oder den Versöhnungstod Jesu sey nichts als eine jüdische Vorstellung; die Geschichte der Rückkehr Jesu ins Leben sey unsicher und ungewiss, und beweise für unsere Auferstehung nichts, denn der Körper Jesu sey noch nicht verweset gewesen; und der Glaube an die Himmelfahrt Jesu sey noch weniger bestätigt; der einzige Lukas erzähle sie, und die Vernunft empöre sich zu sehr gegen diesen Glauben. Endlich f) der Glaube *an das gegenwärtige und künftige Verhältniss Jesu zu uns* sey mehr Muthmassung, als Gewissheit und Wahrscheinlichkeit und gar nicht praktisch; denn er lebe, wo er wolle und wie er wolle, lebe doch Gott für uns, von dem wir alles, was wir von Jesu erwarten, noch viel mehr und leichter erwarten können, weil er Gott ist; und nach der Vorstellung Pauli 1. Cor. 15. werde ja Jesus ohnedem sein Reich einst niederlegen. Auch die *Zukunft zum Gericht* sey kein Gegenstand des Glaubens; denn wenn auch einst künftiges Gericht und eine Auferstehung der Todten wäre, so könne diess dem moralischen Glauben weder nützen noch ihn befördern; denn wenn der Mensch eine künftige Vergeltung glaube, so liege nichts daran, ob er sie von Gott oder von Jesu erwarte; in Gottes Händen wäre sie wohl am sichersten. Man denke nicht, dass der Vf. diese Behauptungen etwa mit dem Witz und Scharfsinn eines Fragmentisten durchgeführt oder zu erweisen gesucht habe; das Wesentlichste seines Räsonnements haben wir ausgehoben, und wir fürchten, der ernsthafte besonnene Lehrer werde daran genug haben. Allein wir können es ihm nicht ersparen

auch noch die Folgerung zu vernehmen, welche der Vf. aus seinen Sätzen ableitet. Er sagt nämlich (S. 222 f.) Ehrfurcht, Liebe und Dankbarkeit seyen wir zwar Jesu, wiewohl in einem geringern Grade als Gott, schuldig, da er sich durch Sittlichkeit und Güte den Menschen aufs stärkste empfohlen habe; aber dass wir unser Vertrauen und unsre Hoffnung auf Jesum setzen sollen, werde nirgends gelehrt. (Wenn Paulus von Jesu eine Unterstützung erwartete, so beweisst diess, S. 224. noch nicht, dass auch die übrigen Christen, die aufgeklärter denken, ihr Vertrauen und ihre Hoffnung auf ihn setzen sollen; es ist mehr der Ausdruck des Herzens, als der ruhigen Ueberlegung, wo [bey der ruhigen Ueberlegung also?] die Worte nicht immer so genau genommen werden. Auch dürfen wir Vertrauen und Hoffnung nicht einmal durch Christum auf Gott setzen; denn diese Formel könne vernünftiger Weise nichts anders heissen als, wegen der Verheissungen Jesu. Eben so wenig komme Jesu Anrufung, und noch weniger Anbetung zu. (S. 230.) Das Bekenntniss Jesu (das ist, seiner Lehre) sey allerdings Pflicht, wiewohl ein solches Bekenntniss, welches in dem N. T. gefordert werde, nicht mehr nöthig sey; vielmehr sey es auch nicht nöthig und rathsam, die Lehre Jesu überall zu bekennen, auch wo es nicht verlangt werde und wenn es keinen Nutzen bringe. Hierauf wird S. 235. vom Glauben- und Religionswechsel geredet, und zwar sehr liberal. Z. B. bey zufälligen Glaubenslehren, oder auf blossen Ceremonien, könne der Mensch auch wohl aus politischen Absichten, oder bey dringenden Umständen, den Glauben wechseln, ja wenn er dadurch in den Stand gesetzt würde, zum Besten der Religion und der Menschheit besonders zu wirken, so sey er dazu sogar verbunden, vorausgesetzt, dass er von der Zufälligkeit (was heisst das?) jener Lehren und Ceremonien überzeugt sey, so könne ein Protestant zur katholischen Kirche übergehn, wenn er in dieser mehr Andacht und Erbauung finde, oder zu finden glaube; und so umgekehrt der Katholik; denn die christlichen Gesellschaften und Bekenntnisse unterscheiden sich blos durch Nebenlehren und Gebräuche, die auf die wesentlichen nur entfernten Einfluss haben, den nicht jeder einsieht. Aber mit dem Judenthume dürfe der Christ seinen Glauben nicht vertauschen. Warum nicht, wenn er in dem Judenthume mehr Andacht und Erbauung findet, oder zu finden glaubt? und giebt es nicht nach dem Vf. S. 236. Menschen, denen ein unreiner mit menschlichen Vorstellungen und Ceremonien überhäufter Religionsglaube vor der Hand nützlicher ist, als ein gereinigter und verbesserter? Und sollte diess nicht mit dem Muhamedanismus derselbe Fall seyn, welcher nicht den Glauben an einen Nationalgott hat, wie das Judenthum, und keine verdienstliche Ceremonien wie Judenthum und Katholicismus? Indessen behauptet der Verf. den hohen Werth und die Vorzüge des Christenthums in Hinsicht der Seligkeit, obgleich das Christenthum nur eine besondere Religionshülle, oder ein besonderes Beförderungsmittel der Religion sey, daher auch mit der Religion selbst nicht verwechselt werden dürfe. Bey allem Werthe aber, den der christliche Glaube habe, sey er doch nicht der einzige, der zur Seligkeit führe. Hier folgt nun S. 245. eine Discussion über Glaubensvereinigung, welches wir deswegen bemerken, weil sie niemand in diesem Buche sonst suchen würde. Aber noch mehr wird man überrascht, hier S. 254 f. die Frage beantwortet zu finden: *welcher Glaube zuletzt siegen werde?* Die Antwort ist: der *vernünftige*, es sey nun in der katholischen, oder in der protestantischen Kirche. Dass der blosse Vernunftglaube zuletzt herrschen werde, sey nicht wahrscheinlich, da die Menschen sich nicht alle zu reinen Vernunftbegriffen erheben werden, und also einen Glauben haben müssen, den sie als von Gott selbst geoffenbart ansehn. Diesen Glauben dürfen wir nicht verläugnen und geradezu verwerfen, ihn aber auch nicht directe befördern und uns für ihn ausdrücklich erklären, welches *Hochverrath an der Vernunft seyn würde!!!* Das sey eine Art von Täuschung, aber eine unschuldige, wohlthätige, deren sich Jesus auch bediente. Das Christenthum, fährt er fort, werde unvergänglich seyn, theils als moralisch-religiöse Lehre, theils als positive Lehre werde es immer unentbehrlich seyn, weil kein Volk ganz aufgeklärt und zur reinen Vernunftreligion geleitet werden kann; dennoch aber sey es nicht veränderlich; es habe sich schon verändert und werde sich noch verändern. Was ferner über Irreligiosität, Aberglauben, sogar über die Unmöglichkeit, dass ein Staat aus lauter Atheisten bestehen könne, gesagt wird, so wie über den Unglauben, Indolenz, Laulichkeit u. s. w. übergehen wir, weil es grösstentheils am unrechten Orte steht, obgleich sehr vieles darunter sehr wahr ist, wovon wir S. 302 f. auszeichnen. Allein endlich kommt der Vf. S. 315. auf die Frage: welche Religion war die erste in der Welt, welche wird die letzte seyn. Die Offenbarung Gottes war nichts anders, als die Gelegenheit, die er den Menschen gab ihre natürlichen Kräfte zu entwickeln. So wird der Mensch nach und nach einsehen, dass eine angenommene Offenbarung nur ein Nothbehelf für den grossen Haufen war, der nicht selbst denkt und durch Autorität geleitet werden muss. Es wird gut seyn, wenn der Offenbarungsglaube wegfällt; denn warum hätte es sonst die Vorsehung darauf angelegt, dass er wegfallen sollte, indem sie ihm die Vernunft gegeben hat? Der Offenbarungsglaube hat seine Vortheile, aber auch seine Nachtheile, er hat von jeher viel Unheil gewirkt und wirkt es noch; die natürliche Religion dagegen ist die würdigste und wohlthätigste; zwar findet bey derselben Lasterhaftigkeit Statt, aber nie ist diess schlimmer gewesen, als zu den Zeiten, wo noch einzig und allein die geoffenbare Religion herrschte; und der Unglaube findet bey dem geoffenbarten Glauben am meisten Statt, weil er ein blinder Autoritäts-Glaube ist, der kein sichres Fundament hat und umstürzen muss, *sobald den Menschen die Augen aufgehn und sie sehen, dass sie getäuscht sind.* Und gesetzt, der Vernunftglaube könnte auch hier gewissen Menschen noch nicht wohlthätig werden, so kann er ihnen doch auch nicht schaden, wie der Offenbarungsglaube vielen Menschen geschadet hat. „Lasst uns also den Vernunftglauben immer mehr befördern, nur nach und nach, (wie der Vf. in diesem Buche?) und der Offenbarungsglaube wird sich endlich von selbst verlieren.“ Gegen *solche* Behauptungen sagen wir billig kein einziges Wort.

(*Der Beschluss folgt*).

N E U E
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

101. *Stück, den* 22. *August* 1810.

FRANZÖSISCHES RECHT.

Die Gesetzgebung Napoleons, dargestellt und commentirt von *F. Lassaulx*, ordentlicher (m) Professor des C. N. an der Facultät der Rechte zu Koblenz. Erste Abtheilung. Privatrecht. 1. u. 2. Theil. Koblenz, bey Pauli u. Comp., 1809. 8. VI. 400. II. 488 S.

Auch unter dem Titel:

Codex Napoleon, dargestellt u. commentirt u. s. w.

Die Aufschrift dieses Werks bezeichnet seine äussern und seine innern Gränzen. Die ganze, gehaltreichste Gesetzgebung neuerer Zeit soll *umfasst*, sie soll *dargestellt*, *commentirt* werden. Wenn die Darstellung den Text des Gesetzes klar und richtig, bündig und doch vollständig wiedergibt, so wird der Commentar Alles in sich vereinigen, was für das Recht von der Jurisprudenz geschah oder geschehen muss. Diess sind die Hoffnungen, welche der Verf. erregt, die Ansprüche, deren Befriedigung ihm obliegt.

Der Verf. hebt mit dem *Privatrechte* an, und rechnet auf dasselbe, jedoch mit Ausschluss des Processes, *vier Bände*. „Gegenwärtige Arbeit," sagt er, „grossentheils eine Uebersetzung der Hefte, deren ich mich zu meinen akademischen Vorlesungen bediene, war anfangs bestimmt, erst nach Vollendung des ersten, vielleicht des zweyten, dreyjährigen Curses, der den Professoren des C. N. auf den französischen Facultäten vorgezeichnet ist, und zwar zuerst in französischer Sprache, zu erscheinen. Mehrere Erwägungen bestimmten mich, von meinem Vorsatze abzugehen." Diese Erwägungen haben wir Deutsche durch unsere einseitigen Ansichten von der französischen Gesetzgebung, durch unsere irrigen Urtheile über dieselbe, veranlasst! Der Verf. meynt, dass seine Arbeit, obgleich weniger vollkommen, in *diesem* Augenblicke (1808) sicher von grösserm Nutzen seyn werde, als nach mehrern Jahren, wenn Erfahrung und Praxis die Ideen berichtigt haben würden. In einer Provinz deutschen Ursprungs geboren, mit dem deutschen und französischen Processgange vertraut, nach einer sechsjährigen Praxis vor französischen Gerichten und zweyjährigem, akademischem Vortrage, glaubt er, wenigstens eben so viel Beruf zu haben, die neue Gesetzgebung zu commentiren, als seine (deutschen) Concurrenten, welche den C. N. wohl schwerlich früher gekannt und sich eigen gemacht haben dürften.

Die Ordnung der Materien, welche der Verf. beobachtet, ist folgende: Der *erste Titel* der *Einleitung*, mit der Ueberschrift: *Von der Stelle, welche der C. N. in dem Systeme der Gesetzgebung überhaupt einnimmt*, enthält einige allgemeine Erörterungen über Recht und Eintheilungen des Rechts, über Rechtswissenschaft, über die Wirkungen und Dauer der Gesetze und über Gerechtigkeit. Das Dunkle der obigen Ueberschrift klärt sich durch die S. 12. Th. 1. angebrachte Bemerkung auf, dass der C. N. nebst dem Cod. de Procédure und dem Code de Commerce die Vorschriften des französischen Civilrechts umfasse. Der *zweyte* Titel zeigt die Hauptrevolutionen an, welche die gesammte französische Rechtsverfassung erlitten hat, und erzählt die Geschichte des C. N. selbst. Im *dritten* Titel kommt der Vf. auf den titre préliminaire des Gesetzbuchs, und zergliedert denselben in Untersuchungen über Promulgation und verbindende Kraft, Interpretation und Collision der Gesetze, über die Entscheidung solcher Fälle, für welche in den Gesetzen nichts versehen ist, über Anwendung der Gesetze überhaupt, über das Verhältniss der Gesetze und Conventionen gegen einander, und über die Anwendung der Gesetze auf die Civilrechte. Jetzt gelangt man zu dem *ersten Buche* oder dem

Personenrechte. Ein eigener *Präliminarartikel* beschäftigt sich hier mit dem natürlichen und bürgerlichen Zustande der Personen. Letzterer besteht, nach der Meynung des Vfs., aus zwey verschiedenen Gattungen von Verhältnissen, den staatsbürgerlichen und Familien-Verhältnissen. Daraus entspringen zwey Abtheilungen. In der ersten wird der erste Titel des ersten Buchs vom C. N. erläutert, in der zweyten eine Skizze der Familien-Verhältnisse gegeben. Mit der Lehre vom Wohnsitze schliesst sich der Präliminarartikel, die nur gedachte zweyte Abtheilung wird nun wieder aufgenommen, und der Vf. handelt *tit.* 1. von den Acten des Civilstandes, *tit.* 2. von der Ehe, jedoch mit Ausschluss der Wirkungen derselben auf die Vermögensrechte, *tit.* 3. von der väterlichen Gewalt, *tit.* 4. von der Adoption und wohlthätigen Vormundschaft, zuletzt *tit.* 5. von Vormundschaften und Curatelen. Diess ist der Inhalt der vorliegenden zwey Theile. Uebrigens wird der Titel des C. N. de la paternité et de la filiation theils in den zweyten, theils in den dritten Titel des Vfs. gezogen. Eben so wenig erhält die Lehre von der Abwesenheit eine besondere Stelle; sie wird vielmehr, so weit sie nicht im 2ten und 5ten Titel eingeschaltet ist, bis zu den Titel von den Erbschaften verspart.

Auch die Manier, wie der Verf. seinen Gegenstand behandelt, verdient Erwähnung. Den wichtigsten Lehren geht eine historische Einleitung voraus. Dann folgen die Hauptsätze über jede Materie in Paragraphen, meistens entlehnt aus dem Gesetzbuche und belegt mit den Artikeln desselben, welche am Rande der Paragraphen verzeichnet sind. Unmittelbar unter letztern stehen, oft (z. B. S. 245. Th. 1.) in sehr bunter Mischung, Nachweisungen auf Gesetze oder andere authentische Rechtsquellen, Römisches und Canonisches Recht, französische und deutsche (nicht eben unbekannte) Literatur. Die weitere Erläuterung der Hauptsätze übernehmen die Anmerkungen, welche, in mehrerer oder minderer Zahl und ziemlich willkührlich, an die Paragraphen sich anreihen.

Damit das Urtheil über den innern Gehalt des Werks vorbereitet werde, sind zuvörderst die Seiten zu betrachten, von welchen sich die Arbeit des Vfs. zu ihrem Vortheile auszeichnet. Der Vf. trägt 1) den wörtlichen Sinn des Gesetzes in der Regel richtig vor. Mit Recht versteht er S. 178. Th. 1. unter *procuration authentique* des art. 36. nur eine vor Notarien errichtete Vollmacht. Das „*sur les lieux de la naissance*" des art. 316. wird S. 353. Th. 1. gebührend herausgehoben, und der art. 403. C. d. Proc. gibt dem Verf. S. 360. Th. 1. Veranlassung zu der Bemerkung, dass das *désistement*, dessen art. 330. C. N. gedenkt, nicht gerade für Verzichtleistung auf das Klagrecht selbst zu nehmen sey, und dass, unter dieser Voraussetzung, selbst nach einem solchen désistement von Seiten des Kindes, die Erben des letztern noch in ihrem eigenen Namen eine neue *action en réclamation d'état* erheben könnten, sobald nur einer der Fälle des art. 329. vorhanden sey. Nicht weniger gründlich sind S. 56. Th. II. die *excès*, *sévices* und *injures* des art. 231. erklärt, und aus dem *admettra* des art. 260. wird S. 88. Th. II. die unbestreitbare Folgerung gezogen, dass das nach dem art. 259. ausgesetzte, nach Ablauf der einjährigen Frist aber vom Kläger gesuchte Endurthel nicht mehr die Ehescheidungsklage abweisen dürfe, sondern die Trennung der Ehe unbedingt zulassen müsse. — Neben dem wörtlichen Sinne des Gesetzes interessirt 2) der Grund und Geist desselben. Die Untersuchung muss hier zunächst historisch seyn. Erst dann, wenn die Geschichte schweigt oder ungewiss wird, ist es erlaubt, den Willen des Gesetzgebers aus philosophischen Erkenntnissgründen zu abstrahiren. Der Verf. hat in dieser Hinsicht sehr viel geleistet. Die Geschichte der Rechtsinstitute und Rechtssätze wird, vorzüglich in den obbesagten historischen Einleitungen, sorgsam entwickelt; die Gesichtspuncte, von welchen man bey Abfassung des neuen Gesetzbuchs u. seiner Theile ausging, werden, mit Benutzung der besten Quellen und Hülfsmittel, genau angezeigt. Als Belege hierzu nennt Rec. die Erörterungen über den art. 7. des Ges. v. Vent. XII. und über art. 326 und 327. des C. N. In jenen (S. 92 ff. Th. I.) führt der Verf. aus, dass das Römische Recht in Frankreich jetzt nur noch als Autorität, nicht als subsidiarisches Recht, gelte. In diesen wird (S. 361. Th. I.) dargethan, dass durch die erwähnten Artikel alle Möglichkeit eines dem art. 323. zuwider laufenden Zeugenbeweises entfernt werden solle, und dass der art. 327. auch auf den Fall gehe, wenn die *suppression d'état* von dem öffentlichen Ministerium Amtswegen gerügt werde. Nach gleichen Grundsätzen der Interpretation versucht der Verf. (S. 136. Th. II.) das Räthsel zu lösen, wie der im art. 305. für die Kinder einer auf wechselseitige Einwilligung geschiedenen Ehe begründete Vortheil mit der *réserve légale* der Kinder aus frühern oder spätern Ehen zu vereinbaren sey. Die Beantwortung der Frage wird auf die Absicht des Gesetzgebers zurückgeführt, nach welcher nur die Ehegatten durch den ihnen angedroheten Verlust von der Ehescheidung abgehalten, keineswegs die Kinder bestraft werden sollen. — Das Gesetz bedarf sehr häufig der nachhelfenden Hand der Gesetzgebung. Es bilden sich Nachträge zu dem Gesetzbuche. Der Verf. hat daher 3) die neuern Gesetze, Decrete und Gutachten des Staatsraths in den Lehren, worauf sie Bezug haben, nicht unerwähnt gelassen. Wenig und nichts Bedeutendes wird der Kenner des französischen Rechts hier vermissen. — Aber nicht bloss von der Gesetzgebung, sondern auch von der Jurisprudenz erwartet der C. N. seine Ver-

vollständigung. Der Vf. nimmt hierauf Rücksicht, indem er 4) die wichtigsten Entscheidungen des Cassationshofs und der Appelhöfe anführt, die Meynungen der besten Ausleger des französischen Rechts mittheilt, und seine eigenen Ansichten eröffnet. Das, was er über die Folgen der Vernachlässigung der im art. 171. enthaltenen Vorschrift, über die Solidarität der im art. 205. den Descendenten gegen ihre Adscendenten auferlegten Alimentationspflicht, ferner darüber: ob der Mann das Kind, welches die Frau während des Ehescheidungsprocesses oder während der Trennung von Tisch und Bett empfangen hat, anerkennen müsse? wie und durch wen die Aberkennung eines während der Interdiction des Mannes gebornen Kindes geschehen könne? S. 303. 390. 340 u. 353 ff. Th. I. geäussert hat, ist beyfallswerth; auch wird man ihm beystimmen, wenn er S. 113. f. Th. II. den Erben des Mannes das Recht, eine Scheidungsklage wegen Ehebruchs fortzustellen, oder der Frau den begangenen Ehebruch als Grund des Verlustes der ihr bestimmten Liberalitäten entgegen zu setzen, nur nach Maassgabe der art. 955 und 957. zugesteht. — Endlich empfängt man 5) durch den Vf. eine Menge Nachrichten, welche zu einer anschaulichen Kenntniss des französischen Civilrechts nothwendig, oder doch besonders dem Deutschen willkommen sind. Man findet S. 197. 207 und 232. Th. I. die Regeln angegeben, nach welchen sich die Pfarrer bey Aufgeboten und Trauungen zu richten haben. Aus S. 259. Th. I. ersieht man, dass die Nation an die Unmöglichkeit der Dispensation der Ehe mit dem Bruder oder der Schwester des verstorbenen Ehegatten sich noch nicht gewöhnt habe. Nicht ohne Interesse ist S. 310. Th. I. die Bemerkung, dass der Richter, um die Frau zu nöthigen, dass sie bey ihrem Manne wohne, keinen persönlichen Zwang anwenden könne, und nur *das* Mittel habe, die Einkünfte des persönlichen Vermögens der Frau dem Manne so lange zuzuerkennen, bis dieselbe sich zu letzterm begiebt. Man lässt sich S. 374. Th. II. gern belehren, dass der kaiserliche Procurator gegen den Beschluss eines Familienraths, wodurch die Absetzung eines Vormunds abgeschlagen wird, nicht einkommen könne, wenn auch die Mitglieder des Raths, welche auf diese Absetzung angetragen haben, von der im art. 883. C. d. Proc. ihnen gestatteten Klage keinen Gebrauch machen.

Rec. wendet sich nunmehr zu denjenigen Seiten des Werks, welche der Erwartung nicht entsprechen. Der Vf. strebt nach systematischer Ordnung und ist bemüht, die Vorschriften des Gesetzes unter allgemeine Grundsätze zu fassen. Aber jenes Bestreben ist nicht immer glücklich. So hebt z. B. die bereits oben berührte Zerstückelung der Lehre von der Abwesenheit alle systematische Behandlung dieser Lehre auf, und beraubt sie der ihr im französischen Rechte so eigenthümlichen Selbstständigkeit. Bisweilen fällt jenes Bestreben ins Gesuchte. Rec. kann es wenigstens nicht anders nennen, wenn der Verf. S. 187. 205. 215. 218. f. Th. I. zwischen dem, was ein *acte de l'état civil bewähren* und was er *anführen* müsse, einen Unterschied macht. Das Gesetz (C. N. art. 34. 57. 76. 79.) braucht nur Einen Ausdruck, *énoncer* oder *contenir*. In der That begreift man auch nicht, warum ein Geburtsact die Mutter nach ihrem Namen, Wohnort und Gewerbe nur anführen, den Tag, die Stunde und den Ort der Geburt aber bewähren solle, oder vielmehr, wie er letzteres bewähren könne. Jenes sowohl, als dieses, wird auf die Angabe des Declaranten niedergeschrieben. Eher könnte der Act die Person *bewähren*, welche die Anzeige macht. Diese soll er aber nur *anführen!* Es trifft sich auch wohl, dass die beabsichtigte systematische Darstellung in eine ganz verfehlte übergeht. Der Vf. entwickelt S. 386. f. Th. I. die Rechte *ehelicher Kinder* und gibt ihnen einen Anspruch auf Unterhalt, nicht allein von Seiten der natürlichen Aeltern und Grossältern, sondern, in deren Ermangelung, oder wenn dieselben zu arm sind, auch von Seiten *der Schwiegerältern*. Aber ist denn ein Schwiegersohn ein eheliches Kind der Schwiegerältern, und hat nicht auch eine unehelich geborne Schwiegertochter, gleich der ehelichen, obiges Recht? — Man wird hieraus auf das Daseyn von Stellen schliessen, welche eigentlicher Berichtigung bedürfen. Diesen Schluss rechtfertigen S. 336 und 383. Th. I. die Behauptungen, dass das Kind, welches *vor* dem 300sten Tage nach Auflösung der Ehe zur Welt komme, als ehelich vermuthet werde, und dass durch die Legitimation eines Kindes mittelst nachfolgender Ehe die von den Aeltern vorher gemachten Schenkungen unter Lebenden nicht wiederrufen würden. Der art. 315. spricht von *trois cents jours*, mithin muss jene Vermuthung auch dem Kinde zu Statten kommen, welches *am* 300sten Tage geboren wird. Im art. 960. hingegen ist klar verordnet, dass die Legitimation eines Kindes durch nachfolgende Ehe auch die früheren Schenkungen der Aeltern vernichte, vorausgesetzt, dass sie *vor* der Geburt des Kindes geschehen sind. — Andere Sätze lassen wenigstens Zweifel zu. Der Vf. nimmt S. 254. ff. Th. II. an, dass das Adoptivkind, wenn der Adoptant nach der Adoption sich verheirathet, seinen Pflichttheil lediglich nach dem art. 913. und so, als wäre ihm der Gatte des Adoptanten durchaus fremd, verlangen könne. Er behauptet diess um deswillen, weil das Adoptivkind weder aus einer frühern Ehe, noch aus der gemeinschaftlichen des Adoptanten und des andern Ehegatten abstamme, ihm folglich der art. 1094 und 1098. fremd sey. Allein wenn man auch zugibt, dass der art. 1098. auf *Kinder d'un autre lit* beschränkt werden müsse, so sieht man doch nicht ein, warum das Adoptivkind, welches nach

dem art. 350. nicht mehr und nicht weniger, als *gleiche* Rechte mit den ehelichen Kindern hat, den zweyten Abschnitt des art. 1094. nicht, nach Verschiedenheit der Fälle, für sich anziehen und wider sich gelten lassen solle. Wirklich wurden bereits in einem Falle, wo zwey Adoptivkinder vorhanden waren, und die *réserve légale* zwey Drittheile des Vermögens gewesen wäre, die Vortheile, welche die Adoptantin ihrem nach der Adoption mit ihr verehelichten Manne ausgesetzt hatte, (ganz nach dem art. 1094.) auf die *moitié en usufruit* vermindert. *Jurispr. de la C. d. Cass. par Sirey,* 1808. S. 333 f. Zwar war hier eine Adoption in Frage, welche im J. IV. geschehen war. Allein dieses benimmt der angeführten Entscheidung nichts von ihrer Beweiskraft, weil die Wirkungen dieser Adoption in Betreff des Erbrechts des Adoptivkindes nach dem art. 4. des transitorischen Gesetzes vom 25. Germ. XI. und sonach nach dem C. N. selbst zu beurtheilen waren. Rec. könnte hier noch bey den Behauptungen verweilen, dass die Anerkennung eines natürlichen Kindes in einer Privaturkunde auch dann noch ungültig sey, wenn letztere bey einem Notar niedergelegt worden ist, ingleichen, dass die Anerkennung eines Embryo zulässig sey, Behauptungen, welche S. 173 und 175. Th. II. als ausgemacht aufgestellt werden. Allein er beruft sich lieber auf dasjenige, was darüber in *Chabot de l'Allier questions transitoires sur le C. N.* T. I. p. 434. 437 und 454 su. gesagt ist. Denn kaum gestattet ihm der Raum dieser Blätter noch einige Erinnerungen in Beziehung auf die Vollständigkeit des angezeigten Werks. Auch in dieser Hinsicht sind mehrere Wünsche übrig. Sie betreffen theils die Darstellung des Gesetzes, theils den Commentar. Den *Commentator* wollte man nicht vergebens fragen, ob (zu S. 196 ff. Th. I.) im Falle der Dispensation vom zweyten Aufgebote ein Auszug aus dem Act des ersten Aufgebots öffentlich angeschlagen, wie lange er aushängen müsse, und von welchem Tage an die Trauung erfolgen könne. Ob (zu S. 302. Th. 1.) die *bona fides* des einen Ehegatten auch dann der Ehe ihre bürgerlichen Wirkungen erhalte, wenn der mitverbundene Ehegatte bürgerlich todt ist, und wie dann ein Theil dieser Wirkungen neben dem art. 33. bestehen könne? Wie mit der S. 322. Th. 1. vorgetragenen Meynung, dass der art. 217. auch die in Trennung der Güter lebende Ehefrau im Dispositionsrechte über ihr bewegliches Vermögen einschränke, mit dem art. 1449. zu vereinigen sey? Für den *Darsteller* des C. N., welcher, wie der Verf., die Lehre von der Abwesenheit unter andere Lehren vertheilt, waren bey der väterlichen Gewalt und Vormundschaft die einzigen schicklichen Orte, die art. 141 — 43. einzuschalten. Allein nur des ersten dieser Artikel wird bey der Vormundschaft S. 293 und 296. Th. II. gedacht, auch ist er nur erwähnt, nicht erläutert. Ueberhaupt hätte der Verf. weder ganze Artikel des Gesetzbuchs, noch einzelne Vorschriften von Wichtigkeit mit Stillschweigen übergehen sollen. Man vermisst aber allein unter den allgemeinen Grundsätzen über die *actes de l'état civil* S. 180 ff. Th. I. den Eingang des art. 34, aus den art. 37 u. 39. die Verfügungen, dass die Zeugen 21 Jahre alt seyn müssen, und dass der *officier de l'état civil* den Act zu unterzeichnen habe, ferner die im art. 41. 42. und 49. gegebenen Vorschriften. Es macht keinen angenehmen Eindruck, wenn man von dem, was das Gesetz vorschreibt, nur einiges bey dem Verf. wiederfindet, anderes von gleicher Wichtigkeit hingegen im Gesetzbuche nachlesen muss. Der Raum, den der Verf. laut S. 5. Th. I. dadurch hat sparen wollen, dass er die im Gesetzbuche enthaltenen Verfügungen nicht wieder abdrucken liess, verdiente diese Rücksicht nicht, indem sie dem Zwecke des Verf., das Französische Civilrecht *darzustellen*, untergeordnet bleiben musste. Auch konnte der Raum auf andere Weise gespart werden. Die Auseinandersetzung der Gründe, welche die Gesetzgebung bey der Organisation der Lehre von der Ehescheidung leiteten, konnte erschöpfend seyn, ohne gerade (S. 21. bis 39. Th. 11.) achtzehn Seiten zu füllen. Wiederholungen (S. 169. vgl. mit S. 171. Th. 1. S. 79. f. vgl. mit S. 81. f. Th. 11.) konnten vermieden werden. Für wen sind S. 17. und 30. Th. I. die Belehrungen bestimmt, dass alles Naturrecht ungeschriebenes Recht sey, und dass das Recht, welches die Römer vor und unter *Cäsar* nach Gallien gebracht haben, nicht das Recht *Justinians* gewesen sey? Wer würde sich nicht beruhigen, wenn er S. 230. ff. Th. I. auch nicht erfahren hätte, was Leyser, Hommel und Heineccius vom Wesen der Ehe gedacht haben? Und wer würde es nicht sogar gern sehen, wenn der Verf., so gereizt er auch seyn mag, manche polemische Bitterkeit unterdrückt hätte?

Jetzt glaubt Rec. seine Leser in den Stand gesetzt zu haben, dass sie über den Werth der angezeigten Schrift selbst ein Urtheil fällen können. Nach seiner Ueberzeugung hat die Arbeit des Verf., aller Mängel ungeachtet, so viel Gutes, sie liefert so viel brauchbare Materialien, dass man ihr eine ehrenvolle Stelle in der Litteratur des Französischen Rechts auf keine Weise versagen kann.

CHRISTL. RELIGIONSLEHRE.

Beschluss

der Recension von *G. Ch. Cannabich's Kritik der praktischen christlichen Religionslehre.*

Wir wollen vielmehr noch über den zweyten Theil der in diesem Bande der sogenannten

Kritik enthaltenen Abhandlung etwas bemerken, um zu beweisen, dass es dem Verf. an klaren scharfen Begriffen so sehr fehlt, als es nur immer einem Kritiker fehlen kann. Denn was den ersten Theil betrifft, so könnte man vielleicht denken, unsre Begriffe träfen nicht überein, der verschiedenen Glaubensmeynung wegen. Aber hier kommt der Glaube gar nicht ins Spiel; hier haben wirs mit blossen Begriffen zu thun. Der Verf. versteht (S. 327.) unter Tugend, diejenige Beschaffenheit eines vernünftigen Wesens, da es seiner Bestimmung gemäss handelt; diess nennt er die *moralische* Bedeutung des Worts. Schon dieser Begriff ist höchst unbestimmt; denn man könnte ihn fragen: *welcher* Bestimmung? Allein wir wollen weiter hören. Dieser Begriff, fährt er fort, kann auf mancherley Art ausgedrückt werden. (Allerdings; nur einmal schlechter, als das andre Mal.) Man kann sagen: Tugend ist die Kraft, vernünftig zu handeln; oder den Vernunftgesetzen gemäss zu handeln; der Sieg der Vernunft über die Sinnlichkeit; herrschende Liebe zum Guten, ein thätiger guter Wille — kurz — Tugend ist moralische Kraft im Kampfe der Vernunft mit der Sinnlichkeit, die jener das Uebergewicht über diese verschafft. Gewiss ist es unerhört, dass Jemand, der solche Verworrenheit der Begriffe über die Tugend zeigt, sich heraus nimmt, eine Kritik der Sittenlehre zu schreiben. Erst ist Tugend eine Kraft, dann eine Beschaffenheit, dann ein Sieg, also eine Handlung, dann eine herrschende Liebe, mithin eine Neigung dann ein Wille. Und das ist alles eins? Der Verf. sagt: alle diese Begriffe fliessen in Eins zusammen; aber eben deswegen sind sie nicht bestimmte Begriffe, vielweniger Begriffe derselben Sache. Wenn Tugend eine Kraft ist, ist sie keine Beschaffenheit, wenn eine Beschaffenheit, keine Handlung, noch weniger eine Neigung. Der allgemeine Begriff fehlt dem Verfasser, und er hält sich an einzelne Merkmale. Aber er sagt ja: kurz, Tugend ist moralische Kraft im Kampfe der Vernunft mit der Sinnlichkeit, die jener das Uebergewicht über diese verschafft. Hier fragt sich also doch zuerst: was ist Vernunft? was ist eine moralische Kraft? Und gesetzt, die Tugend bestehe blos in einem Kampfe, was wir für unwahr halten, ist es denn blos der Kampf mit der Sinnlichkeit? was ist diese Sinnlichkeit? Hiervon findet sich beym Verf. kein Wort. Aber man höre weiter: die Tugend unterscheidet sich von der Heiligkeit durch Kampf, durch Hindernisse, die sie nicht immer zu überwinden vermag; durch Unvollkommenheit der Gesinnung, die nicht immer rein und edel ist. Welche Verworrenheit! Also Tugend unterscheidet sich von Heiligkeit dadurch, dass die Gesinnung zuweilen unrein und unedel ist; also kann jemand tugendhaft seyn, und eine unreine unedle Gesinnung besitzen? Was ist denn eine vollkommene Tugend? Gewöhnlich, fährt der Verf. fort, werde die Tugend eine Fertigkeit im Guten genannt; diess könne sie aber nicht seyn, denn Fertigkeit sey eine durch Uebung erworbene Leichtigkeit im Handeln, also Leichtigkeit im Guthandeln, welches der Fall bey der menschlichen Tugend nicht sey; da sey die Handlung oft schwer, und der Sieg über die Sinnlichkeit nicht selten unmöglich; und Tugend, als Fertigkeit, sey mehr zu den Ausnahmen als zur Regel zu rechnen; wer werde einen Begriff nach den Ausnahmen bilden? welcher Mensch könne sich einer solchen Tugend rühmen." Hat man je ein seichteres Räsonnement gehört? Ist denn Fertigkeit und Leichtigkeit einerley? Soll denn die Tugend nicht in der mit überwiegender Kraft versehenen guten Gesinnung bestehen? oder soll die Tugend (in abstracto) etwa darin bestehen, dass es dem Menschen recht schwer wird zu siegen, und dass er dennoch zuweilen siegt? Wenn wird es uns schwer? Wenn unsre Gesinnung noch schwankt, zwischen dem Angenehmen und dem Guten, wenn das Gesetz des Geistes noch bekämpft wird von dem Gesetz in unsern Gliedern. Ist nicht der dem hohen Ideal der Tugend näher, dem der Kampf immer leichter wird? Aufhören wird dieser Kampf hier nie; *aber er soll leichter werden.* Oder sollten wir um so tugendhafter seyn, je mehr wir mit unsrer Sinnlichkeit noch zu kämpfen haben? Und ist die Tugend nicht etwas *erworbenes*, so ist sie angebohren; ist sie aber erworben, was ist sie anders als eine Fertigkeit, d. i. eine herrschende, lebendige, gute Gesinnung, welche jede Pflicht erfüllt und erfüllen kann? Ein Mensch, dem es schwer wird, sanftmüthig, demüthig zu seyn (welche Beyspiele der Verf. selbst wählt), ist nicht tugendhaft. Oder soll er nicht tugendhaft seyn, weil es ihm leicht wird, leicht wird nach zahllosen Siegen über sich selbst? Ist nur der ein Künstler, dem es schwer wird, etwas Künstliches zu Stande zu bringen? Besteht nicht vielmehr die höchste Kunst in der leichtesten Production des Kunstwerks, die nur dem Genie möglich ist? Doch wir glauben, dass jeder, dem die Tugend etwas Höheres ist, als ein mühseliger Kampf, keine Widerlegung jenes Geschwätzes fordern werde. Auch die Bibel soll diesen Begriff der Tugend, als Fertigkeit im Guten nicht kennen; nicht einmal das Wort Tugend, als moralische gute Beschaffenheit komme in ihr vor; sie gedenke blos einzelner Tugenden oder guter Handlungen; sie erkläre vielmehr die menschliche Tugend für unvollkommen. Es ist unglaublich, wie man alles so durch einander werfen kann. Und vollends die Schrifterklärungen. Z. B. wenn Jesus Matth. 19, 17. sagt: willst Du glücklich werden, so halte die Gebote; so setzt der Verf. hinzu: d. h. so fern sie der Mensch halten kann. Zu den überspannten Begriffen der Tugend rechnet der Verf. S. 339. auch den in unsern Tagen so gangba-

ren und gepriesenen Begriff der reinen Tugend, oder einer solchen, die von sinnlichem Interesse frey, sich selbst genug seyn soll. Der Mensch sey ja nicht bloss Geist, sondern auch Leib, Sinn und Gefühl (sic) — ein geistiges und sinnliches Geschöpf zugleich; von der Tugend könne der Mensch nicht allein leben, ob sie gleich etwas Schönes in der Idee sey; und zuletzt sey es doch die Schönheit, die ihn anziehe und ergötze; und wäre die Tugend ohne Schönheit und ohne Genuss derselben, wer könnte, wer würde sie suchen? Wir gestehen offenherzig; als wir diess lasen, war es uns, als ob wir auf einmal aus den Wolken der sogenannten kritischen Philosophie in den Schlamm der Erde niederfielen. — Doch genug! Wir glauben das Urtheil, das wir über dieses Buch fällten, hinlänglich belegt zu haben. Wir wiederholen es: wir erkennen den guten, reinen Willen des Verf. aufrichtig an; aber der gute Wille thuts nicht, wenn man ein Buch schreiben will. Wir bekennen es, dass die christliche Sittenlehre nach den strengsten Gesetzen der Vernunft kritisirt werden müsse; aber wir leugnen, dass der Verf. von den eigentlichen Grundsätzen einer solchen Kritik nur einen deutlichen Begriff habe. Wir glauben gern, dass er durch dieses Buch etwas Gutes zu stiften gemeynt gewesen sey; aber wir begnügen uns, zu wünschen, dass es nur halb so viel Verwirrung und Unheil anrichten möge, als der Verf. der der Vernunftreligion entgegen zu führenden Menschheit Heil davon mag versprochen haben.

PREDIGTEN.

Zeit- und Festpredigten, von *D. Christoph Friedrich Ammon*, Consistorialrathe, erstem Professor der Theologie und Superintendenten zu Erlangen. Mit einem Sendschreiben über die Hoffnung besserer Zeiten für die evangelische Kirche, und ihre Lehrer. Nürnberg, bey I. C. Monath, und I. I. Kussler 1810. gr. 8. 424 S.

Wenn wir in den früheren, von dem würdigem Verf. herausgegebenen, Predigtsammlungen den beredten und geistvollen Universitätsprediger hörten; so erblicken wir jetzt seine homiletische Kunst und Thätigkeit in einer andern Sphäre, deren Eigenthümlichkeit allerdings sowohl auf den Inhalt als auf den Gang seiner Predigten einen sichtbaren Einfluss äussern musste. Vor einer Gemeinde, welche zwar ebenfalls eine bedeutende Anzahl gebildeter Mitglieder in sich schliesst, aber in ein vielfacheres Interesse getheilt ist, als jene, die ihn bisher als Lehrer in ihrer Mitte besass, sehen wir ihn hier auftreten, in einer auch für seinen Berufsort vorzüglich verhängnissvollen und drückenden Zeit, und finden auch hier die Beredsamkeit wieder, welche dem Hrn. Verf. schon längst unter den ausgezeichnetesten Kanzelrednern unsers Zeitalters einen ehrenvollen Platz gesichert hat. Die gegenwärtige Sammlung umfasst 18 Predigten (unter denen auch mehrere Casualpredigten sind). Wir machen vorzüglich auf folgende schon wegen des Gegenstandes, den sie behandeln, interessante Vorträge aufmerksam: *Wie wichtig selbst gebildeten Gemeinden ein fortgehender Unterricht in der Religion sey.* Zweyte Abschiedspredigt in der Universitätskirche zu Erlangen 1808. über Epheser IV, 11—15. *Wozu uns die Ueberzeugung auffordert, dass die Lehre Jesu über alle Stürme der Zeit erhaben ist.* Antrittspredigt in der Neustädter Kirche zu Erlangen 1808. über Matth. 24, 35. *Wozu uns die Bemerkung auffordern muss, dass sich überall Ende und Anfang so genau berühren.* Neujahrspredigt, 1810. über Lucae 2, 21. *Von der bewundernswürdigen Klarheit, mit welcher Jesus die dunkelsten Aufgaben der Religion lösst.* Im Jahre 1808. *Wie thöricht es sey, die Verwickelungen seines Schicksals durch einen freywilligen Tod zu endigen.* Ueber Sirach 41, 5. (ohne Angabe der Zeit). *Die von Jesu verheissene Religionsvereinigung*, im Jahre 1809 über Johannis Evang. 10, 12—16. *Von dem weisen Betragen des Christen bey einem unerwarteten Mangel seines Unterhaltes.* Nach einem Hagelwetter im Jahre 1809. über Marci 8, 1—9. *In wie fern die verminderte Anzahl der Heuchler unter uns zu den zweydeutigen Erscheinungen der Zeit gehöre?* über Evang. Lucae 18, 9—14. *Von dem Einflusse, den öffentliche Gottesverehrungen auf die äussere Wohlfahrt des Staates haben;* Einführungspredigt am 21sten Sonntage nach Trinitatis 1809 bey der Vorstellung des Hrn. Syndiaconus Zimmermann zu Erlangen gehalten über Evang. Joh. 4. 47—54. Auch hat der Herr Verf. dem Publikum die bey derselben Gelegenheit am Altare gesprochene Einführungsrede, so wie einige ähnliche gleich-interessante homiletische Arbeiten mitgetheilt. Eine weise Rücksicht auf die Bedürfnisse des Ortes und der Zeit, ein philosophischer Geist, der sich besonders in der Erklärung und Würdigung der mannichfaltigen Erscheinungen des menschlichen Lebens und Handelns sehr deutlich ausspricht, eine würdevolle, eindringende, oft bilderreiche, durch eine sehr glückliche Anwendung biblischer Stellen sich hebende und selbst in Hinsicht des Rhythmus im Periodenbaue mit sichtbarem Fleisse gearbeitete Sprache geben auch dieser Predigtsammlung die Vorzüge, welche man in den Arbeiten des Verf. schon zu finden und anzuerkennen gewohnt ist. Ob gleich die vorliegenden Predigten nicht mehr demselben Würkungskreise angehören, welcher den früheren Sammlungen seiner Kanzelvorträge ihr Daseyn gab; so sieht man doch auch hier sowohl aus dem Inhalt seiner Vorträge, als aus der ganzen Form der

Darstellung, dass der Vf. bey seinen Zuhörern einen ziemlichen Grad von Bildung oder Bildsamkeit voraussetzt. Allerdings muss es jedem Prediger (namentlich einem so geübten und denkenden Redner, als der Vf. ist) frey stehen, selbst zu entscheiden, für welche Behandlung der Religions- und Sittenlehren sein Publicum am empfänglichsten sey? und man würde sehr einseitig urtheilen, wenn man das, was gewöhnlich Popularität genannt zu werden pflegt, als nothwendige Eigenschaft jeder Predigt ohne Ausnahme betrachten wollte. Doch fühlt man sich bisweilen bey der Lectüre dieser Vorträge zu der Frage veranlasst: ob nicht gewisse neuere theologische (besonders exegetische) Ansichten, welche der Vf. hie und da seinen Zuhörern mittheilt, entweder im Kanzelvortrage gar nicht berührt, oder wenigstens auf eine andere Art dargestellt, und (wenn man sie einmal berührt) mit Bemerkungen begleitet werden sollten, wodurch der Missbrauch verhütet würde, den selbst der gebildete Zuhörer (der nicht als gelehrter Theolog zu urtheilen und zu prüfen vermag) überaus leicht von solchen Ansichten macht, indem er irrige Folgerungen daraus entwickelt, und die Sache des Christenthums überhaupt in einem falschen Lichte zu betrachten verleitet wird? Diess ist z. B. in der vierten Predigt: dass das Christenthum (richtiger: die Begründung des Christenthums) unter allen Weltveränderungen die ehrwürdigste und segensvolleste ist, der Fall, wenn sich der Hr. Verfasser hier S. 74. folg. sehr deutlich für die neuere Hypothese erklärt, welche die Nachricht von der wundervollen Geburt Jesu als ein subjectives Urtheil einiger Zeitgenossen Jesu (oder als einen heiligen Mythus) betrachtet. Manchen Missdeutungen dürfte wohl in eben dieser Predigt S. 88. die Stelle unterworfen seyn, wo er den (an sich sehr wahren und schön ausgedrückten) Satz: dass Jesus die heiligen Wahrheiten seiner Religion in Bilder gekleidet hat, die nur mit unserer irdischen Natur einst untergehen können, auf folgende Art erläutert: „Wie, wenn Jesus nicht nur reine Lehren des Himmels vorgetragen, sondern sie zugleich in Bilder und Gleichnisse eingekleidet hätte, die für unsre Fassungskraft ein bleibendes Bedürfniss sind; wenn seine himmlische Abkunft, sein Tod, seine Auferstehung, seine Entrückung in den Himmel und seine Wiederkunft in den Wolken zum Gerichte der Welt lauter heilige Sinnbilder göttlicher Lehren und Wahrheiten wären? u. s. w." Hält man sich an diese Aeusserungen, so sollte man glauben, der Verf. wolle alles, was in den Schriften des N. T. von der Geburt, dem Tode, der Auferstehung und Himmelfahrt Jesu gesagt wird, als blosse Einkleidungen abstracter Begriffe und Sätze (also nicht als wirkliche Thatsachen) betrachtet wissen. In einer andern über die Pfingstepistel gehaltenen Predigt tadelt der Verf. im Eingange S. 136. „das Anstaunen der feurigen Zungen, und die fromme Bewunderung der fremden Sprachen, wodurch die Apostel ihren göttlichen Beruf vor aller Welt bewiesen haben sollen," ohne sich jedoch über eine andere Ansicht dieses Ereignisses mit der Bestimmtheit zu erklären, welche nöthig gewesen wäre, um ungegründeten Zweifeln an der Wahrheit der ganzen Erzählung zuvorzukommen. In eben dieser Predigt ist der Ausdruck wohl zu hart, wenn der Verfasser die Apostel in Hinsicht auf ihren frühern Zustand S. 142. „Menschen von einer sonst *niedrigen* Denkungsart und Bildung" nennt. Der Gang, welchen der Verfasser auch in den Vorträgen dieser Sammlung gewöhnlich nimmt, ist die in mehr als einer Hinsicht empfehlungswerthe Methode, dass er auf die Erläuterung und Begründung eines Satzes dessen praktische Behandlung folgen lässt. An logischer Vollkommenheit würden einige dieser Predigten noch gewonnen haben, wenn nicht unter jene praktischen Folgerungen hie und da Ansichten aufgenommen wären, deren Entwickelung aus dem Vorhergehendem wenigstens nicht leicht und natürlich genannt werden kann. So vermissten wir in der *zehnten* Predigt einen strengen Zusammenhang, wo der Verf. aus der Beschaffenheit der von Jesu verheissenen Religionsvereinigung folgert, dass die Verschiedenheit der Meynungen in der Religion keineswegs gleichgültig für unsre Ueberzeugung, und: dass diese Verschiedenheit dennoch den Christen überhaupt in mehr als einer Hinsicht vortheilhaft gewesen sey. Eine grössere Einfachheit der Disposition hätte auch ohnfehlbar hie und da die Uebersicht des Ganzen erleichtert. In der 14ten Predigt z. B., wo der Verf. von dem weisen Betragen des Christen in Zeiten des allgemeinen Unglücks spricht, werden im ersten Theil folgende Hauptpuncte aufgestellt: „in unglücklichen Tagen müssen wir zuerst glauben, dass sie von einer weisen und gerechten Fügung Gottes über uns verhängt sind; denn diese Unglückstage können a) von den Vätern verschuldet, b) sie können zur Züchtigung unserer eignen Thorheit heilsam, c) sie können dem künftigen Geschlechte zuträglich, d) sie werden in jedem Falle unserer eignen Tugend förderlich und erspriesslich seyn." Ohnstreitig waren hier der *zweyte* und *vierte* Grund durch die Natur der Sache selbst zu genau mit einander verbunden, als dass sie füglich getrennt werden konnten. Prüft man den Ausdruck streng, so liesse sich auch nicht ohne Grund die Frage aufwerfen: ob das, was der Christ in Zeiten des allgemeinen Unglücks *glauben* solle, mit Recht als der erste Theil einer Betrachtung über das *weise Betragen* des Christen in solchen Zeiten aufgestellt werden konnte?

Die edle und würdevolle Sprache, welche sich der Hr. Verf. zu eigen gemacht hat, gibt auch den Gebeten einen eignen Schwung, mit welchem er

jede Predigt anfängt, und bisweilen auch seinen Vortrag beschliesst. Nur scheint hie und da eine gewisse systematische Form zu sehr hervorzutreten, welche sich nicht ganz mit dem poëtischen Charakter des Gebets verträgt. Eine in der That schätzbare Zugabe zu dieser Sammlung von Predigten ist das denselben vorangehende Sendschreiben, in welchem der Hr. Verf. mit ruhiger Prüfung und edler Wärme für die gute Sache die durch unangenehme, im Predigerstande gemachte Erfahrungen veranlassten Klagen eines Freundes über den Verfall gründlicher theologischer Gelehrsamkeit, über die Kühnheit und den nachtheiligen Einfluss der neueren Modesysteme, über die Verachtung, welche der öffentliche Gottesdienst, und mit ihm der Predigerstand von höheren Ständen, namentlich von vielen Dienern des Staates, in unsern Tagen öfters zu erfahren pflegt, und die von demselben geäusserten Wünsche beantwortet. Vorzüglich verdient hier das, was der Vf. S. 18 folgg. *über die nothwendige Zurückführung einer gewissen kirchlichen Disciplin* sehr treffend bemerkt, auf das ernstlichste beherzigt zu werden. Durchaus können wir das ungünstige Urtheil nicht billigen, welches in diesem Sendschreiben S. 17. über die neue im Königreich Sachsen eingeführte Perikopensammlung gefällt wird. Der Verf. verkennt offenbar den eigenthümlichen Werth und Vorzug, welchen diese Perikopensammlung dadurch behauptet, dass sie die ganze Geschichte der allmäligen Vorbereitung, Entstehung, Begründung und ersten Verbreitung des Christenthums nach ihren Hauptperioden vor unserm Blicke vorüberführt (ein historischer Gesichtspunct, der ohne Zweifel für jeden Bekenner des Christenthums, in sofern der Charakter dieser Religion ein historischer und positiver ist, das grösste Interesse haben muss, und namentlich für die richtige Schätzung der Hoheit und Göttlichkeit unserer Religion, in soweit sie aus jenen historischen Thatsachen hervorleuchtet, äusserst wichtig ist.) Auch ist es ganz irrig, was der Verf. von einer in Sachsen geschehenen *Abschaffung der Evangelien* sagt, da sie vor der Hand nichts weniger als abgeschafft worden sind, sondern nur periodisch mit neuen Perikopensammlungen abwechseln sollen.

Kurze Anzeigen.

Theologie. *Ueber die Bildung des grossen Propheten von Nazareth zum ersten Religionslehrer auf Gottes Erde,* von *Joh. Nikolaus Bandelin.* Lübeck, gedr. bey Römhild, 1809. VIII u. 55 S. in 8.

Der Verf. genoss ein bedeutendes Stipendium, welches zugleich die Verbindlichkeit auflegt, eine Probeschrift zu liefern, worin, der Regel nach, etwas zur Vertheidigung irgend einer Lehre oder Thatsache des Christenthums gesagt wird. Nach diesem Gesichtspunct wünscht er selbst seine Schrift, die nur das Bekannte gut sammeln und ordnen sollte, beurtheilt zu haben. Ihr etwas sonderbar gefasster Titel könnte leicht zu einer falschen Erwartung verleiten. Die Absicht des Verf. aber war, darzuthun, dass Jesus seine Gotteswürdige Lehre und die hohe Weisheit, mit der sie vorgetragen wurde, nicht von Menschen (von jüdischen Lehrern), am wenigsten von Essäern, sondern unmittelbar von Gott, seinem himmlischen Vater, empfangen habe. Eigentlich wird vorzüglich die Abkunft des Christ. vom Essäismus bestritten, und gezeigt, dass in unsern Evangelien durchaus nichts vorkomme, was zu der Vermuthung berechtige, Jesus habe in oder ausserhalb Nazareths irgend eine wissenschaftliche Bildung genossen, und mittelbar oder unmittelbar mit Essäern Verbindung gehabt, dass er nicht einmal Gelegenheit gehabt, sich mit ihnen zu unterhalten, und eben so wenig aus dieser Secte diejenigen wählen konnte, die nachher seine Lehre predigen sollten; dass sich eben so wenig bey den Kirchenvätern der 5 ersten Jahrhunderte irgend etwas eine Verbindung Jesu oder eines seiner Apostel mit den Essäern verrathe; dass die Aehnlichkeit einiger Lehren mit dem Essäismus etwas Zufälliges sey, der Geist der Lehre Jesu aber vom Geist der essäischen Moral himmelweit verschieden sey, und eben so die Geschichte der ersten christl. Kirche von der essäischen ganz unterschieden gewesen sey. Bündiger könnte der Vortrag des Vfs. wohl seyn.

Geschichte. *Die heimlichen Gerichte in Westphalen,* in einer Zuschrift an die Gräfin von Pembroke, dargestellt von *William Coxe.* Aus d. Engl. übers. von *Griesinger.* 2te Ausgabe, Heilbronn, b. Rauschke, 1810. 45 S. 8. (4 Gr.)

Das Original wurde 1796. zu Salisburi bey Easton gedruckt u. verlegt, aber in London häufig gekauft u. gelesen. Der Verf., Rector zu Bemerton, ist durch mehrere auch verdeutschte Schriften bekannt genug. Hr. Leg. R. Gr. hatte die Abh. schon bey seinem Aufenthalt in London 1796. übersetzt, aber erst 1803. die Uebersetzung drucken lassen. Die Abh. ist weder vollständig, noch viel weniger gibt sie neue histor. Aufschlüsse; aber sie ertheilt eine allgemeine Ansicht des Gegenstandes, wie sie zum Verstehen so mancher neuern Schauspiele, Romane und Lesebücher erforderlich und hinreichend ist. Eben deswegen wollte auch der Uebers. nicht sie mit erklärenden oder berichtigenden Anmerkungen begleiten.

NEUE

LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

102. Stück, den 24. August 1810.

ALTE MALEREY.

Kein Theil der Alterthumskunde war bis auf die neuesten Zeiten, wenn auch nicht mehr vernachlässigt, doch weniger bearbeitet worden, als die Geschichte und Kunde der Malerey der Alten. Während eine grosse Menge von Monumenten der alten Baukunst, Plastik, Sculptur und Caelatur aufgefunden, bildlich dargestellt, erläutert und für die Geschichte der alten Kunst benutzt wurde, suchte man weniger alte Malereyen auf, bekümmerte man sich weniger um die bereits entdeckten, lieferte man von ihnen meist schlechte Abbildungen, und für die Aufklärung der Kunst der Alten selbst wurde wenig gewonnen. Zwar kann die Zahl der gut erhaltenen alten Gemälde nicht sehr gross seyn, u. in der Geschichte dieser Kunst und ihrer Ausübung werden wohl immer Dunkelheiten bleiben. Allein das Vorhandene scheint nicht einmal genug beachtet und benutzt worden zu seyn. Die Herculanischen Gemälde haben nicht diejenige Aufmerksamkeit auf sich gezogen, welche der grössere Theil derselben verdiente, die colorirten Darstellungen alter Gemälde von Caylus konnten schon ihrer Seltenheit wegen weniger geeignet seyn, diesem Theile der Archäologie viele Freunde und Forscher zuzuwenden (sie sind erst vor wenigen Jahren durch den deutschen Abdruck mit den Erläuterungen des Hrn. C. R. v. Rode mehr verbreitet worden), die Versuche, die Enkaustik der Alten aufzuklären und herzustellen, blieben ohne bedeutenden Erfolg, und des Hadr. Junius B. de pictura veterum war immer noch das vorzüglichste Lehrbuch, so wenig es auch über das Mechanische der Kunst Licht verbreitet. Allerdings hatte wohl die Schwierigkeit dieses Theils der alten Kunstgeschichte und der bildlichen, ausgemalten, Darstellung erhaltener Gemälde, die Kostbarkeit solcher colorirter Abbildungen Antheil an der geringern Anbauung dieses Feldes. Zuerst fanden die alten Vasenmalereyen, seit Passeri sie mit Farben darstellte und Wedgwood glücklich nachahmte, grössere Aufmerksamkeit, und man weiss, wie viel weiter wir durch Hamilton's, Tischbein's, Millin's, Böttiger's, Meyer's gelehrte und kunstverständige Erläuterungen treuerer und genauer colorirter Abbildungen in der Kenntniss des mechanischen, artistischen und poetischen Theils dieser Art von alter Malerey gekommen sind. Aber sie ist doch nur ein untergeordneter Theil der alten Malerkunst, und die grössern Wandgemälde müssen den Kunstliebhaber und Archäologen immer mehr anziehen. Auf diese ist nun in den neuesten Zeiten erst unser Blick wieder hingezogen; einige erhaltene Gemälde sind der Vergessenheit entrissen worden; nur vor kurzem ist in dem (bereits angezeigten) höchst empfehlungswerthen Almanach aus Rom ein grosses Gemälde aus den Thermen oder vielmehr den Zimmern des Kaisers Titus, die Apotheose dieses Kaisers als Apollo darstellend, bekannt gemacht worden, von dessen hohem Werth ein gern gehörter Beurtheiler bereits (im Morgenblatt für gebildete Stände St. 272. u. 273.) gesprochen hat; wie weit es die alten Maler in ihrer Kunst gebracht, hat Hirt 1802. gelehrt; eine Geschichte der alten Malerey hat Hr. Prof. *Grund* unlängst angefangen, und über die Farben, deren sich die alten Maler bedienten, und die Kunst überhaupt Hr. GR. *v. Göthe* mehrern Aufschluss gegeben, und wir sehen noch manchem schätzbaren Beytrage für diesen Theil der Archäologie entgegen. Zu den erheblichsten und umfassendsten Beyträgen gehört unstreitig:

Die aldobrandinische Hochzeit. Eine archäologische Ausdeutung von *C. A. Böttiger.* Nebst einer Abhandlung über diess Gemälde von Seiten der Kunst betrachtet, von *H. Meyer.* Mit einem Kupfer (das auch besonders, sorgfältig colorirt, für 4 Thlr. zu haben ist). Dresden, in der Waltherschen Hofbuchhandlung, 1810. X und 206 S. in 4. ohne das Reg.

Ein Alterthumsforscher von den ausgebreitetsten Kenntnissen und der glücklichsten Gabe, sie sämmtlich für einen und denselben Gegenstand zu benutzen, und ein Kunstkenner von praktischer Einsicht und feinem Geschmack, die sich schon einmal vereinigt hatten, die alte Malerey auf den gebrannten Gefässen aufzuklären (Ueber den Raub der Cassandra auf einem alten Gefäss, zwey Abhh. von Meyer und Böttiger, Weimar 1794), haben sich auch jetzt wieder verbunden, ein Kunstwerk, das für die Geschichte der alten Malerey einzig ist und zwar oft betrachtet, abgebildet, beschrieben worden ist, aber noch keine ausführliche Erläuterung erhalten hatte, antiquarisch und artistisch zu commentiren; und was man von solchen vereinten Bemühungen zu erwarten hat, darf wohl nicht erst ausgesprochen werden. Herr Hofr. *Meyer* hatte bey seinem Aufenthalte in Rom eine Copie in der Grösse des Originals mit der grössten Genauigkeit und seltensten Treue verfertigt; sie befindet sich in einem antik verzierten Saale zu Weimar. Nach dieser Originalzeichnung sind die Umrisse des Gemäldes von Hrn. Seiffert in Kupfer gestochen, und eine kleine Zahl von Abdrücken derselben unter den Augen des Hrn. Hofr. Meyer aufs sorgfältigste mit dem Pinsel ausgemalt, und von ihm selbst genau revidirt worden, so dass dieses grosse colorirte Blatt zu den gelungensten gehört, so wie der Kupferstich selbst sich sehr entfernt von den in Bartoli's Admirandis Romanis, der viele Abweichungen vom Original und Verfälschungen hat, die in die neuern Nachstiche übergegangen sind. Der Preiss dieser Abbildung ist verhältnissmässig äusserst billig. So ist denn doch, wenn nun auch diess Gemälde verschwinden sollte (denn die villa Aldobrandini ist mit allen ihren Alterthümern und Gemälden unlängst für 12000 Piaster feil geboten worden), doch für die Erhaltung einer treuen Nachbildung gesorgt. Hr. Meyer hatte früher dem Hrn. Hofr. Böttiger eine verkleinerte Nachbildung des Gemäldes übersandt, die er zu seinen letzten archäologischen Wintervorlesungen benutzte, und eben daher entstand diese Ausdeutung, für deren, vorher in den ausserhalb Dresdens nicht sehr verbreiteten gedruckten Skizzen der Vorlesungen nur im Umriss gegebene, nunmehr vollständige Mittheilung das Publicum dem Hrn. Hfr. B. verpflichtet ist. Winkelmann, der in dem Gemälde bloss die Hochzeit des Peleus und der Thetis erblickte, deutete rein mythisch, was mystisch und symbolisch zu verstehen war. Diesen letztern Gesichtspunct fasste Herr B. und fand nun einen höhern Sinn und einen wichtigen Beytrag zur alten Symbolik, gegen welchen man wohl nicht mit Grunde einwenden kann, dass man aus einem nachlässig hingeworfenen Wandgemälde zu viel Aufhebens mache, zu viel Bedeutung in dasselbe lege, da sich ja die echte und alte Künstlersymbolik und die gute Schule auch noch in späten und geringen Werken offenbart.

Im ersten Absch. der Abhandl. wird angegeben, wenn und wo diess Gemälde gefunden worden ist? ein Gemälde, das man immer so bewunderte, dass es manchmal gar für ein Gemälde des Apelles gehalten wurde. Die Geschichte seiner Auffindung (ums J. 1606) und Aufstellung ist aus Zuccaro's Idea de' Pittori erzählt. Sodann wird 2. die Beschaffenheit desselben geschildert. Es ist ursprünglich aus der Wand ausgesägt, hat fast 4 Fuss (Leipziger Maas) Höhe, 8½ Länge, und die Figuren haben zwischen 20 und 21 Zoll Höhe, wie an den besten bisher ausgegrabenen Wandgemälden. Es gehört zu den grössern historischen Wandgemälden (die Vitruv unter dem Namen Megalographia begreift), kann aber eben daher nicht so vollkommen seyn, als ein auf der Staffeley hervorgebrachtes Werk. Das Feld, worin sich diess Gemälde zeigte, war mit Laubwerk eingeschlossen und mit einem Laubgewinde von Epheuranken eingefasst. Hirt leugnet, dass es ein Frescogemälde sey, und behauptet vielmehr, alle diese Wandgemälde wären mit Leimfarbe oder à tempera gemalt. Der Verf. theilt die interessanten Bemerkungen eines prüfenden Beschauers, der diess Gemälde noch 1807 an Ort und Stelle betrachtete, mit. Er untersucht 3. in welchem Zeitalter es gemalt worden sey; denn dass es in Rom gemalt worden, ist kaum zu bezweifeln. Griechische Kunst ist darin überall sichtbar. Vielleicht hat also der Künstler das Meiste aus einem griech. Urbilde übergetragen und nur manches Eigne hinzugefügt. Die Alten verstanden schon das Aussägen, Einklammern und Fortschaffen der Wandgemälde und das Einfügen derselben in eine andere dazu vorbereitete Wand, und so könnte man vermuthen, dass auch diess Bild in Griechenland gemalt und von da nach Rom gebracht worden sey; allein andere Merkmale verrathen den spätern Ursprung unter den ersten Kaisern. Der Gegenstand, von dem viertens gehandelt wird, gehört zu denen, welche alte und christliche Künstler gern behandelt haben, eine Hochzeitfeyer. Ueber den Sinn des Gemäldes im Allgemeinen ist nie Zweifel entstanden. 5. Die Anordnung wird dadurch entschuldigt, dass überhaupt die alte Malerey immer nur die Stellung und Gruppirung eines Basreliefs an den Tempelfriesen zum Muster nahm und die Figuren auf einem und demselben Plan neben, nicht hinter einander stellte. Hr. B. vermuthet, die Art, wie die Schauspieler auf dem tragischen Theater sich ordneten, habe die grossen Maler veranlasst, die einfache Stellung jeder künstlichen Perspective vorzuziehen. Die zehn Figuren der aldobrandinischen Hochzeit verhalten sich gegen einander wie Schauspieler und Chor. Was 6. die Scene anlangt,

so erscheint zwar, nach den alten Grundsätzen, Alles in eine Linie gestellt, es muss aber auf einem dreyfachen Plan hinter einander oder nach einer dreyfachen Abtheilung des Raums angenommen werden. Die Sängerinnen stehen auf dem Vorplatz (aula), der Bräutigam sitzt ausser dem Brautgemach an der Schwelle. Drinnen ist die Braut mit der Pronuba, die ihr zuspricht, und der Salbengeberin; in einem noch tiefern Raum wird das Brautbad zubereitet; durch die dunklere Färbung der Wand ist die zunehmende Vertiefung angedeutet. Da diess unserm Begriffe von Perspective entgegen ist, so erinnert Hr. B., dass 1. die Alten sich mit einer rein symbolischen Andeutung des Raums und der Zeit begnügten, wodurch es ihnen auch möglich wurde, den Uebelstand, welcher aus dem Mangel aller Linien- und Luftperspective entstand, nicht zu fühlen. (So geben die Behänge von Teppichen (aulaea) bey ihnen gleich die Idee eines innern Gemachs.) 2. dass auch auf den Theatern der Alten nicht alles im Innern geschah, sondern durch eine eigne Maschinerie bisweilen das Innere eines Speisesaals, Gemachs, Hofes, vor die Augen der Zuschauer gebracht wurde. Nach diesen Regeln theatralischer Darstellung konnte also auch die Hochzeitscene auf dem Gemälde dargestellt werden. Was 7. den Ausdruck betrifft, so stehen die Hauptfiguren und die Nebenfiguren im genauesten Zusammenhange. Im Mittelpuncte am Hochzeitbette sitzt die umschleyerte, verschämte Braut; ihr zur Seite die entschleyerte und halb entkleidete Pronuba, die ihr mit sanfter Miene und süssen Worten zuredet; neben dieser steht gelehnt auf einen Säulenschaft die oberhalb entkleidete, Nardenöl aus einem Alabaster auf eine Salbmuschel träufelnde Brautjungfer; auf der Schwelle des thalamus sitzt der seine Beglückung erwartende Bräutigam. Rechts und links ausser dem Brautgemach kommen noch zweymal drey Nebenfiguren vor, rechts der Braut wird das Brautbad ausgegossen und geprüft, links den Hochzeitgöttern, vornehmlich der Juno, die Libation dargebracht. 8. Das Gemälde hiess stets die griechische Hochzeit und verdiente diesen Namen. Es stellt griechische Sitten und Kunst dar. Wahrscheinlich hatte der Künstler ein grosses Original vor Augen; da er aber für einen reichen Römer diess Decorationsstück malte, so konnte er in Nebendingen abweichen; so ist die Matronenfigur, welche das Brautbad prüft, mehr im römischen als griech. Costume. So nimmt auch Zoëga bey manchen sonst unerklärlichen Reliefs eine Mittelgattung zwischen heroisch mythischer Fabel und den Gebräuchen des gemeinen Lebens aus der Römerwelt an. Dem idealisirenden Griechen schwebte eine höhere Forderung vor, als blosse gemeine Wirklichkeit, und aus der gemeinen Hochzeit wurde eine *symbolische.* Da man diess übersah, so mussten in der Auslegung dieses Gemäldes manche Missgriffe geschehen. Winkelmanns Deutung auf Peleus und Thetis ist schon neuerlich von Mehrern verworfen worden. Die Erklärung der einzelnen Figuren fängt Hr. B. 9. mit der *Braut* an. Das charakteristische Kennzeichen der Braut war bey Griechen und Römern der Schleyer. Selbst *nubere*, nuptiae, vielleicht auch νυμφη, ist vom Verschleyern hergeleitet. Im Orient dauerte die Verschleyerung der Frauenzimmer ihr ganzes Leben hindurch, bey den Griechen und Römern nur bis zur Hochzeit, nach welcher sich die Braut ein für allemal entschleyerte und die ἀνακαλυπτηρια erhielt. Die Form der Verschleyerung wird noch erklärt. Bey dem weissen Schleyer der griech. Braut durfte man nicht, wie von Einigen geschehen ist, an das Flammeum der röm. Bräute denken. Die gelbe Farbe hatte bey den Römern die Bedeutung der Feyerlichkeit und Freude. Die gelben Schuhe der Braut auf dem Gemälde trifft man auch auf andern Malereyen an, und sie beziehen sich nicht auf die Hochzeit. Die ganze Haltung, Geberdung und Kleidung der Braut drückt die jungfräuliche Schaam aus. Es erinnert an ein Bild des Echion, die verschämte Braut. Eigentlich war die Braut ganz verhüllt, aber der Maler öffnete sehr verständig den Schleyer so weit, dass man in ihren Zügen ihre Gemüthsstimmung erkennen konnte. Sie ist noch nicht überredet. Der Contrast mit unsern Sitten, „wo Mütter ihre heyrathslustigen Töchter in Bällen und Assembleen oft Jahre lang (manchmal ohne allen Erfolg —) zur Schau führen," wird nicht vergessen. In der Zusprecherin 10. haben Einige die Juno Pronuba selbst gefunden. Aber das Unstatthafte dieser Annahme wird dargethan. Gelegentlich sind auch einige Bemerkungen über das Fruchtmaas auf den Köpfen der Juno und anderer asiat. Göttinnen, das man (mit Ausnahme der Cybele) irrig von einer Mauerkrone erklärt hat, gemacht. Das Geschäft der προμνηστρια, pronuba (Stellvertreterin der Pitho, die nebst der Charis, die ursprünglichen zwey Grazien ausmachte) war, die Fürsprecherin des Bräutigams zu seyn. Auf mehr als eine Art drückte die griech. Kunstsymbolik das Ueberreden der sich sträubenden Braut aus. Hier erscheint sie die Braut liebkosend. Charakteristisch ist der Myrthenkranz und das um ihre Hüfte geschlagene schillernde Purpurgewand. Die Salbenspenderin 11. war bey einer griechischen Hochzeit unentbehrlich. In der Hochzeit der Juno war das Vorbild der griech. Hochzeitweihen. Auch die Griechen hatten eine *typische Theologie.* Die Brautjungfern und Schaffnerinnen im Brautgemach (νυμφευτριαι) waren das, was die Nymphen bey der Hochzeitfeyer der Juno waren. Das Salben war beym Brautbade unentbehrlich, und kömmt daher auch mit diesem verbunden auf mehrern Vasengemälden vor, so wie überhaupt bey den Alten das Verbreiten von Wohlgerüchen herrschende Sitte war, und in den dazu bestimmten Gefässen die grösste

Eleganz und Mannigfaltigkeit Statt fand. Ihrer Hauptbestimmung nach zerfielen die Salbgefässe in Oelflaschen für die Gymnasien und Bäder und Salbfläschgen und Muscheln für die Speisezimmer und Schlafgemächer. Zur Classe der Alabasterfläschgen (von denen Hr. B. S. 49 ff. mehrere Nachricht gibt) gehört auch das auf diesem Gemälde vorkommende. Die lieblichen Formen zu solchen Gefässen entlehnten die Künstler (vascularii) von der Natur, die in verschiedenen Baum- und Gartenfrüchten und Seemuscheln die Vorbilder darbot. Besonders dienten erst wirkliche Schneckenschaalen, dann Nachbildungen und kunstreiche Nachahmungen derselben theils zu grössern Badegefässen, theils zu Salben- und Salzschaalen. Der Schmuck des Halsgeschmeides der Salbenspenderin und das von der rechten Schulter herablaufende Band, bleiben nicht unbemerkt. Im 12. Abschn. wird der Bräutigam betrachtet. Mit seiner Attitüde sind die Beschauer meist unzufrieden gewesen. Er gewinnt, wenn man ihn nicht hinter dem Bette, sondern draussen vor dem Brautgemach auf der Schwelle sitzend und harrend denkt. Das gebräunte Colorit desselben wird daher erklärt, dass die gymnastischen Körper der Alten alle von der Sonne und dem eingeriebenen Oel gebräunt waren (τὸ πῖνος hiess diese glänzende Bräune). Er konnte also nicht das Ansehen eines weibischen Weichlings haben. Seine völlige Entkleidung lässt sich nicht nur durch das Gesetz der alten Kunst, überall das Nackende darzustellen, sondern auch dadurch vertheidigen, dass die ganze Scene *nach* dem Hochzeitmahle gedacht werden muss. „Bey den Gastmahlen verfuhren die Alten weit verständiger als wir, die wir nur zu oft in beengenden Ceremonienkleidern, an allen Gliedern geschnürt und zusammengeknüpft, das Essen zur Arbeit, das Verdauen zur Quaal machen." Die Geladenen erhielten eine eigne Art von bequemen Schlafröcken (vestis coenatoria), die bloss übergeworfen wurden und während des Liegens auf dem Tischbette herabsanken. Daher man die Schmausenden von oben ganz nackend erblickt. Der Bräutigam auf dem Gemälde hat nur die Synthesis übergeworfen gehabt, als er vom Gastmahl aufstand, und so erblickt man ihn auch hier. 13. *Höhere Symbolik* in den vier Hauptfiguren. Denkt man die Braut als eine Libera oder Ariadne (wie sie in den heiligen Weihen dargestellt wurde), den Bräutigam als einen Liber oder Bacchus, die Zusprecherin als eine Venus, das Salbenmädchen als eine Grazie, so ist das Allgemeine im Einzelnen gefunden. Das Gemälde spricht sich zwar, auch ohne ihm einen höhern Sinn unterzulegen, deutlich aus, aber erklärbar wird es, warum der Wandmaler gerade diese Scene aus einem grossen Gemälde nahm, wenn man annimmt, dass in dem Urgemälde alles symbolisch gedacht war. Auch wurde bey den Griechen die Ehe überall symbolisirt, und angenommen, Braut und Bräutigam stellten die einst von den Göttern zuerst vollzogene Hochzeitweihe *mystisch* und *mimisch* dar. Aus Kreta (woher auch die Worte ὄαρ, ἄορ, ξυνάορος) kam der Mythus von des Zevs und der Here Vermählung nach Samos; Priester und Dichter machten eine heilige Hochzeitfabel; in griech. Kolonien, besonders in Grossgriechenland, trat die Vermählung der Ariadne mit Dionysus an die Stelle des kretensisch-samischen Hochzeitfestes, und die Bakchanalien wurden dort wirkliche Brautfeste. Vergleicht man die beyden vornehmsten Figuren des Gemäldes mit andern, so erscheint die verschleyerte Braut als Ariadne, der Bräutigam als Liber Pater oder Bakchus, daher sein Epheukranz. Insbesondere wird 14. Venus als Zusprecherin mit der Charis betrachtet. Seit der berühmten Stelle in der Iliade III, 390 ff. ist Venus auf Kunstwerken die Repräsentantin beredter Vermittlerinnen bey unentschlossenen Bräuten. Drey antike Reliefs, deren Verfertigern (oder vielleicht dem Verfertiger eines ältern Kunstwerks, wovon sie etwas veränderte Copien sind) die Homerische Stelle zum Vorbild diente, werden angeführt und erklärt, und die Anwendung auf die beyden andern Hauptfiguren gemacht. Nun kömmt Hr. B. auf die Nebenfiguren, und betrachtet zuerst 15. die Opferspende mit Musik. Auf den drey Sarkophagen, denen man die deutlichste Vorstellung von *römischen* Hochzeitgebräuchen verdankt, sieht man ein feyerliches Stieropfer. Die Römer liebten von den ältesten Zeiten an den aus Etrurien empfangenen Prunk in Opfern und Processionen, und er durfte auch bey ihren Hochzeiten nicht fehlen. Bey den Griechen wurde das Opfer am Tage vor der Hochzeit gebracht (προτέλεια), und konnte also auf dem Gemälde nicht vorgestellt werden. Es wird nur noch den *guten Göttern* eine kleine Gabe gebracht. Die eine weibliche Figur giesst die Oblation vermittelst einer Schaale aus, zwey andere Mädchen rüsten sich zum Absingen eines Liedes vor der Brautkammer, (Epithalamium — denn der Hymenäus wurde bey der Heimführung gesungen). Das eine ist eine Citherspielerin, die zu präludiren scheint, (keine Muse — denn die Musiker der Alten werden öfters im Gewand des Apollo und der Musen vorgestellt). Auch die neben ihr stehende Sängerin ist keine Muse; im Originalgemälde greift sie nach dem Boden des Instruments, um es zu unterstützen, da die Spielerin mit beyden Händen spielt. Die Haartracht, die violette Haube oder Haarsack (κεκρύφαλος) der Citherspielerin lässt nicht an eine Muse denken, und die sonderbare Krone der Sängerin beweiset nicht, wie Winkelmann glaubte, dass sie eine Muse sey; es ist auch kein Kranz aus Palmblättern, obgleich dergleichen auf Monumenten vorkommen, und im Alterthum, auch bey den Mysterien der Isis gewöhnlich waren. Der 16. Abschn. betrachtet das *Brautbad.* Dem Braut

bette zur Rechten, dem Sinne des Malers zufolge in einem hintern Gemach, wird ein Fussbad zubereitet. Ein Mädchen giesst in den Waschnapf kälteres Wasser, um das schon im Napfe befindliche wärmere abzukühlen (denn an ein Weihwasser-Gefäss ist nicht zu denken!) und eine Matrone prüft mit eingetauchter Hand den Wärmegrad. Ein Handtuch hängt von der steinernen Unterlage herab. Bey der allgemeinen Sitte des Badens, das selbst zu den religiösen Gebräuchen gehörte, im Alterthum, war es natürlich, dass auch die Bräute mit besondern Ceremonien gesalbt und gebadet wurden. Es gab zwey verschiedene, das eine vor der Einkleidung der Braut, wo sie ganz gebadet wurde, das zweyte ein Fussbad, ehe man sie zu Bette brachte. Häufig wurde eine symbolische Bedeutung in das Bad gelegt. Die Matrone 17., die ihre Rechte in den Napf taucht, ist fälschlich für einen Priester gehalten worden. Sie ist mehr römisch als griechisch, wie schon die Art der Verschleyerung lehrt, hat ein priesterliches Ansehen; doch kann aus ihrer Verschleyerung nicht geschlossen werden, dass sie eine römische Priesterin sey, da alle röm. Matronen, nach dem Vorbilde der Vestalinnen, verhüllt erschienen. Eher kann man sie, da ja wohl dem Maler ein besonderer Auftrag bey der Wahl seines Gegenstandes gegeben werden konnte, für die Mutter der Braut ansehen. Bey den Griechen führte die Brautmutter die Braut ins Brautgemach, und vermuthlich hatte sie auch bey den Römern diese ehrenvolle Rolle, so wie der Vater der Braut ebenfalls auf Reliefs vorkömmt. Das sonderbare zweyfarbige Instrument in der rechten Hand der Matrone haben mehrere für ein Badeschabeisen gehalten, aber weder ist die Form desselben dafür, noch war sein Gebrauch bey diesem Bade nöthig. Hr. B. hält es für einen Fächel oder Wedel, wozu die Blattform, die das Instrument hat, bey den Alten gewählt wurde. Es sollte vielleicht zur Abkühlung oder Erquickung der Braut gebraucht werden. Auf mehrern Vasengemälden sieht man *flabelliferas* bey den Bräuten. Wie viel auch auf die richtige Deutung solcher Kleinigkeiten für die Erklärung eines ganzen Werks ankomme, wird gezeigt. Nun ist noch eine weibliche Figur etwas in Schatten gestellt übrig, die eine gelbe Tafel hält. Die *Horoskop-Aufstellerin* nennt sie der glücklich deutende Commentator und handelt von ihr im 18. Abschn. Der Glaube an den Einfluss der Gestirne war damals allgemein, und die Stunde der Verbindung zu entscheidend u. wichtig, als dass man nicht dabey auf die Constellation hätte achten sollen. Eine Tafel, worauf der Heyrathsvertrag und die Mitgabe bestimmt wurde, kann es nicht seyn, was das Mädchen hält, wohl aber eine Tafel astrologischen Inhalts, den Horoskop bezeichnend, für den letzten Akt der Hochzeit, der vielleicht eben dadurch angedeutet werden sollte, wichtig. Die alten Sterndeuterkünste hatten einen eignen Platz für die Hochzeit (τόπος γαμικός). Gewöhnlich bediente man sich zur Berechnung kleiner Planetentafeln, die man mit sich herum trug (Ephemeriden); aber man hatte auch grössere astrologische Tafeln zum Aufhängen. Der 19te Abschn. enthält noch einige allgemeine Bemerkungen über die Anordnung, das Colorit, die Brauchbarkeit des Gemäldes für neuere Nachbildung u. s. w. Aber wie weitläufig würde unsere Anzeige werden, wenn sie mit der Mannigfaltigkeit und dem Reichthum der vielseitigen Belehrungen, Untersuchungen, Andeutungen gleichen Schritt halten wollte? Eben daher können wir auch von den ausführlichern Anmerkungen und Excursen S. 117 — 178 nur den Hauptinhalt angeben. Ohnehin wird kein Philolog und Alterthumsforscher diess Werk entbehren können. Zuvörderst wird eine litterar. Bemerkung über Zuccaro's Idea de' pittori gemacht, und von Poussin, dem Nachahmer dieses Gemäldes, gesprochen. Wie einfach die alte Kunst-Symbolik Raum und Ort bezeichnete, wird berührt. Ausgeführter sind die Bemerkungen über Theatermaschinerie und die davon gebrauchten Ausdrücke S. 122, über den lectus genialis in aula S. 124, über die aus der heiligen Hochzeit hervorgehende Entschleyerung der Braut S. 126, über das Wort byssus S. 127, wenn die gelbe Farbe bey Hochzeiten symbolisch ist? S. 128, über die verschlossenen Jungfrauen (κατάκλειστοι) S. 130, über Charakter und Beschränkung der griech. Frauen S. 131—37, über die Oelfläschgen und Salbkännchen S. 137, über Hochzeitopfer und Hochzeitgötter S. 138, vom Ursprung der Ehegebräuche als heiliger Weihe und Hochzeit der Juno mit Jupiter S. 140—43, die mystische Darstellung der Vermählung des Liber mit der Libera S. 144 — 146, über die Zeit, wenn die Grazien nackend gebildet wurden (denn ursprünglich erscheinen sie bekleidet, die ganz entkleideten Grazien scheinen immer in Beziehung aufs Bad gesetzt worden zu seyn) S. 147, wie bildeten die Römer die Hochzeitgebräuche? S. 148 (nach drey Reliefs auf Sarkophagen); über die Hauben und Haarnetze S. 150, über die Badesitte des Alterthums (als Sache der Religion, der Gesundheitspflege und Diätetik, und des blossen Luxus betrachtet) S. 156 — 57; über Feuer und Wasser bey Hochzeiten S. 157, vom Gebrauch des Badeschabeisens (strigilis, ξύστρα) und dem medicin. Gebrauch der damit abgestreiften Ueberreste von Schweiss und Oel (strigmenta) S. 159; die Ehe durch den Ackerbau gestiftet uno geheiligt; die Juno Ζυγία (die bildende) S. 162 — 169, über die parapegmata S. 169, die Nägel- und Schraubenköpfe S. 170. Dass gelegentlich mehrere Stellen alter Schriftsteller und Monumente erläutert sind, wird man auch ohne unsere Versicherung erwarten.

S. 175 fängt die Abh. des Hrn. Hofr. *Meyer* an, in welcher die Aldobrandin. Hochzeit von Sei-

ten der Kunst betrachtet wird. Er handelt zuerst von der *Erfindung*. Ohne Rücksicht auf das Urbild, das der Maler vor Augen hatte, erscheint sie abgeschlossen und in sich vollendet, so dass die Abweichungen des Malers vom Original nicht wesentlich gewesen seyn können. Dann geht der Verf. zur *Anordnung* (Austheilung der Figuren auf dem Raume, Stellungen derselben, Verbindung zu Gruppen und der Gruppen zum Ganzen der Darstellung). Dass die Figuren auf gleicher Planslinie stehen, schadet dem Gemälde nicht. Ja diese Anordnung erscheint selbst zweckmässig, wenn der Maler drey Abtheilungen einer Wohnung andeuten wollte und sich eine Art von Durchschnitt dachte, wo drey verschiedene Scenen vorgehen, die kunstmässig in ein Ganzes verbunden sind. Eben so zweckmässig und kunstgerecht werden die einzelnen Gruppen gefunden. Was die *Zeichnung* anlangt, so ist keine von allen 10 Figuren des Gemäldes, die den gangbaren Forderungen ganz gemäss wäre; das ganze Stück ist flüchtig behandelt, und man findet eigentlich keine fehlerhafte, wohl aber mangelhafte Stellen; der Styl der Figuren ist zierlich, die Verhältnisse edel, der Charakter jeder Figur verschieden und gut gehalten. Der *Ausdruck* der Figuren wird vornehmlich gerühmt; im Gesichte der Braut ist züchtige Schaam, in der Figur des Bräutigams ungeduldiges Verlangen u. s. f. ausgedrückt. Das Colorit wird in zweyerley Beziehungen betrachtet, in wiefern der Meister desselben sein eignes Talent beurkundet, und in Hinsicht auf die im Allgemeinen beobachteten Regeln, welche der Malerey der Alten überhaupt gemein gewesen sind. Der Maler verdient den Namen eines guten Coloristen; er steht zwar nicht auf einer hohen Stufe Wahrheit-ähnlicher Naturnachahmung, aber die Carnation ist heiter und nach dem Charakter der Figuren im Ton abwechselnd. Er hat alle Nüancen vom Zärtlichen bis zum Kräftigsten in seiner Gewalt. „Stark rothbraun, sagt der Verf., ist die Carnation des Bräutigams, mehr gesättigt, als ein neuerer Maler sich solches möchte erlaubt haben; doch man bedenke, dass die Farbe griechischer Jünglinge, die viel gerungen, gelaufen, sich täglich gebadet, gesalbt hatten, auch übrigens nicht mit so ängstlich verhüllenden Kleidern angethan waren, wie wir, wohl etwas reifere Farben haben mochten, als gegenwärtig natürlich scheint.“ Die von den Alten in Hinsicht auf das Colorit befolgten Regeln weichen, nach diesem Gemälde zu urtheilen, in wesentlichen Stücken von den Regeln der Neuern ab. Unter dem Bilde läuft ein an manchen Stellen noch wohl erhaltener, ungefähr 2 Zoll breiter, Streif hin, der ursprünglich wohl das Gemälde von allen Seiten umgab, und nach Art eines Regenbogens mit verschiedenen in einander laufenden Farben gemalt ist. Da er weder als willkührliche Zierrath, noch als Nebenwerk angesehen werden kann, so vermuthet Hr. M., dass er sich auf die Farbenharmonie des Gemäldes bezogen habe, und gleichsam den Ton desselben habe angeben sollen. (Diente er etwa zum Versuch der Farben?) Ueber die *Beleuchtung* erklärt sich Herr M. also: die Behauptung, dass sich die Alten auf Licht und Schatten weniger gut als die Neuern verstanden hätten, ist grundfalsch; man wandte nur nicht überall unsere Art der Vertheilung von Licht und Schatten an, was auch nicht immer zweckmässig gewesen wäre, wie z. B. auf dem aldobrand. Gemälde, wo die Figuren auf einer Linie sind; die Farben scheinen dem Künstler ein natürlicheres und vortheilhafteres Mittel, die Hauptfiguren gehörig zu heben, er hat helle Partien auf dunkle und dunkle auf helle sich abheben lassen. Die Art, wie er die Beleuchtung der bekleideten Theile ausgedrückt hat, wobey die Neuern gewöhnlich die Figur gerundet als einen Cylinder, die Alten aber sie eckig, wie eine Pfeilergestalt betrachtet haben, wird aus einander gesetzt und empfohlen, auch die Kunst, die Faltenreichen Gewänder darzustellen, gerühmt. Die letzte Untersuchung geht die mechanische Behandlung und die angewandten Farben an. Es wäre willkührlich, wenn man diess Gemälde den Wachsmalereyen beyzählen wollte. Al Fresco ist es nicht gemalt, denn es fehlt dem Farbenauftrag die Fülle, die man bey alfresco Malereyen wahrnimmt; aber man kann auch nicht sagen, dass mit Eyern oder Leim vermischte Farben gebraucht worden sind. Nur an einigen lichten Stellen bemerkt man dick aufgetragene Farbe; andere Stellen erscheinen wie getuscht, die unbekleideten Theile legte der Künstler mit Tinten an, die sich im Hellen und Dunkeln dem Mitteltint nähern. Selbst diess, noch mehr aber, was über die einzelnen Farben so lehrreich gesagt ist, würde ohne Anschauung des colorirten Kupfers doch unverständlich seyn, daher wir es übergehen. Sehr genau ist noch angegeben, in welchem Zustande sich das Gemälde 1796 befand, und auch hier wird (aus der falschen Beleuchtung der beyden unten am Basement, worauf das Badegefäss steht, liegenden Tafeln) der Schluss gezogen, dass, wenn auch in der Hauptsache ein älteres berühmtes Werk nachgeahmt ist, doch Nebenwerke oder einzelne Dinge hinzugefügt oder verändert sind. Zuletzt werden noch die Abweichungen der von Nic. Poussin mit Oelfarben gemalten Copie angezeigt. — Der grosse Reichthum des so mannigfaltigen Inhalts beyder Abhh. machte ein Register höchst wünschenswerth. Auch diess vermisst man nicht. Aber was könnte man überhaupt noch zur vollständigsten Erläuterung eines so wichtigen antiken Kunstwerks und zur völligen Aufklärung aller darauf Bezug habenden Gegenstände vermissen, wenn man diese Abhandlungen mit erforderlicher Aufmerksamkeit gelesen hat?

Wir verbinden damit die Erwähnung eines Theils von einem grössern Werke, das unter den gehaltvollen literar. Produkten dieses Jahres, ja dieses Jahrzehends, weit hervorragt, und lange studirt, lange geprüft werden muss, ehe sein voller Werth in das hellste Licht gesetzt, und die Revolution, die es in gewissen Capiteln unsrer Physik macht, ganz gefasst werden kann. Hier kann jetzt vornehmlich von dem 2. Theile die Rede seyn, und von diesem nur bemerkt werden, wie viel er spendet, und wie schätzbar die Gaben sind, die er darbietet, um zum eignen Genusse noch mehr einzuladen. Auch hier hat Herr Hofr. *Meyer* einen, mit der vorhin erwähnten Abhandlung vornehmlich zu vergleichenden Beytrag (wie wir auch aus Herrn Hofr. Böttigers Vorber. sehen) geliefert:

Zur Farbenlehre von *Göthe*. *Erster Band*. Nebst einem Hefte mit 16 illumin. Kupfertafeln in 4. XLVIII u. 654 S. gr. 8. *Zweyter Band*, XXVIII und 757 Seiten gr. 8. Tübingen, bey Cotta. (7 Thlr. 12 gr.)

Die Hauptabsicht des ehrwürdigen Vfs., dessen botanische u. optische Untersuchungen schon den tiefsten Forschungsgeist bewährt haben, ist, die Farbenerscheinungen in Verbindung mit allen übrigen physischen Phänomenen zu betrachten, u. vornehmlich mit dem, was Elektricität, Galvanismus und chemischer Process lehren, zusammen zu stellen, und vollkommene Einheit des physischen Wissens vorzubereiten, die Unhaltbarkeit einer bisher gewöhnlich angenommenen Theorie darzuthun, und zu zeigen, dass bey den Farben, wie bey den übrigen Naturerscheinungen, Vertheilung, Vereinigung, Gegensatz, Indifferenz, kurz eine Polarität Statt finde. Das Werk zerfällt in vier Theile, wovon aber der vierte, der die Revision der frühern, nebst Nachträgen, Zusätzen und Verbesserungen, den erforderlichen Citaten und einigen einzelnen Aufsätzen, enthalten soll, noch zu erwarten ist, und hoffentlich nicht zu lange erwartet werden darf. Die beyden ersten Theile hat der erste Band aufgenommen. Der erste gibt den Entwurf einer Farbenlehre, wo die unzähligen Fälle der Erscheinungen unter gewisse Hauptphänomene zusammengefasst sind und von ihrer physiologischen, physischen und chemischen Seite betrachtet werden. Die erste Abhandl. stellt daher die physiologischen Farben dar, und anhangsweise die pathologischen; die zweyte die physischen (dioptrische in zwey Classen, nebst subjectiven und objectiven Versuchen, katoptrische, paroptische, epoptische Farben), die dritte die chemischen Farben. In der vierten Abhandlung wird sodann, was bis dahin von den Farben unter besondern Bedingungen bemerkt worden war, im Allgemeinen dargelegt und dadurch der Abriss einer künftigen Farbenlehre entworfen. Dann werden in der fünften Abtheilung die Verhältnisse dieser Farbenlehre zur Philosophie, Mathematik, Technik, Physiologie und Pathologie, Naturgeschichte, allgemeinen Physik und Tonlehre dargestellt, um dadurch das Bemühen, die Farbenlehre dem Kreise der übrigen Naturwissenschaften einzuverleiben, zu befördern. Die sechste Abtheilung beschäftigt sich mit der sinnlich-sittlichen Wirkung der Farbe, woraus zuletzt die ästhetische hervorgeht. Der *zweyte* Theil ist ganz polemisch, gerichtet gegen die Newtonsche Theorie, indem Newtons Optik nach allen Theoremen und Problemen einzeln streng geprüft wird. Jene Theorie stand einer freyern Ansicht der Farbenerscheinungen, die man selbst in frühern Zeiten hatte, nach der Bemerkung des Hrn. v. G., entgegen, und geniesst, wenn gleich die Hypothese nicht mehr brauchbar gefunden wird, doch noch herkömmliche Achtung. Hr. GR. von G. vergleicht die Newtonsche Farbentheorie mit einer alten Burg, die vom Erbauer mit jugendlicher Uebereilung angelegt, nach Bedürfniss der Zeit und Umstände nach und nach von ihm erweitert und ausgestattet, unter manchen Fehden mehr befestigt und gesichert worden ist, und durch seine Nachfolger noch manche Vermehrungen, Ausbesserungen und Befestigungen erhalten hat. Newton behauptet, in dem weissen farblosen Lichte wären mehrere, verschiedenfarbige Lichter wirklich erhalten; damit nun die bunten Lichter zum Vorschein kommen, nimmt er brechende Mittel zu Hülfe, denen er wieder mancherley Formen gibt. Die hier aufgestellte Lehre fängt zwar auch mit dem Lichte an, maasst sich aber nicht an, Farben aus dem Lichte zu entwickeln, sondern sucht zu erweisen, dass die Farbe zugleich von dem Lichte und von dem, was sich ihm entgegenstellt, hervorgebracht werde; sie nimmt auch die Brechung an, lässt aber nicht dadurch allein die Farbenerscheinung verursachen, eine zweyte Bedingung ist dabey unerlässlich, dass die Brechung auf ein Bild wirke und es von der Stelle wegrücke. Mit diesem Theile muss man nun gleich aus dem dritten Theile oder zweyten Bande (Seite 666—692) die äusserst merkwürdige *Confession des Verfassers* verbinden, die der Verf. selbst nur ein Capitel jenes grössern Bekenntnisses nennt, welches abzulegen ihm noch Zeit und Muth bleiben werde. Es gibt zu erkennen, wie er in diess Feld gekommen sey, wie er zu einzelnen Wahrnehmungen und nach und nach zu einem vollständigern Wissen gelangt sey, wie er sich das Anschauen der Versuche selbst zuwege gebracht, und gewisse theoretische Ueberzeugungen darauf gegründet habe, von wem er dabey unterstützt worden sey, und welche Männer an seinen Bestrebungen lebhaften Antheil genommen haben, und wie er veranlasst

worden sey, seine Entdeckungen dem Publicum vollständig mitzutheilen.

Der *dritte Theil* (zweyter Band) ist ganz den historischen Darstellungen gewidmet. In den Vorreden zu beyden Theilen erklärt sich der Hr. Verf. selbst, dass er keine Geschichte der Farbenlehre, sondern nur Materialien dazu habe liefern können, die in Uebersetzungen, Auszügen, eignen u. fremden Urtheilen, Winken und Andeutungen, biographischen Zügen und charakteristischen Skizzen bestehen, und eine Art Archiv ausmachen sollen, in welchem alles niederlegt ist, was die vorzüglichsten Männer, die sich mit der Farbenlehre befasst, darüber ausgesprochen haben. Durch eingeschaltete allgemeine Betrachtungen aber sind diese Materialien wohl verbunden. Zuvörderst wird ein geistvoller Ueberblick der Vorzeit gegeben. Dann folgen in der ersten Abtheilung die Griechen. Was sie vom Pythagoras an bis auf Aristoteles über Farben geäussert haben, wird auszugsweise mitgetheilt, des Theophrast oder vielmehr Aristoteles Schrift von Farben ganz übersetzt, und eine kleine Abh. über die Farbenbenennungen von Griechen und Römern ist beygefügt, aus welcher erhellt, dass, da die Alten die Farbe als ein an sich Bewegliches und Flüchtiges ansahen und ein Vorgefühl der Steigerung und des Rückgangs hatten, sie sich auch solcher Ausdrücke bedienten, welche diese Anschauung andeuteten. Die zweyte Abtheilung kann nur Einiges von den Römern anführen. Die Hauptstelle des Lucretius ist nach Herrn von Knebel's Uebersetzung mitgetheilt. Die Stelle des Plinius ist nur berührt, aber von S. 69—106 eine *hypothetische Geschichte des Colorits, besonders griechischer Maler, vorzüglich nach dem Berichte des Plinius* vom Hrn. Hofr. *Meyer*, mitgetheilt, welche hypothetisch genannt wird, weil sie nicht sowohl auf Denkmäler als auf die Natur des Menschen und den Kunstgang, den derselbe bey freyer Entwickelung nehmen muss, gegründet ist. Der Verfasser hat theils Vermuthungen, die der nothwendige Gang der Kunst wahrscheinlich macht, vorgetragen, theils Nachrichten, welche ihm widersprechend schienen, wenn sie sich gleich auf die Autorität eines alten Schriftstellers gründeten, verworfen. Doch hat er sich an den Faden der alten Nachrichten gehalten und auch die vorhandenen Monumente nicht unbenutzt gelassen. So wird erinnert, dass die bemalten, sogenannten hetrurischen Gefässe als Symbole der uranfänglichen Malerey angesehen werden können, wenn sie gleich nicht in ein so hohes Alter hinaufzurücken oder Erstlinge der Malerey sind. Dem Apelles wird vorzüglich die Einführung der Lasirung der Gemälde zugeschrieben. Bey der Stelle des Plinius von den vier Farben, mit welchen gemalt wurde, glaubt er, müsse auf buchstäbliche Erklärung der Stelle Verzicht gethan werden. Auch hier verbreitet sich der Verf. S. 98—105 über das Gemälde der aldobrand. Hochzeit, aber wie man erwarten kann, viel kürzer, als in der vorher erwähnten Abhandlung. Es folgen sodann S. 107—122 *Betrachtungen über Farbenlehre und Farbenbehandlung der Alten*, um zu zeigen, dass sie mit dem Fundament und den bedeutendsten Erscheinungen der Farbenlehre bekannt und auf einem Wege gewesen sind, der, auch von den Nachfolgern betreten, früher zum Ziele geführt hätte. Ein Nachtrag enthält noch interessante Bemerkungen über L. Annaeus Seneca und seine Quaestiones Naturales, wegen des allgemeinen Verhältnisses derselben zur Naturforschung. Er war spät zur Naturbetrachtung gelangt, nicht die Natur, sondern ihre Begebenheiten interessirten ihn; er macht gute Beschreibungen von ihnen, kämpft gegen Leichtgläubigkeit und Aberglauben, unterscheidet sich vom wahren Physiker durch die vielen Nutzanwendungen, zieht zur Unzeit gegen Luxus und Sittenverderben der Römer los, erscheint aber doch in seinem Vertrauen auf die Nachwelt liebenswürdig. Die *dritte* Abtheilung hat es mit der Zwischenzeit zu thun, in welcher die Welt der Barbarey unterlag, aber doch ein Roger Baco hervortritt. Die *vierte* Abtheilung gewährt einen angenehmern Blick in das 16te Jahrhundert. Des Ant. Thylesii libellus de coloribus ist ganz abgedruckt. Der Geist wurde immer freyer, aber auch geneigter zum Zerstören. Im 17ten Jahrh., dem die *fünfte* Abtheilung gewidmet ist, erscheinen zuerst Galilei und Keppler, zwey wahrhaft auferbauende Männer. *Nüguet's* Farbensystem ist ganz mitgetheilt und geprüft. Herr Hofr. *Meyer* gibt am Schlusse S. 350—377 eine Geschichte des Colorits seit Wiederherstellung der Kunst. Die *sechste* und reichhaltigste Abtheilung behandelt das 18te Jahrh. in zwey Epochen, von denen die erste von Newton bis auf Dollond, die zweyte von diesem bis auf unsere Zeiten geht, und mit *Rob. Blair* schliesst. Ueber das, was in dem letztern Jahrzehend für die Farbenlehre geschehen ist, wollte der Hr. Verf. sich nicht erklären, statt dessen aber hat er Seite 703—724 eine Abhandlung des Herrn D. *Seebeck* in Jena über einen von Herschel wieder angeregten Punct, *die Wirkung farbiger Beleuchtung*, eingerückt, der das Bewährteste seiner chromatischen Erfahrungen enthält. Was aber in dem supplementaren Theile enthalten seyn soll, wird nur angedeutet, und dessen baldige Nachlieferung versprochen, die gewiss die ganze gebildete und gelehrte Welt mit Sehnsucht erwartet.

NEUE

LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

103. Stück, den 27. August 1810.

THERAPIE.

Entwurf einer speciellen Therapie, von *F. A. Marcus*, Königl. Baierischem Director der Medicinalanstalten, der medizinisch-chirurgischen Schule, öffentlichem Lehrer der Klinik, und dirigirendem Arzte in dem allgemeinen Krankenhause zu Bamberg. Erster Theil. Die Entzündung und die Fieber. Nürnberg bey Friedr. Campe, 1807. 8. XVI und 549 S.

Herr Marcus, der dem ärztlichem Publico aus seinen frühern Schriften als einer der feurigsten Vertheidiger des Brownschen Systems auf deutschem Boden hinlänglich bekannt ist, verlässt im vorliegenden Werke die Fahnen, zu welchen er ehedem schwor, gänzlich, und umfasst seine neue Lehre mit eben der Wärme, mit welcher er sonst dem Brown'schen Glauben huldigte. Diese Lehre ist das Produkt seines Studiums der Naturphilosophie, die von *Schelling* gegründet, und von geistreichen Aerzten, von *Wagner*, *Troxler*, *Walther*, *Brandis* u. a. auf Physiologie und Pathologie des menschlichen Organismus übergetragen, nun von Hrn. M. auf specielle Therapie angewendet wird, und daher als der erste Versuch, dieses speculative System mit Erfahrung und Thatsachen, insofern sie den erkrankten menschlichen Organismus betreffen, in Uebereinstimmung und Harmonie zu setzen, betrachtet werden kann. Mehrere Beurtheiler gegenwärtigen Werkes haben das Uebertreten des Verf. von der Brown'schen Schule zu den Lehren der Naturphilosophie ihm zum grossen Verbrechen angerechnet, ihn der Unbeständigkeit in seinem Glauben beschuldigt. Indessen können wir uns so weniger in diesen Tadel einstimmen, da es denn doch wohl auf der einen Seite Jedem erlaubt seyn muss, seine vorigen Meynungen, nach veränderten Ansichten der Dinge, und nach seiner individuellen bessern Ueberzeugung, aufzugeben, und Lehrsätze zu adoptiren, von welchen er mehr Genuss für den Geist, und mehr Uebereinstimmung zwischen Theorie und Erfahrung zu erblicken glaubt; und auf der andern es von einem solchen genialischen und die Wissenschaft mit Wärme bearbeitenden Manne, als wir in Hrn. M. kennen, wohl zu erwarten stand, dass ihm die Grenzen des Brownianismus zu eng werden, und er auch eine neuere Lehre, die höhere Ansichten und seinem individuellen Bedürfnisse als denkender Arzt mehr Befriedigung versprach, nicht unversucht lassen würde. Zudem ergiebt es sich ja von selbst, dass keine Wissenschaft nur zu einem geringen Grad von Ausbildung, vielweniger zu irgend einer Vollkommenheit gelangen könne, wenn es als Gesetz gelten sollte, dieselbe nur auf einer schon von vielen, und zwar oft unglücklich, vorher durchwandelten Bahn zu verfolgen, und als Verbrechen, auf neuen Wegen einen Versuch zu ihrer Ausbildung und Vervollkommnung zu machen.

In der Vorrede, die in einem ziemlich aphoristischen und dictatorischen Tone, der auch nur zu oft in dem Werke selbst herrscht, und manchen seiner Leser gegen den Verf. einnehmen dürfte, geschrieben ist, äussert derselbe sich zuerst über den Mangel einer hinlänglich festen und begründeten Theorie der Medizin, hofft nun von der Naturphilosophie, bey einem langsamen und mit Vorsicht unternommenen Baue, (und wer sollte dieses nicht? wohlverstanden bey einem langsamen und vorsichtigen Baue,) ein besseres Gebäude der Medizin sich erheben zu sehen, und geht nun hierauf selbst zu einer gedrängten Darstellung des Inhalts seines Werkes, das er hier sehr bescheiden nur einen *Versuch* nennt, dem man es aber sehr bald ansieht, dass es mehr, als ein solcher, seyn solle, über. Er hat es nämlich mit der *Entzündung* und dem *Fieber* zu thun, deren Wesen, seinem Ausdrucke zu Folge, Niemand bis auf den Augenblick, wo er schrieb, erkannt hatte; wogegen sich aber erin-

nern lässt, dass vor Hrn. M. *Troxler* (Ideen zur Grundlage der Nosologie und Therapie) schon ihm vorausging, und Hr. M. sich demnach der Ehre, ein neues, ihm angehöriges System und Theorie über Entzündung und Fieber aufgestellt zu haben, begeben müsste, wenn ihm gleich das Verdienst einer weitern Ausbildung desselben, nicht abzusprechen seyn wird. Fieber und Entzündung sind ihm identische Zustände, die Entzündung kann nicht ohne Fieber, und Fieber nicht ohne Entzündung existiren. „Es überraschte, sagt Hr. *Markus*, die Identität dieser beyden Zustände mich selbst" — So überzeugt auch wir von der Wahrheit dieses aufgestellten Satzes sind, so sind wir doch bey weitem durch denselben nicht so überrascht worden, wie Hr. M. von sich gesteht, da diese Idee nicht neu, schon von Andern angedeutet, nur nicht so deutlich ausgesprochen und weitläufig durchgeführt ist, als es von Hrn. M. geschah. So sagt P. *Frank*, (Epitom. de cur. h. morb. Tom. II. §. 125.): si causae inflammatoriae febris, in unum magis eundemque corporis locum agendo, fortiorem in hoc ipso produxerint stimulum, nascitur tunc in eiusdem loci systemate *partiali*, id idem, quod in *generali*, ad fortissimas cordis maiorumque vasorum agitationes contribuit" — und der verdienstvolle *Reil*, in dem zweyten Bande seiner Fieberlehre §. 72. „eine Entzündung ohne Gefässfieber können wir als ein *örtliches*, oder, wenn sie mit Gefässfieber verbunden ist, als ein *örtlich hervorstechendes Gefässfieber* betrachten" — und S. 5. „vielleicht ist das einfach scheinende Gefässfieber gar mit einem entzündeten Zustand der Häute der Gefässe verbunden." — Wenn demnach eine Entzündung (die vom Organe ausgeht, und — wie dieses so oft im Anfange der Entzündung, bey ihrem Entstehen der Fall ist — erst im Fortschreiten das ganze System ergreift) schon als *örtliches Fieber* von *Frank* und *Reil* bezeichnet wurde, so liegt schon darin der Gegensatz eines *allgemeinen* (das das ganze System ergriff) *Fiebers*, das ebenfalls nur derselbe Zustand, aber im ganzen System seyn kann, welcher bey einem örtlichen Fieber, Entzündung, statt findet, also Entzündung selbst. Dennoch bleibt Hrn. M. das Verdienst die Identität dieser Begriffe deutlicher aus einander gesetzt, und ihre Anwendung auf das specielle des erkrankten Organismus nachgewiesen zu haben. Mehr Eigenthum des Hrn. M. ist der nächstfolgende Satz, nach welchem es nur *eine* Entzündung, wie *ein* Fieber geben könne, wodurch der Unterschied zwischen activen und passiven Entzündungen, sthenischen und asthenischen Fiebern aufgehoben wird. Nach diesen Vordersätzen kann es auch keine sthenisirende oder asthenisirende Heilmethode geben. Es kann nur eine Indication Statt finden gegen alle Entzündungen und Fieber. Hr. M. bezeichnet sie mit dem Namen der *antiphlogistischen*, welcher Ausdruck hier nun eine weitere Bedeutung erhält, als die, in welcher wir bis jetzt gewohnt waren denselben zu gebrauchen. Die antiphlogistischen Mittel durchlaufen nämlich die ganze Reihe von Mitteln vom Nitrum bis zum Moschus hindurch, insofern sie nämlich sämmtlich nur einen Zweck, haben die Entzündung, — das Fieber — zu heben, die in die drey Cardinalfieber zerfällt, in *Synocha*, *Synochus und Typhus*, sämmtlich Entzündungszustände, die nur nach den verschiedenen Systemen — Dimensionen — in welchen die Entzündung sich gesetzt hat, verschieden sind. Eben so wirken die ursächlichen Momente, welche Entzündung und Fieber erzeugen, auf eine und die nämliche Art. — Diess sind die Grundsätze, von welchen Hr. M. bey Bearbeitung seiner Therapie ausging und auf welche er in dem Werke selbst beständig hinweisst. Erfreulich war es ihm, dass die Erfahrungen von Jahrtausenden seiner Ansicht entgegen kamen, sie auf das ungezwungenste und kräftigste belegten, und wir müssen gestehen, dass Hr. M. jene Erfahrungen seinen Ansichten ohne Zwang anzupassen gewusst habe. Endlich macht der Verf. Hoffnung, bey einer guten Aufnahme seiner Arbeit, und bey erhaltenem Beyfall der Kenner, die ganze specielle Therapie nach diesen Principien durchzuarbeiten, und dabey *Franks* Epitome als Muster zu nehmen.

Zuerst handelt Hr. M. *das Wesen der Entzündung* ab. Sie selbst ist *das Ergriffenseyn des elektrischen Moments in den Dimensionen*, oder mit andern Worten: der Kampf zwischen Contraction und Expansion in der Arterie, der Uebergang der relativen Cohäsion in die absolute. In jeder Dimension — und jede Dimension entspricht ihrem eignen System in Organismus, und zwar demjenigen, dessen Moment in ihm der vorherrschende ist — finden sich aber die drey Momende, welche die Dimension selbst bestimmen, wieder beysammen vor, sie bilden in jedem Systeme ein Ganzes, doch so, dass hier ein Moment das hervorstechende, bestimmende ist, die übrigen aber ihm untergeordnet. Sie sind denn aber die bekannten, der magnetische, der elektrische und chemische, wovon ersterer der Reproduction, der zweyte der Irritabilität, der dritte der Sensibilität zukommt. — In jeder Dimension kann sich Entzündung setzen, aber nur in ihrem elektrischen Moment, d. h. jedes Organ kann entzündet werden, es sind aber nur die Arterien in ihm, welche ursprünglich affizirt sind. Hierin stimmen denn unsere bessern Aerzte mit Hrn. M. überein, und die von *Walther* vorgetragene Ansicht, nach welcher der Sitz der Entzündung in den Capillargefässen wäre, würde sich auch recht gut mit ihm vereinigen lassen. Die Irritabilität selbst ist nichts anders, als die Entzweyung der Thätigkeit — der Kampf des Magnetismus, der Vene, der Contraction mit der Elektricität, der Arterie, der Expan-

sion — wodurch die positive Seite das Wesentliche in der Irritabilität, Arteriellität, die Expansion beschränkt, die negative, die Venosität, die Contraction zu besiegen strebt. — Ueberall repräsentirt die Arteriellität den elektrischen Moment, denn sie ist die positive Seite derselben. Nur in ihr kann Entzündung seyn, Störung ihrer specifischen Function, der Expansion, und sie kann daher nur durch den Gegensatz, Contraction hervorgerufen werden, selbst nichts anders seyn, als die in die Arterie gesetzte Contraction, die Aufnahme der relativen Cohäsion in die absolute, in so fern erstere der Expansion, letztere der Contraction entspricht.

Dennoch aber ist die Entzündung eine verschiedene, je nachdem sie in dem arteriellen, venösen, lymphatischen und nervösen Systeme ihren Sitz hat. Hr. M. bezeichnet diese Verschiedenheit der Entzündungen mit den Namen *der arteriellen, venösen, lymphatischen und nervösen Entzündungen*, Namen, die an ältere Systeme erinnern, denen aber offenbar ein deutlicherer und für die Praxis ersprieslicherer Begriff zum Grunde liegt. Aus den hier aufgeführten Dogmen entspringt von selbst der durch die alltägliche Erfahrung erwiesene Satz, das die Entzündung am heftigsten und reinsten hervortreten müsse in Organen, in welchen die Irritabilität über die übrigen Systeme prädominirt, daher die heftigsten und hervorstechendsten Zeichen der Entzündung in dem allgemeinen Entzündungsfieber, der Synocha, Pneumonitis u. s. w. Dieser Zustand ist auch nie von den Aerzten übersehen, und immer als Entzündungsfieber aufgestellt worden. Bey jeder Entzündung, mithin auch bey der Synocha, ist die veränderte Irritabilität im Sinken, ein Satz der bey vielen Aerzten grossen Zweifel erregen möchte, in so fern jede Schule hier einen Excess der Lebenskraft, eine übermässige Reaction, eine abnorm vermehrte Kraftäusserung, einen hypersthenischen Zustand zu erblicken glaubte; ein Glaube, den manchem Arzte zu entreissen, es noch Zeit und Mühe kosten wird. Gerade diesen Zustand näher beleuchtet zu haben, glauben wir Hrn. M. als Verdienst anrechnen zu müssen; denn über ihn schien unter den Aerzten ein unwiederrufliches Urtheil gefällt zu seyn. — Nur eine scheinbar vermehrte Kraftäusserung in den Entzündungen der irritabeln Gebilde ist es, die hier auftritt, da gerade die Actionen der Irritabilität mit grösserer wahrnehmbarer Lebhaftigkeit von statten gehn, als die anderer Systeme. Wir möchten diesem vom Hrn. Verf. angeführten Grunde noch einen zweyten hinzufügen. Die Contraction nämlich, welche in der Entzündung über die Expansion siegend zu werden tendirt, erfährt in ihrem Kampfe den grössten Widerstand von Seiten derjenigen Organe, in welchen die Irritabilität, die Expansion prädominirt; der Kampf muss des grössern Entgegenstrebens wegen heftiger, die erzeugten Erscheinungen der Entzündung bemerkbarer, mehr hervortretend, scheinbar kraftvoller, energischer hervortreten, so wie sie in Organen der Venosität und Sensibilität, als in welchen die Irritabilität nur eine untergeordnete Rolle spielt, geschwächter erscheinen. Daher der starke, harte, energische Puls in der Synocha; der weiche, frequente, pappiche, aller Energie beraubte im Synochus; der kleine, zitternde, ungleiche im Typhus. Im 52 §. wendet nun der Verf. dasjenige Gesetz der Elektricität, nach welchem von zwey im Gegensatze sich befindenden Körpern der eine, der seine Cohäsion erhöht, negativ, der andere, der sie vermindert, positiv elektrisch wird, auf seine Theorie der Entzündung an, und erklärt hieraus in den folgenden §§. die Wechselwirkung der Systeme und Organe, die sich besonders am deutlichsten zwischen dem arteriellen und venösen Systeme darstellen lassen. Wir wundern uns, wie diese Stelle, die ihren Commentar in den folgenden §§. findet, von manchen Aerzten hat misverstanden werden können. Jedes Organ hat seinen eignen specifiken Cohäsionsgrad. Seine Verschiedenheit in verschiedenen Organen ist daher blos qualitativ, kann nicht quantitativ, graduell seyn. — Sobald die Irritabilität eine Veränderung in den respectiven Systemen, — eine Dimensionsveränderung — erleidet, entsteht die Diathesis phlogistica, insofern alle Krankheiten des irritabeln Systems entzündlich sind.

Die Entzündung ist entweder *einfach* oder *gemischt*. Die einfache kann nur im Systeme Statt finden, so wie die gemischte dann, wenn die Entzündung vom Systeme zum Organe übergeht, es ergreift. Daraus lässt sich wohl mit Recht folgern, dass die einfachen Entzündungen die Symptome der Entzündungen reiner darstellen müssen, als die gemischten, bey welchen gleichzeitig die Krankheitssymptome, die sich aufs Organ beziehen, concurriren. Sehr wichtig für die Praxis scheint uns das Dogma zu seyn: *vom Organe hängt die Form der Krankheit, von ihm der Charakter der Entzündung ab.* So wie sich in den verschiedenen Systemen ein verschiedenes Irritabilitätsverhältniss vorfindet, so ist diess derselbe Fall in den einzelnen Organen, als untergeordneten Gliedern des Systems. Daher trägt die Pneumonie den Charakter der Synocha, die Hepatitis den des Synochus, die Encephalitis den des Typhus, wie in den verschiedenen Systemen selbst, denen diese Organe untergeordnet sind, die Entzündung sich entweder als Synocha, Synochus, oder Typhus ausspricht. — Die Entzündungen der Systeme und Organe rufen einander gegenseitig hervor; jede aber die, welche dem Systeme oder Organe entspricht, welchem sie angehört. Rec. glaubt auf diesen Satz um so mehr aufmerksam machen zu müssen, da bey gemischten Entzündungen (Fieber mit sogenannten localen Entzündungen) die Succession der Krankheitserschei-

nungen für Diagnostik und Therapie so wichtig, und in so vielen Fällen hierauf specielle Rücksicht zu nehmen ist.

Bey Abhandlung der *Zeichen der Entzündung* lässt Hr. M. unter den gewöhnlich angenommenen (Röthe, Hitze, Schmerz u. Geschwulst) nur *die Hitze* als eigenthümliches Symptom gelten. Um consequent zu seyn, konnte er auch nicht anders. Hitze, veränderte Temperatur, erhöhter Wärmegrad, sind das bestimmende Zeichen der Entzündung, so wie des Fiebers. Die Röthe, erst Folge der veränderten Temperatur, würden wir selbst so wenig, als die Geschwulst, für eigenthümlich der Entzündung halten, doch den Schmerz bey topischen Entzündungen noch gelten lassen, wenn er gleich bey Entzündung in den Dimensionen als pathognomonisches Zeichen keinen Platz finden kann. Auffallend ist es, dass Hr. M. hier, (bey Bestimmung des wesentlichen Zeichens der Entzündung und des Fiebers), vielleicht ohne es zu wissen, mit der Definition *Galens* über das Fieber (Cap. I. de generali febr. divisione) fast wörtlich zusammentrifft. Galen nennt das Fieber *calorem praeter naturam*, und *Burserius* führt in seinen Institut. medicinae practic. Vol. I. p. 77. eine andere angeblich Galenische Definition an, die ihm gar nicht misfällt. Sie ist: *Febris est innati caloris declinatio ad statum, qui praeter naturam est*, pulsibus quoque vehementioribus ac crebrioribus redditis. Wahrscheinlich wird sich Hr. M. freuen, die Erfahrungen von Jahrtausenden ihm bey dieser Ansicht wiederum entgegenkommen zu sehen.

Sehr wichtig scheint uns gleichsam als eine Einleitung zur Aetiologie der Fieberordnungen und der speciellen Entzündungen selbst das zu seyn, was der Verf. über die *Einflüsse*, durch welche die Entzündung hervorgerufen wird, §. 104 — 167. bemerkt. Bloss die klimatischen Einflüsse, und sie nur allein, erzeugen die Krankheiten der zweyten Dimension, Entzündung und Fieber; alle übrigen so oft als Ursachen des Fiebers in den Handbüchern der Klinik aufgeführten Momente sind hier von Hrn. M. gestrichen, können, wie an mehrern Stellen des Werkes gelehrt wird, höchstens als prädisponirende gelten); sie rufen sie um so bestimmter hervor, je bedeutender und schneller die atmosphärische Veränderung war, welche ihnen voransging. Der innere Organismus muss an den Veränderungen des äussern participiren. Diese Veränderung ist aber hier die der Cohäsion. Sehr treffend zieht hier Hr. M. die Parallele zwischen dem Fieber der Atmosphäre — dem Gewitter — und dem Fieber im Organismus. Jedes von beyden hat seinen Moment des Frostes, der Hitze und der Wasserzersetzung. Denselben Vergleich stellte neulich *Ackermann* (de construend., cognoscend. et curand. Febribus Epitome, Vol. I. p. 331.) besonders in Bezug auf die Intermittens, an. — Hierauf sucht der Verf. den Aerzten den alten Glauben zu benehmen, als wirke die äussere Natur nur feindselig auf den Organismus ein. Das Gegentheil documentirt derselbe mit zwey Worten. Mehr bedurfte zu diesem Zwecke es auch nicht. Schon der Begriff eines speciellern Organismus, als integrirendes Glied eines andern, höhern, spricht für eine nothwendige Mitleidenschaft in dem Einzelnen, sobald das Ganze, dem es angehört, eine Veränderung erleidet, so wie uns die Erfahrung hierüber täglich belehrt. Dergleichen für den ersten Anblick paradox scheinende Aussprüche des Verf. werden vielleicht bey Manchen Anstoss und Widerspruch finden, sie werden aber deswegen nicht weniger durch eine vorurtheilsfreye Anschauung der Natur, wie durch die täglichen, nicht wegzuleugnenden Thatsachen bestätigt stehen. — Nur diejenige Veränderung der Atmosphäre, bey welcher in den äussern Organismus selbst Contraction kommt, die Kälte, kann die Contraction in der Arteriellität, und hiermit Fieber und Entzündung erzeugen; aber sie kann es nur, in sofern der Uebergang einer wärmern Temperatur der Atmosphäre zu ihr schnell eintritt. Der Einwurf, den man dieser Lehre entgegenstellen könnte, dass gerade in den heissesten Himmelsstrichen, zwischen den Wendekreisen, die gefährlichsten und häufigsten Fieber herrschen, kann, unserm Dafürhalten zu Folge, nur ein scheinbarer seyn, da gerade in den bezeichneten Gegenden die Einwirkung der feuchten nächtlichen Kühle und Kälte um so mehr feindselig auf die Irritabilität einwirken muss, je mächtiger die Expansion in diesem Systeme durch die Tageshitze bedingt und hervorgerufen war. Und welchem Arzte wären wohl, bey jedesmaliger genauer Aufsuchung der erregenden Ursachen fieberhafter Zustände unbekannt, dass grösstentheils von dem Kranken selbst wahrgenommene Erkältung die Veranlassung dazu gab? Indessen leugnet Hr. M. den Einfluss anderer ursachlichen Momente bey Erzeugung des Fiebers und der Entzündung durchaus nicht. Er setzt hieher den anhaltenden Genuss stark nährender oder geistiger Dinge, heftige Bewegung, starke Gemüthserschütterungen, unterdrückte Absonderung, resorbirte fremdartige Stoffe, Contagien, Miasmaten, Verwundung. Von allen diesen Einflüssen behauptet er ebenfalls eine erhöhte Temperatur, und durch sie eine unmittelbare Affection des Gefässsystems, wodurch eine Entzweyung der Arterie und Vene hervorgehe, die das Fieber bedinge. Wenn wir auch Hrn. M. gern zugeben, dass die meisten von den hier aufgeführten Einflüssen eine erhöhte Temperatur bewirken, und durch schnell darauf folgende Kälte den entzündlichen Zustand herbeyführen können, so scheint es uns denn doch auf der einen Seite noch nicht erwiesen zu seyn, dass ihnen sämmtlich diese Eigenschaft zunächst zukomme, wie wir dieses uns wenigstens von den Gemüthsaffecten zu behaupten getrauen, da gewiss jedem Praktiker Fälle vorkom-

men, wo ohne irgend einer wahrnehmbaren Spur einer erhöhten Temperatur bloss durch psychische Einflüsse (und die hier meistens langsam, verborgen, nicht so schnell, wie Kälte, einwirken) Fieber, und zwar meistens typhoser Art herbeygeführt wurden; so wie wir auf der andern Seite den Wunsch nicht unterdrücken können, diese angegebenen Einflüsse: und ihre Wirkungsweise aufs irritable System ausführlicher, als es geschah, vom Hrn. Verf. behandelt zu sehen. Hr. M. scheint nur wenig Werth auf dieselben zu legen. Man muss diess wenigstens glauben, wenn man alle diese Momente in einem einzigen Paragraph nicht verhandelt, nur genannt, der Kälte dagegen fast den ganzen Abschnitt über die Einflüsse, also beynahe sechzig Paragraphen, gewidmet sieht. Ueberhaupt nimmt auch der Vf. im ganzen Werke ohnstreitig zu wenig Rücksicht auf jene Einflüsse. Man findet sie fast nirgends wieder erwähnt.

Wir heben hier noch einige Sätze des Vfs. aus, die theils schon in dem vorigen, theils in der speciellen Abhandlung der Entzündung und des Fiebers ihre Bestätigung finden. Darnach, ob das System oder Organ, auf welches die Kälte einwirkt, arteriöser oder venöser ist, mithin die Expansion normal überwiegend ist, oder nicht, richtet sich die Verschiedenheit der Entzündung selbst. Daher ist der Fieberkampf in der Lunge heftiger, als in der Leber u. s. w. — Nur Kälte, die der Hitze vorausging, nicht Kälte für sich allein ruft Entzündung hervor. Die Beweise liefern die heissen Klimaten, die Fieber zu verschiedenen Jahreszeiten, der Wechsel der letztern unter sich. Von ihm selbst hängt die Mannigfaltigkeit der Entzündungen ab; daher sind sie andere im Winter, Frühlinge, Sommer und Herbst; von ihnen die Bildung der Entzündungen in verschiedenen Systemen und Organen, hiervon die Febres epidemicae, endemicae, ihre Diagnose, und zum Theil ihre Heilart. Bey dieser Gelegenheit legt der Vf. den Streit über das Stärken und Schwächen durch Kälte und Hitze bey. Beyde thun beydes, in sofern ein excessiver Grad beyder nachtheilig, aber für verschiedene Systeme, einwirken muss. Sodann erklärt derselbe das Entstehen der Synocha im Winter und zu Anfange des Frühlings, und das des Synochus mit seinen verschiedenen Unterabtheilungen und Modificationen, auf eine für jeden aufmerksamen Leser gewiss sehr befriedigende Art, aus den klimatischen Veränderungen, welchen die Atmosphäre zu den verschiedenen Jahreszeiten unterliegt, und die sich selbst nun in der elektrischen Dimension des menschlichen Organismus reflectiren. Ueberhaupt gestehen wir, die Construction des verschiedenen Charakters der Jahreskrankheiten — von denen in jedem Zeitalter so viel unter den Aerzten die Rede war — nirgends befriedigender, deutlicher, mit dem Ganzen so harmonisch und der alltäglichen Wahrnehmung so angemessen, gefunden zu haben, als bey Hrn. M., und machen seine Leser daher besonders auf diesen Abschnitt aufmerksam.

Die Ausgänge der Entzündung (§. 168 — 253.) sind *Zertheilung*, *Eiterung*, *Verhärtung*, *Brand*, *Verwachsung*, und endlich die *Abschuppung*. Nur die *Zertheilung*, als Ausgleichung der beyden Pole des Gefässystems, ist die wahre Krise. Sie erfolgt aber, der Erfahrung gemäss, häufiger bey der allgemeinen Entzündung (Fieber), als bey der topischen. Den Grund dieser Erscheinung bringt Hr. M. auf die einfachste Weise mit seinem System in Einklang. Er sagt: „Der Grund beruht darauf, dass die allgemeinen Entzündungen der Dimension, die topischen aber dem Organe entsprechen, dass aber da, wo System gegen System steht, der Kampf zwar heftiger ist, die Kräfte inzwischen sich noch mehr im Gleichgewichte befinden, als dort, wo die Organe leiden, bey denen schon eine grössere Indifferenzirung Statt hat." — Nur Aufhebung der Contraction in der Arterie bringt *Krisis;* sie ist vollkommen oder unvollkommen, je nachdem es erstere war, oder nicht. Aus leicht begreiflichen Gründen muss daher die vollkommenste Krise bey Entzündung arterieller Organe, namentlich des Systems Statt finden; unvollkommen sind sie in der Entzündung reproductiver Organe. Treflich erklärt hier Hr. M. das Erscheinen der Vorboten der Krise, den Zustand der Rohheit, der Kochung, und das Besserbefinden, das der Krise, nicht die Krise der Besserung, vorausgeht. Die *Eiterung*, sagt Herr M., entsteht, wenn keine Krise erfolgte, nur im arteriellen Systeme oder in den Gebilden, die diesem angehören. — Er beweist dieses aus der irritabeln Constitution, dem jugendlichen Alter, dem sanguinischen Temperament, welche der Entzündung und der Eiterung mehr unterworfen sind, als entgegengesetzte Verhältnisse. So lange noch der Kampf heftig ist zwischen Contraction und Expansion, findet keine Eiterung Statt, daher sehen wir keine Eiterung in der Höhe der Entzündung. Zu der Eiterbereitung ist ein relatives Verhältniss zwischen Expansion und Contraction nöthig; die Eiterung geht sonst entweder gar nicht, oder langsam von Statten. — Den Antheil, den die Säfte an der Eiterbereitung, sowohl in qualitativer, als quantitativer Hinsicht haben, übersieht Hr. M. nicht. Sobald der magnetische Moment hier über den elektrischen siegend wird, wird die Eiterung zwar äusserst häufig, aber das Eiter selbst bekommt eine schlechte Beschaffenheit. Den Beweis liefert hier das ichoröse, aber so copiöse Eiter in den sogenannten alten, atonischen Geschwüren. — Halten wir aber obigen Satz, nach welchem die Eiterung nur in arteriösen Organen zu Stande kommen kann, mit dem 201. §. zusammen: „diejenige Entzündung, welche rein arteriell ist, vertheilt sich und geht nicht leicht in Eiterung über; ist sie aber gemischt

te, und nähert sie sich dem reproductiven Pole, so tendirt sie zur Eiterung" — so scheint uns darin ein unverkennbarer Widerspruch obzuwalten, in sofern z. B. die Eiterung der Leber (als eines reproductiven Organs) dem ersten Satze zufolge nicht wohl möglich vorkommen könnte, nach dem zweyten aber häufig erscheinen müsste; man müsste denn hier die Arteriellität, den elektrischen Moment in der Leber erkranken lassen, (was wir uns wohl gefallen lassen würden), was aber wohl auf ein Sophisma hinauslaufen möchte, da nicht der elektrische, sondern der magnetische Moment das Bestimmende der Leber ist. — Die *Verhärtung* kommt dem magnetischen Momente in der Irritabilität zu. Hr. M. definirt dieselbe kurz, aber gewiss sehr treffend, als das Zurücktreten der relativen in die absolute Cohäsion. Sie kommt daher so häufig in den venösen, lymphatischen Entzündungen vor, und bildet einen der häufigsten Ausgänge der Entzündung. In Subjecten und Organen, wo schon normal die Venosität überwiegend ist, muss sie daher häufig vorkommen. Die Erfahrung bestätigt diesen Satz durch die Drüsenverhärtungen scrophulöser Kinder, durch die bey schwammiger, phlegmatischer Constitution so häufig vorkommenden Verhärtungen der Unterleibsorgane, die auch in demselben Verhältniss um so leichter und bedeutender entstehen, je mehr die Irritabilität zum Sinken kam. — So wie die Verhärtung vom Systeme ausgeht, (Folgekrankheit, Ausgang eines allgemeinen Leidens ist), so bedingt sie auch wieder im Fortschreiten ein Leiden desselben Systems, dem sie angehört. Nur durch Hervorrufen des elektrischen Moments kann sie gehoben werden. — *Der Brand* tritt dann ein, wo das Moment der Irritabilität in der Sensibilität *ergriffen* ist." — Wir können in diese Definition des Verfassers nicht einstimmen, in sofern das Ergriffenseyn des elektrischen Moments in der Sensibilität den Typhus, selbst nach dem Zeugniss des Hrn. M. (§. 734.) abgibt, der Brand aber selbst nur Folge dieses Ergriffenseyns der Irritabilität in der Sensibilität seyn kann. *Erloschen* ist beym Brande die Irritabilität in der Sensibilität, wie sie es war bey der Verhärtung in dem magnetischen Moment. Sehr consequent ist übrigens die aufgestellte Ansicht, den Tod im Typhus für einen allgemeinen Brand anzunehmen. Kürzlich werden hier die verschiedenen Formen des Brandes, die Gangraena (warum schreibt Hr. M. stets *Gangroena?*) und Sphacelus, die Nekrose, die Caries, ihre Ursachen und Heilmethode berührt. — Die *Abschuppung*, der nach exanthematischen Fiebern so häufige Anasarca, und die *Verwachsung* erklärt Hr. M. als das Zurücktreten der Elektricität in den Magnetismus, daher kommen sie auch am häufigsten in dem reproductiven System vor. Hierauf noch Einiges über den Tod, als Folge des Alters, über die Bildung der sogenannten Pseudomembranen, besonders in der Brusthöhle, das wir, um nicht allzu weitläufig zu werden, hier übergehen.

Die Prognose der Entzündung ist nur kurz abgehandelt. Auch hatte uns hier der Verf. nichts neues mitzutheilen. Bey ihr kommt es besonders darauf an, ob die allgemeine Entzündung (Fieber) einfach, oder mit topischen Entzündungen zusammengesetzt, sodann, in welchem Systeme die Entz. unmittelbar gesetzt ist, ob sie Synocha, Synochus oder Typhus ist, ob die Entzündung ein mehr oder minder wichtiges Organ ergriff, ob sich die Entzündung reconstruiren (heilen) lasse, oder nicht, welcher Ausgang ihr, der Natur des Systems zufolge, dem sie angehört, zukomme, ob die topische Entzündung von der allgemeinen abhänge, oder umgekehrt, und wie sie sich im Fortschreiten verhalte.

Indication und Indicata. Schon oben ist erinnert worden, dass es nach dem vorliegenden Systeme *nur ein Fieber, nur eine Entzündung*, demnach auch nur *eine Indication* geben kann. Sie ist die, das Wesen der Entzündung zu heben, den gesunkenen elektrischen Moment in der leidenden Dimension wieder hervorzurufen, die in die Arterie gesetzte Contraction aufzuheben, ihr die bedrohte Expansion zu sichern, die relative Cohäsion ihr zu erhalten, die absolute zu verhindern. Hr. M. bezeichnet diese Indication mit dem Ausdruck: *Methodus antiphlogistica.* Dieser Ausdruck erhält daher hier eine weitere Bedeutung, als ihm sonst beygelegt wurde, dagegen fallen bey ihm die Ausdrücke: sthenisirende und asthenisirende, reizende, schwächende Methode u. s. w. ganz hinweg. Da wir dem wohl durchdachten und mit Consequenz durchgeführten Systeme des Hrn. M. unsern Beyfall nicht haben versagen können, so können wir auch unmöglich diese Reform nicht misbilligen, zumal da die Begriffe eines reizenden, stärkenden, schwächenden u. s. w. Heilmittels in dem Kopfe roher Empiriker manches Unheil angerichtet haben. Doch mögen dabey ja nicht diejenigen, welche ihre so genannte Methodum antiphlogisticam durch *Brown's* Lehre so schnell in den Staub getreten sahen, über ein fröhliches Auferstehn derselben zu frühzeitig laut werden. Der Apparatus antiphlogisticus, den *Marcus* aufstellt, besteht nicht in dem Schnepper und den Laxirtränkchen. Zwar finden sich auch diese darin, aber auch Kampher und Moschus. In sofern die Entzündung stets in der irritabeln Seite des Systems oder Organs ihren Sitz hat, so bleibt die Indication überall dieselbe, sie mag Statt finden, wo sie will. Da jede Entzündung aber als der Uebergang der relativen Cohäsion in die absolute angesehen werden kann, so sind die Mittel, welche gegen die Entzündung angezeigt sind, die weniger cohärenten, wodurch die Starrheit verhindert, die Flüssigkeit aber befördert wird. Daher sind diejenigen Körper, welche die relative Cohäsion beschränken, die absolute hervorrufen

bey allen bedeutenden Entzündungszuständen contraindicirt. Hr. M. nennt hier besonders das Opium und Eisen. Obwohl wir mit Hrn. M. über die Verweisung des letztern aus dem antiphlogistischen Apparat vollkommen übereinstimmen, so tragen wir doch Bedenken, ein Gleiches mit dem Opium zu thun, in sofern doch in dem Opium neben der Menge kohlenstoffiger Basen auch sein flüchtiges, wasserstoffiges, bey der chemischen Analyse desselben entweichendes Princip nicht übersehen werden darf; und Herr M. durch Proscribirung des Opiums aus dem antiphlogistischen Apparat mit sich selbst in Widerspruch gerathen würde, da man dieses Mittels selbst in seinem Werke gedacht findet. So empfiehlt es Herr M. S. 285. in der nervosa gastrica, beym Hinsinken der Kräfte und gleichzeitig Statt findenden Durchfällen, die aber wieder in andern Stellen seines Entwurfs selbst als Erscheinungen entzündlicher Zustände im Darmkanal aufgestellt werden. Auffallender noch ist der Widerspruch, wenn man S. 321. bey der Indication in der Intermittens Folgendes liesst: „Dass Register der Mittel gegen die Intermittens durchläuft den grössten Theil des ganzen Arzneyvorraths; vom Brechweinstein bis zum *Opium;*“ und S. 339.: „Die Lenta nervosa erfordert die nämlichen Mittel, wie das Nervenfieber, den Moschus, Campher, Naphta — den *Mohnsaft.*“

Herr M. stellt nun drey Mittel auf, welche der Entz. in den drey verschiedenen Dimensionen entsprechen, sie sind das *Nitrum*, für das System der Irritab., der *Mercurius*, für das der Reproduction, und der *Moschus*, für das der Sensibilität. Ihre specifike Wirksamkeit hängt aber ab, auf der einen Seite von ihrer mehrern oder mindern Cohärenz, auf der andern, von der specifiken Beschaffenheit des leidenden Organs, d. h. davon, ob ihre Organisation mehr arteriöser, venöser oder nervöser ist, der elektrische Moment und die ihm entsprechende Expansion ihnen daher in einem höhern oder niedern Grade zukomme. — Nachdem wir dieses vorausgeschickt haben, möchte nun wohl folgender, in mystischer Sprache vorgetragener Satz eher verständlich werden: §. 289. „das Nitrum ist in der Arterie die Arteriellität, das Quecksilber die Arterie in der Venosität, der Moschus die Arterie im Nervensysteme.“ — Zu was kann es nützen, die ersten Grundsätze einer speciellen Therapie (der als ein nothwendiges Erforderniss, der höchste Grad allgemeiner Klarheit und Verständlichkeit zukommen muss), in ein solches heiliges Dunkel zu hüllen, das nur einem Geweihten zu durchschauen erlaubt seyn soll? Kann dadurch nur das Geringste für die Wissenschaft gewonnen werden? — Wir glauben nicht. Aber wohl wäre es möglich, dass Mancher, durch diese Göttersprache, die er für seinen irdischen Standpunkt unangemessen fände, abgeschreckt, das Buch bey Seite legte, und somit auch das Gute und Schätzenswerthe übersähe und nicht kennen lernte, woran vorliegendes Werk so reichhaltig ist. Der Verf. theilt nun zu Ende dieses Abschnitts noch Einiges über die Anwendung des Nitrum in der Synocha mit, geht sodann zum Spiritus Mindereri, dem Crem. tart., Mercurius, Arnica, Campher, Moschus und zur Aderlass über, und bestimmt im Allgemeinen ihre Anwendung bey der Entzündung in den verschiedenen Dimensionen. Sehr auffallend musste es uns seyn, im 300. §. Folgendes zu finden: „Alle Entzündungen der Haut sind mehr oder weniger passive, asthenische, venöse Entzündungen, und fordern äusserst selten das Nitrum.“ — Wie kommen auf einmal in dieses Werk die *passiven*, *asthenischen Entzündungen*, die Herr M. schon in der Vorrede proscribirte? — Sollen diese Ausdrücke Erklärungen für die venösen Entzündungen seyn, so sind sie es nicht, da selbst nach Hrn. M. die Entzündungen, in arteriellen so wenig, als in den venösen Organen weder sthenische noch asthenische seyn können, beyden dasselbe Ursachliche, einerley Wesen, Contraction in dem elektrischen Moment des Systems oder Organs zum Grunde liegt.

Das Fieber im Allgemeinen §. 310 — §. 391. In diesem Abschnitte stellt Hr. M. seine allgemeine Fieberlehre auf, die sich in keinem wesentlichen Punkte von dem, was schon vorher über Entzündung gesagt worden war, unterscheidet, da das Wesen beyder eins und dasselbe ist. Der Unterschied zwischen Fieber und Entzündung ist kein anderer, als dass ersteres vom Systeme ausgeht, letztere vom Organe. Da jedes System von Fieber ergriffen werden kann, so gibt es so viel Fieberordnungen, als es besondere Systeme im Organismus gibt. Herr M. nimmt deren vier an, das lymphatische, venöse, arterielle und nervöse; die ihnen entsprechenden Fieberordnungen sind das intermittirende, remittirende, continuirliche und continente Fieber. Da die genannten Systeme aber den drey Thätigkeiten im Organismus entsprechen, die erstern beyden der Reproduction, das dritte der Irritabilität, das letze der Sensibilität, so muss auch jederzeit das Fieber (das aber nur der zweyten Dimension in diesen verschiedenen Systemen angehört) jederzeit von der Reproduction, der Irritabilität oder Sensibilität ausgehen. Diese drey Fieberordnungen bezeichnet der Verf. als *Synocha*, *Synochus* und *Typhus*. *Die Synocha* begreift in sich diejenigen Fiber, welche man stets als entzündliche anerkannt hat, *der Synochus* die gastrischen, *der Typhus* die eigentlichen Nervenfieber. Die *Febris lenta* kann keine eigne Ordnung einnehmen, denn sie geht von keinem besondern Systeme aus, verbindet sich mit allen, und ist die Begleiterin einer topischen Affection. Sehr befriedigend fanden wir dieses zu Ende dieses Bandes durchgeführt, die verschiedenen Verzweigungen dieses Fiebers, so wie die dadurch entstehenden nothwendigen Modificationen in der Behandlung daselbst angegeben. Weniger zu billigen

scheint uns die Trennung der Intermittens vom Synochus, da sie zwar nach Hrn. M. einem andern Systeme (dem lymphatischen) angehört, als der Synochus (dem venösen), beyde aber die Reproduction repräsentiren, und die Intermittens selbst als gastrica (Fieber im reproductiven Systeme) auftritt. Unserer Ueberzeugung nach hätte die Abhandlung der Intermittens unter die des Synochus fallen müssen. — Wäre das irritable Moment in jedem System *rein* ergriffen, so haben wir *rein* entzündliche, *rein* gastrische, oder *rein* nervöse Fieber. (Selten kann doch dieses der Fall seyn, da die allgemeine Entzündung — Fieber — im Fortschreiten die ihr entsprechenden Organe ergreift, sich deshalb zur Synocha die Pneumonie, zum Synochus der status gastricus, zum Typhus die Encephalitis gesellen muss, wie auch Hr. M. an mehrern Stellen seines Buchs selbst lehrt.) Indessen kommen weit häufiger *gemischte* Entzündungszustände vor, wodurch sich die durch das Brownsche System und die Erregungstheorie fast ganz verdrängten Ausdrücke, eines entzündlich-galligten Zustandes, eines gallicht-faulichten, oder faulicht-nervösen gewissermassen rechtfertigen lassen. — Hierauf verbreitet sich Hr. M. über die *Symptomatologie der Fieber*, besonders über Frost, Hitze und Durst. Erstern erklärt er aus dem Uebergewicht der Contraction, und weisst aus seiner Theorie den verschiedenen Grad der Heftigkeit desselben in verschiedenen Fieberformen auf eine sehr befriedigende Art nach. Das Stammfieber aller Fieber ist die Synocha, bey ihr treten die pathognomonischen Zeichen desselben am deutlichsten hervor. Die Contraction findet hier den grössten Widerstand der Expansion, daher der lebhaftere Kampf. Andere Erscheinungen, die man wohl bisweilen als Symptome des Fiebers angesehen hat, der üble Geschmack, das Erbrechen, der Durchfall, Schweiss, das Delirium, Coma, Pervigilium, der status nervosus, die Exantheme selbst u. s. w. kommen dem Fieber, als solchem, nicht zu, sie beziehen sich nur auf das leidende, am Fieber kranke System; ein Satz, dessen Wahrheit sich jedem praktischen Arzte von selbst aufdringt. Demungeachtet sind diese Erscheinungen doch, besonders für die Diagnose, von der höchsten Wichtigkeit. Sie geben die Kriterien für das Leiden bestimmter Systeme, und bestimmter Organe ab. — Mit Recht nimmt daher Hr. M. *die Veränderung des Pulses*, sowohl seine Quantität als Qualität, besonders die letztere, als das interessanteste und wichtigste Zeichen des Fiebers an. Wo die Expansion normal die höchste ist, im irritabeln Systeme, da muss bey eintretender Contraction, der feurigste und kräftigste Kampf entstehen, daher der harte, derbe, feste Puls bey der Synocha; wo aber schon normal die Expansion der Contraction untergeordnet ist, im venösen und lymphatischen System, ein schwächerer Kampf, daher im Synochus der weiche, pappichte Puls; dasselbe gilt, und in einem noch höhern Grade, von dem Verhältniss der Irritabilität in den Organen der Sensibilität, daher im Typhus der kleine, fadenartige, zitternde, ungleiche, aussetzende Puls. — Von den *Ausgängen des Fiebers*, welche dieselben sind, die der Entzündung zukommen, Eiterung, Verhärtung und Brand, gilt das obige. — Die *Prognose* richtet sich im Fieber einzig nach dem Stande der Irritabilität; wo diese am kräftigsten sich befindet, wird zwar der Kampf mit der Contraction am heftigsten, aber auch kürzesten und schnell entscheidend seyn. Nicht eben so verhält es sich im entgegengesetzten Falle, daher hat der Synochus einen weniger heftigen, aber längern Verlauf und drohet gefährlichere Ausgänge, als die Synocha. Am gelindesten sind die nervösen, am langsamsten ihr Verlauf, am gefahrvollsten ihr Ausgang. — Die *Aetiologie* ist in den Fiebern dieselbe, wie in der Entzündung. Eine ganz specielle Rücksicht nimmt hier der Verf. auf die klimatischen Einflüsse, die, wie wir mit Hrn. M. überzeugt sind, einen nicht zu berechnenden Einfluss auf den Charakter der Fieber, auf die Diagnose und Behandlung selbst haben. Wenn gleich die Aerzte immer von der Constitutione annua, und von Febribus, Morbis annuis sprachen, so lässt sich doch wohl auf der andern Seite behaupten, dass dessen ungeachtet immer noch zu wenig Rücksicht hierauf genommen wurde, und Hr. M. verdient um so mehr unsern Dank, als er nicht blos diesen wichtigen Punkt wieder in kräftige Anregung brachte, sondern zugleich die verschiedenen Qualitäten der Witterungsconstitution, welche die Atmosphäre in den verschiedenen Jahreszeiten anzunehmen gezwungen ist, noch mehr aber den qualitativen Einfluss dieser atmosphärischen Veränderungen auf das elektrische Moment unsers Organismus auf eine befriedigende Art zu bestimmen suchte. Die Witterungsconstitution ist es einzig, welche den Fiebern ihren Charakter gibt; von ihr allein hängt es ab, ob sie epidemisch, endemisch, stehend, jährlich oder dazwischenlaufend sind, auch ob sie entzündlich, gastrisch, nervös, intermittirend, ob sie remittentes, continuae, oder continentes sind. — Endlich noch einiges über die Febr. stationaria und annua. Ohnstreitig gehören die §. 369 — 388. zu den reichhaltigsten des ganzen Werks. Sie geben schon die Aetiologie für alle einzelne Fieberformen ab, und hier ist es, wo wohl Hr. M. wahrhaft behaupten kann, dass Beobachtungen von Jahrtausenden für ihn sprechen. — Die *Indication* in den Fiebern kann nur eine einzige seyn, da es nur ein Fieber wie eine Entzündung gibt. Sie fliesst ganz mit der der Entzündung zusammen.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

104. Stück, den 29. August 1810.

THERAPIE.

Fortsetzung
der Recension von *F. A. Markus*, *Entwurf einer speciellen Therapie.*

Vom §. 392 — 475. handelt der Verf. die erste Gattung des Fiebers, die *Synocha*, ab. Wir können mit der Anzeige der hier aufgestellten Ideen des Hrn. Verf. um so kürzer seyn, da sie grösstentheils eine Wiederholung der schon im vorigen angegebenen, enthalten würde. Die *Symptomatologie* ist kurz, aber bestimmt, angegeben; ihre Symptome finden sich wieder bey allen Fiebern, und das Unterscheidende zwischen ihnen und der Synocha besteht nur darin, dass bey ihr die fieberhaften Erscheinungen mehr hervortretend und wie sich Hr. M. ausdrückt, in ihrer Blüthe beysammen sind, im Synochus und Typhus mehr zerstreut und entfaltet. Daher erscheint die Synocha als ein heftigerer Grad der Entzündung, als andere Fieber, wenn gleich ihre nächste Ursache mit jenen eine und dieselbe ist. Unter *den Einflüssen* behauptet hier die Witterungsconstitution den ersten Platz; sie erzeugt die Synocha direct, so wie Unterdrückung der gewohnten Blutflüsse, besonders des Nasenblutens, der Menstruation, der Hämorrhoiden sie indirekt erregen, durch unmittelbare Veränderung der Säfte, durch stärkere Verkohlung derselben, wodurch Contraction in die Arterie kommt. Die klimatischen Einflüsse rufen sie jedoch am reinsten hervor, nächstdem die Contagien, weniger die Miasmen, die meistens bestimmte Gebilde afficiren, mehr die composita erzeugen, und durch Mitleidenschaft andere Organe desselben Systems, welchem sie angehören, afficiren. So in der Scarlatina die Angina, in den Masern die Ophthalmie. Die *Prognose* kann keine andere seyn, als die des Fiebers oder der Entzündung im Allgemeinen. Die Gefahr ist geringer, weil bey ihr die Irritabilität weniger gesunken ist, als im Synochus und Typhus und sie sich leichter entscheidet. Nur im Fortschreiten durch Affection wichtiger Organe, besonders der Lunge, wird sie gefährlich, so wie dann, wenn sie nicht mehr rein bleibt, oder composita wird. Doch übersieht der Verf. hierbey die Constitution des Subjekts nicht, der er ebenfalls einigen Einfluss einräumt. Wichtig scheint uns das von Hrn. M. §. 433. herausgehobene Moment für die Vorhersagung in der Synocha zu seyn, nach welchem die Prognose variirt nach den verschiedenen Jahreszeiten, in welchen sie erscheint. Die verschiedene Diathesis zu verschiedenen Jahreszeiten, macht den Uebergang der Synocha in den Synochus oder Typhus im Frühjahr, Sommer und Herbst leichter, als im Winter, eine Beobachtung, die das Krankenbett so oft bestätiget, und die sich aus dem, was Hr. M. über die Einflüsse oben im Allgemeinen vortrug, ungezwungen erklären lässt. Kritisch sind die Blutungen, besonders das Nasenbluten; sie selbst nur Folgen aufgehobener Contraction, und sonach nur Folge, nicht Ursache des Besserbefindens. Auch gehen ihnen stets die Zeichen der siegenden Expansion vorher, die man schon längst als die Vorboten der Krise ansah. Der volle, weiche, wellenförmige Puls, so wie das Erscheinen der unterdrückten Secretionen sind es, welche diesen Nachlass andeuten. — *Ausgänge.* Nur als composita, denn wenn die allgemeine Synocha in eine topische übergegangen war, kann *Eiterung* erfolgen, und nur als letztere die so häufige Ursache zu Schwindsuchten bey jungen, vollblütigen Subjekten werden. Ein anderer Ausgang ist *secundäre Phrenitis*, die sich oft mit dem Brande endiget; ferner der *Synochus*, wo alsdann die Synocha schon eine gemischte, mit gastrischen Erscheinungen begleitet war, und schon im Entstehen der Krankheit die Prognose mehr trübt, als die reine Synocha. — *Indication.* Sie ist die, welche Hr. M. schon oben bey Abhandlung des Fiebers im Allgemeinen angab, nämlich das Her-

vorrufen der Expansion in der Arterie, was hier durch die weniger cohärenten Mittel, das Nitrum, den Weinstein, die Mittelsalze, die Säuren, die Vegetabilien, sodann durch die diluirenden Getränke und besonders das Aderlassen geschieht. Als Specifikum sieht hier Hr. M. den *Salpeter* an, sodann die gelinde abführenden Mittel, die Mittelsalze, Tamarinden, Manna u. s. w. die aus einem doppelten Grunde wohlthätig wirken, einmal, weil sie, als weniger cohärente Mittel, dem Fieber gerade entgegen gesetzt sind, und sodann, weil sie durch bewirkte Ausleerungen die Secretionen wieder in den Gang bringen. Rec. bemerkt hier, dass der letztere Grund wohl schon in dem erstern begründet ist, und Hr. M. nach §. 434. derselben Meynung seyn möchte. Aber sehr wahrscheinlich scheint es ihm dagegen zu seyn, dass diese durch die Abführmittel erregten Ausleerungen wohl ganz nach Art der Aderlass wirken könnten, d. h., wie Hr. M. §. 465. von letztern behauptet, das Wesen des Fiebers unangetastet liessen, aber durch Beschränkung der negativen Seite der Irritabilität, durch Begränzung der Reproduction indirect auf dasselbe einwirken möchten. Die diluirenden, wässrigen Getränke wirken hier theils durch Hemmung der Gerinnung, theils, wie Rec. überzeugt ist, noch mehr durch ihre laue Temperatur durch Hervorrufen der Expansion, indem sie nie ohne den grössten Nachtheil kalt genommen werden können. Unter den Säuren empfielt sich hier die vegetabilische, die Citronen- und Essigsäure; die stärkern, die Vitriol-, Salpeter- und Salzsäure passen nur im Synochus und Typhus. Sie wirken, als Mittel, welche die Stetigkeit im Organismus aufheben, die absolute Cohäsion, zu welcher jedes Fieber tendirt, beschränken, und dadurch die Expansion hervorrufen. Daher empfielt dieselben Hr. M. besonders bey solchen Subjecten, wo schon die Reproduction normal die Oberhand hatte, bey sanguinischen und plethorischen, und für das Jünglingsalter. — Die *Aderlass* ist hier eins der nothwendigsten Heilmittel, wenn gleich ihr Nutzen, wie wir so eben bemerkten, nur indirect ist. Daraus folgt für ihre Anwendung die wichtige Regel, bey geschwächter Assimilation sie nur mit Vorsicht anzuwenden, und im Sommer, als der Periode des Sinkens der Reproduction, am allerwenigsten mit ihr verschwenderisch umzugehen. — Endlich beschliesst hier Hr. M. den Abschnitt über die Synocha mit der bekannten Behandlung einiger hervortretenden Zufälle des heftigen Kopfschmerzes, der Constipation u. s. w. und theilt noch einige Verhaltungsregeln in diätetischer Hinsicht mit.

Die *zweyte Gattung des Fiebers* erscheint als *Synochus*, als das Ergriffenseyn des elektrischen Moments, der Irritabilität, in der Reproduction. Diese Gattung liegt zwischen der Synocha und dem Synochus mitten inne, und gränzt bald mehr an die erstere, bald mehr an den letztern. Sein Entstehen ist doppelt, indem er einmal als eigne bestimmte Ordnung auftritt, oder die Synocha in ihn übergeht, wenn die Irritabilität in der Arteriellität tiefer sank, und die Venosität erreichte. Das leidende Organ ist hier die Arterie in der Vene, und nur in so fern der Vene auch eine irritable Seite zukommt, kann sie entzündet werden, ein venöses Fieber, ein Synochus entstehen. Der Kampf der Arterie ist jedoch in diesem Fieber nicht so lebhaft, als bey der Synocha, da die Arterie in der Vene eine untergeordnete Rolle spielt. — Die gestörte Function des hier leidenden Systems, die gestörte Assimilation ist es besonders, welche dieses Fieber charakterisirt; die gastrischen Erscheinungen, welche hier so oft hervortreten verhalten sich zum Synochus, wie die Pneumonie zur Synocha. Sie mangeln beym reinen Synochus, so wie sie als Localaffection hinzutreten, sobald die gesammten Organe des Systems vom Fieber ergriffen sind. — Treffend sind die Bemerkungen, welche Hr. M. von §. 501. sq. über die Diagnose dieser Fieberform mittheilt. Als charakteristisch sieht er hier den Typum continuum remittentem an, sodann den weniger schnellen und heftigen Angriff, die Vorboten, die sich insgesammt schon auf gestörte Assimilation und Reproduction beziehen (das Stadium opportunitatis nach *Brown*), das Gefühl der Schwäche, die mehr vermehrten, als verminderten Secretionen, den weichen, schnellen, geschwinden und leicht zu comprimirenden Puls. Das Bild des Synochus, welches Hr. M. vom 507. §. an aufstellt, ist ganz der Natur getreu gezeichnet, so wie die eingestreueten Bemerkungen über das Entstehen und die Succession der Erscheinungen, das grösste Interesse für die Diagnose dieser Fiebergattung haben. Ueberhaupt ist nach unserer Ueberzeugung die Abhandlung über den Synochus in dem vorliegenden Werke eine der gelungensten, wenn gleich diese Lehre bis jetzt durch die verschiedenen Systeme der Medizin so verworren war, dass man es wohl als kein geringes Verdienst betrachten darf, in diese Verwirrung Uebereinstimmung und Zusammenhang gebracht zu haben. Die Idee, dass das Wesen des Synochus in der Entzündung des venösen Systems bestehe, hat hier den Hrn. Verf. glücklich durch das Labyrinth der vielen und mannigfaltigen Krankheitsformen geleitet, die man untermischt hieher stellte.

Hr. M. setzt hieher zuerst die *gastrischen Fieber*. Sie zerfallen in die *gallicht entzündlichen* (Febr. biliosa inflammatoria) und die *gallicht faulichten* (Febr. biliosa putrida.)

Das gallicht entzündliche Fieber entsteht entweder als Uebergang der Synocha in den Synochus, oder als primäre Krankheit. Schon vor Hrn. M.

war es oft als das *gastrisch entzündliche* beschrieben, auch mit dem Namen der *Febris ardens* belegt, und von Pet. *Frank* als *continua gastrica* abgehandelt worden. Es sind hier die Symptome der Entzündung mit den gastrischen gepaart, erstere aber hervortretend. Leicht kann es mit der Synocha verwechselt werden; doch gibt ganz besonders sein Typus remittens, sodann sein Erscheinen im heissen Sommer, so wie das Vorhandenseyn des bittren Geschmacks, der Ueblichkeit u. s. w. dem aufmerksamen Arzt den nöthigen Aufschluss über seinen Charakter. — An diese ardens reihet sich die eigentliche, ächte *biliosa*, die gastrischen, biliösen Erscheinungen sind in ihr über die Zeichen der Entzündung vorwaltend; sodann die *biliosa putrida*, wo mit den gastrischen, gallichten Erscheinungen eine grössere Auflösung der Säfte verbunden ist. Diese ist es, welche dem Herbst nach heissen Sommern angehört. Endlich die *pituitosa*, das Schleimfieber, in welchem überall Schleim vorherrschend ist, so wie es beym Gallenfieber die Galle war. — Die *Einflüsse* sind hier dieselben, welche der Hrn. Verf. schon bey der Entzündung im Allgemeinen berührte. Es sind namentlich die klimatischen, welche durch Kälte besonders die feuchte, wenn sie vorausgegangener Hitze, welche durch Hervorrufen der Expansion das venöse System schon zum Sinken brachte, folgte, den Synochus herbey führt. Der grössten Aufmerksamkeit werth scheinen uns die §. 546—580. zu seyn, worin Hr. M. sowohl die Prädisposition zu dieser Krankheit entwickelt, als auch ganz besonders das Hervortreten der verschiedenen Species des Synochus zu verschiedenen Jahreszeiten (der biliosa inflammatoria im Frühlinge, der biliosa im Sommer, der pituitosa so wie in der Regel der putrida bey feuchter Witterung, und daher besonders im Herbst) aus den Veränderungen der Atmosphäre in den verschiedenen Perioden des Jahres hervorgehen lässt. Dass übrigens diese Fiebergattung häufiger, als andere vorkommt, setzt wohl Hr. M. mit Recht theils auf die so häufig vorkommenden prädisponirenden Ursachen, theils auf die Verbreitung des venösen Systems in dem Organismus, der vielen und mannigfaltigen Organe, welche ihm angehören, und einander gegenseitig in Mitleidenschaft ziehen. Unter den *Ausgängen* des Synochus, namentlich aber der biliosa setzt Hr. M. die *putrida*. Hier folgen nun §. 589. 590. die diagnostischen Zeichen letzterer, sowohl als eigne Gattung erschienen, als durch den Uebergang der biliosa herbeygeführt. Diese Diagnostik des Faulfiebers gehört unsers Bedünkens nicht unter diesen Abschnitt, sie hätte richtiger dem §. 540. eingereihet werden müssen, wo wir eine vollständigere Darstellung des Bildes dieser Krankheitsform ungern vermissten. — Die *Prognose* bestimmt Hr. M. nach mehrern Momenten, die duchgehends den Arzt sicher leiten können, und welche die Erfahrung täglich documentirt. Betrachten wir dieselben näher, so finden wir, dass auch hier derselbe seinem Systeme ganz getreu geblieben ist, sie selbst nothwendig aus der Idee des Fiebers, und namentlich der des Synochus, die oben aufgestellt ward, fliessen, und ihr mehr oder weniger günstiges Erscheinen einzig von dem mehr oder weniger gesunkenen Stande der Irritabilität in dem Systeme der Reproduction abhängig ist. Daher ist der Synochus, der mehr an die Synocha gränzt, so wie derjenige, welcher in Subjecten, bey welchen die Reproduction vorher die normale Beschaffenheit hatte, oder auch wo das Leiden der Reproduction nicht heftig ist, günstiger, als wo das Gegentheil Statt findet. Vieles kommt dabey auf die Jahreszeit, die Witterungsconstitution, Geschlecht und Alter an; vieles darauf, ob der Synochus einfach oder ein compositus ist, wie sich die Remissionen des Fiebers, die Functionen des Darmcanals und der Haut verhalten, oder der Synochus dem Typhus sich annähert, welche Momente sämmtlich bis zum §. 620. aus dem Wesen des Fiebers — der Entzündung — hier erklärt werden. — Die *Indication* für diese Fiebergattung nimmt die §. 621 — 715. ein. Sie musste weitläuftiger ausfallen, als die für die Synocha, da Hr. M. hier die Behandlung so wichtiger Krankheiten, als die verschiedenen Species der biliosa, die pituitosa, die putrida sind, zusammenstellte. Das Ausgezeichnete der Marcusischen Methode besteht hier darin, diese Krankheiten sämmtlich als Entzündungszustände zu betrachten, die sich bald der Synocha nähern (die biliosa inflammatoria), bald dem Typhus, und dieser Ansicht gemäss zu behandeln. Daher findet denn auch die ganze Reihe der Mittel, deren wir schon oben bey der Entzündung gedachten, vom Brechweinstin und den Neutralsalzen an, bis zum Moschus hier ihre Anwendung. Den Hauptunterschied bey der Indication des Synochus, im Vergleiche der Synocha, setzt Hr. M. §. 624. darin, dass bey jenem die Contraction relativ, bey der Synocha aber absolut erhöht ist. Dieser Punkt, sagt der Verf., ist hier von der grössten Wichtigkeit, und hiermit die specifike Beschaffenheit der afficirten Gebilde in Betrachtung gezogen, begründen die Hauptmomente in der Cur des Synochus? — Die Erläuterungen zu der Aufstellung dieses Satzes finden sich im §. 630., wo der Verf. ganz besonders auf das verschiedene, specifike Verhältniss der Arterie in verschiedenen Systemen und Organen zu diesen Systemen und Organen selbst hinweisst, und aus dem verschiedenen hier eintretenden Gegensatze, der Irritabilität zur Venosität auch die unendliche Mannigfaltigkeit des Irritabilitätsverhältnisses in den verschiedenen Gebilden erklärt. — Die *Gastrica inflammatoria*, als der sich der Synocha annähernde Synochus erfordert zwar auch ein antiphlogistisches Heilverfahren; dieses

fängt aber da an, wo es bey der Synocha stehen blieb. Daher treten hier der Crem. tart., die Mittelsalze, die Cassia, Tamarinden, die Manna ein. Mit Recht warnt hier Hr. M. vor einem unrichtigen Heilverfahren gerade in dieser Form des Synochus, das sich die Brownianer, die den Synochus durchaus als eine asthenische Krankheit ansahen, so oft zu Schulden kommen liessen, indem bey einer zweckwidrigen incitirenden Behandlung diese Gastrica sich schnell in die Synocha umwandelt. Aber eben so sehr schaden hier die Brechmittel, da noch keine gastrischen Unreinigkeiten auszuleeren sind, (was der Verf. bey dieser Gelegenheit überhaupt über die Behandlungsart dieser Gastrica inflammatoria nach den verschiedenen medizinischen Schulen erinnert, verdient unsern ganzen Beyfall) und die Emetica, durch eine heftige Contraction, die sie in die Arterie bringen, die Entzündung leicht in den Brand hinüberführen. *Sydenham's* Methode, dieses Fieber mit Weinstein, Salmiak und Mittelsalzen zu behandeln, ist es, welche auch Hr. M. empfiehlt. Er setzt neben sie die Tamarinden, die Cassia, die Manna, die Molken, die diluirte Salzsäure. — In der *biliosa inflammatoria*, ist die Entzündung das Ueberwiegende; ihre Heilmethode unterscheidet sich daher wenig von der der Synocha, daher tritt hier das Nitrum mit dem Crem. tart. ein. Bestimmt werden hierzu, so wie zur Aderlass im §. 651. die Kriterien angegeben. Letztere erfordert hier von Seiten des Arztes Vorsicht, um das Hinsinken der Reproduction zu vermeiden, kann nur im Anfange der Krankheit angewendet werden, so wie auf der andern Seite verabsäumt, die Entzündung in den Brand umwandeln. — Bey der *gastrica biliosa, dem eigentlichen Gallenfieber*, lässt der Verf. den Antigastrikern, namentlich *Stoll*, Gerechtigkeit wiederfahren, so wie er auch bey dieser Gelegenheit das Verdienst der Brownianer um den Typhus nicht übersieht. Die Hauptmittel sind hier die Brech- und Abführmittel, deren Anwendung nach den vorhandenen Zeichen der Turgescenz nach oben oder unten bestimmt werden muss. Die Verbindung beyder hängt ab von der allgemeinen Verbreitung der hier gegenwärtigen schadhaften Stoffe (Sordes, Galle, Schleim) durch den ganzen Tractus intestinorum hindurch.

Wichtig für die Anwendung dieser Mittel ist auch die Jahreszeit, in welcher das Gallenfieber erscheint, da im Frühjahre der schadhafte Stoff sich mehr im Magen findet, und also Brechmittel erfordert, im hohen Sommer und im Herbste allgemeiner über den Darmcanal verbreitet ist, und daher Brech- und Abführungsmittel zu gleicher Zeit oft nothwendig werden. Der Kohlenstoff ist es namentlich in der Galle, der als contrahirendes Princip das Fieber unterhält; darum wirken die Mittelsalze, besonders aber der Cremor tart., die hier die Galle zum Theil selbst umwandeln, zum Theil entfernen, so ausgezeichnet wohlthätig; eine Ansicht, in welcher Theorie und Erfahrung in unverkennbarem Einklange stehen. Zuletzt noch Einiges über die Anwendung und Auswahl der Brechmittel. Am Ende der Krankheit Liqu. anod. Hoffm., der Bals. vitae H. und ein Infus. Chinae aquosum. — Die *Pituitosa* handelt der Verf. sehr kurz ab, kürzer, als es für eine so häufig erscheinende Krankheitsform, unserer Meynung nach, hätte geschehen sollen. Tritt die pituitosa mehr der Synocha nahe, so ist besonders der Salmiak an seiner Stelle, bey der Annäherung zur putrida, die Arnica, Senega, Serpentaria, Kampher, Moschus, Goldschwefel. Wir hätten gewünscht, die Bedingungen, unter welchen ein jedes dieser Mittel seinen Platz findet, hier genauer aufgestellt zu sehen. — Weitläufiger, aber auch belehrender, ist die Abhandlung über die *putrida*. Sie nimmt besondere Rücksicht auf die vorausgegangene Prädisposition, die nur durch den Einfluss der atmosphärischen Constitution in heissen Sommern zu erklären ist, wodurch die Contraction aufgehoben, die Expansion herrschend, und so die Auflösung der Säftemasse, die Tendenz zur Fäulniss herbeygeführt wird. Daher kann in der putrida in der Regel die Aderlass ihre Anwendung nicht finden, der Kampher ist es, den hier Hr. M. als Specificum empfiehlt, wenn gleich auch andere Mittel, die Säuren, das Elixir. acid. H., die Schwefelsäure, die Arnica, Serpentaria, Liqu. an. H., der Wein, die Naphten, der Moschus, das Alcali volatile, die Rinde, selbst das Opium bisweilen ihre Anwendung finden, die der Vf. vom §. 703—708. genauer bestimmt. Zu den wirksamsten Mitteln in der putrida gehören die warmen aromatischen und kalischen Bäder, bey welcher Gelegenheit Hr. M. sich bemüht, über die Anwendung der Bäder und ihre Wirkungsweise überhaupt, zu verschiedenen Jahreszeiten und in verschiedenen Klimaten, sodann in verschiedenen Fieberformen einigen Aufschluss zu geben. Das warme Bad ruft nämlich überall die Arteriellität, das kalte die Venosität hervor. Daher sind im Allgemeinen die warmen Bäder in allen Fieberzuständen angezeigt, nur mit dem Unterschied, dass je tiefer die Irritabilität gesunken ist, desto wärmer die Temperatur des Bades seyn muss. Daher werden auch die wärmern Bäder im Synochus besser, als in der Synocha vertragen.

Bey der *Reconvalescenz* dieser verschiedenen Species des Synochus weiset Hr. M. ein auffallendes Verhältniss zwischen dem Stadio prodromorum und dem Stadio reconvalescentiae nach. Je näher eine jede Species der Synocha tritt, um desto kürzer sind ihre Vorboten, um desto rascher ihr Verlauf, um desto kürzer auch ihre Reconstruction, ihre Reconvalescenz, und umgekehrt. Je tiefer daher bey den verschiedenen Arten des Synochus die

Irritabilität sinkt, um desto länger ist der Zeitraum der Genesung, um desto leichter die Rückfälle. Die ganze Reihe der einzelnen Modificationen des Synochus liefert hierzu den unwiderlegbarsten Beweis. Die gastrica inflammatoria bildet sich schnell, verläuft kurz, reconstruirt sich bald, und erfordert in der Reconvalescenz keine besondere Behandlung, höchstens einen diluirten wässerichten Aufguss der Rinde, das El. anod. H. und eine leichte Fleischdiät. Schon ganz anders verhält es sich bey der biliosa. Hier schweben die Kranken länger in der Anlage, die Dauer der Krankheit und die Reconvalescenz sind langwieriger. Deswegen ist die Gefahr der Rückfälle grösser, und die Behandlung der Reconvalescenz erfordert mehr Aufmerksamkeit. Dasselbe gilt von der pituitosa, die in der Reconvalescenz durchaus die rein bittern Extracte, die sogenannten Elixire, die China und eine gute kräftige, nährende Diät erfordert. Am wichtigsten ist das Stadium der Reconvalescenz in der putrida. Hier sind die Zeichen einer sehr bedeutenden Störung der Reproduction vorhanden, die allgemeine Schwäche gross, die Assimilation noch unvollkommen. Dieses Stadium dauert hier sehr lange, so wie das Stadium prodromorum sich länger hinzog, als bey der biliosa und pituitosa. Zwey Puncte sind es, welche der Verf. hier berücksichtigt haben will, ob nämlich der eine oder der andere Pol der Reproduction, der Darmcanal oder die Haut mehr afficirt war. Im letztern Falle leisten die Bäder aus aromatischen Kräutern eben das, was im erstern Falle die Chinarinde bewirkte.

Die dritte Fieberordnung bildet der *Typhus*, die Entzündung in den Organen der Sensibilität. Er hat seine eignen pathognomonischen Kennzeichen; sie sind die Gegenwart der Fiebersymptome, verbunden mit einem besondern Leiden des Sensoriums und des Nervensystems. Der Typhus ist, so wie die Synocha und Synochus, entweder ein allgemeiner, oder ein topischer, zusammengesetzter, ersterer, wenn er vom Systeme ausging, und ein compositus, wenn er sich zu den Organen fortsetzte. Eben so kann der Typhus vom Organe ausgehen, und im Fortschreiten die Dimension — das System — affiziren, wie die Phrenitis und Hydrophobie. Er lässt sich, wie der Synochus, in den mehr entzündlichen, gastrischen, faulichten, sodann in den sporadischen, epidemischen und in einen Typhus mit oder ohne Contagium eintheilen. Der Verf. bemerkt im Allgemeinen, dass es fast nirgendwo in den Handbüchern über specielle Therapie ein reines Bild des Typhus nervosus, des allgemeinen selbstständigen Nervenfiebers gebe, da man meistens Complicationen des Typhus, besonders die mit der putrida beschrieben habe, worin wir dem Hrn. Vf. um so mehr beystimmen müssen, da das, was wir noch neuerlich über den Typhus erhalten haben, von letzterer Art ist. Vom §. 743—759. liefert Hr. M. *die Diagnostik des Typhus*, in welcher man den treuen Beobachter dieser Krankheit nicht verkennen kann. *Die grosse Schwäche* (die debilitas vitalis), sodann der *Pulsus irregularis* und endlich *das Delirium* sind die drey pathognomonischen Zeichen der reinen Nervosa. Diese grosse Schwäche und das Niederliegen aller Functionen gleich im Anfange der Krankheit müssen hier schon früh den Arzt auf den Charakter der Krankheit aufmerksam machen. Das Hinsinken der Irritabilität im ganzen Nervensysteme ist es, was diese Schwäche produzirt. — Der zitternde, ungleiche, schwache Puls ist ein zweytes Kriterium für den Typhus, so wie es der volle und harte für die Synocha, der weiche, frequente für den Synochus es war. Für ein Zeichen der Schwäche überhaupt kann derselbe nicht betrachtet werden, er zeigt nur das Ergriffenseyn der Sensibilität an, ist besonders hysterischen und sensibeln Personen eigen, kommt bey ihnen oft ohne Fieber vor, ja sogar oft bey übrigens gesunden und starken Personen, wenn niederschlagende Gemüthsaffekten auf sie einwirkten. Nur in Verbindung jener debilitas vitalis und der Zeichen des Status nervosus gibt es ein Moment zur Diagnose des Typhus ab. Dieser *Status nervosus* und seine allgemein bekannten Erscheinungen werden §. 747. beschrieben. Unter ihnen ist besonders das *Delirium* merkwürdig, das entweder sogleich vom Anfange der Krankheit gegenwärtig ist, wenn nämlich der Typhus zuerst im Sensorio sich festsetzte, oder es tritt erst später hinzu, wenn beym Fortschreiten des Leidens im System das Sensorium ergriffen wird. Dieses Delirium ist jederzeit von den Aerzten als Typhussymptom anerkannt worden; es entsteht durch eingetretene Phrenitis, die sich dem Typhus aus eben demselben Grunde hinzugesellt, wie die Pneumonie der Synocha. Die Verschiedenheit der nervosa versatilis und der nervosa stupida beruht zum Theil auf der Mannigfaltigkeit der Nervenzufälle, welches von der Individualität des Subjectes abhängt. Beyden liegt ein Entzündungszustand im Nervensysteme zum Grunde; doch ist das eigentliche Nervenfieber, der Typhus nervosus, die versatilis, die stupida hingegen mehr eine composita. Häufig wird letztere mit der putrida verwechselt, so wie diese bey ihrem Uebergange in den Typhus den Charakter der stupida annimmt. — Bey Zeichnung des Typhus hebt Hr. M. das schon von andern Aerzten als specifisches Zeichen des Typhus angegebene Abwechselnde und Entgegengesetzte in den Erscheinungen als das Charakteristische hier aus, und verbreitet sich sodann über das Stadium prodromorum, das nach ihm im Typhus fehlt oder zugegen ist, je nachdem die Krankheit von einem Contagium erzeugt wurde oder nicht, welches letztere denn aber wohl doch nicht immer so bestimmt der Fall seyn möchte, wie es

im vorliegenden Werke angedeutet wird, in sofern auch andere offenbar contagiöse Krankheiten, z. B. die Masern, wie bekannt, ein Stadium prodromorum bilden. — Die aufgestellte *Eintheilung der Nervosa* in Nervosa inflammatoria, gastrica, pituitosa, putrida ist zwar nicht neu, doch aber so aufgestellt und erläutert, dass sie für die Praxis von Wichtigkeit ist, in sofern Hr. M. damit besonders die Uebergänge der vorher abgehandelten Fieber in den Typhus bezeichnet, da jedes Fieber, das sich mit dem Tode endiget, mit Typhus schliesst, sodann die Complicationen und das Nebeneinanderstehen der einzelnen Fieberformen. So stellt die Nervosa gastrica diejenige Form des Typhus dar, wo mit den pathognomonischen Erscheinungen des letztern der Status gastricus verbunden ist, der im Fortschreiten die eigenthümlichen Zeichen gesunkener Reproduction, selbst Gastritis und Hepatitis, ausbildet. Dasselbe gilt vom Typhus pituitosus, wo Herr M. *Sarcone's* Beschreibung der seinigen zum Grunde legte. Diese Form zeichnet sich vor andern durch gleichzeitige Affection der schleimabsondernden Flächen aus; daher tritt hier der status pituitosus ausgezeichnet auf, und diejenigen Erscheinungen, welche in der Höhe des Schleimfiebers erscheinen, der weisse Friesel, die Aphten im Halse, die catarrahalischen Zufälle, die Angina pituitosa u. s. w. sind auch hier deutlich bemerkbar. — Der *Typhus putridus* ist der gefährlichste. Er ist die sogenannte Febris nosocomialis, pestilentialis, die Febr. carierum, die Verbindung des status nervosus und putridus. In ihm sind die Zeichen sehr gesunkener Reproduction augenscheinlich; Petechien und Hämorrhagien begleiten ihn. Alle Excretionen sind übermässig, und gleichzeitig Stumpfheit des Sensoriums vorhanden. — Ausserdem werden hieher noch gerechnet der Typhus soporosus, der sich zu den intermittirenden Fiebern gesellt, und jener, in welchen fast alle chronische Krankheiten, wenn sie mit dem Brande, dem Tode sich endigen, übergehen. — Die *Einflüsse*, welche den Typhus hervorrufen, sind von den Schriftstellern verschieden angegeben. Hr. M. führt sie auf *drey Classen* zurück, je nachdem sie einen *epidemischen*, oder *contagiösen*, oder *sporadischen* Typhus erzeugen. Daher sind die Einflüsse hier entweder *klimatische* oder *ein Contagium*, oder endlich *besondere einzelne ursachliche Momente*. Seinem aufgestellten Systeme getreu nimmt auch hier der Vf. auf die atmosphärische Constitution besondere Rücksicht, und erklärt das Entstehen dieser Krankheit aus einem hohen Grade grosser und heftiger Kälte, bey welcher der Lebensfunke erlösche, die Arterie erstarre, die Pulse still stehen, und die heftigste Contraction auf einmal eintrete. Hieraus wird auch das Vorkommen des Typhus während des Winters bey der ärmern Volksclasse leicht begreiflich. Zugleich führt hier derselbe seinen Beweis sehr bündig durch den Vergleich des Entstehens des Typhus mit der Erscheinung des Erfrierens. Nachdem die traurigen Gemüthsaffecten und die Mephitis als erregende Momente behandelt worden sind, folgt eine mehr ausführliche Abhandlung über die hier so oft wirksame epidemische Constitution. Sie ist es, was den Typhus allgemein macht, über ganze Gegenden und Länder, über alle Individuen, ohne Rücksicht des Alters und Geschlechts verbreitet. Eine *feuchte, warme Luft* bedingt diese Constitution, nicht eine heisse allein, welche mehr die Anlage zur putrida gibt. Da der Typhus oft ansteckend ist, so muss es auch für ihn ein eigenes *Contagium* geben. Indessen ist nicht jeder Typhus gleich ansteckend für Gesunde. Der Verf. hält den Typhus nervosus für den ansteckendsten, den Typhus inflammatorius für den am wenigsten ansteckenden. Wenn wir gleich, was den letztern betrifft, mit Hrn. M. übereinstimmen, so möchte es doch in Hinsicht des erstern nicht der Fall seyn, da sowohl die Zeugnisse der Aerzte, als die Erfahrung, für den höchsten Grad der Ansteckung in dem Typhus putridus spricht, bey welchem auch die Ausbildung eines Contagiums, selbst nach dem, was von Hrn. M. weiter unten vorgetragen wird, am leichtesten und schnellsten zu Stande kommen muss. Dass das Contagium, dessen Wesen freylich noch sehr in der Dunkelheit liegt, wohl nicht anders wirke, als die epidemische Constitution, darin sind wir mit Hrn. M. vollkommen einstimmig, so wie überhaupt das, was vom §. 778 — 786. über die Contagien im Allgemeinen vorgetragen wird, für jeden beobachtenden Arzt nicht ohne Interesse seyn kann. Nur hätten wir gewünscht, im §. 778. nicht lesen zu müssen, dass die Contagien sthenisirend wirkten, in sofern eine solche Annahme mit dem Systeme des Hrn. M. im directesten Widerspruch steht, und nach dem, was so oft im vorliegenden Werke erwiesen wurde, die Contagien nicht anders wirken können, als durch Beschränkung der Irritabilität, durch Hervorrufen der Entzündung und des Fiebers.

Die Ausgänge des Typhus sind durch Krisis in Gesundheit, oder in den Tod durch andere Krankheiten, besonders durch den Uebergang in den Brand. Hier bestreitet der Verf. die irrige Meynung, dass das Nervenfieber keine Krise bilde. Wenn dieselbe hier auch langsamer erscheint, weniger merklich und in die Augen fallend ist, als bey andern Entzündungszuständen, bey welchen die Secretionen unterdrückt sind, so zeigen doch der vermehrte Abgang eines trüben Urins, ein gleichmässiger Schweiss mit Nachlassen der brennenden Hitze der Haut, die feucht werdende, vorher trockne Zunge offenbar den Nachlass der Contraction. Je gemischter der Typhus ist, um desto bemerkbarer wird die Krisis. Diess beweisen die nervosa putrida, gastrica, in-

flammatoria, im Gegensatz des Typhus nervosus. Wo im Nervenfieber keine Krise entsteht, da geht es in den Brand über, bald schneller, bald langsamer, je nachdem derselbe früh (z. B. bey der Ephemera maligna) oder später erfolgt. Der Decubitus, so wie die Neigung der localen Entzündungen, der Parotis, des Carbunculus, der Angina u. s. w. in Gangrän überzugehen, sind Beweise für diese Tendenz zum Brande in dem Typhus. Die *Prognose* bestimmen hier die besondern Gattungen des Typhus. Am ungünstigsten steht sie im Typhus nervosus, sodann im putridus, hierauf im pituitosus, am besten in dem inflammatorius. Die Zunahme der Nervenzufälle trübt die Prognose am meisten, sodann die Zeichen der Auflösung, die Hämorrhagien und Petechien, in der Nerv. gastrica, pituitosa und inflammatoria die Zunahme der gastrischen, schleimigten oder entzündlichen Zufälle. Günstiger ist die Vorhersagung in dem allgemeinen, als im topischen Typhus. Daher ist die Phrenitis gefährlicher, als das einfache Nervenfieber, und des letztern Reconstruction noch so lange zu hoffen, als noch keine Phrenitis sich hinzugesellte; sehr ungünstig ist sie beym Typhus compositus, beym contagiösen der Pest. — Die *Indication* ergibt sich schon aus dem, was wir oben bey der Behandlung der Entzündung mit dem Charakter des Typhus ausgehoben haben, mit der sie ganz zusammentrifft. Hr. M. untersucht hier die bisher gewöhnlichen Behandlungsmethoden dieses Fiebers, leugnet ihren Nutzen in individuellen Fällen nicht, gesteht, und wohl mit Recht, keiner von ihnen eine unbedingte Allgemeinheit zu. Das rationelle Heilverfahren im Typhus nervosus simplex ist es, was ihn am meisten beschäftigt, und mit welchem der Arzt nothwendig vertraut seyn muss, wenn er den T. inflamm., gastric., pituitos. und putridus, als dessen Complicationen (T. compositi) glücklich behandeln soll. Unter den hier gerühmten Mitteln nimmt der Moschus die erste Stelle ein, doch vermag er so wenig, wie andere so genannte flüchtige Mittel, den Verlauf der Krankheit abzukürzen, noch den eingetretenen Brand aufzuhalten. Der Vf. will ihn frühzeitig und in gehöriger Menge gegeben wissen, wo er noch etwas leisten kann, gleich im Anfange der Krankheit, so bald sich der status nervosus einstellt. Wir sind überzeugt, dass jeder praktische Arzt die souverainen Wirkungen des Moschus in diesem Falle kennt, und um desto strenger muss die Rüge seyn, dieses Mittel entweder zu spät (schon nach dem Eintritte des Brandes) anzuwenden, oder mit den kleinen Gaben desselben eine nicht zu entschuldigende Spielerey zu treiben, sie selbst nur erst in der Stunde des Todes zu reichen. Die Agent. Ambrae, das flüchtige Alcali, der spir. C. C., die Naphten, der Bals. vitae Hoffm., der Campher sind zwar Surrogate des Moschus, ersetzen ihn jedoch hier nicht vollkommen, und sind bey Nervosis von mindern Grade, oder da, wo nach dem Gebrauch des Moschus der Typhus nachlässt, angezeigt.

Bey der *Nervosa inflammatoria*, die überhaupt nur selten erscheint, finden anfänglich die mineralischen Säuren, besonders das Elix. acid. H., der Liq. Minder. in Verbindung des Moschus ihren Platz. Dabey Oeffnung des Leibes durch Klystiere, Sinapismen auf die Fusssohlen und Blutigel bey sehr heftigem Kopfschmerz. Die *Nervosa gastrica* erlaubt im Anfange ein Brechmittel, und selbst eine gelinde Abführung. Eben so rühmt hier Herr M. die Verbindung der Magnesia mit dem Sal essential. tart. Doch nur als solche, welche die vorhandene Complication entfernen. Der Heilplan gegen den Typhus bleibt immer der obige. Freywillige Abgänge durch den Stuhl sind eher vortheilhaft, als zu fürchten. Nur wenn die Kräfte dabey sehr sinken, erfordern sie das Opium mit Schleimen, nebst schleimigten Opiatklystieren. — Die *Nervosa pituitosa* verträgt, der ausserordentlichen Schwäche wegen, weder Brech- noch Abführmittel, und soll nach Hrn. M. ganz wie der Typh. nervosus behandelt werden. Rec. würde hier, ausser den von Hrn. M. genannten Mitteln noch den Salmiak empfohlen haben, (den derselbe hier aus mehreren glücklichen Erfahrungen kennt), in kleineren Gaben, so dass keine Durchfälle dadurch erregt werden. Mit Recht würdigt der Verf. die *Nervosa putrida* einer genauern Aufmerksamkeit. Ausser jenen Nervinis, besonders dem Moschus, sind hier die Vitriolsäure, die China, der Campher, die Naphten, der Wein angezeigt. Die Fälle für Anwendung des Camphers und das Kali volatile, so wie die Behandlung einiger besondern Zufälle, die diesen Typhus zu begleiten pflegen, werden im §. 822 u. 823. bestimmt. — Die *Reconvalescenz* erfordert, da bey den meisten Typhusarten die Reproduction tief gesunken ist, eine nährende Diät, die Rinde mit Liqu. anod. oder Opium, den Wein und aromatische Kräuterbäder.

Den *Intermittentibus* widmet Herr M. einen eignen Abschnitt, und betrachtet sie als eine Entzündung, als ein Fieber im lymphatischen System. Da aber das lymphatische System so gut, wie das venöse dem reproductiven angehört, und die Störung des Assimilations- und Reproductionsprocesses beyde Fieber auszeichnet, so hätte, unserm Bedünken zufolge, wie wir schon oben bemerkten, die Intermittens unter dem Synochus, als eine Abart oder Species desselben aufgestellt werden sollen, in sofern der Verf. in der Einleitung zu seiner Fieberlehre nur *drey* Ordnungen des Fiebers festsetzte, die Synocha, den Synochus und den Typhus, und den Synochus als Entzün-

dung in dem System der Reproduction betrachtete. Was die Theorie des Verf. hier auszeichnet, sind die zwey aufgestellten Sätze, zufolge welcher die Intermittens die Entzündung des lymphatischen Systems, und sodann nicht, wie man bisher allgemein annahm, die Quotidiana, sondern die Quartana das Stammfieber des Intermittens ist, zwey Sätze, die nach dem, was Hr. M. vom §. 835—855. zu ihrer Bestätigung vorträgt, allerdings sehr viel Wahrscheinlichkeit gewinnen, und wobey der Vf. sich besonders auf die längern Apyrexien in der Quartana, auf das hier ausgezeichnete Hervortreten der Fiebersymptome, den Frost, die Hitze, den Schweiss, sodann auf die Jahreszeit — den Herbst — welche die Quartana erzeugt, beruft. Bey der *Diagnose des Wechselfiebers* nimmt der Verf. besondere Rücksicht auf die bekannten *Vorboten*, welche sich durchgängig von einem besondern Leiden der Reproduction zeigen, dadurch schon den Charakter der Krankheit verrathen, und allerdings für die aufgestellte Ansicht sprechen. Wo daher die Intermittens auftritt, ist die Reproduction gestört, und diese Störung zeigt sich am deutlichsten in den beyden Polen derselben, dem Darmkanale und der Haut. Unstreitig sehr wichtig, auch in praktischer Hinsicht, ist der §. 844. aufgestellte Satz, nach welchem die Interm. eben so, wie die übrigen Fieber, bald vom Organe ausgehen, und das eine das andere in Mitleidenschaft ziehen kann. Das erstere beweist sich durch die Erscheinungen der gestörten Reproduction, während dem Anfalle in solchen interm. Fiebern, bey welchen in der Apyrexie diese Erscheinungen wieder verschwinden; das letztere durch das Hinzutreten der Intermittens zu krankhaft afficirten Organen, wo das Drüsensystem überwiegend ist. — Das Räthselhafte, Problematische bey der Intermittens, das *Periodische* derselben erklärt sich aus dem Wesen der lymphatischen Entzündung selbst. Wir sehen nämlich, dass der Typus des Fiebers in jedem Systeme ein anderer ist, derselbe continens, oder remittens, je nachdem die Irritabilität eine höhere, oder untergeordnete Rolle spielt. Daher haben die Entzündung in den Gebilden der Irritabilität den Typum continentem, die in Organen der Venosität den remittentem. Da nun die Irritabilität im Lymphgefäss am niedrigsten steht, so erscheinen gänzliche Apyrexien. Doch sind diese um so kürzer, je mehr sich das Fieber der inflammatoria nähert, wie dieses die Quotidiana beweist, desto länger, je mehr der Charakter des Fiebers sich von dem entzündlichen entfernt, wie die Tertiana und Quartana. Dass es eine *Intermittens inflammatoria* gebe, wie der Verf. gegen die gewöhnliche Meynung annimmt, wird Niemanden befremden, der Wechselfieber zu jeder Jahreszeit mit Aufmerksamkeit beobachtet hat. Freylich sind sie die seltenern, da sie im Winter und bey jungen, rüstigen Subjecten erscheinen, die im Allgemeinen wegen eines höhern Standes der Irritabilität über die Venosität weit weniger, als andere Constitutionen, der Intermittens unterworfen sind. Bey ihrer Symptomatologie verdient besonders die Affection der Brust, das Husten, das schnelle Athemholen und Stechen auf der Brust die ärztliche Aufmerksamkeit. Die Intermitt. gastrica ist die häufigere, und die nervosa diejenige, wobey sich der typhöse Zustand einfindet, also eigentlich eine Complication. — Noch folgen in diesem Abschnitte die Eintheilung der Wechselfieber nach ihren bekannten Eintheilungsgründen, wobey wir nichts Bemerkenswerthes finden. — Die *Einflüsse* sind in der Intermittens, wie die Aerzte von jeher behaupteten, die *klimatischen*. Indigestion, Wärme, Gemüthsaffecten, scheinen mehr als prädisponirend zu wirken. Unter den klimatischen Einflüssen ist es mehr ein gemischter, als reiner Zustand der Atmosphäre, welcher das Wechselfieber bedingt. Daher ihr seltenes Erscheinen im kalten Winter und bey constanter, trockner Hitze im Sommer, und ihr häufigeres Vorkommen in warmer, nasser, feuchter Luft, welche wie den Synochus, so die Intermittens erzeugt. Hierauf beruht auch die Existenz des endemischen Wechselfiebers. Ob aber die Intermittens mehr inflammatoria, gastrica oder nervosa seyn soll, beruht auf der Diathesis, welche der Krankheit vorausging, wodurch, unserm Bedünken nach, auch die Erscheinung der inflammatoria im Winter, und die der gastrica im Frühlinge erklärbar wird. Endlich ist hier Hr. M. nicht abgeneigt, ein contagiöses Wechselfieber zuzulassen. — In den *Ausgängen* der Intermittens liegt unstreitig ein grosser Beweis für die Annahme einer Entzündung des Lymphsystems im Wechselfieber. Wo das Wechselfieber nicht in Gesundheit übergeht, entstehen Krankheiten, die sämmtlich dem reproductiven Systeme angehören; die Verhärtung der Drüsen, der Leber, Milz, die Wassersucht. — Bey der *Prognose* kommt es besonders auf die mehr oder weniger vorhandene Annäherung der Intermittens zur inflammatoria an, daher auch die Quotidiana und Tertiana heilbarer, als die Quartana sind; die inflammatoria weniger gefährlich, als die gastrica, am gefährlichsten die nervosa. Sodann auf die Witterungsconstitution, die Anlage des Kranken, und die übrigen bekannten Momente.

(*Der Beschluss folgt.*)

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

105. Stück, den 31. August 1810.

THERAPIE.

Beschluss
der Recension von *F. A. Markus Entwurf einer speciellen Therapie.*

Bey der *Indication* gilt das Heilverfahren gegen die Quartana, als das reinste Bild der Interm., als Maasstab für die Behandlung der Wechselfieber überhaupt. Die Rinde ist hier das Specificum, aber nur dann, wo es eine quartana legitima, simplex ist, nicht gemischt, wie die inflammatoria, gastrica, nervosa. Sie kommt im Herbste vor, erscheint ohne Vorboten, befällt übrigens gesunde Subjecte, hält bestimmte Perioden, und zeichnet sich vorzüglich vor andern Quartanen durch ein vollkommnes, scheinbares Wohlbefinden in der Apyrexie aus. Herr M. bestimmt hier eine Unze Cortex in der Apyrexie. Doch endigt bey dem fortgesetzten Gebrauch der Rinde dieses Fieber selten vor dem siebenten Anfalle, da jedes Wechselfieber eine gewisse Periode zu seiner Reconstruction bedarf. Phlegmatische und cachectische Constitution machen oft den Zusatz aromatischer Mittel, oder bisweilen Opiums nothwendig. — Brech- und Abführmittel sind in dieser legitima nur nachtheilig. Die Tertiana und Quotidiana legitima erforderten ebenfalls bloss die Rinde. Doch ist sie nicht gleich vom Anfange zu geben, da die ersten Anfälle mehr inflammatorisch sind. Da auch diese einen bestimmten Zeitraum zu ihrer Reconstruction brauchen, so ist die Anwendung der Rinde vor dem vierzehnten Tage in der Tertiana nicht angezeigt, in der Quotidiana nicht vor dem siebenten. Die *Intermittentes compositae*, die inflammatoria, gastrica, nervosa erfordern zuerst die Beseitigung der speciellen Complication, bis sie zu legitimis umgewandelt sind, sodann die Rinde. Diess geschicht durch die oben bey der Synocha, dem Synochus und Typhus aufgestellten Curregeln. Die *Intermittentes duplicatae* erfordern eine schnelle, ihrem

Charakter angemessene Behandlung, da sie die Tendenz haben, in continuas überzugehen; doch die Rinde im Paroxysmus nicht. Die mit topischen Affectionen verbundenen Intermittentes, besonders die Quartana mit Verhärtungen der Unterleibsorgane, bedürfen vorzüglich der Metalle, des Quecksilbers, der Antimonialien, sodann der Digitalis, der Squilla, des Chelidonii u. a. m. — Das Opium findet vorzüglich da seinen Platz, wo die Reproduction sehr gesunken, wo Durchfälle und Erbrechen vorhanden sind, mehr daher in der gastrica, als inflammatoria. — Gegen den Hydrops, in die Quartana legitima empfiehlt Herr M. das Eisen in sehr starken Gaben, jedoch in Verbindung der Rinde. — *Reconvalescenz.* Auch hier ist das Verhältniss derselben zu dem Stadio prodromorum auffallend und bestimmt. Je länger, dass der Kranke in der Anlage schwebt, desto langwieriger ist die Reconvalescenz. Die Quotidiana bedarf daher 7 Tage, die Tertiana 14, und die Quartana wenigstens 6 Wochen, um vor Recidiven sicher zu seyn, bey welchen Hr. M. den klimatischen Einflüssen eine sehr grosse Wirksamkeit zuschreibt. Auch in der Intermittens, wie im Synochus, bedarf es im Stadio reconvalescentiae einer genauen Berücksichtigung desjenigen Organs, das hervorstechend afficirt war, des Darmkanals oder der Haut, wonach sich die Vermeidung der schädlichen Einflüsse in diesem Stadio, so wie dessen Behandlung besonders richtet.

Das, was endlich am Schlusse dieses ersten Theiles des vorliegenden Werkes Herr M. nur auf wenigen Seiten über die *Lenta, Febr. hectica, das schleichende, auszehrende, hectische Fieber* bemerkt, gehört zu den interessanten Seiten dieses Buchs: Zwar sind es bekannte Erscheinungen, die dem praktischen Arzte täglich vorkommen, doch erinnern wir uns nicht, eine solche Zusammenstellung der verschiedenen Species der Hectica irgendwo gefunden zu haben. So wie es nämlich eine acuta inflammatoria, gastrica, nervosa, lymphatica gibt, so ist auch eine *Lenta inflammatoria, gastrica, nervo-*

sa, lymphatica vorhanden. Ihr Wesen ist dasselbe, wie jener, sie gehören daher auch eigentlich jenen Fieberordnungen an, unterscheiden sich nur von ihnen durch einen längern Verlauf und durch die Verzehrung der Kräfte. Die Inflammatoria begleitet stets die Lungensucht, die gastrica den sogenannten chronischen Status gastricus, und oft organische Fehler des Unterleibes, von welchem letztern Falle Recensent noch kürzlich ein auffallendes Beyspiel sahe; die lenta nervosa ist bekannt genug, die lenta lymphatica erscheint endlich als Begleiterin des Status pituitosus. Das *Wesen* dieser verschiedenen Arten der Lenta, ist dasselbe, was die Synocha, den Synochus und Typhus begründet, die *Einflüsse*, welche sie erzeugen, dieselben. Sie können, wie jene, primäre und secundäre seyn. Die *Prognose* ist hier im Allgemeinen höchst ungünstig; doch lässt die primäre Lenta, wenn sie vom Systeme ausgehet, und ohne topische Affection ist, die Heilung zu, zumal die inflammatoria, gastrica und pituitosa. Die Lenta nervosa liegt gewöhnlich ausser den Gränzen der Kunst. Die *Heilung* ist ganz die der Fieberordnung, welcher sie angehören, mit steter Hinsicht auf die Reproduction.

Endlich erinnern wir, dass uns eine ausführlichere Anzeige des Marcus'schen Werks um so nöthiger schien, je sicherer wir voraussetzen zu können glauben, dass manche unserer Leser, in sofern sie nicht mit den neuern pathologischen Ansichten vertraut wären, bey nur einzeln herausgehobenen Dogmen des Herrn Verfassers, leicht ein ungünstiges und unverdient nachtheiliges Urtheil fällen dürften; sodann aber auch, zur richtigen Beurtheilung des Werthes oder Unwerthes eines neuen, über das Ganze sich verbreitenden Systems es uns nothwendig scheint, das Ganze in allen seinen Theilen zu kennen, und nur durch das harmonische Zusammenstimmen des Einzelnen und der hier bemerkbaren Consequenz sich für dasselbe zu bestimmen; endlich auch die Manier des Verfassers, den Vortrag zu ordnen; vom Allgemeinen aufs Besondere überzugehen, und hier stets wieder das Allgemeine in dem Besondern nachzuweisen, unser beobachtetes Verfahren abnöthigte, wenn wir nicht ein Werk zerstückeln wollten, das man wohl mit Recht im therapevtischen Gebiete als die erste Frucht auf naturphilosophischen Boden gezogen und gereift betrachten kann, und ohnstreitig dazu dienen wird, auch die praktische Medicin ihrer Vervollkommnung näher zu führen.

Akademische u. andere kleine Schriften.

Culturgeschichte. Nuptiarum solemnia Friderici principis terrarum Mecklenburgicarum heredis et Carolinae Luisae Principis Vimariensis d. 1. Julii Vimariae celebrata bonis votis prosequitur Academia Rostochiensis. *Inest disputatio de progressu humanitatis studiorum in Germania, auctore Imman. Gottl. Huschke*, Litt. Gr. P. P. O. Rostock, b. Adler gedr. 1810. 32 S. 4.

„Venit nuper Germania, sagt der Vf. gleich im Eingange, ad stabilem illum, quem vocat Romanus poëta, rerum terminum in confinio quasi malorum, quae multa sane tulit, et bonorum, quorum adhuc in herba est messis, positum, quem alii velut stantem futurae prosperitatis columnam religioso paene sensu colunt et observant, alii vt cippum, in patriae tumulo collocatum horrent et pertimescunt. Quod neutri ego parti vitio vertendum censeo. Nam et illi laudandi sunt, qui de progressu humanitatis non desperant, nec hi reprehendendi, qui cursum eius interceptum esse dolent. Sed est tertium quoddam genus hominum, in alia omnia discedentium, qui nec in spe viuentes nec praeterita respicientes, aequo animo ferendos esse clamant, sed occultam fatorum potestatem, adeo nunc retectam oculisque hominum patefactam esse aiunt, vt, si quis de crastino dubitanter asseveret, infirmum, si de praeterito reverenter, malevolum compellent. Ex his duobus quasi elementis novam illi in Germania comminiscendo effingunt nationem, certis finibus ac regionibus circumscriptam, quae scilicet et *naturali* laboret ingenii infirmitate, et *inveterata* voluntatis malitia. Hanc autem sectam, hanc in natione nationem in ea illi potissimum Germaniae dimidiatae parte habitare ac provenire contendunt, quae altera magis vergit ad septemtrionem. Atque haec tota, qua late patet, area nisi antea complanetur et purgetur, spem abiiciendam esse clamant, fore unquam, ut humanum genus ad perpetuam pacem, omnibus sane bonis maxime optabilem, perveniat." Als bey dem nahen Untergange des röm. Staates, es noch wohldenkende Männer (optimates) gab, welche Religion, Gesetze, Einrichtungen der Vorfahren, Ansehen des Senats und der Obrigkeiten vertheidigten, fehlte es nicht an einem Vatinius, welcher laut äusserte, Cäsar werde nie ohne Besorgniss seyn können, so lange jene Nation (der Optimaten) noch lebe. Jene vorhin angezeigten Gegner von Norddeutschland behaupten auch einen vorzüglichen Einfluss des Klima's und Bodens auf Talente und wissenschaftliche Cultur. Sonderbar ist es doch, dass, da in Athen alle Wissenschaften und Künste einen hohen Gipfel erreichten, das übrige Griechenland an diesem Ruhme nicht Antheil hatte, und selbst die Nachbarn Attika's, die Megarenser von Westen, die Böoter von Norden, den Atheniensern ganz unähnlich waren. Ja die Böoter waren sogar in üblem Rufe, von dem die Erscheinung einiger weniger talentvollen Böoter und Böoterinnen sie um so weniger befreyet, da sie durch dieselben nicht zur Nacheiferung angefeuert wurden. Korinth war eine durch Reichthum, Handel und Gewerbe berühmte Stadt. Gleichwohl ist weder Philosophie noch Beredsamkeit daselbst cultivirt worden. Allerdings war es schon

im Alterthum eine nicht ungewöhnl. Meynung, dass das Klima an den vorzügl. Geisteseigenschaften der Athenienser Antheil habe (Cic. de fato 4.). Allein hatte nicht Korinth dieselben Vorzüge des Klima's? Und die Athenienser selbst, waren sie nicht später als die Jonier und die Griechen in Grossgriechenland und Sicilien cultivirt? Wenn Athen *omnium disciplinarum inventrices* genannt werden, so ist diess wohl ein übertriebener Lobspruch. Wären also zu den natürlichen und vorausgehenden Ursachen, deren Mitwirkung nicht geleugnet werden kann, nicht noch andere hinzugekommen, nie würde Athen andere Staaten in der Cultur so sehr haben übertreffen können. Athen hatte von Zeit zu Zeit (was in dem übrigen Griechenlande nicht der Fall war) hervorragende Staatsmänner, die für die Cultur der Wissenschaften und Künste sorgten. Dazu kam die Ehre welche diese erhielten und die Nacheiferung welche dadurch erweckt wurde. Schon Longin bestritt die Meynung des Panätius und anderer Philosophen, dass Attika wegen Einflusses der Luft, so vorzügliche Köpfe erzeugt habe. Auf diese moralischen Ursachen, durch welche selbst der Einfluss des Klima gar sehr modificirt wird, haben neuerlich die, welche behaupteten, ein Theil Deutschlands sey fruchtbarer an guten Köpfen als der andere, keine Rücksicht genommen. Es ist sogar neuerlich ein Schriftsteller aufgetreten, der fast mit jedem Schritte von Süden nach Norden die Geistestalente abnehmen, und endlich in Rostock wegen der Seeluft ganz verschwinden sah; daher sey es nicht zu verwundern, dass dort so wenig geschrieben werde, dass ein Mecklenburger sich überall durch Ton und Betragen verrathe; daher sey der dortigen Jugend das Reisen in andere Länder nicht nur zu empfehlen, sondern sogar zu befehlen. „Habes, setzt der Hr. Verf. in einem sehr stringenten Urtheil hinzu, disputationem de nostratium ingenio, si artem spectes, adeo sublimem, vt vel ipsum ingenii succum bibat et ossa detegat, si pronuntiandi modum, tantis organis inflatum, vt vel vicini maris strepitum compescere possit: caeterum, quamuis in Saxonia scriptam, tamen ita frigidam et ventosam, vt non in hac regione, sed in Lapponia ad Oceanum glacialem nata videatur.“ Schon Caselius, ein ehemaliger Professor zu Rostock, dessen Worte angeführt werden, bemerkte sehr richtig, dass die Natur unter jedem Himmelsstriche geistvolle Menschen und Narren hervorbringe. Auf jene windigten Menschen, die das Genie von Wind und Wetter abhängig machen, wird nicht nur eine Stelle in den Wolken des Aristoph. 228 ff., sondern auch der Ausspruch des Demokritus angewandt: Quod est ante pedes, nemo spectat: coeli scrutantur plagas. Die politische und die Literargeschichte lehrt, dass die im Süden entstandenen Künste und Wissenschaften in Gegenden, die vom Süden sich weiter entfernen, ausgebildet worden, und als sie da den höchsten Grad erreicht hatten, in nördlichen Ländern einen bleibenden Sitz erhalten haben. Schon Baco von Verulam bemerkte, dass die Wissenschaften eben sowohl wie die Völker wandern. *Rudloff* hat in seiner Gesch. v. Mecklenburg Th. II. Abth. I. S. 11 ff. die Ursachen warum Humanität und Barbarey in entgegengesetzte Erdtheile und Länder gewandert sind, recht gut aus einander gesetzt. Die aus Deutschland ausgewanderte Barbarey kämpfte zuerst mit der, schon etwas verunstalteten Humanität in Italien, und unterlag ihr nach langem Kampfe, wie ehemals Italien der siegreichen griech. Cultur unterlag. Griechenland hatte wahrscheinlich die ersten Keime seiner Cultur aus Asien und Aegypten erhalten. Dasselbe Schicksal hatte auch die Religion. Als die Barbaren, Alanen, Gothen u. s. f. sich über die Provinzen des röm. Reichs ergossen, hatte die aus Asien nach Europa übergangene Religion ihre Herrschaft schon so weit verbreitet, dass jene Völker sie überall antrafen; aber freylich war diese Religion mit Sprache und Wissenschaft selbst in Verfall gerathen. „Inductum erat novum quasi discidium linguae et cordis, *elegantiae* ac *religionis*, quae tamen ita invicem colligatae sunt et implicatae, ut altera sine alterius auxilio stare non possit. Quo magis Antiquitatis eruditae obscurata est memoria, eo magis labi coepit Religio, nec prius instaurata est Literatura, quam Religio e coelo in terram rediit, statimque agnovit e sono nativo et germano illiberali diu habitam custodia *diuinam* sororem.“ Doch selbst die Fortpflanzung des Aberglaubens, der die Stelle der Religion vertrat, blieb nicht ohne wohlthätigen Einfluss auf die Cultur Europens und Deutschlands insbesondere, so dass unter den Ursachen des neuern Fortgangs der Humanität die Religion oben an steht. Sie bildete gleichsam Eine Gesellschaft und Familie, und bewirkte, was die Römer vorher mit den Waffen vergeblich auszurichten strebten. Freylich wurden auch dazu gewisse Mittel der Herrschsucht gebraucht. Dahin gehörte der Gebrauch der lateinischen Sprache beym Gottesdienst, den bekanntlich der römische Bischof überall aufzudringen bemüht war. Aber eben dadurch wurde auch noch die Bekanntschaft mit der lateinischen Literatur erhalten und verbreitet, und wenn die römischen Bischöfe die Absicht hatten mit der latein. Sprache auch ihre eigne Herrschaft auszubreiten, so haben sie sich sehr getäuscht. Denn den nördlichen Völkern musste doch die lateinische Sprache nun überhaupt bekannter, es mussten Schulen in Kirchen und Klöstern errichtet werden, es entstand die Gewohnheit alle latein. Schriftsteller abzuschreiben. Während in Italien unter Carl dem Grossen und seinen nächsten Nachfolgern nichts für Schulen gethan wurde, oder doch sehr wenig, bildeten sich in Deutschland ansehnliche Schulen, wie zu Fulda, Altcorvey, und in ihnen wurden die classischen latein. Schriftsteller erhalten. Doch nach Abgang des Caroling. Mannsstamms riss die Barbarey wieder ein, und die Schulen, welche den von Carl wieder hergestellten Wissenschaften zum Aufenthaltsort dienten, lagen darnieder. Heinrich I., den der Verf. den *Cecrops* des alten Sachsens nennt, weil er, wie jener die rohen Bewohner Attika's in zwölf Städte (Niederlassungen) sammlete, die noch in Flecken zerstreueten Sachsen befestigte Wohnorte anlegen liess, machte sich dadurch nicht weniger verdient, als Carl durch seine Schulen und Hofakademie. Erst mussten die Deutschen von der alten Gewohnheit in Wäldern und Feldern, wo sie wollten, zu

wohnen, entwöhnt werden, ehe sie für den Anfang einer wissenschaftlichen Cultur empfänglich seyn konnten. Heinrich sah vielleicht selbst die Folgen seiner Anstalt, dass der neunte Mann von den Landleuten in die Städte ziehen musste, nicht voraus. Aber auch Cecrops konnte nicht voraussehen, dass aus Cecropia dereinst Athen entstehen, und aus Athen Gesetze, Gelehrsamkeit, Wissenschaft, Kunst und Humanität hervorgehen würden. Die Alten nannten die bey Anlegung von Städten sichtbare Klugheit mit Recht Philosophie (Cic. Tusc. V, 2. Isocr. Paneg. 13.). Die Disciplina civilis (Polizey) und Politik entstand nur in den Städten. Sie richtete die Städte durch eigne Gesetze ein, sie veranlasste Städtebündnisse; aus ihr entstand allmählig die den Wissenschaften so günstige *bürgerliche Freyheit*, zuerst in den hergestellten Städten Italiens und Frankreichs, dann an den Ufern des Rheins und der Donau, von wo sie mit Kolonisten auch über die Elbe kam, und da unter andern auch die Hanse stiftete. Nach Einrichtung der Städte und Aufkommen der bürgerlichen Freyheit wagte sich auch die Gelehrsamkeit hervor. Bisher war sie auf Klöster und Mönche eingeschränkt gewesen. So lange nur ein gewisser Stand, eine Caste, sich mit Wissenschaften und Religion beschäftigt, können diese weder fortgebildet, noch unter die übrigen Stände verbreitet werden. Fast in derselben Ordnung und in demselben Fortschritt, wie die Städte, wurden auch die Wissenschaften hergestellt und verbreitet. Den Anfang macht die Rechtswissenschaft. Sobald einige Freystädte entstanden und die alten Namen von Consuls und Prätoren hervorgesucht worden waren, wurde auch das bürgerliche Recht zu Bologna wieder cultivirt. Zu Salerno nahm die Arzneywissenschaft ihren Sitz. Die Theologie hatte anfangs ihren Hauptsitz in Paris. Bald schloss sich an diese drey Wissenschaften die Literatur an, deren Beyhülfe jene nicht entbehren können. Aber nun mischte sich „gravis literarum adversaria" die Philosophie ein, und verdarb Alles, indem sie allein herrschen wollte. Literatur und Wissenschaften schieden sich wieder, jene entzog sich den Blicken ganz, diese diente der scholastischen Philosophie zur Beute. Und doch nahmen jene Schulen den Namen *Literarum Universitates* an (wenn nemlich der Name Universitates nicht bloss Corporationen bezeichnet). Jede Classe von Bürgern suchte damals durch Immunitäten und Privilegien ihre Freyheit und Constitution zu gründen. Es entstanden Zünfte und Innungen jeder Art. Und eben so bildete sich auch eine Corporation von Gelehrten in einem Staat, die mit den Zünften nahe verwandt war. „Quae sordes, setzt der Hr. Verf. sehr wahr hinzu, vereor ne hodieque uni alterive academiae inhaereant, magno humanitatis impedimento, quum tales homines, non, quanti sint literae, sed quantum prosint, ponderare soleant." Wissenschaften und Künste vertragen den Zunftzwang nicht, sie fordern eine solche Liberalität, wie einige Fürsten Italiens, Robert, König von Neapel, Cosmo und Lorenzo Medici und andere, auch einige Städte, ihnen haben angedeihen lassen. Alle Hoffnung ist nun auf den Fortgang der Humanität gerichtet, und so wenig die Töchter des Pelias ihren bejahrten Vater wieder in die frühere Jugend zurückzaubern konnten, so wenig möchte ein Rückfall zu bewirken oder zu fürchten seyn. Und denen, welche hier Vorbauungs- oder Heilmittel vorschlagen, die nicht eben neu oder anwendbar sind, wird die Bemerkung ins Andenken gebracht, die Longin einem Philosophen seiner Zeit machte, als dieser über die Geistesunfruchtbarkeit seiner Zeit klagte, und sie von dem sclavischen Zustand der damaligen Welt herleitete. Nicht die Sclaverey, sagte er, ist Schuld daran, sondern die Ursachen, welche die Sclaverey herbeygeführt haben, der unendliche Kampf der Leidenschaften, vornemlich die Habsucht und das Haschen nach Vergnügen, woraus Insolenz, Unverschämtheit, und Ungerechtigkeit entstehen, wenn aber diese einmal vorhanden sind, dann folgen auf hochherzige Redner glänzende Schmeichler. Aber hier bricht der Herr Vf. die gedankenreiche Abhandlung mit Aeusserungen froher Hoffnung ab, und stellt noch die neuesten sehr abwechselnden Schicksale des edlen Mecklenburg. Fürstenhauses, begleitet mit ehrfurchtsvollen Wünschen, dar.

Ueber die philosophische und ästhetische Kultur unsers Zeitalters. Einige psychologische Bemerkungen von *J. C. A. Grohmann*, zur Ankündigung seiner Vorlesungen an dem Gymnasio zu Hamburg. Hamburg 1810, gedr. von Appel. 50 S. gr. 8.

Es ist, sagt Hr. Prof. G., in dieser Abh. nicht sowohl von den Deutschen als Nation oder von dem allgemeinen literar. Publicum derselben, als vielmehr von demjenigen kleinen Literaturtribunale die Rede, welches schon lange in allen Angelegenheiten der philosoph. und ästhet. Cultur die Sprache geführt hat, und sich nicht als einen Theil des allgemeinen Publicums, sondern als einen eignen Literaturstand ansieht. Zwey Bemerkungen werden dabey vorausgeschickt: 1. dass der Deutsche bey allem Wechsel, welchen äussere oder innere Katastrophen herbeyführten, noch nicht aufgehört hat, eine Nation zu seyn und zu bilden, wenn diess auch weniger in seinen Verhältnissen nach aussen oder zu andern Völkern der Fall seyn sollte; bey allem fremden und fremdartigen Einflusse sind sie doch dem Charakter ihres Stammes und der richtigen und ebenmässigen Beurtheilung des Wahren und Schicklichen in den gemeinsten wie in den heiligsten Angelegenheiten treu geblieben; 2. bey aller Gleichheit dieses Charakters aber gibt es doch unter keinem Volke, wenigstens in literär. Hinsicht, so viele und so scheinbar auffallende Ausnahmen, als bey den Deutschen. Keine Nation zeigt in ihren wissenschaftl. und literär. Gange so viele Gestaltungen, Abweichungen und Verschiedenheiten als die Deutsche, und diese Erscheinung, die ihm nicht vortheilhaft und ehrenvoll zu seyn scheint, entspringt doch aus vortheilhaften Zügen seines Charakters. Wegen der Verirrungen gegen den guten Geschmack und das gesunde Urtheil hat sie sich nicht gegen andre Völker zu rechtfertigen, und der Schriftsteller, der diese Fehler zur allgemeinen Sprache bringt, verdient keinen Tadel, zumal wenn schon in dem lauten Unwillen über solche Verirrungen eine Billigung jener Publicität liegt.

Der Hr. Verf. geht von dem jetzt so oft gebrauchten und gemissbrauchten Wort *Genialität* aus, um zu sehen, was die neueste Genialität unsrer Philosophen sey, und ob sie vielleicht eine eigne Erscheinung einer Philosophie ohne Philosophie, eines Geistes ohne Geist, oder eine Genialität ohne Genialität sey. Natürlich musste er sich nun zur absoluten Philosophie selbst wenden, da man nur durch sie den Gehalt der neuesten Genialität kennen lernt. Sie wird mit den nichtssagenden, pompösen Worten ihrer Verehrer geschildert. Das ihr Eigenthümliche und Neue, obschon Falsche, ist, dass sie das Absolute aus einer absoluten Erkenntnis abgeleitet oder Ideen und Objecte in einem absoluten Indifferenzpuncte verschmolzen haben will. Diese Ableitung ist nur ideal und einseitig. Die neueste Philosophie unterscheidet sich dadurch von allen frühern Entdeckungen, dass sie vorzüglich durch die Einbildungskraft erzeugt wird, mit dem Verstande und seiner Reflexion nicht die geringste Verwandschaft hat, und also eine Selbstschöpfung ist, die über alles Begreifen und Erläutern hinaus liegt. Nun muss zwar zum glücklichen Philosophiren die Einbildungskraft mitwirken, und das Geschäft des philosophischen und dichterischen Findens gehört ihr vornemlich zu, aber der Verstand muss doch das Gefundene prüfen und beurtheilen. Die Periode des Verstandes ist jedoch nun durch die der freyen und schöpferischen Einbildungskraft verdrängt. Zwar hat die neueste Philosophie, nach Hrn. G. das Verdienst, dass sie der endlosen formalen Analysis der Begriffe, wodurch das scholastische Zeitalter zurückgerufen wurde, ein Ende gemacht hat. Dagegen ist aber Alles nun der Selbstanschauung und Einbildungskraft überlassen. Wenn ehemals Alles nach Modalität, Relation, Quantität und Qualität abgetheilt wurde, so spielen in der neuesten Philosophie unverständliche Sternbilder und Deutungen. Alle philosoph. Systeme haben entweder den Verstand mit seiner Reflexion oder die Einbildungskraft verbunden mit reflectirender Besonnenheit, oder die Einbildungskraft allein zur Quelle. Die letztere allein in der Philosophie schwärmt. Es liegt in diesem Philosophiren durch die Einbildungskraft der Grund, dass die Genialität ausser dem Charakter einer mystischen und allegorisirenden Poetik noch die Eigenthümlichkeit hat, dass sie mehr Genialität der Persönlichkeit als des Gemüths oder Geistes ist. Aber gerade sollte die Person und die Persönlichkeit vor den Bestrebungen der Untersuchung verschwinden. Mehr als je wird jetzt der Unterschied zwischen den Alten und Neuen sichtbar, dass wir unsere Person, unser eigenstes Seyn nie vergessen können, und viel zu wenig Idealität und Freyheit des Geistes haben, um mehr mit der Welt als mit unserm Ich zu leben. Die Hinweisung einer Philosophie auf das Ich, oder auf Selbstanschauung, lässt uns weder zu einer wahren Philosophie, noch zu einer wahren Idealität und Genialität des Gedankens kommen. Wir leben jetzt auch in einer sehr lauten Genialität. Die Natur handelt dagegen überall mit Ruhe und Stille. Aus der Genialität unsrer neuesten Literatur wird daher eben so wenig etwas Ewiges hervorgehen als sie selbst nicht Genialität der wahren Natur und Kunst ist. Genialität ist nicht mit Mysticismus verbunden, aber auch hierin ist es in unserm Zeitalter anders, wo sich Frömmigkeit mit Freygeisterey, Humanität mit göttlicher Grobheit, Deität mit der rohesten Sinnlichkeit gattet, wo man zu einer symbolischen Ansicht der Natur Alles erheben will, und in den Mysterien der Alten das wahre Heil und die wahre Vernunft sucht; wo man alle Weisheit und Idealität aus Indien holt, und in den Bildern der alten Welt, die die Kindheit gedichtet hat, Abdrücke der tiefsten Weisheit findet, den Absolutismus des Realen und Idealen auch in Philologie und Geschichte einführt. Die Natur hat zwar auch eine symbolische und allegorische Sprache, aber diese ist etwas Anderes als der Bilderdienst jener Philosophie. Jede Philosophie, die entweder das Ideale zum Realen macht, und alles aus dem Sinnlichen ableitet, oder alles vergeistigt und zu Ideen erhebt, oder Gedanken und äussere Objecte in einem dritten unerkennbaren Absoluten, das nur im Nichtbewusstseyn existirt, verbindet, löset das nothwendige Band, welches von Ewigkeit Geist und Körper verbindet. Der in neuern Zeiten zwischen empirischer und reiner Philosophie gemachte Unterschied hat zu einer falschen Ansicht der Dinge geführt, indem man die Philosophie über alle Beobachtung und Empirie erhob, und zur leidigen Seherin machte. Was kann sie doch Anderes thun als beobachten und merken auf das, was die Natur thut! Welches weite Feld hat die empirische Philosophie noch zu durchlaufen! Die Steigerung der reinen Philosophie zu einer absoluten Construction des Denkens, Empfindens und der ganzen Natur, hat die Erscheinungen hervorgebracht, die schon zu des Paracelsus Zeiten vorhanden waren. Eben so ist in der neuesten Philosophie von wirklicher Schöpfung die Rede, da man Gras wachsen hört, und die Musik an den Eispolen als Erstarrungen sieht. Diejenige Philosophie, welche allen Mysticismus aufheben will, ist nicht weniger grundlos als die, welche nur ihn begründet. Es gibt einen Mysticismus der Natur, bestehend in den Gefühlen des Unwandelbaren, Ewigen und Heiligen, das über die Natur hinaus liegt, und sich in vielen Erscheinungen als Symbolen ankündigt. Aber diese Gefühle und Ahndungen dürfen nicht als Demonstrationen, die sinnlichen und bildlichen Zeichen der Natur nicht als wissenschaftliche Ideen oder Repräsentanten derselben in eine Wissenschaft aufgenommen werden. Es gibt einen *Mysticismus der Sinnlichkeit* (der in die Formen und Erscheinungen der Natur, so klar auch ihre Bedeutung ist, einen tiefen und wundervollen Sinn hinein legt, der Aberglaube der Unwissenheit und der Unbekanntschaft mit den Gesetzen und Einrichtungen der sinnlichen Natur), einen *Mysticismus des Glaubens* (dessen Gebiet das Höhere des Lebens, Religion und Moral ist, wenn der Mensch sich ganz den Hindeutungen auf die himmlische Welt hingibt, und Alles Irdische und Menschliche darüber vergisst, den subjectiven Glauben in einen objectiven umwandelt, und das Künftige als schon gegenwärtig oder nahe annimmt, ein moral. Aberglaube, der bey Mangel der Erkenntnisse oder Schwäche

der Erkenntnisskräfte aus einem theils trägen und müssigen, theils innigem Gefühl für das Moralische entsteht) und einen *Mysticismus der Erkenntniss*, welcher der gefährlichste ist, weil er mit der Erkenntniss selbst streitet, und sich doch auf sie beruft, und absolut unheilbar ist. Er ist aber zum Glück nicht Erzeugniss der Natur, sondern nur des Systems, der Kunst, Produkt einer erzwungenen Selbstanschauung. Diese Art des Mysticismus haben wir in der neuesten Philosophie. Er entsteht durch eine Anstrengung der Einbildungskraft auf das Innere des Gemüths zu merken und durch eine Verläugnung alles Aeussern. Wenn der Mysticismus überhaupt sich in einer deutelnden, rohen und rauhen Sprache, in einem absprechenden Ton, mit einer Inhumanität, die an Intoleranz gränzt, ankündigt, so ist diess vornemlich bey dem Mysticismus der Erkenntniss der Fall. Dieser Mysticismus gleicht der Schatzgräberey, welche das Verborgene im Dunkeln ausser sich, und in den gemeinsten Dingen den Schatz aufgefunden zu haben glaubt, so wie jener in sich und in der höchsten Sublimirung alles Gefühls und aller Anschauung den Stein der Weisen sucht. Und diese gewaltigen Erfinder wissen nicht nur Alles in Einem zu combiniren und alles aus Einem zu entwickeln, das Sinnliche mit dem Spirituellen zu amalgamiren, und alle Potenzen in dem Absoluten ein erstes und letztes Vermählungsfest begehen zu lassen; sie feyern diess Fest auch mit einer Sprache, die so voll Rührung, Salbung und Tiefe ist, dass man glauben sollte, vor allem Gefühl fühlten sie nichts und vor aller Imagination dächten sie nichts mehr. Wenn dieser Mysticismus auch nur in den Gränzen der eigentlichen philosoph. Wissenschaften bliebe, so wäre sein Nachtheil nicht zu berechnen, aber er ist absolut, und zieht alle Wissenschaften, alle menschliche Angelegenheiten in sein Gebiet. Daher der Mysticismus der theologisirenden Philosophen, die von einer absoluten Vereinigung aller Kirchen sprechen, in der Anschauung des Sinnlichen und Bildlichen.

Wenn die Eigenthümlichkeiten der *neuesten* (deutschen) *Philosophie* mit dem Namen einer *ungemeinen Genialität* und eines *allgemeinen* Mysticismus bezeichnet werden können, so sind die besondern Eigenschaften unsrer neuesten *ästhetischen Cultur*, *Sentimentalität* und *Sensualismus*. Die neueste ästhet. Schule glaubt es in der Empfindung des Schönen bis zur höchsten Idealität gebracht zu haben, und dadurch ganz eigentlich sentimental geworden zu seyn, dass sie diess höchste Gefühl der Sentimentalität unter besondern Formen der Zartheit und Roheit, der Verborgenheit und Licenz, der Humanität und der inhumansten Ausgelassenheit ausspricht. Die Sentimentalität wird vom Verf. erstlich als Volkscharakter betrachtet, und zwar als eine doppelte, eine der fortschreitenden und eine der sinkenden Cultur, jene als Darstellung der bessern sittlichen Cultur unter noch rohen und rauhen Formen des eben abweichenden Zeitalters, diese als Darstellung einer gemeinen oder sinkenden Cultur, die sich als Roheit, Unsittlichkeit, Vernachlässigung alles edlern Gefühls zeigt unter den gebildeten Formen des jetzigen Zeitalters. Ueberhaupt lässt der Verf. die wahre Sentimentalität in einem Contraste zwischen der Form und dem Stoffe, oder auch in einem sich selbst widersprechenden ästhet. Stoffe bestehen. Das Sentimentale unterscheidet er von dem Schönen dadurch, dass dieses eine unmittelbare Darstellung der Zweckmässigkeit unter übereinstimmenden zweckmässigen Formen, jene eine indirecte Darstellung der Schönheit unter anscheinend widersprechenden Formen sey, durch deren Einigung die Zweckmässigkeit gemalt werde. Das Romantische scheint ihm nichts anders als das Sentimentale, nur mit dem Unterschiede zu seyn, dass dieses sich auf die unmittelbare Darstellung eines innern Charakters, jenes auf einen äussern Charakter sich bezieht. Unter dem innern Charakter versteht der Vf. die Sentiments, die sittliche und ästhetische Stimmung des Gemüths, sich unter Entgegensetzungen zu offenbaren; unter dem äussern aber die äussern Thatsachen und unmittelbaren Darstellungen durch deren Entgegensetzungen der eigenthümliche Charakter des Romantischen gebildet wird. Die oben erwähnte erste Sentimentalität zeigt die steigende Cultur durch den edlern Stoff, welchen sie in weniger gefällige Formen kleidet, die zweyte den Verfall der Cultur durch den gemeinen in gebildeten Kunstformen dargestellten Stoff; der Charakter der erstern ist ein Styl der ins Grosse und Weite geht, der Styl der letztern ist Affectation, Kleinlichkeit und Pretiosität. Die Geschichte lehrt, dass sich die bessere Periode mit einem grossen Kunststyle anfängt, und mit Pretiosität endigt. Die Ursache davon liegt vornemlich in dem menschlichen Geiste, der immer etwas Neues zu erfinden strebt. Ist der Cyklus der Kunstformen durchlaufen, so werden die schlechtern hervorgesucht, man träumt von einem höhern oder idealistischen Standpuncte. Das allgemeine deutsche Publicum ist bisher zum Glück sehr unsentimental geblieben, aber das Publicum der neuesten ästhet. Schule steht schon in einer vollkommenen Tiefe, nicht auf der Höhe, die es erreicht zu haben glaubt. Eine Menge von sentimentalen Geistern, Dramaturgen, Sonnettenschreibern sind aufgetreten und die Zeit scheint nachholen zu wollen, was sie ehemals versäumt hat. Schwulst, Gezwungenheit, Affectation, Pretiosität, eine Kunstsprache über Kunst, wie sie noch zu keiner Zeit war, findet der Verf. in unsrer Zeit. Es gibt eine Poesie der Natur und eine Poesie des Zwangs, letztere Frucht der Einbildungskraft ohne Gefühl oder des Gefühls ohne Einbildungskraft, und diess ist grösstentheils die Poesie unsers Zeitalters. Möchten doch, setzt der Vf. warnend hinzu, unsre Zeiten nicht so viel vom Idealen und Idealisiren sprechen. Welches Zeitalter ist weniger ideal, als das unsrige? Unser Zeitalter ist in Rücksicht auf Kunst höchstens nur ein bedeutsames Zeitalter, d. i. welches mit der grössten Bedeutsamkeit von Gedanken und Gefühlen spricht, ein Zeitalter der Reflexion, nicht der Erfindung und Begeisterung. Könnte und sollte nicht die Natur die einzige und grosse Lehrerin der Sentimentalität seyn? Es ist ja immer noch die Frage, ob die Kunst mehr als die Natur gibt. Das Ideale der Natur besteht in den grossen Bildern, die sie ewig wechselnd und mannigfaltig aus vorübergehenden Scenen zu-

sammensetzt. Die Zusammensetzung der vorüberschwindenden Momente bildet das Geistige und Vergeistigende. Unsere neuesten Dichter aber halten uns, bey der Anatomie ihrer Gefühle so lange auf, bis sie die ganze Natur in ein rohes Miniaturbild gebracht haben. Mit der Sentimentalität unsrer neuesten ästhet. Literatur verbindet sich ein solcher Charakter, welcher nur der des Sensualismus genannt werden kann. Der Vf. versteht darunter die Neigung nach der gemeinen rohen Natur oder der gemeinen rohen Darstellung derselben, die Liebe an der Excentricität und die Leidenschaftlichkeit des Gefühls, durch welches jede Kunst veredelt, aber auch herabgewürdigt werden kann. Dieser Sensualismus ist von doppelter Art, der gemeine, welcher unmittelbar von der Sinnlichkeit ausgeht, und der höhere oder intellectuelle, wenn die Einbildungskraft sich eine Herrschaft über den Verstand und die Vernunft anmasst. Sehr nachdrücklich äussert sich zuvörderst der Vf. über die erstere Art, da selbst die bessern Schriftsteller hie und da diesem Charakter fröhnen, und rohe nackte Natur und Gemeinheit in unsittlichen Scenen ausmalen, und das zwar in Romanen, die gerade am meisten zu dem Volke und zu allen Ständen sprechen, die den tiefsten und unvertilgbarsten Eindruck machen. „Die gemeinste Prosa, fährt er von den Romanen der neuesten Schule fort, ist hier die reinste und höchste Poesie. Die Bacchanalien und Bacchusembleme mit Satyrn und allen wollüstigen Bildern eines muthwilligen Lebens werden hier nachgebildet. — Sie verbergen, diese neuesten Aesthetiker, ihre Unheiligkeit unter dem Vorwande und dem Schutze einer griech. Nachbildung dessen, was man auf Vasen und Trinkgeschirren sieht, beachten aber nicht, dass kein Grieche (in den bessern Zeiten, würde Rec. noch beyfügen) sich erlaubte, diese Embleme in Gedichte zu übersetzen und davon muthwillig zu sprechen, was er muthwillig zu zeigen schien. Es ist ein grosser Unterschied zwischen der Sprache der Bildnerey und den lauten Worten des Dichters.“ Der Roman soll das innere Leben offenbaren, wo der Zufall und die weniger bestimmten Ursachen und Wirkungen mehr walten, da das äussere Leben von dem Determinismus beschränkt ist. Aber auch hier zeigt sich der Sensualismus und die Excentricität des verdorbenen Geschmacks. Man schwebt über die Nothwendigkeit der äussern Welt hinaus, aber man begränzt das innere Leben wieder mit einer unbedingten Nothwendigkeit. Und diess ist der intellectuelle Sensualismus, der in der neuesten Philosophie und Geschichte herrscht. Der Unterschied zwischen der Kunst und der Natur in moralischer Rücksicht ist, nach dem Vf., dass die Kunst, was die Natur zu früh reift, zurückhalten, die Begierden mässigen, das geschwinde Leben durch ihre Idealität, Ruhe und Erhebung über allen Affect beruhigen und dem Verlaufe desselben durch Schonung des Gefühls Einhalt thun sollte. Aber die neuesten Romane sprechen nicht nur mit derselben Leidenschaftlichkeit, wie das gemeine Leben, sondern erhöhen diese bis zum Riesenhaften. Das Fatum, das in ihnen das geistige Leben bindet, ist zwar für eine Mythologie, aber nicht für die Vernunft, nicht für das Leben, nicht für die Wissenschaften. Eine jede Philosophie und eine jede Aesthetik muss in ihrer Anwendung den Begriffen huldigen, in welchen sich die unendliche Willenskraft und endlose Thatkraft des Menschen in ewiger Jugend regen, und dem unendlichen Ziele ihrer Vollendung nachstreben kann. Mögen die treffenden Belehrungen und Warnungen welche diese Schrift enthält, nicht fruchtlos seyn!

Ueber die höhere oder philosophische Beurtheilung unserer Zeitumstände, vom Prof. *Grohmann*. Einige Ideen aus der an dem akadem. Gymnasio zu Hamburg gehaltenen lateinischen Antrittsrede. Hamburg b. Hoffmann 1810. 36 S. gr. 8.

Zu keiner Zeit war es, sagt der Verf., so nöthig, gewisse Wahrheiten und Denksprüche, welche die Geschichte aufstellt, in Erinnerung zu bringen, als jetzt. Ein solches Jahrzehend, in welchem wir leben, und welches an Thaten und Begebenheiten einem Jahrhunderte gleicht, ist noch nicht da gewesen. Kann auch der philosophische Trost, den die richtige und höhere Ansicht der Dinge gewährt, nichts in ihrem Laufe ändern, so gewährt er doch Ruhe, Aufmunterung und eine glücklichere Stimmung des Gemüths. Die ganze Geschichte des Erdenlebens ist ein bestimmt abgemessenes und berechnetes Ganzes, was vor dem Sinn des Sterblichen nur nach und nach sich entwickelt, ein Ganzes, welches in der Hand der waltenden Vorsehung oder der Macht eines höhern Geisterreichs ruht. Die Freyheit ist das Band, welches sich um die Erde und das Menschengeschlecht schlingt, und die allmächtige und freye Anordnung des höchsten Wesens ist. Religion, Philosophie und selbst ein über das gewöhnliche Leben erhabener idealer Sinn lehren, und die Geschichte bestätigt es, dass die Weltbegebenheiten von einem allgemeinen historischen Standpunkte betrachtet, ganz etwas anders sind, als in der beschränkten Gegenwart. Alle grösseren Weltbegebenheiten waren im Augenblicke ihres Entstehens Leiden und Uebel, und erschienen als ein Werk der Nothwendigkeit oder der Willkühr, spät erst gingen aus ihnen die Segnungen der Veredlung des Menschengeschlechts oder einzelner Völker hervor. Ohne die physischen Revolutionen wäre die Erde nicht das friedliche Eiland, auf dem wir hingehen, und ohne die geistigen Revolutionen die Veredlung des Menschengeschlechts nicht, was sie itzt ist. Drey Gegenstände sind es vorzüglich, welche der Hr. Vf. weiter ausführt: 1) Der höhere Friede, zu dem wir hinaufblicken, ist nicht von dieser Welt, und der ewige Friede, von dem Einige gutmüthig geträumt haben, passt nicht zu der Einrichtung unserer Sinnenwelt. Dieser Satz scheint hart zu seyn und mit aller Philosophie zu streiten. Gleichwohl müsste, wenn dieser ewige Friede eintreten sollte, entweder der Mensch blosses Thier seyn, und die menschlichen Kräfte still stehen, oder er müsste ein reiner unwandelbarer Geist seyn. Der Mensch steht zwischen der mechanischen und geistigen Welt mitten inne, er kann das Geistige nicht ohne Mittel und Zeichen (Wort, Handlung, That,) darstellen und diese Mittel und Formen der Darstellung sind eben so viele Quellen des Irrthums, des Wahns, der Täuschung. Die Freyheit tritt nicht

als ein ungetheiltes Ganzes in einem Wesen auf, sie geht in tausend Stralen aus einander. Die hohen Ideen der moralischen Ordnung verbinden sich zwar mit den sterblichen Formen, gehen aber nicht in diese über. Es ist eine grosse Beruhigung, zu wissen, dass und warum es auf der Erde nicht anders seyn kann, als es ist, und dass die irrdische Noth das Werkzeug ist, die himmlischen Ideen zu verklären. Der ewige Friede ist wirklich und wahrhaftig, aber er erscheint nicht in leiblicher und anschaulicher Gestalt. Das Loos des Menschen auf dieser Erde ist, um das Gute, Freye und Göttliche zu kämpfen. Wo Menschen sind, da sind Mängel, wo diese, da ist Zwietracht, wo diese, da ist Krieg und Kampf. Fast möchte man sagen, die ewigen Vernunftideen können nur durch einen ewigen Krieg sich auf der Erde kund thun. 2) In den Erscheinungen dieser Welt spiegelt sich eine geistige oder höhere Welt ab und bildet sich fort. Alle äussere Formen sind der Vergänglichkeit unterworfen und müssen zerbrochen werden. Das Gute und Wahre kann nur in dem Untergang dieser Formen sich bewähren und mehr zum Vorschein kommen, je weniger wir an dem äussern Scheine hängen. Der Mensch als sinnliches Wesen hängt an den Formen um der Formen willen; es müsste ihm aber nicht die Perfectibilität seiner Natur gegeben seyn, wenn diese Formen immer bleiben sollten. Es ist das bestimmte Loos alles Besserwerdens, dass durch Kampf und Gewalt geschehe, was der Mensch, da er nicht reines Vernunftwesen ist, auch nicht allein durch Vernunft und in Ruhe und Frieden ausführen kann. Die irrige Behauptung, dass es auf der Welt nie besser werde, und alles bey dem Alten bleibe, führt 3) auf die Untersuchung, ob es eine Erziehung, ein Fortschreiten des Menschengeschlechts zum Bessern gebe, und ob die Erziehung der Menschheit viel oder wenigstens etwas gewonnen habe. Drey Perioden der Erziehung der Menschheit, die der Verf. historisch durchgeht, setzen es ausser Zweifel, dass eine Erziehung Statt finde. Der Begriff dieser Erziehung schliesst ein Fortschreiten zum Bessern, aber keine Vollendung in sich. Es ist die, freylich harte, Bedingung der Erziehung des Menschengeschlechts, dass durch den Untergang des Einzelnen das Ganze gebildet werde. Hierüber und über moralische und politische Grösse werden noch lehrreiche Betrachtungen angestellt, die, wie die ganze ideenreiche Schrift, gelesen und erwogen zu werden verdienen. „Wie für die That des einzelnen Menschen — so schliesst sie — nicht die Gegenwart, sondern die Zukunft der Richter ist, so auch mit Staaten und Völkern; die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Kein Volk mag also in den Zeiten der Noth, in den Leiden und Uebeln, in den blutigen Katastrophen, welche die Zeit verhängt, den Muth und den Trost sich rauben lassen, dass es bestimmt sey, im Plane der Vorsehung für das grosse Ganze durch seine Leiden zu wirken, und dass diese Leiden Mittel sind, sich selbst und andere — und die Erziehung des Menschengeschlechts zu verklären."

Schulschriften. *Was können und sollen kleinere Stadtschulen für Gymnasien und Lyceen in unsern Zeiten thun?* Als Einladung zur Anhörung einiger Reden, welche den 21. May 1810, — in der Stiftsschule zu Zeitz gehalten werden sollen, von M. *Chr. Gottfr. Müller*, Rector, gedr. b. Breitkopf u. Härtel in Leipzig. 1810. 24 S. 8.

Was Luther in seiner Schrift: an die Rathsherren aller Städte, dass sie christl. Schulen aufrichten und halten sollten, klagt, dass man zu seiner Zeit die Kinder nur wolle lernen lassen, damit sie sich ernähren könnten, das würde er jetzt vielleicht auch wieder zu sagen Ursache finden, da fast alles in den kleinen Stadt- und Industrieschulen nur auf Broderwerb gerichtet ist. So wenig es zu wünschen ist, dass die Zeiten zurückkehren möchten, wo es nur latein. Schulen gab, und so sehr es zu rühmen ist, dass man mit Ernst an Organisirung und Verbesserung der Bürger- u. Volksschulen gedacht hat, so wenig kann es gebilligt werden, dass die Schulen in kleinen u. mittlern Städten der gelehrten Bildung gar nicht mehr vorarbeiten, u. talentvollen Knaben den Weg zu den Lyceen nicht nur nicht bahnen, sondern sogar erschweren. Noch weniger Trieb, die class. Sprachen zu erlernen, bringen die in Privatinstituten gebildeten, oft auch verbildeten, Knaben mit. So lange, setzt der Hr. Vf. hinzu, der Staat diese Institute nicht unter öffentl. Aufsicht setzt, muss er es sich gefallen lassen, wenn Kinder in denselben verkrüppelt werden. Die kleinern Stadtschulen u. die neuern Privatinstitute verfahren meistens, sie erziehen ihre Zöglinge zu willkührl. Staatszwecken, zu Bürgern und zu Handwerkern, und versäumen darüber den eben so nöthigen Stand der Gelehrten; sie sind nicht mehr, wie sonst, Vorschulen für Gymn. und Lyceen. Bis jetzt war kein Zusammenhang zwischen diesem und dem kleinern Stadtschulen; sie sind vielmehr durch die neuere Organisation der letztern ganz von einander getrennt; diese Trennung muss aufgehoben und die alte Verbindung hergestellt werden, nicht um die Studirsucht zu erregen, sondern um fähige Köpfe hervorzuziehen u. zum gelehrten Unterrichte besser vorzubereiten. Denn auch Knaben niederer Stände haben ja wohl natürl. Anlage zum Studiren, und manchmal mehrere als die aus höhern Ständen, u. wenn man den Studirenden aus niedern Ständen vorwirft, dass sie immer auf Beneficium Jagd machen müssten, so thun diess ja Studirende aus höhern Ständen auch. Die Stadt- und Bürgerschulen sollen ihre Hauptabsicht nicht verabsäumen, nur aber die Nebenabsicht, für die gelehrten Schulen, wo es geht, vorzuarbeiten nicht vergessen. Und das können sie, wenn in gewissen Stunden die Zöglinge, welche studiren wollen, von den nichtstudirenden abgesondert, durch einen Lehrer besonders unterrichtet werden, und wenn man diesem vorbereitenden gelehrten Unterricht wenigstens zwey Stunden des Tages widmet. Ein guter Schulplan kann auch verhindern, dass sie dadurch nicht von den andern Lectionen abgehalten werden. Der Unterricht in der lat. Sprache und dem was dazu gehört, ist das erste Bedürfniss, was für sie insbesondere zu befriedigen ist. Die Elemente der lat. Sprache können gemeinschaftlich allen Zöglingen gelehrt werden. Denn es ist schon von mehrern mit Recht erinnert worden, dass nicht alle lat. Lectionen in den Bürgerschulen abgeschaft werden dürfen. Noch einiges über eine vermehrte Art des lat. Sprachunterrichts wird erinnert, so wie über den fernern Unterricht in dieser Sprache in kleinern Schulen und mit treffenden allgemeinen Aufforderungen und Ermahnungen die gehaltreiche Schrift geschlossen.

Inhalts - Verzeichniss

des

August - Heftes der N. L. L. Zeitung 1810.

I. Angezeigte Schriften.

NB. Die erste Zahl bezeichnet das Stück, die zweyte die Seitenzahl, wo das angeführte Buch beurtheilt worden ist.

Maria von Falkenberg, oder die Pilger im heiligen Lande. Eine romantische Geschichte nach dem Engl. 2 Thle. 93, 1488.

Meister's, D. J. C. F., Vorerkenntnisse und Institutionen des positiven Privatrechts. 97, 1537—1545.

Mencken, C. F., s. Urania.

Müller, M. C. G., was sollen und können kleinere Stadtschulen für Gymnasien und Lyceen in unsern Zeiten thun? Einladungsprogramm. 105, 1679—1680.

Nemnich, Ph. Andr., Tagebuch einer der Cultur und Industrie gewidmeten Reise. 92, 1457—1469. 93, 1473—1479.

Poppe, Dr. J. H. M., Handbuch der Technologie. 4te Abtheil. 97, 1545—1549.

Predigten, katholische Fest- und Gelegenheits-, verfasst und herausgegeben von einem würzburgischen Seelsorger. 95, 1519—1520.

Reden, gemeinfassliche Gelegenheits-, als ein Beytrag zur Verbreitung des Reiches Gottes auf Erden. 97, 1552.

Reinhart, s. Almanach.

Rockstroh, Dr. H., die Kunst, mancherley Gegenstände aus Papier zu formen. Eine bereits anerkannte nützliche und angenehme Beschäftigung für junge Leute. 92, 1471—1472.

Roman und Wahrheit in Darstellungen von mancherley Inhalt. 93, 1487—1488.

Rotermund, s. Adelung.

Schaller, K. A., über die Moralität des gewöhnlichen Spiels und insbesondere über die Zulässigkeit oder Unzulässigkeit desselben für den Predigerstand. 94, 1499—1501.

Schilling, von Canstadt, C. Fr., Handbuch für Denker. 3 Bände. 94, 1493—1497.

Schuderoff, Jon., Ehrenrettung der Protestanten gegen die Beschuldigungen des „Morgenboten" und der Schrift: Plane Napoleons und seiner Gegner. 94, 1496—1499.

Sickler, s. Almanach.

Stunden des einsamen Nachdenkens im Schoosse der schönen Natur. Vom Herausgeber des Elpizon. 1r Theil. 94, 1501—1503.

Tabellen zum Gebrauch für Kaufleute und Rechnungsführer, bey Berechnung des Conventionsgeldes nach Franken und Centimen, in welchen ohne Addiren der Werth von 1 pf. bis zu 4 Thlr. 23 gr. 11 pf., und von 5 Thlr. bis zu 8500 Thlr. gleich zu finden ist. 95, 1513.

Ueber die Literatur Frankreichs im achtzehnten Jahrhundert. Zwey Abhandlungen von Barente und Jay, aus d. Franz. übersetzt und mit Anmerk. herausgegeben von F. A. Ukert. 93, 1479—1481.

Urania die jüngere; zur Befestigung des Glaubens an Gott und Unsterblichkeit, von zwey Freunden, C. F. Menken und C. C. Hohlfeldt. 94, 1502—1504.

Wagner's, M. A., Buchhalterey für das gemeine Leben, oder vollständige Anleitung, die Geschäfte einer grossen Oekonomie u. s. w. 95, 1515—1516.

In diesem Monate sind 45 Schriften angezeigt worden.

II. Buchhandlungen.

Altona — Hammerich 94, 1489.

Bamberg — Göbhardt 95, 1518—1520. 96, 1521. 97, 1552.

Berlin — Dunker und Humbold 95, 1516. Weis 93, 1487.

Bremen — Heyse 93, 1481.

Carlsruhe — Macklott 94, 1493.

Darmstadt — Leske 99, 1581.

Dresden — Walthersche Hofbuchhandlung. 94, 1502. 102, 1618.

Erfurt — Beyer und Maring 93, 1488.

Frankfurt a. M. — Mohr 97, 1545.

Freyberg — Craz und Gerlach 92, 1469.

Hamburg — Appel 105, 1670. Hoffmann 105, 1678. Vollmer 95, 1513.

Heilbronn — Rausche 101, 1616.

Helmstädt — Fleckeisen 95, 1513.

Jena — Frommann 93, 1479.

Koblenz — Pauli und Comp. 101, 1601.

Königsberg — Degen 94, 1503.

Leipzig — Barth 100, 1558. Breitkopf und Härtel 105, 1679. G. Fleischer jun. 94, 1496. 1501. Gleditsch 93, 1482. 95, 1515. 98, 1553. Salfeld 92, 1471. Weidmannische Buchhandlung 95, 1505.

Lübeck — Römhild 101, 1615.

Magdeburg — Creutz 94, 1499.

Nürnberg — Campe 103. 1633. Monath und Kussler 101, 1611.

Pirna — Friese 95, 1513.

Rostock — Adler 105, 1667.

Tübingen — Cotta 92, 1457. 102, 1629.

Weimar — Landes-Industrie-Comptoir 98, 1565.

Wien — Wappler und Beck 99, 1669.

Züllichau — Darnmann 97, 1537.

III. Intelligenzblatt.

Berichtigung.

In der Recension von *Klein's Verstandeslehre* No. 96. ist S. 1532. Z. 17. v. o. *starren* für *starken* zu lesen, und S. 1535. Z. 17. v. u. hinter: *Alle Körper sind veränderlich*, hinzuzusetzen: *Also sind es auch einige.*

NEUE

LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

106. Stück, den 3. September 1810.

SELBSTBEKENNTNISSE.

Allerdings mag es seine sehr grossen Bedenklichkeiten haben, vor dem grossen Publicum viel von sich selbst zu reden; allein, da denn doch in Ewigkeit für den Menschen der Mensch der wichtigste Gegenstand der Aufmerksamkeit bleibt, so kann auch fast Niemand mit so vielem Grunde auf die allgemeinste und gespannteste Theilnahme an seiner Rede sicher rechnen, als der, welchem empfangene oder noch mehr erworbene Wichtigkeit Fug und Recht von sich selbst zu reden ertheilt, zumal wenn er die grosse Kunst versteht, zu reden, wie es sich gebühret. Je auffallender, je wohlthätiger, je bewundernswürdiger die Wirkungen sind, welche ein Individuum hervorbringt; je mehr es sich dadurch vor grossen Schaaren andrer auszeichnet, welche in derselbigen Sphäre bey aller Gunst der Umstände und bey allen eignen Anstrengungen etwas Aehnliches nicht zu leisten vermögen; um so grösser wird bey allen, welche von jenen Wirkungen berührt werden, das Verlangen, in die geheimen Werkstätte ihres Ursprungs einen tiefern Blick thun zu dürfen. Bey dem einen Theile entspringt diess aus der Erwartung, durch diesen Blick sich manches Räthselhafte erklären und dadurch von den unangenehmen Empfindungen des Nichtbegreiflichen befreyen zu können; bey dem andern wird es von der Hoffnung erzeugt, durch ein solches Hinabschauen in die innre Tiefe zu erfahren, ob es nicht möglich sey, in sich selbst etwas Aehnliches zu entdecken, und aus sich selbst etwas Aehnliches zu machen. Von wem aber sollte man sich wohl die Thüre zu diesem Heiligthume lieber öffnen lassen, als von dem Besitzer selbst? Will er es nur, so ist ja doch offenbar Niemand mehr im Stande, den Beschauer gerade auf den richtigsten Sehpunkt zu stellen, als eben er. Ob er diess aber wirklich wolle, das verdient wenigstens noch einer besondern, genauen Nachfrage, wenn es das Hervorbringen grosser Erschütterungen, das Erreichen weitliegender Zwecke in der Sinnenwelt ist, von welchem wir die geheimen Triebfedern und die unbekannten Hülfsmittel aus dem Munde des seltnen Mannes selbst vernehmen sollen; jedermann weiss, was es mit den Zeugnissen in eigner Sache für eine Bewandniss zu haben pflegt. Mit einem weit unbeschränkterem Vertrauen darf man sich hingegen dem Darsteller seines eignen Wesens und Wirkens überlassen, wo von der allmähligen Entwickelung einer geistigen Vollkommenheit, von dem glücklichen Vordringen zu einer selten erreichten Höhe im stillen Reiche der Wissenschaft und Kunst die Rede ist. Der Gegenstand der vertraulichen Mittheilung selbst würde in diesem Falle jede Abweichung von der Wahrheit, jede Verschönerung des Gethanen augenblicklich verrathen und sie in ihrem Widerstreite gegen die Natur darstellen. Ist nun überdiess noch der Zeuge von sich selbst durch viele andre unläugbare Proben edler Gesinnung, liebenswürdiger Bescheidenheit und unbestechlicher Wahrheitsliebe ehrwürdig; wer sollte sich nicht mit völliger Zuversicht dem so wahrhaft menschlichen, und eben deswegen so lehrreichen und wohlthätigen Vergnügen überlassen, ihn von sich und seinen Bestrebungen und Gefühlen selbst sprechen zu hören? Wer sollte nicht Stunden lang mit immer gleicher Theilnahme auf jedes seiner Worte merken, und sich doch noch immer durch den von ihm herbeygeführten Schluss seiner Rede unangenehm übereilt fühlen? Das haben gewiss schon viele hundert Leser unsrer Blätter bey der Lectüre der Schrift empfunden, die wir jetzt anzeigen wollen; und wir sind fest überzeugt, dass alle diejenigen, welche sie erst nach unsrer Anzeige kennen lernen, wiewohl es deren gewiss nicht eben viele geben dürfte, dieselbige Erfahrung machen werden. Es sind die

Geständnisse seine Predigten und seine Bildung zum Prediger betreffend, in Briefen an einen Freund, von D. Franz Volkmar Reinhard. Sulzbach, im Verlag der Komm. Rath Seidelschen Kunst- und Buchhandlung, 1810. 8. 182 S.

Wie würde *Herder* sich gefreut haben, hätte er die Erscheinung dieser merkwürdigen Schrift erlebt, dass er sein sehr hartes Urtheil über Selbstbekenntnisse (in den einleitenden Briefen zu den Bekenntnissen merkwürdiger Männer von sich selbst, herausg. von Joh. Georg Müller, S. 17. 28.) mit der Restriction abfasste, welche ihn (S. 30.) sagen liess: „ich unterscheide von Confessionen die Lebensbeschreibungen, die merkwürdige Personen zu gewissen bestimmten Zwecken für andre von sich aufzeichnen. — Ein Vater will seinen Kindern, ein Bürger seinen Mitbürgern, *ein Gelehrter*, ein Held, ein Staatsmann, will denen, *die seines Berufs sind*, ein *Erbtheil an seinem Leben* hinterlassen; wohl, er bereite diesen Schatz auf das Beste, als er kann, und er darf des Dankes derselben gewiss seyn. Natürlich aber bleibt aus diesen Denkwürdigkeiten alles weg, was sich nicht darstellen, nicht vortragen lässt, oder was nicht zur Erläuterung seiner selbst gehört. — *Auch die Fehler, die ein solcher Mann von sich zeigt, wird er in einem nützlichen Lichte zeigen,* und im Ganzen wird er mehr erzählen, als über sich selbst entscheiden und richten. Lebensbeschreibungen dieser Art sind wahre *Vermächtnisse der Sinnesart* denkwürdiger Personen, Spiegel *der Zeitumstände*, in denen sie lebten, und eine *praktische Rechenschaft*, was sie aus solchen und aus sich selbst gemacht, oder worin sie sich und ihre Zeit versäumet haben. Mit je froherem Herzen sie aufgezeichnet wurden, desto besser.“ Um jeden Zug dieses Ideals einer Confession, wie sie Herder allein billigte, mit einem Beyspiele aus der Wirklichkeit zu belegen, sind gewiss die Reinhardischen Geständnisse weit geeigneter, als alle diejenigen es sind, an deren Spitze dieses Ideal steht. Das muss jeder Leser finden, der es nur nicht vergisst, dass es blos *homiletische* Geständnisse sind, die er zu erwarten hat, nicht aber eine so weitläuftige Schilderung *aller Eigenheiten*, wie sie die neueste homiletische Literatur auch besitzt, ohne dadurch aber reicher geworden zu seyn. Nur einen Faden aus dem Gewebe seines Lebens wollte der ehrwürdige Mann ganz besonders sichtbar machen, und so sollten natürlich die übrigen nur dann dem Auge näher gebracht werden, wenn jener ganz nahe an ihnen hinläuft, oder sich mit einem und dem andern unter ihnen vereinigt. Die feste Haltung, mit welcher dieses geschieht, die Vermeidung eines jeden, nicht zum Hauptzwecke gehörigen Details, — so unerwünscht sie hier und da manchem nicht homiletischen Leser seyn wird — gehört übrigens eben so sehr zu den Vorzügen dieser Schrift von Seiten ihrer Form, als die Einkleidung derselben in Briefe zuverlässig die passendste unter allen Gestalten ist, in welcher Geständnisse dieser Art nur irgend erscheinen konnten. Und wer wird die Leichtigkeit, mit welcher sich der Ausdruck in dem gefälligern Briefstyle hier bewegt, nicht eben so sehr bewundern als die Erhabenheit, welche sie in den Predigten, und als die philosophische Präcision, welche sie in den didaktischen Schriften desselben Verfassers annimmt.

Nicht ohne Veranlassung und Grund haben wir so eben auf nichthomiletische Leser dieser Schrift hingedeutet. Denn es liegt am Tage, dass auch von diesen die Rede seyn müsse, wo vom Gehalte und von der ungemeinen Wichtigkeit jener Geständnisse Rechenschaft gegeben werden soll. Unmöglich kann es auch nur einen Leser der R. Predigten geben — und wie viele Tausende giebt es deren zur Ehre unsrer Zeit — welchem nicht auch die Geständnisse ihres Urhebers äusserst willkommen seyn müssten. Die da blos Erbauung bey ihm suchten, und sich nur in dunkeln Gefühlen der Macht bewusst wurden, mit welcher seine Worte ihre Gemüther ergriffen; wie werden sie sich nun nicht mehr mit blosser Bewunderung und Dankbarkeit, sondern auch mit Liebe und Theilnahme zu ihm hingezogen fühlen, wenn sie in ihm den wissbegierigen und doch so sehr eingeschränkten Knaben, den frühverwaisten dankbaren Sohn, den rastlos thätigen und dabey von Herzen frommen Jüngling, den allgemein geehrten und doch zugleich so bescheidnen Mann kennen lernen; wie werden sie in ihm ein Werkzeug der Fürsehung auch zur Beförderung ihres Besten erblicken, wenn sie es vernehmen, wie wenig es eigentlich seine eigne Absicht war, sein Licht in einem Kreise und mit einem Glanze leuchten zu lassen, zu welchem auch sie gehörten und bey welchem auch ihr Auge von demselbigen erreicht werden konnte? Die da hingegen eines höhern und allgemeinen Interesse an ihm fähig, die da zur Bemerkung des Vorzüglichen, des Seltnen und des Eigenthümlichen geschickt waren, wozu sich in ihm die Menschlichkeit entwickelt und erhoben, die da auf die mannichfaltigste Weise Zeugen des Einflusses seyn mussten, welchen der Geist dieses Mannes auf seine Umgebungen — und wie weit reichen diese nicht? — sich erworben hatte; wie mussten sie nicht mit der gespanntesten Erwartung Aufschlüsse aus dem Munde dieses Mannes selbst empfangen, von denen sie hoffen durften, dass sie ihnen sämmtlich die erwünschtesten und wichtigsten Beyträge zur Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geistes geben würden. Wer auch nur ein wenig psychologischer Dilettant ist, welches Fach übrigens sein Beruf seyn möge, muss in diesen Geständnissen die belehrendsten Winke über Anlage, über Anerben gewisser Geistesrichtungen, über unwillkührliche Selbstbildung, über den Zusammenhang und die Wechselwirkung der einzelnen Geistesvermögen, über die Unauslöschlichkeit jugendlicher Eindrücke, über das Stärkende beschränkender Verhältnisse, über den innigen Zusammenhang der einzelnen, dem Anscheine nach völlig getrennten, Erscheinungen im innern Leben, und über so manches andre erhalten, was dem Menschenbeobachter unerschöpflichen Stoff zu immer neuer Bewunderung des geheimnissvollen Menschen-

wesens giebt! Welcher Pädagog wird nicht in ihnen die erwünschteste Bestätigung seiner Grundsätze von der Nothwendigkeit eines frühen Ernstes bey den Uebungen eines kindlichen Geistes, von dem unermesslichen Einflusse einer classischen Bildung in den Jünglingsjahren auf die glückliche, kräftige Betreibung jedes mit der Literatur sich berührenden Berufes der spätern Jahre finden? Und welcher gefühlvolle Mensch müsste nicht mit inniger Theilnahme ein Zeuge von dem Ringen und Kämpfen nach Wahrheit, nach eigner, selbsterworbener, mit sich selbst einstimmender Ueberzeugung seyn, von welchem der treffliche Mann mit einer Rührung redet, die sich jedem Leser mittheilen, und ihm zugleich die durchgängigste Aufrichtigkeit solcher Bekenntnisse verbürgen muss. Es ist besonders Brief 9, den wir hierdurch bezeichnet haben wollen. Die Geständnisse, die er enthält, müssen es begreiflich machen, wie es zugehe, dass bey R. mit dem eindringendsten Scharfsinne und der offensten Empfänglichkeit für jede neue Ansicht ein unerschütterliches Festhalten an Vorstellungen verbunden seyn könne, mit welchen er, — der nicht mit Worten und Phrasen spielt und anders denkt, als schreibt, — beynahe zu einer in ihrer Art einzigen Erscheinung unsrer Zeit geworden ist. — Die es gewagt haben, dieses ihnen unbegreifliche Beharren auf Kosten seines Herzens zu erklären, werden gewiss diesen Brief nicht lesen können, ohne ihn in ihren Herzen um Verzeihung zu bitten.

Dass nun aber für homiletische Leser diese Schrift das allervorzüglichste Interesse haben müsse, das geht aus der Bestimmung derselbigen hervor, so wie es in ihrer Natur liegt, dass sie für solche gerade da am allerinteressantesten zu werden anfangen muss, wo sich der eigentliche historische Abschnitt endigt! Wer als Prediger sein Geschäft nur einigermassen mit dem Wunsche betreibt, dem Ideale dessen, was er auf der Kanzel seyn soll, nach seinen Kräften nahe zu kommen; dem ist gewiss der ehrwürdige Reinhard die merkwürdigste Erscheinung in seiner Sphäre. Stimmen unter seinen Zeitgenossen, die über allen Verdacht der Partheylichkeit und der Schmeicheley weit erhaben sind, haben ihm das Zeugniss gegeben, dass er in seinen Predigten dem Ideale eines christlichen Predigers näher komme, als irgend einer von ihnen allen; und Tausenden, es ist nicht übertrieben, hat diess ihre eigne Erfahrung nur zu oft bestätigt, wenn sie, was sie mit dem gewissenhaftesten Fleisse zu leisten vermocht hatten, mit dem verglichen, was er in demselben Stücke war oder nach ihnen geleistet hatte. Gewiss hatten diese alle keinen sehnlichern Wunsch als den, zu erfahren, auf welche Art er einen Weg gefunden habe, den so viele vergeblich suchen, welche Mittel er anwende, sich auf demselbigen zu erhalten, und was ihm Kräfte gebe, so unermüdet weiter vorwärts auf demselbigen zu dringen. Dieser Wunsch ist ihnen nun auf die vortrefflichste Weise befriedigt worden; und dennoch kann man wohl mit einigem Rechte behaupten, dass recht sehr viele nicht gefunden haben werden, was sie erwarteten. Für alle nämlich, welche hier die erste Bekanntschaft mit des Verfassers Schicksalen machten, musste es eine im höchsten Grade überraschende Entdeckung seyn, wenn er ihnen gesteht, dass er sein Predigtamt angetreten habe, ohne die fast allgemein gewöhnliche Vorbereitung dazu gehabt oder auch nur ein einziges homiletisches Collegium frequentirt zu haben, und dass mithin an eine eigentliche Erziehung zum öffentlichen Redner, nach Cicero oder Quintilian, an ein absichtliches Erwerben der zum guten Prediger unentbehrlichen Fertigkeiten bey ihm ganz und gar nicht gedacht worden sey, dass er selbst dann, als er Amts wegen oft predigen musste, noch immer nicht im Stande gewesen sey; seine meiste Zeit und seine vorzüglichste Kraft dem homiletischen Studium zu widmen. Erst in Dresden machte er mit Zollikofers und andrer berühmter Prediger Arbeiten Bekanntschaft. Allein er unterlässt auch nicht das anscheinende Räthsel zu lösen, und zeigt recht deutlich, wie gerade die tiefen, eindringenden Studien der Philosophie, der Psychologie, der Moral, der Dogmatik der Bibel, mit fortgesetzter Lectüre der alten Classiker verbunden, ihn mittelbar und unbeabsichtigt eine Vorbereitung zum Predigtamte gaben, welche — lasst uns aufrichtig seyn — vielleicht den mehrsten unter uns fehlt. Ob auch die ganze Schrift für diesen Zusammenhang der strengern philosophischen und theologischen Studien mit der Kanzelberedsamkeit spricht; so verweisen wir doch besonders auf S. 61. 75. 144. wo er von dem Verfasser an seinem eignen Beyspiele ganz in concreto nachgewiesen ist. Und auch nur darin allein liegt der hauptsächlichste Grund aller der Vorzüge, mit welchen seine Predigten ausgestattet sind; so könnte man des Crassus Urtheil über Scaevola beym Cic. de Orat. I, §. 180. auf R. übertragen) ut inter eloquentes rerum sacrarum peritissimus esset, factum est, ut inter rerum sacrarum peritos eloquentissimus evaderet. (Der Verfasser dieser Anzeige hat überhaupt in der Vergleichung der R. Schrift mit den Selbstgeständnissen des Crassus beym Cicero nicht nur den anziehendsten Genuss, sondern auch zugleich mannichfache Veranlassung gefunden, das Classische der ersten in desto vollerem Lichte zu erblicken.) Bey dem allen aber warnt er jedoch alle künftige Prediger vor einer ähnlichen Vernachlässigung der theoretischen Vorbereitung und der praktischen Vorübungen; und es ist recht sehr zu wünschen, dass die Stimme eines solchen Rufers recht viele Ohren erreichen möge. Denn der leidige Geist der Surrogatenzeit scheint auch sogar in die Kreise der jungen Homileten sich eindrängen zu wollen. Kein Studiosus theologiae sollte künftig die Universität beziehen, ohne vorher diese R. Geständnisse gelesen zu haben. — — Nicht minder werden aber auch viele

ihre Erwartungen durch dasjenige nicht befriedigt finden, was der Verfasser über seine heuristischen Operationen mittheilt, in denen so häufig der wahre Grund des Neuen, des Wichtigen, des Unerschöpflichen vermuthet worden ist, wodurch die R. Predigten so unerreichbar werden. Denn es ist nicht zu läugnen, unbekannte, unerhörte Kunstgriffe, bisher völlig unbekannte Geheimnisse sind mit der Methode nicht verbunden, deren er sich bey Aufsuchung seiner Hauptsätze bediente, sie sind, selbst bis auf das Magazin zufällig sich darbietender interessanter Gedanken schon öfter empfohlen und gebraucht worden; wobey wir nur um der Aehnlichkeit des Ortes willen an *Fest's* Selbstbiographie erinnern. Man sieht also wohl, dass der Verfasser zu seinen Regeln und Mitteln etwas mit hinzubringt, was von oben kömmt, und was ihm nicht nach dem Maasse gegeben worden ist, was aber auch zu den Dingen gehört, von denen Herder sagt, dass sie sich nicht darstellen lassen! ἔχρισέ σε ὁ Θεὸς σου ἔλαιον δυναμέως παρὰ τοὺς μετόχους σου! — Um desto mehr aber wird alle Erwartung durch dasjenige übertroffen, was die beyden letzten Briefe auf Veranlassung der Selbstrecension enthalten, welche der Verfasser über Disposition und Elocution seiner eigenen Predigten ergehen lässt. Auf der einen Seite geben diese Selbstbeurtheilungen das unverdächtigste Zeugniss von der Aufrichtigkeit, mit welcher der Verfasser von dem Glauben an eine wirkliche Unverbesserlichkeit seiner Arbeiten selbst weit entfernt zu seyn schon oft versichert, so wie von der aufmerksamen Berücksichtigung, welche er den, freylich nur selten möglichen, bisweilen auch wohl mit echt alexandrinischer Genauigkeit die Sylben zählenden, Bedenklichkeiten gegen gewisse Eigenheiten seiner Methode geschenkt hat. Von der andern Seite sind sie aber auch der redendste Beweis von der unumschränkten Freyheit, mit welcher der Geist dieses Mannes über seinen eignen Producten schwebt, und sich unaufhörlich des Höhern und Vollendetern bewusst bleibt, dessen jede Frucht menschlichen Denkens und Könnens fähig zu seyn allerdings nie aufhört. Auf den Ruhm eines *religiösen Künstlers* jedoch, der sich in seinem *religiösen Kunstwerke*, was eine Predigt eigentlich seyn solle, verliert, oder wohl gar selbst als die *personificirte Predigt* auf der Canzel erscheint, leistet er dem Ansehn nach ganz Verzicht. Die Erörterungen über seine Methode im Disponiren und Ausführen sind der vortrefflichste Commentar zu den Anweisungen aller homiletischen Lehrbücher über dieses Capitel, welches durch sie manchen bedeutenden Zusatz erhalten dürfte. Erinnerungen über Symmetrie, über logische Fesseln, über freyen Erguss des Gefühls und regen Schwung der Phantasie auf der Kanzel, über das Ergreifen des Gemüths und Verzichtleisten auf Belehrung und Verdeutlichung bey den Zuhörern sind hier beygebracht, welche durch manche Erscheinungen in der homiletischen Welt unsrer Tage äusserst nothwendig und heilsam geworden sind, und auf welche denn doch selbst in dem neuesten Lehrbuche der Homiletik (von D. J. Chr. W. *Dahl*, Leipzig, 1811. S. 191.) nur sehr entfernte Rücksicht genommen werden konnte. — — Ganz vorzüglich merkwürdig und lehrreich ist die Strenge und der Scharfsinn, mit welchem der Verfasser an dem Ausdrucke in seinen Vorträgen Ausstellungen macht, wo auch selbst die aufmerksamsten Beurtheiler nichts zu tadeln gefunden haben würden; und mit welchem er seine Nachahmer, zumal auf dem Lande, auffordert, bey ihrer guten Meynung das gehörige granum salis nicht zu vergessen. Sollten zufällig einem Besitzer der R. Predigten unsre Blätter eher in die Hände kommen, als die Geständnisse, so riethen wir ihm, um eine recht belehrende Ueberraschung vorzubereiten, einen Versuch zu machen, was er wohl in Hinsicht auf Ausdruck und Stellung in der Reformations-Predigt vom Jahr 1796 in des ersten Theils erster Unterabtheilung etwa erinnern zu können glaubte. Tausende haben diese Stelle ohne Anstoss gelesen und schön gefunden, und dennoch mangelt ihr, wenn wir ihren Urheber hören, gar viel, und er beweist es auch, wie das dort Gesagte doch noch besser hätte gesagt werden können. Schon diese einzige Stelle müsste hinreichen, einen jeden, der mit dem Verfasser ein Geschäft treibt, von der gefährlichen Zufriedenheit mit sich und mit seinen Arbeiten, wenn er sich ihr etwa jemals überlassen hätte, weil er selbst nichts mehr zu bessern im Stande war, auf immer zu heilen. Bey einem so regen Gefühle für immer grössre Vollendung kann es freylich nicht anders kommen, als es dem Verfasser, seinem Geständnisse zufolge, wirklich geschieht, dass ihm nämlich auch nach einer solchen Reihe von Jahren seine Vorträge noch immer nicht weniger Mühe und Zeit kosten, als beym Antritte seines Predigtamtes. Wahrhaftig nichts weniger als ein leicht verdienter Lohn ist also die so allgemeine Aufmerksamkeit der Zeitgenossen auf seine Arbeiten, und nun, was höchst gerecht ist, erfolgt, wenn die edlern Gemüther auch fremder Zungen durch seine Rede erbaut zu seyn wünschen. Dass er aber auch selbst in dem, wovon nur der kleinere Theil seines Publikums, nur die, die ihn unmittelbar hören können, Vortheil ziehen, dass er in dem wöchentlich erneuertem Kampfe gegen ein widerspenstiges Gedächtniss bey einer so grossen Menge theils wichtiger theils weit anziehenderer Beschäftigungen nicht ermüdet; dadurch muss er uns allen, manchem wahrscheinlich nicht ohne ihm eine kleine Schamröthe in das Gesicht zu treiben, um so mehr als ein nachahmungswürdiges Muster erscheinen, je mehr wir in diesen Stücken wirklich, wenn wir nur ernstlich wollen, es ihm gleich zu thun im Stande sind. Ein Hauptmittel des Sieges über jenes Widerstreben seines für die Auffassung bestimmter Wortreihen, schwer empfänglichen Gedächtnisses lässt er die Leser in dem Symmetrischen und Tabellari-

schen seiner Dispositionsmethode erblicken, deren fast durchgängige Anwendung er eben aus dieser Eigenthümlichkeit seines Geistes zum Theile herleitet. Um so weniger kann also mit einigem Rechte die Forderung gethan werden, dass die Geständnisse auch einige nähere Aufschlüsse über die mnemonischen Hülfsmittel hätten ertheilen sollen, durch welche er sich das oft auch für glücklichere Gedächtnisse so beschwerliche Memoriren zu erleichtern pflege. Es giebt unläugbar kein sichreres, als möglichst genaue bis auf die kleinsten Abschnitte sich erstreckende Disposition. Wer indessen jemals selbst Zeuge seyn konnte, wie der treffliche Redner den tiefen Sinn und die hohe Kraft seiner Worte durch die passendste Declamation und die zustimmendste Gesticulation doppelt anschaulich und fühlbar zu machen weiss; dem drängt sich ein andrer Wunsch unwiderstehlich auf, dass es ihm nämlich gefallen haben möchte, sich auch hierüber mitzutheilen. Seine Praxis mit ihren Gründen würde unläugbar sehr viel zur Entscheidung der Streitfrage beygetragen haben, ob Declamation und Action die Frucht einer mit dem Memoriren verbundenen Prämeditation, oder ob sie das augenblickliche Erzeugniss des an heiliger Stätte von dem Sinne der Worte selbst innig ergriffnen Herzens seyn solle.

Wir besorgen nicht, dass unsre Anzeige dieser merkwürdigen Schrift (für deren Mittheilung dem Verfasser der gerührte Dank auch nicht eines Lesers entstehen kann) irgend jemanden zu weitläuftig scheinen werde; wir fühlen vielmehr, dass sie dennoch nicht alles umfasse, was einer Erwähnung gar sehr werth gewesen wäre, und was sie auch ihrem ersten Plane nach enthalten sollte; und am allerunvollkommensten muss sie erscheinen, wenn sie als *Inhalts-Anzeige* betrachtet werden sollte. Ist es uns indessen nur gelungen, die Wichtigkeit und den Geist der angezeigten Schrift ihrer nicht ganz unwürdig zu bezeichnen; so ist dadurch unser hauptsächlichster Zweck erreicht, und auf der andern Seite die Schuld vermieden, dass nicht irgend Jemand durch unsre Anzeige von ihr so viel erfahren zu haben vorgeben dürfe, dass er sich der eignen Bekanntschaft mit derselbigen schon entbinden könne. Wiewohl, wer nur irgend Gelegenheit hat, einen Crassus selbst von sich sprechen zu hören, der wird ohnedem mit den fragmentarischen Andeutungen eines Diphilus nicht lange zufrieden seyn wollen. Dieser selbst kann sich übrigens, nach wiederholter Lectüre der Geständnisse, über seine Gefühle nicht besser erklären, als wenn er in seinem Namen den Scaevola den Eindruck beschreiben lässt, den des Crassus Selbstbekenntnisse auf ihn gemacht hatten: Tua oratio fuit ejusmodi, ut non ullam artem doctrinamve contemneres; sed ut omnes comites et ministras oratoris esse diceres. Quas ego si quis sit unus complexus omnes, idemque si ad eas facultatem istam ornatissimae orationis adjunxerit; non possum dicere, eum non egregium quendam hominem atque admirandum fore. Sed is, si quis esset, aut si unquam etiam fuisset; aut vero si esse posset, tu esses unus profecto, qui et meo judicio et omnium vix ullam ceteris orationibus (pace horum dixerim) laudem reliquisti. (Cic. de Or. I, 17.)

MINERALOGIE.

Lehrbuch der Mineralogie, in kurzem Auszuge der neuern mineralogischen Systeme, zum Gebrauch akademischer Vorlesungen und Einrichtung mineralogischer Sammlungen, von *E. J. C. Esper*, der Weltweisheit Dr., derselben ordentl. Prof. und Direct. des Universitätsmuseums auf der Friedrichs-Alexanders-Universität zu Erlangen, etc. etc. Erlangen, bey J. J. Palm, 1810. in 8. (510 S.) (1 Thlr. 14 Gr.)

Der kürzlich verstorbene Verfasser hat sich als Entomolog und Zoolog rühmlichst bekannt gemacht, als Mineralog kann er jedoch dem vorliegenden Lehrbuche nach zu urtheilen, nur wenig geleistet haben. Sein Styl ist unbehülflich und fehlerhaft, die Schreibart oft unorthographisch, hiermit darf man es jedoch bey dem Verfasser so genau nicht nehmen, weil er erst in spätern Jahren zum Gelehrten sich gebildet hat. Sehr oft hat derselbe in diesem Buche ganz falsch aufgestellte Begriffe gewiss richtig gedacht, und Sachen niedergeschrieben, die er nicht hat schreiben wollen. Selbst der Titel des Buches giebt einen Beleg hiezu; denn was soll man von einem Lehrbuche der Mineralogie halten, worin die Fossilien nach einem Auszuge aus den neuern Systemen aufgestellt sind? Wahrscheinlich wollte der Verfasser sagen, dass er die verschiedenen Classen von Kennzeichen bey den Fossilienbeschreibungen mit einander verbunden, nicht etwa eine oder einige derselben ausschliesend angewandt habe; denn in Hinsicht der systematischen Aufstellung der Fossilien befolgt er ganz die in Leonhards mineralog. Tabellen Statt findende Anordnung. In der Vorrede sagt der Verfasser, dass er sich vorgenommen habe, dem Publiko einen Auszug aus den Leonhardschen mineral. Tabellen, mit einigen aus den mineralogischen Handbüchern von Suckow, Emmerling, Reuss, Estner und aus Linné Syst. nat. Tom. III. ed. Gmelini, entlehnten Zusätzen zu liefern, und zwar diess zunächst zum Behuf seiner Vorlesungen.

Gegen die Zweckmässigkeit eines solchen auch möglichst gut ausgeführten Unternehmens möchte sich vieles einwenden lassen, selbst auch wenn der Verfasser, wie es wahrscheinlich ist, damit die Absicht verbunden hätte, die in der Zoologie und Botanik befolgte Beschreibungsmethode auch auf die Mineralogie anzuwenden. Dieser Auszug ist übri-

gens sehr unvollständig und fehlerhaft, denn nur selten ist das Wichtigere aus den Leonhardschen Beschreibungen mit gehöriger Kritik ausgewählt, auch sind die in diesen vorkommenden Versehen hier wiedergegeben, und vielfältig durch neue vermehrt worden. Was die Zusätze anlangt, so bestehen sie in der Angabe der vornehmsten Fundorte der Fossilien, und in Anführung aller möglichen Trivialbenennungen derselben, deren der Verfasser nur hat habhaft werden können, auch sind jeder Gattung die Gmelin-Linnéischen lateinischen Namen beygefügt. Bey jeder Fossiliengattung und Art ist ausserdem noch angemerkt, auf welcher Seite deren Beschreibung in den sämmtlichen oben angeführten Handbüchern zu finden ist. Diese Citate, die einen grossen Theil des Buches ausfüllen, hält Recensent für unzweckmässig, denn wem daran gelegen ist, Fossilienbeschreibungen in diesen Lehrbüchern nachzulesen, der kann sie ja in denselben sogleich ohne Mühe nachschlagen.

Den Fossilienbeschreibungen geht als Einleitung ein Auszug des Wernerschen praeparativen Theils der Oryktognosie voraus, dem noch eine Aufstellung der chemischen und physischen Kennzeichen der Fossilien, so wie auch bey Aufzählung der Krystallformen einige Worte über die Haüysche Methode dieselben zu beschreiben hinzugefügt sind.

Zu Anfang derselben sagt der Verfasser: die Mineralogie theilt sich daher in die Oryktognosie und Geognosie, und giebt gleich darauf fünf Doctrinen derselben an, worunter diese beyden mit begriffen sind.

Seite 3. wird die Eintheilung der äussern Kennzeichen in allgemeine und besondere zwar erwähnt, darauf aber in der Folge weiter keine Rücksicht genommen.

Derb nennt Seite 8. der Verfasser diejenigen Fossilien, welche die Grösse einer Erbse übersteigen; bey der folgenden Stufe dem Eingesprengten lässt er das gross eingesprengte weg, und nennt grob eingesprengt, was zwischen einer grossen und einer kleinen Erbse liegt. Nach der von Werner gegebenen Erklärung erstreckt sich das Derbe bis zur Grösse einer Haselnuss hinab, das gross Eingesprengte bis zu der einer Erbse, und das klein Eingesprengte bis zu der eines Hanfkornes.

Seite 11. wird die sowohl bey After- als auch bey wesentlichen Krystallen, jedoch am häufigsten bey den letztern Statt findende Absonderung, mit als Charakter der erstern angeführt; überhaupt sind die unterscheidenden Merkmale beyder Krystallgattungen nicht richtig angegeben.

Von Abstumpfung, Zuschärfung und Zuspitzung der Grundgestalten wird Seite 13 folgende ungenügende Erklärung gegeben: *Abstumpfung* ist die Fläche bey dem Durchschnitt einer Kante; *Zuschärfung* eine Abstumpfung, wodurch auf eine Kante eine andere hervorgebracht wird, und *Zuspitzung*, wenn die Endfläche in eine Pyramide übergeht. Die Theilung der Flächen ist ganz übergangen. Wie deutlich und bestimmt sind dagegen die bekannten Wernerschen Erklärungen dieser Veränderungen der Grundgestalten!

Seite 23. wird als zum zweyfachen Durchgange der Blätter, eine fast rechtwinkliche Schneidung derselben, Recensent weiss nicht mit welchem Rechte, als erforderlich angegeben.

Als Resultat des vierfachen Durchgangs der Blätter führt der Verfasser blos octaëdrische Bruchstücke auf, und erwähnt der tetraëdrischen und rhomboidalen nicht, welche entstehen, wenn 4 abwechselnde oder zwey entgegengesetzte Flächen des Octaëders verschwinden.

Von den Belegen, durch welche Recensent zu dem über den applicativen Theil gefälltem Urtheile veranlasst wurde, können hier, um diese Anzeige nicht ungebührlich zu verlängern, nur einige angeführt werden; sie sind überdiess in solcher Menge vorhanden, dass sie jedem Mineralogen, der das Buch durchblättert, sogleich aufstossen müssen.

An die Spitze desselben ist als erstes Geschlecht der erdigen Fossilien die Diamanterde gestellt, obgleich in der Beschreibung des Diamants angegeben ist, dass er blos Kohlenstoff enthält.

Die in Leonhards Tabellen angeführten Sippschaften sind hier mehr, als dort geschehen ist, herausgehoben; es sind z. B. unter der Rubrik Chrysoberyllarten, die nach Leonhard zu dessen Sippschaft gehörigen Gattungen des Topas, Chrysoberyll und Chrysolith beschrieben, auf diese folgen dann die Augit-, Granat-, Spinellarten u. s. w. Der Verfasser übersetzt, wie man sieht, mit mehrern Naturforschern Species nicht durch Gattung, sondern durch Art, in den mineralogischen Systemen ist diess bis jetzt noch von Niemand geschehen.

Seite 41. wird als gewöhnliche Krystallisation des Circon die rechtwinklich vierseitige Säule mit vierflächiger auf die Kanten aufgesetzter Zuspitzung angegeben; dasselbe Versehn findet man auch in den Leonhardschen Tabellen; ferner ist unter den Bestandtheilen des Ceylonischen Circons die Circonerde aufzuführen vergessen.

Seite 55. wird als Spinel-Krystallisation die dreyseitige Pyramide an Ecken und Spitzen abgestumpft angeführt.

Seite 69. wird in der Anmerkung der Avanturin als Quarzsand, und als Arten desselben der künstliche und aus Glas verfertigte Avanturin aufgeführt. Unter den vom blättrigen Rothkupfererz angegebenen Krystallformen fehlt das Octaëder; ferner findet man indiggrün angelaufenes bunt Kupfererz, Fahlerz in doppelt dreyseitigen Pyramiden, vollkommene Würfel von Spatheisenstein u. s. w. Die beym gemeinen Schwefelkies mit aufgeführte Benennung von krystallisirtem Gesundheitsstein ist gewiss sehr triviel. Dass

unter den in den Leonhardschen Tabellen als noch nicht einrangirt im Anhange nach jeder Classe beschriebenen Fossilien sich viele befinden, deren Ort im Systeme seit Erscheinung dieses Werkes durch Werner bestimmt ist, darauf hat der Verfasser nicht Rücksicht genommen; es ist dieses z. B. der Fall beym Allochroït, Anthophyllith, Gadolinit, Datholith und Automolith.

Auch die Beschreibung der Gebirgsarten ist aus den mineral. Tabellen in einem sehr kurzem, so viel Rec. gesehn hat, ziemlich richtigen Auszuge mitgetheilt; sehr unzweckmässig sind jedoch demselben bey dem Sandstein 35 in dem Linnéischen Systeme aufgeführte Arten desselben mit einverleibt, die als solche von den neuern Mineralogen schwerlich anerkannt werden möchten. Ein Namen- und Sachregister macht den Beschluss des Ganzen.

LEHRBÜCHER FÜR SCHULEN.

Darstellung des Weltsystems. Ein Leitfaden für den Unterricht in der Astronomie auf Schulen. Abgefasst und zur Erleichterung des eignen weitern Studiums der Sternwissenschaft, mit den nöthigsten literarischen Anmerkungen und Nachweisungen versehen, von *G. L. Schulze,* **Prediger in Polenz und Ammelshayn bey Leipzig,** Leipzig, 1811. **Baumgärtnersche Buchh. XXIV. 390 Seit. gr. 8. Mit 4** Kupfertafeln.

Da der würdige Verfasser, der seine Musse von Berufsgeschäften und andern Arbeiten einer nur zu sehr vernachlässigten Wissenschaft mit Erfolg widmet, nicht nur die vortrefflichen Werke von La Place, Biot und Klügel vornämlich zu Führern gewählt, sondern auch noch sehr viele andere, die er sich selbst mit nicht geringer Aufopferung angeschafft, benutzt hat, (so dass aus ihnen passende und populäre Stellen sogar wörtlich aufgenommen sind), so wird man zwar nicht neue Forschungen, Entdeckungen und Darstellungen erwarten (die auch in einem solchen Lehrbuche nicht gesucht und von den Verfassern nicht angebracht werden sollen), aber auch im Voraus schon überzeugt seyn können, dass der Unterricht richtig, gründlich und den neuesten Belehrungen der grössten Mathematiker, Astronomen und Physiker gemäss sey. Es kann also nur die doppelte Frage bey diesem (gewiss auch ausserhalb des Bezirks der Schulen nutzbaren Lehrbuche) seyn, ob überhaupt der Unterricht in der Astronomie und ein solches Lehrbuch derselben für Schulen zu empfehlen sey, und ob das gegenwärtige Lehrbuch einem solchen Unterricht, wie er in Schulen ertheilt werden kann und soll, angemessen sey? Der Verfasser erinnert gleich im Eingange, dass, da die Astronomie nicht nur für das ganze menschliche Leben den grössten und unbezweifeltsten Nutzen habe, sondern auch den menschlichen Geist von einer niedrigen Denkart zu einer höhern Ansicht der Welt und unsers Verhältnisses zu derselben erhebe, es sehr zu beklagen sey, dass sie so sehr vernachlässigt, ja wohl gar als eine unnütze Wissenschaft angesehen und verachtet werde. Dieser Gleichgültigkeit gegen sie entgegen zu arbeiten, sagt er, gebe es kein zuverlässigeres Mittel, als sie, wie es in Frankreich geschehen ist, zu einem Gegenstande des öffentlichen Unterrichts zu machen, wofür das Herz der Jugend (eigentlich sollte wohl mehr vom Verstande die Rede seyn) gewiss empfänglich sey, wenn es nur nicht an Lehrern dazu fehle. — Man kann an eine doppelte Art von Schulen bey uns (denn das Ausland lassen wir dabey ganz weg) denken. Es kann darüber kein Streit seyn, dass in Schulen, welche der allgemeinsten Bildung bestimmt sind, ein ganz populärer, und, nach Beschaffenheit der Schulen und nach ihren Zwecken, zuletzt auch wohl noch ein etwas weiter gehender, ausführlicher und dem streng wissenschaftlichen sich mehr nähernder Unterricht, Statt finden sollte, wie er auch hie und da wirklich ertheilt wird. Er muss dann immer den Bestimmungen solcher Schulen und ihrer Zöglingen und den vorher erlangten Kenntnissen in der Mathematik angemessen seyn. Giebt es unter diesen Zöglingen Einige, die Lust und Fähigkeit haben, ihre elementar. Kenntnisse von dem Weltgebäude und den Weltkörpern zu erweitern, so wird es ihnen dazu wohl nicht an Gelegenheit fehlen. Denn in jenen Schulen gibt es noch sehr viele Gegenstände der allgemeinen Bildung, die der Jugend doch auch noch näher liegen als Saturn und Ceres. Der Herr Verfasser nahm vornämlich auf gelehrte Schulen Rücksicht. Bey diesen kann nun fürs erste der populärste Unterricht über das Weltgebäude aus den Schulen oder Classen, welche der allgemeinen Bildung bestimmt sind, vorausgesetzt werden. Es kann also nur die Frage seyn, ob ein höherer Unterricht in der Astronomie für unsre gelehrten Schulen zweckmässig sey? Rec. ist immer der Meynung gewesen, dass man doch ja nicht von den eigentlichen akademischen Lehrgegenständen viel in den Schulunterricht herüber ziehen sollte, dass man diese Schulen nicht mit zu vielen Lehrgegenständen, und die Zöglinge nicht mit zu vielen Lehrstunden überhäufe, um sie nicht zu zerstreuen und Halbwisser zu bilden, dass man den eigentlichen Schulwissenschaften nicht die erforderliche Zeit entziehe. Wenn nun nach den besondern Umständen einer Gelehrtenschule (von eigentlichen Gymnasien, Instituten, die zwischen der Universität und Schule in der Mitte liegen, ist hier die Rede nicht), und mit Berücksichtigung des vorhin Angegebenen, noch Zeit und Gelegenheit zu einem an die mathematischen Lehrstunden sich anschliessenden genauern Unterricht über das Weltgebäude für eine höhere Classe in ein paar Stunden wöchentlich bleibt, so ist

dieser Unterricht, der jedoch nur Vorbereitung auf den wissenschaftlichen akademischen seyn muss, gewiss zweckmässig und empfehlungswerth. Ein Lehrbuch dazu muss sich aber eben deswegen auch nur auf die nothwendigsten und allgemeinsten wissenschaftlichen und historischen Belehrungen einschränken und sich auf den schon erhaltenen mathemat. Unterricht gründen. Wird dabey, wo es möglich und zweckmässig ist, auch auf das classische Alterthum Rücksicht genommen, so schliesst es sich noch näher an die Hauptgegenstände des Schulunterrichts und der Schulbeschäftigung an. — Das gegenwärtige Werk ist nicht eigentlich ein Leitfaden, sondern mehr ein Handbuch zu nennen. Es war die Absicht des Verf. darin ungleich mehr zu vereinigen, als in einen Leitfaden gehört. Es ist vieles darin, was dem Lehrer, dem gebildeten Freunde der Astronomie, dem, der für sich weiter fortschreiten will, wichtiger und nothwendiger ist, als dem Schüler. Wir machen daraus dem Verf. keinen Vorwurf, dass er aus seinem reichen Vorrathe so viel Gutes mitgetheilt hat; nur als blosser Leitfaden darf sein Werk nicht beurtheilt werden, wenn man es gerecht beurtheilen will. Selbst dann, wenn man es aus einem zweyten vom Vf. angegebenen Gesichtspunkte als Hülfsbuch zur nöthigen Vorbereitung und Wiederholung für Schüler ansehen wollte, würde doch noch oft Zweifel entstehen, ob alles für Schüler sey. Wir sehen es also lieber als ein Lehr- und Handbuch an. In einem solchen kann es erlaubt seyn auch auf künftige Bedürfnisse im Voraus Rücksicht zu nehmen und dem Lehrer zu überlassen, dass er manches überschlägt. Nun werden auch die zahlreichen Anmerkungen keiner weitern Vertheidigung bedürfen, in denen *mancherley* nützliche Zwecke erreicht werden sollten; dem Lehrer sollen die Quellen angezeigt werden, wo er das kurz Angedeutete weiter ausgeführt findet, dem Schüler die wichtigsten Hülfsmittel seines künftigen Studiums im Voraus bekannt gemacht werden; die Erklärungen astronom. Kunstwörter, die historischen, oft speciellen Notizen, die angeführten Stellen aus alten Classikern und die wörtlich wiederholten Stellen aus den vorzüglichsten astronomischen Schriften werden beyden erwünscht seyn; dadurch dass diess Werk zur nähern Bekanntschaft mit den besten astronomischen Werken zu führen bestimmt ist (ein alphabetisches Verzeichniss derselben ist vorausgeschickt), soll es sich von ähnlichen Lehrbüchern unterscheiden. — Einige mathematische Vorkenntnisse werden natürlich vorausgesetzt, da ohne sie die Anfangsgründe der Sternkunde sich nicht verstehen lassen, aber es sind nur die gemeinsten Vorkenntnisse, die der Verfasser zum Gebrauche seiner Belehrungen fordert; und seinem Vortrage fehlt es weder an natürlicher Ordnung noch an Fasslichkeit, Deutlichkeit und Annehmlichkeit. In der Einleitung wird vornämlich der mannigfaltige Nutzen der Sternwissenschaft, wie der Verfasser sie genannt haben will, dargelegt, auch einiges aus ihrer Geschichte beygebracht. Der Verfasser geht in der Anleitung selbst von den allgemeinsten Wahrnehmungen und Erfahrungen, oder von der Betrachtung der scheinbaren Bewegung der Himmelskörper zur Erforschung der wahren und dann zur Entdeckung der allgemeinen physischen Ursache aller Himmels-Bewegungen fort, oder von der sphärischen Astronomie zur theorischen und von dieser zur physischen über. Unstreitig ist diess der natürlichste Gang. Der erste Abschnitt hat es also mit den scheinbaren Bewegungen der Himmelskörper zu thun, und zwar handeln 14 Capitel von der Welt überhaupt, der täglichen Bewegung der Himmelskörper, der eignen Bewegung einiger, der Sonne und ihrer eignen Bewegung, dem Monde, den Planeten, und insbesondere dem Mercurius und der Venus, den übrigen Planeten, den Monden oder Trabanten der Planeten, den Flecken, Axendrehungen und andern Merkwürdigkeiten der Sonne, Planeten und Nebenplaneten, den Kometen, den Fixsternen, der Gestalt und Grösse der Erde, der Parallaxe und Refraction, den verschiedenen Weltsystemen. Die darüber vorgetragenen Belehrungen sind zweckmässig, vollständig und deutlich, erläutert durch mehrere historische und philologische Bemerkungen. Die lateinischen Verse, in welchen die Ordnung der nunmehrigen 11 Hauptplaneten zusammengefasst ist, werden Seite 117. berichtigt. Bey Behandlung der Kometen wird die ehemalige abergläubige Ansicht derselben mit mehrern Beyspielen belegt. Nur das Capitel von der Parallaxe setzt schon grössere mathematische Einsichten voraus. Die beygefügten Tafeln werden überall das Verständniss der Belehrungen erleichtern. Der zweyte kürzere Abschnitt hat es mit den wahren Bewegungen der Himmelskörper zu thun. In 6 Capiteln ist von der doppelten Bewegung der Erde, von der Gestalt der Planetenbahn und den Gesetzen, nach welchen sie beschrieben werden, den Elementen der Planetenbahnen, den Bewegungsgesetzen der Nebenplaneten und Kometen, den wahren Entfernungen und Grössen der Weltkörper unsers Planetensystems und der allgemeinen Schwere, als der Grundursache aller himmlischen Bewegungen gehandelt, und mit allgemeinen Betrachtungen über das Weltsystem in 7 Capiteln geschlossen, die zum Theil weiter gehen, als die ursprüngliche Bestimmung des Buchs erwarten liess. Den Mangel eines Registers ersetzt die Anzeige der Capitel nur wenig. Aber der aufmerksame Leser (und solche wünschen wir diesem Lehrbuche in grosser Zahl) wird das, was er gelesen hat, auch bald wieder finden. Hie und da sind Stellen der Classiker angeführt und benutzt, aber es konnte noch häufiger im Einzelnen, besonders zum Behuf der Erklärung schwieriger Stellen, in Beziehung auf Gelehrtenschulen, geschehen.

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG
107. Stück, den 5. September 1810.

PHYSIK.

Traité d'Acoustique par **E. F. F. Chladni**, Docteur en Philosophie et en Droit, membre de la Société Royale d'Harlém etc. avec huit Planches. Paris, chez Courcier, Imprimeur-Libraire pour les Mathematiques, quai des Augustins, no. 57. 1809. 8. 375 S. Nebst zwey angefügten Rapports der physikal. mathemat. Classe und der Cl. der schönen Künste des Institut de France über des Verfass. Clavicylinder und seine akustischen Entdeckungen.

Herr Doctor Chladni wollte nämlich bey seinem Aufenthalte in Paris das Urtheil über seine Erfindungen nicht gern von Andern bestimmen lassen, als von Solchen, die mehr als Andere befugt sind, über Gegenstände der Wissenschaft oder der Kunst zu urtheilen; er hielt also für das Schicklichste, sich an das Institut de France zu wenden, und sich zur Prüfung seines Clavicylinders und seiner akustischen Entdeckungen eine Commission zu erbitten, die aus Mitgliedern der physikalischen und mathematischen Classe und der Classe der schönen Künste bestände, und, wie es in ähnlichen Fällen geschieht, ihr Urtheil darüber sagte. Man ernannte von Seiten der physik. und mathematischen Classe die Herrn De Lacépède, Haüy und Prony, welche mit physikalischen und mathematischen Kenntnissen auch die hierzu erforderlichen musikalischen Kenntnisse verbinden, und von Seiten der Classe der schönen Künste die Herrn Grétry, Gossec und Méhul. Ihr Urtheil fiel sehr ehrenvoll für ihn aus: Das Rapport über das Clavicylinder befindet sich im Moniteur 1809, No. 12. und das über die akustischen Entdeckungen im Moniteur 1809 No. 102., und aus diesen sind sie in dem oben genannten Werke aufgenommen worden.

Die Verf. der Anzeige S. 360 sind der Meynung, dass, weil der Klang gegenwärtig nicht sehr stark sey, dass man, um in einem Orchester grosse Wirkung dadurch hervorzubringen, Mehrere mit einander zu verbinden genöthigt seyn würde: das möchte aber wohl nicht der Fall seyn — sondern ein im Grossen mehr angelegtes würde diesen Zweck ganz gewiss erfüllen. Die gegenwärtige Einrichung war für den leichten Transport auf des Erfinders Reisen blos calculirt: ein Pianoforte in Clavierform leistet bekanntermassen auch das nicht, was eins in Flügelform leistet.

Der Kaiser, nachdem er seinen Clavicylinder und Mehrere von seinen Experimenten nebst den Erläuterungen seiner Aufmerksamkeit gewürdigt hatte, bewilligte ihm eine Gratification von 6000 Fr., genehmigte die Dedication seines Buches und wies 3000 Fr. an zu einem Preise, welchen das Institut bis zum 1. Octbr. 1811 für die mathematische Theorie der Flächenschwingungen ausgesetzt hat, von welchen er die physische Theorie gegeben hatte.

Das Programm des Instituts, welches auch besonders abgedruckt worden ist, befindet sich im Moniteur 1809 No. 88., in den Mémoires de l'Institut 1808 und in dem obigen Werke bey den Rapports. Es kommt hierbey darauf an, aus allgemeinen chemischen Gesetzen die Krümmungen, welche eine Fläche bey ihren Schwingungen annehmen kann, nebst den einer jeden Schwingungsart zukommenden verhältnissmässigen Geschwindigkeiten, so zu bestimmen, dass die Resultate der Theorie mit den Resultaten der Erfahrung übereinstimmen, ungefähr so, wie Dan. Bernoulli und L. Euler dieses in Hinsicht auf die transversalen Schwingungen eines Stabes geleistet haben. Derjenige, welcher im Stande wäre, dieses zu leisten, würde eigentlich als der Schöpfer eines ganz neuen auf viele andere Gegenstände anwendbaren Faches der höhern Analyse anzusehen seyn, da bis jetzt für Krümmungen einer Fläche, die sich nicht auf einzelne lineare Krümmungen reduciren lassen, weder Ausdrücke noch Berechnungsarten vorhanden sind. — Mehrere von den vorzüglichsten Naturforschern in Paris wünschten, dass der

Hr. D. Chl. seine deutsche Akustik auch in französischer Sprache und zwar selbst bearbeiten und herausgeben möchte, da ein anderer Uebersetzer es ihm schwerlich ganz nach seinen Wünschen in irgend eine andere Sprache dürfte übertragen können. Er unterzog sich auf mehreres Zureden diesem bedenklichen Geschäfte: stiess auch freylich auf manche Schwierigkeit dabey, die nicht etwa blos in einer nicht hinlänglichen Bekanntschaft eines Deutschen mit einer jeden fremden Sprache, sondern noch besonders mit in der Natur der französischen Sprache lag, die im Ausdrucke mancher physischen sowohl, wie mancher philosophischen Idee, weniger reich ist, als die deutsche. Er fand indessen doch immer noch Mittel, um so ziemlich eine jede Idee ohne Verletzung der Sprachrichtigkeit auszudrücken. Die Herren Biot, Poisson und Cuvier sahen seine Arbeit in Hinsicht auf Sprachrichtigkeit durch, fanden aber sehr wenig darin abzuändern. Von der in der deutschen Ausgabe vom J. 1802 enthaltenen Behauptung ist sehr wenig zurückgenommen und abgeändert worden: nur manches, was für die Leser der französischen Ausgabe zu wenig Interesse haben konnte, ist abgekürzt worden. Inzwischen hat doch dieses auf die §phen-Zahl und Folge einen Einfluss gehabt, die nicht mehr dieselbe verblieben ist.

Die vorzüglichsten Abänderungen sind etwa Folgende: §. 1. und 3. (vergl. mit §. 4. 5. u. 6. der deutschen Ausgabe); da die französische Sprache für die Begriffe von *Schall*, *Klang* und *Ton* nur das einzige Wort, *Son*, hat, und *Ton* ganz etwas Anderes bedeutet, so musste eine ganz andere Wendung genommen werden: der mehrere Reichthum unsrer Sprache in dieser Hinsicht, ist in einer Note beygebracht worden. §. 29. die französische Sprache hat für die in bestimmten Octaven sich befindenden Töne keine Zeichen und Ausdrücke, so wie die deutsche Sprache sie hat: er sahe sich also genöthigt, zu den vielen Tabellen über die Tonverhältnisse, deren ein klingender Körper bey seinen verschiedenen Schwingungsarten fähig ist, erst Zeichen für die in bestimmten Octaven sich befindenden Töne zu schaffen. Er sah das tiefste C des Claviers oder Violoncells als die Grundlage an und bezeichnete die Töne in der grossen Octave durch Beyfügung der Zahl 1, die in der folgenden Octave durch die Zahl 2 u. s. w. — Um unsrer Sprache Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, hat er deren mehrere Bildung in dieser Hinsicht in der Note angezeigt. §. 52. hat er in einer Note Bemerkungen über die 10 möglichen Vocale beygefügt, welche auf verschiedenen verhältnissmässigen Oeffnungen der innern und äusseren Sprachwerkzeuge beruhen. Hier ist auf der 69sten Seite unten ein den Sinn entstellender und nicht angezeigter Druckfehler zu bemerken; es muss, nämlich, anstatt — où l'extérieur reste ouvert, et l'intérieur se resserre peu à peu; — heissen: où l'intérieur reste ouvert, et l'extérieur se resserre peu à peu: — §. 98. hat er die spätern Untersuchungen über die Schwingungen der Scheiben von Paradisi (im ersten Bande der Memorie dell' Instituto Italiano) und von Oerstedt (im Journale für Chemie und Physik) angeführt und einige Bemerkungen geliefert, welche vielleicht denen, die sich mit der mathematischen Theorie dieses Gegenstandes beschäftigen wollen, werden nützlich seyn können. §. 155. (vergl. mit 165 im deutschen Werke) hat er einige Bemerkungen über ein chinesisches Instrument beygefügt, welches in Paris unter dem Namen Tamtam und in Kopenhagen und einigen Orten Deutschlands mehr unter dem Namen Gonggong bekannt ist, und welches aus einer (von Klaproth im Journale für Chemie und Physik IX, 3 untersuchten) Art von Glockenmetall fast in Form eines Tambourins gegossen ist, und einen sehr starken, mit einem anhaltenden Gerassel verbundenen, Klang gibt. §. 179. (vergl. mit §. 188. im deutsch. W.) ist gezeigt, dass das Mitklingen eines tiefern, mit der Einheit übereinstimmenden Tons bey dem Angeben zweyer höhern Töne, die in einfachen Verhältnissen stehen, weder von Romieu noch von Tartini zuerst entdeckt worden ist, sondern dass es in Deutschland längst vorher bekannt gewesen sey, und dass die ersten Bemerkungen darüber sich in der Anleitung zur Stimmung der Orgelwerke und des Claviers von G. A. Sorge, Hamburg, 1744, S. 40 u. 41 finden. §. 192. (vergl. mit §. 200. im d. W.) hat er die veraltete und mit unnöthigen Schwierigkeiten und Weitläufigkeiten verbundene Art, deren sich Newton und einige nach ihm bedient haben, um die Geschwindigkeit der Fortleitung des Schalles durch die Luft zu bestimmen, ganz weggelassen und dafür im Allgemeinen gesagt, dass die Resultate aller bisher angewendeten Bestimmungsmethoden darin übereinkommen, dass die Geschwindigkeit im Verhältnisse der Quadratwurzeln der Elasticität und im umgekehrten Verhältnisse der Quadratwurzeln der Dichtigkeit ist. §. 195. (in deutschen W. 203.) hat er die von Laplace zuerst gegebene und von Poisson und Biot weiter ausgeführte Idee angeführt, dass, wenn man etwas durch Zusammendrückung der Luft veranlasste Wärmeentwickelung mit in Anschlag bringen will, die Verschiedenheiten der Theorie und der Erfahrung in Ansehung der Geschwindigkeit, mit welcher der Schall sich durch die Luft verbreitet, sich in Uebereinstimmung bringen lassen. Ob es wirklich so sey, das scheint er mit Fleiss unbestimmt gelassen zu haben. §. 199. hat er von den neuen Beobachtungen von Biot über die Fortleitung des Schalls durch Dämpfe Nachricht gegeben. Diese Beobachtungen scheinen die vorhererwähnte Idee von Laplace über Wärmeentwickelung bey den kleinen Zusammendrückungen der Theilchen einer elastischen Flüssigkeit zu begünstigen. §. 201. (vergl. mit §. 208. im Deutschen) hat er einige neuere Beobachtungen von Biot und von Hassenfratz über die Fortleitung des Schalls in Röhren angeführt. §. 205. (vergl. mit §. 212. im Deutschen) hat er die Beobachtungen von Biot über die in sehr langen Röhren beobachteten Echos beygefügt. §. 206. (vergl. mit 213 im Deutschen) hat er auch Einiges über ein von

ihm selbst beobachtetes interessantes Echo bey Muyden in Holland gesagt, welches durch eine halbelliptische Mauer verursacht wird. §. 210. (vergl. mit 217 im Deutschen) hat er auch die für die Wirkung des Schalles so vortheilhafte Bauart der Hofkirche in Ludwigslust erwähnt. §. 211. (vergl. mit §. 218) hat er die neuen Aufsätze von Trembley und von Poisson über die Fortleitung des Schalles durch die Luft beygefügt. §. 220. (vergl. mit 226 im Deutschen) sind die neuen Beobachtungen von Biot erwähnt über die Fortleitung des Schalles durch die Röhren einer Wasserleitung zu Paris, von 951 Metres (488 Toisen) Länge, wo durch das Metall selbst der Schall ungefähr 10½ mal geschwinder, als durch die Luft, fortgeleitet ward, welches mit der von ihm zuerst gegebenen Bestimmungsart vermittelst der Tonverhältnisse bey den Longitudinalschwingungen ziemlich übereinkommt. §. 231. (im Deutschen vergl. mit §. 238.) hat er (auf Veranlassung Cuviers) den Ursprung der Gehörnerven den Beobachtungen des D. Gall zu Folge etwas anders anzugeben. §. 235. u. 251. (vergl. im Deutschen mit §. 242 und 249.) hat er, unter den Schriften über die Gehörwerkzeuge der Menschen und Thiere, auch Cuviers Leçons d'anatomie comparée T. II. Leçon XIII. als eine der Vorzüglichsten angeführt. Die 11 Kupfertafeln im deutschen Werke sind in 8 etwas grössere umgeändert worden. Auch sind einige in den Ersten enthaltenen Fehler der Kupferstiche verbessert worden, die die Besitzer des deutschen Werks also abändern können — nämlich in der 39sten Figur muss unterwärts die krumme Linie k f n zwischen n g t ausserhalb der natürlichen Gestalt der Gabel seyn, und sodann erst bey t nach innen gehen, über z e b. In der 38sten Figur ist dieses richtig ausgedrückt. In der 53sten, ingleichen in der 56 F. muss in einer Entfernung vom Ende, die etwas weniger als den 5ten Theil der Länge beträgt, noch eine punctirte Querlinie seyn. In Fig. 67, a sollen die Buchstaben m und n nicht in der Mitte, sondern etwas weiter links seyn, so wie sie es in Fig 67, b sind. In Fig. 87, b müssen noch 2 Diagonallinien von einer Ecke zur Andern gezogen werden; die Figur muss so seyn, als ob Fig. 69 viermal vorhanden wäre. In Fig. 242 muss unterwärts noch eine krumme Linie seyn, von derselben Gestalt, wie die untere krumme Linie in Fig. 239 und 240 ist. In Fig. 262 muss zwischen B b eine Querlinie seyn, weil die Figur eine an diesem Ende verschlossene Röhre vorstellen soll. —

Da nicht alle Leser dieser Blätter auch Leser der musikalischen Zeitung sind; so wird es verzeihlich seyn, dass wir die uns gleichfalls vom Verf. zugekommenen Bemerkungen und Berichtigungen auch mit durch diese Blätter zu verbreiten suchten. Deutscher Fleiss und deutsches Verdienst kann wenigstens bey unsern Landesleuten nie genug in Andenken gebracht werden, da es eben so selten anerkannt, als belohnt zu werden pflegt.

W. A. Lampadius, Professors der Chemie zu Freyberg, Erläuternde Experimente über die Grundlehren der allgemeinen und Mineral-Chemie, welche in dem Freyberger akademischen Lehrcurse von 1809 — 1810 angestellt wurden, gesammelt, und herausgegeben von *C. Bercht*, Doctor der Philosophie und *G. G. Pusch*, der Bergwerkswissenschaften Beflissenem. Zweyter Band, die Experimente über die Mineralchemie enthaltend. Freyberg, bey Craz und Gerlach 1810. 8. 592 S.

Wir haben schon bey der Anzeige des ersten Bandes die lobenswerthe Absicht der Beschreibung dieser erläuternden Experimente hinlänglich bemerkt.

Dieser zweyte Band des chemischen Lehrcursus beschäftigt sich mit der speciellen Untersuchung der Mineralkörper; und die zur Erläuterung vom Hrn. Prof. Lampadius gemachten Experimente sind für diessmal von Hrn. D. Bercht und Pusch aufgefasst und hier mitgetheilt.

Den ersten Abschnitt nimmt die Halurgie ein: dessen erste Abtheilung von den Säuren; — die zweyte von den Kalien; — und die dritte von den Verbindungen der Mineralsäure mit Kalien und Erden handelt.

Unter den Säuren ist zuerst aufgeführt die *Schwefelsäure*, wie sie verbunden angetroffen wird: mit Thonerde in der natürlichen Alaunerde — im Alaunstein; — mit Kalkerde in den verschiedenen Arten des Gypses, dem Fraueneise, fasrigen Gyps und Muriacit; — mit Baryterde in den verschiedenen Arten des Schwerspathes im dichten — fasrigen; — mit Strontianerde in den verschiedenen Arten des schwefelsauren Strontians, des erdigen, fasrigen, blättrigen; — mit Bittererde im Bittersalze; — mit Metallen, als mit Silber — mit Quecksilber — Kupfer — Eisen — Bley — Zink — Kobalt.

Die Versuche betreffen ihre Erzeugung — ihre Reinigung — ihre vorzüglichen Eigenschaften — ihre Ausscheidung bey Analysen durch Baryt — die Darstellung ihrer Basis — die Oxydation des Quecksilbers durch Schwefelsäure — ihre Verwandtschaften. Hierauf folgt die schweflichte Säure — dann die salzigte Säure in ihrer Verbindung mit Natron, mit Ammonium, mit verschiedenen Gebirgsarten, als Basalt, glasigem Tremolith, Chloritschiefer, in einigen Laven; — mit Erden, als der Kalkerde im Muriacit; — mit Metallen, als mit Silber, Quecksilber, Kupfer, Bley. —

Die Versuche erläuterten, in der nämlichen Ordnung die nämlichen wissenswerthen Gegenstände, die bey der Schwefelsäure der Untersuchung werth gehalten wurden — und die nämliche Behandlung erfahren auch die oxydirte Salzsäure — die Salpetersäure — die Phosphorsäure — die phosphorigte Säure — die Flus-

säure — die Boraxsäure — Honigsteinsäure — Bernsteinsäure.

Die zweyte Abtheilung beschäftigt sich mit den Kalien in ihrer Verbindung mit dem Lapidolith — Leucit — Feldspath — Labradorstein — Chlorit — Augit — Perlstein — Ichtyophtalm.

Die Versuche betreffen die nämlichen Gegenstände an ihnen, die an den Vorhergehenden untersucht würden.

Ihnen folgen die Versuche über das Natron wie es in Fossilien vorkommt u. s. w.; darauf die Versuche über das Ammonium.

Die dritte Abtheilung enthält die Verbindung der Mineralsäure mit Kalien und Erden, als die Versuche über die schwefelsauren Salze — über die schweflicht sauren Salze — über die salpetersauren Salze — über die salpetrichtsauren Salze — über die salzigtsauren Salze — über die oxydirt salzsauren Salze — über die phosphorsauren Salze — über die phosphorigtsauren Salze — über die flussauren Salze — über die boraxsauren Salze — über die bernsteinsauren Salze — und über die honigsteinsauren Salze.

Den zweyten Abschnitt nimmt die Lithurgie ein. Hr. Prof. Lampadius theilt die Erden überhaupt ein: 1) in die kalischen Erden, 2) in die in Aetzkalien auflöslichen Erden, 3) in die, welche weder kalische Eigenschaften besitzen, noch sich in Aetzkalien auflösen.

Die erste Abtheilung desselben stellt die Versuche über die kalischen Erden, als: über die Baryterde — Strontianerde — Kalkerde — Talkerde — auf;

Die zweyte Abtheilung die über die in Kalien auflöslichen Erden, als: über die Kieselerde — Thonerde — Beryll- oder Glucinerde;

Die dritte Abtheilung über diejenigen Erden, welche weder kalische Eigenschaften besitzen, noch sich in Kalien auflösen, als: über die Yttererde oder Galodinerde — Zirkonerde.

Den dritten Abschnitt nimmt die Phlogurgie ein.

Die erste Abtheilung hebt mit den Versuchen an über die einfachen brennbaren Körper, als: über den Schwefel, wo er rein vorkommt und in Verbindung mit Quecksilber im Quecksilberlebererz — im Zinnober — mit Silber in der Silberschwärze — im Glanzerze — im Sprödenglanzerze — im Rothgültigerze — im Weissgültigerze — mit Kupfer im Kupferglanze — Buntkupfererze — Kupferkies — Fahlerze — Graugültigerze — Weisskupfererze. — mit Eisen im Schwefelkies — mit Braunstein im Braunsteinkies — mit Bley im Bleyglanz — im Wismuthbley — mit Zink in der Blende — mit Zinn im Zinnkies — mit Kobalt im Spiesskobalt — im Glanzkobalt — mit Nickel im Kupfernickel — mit Wismuth im Wismuthglanz — mit Arsenik im Rauschgelb — mit Spiessglanz im Grauspiessglanzerze — im Rothspiessglanzerze — im Zundererze — mit Tellur im Weisstellurerze — im Blättererze — mit Molybdän im Wasserbley. — Ueber den Phosphor: seines Vorkommens war schon oben unter den Säuren gedacht worden, hier ist nur noch des Morasterzes — des Sumpferzes — und des Wiesenerzes in dieser Rücksicht gedacht; — dann folgen, wie bisher, die Versuche in verschiedenen Rücksichten.

Die zweyte Abtheilung über die zusammengesetzten brennbaren Körper, als: über die Steinkohle — das Erdpech — Bergöl — Naphta — Bernstein — Honigstein —

Den vierten Abschnitt nimmt die Metallurgie ein.

Die erste Abtheilung behandelt das Gold — das Silber — Quecksilber — Platin — Metalle, deren Oxyde nicht durch blosses Feuer reducirt werden können — über das Nickel — Kupfer — das Zinn — Bley — Wissmuth — Spiessglanz — Tellur — Uran — Titan — Palladium, Osmium, Rhodium und Iridium (nach den Versuchen und Erfahrungen, die von diesen seltnen Metallen die französ. Chemiker mitgetheilt haben) — über das Corium — das Tantal, auch nach anderer Erfahrung aus dem nämlichen Grunde. — Metalle, durch welche das Wasser zerlegt werden kann, als: über das Eisen (vorzüglich umständlich behandelt) — über das Zinkmetall — den Braunstein oder das Manganes. — Metalle, welche der Säuerung fähig sind, als: über das Arsenikmetall — das Chrom und des Columb, nach den Erfahrungen anderer Chemiker — über das Scheel — das Molybdän — im Anhange noch über das Kobaltmetall insbesondere.

THEORETISCHE PHILOSOPHIE.

Die Versöhnung des Idealismus und Materialismus, oder die Existenz äusserer Dinge. Ein Gespräch von *Johann Anton Brüning*. Münster, bey Joseph Koppenrath. 1810. 8. VI und 85 S.

Der Verf., ein philosophirender Arzt — dass er auch praktischer Heilkünstler sey, gibt er in der Vorrede beyläufig zu verstehen, sagt aber nicht, wo? — gab im vorigen Jahre *Anfangsgründe der Grundwissenschaft* heraus, in denen er selbst einiges nicht befriedigend gelöst fand. In der gegenwärtigen Schrift soll demnach diese Lösung befriedigender geschehn. „Die sich ergebenden Endresultate" — sagt er — „stimmen mit dem gemeinen Menschenverstande ein; ich denke, das wäre empfehlend." (Allerdings, wenn 1) der *gemeine* Verstand kein *vulgärer*, sondern ein *communer* ist — denn nur durch Verwechslung dieser beyden Bedeutungen des Wortes *gemein* war es möglich, dass Philosophen in neuern Zeiten die ungereimte Behauptung aufstellten, die philosophirende Vernunft

müsse sich dem gemeinen Verstande gerade entgegensetzen und nur, wiefern sie diess thue, offenbare sie sich als philosophirende Vernunft; gleich als wenn der gemeine Verstand nie *gesund seyn* und nie *richtig urtheilen* könnte, obwohl ohne Bewusstseyn der höher liegenden Gründe — und wenn 2) jene Resultate *gehörig begründet* sind; denn ausserdem haben sie ungeachtet jener Einstimmung doch keinen *wissenschaftlichen Werth.*) Indessen gesteht der Verf. auch von der gegenwärtigen Schrift die Mangelhaftigkeit ein, glaubt aber, dass sie etwas dazu beytragen könne, die Philosophie ihrem endlichen Ziele näher zu rücken, weshalb er sie bekannt mache und sich nur Leser wünsche, die die Wahrheit mit ihm finden wollen. Rec. ist sich dieses Strebens bewusst, und so hofft er, dass der achtungswerthe Verf. folgende Bemerkungen über seine Schrift wohl aufnehmen und bey den künftigen Erzeugnissen seiner philosophischen Musse wo möglich beherzigen werde.

Da der Titel einer Schrift nichts weniger als gleichgültig ist, so dürfen wir zuförderst den Anstoss nicht unbemerkt lassen, den der obige Titel in jedem aufmerksamen und unbefangenen Leser erregen muss. Es muss 1) auffallen, dass der Verf. *Idealismus* und *Materialismus* einander so schlechthin entgegensetzt. Dem *Idealismus* steht der *Realismus* entgegen, obwohl der letzte, mit strenger Consequenz durchgeführt, sich endlich in einen todten Materialismus auflöst. Aber eben weil er erst *mittelst jener Durchführung* zum Materialismus *wird*, darf er nicht geradezu so benannt werden. Denn durch diese Benennung wird anticipirt, was erst dargethan werden muss, und gewissermassen schon ein Verdammungsurtheil über den Realismus ausgesprochen; daher sich auch derselben die Idealisten gern bedienen, zu denen doch der Verf. nicht gehört. Auch hat das Wort Materialismus durch die Psychologie bereits eine andre, freylich mit jener verwandte Bedeutung bekommen und ist daher zweydeutig. Zwar behauptet der Verf. S. 30, man könne dem Idealismus den Realismus darum nicht füglich entgegensetzen, weil der Idealist die Aussendinge ebenfalls für *real* halte, obwohl in einem *andern* Sinne. Allein diese anders gemeynte Realität ist doch im Grunde nur Realität, die sich um eines leeren Blendwerks willen jenen Namen anmasst; und wollten wir uns bloss an Worte halten, so kann auch der Realist von der *Idealität* in einem *andern* Sinne sprechen. Mithin gilt der Grund des Verf. nicht. Ueberdiess haben nicht alle Realisten ihr System mit jener Consequenz durchgeführt, vermöge deren es Materialismus wird; also passt die Benennung nicht auf alle realistischen Systeme. Es muss 2) der Zusatz befremden: *Oder die Existenz äusserer Dinge.* Denn da dieser Zusatz vielmehr die Bejahung als die Verneinung jener Existenz ankündigt, so erklärt der Verf. dem Idealismus eigentlich im Voraus den *Krieg*, während er doch kurz zuvor eine *Versöhnung* desselben mit dem entgegengesetzten Systeme versprochen hatte. Wozu aber 3) dieser wunderliche Ausdruck: *Versöhnung?* Freylich scheint er fast Mode werden zu wollen, nicht nur in den Schriften selbst, sondern auch auf den Titeln derselben. Denn vor kurzem erhielten wir auch eine *Versöhnung der Strafrechtstheorien.* Aber wissenschaftliche Theorien bedürfen ja weder einer *Versöhnung*, noch einer *Aussöhnung*, die wohl eigentlich gemeynt ist; und wenn etwa die Vertheidiger derselben einer Aussöhnung bedürfen, so beweisen sie eben dadurch, dass sie nicht vom wahren Geiste der Wissenschaft beseelt sind. Doch zugegeben, dass in einem gewissen Sinne auch wissenschaftliche Theorien eine Aussöhnung zulassen, so wollen wir nun sehen, wie der Verf. eine solche zwischen dem Idealismus und Realismus zu bewirken sucht.

Das Gespräch, welches hierauf abzweckt, hat der Verf. in zwey Theile zerfällt: Im ersten (S. 1 — 22) sucht er den Gegensatz zwischen *Idealismus* und *Realismus* auf den zwischen *Identität* und *Diversität* zurückzuführen, und im zweyten (S. 23 — 58) zu zeigen, dass die *gesteigerte Diversität* und die *Existenz äusserer Dinge* im streng realistischen Sinne gleichbedeutend sey. Hierauf folgt (S. 59 — 75) noch ein besondres Gespräch *über das Absolute.* In diesen Gesprächen hat es der Verf. hauptsächlich mit *Schelling's absolutem Idealitätssysteme* zu thun, das er grossentheils mit treffenden Gründen bestreitet. Nachdem er nämlich bemerkt hat, dass Idealisten und Realisten vorzüglich darum uneins seyen, weil jene auf die Einheit, diese auf die Verschiedenheit in der Wahrnehmung reflektiren; fährt er S. 13 im Wesentlichen so fort: *Einheit* und *Verschiedenheit* in der *blossen Begriffsform* (d. i. bey jeder von der andern ganz abgesehn, jede ganz allein oder rein genommen, mithin in der höchsten Abstraction gedacht) geben *absolute Einheit* und *absolute Verschiedenheit*, wo eine die andre vollends ausschliesst, zufolge des vorhergehenden willkürlichen Trennens beyder, weil a = a. Nun ist in der Empfindung Einheit, welches Thatsache ist (aber, wohl zu merken, ohne willkürliche Sonderung von der Verschiedenheit). Einheit schliesst Verschiedenheit aus (nämlich in der blossen Begriffsform). Also (heisst der Schluss, wo man die abstracte Einheit mit der concreten verwechselt,) existirt nur wahrhaft *reine Einheit*, *absolute Identität.* Der Verf. bemerkt aber, dass man diesen Schluss gerade umdrehen und sagen könne, in der Empfindung sey Verschiedenheit, diese schliesse die Einheit aus, also u. s. w. Um aber zu erklären, warum der erste Schluss bündiger scheine, sagt er S. 21: Abstrahirt man von dem *individual Verschiednen*, so hat man den *Begriff der Verschiedenheit überhaupt*, von *diesem* abstrahirt, das sogenannte *reine Wissen*, die *Einheit;* und hiermit hat alles Abstrahiren ein Ende, weil es ihm an Stoff fehlt. Die Abstraction steht hier schon wirklich auf dem Nullpuncte; es ist also möglich, die Einheit durch Abstraction auf die Seite zu bringen, welches mit der Verschiedenheit *subjectiv* angeht. Der

Verf. zeigt endlich auch, dass der Begriff der absoluten Einheit auf ganz widersprechende Folgen führe, die ihn selbst zerstören, sobald man ihn auf die Natur beziehe und diese dadurch zu erkennen meyne. Er sagt in dieser Hinsicht S. 72, dass, wenn man die Erkennbarkeit der Natur in ihrer Ganzheit annehme, man freylich auch die absolute Idealität annehmen müsse. Nun stehe aber dieser Begriff mit der Wahrnehmung in Widerspruch, indem uns diese überall Verschiedenes zeige. Wolle man also, um den Begriff zu retten, die Wahrnehmung für Schein erklären, so müsse man eins von beyden annehmen: entweder liege der Grund dieses Scheins in der absoluten Identität, oder er liege nicht in ihr. Im ersten Falle folge, dass, da Schein nur durch Aehnlichkeit möglich und Aehnlichkeit partiale Gleichheit sey, die absolute Identität zum Theil nicht identisch, also auch nicht absolut sey. Im zweyten Falle folge, dass jener Grund ausser ihr liege, mithin sie ebenfalls nicht absolut sey. Hieraus folgert der Verf. weiter, dass weder das Absolute, noch die Natur in ihrer Ganzheit, als absolut, für uns erkennbar sey. Wir pflichten hierin dem Verf. völlig bey, müssen aber bedauern, dass er mit seinem Scharfsinn oft auf Spitzfindigkeiten fällt, die seinen Vortrag unverständlich machen und die Ueberzeugung des Lesers hemmen, z. B. S. 19, wo es in der zweyten Anmerkung wörtlich heisst: „Aus der Nichtexistenz des leeren Raums folgt die nothwendige Existenz des Aethers, welcher *nicht eine besondre für sich bestehende Materie*, sondern nichts anders als die Wechselwirkung der Weltkörper selbst, *aber doch eine Materie ist.*“ Wenn diess kein offenbarer Widerspruch ist, so ist es wenigstens eine leere Spitzfindigkeit. Denn entweder kann man von jeder Materie sagen, sie sey eine besondre für sich bestehende, oder von gar keiner, weil überall Wechselwirkung Statt findet, die Materie sey übrigens beschaffen, wie sie wolle. Ganz unverständlich ist folgende Stelle S. 42: „Der *Identität* oder der *Realität* die *Zeit einverleibt*, gibt *Ursache* und *Wirkung*. Was *ist*, ist für sich selbst, *ist* dadurch, dass es an sich oder für sich thätig ist, d. h. es ist die *Ursache* von sich selbst *ohne Zeit* (wodurch Ursache und Wirkung in Eins fallen), also nichts anders da ist, als was Realität heisst.“ Durch diese Stelle — die wörtlich so gleich auf der nächsten Seite wiederholt wird, damit sie der Leser ja nicht übersehe, wiewohl sie am Schlusse nicht einmal richtig construirt ist, wenn nicht etwa das zweyte *Signum parentheseos* am unrechten Orte steht — durch diese Stelle also sollen die Begriffe von Ursache und Wirkung, die nach der Meynung des Verf. noch kein Philosoph auch nur einigermassen befriedigend gelöst hat, ins Licht gesetzt, wenigstens der Anfang dazu gemacht werden! Ist denn Identität und Realität so einerley, dass sie der Verf. durch *oder* verknüpft? Und wenn erst die der Identität oder Realität *einverleibte Zeit* (ein wunderlicher Ausdruck!) Ursache und Wirkung gibt, wie kann etwas Ursache seyn *ohne Zeit?* Der darauf folgende Satz aber: „*Zeit* ist das *Abstractum* vom Begriffe der *Veränderung*,“ ist ganz offenbar falsch. Denn da man keine Veränderung denken kann, ohne Vorstellung einer Zeit, in der sich etwas verändert, d. h. aus einem Zustand in den andern übergeht, so kann ja die Vorstellung der Zeit nicht vom Begriffe der Veränderung abstrahirt seyn. Das wäre gerade so, als wenn man sagen wollte, *Raum* sey das *Abstractum* vom Begriffe der *Ausdehnung!* Eben so unstatthaft und unverständlich ist dasjenige, was der Verf. S. 54 ff. sagt, wo er das *Bewusstseyn* aus der *Anziehungs- und Abstossungskraft der Materie*, als die dritte Steigerung oder Potenz derselben, deduciren will, ob er gleich diese Deduction sogar durch mathematische Figuren zu verdeutlichen sucht. Hier hat dem Verf. eine gewisse Schule, die reich an solchen Deductionen ist, durch Nachahmungssucht einen argen Streich gespielt. Denn wenn er gleich seiner Deduction nicht, wie jene Schule, einen apodiktischen, sondern nur einen hypothetischen Werth zugesteht, so darf doch eine Hypothese, die nur einigen Werth haben soll, nicht völlig sinnlos seyn. Sinnlos aber muss jede Hypothese ausfallen, die das Bewusstseyn, das Medium aller Erklärbarkeit, aus Kräften der Materie die wegen ihrer Ursprünglichkeit auch nicht erklärbar sind, erklären will!

Von S. 76 — 85 beschliesst das Ganze eine Abhandlung *über die Möglichkeit der Philosophie*, worin der Verf. einzig und allein die in *Schulze's Kritik der theoretischen Philosophie* aufgestellte Behauptung bestreitet, dass der Ursprung menschlicher Erkenntniss selbst kein Gegenstand der Erkenntniss für uns werden könne, und daher auch keine Philosophie, sofern sie diesen Ursprung erklären solle, möglich sey. Wiewohl nun der Verf. auch in dieser Abhandlung Proben seines Scharfsinns gibt, und das Fehlerhafte der Schulzeschen Kritik in diesem Puncte nicht unglücklich darstellt, so hat er doch mit allem dem seiner Hauptaufgabe, den Widerstreit zwischen Idealismus und Materialismus auf eine die Vernunft befriedigende Weise zu lösen, nicht Genüge geleistet; und zwar hauptsächlich darum, weil er den eigentlichen Streitpunct nicht scharf und bestimmt genug ins Auge gefasst hat. Da nun dieser Streitpunct ein Grundproblem der philosophirenden Vernunft betrifft, von dessen richtiger Auffassung und Beantwortung die Wahrheit aller Philosophie abhängt, so wollen wir uns hier darüber etwas umständlicher erklären.

In unsrem Bewusstseyn kündigen sich *Vorstellungen* an von gewissen *Gegenständen*, von denen wir sagen, dass sie *seyen*, und dass wir durch jene Vorstellungen von ihnen *wissen*. Dieses Wissen sammt allen dazu gehörigen Vorstellungen kann man das *Ideale* nennen, weil alle Vorstellungen auch Ideen im weitern Sinne des Wortes heissen; denn im engern ist darunter nur eine gewisse Art von Vorstellungen (die vernünftigen) zu verstehn. Jenes Seyn aber sammt allen Gegenständen, denen wir es zusprechen, kann man das *Reale* nennen, weil alle Gegenstände unsrer

Vorstellungen auch Sachen im weitern Sinne heissen; denn im engern nennt man so nur eine gewisse Art von Gegenständen (die nicht-persönlichen). Nun entsteht die Frage: *Wie verhält sich eigentlich Reales und Ideales zu einander*, d. h. *welches ist ihre ursprüngliche Beziehung auf einander?* Denn wenn wir diese Beziehung kennen, so ergibt sich die anderweite Frage von selbst: Ist dasjenige, von dem wir uns ein Wissen beylegen, *wirklich*, d. h. auch unabhängig von unsern Vorstellungen, oder ist es nur *scheinbar*, d. h. in, mit und durch unsre Vorstellungen allein? Jene Frage kann man zuvörderst auf zweyerley Weise beantworten. Man kann das *Reale* als das Erste oder Ursprüngliche setzen, und das *Ideale* als das Zweyte oder ein daraus Abzuleitendes betrachten. So der *Realismus*. Man kann aber auch das *Ideale* als das Ursprüngliche setzen und das Reale als ein daraus Abzuleitendes betrachten. So der *Idealismus*. Bey genauerer Ansicht aber zeigen sich beyde Systeme als willkürlich in ihren Voraussetzungen, als wahre *petitiones principii*. Denn Reales und Ideales haben an und für sich betrachtet gleichen Anspruch auf die Dignität des Ursprünglichen. Es könnte also nur durch die vollständige Ableitung des Einen aus dem Andern die Annahme eines von Beyden als des Ursprünglichen factisch gerechtfertigt werden. Aber diese Ableituug ist nicht möglich; denn setz' ich das Reale allein als das Ursprüngliche, so nehm' ich ursprünglich ein Reales ohne alle Idealität an. Das Reale ohne alle Idealität aber ist nichts anders als das Räumliche, Ausgedehnte, Materiale ohne irgend eine Vorstellung und Bewusstseyn. Daher sagten wir oben, der Realismus consequent durchgeführt sey ein todter *Materialismus*. Dadurch gewinnt aber der Idealismus nichts. Denn setz' ich das Ideale allein als das Ursprüngliche, so nehm' ich ursprünglich ein Ideales ohne alle Realität an. Das Ideale ohne alle Realität aber ist nichts anders als Vorstellung ohne Vorstellendes und Vorgestelltes, oder Wissen ohne Wissendes und Gewusstes (denn beydes ist nicht, hat keine Realität — nach der Voraussetzung); heb' ich aber in Gedanken das Vorstellende und das Vorgestellte auf, so muss ich bey strenger Consequenz auch die Vorstellung aufheben; mithin bliebe am Ende bloss das leere Nichts als das Ursprüngliche übrig. Daher ist der Idealismus consequent durchgeführt eigentlich ein absoluter *Nihilismus*. Diess fühlten auch wohl die Idealisten neuerer Zeit; weshalb sie, wenn sie nicht keck genug waren, allem gesunden Menschenverstande zum Trotze, das absolute Nichts ausdrücklich an die Spitze ihrer Philosophie zu stellen, dasselbe auf allerley Weise zu verschleyern suchten, oder mit einiger Inconsequenz die Realität des Ich's wenigstens, als des Vorstellenden oder Wissenden, voraussetzten, um aus den entgegengesetzten Thätigkeiten desselben das System der objectiven Weltvorstellungen zu construiren, wiewohl es mit dieser Construction nie recht glücken wollte. Ein Idealismus der letzten Art war der Fichtesche und der frühere Schellingsche. Da aber Schelling das Inconsequente desselben bald einsahe, so verwarf er ihn wieder und gab statt dessen sein *absolutes Identitätssystem*, vermöge dessen Reales und Ideales, Objectives und Subjectives, Aeusseres und Inneres, Seyn und Wissen ursprünglich gar nicht verschieden, sondern schlechthin eins und dasselbe seyn sollen. Aber dieses System ist eben auch nichts anders als ein Nihilismus, obwohl ein verschleyerter (dessen Schleyer jedoch einige Anhänger Schelling's bereits zerrissen haben, so dass sie das Nichts in seiner ganzen Leerheit und Blösse zum Princip ihrer Philosophie erhoben, und es sogar mit dem Namen Gott! beehrten). Denn das absolute Identitätssystem gibt uns stattt des Nichts ein Etwas, das völlig unbestimmbar ist, indem wir beym Denken desselben abstrahiren sollen von allen positiven und negativen Merkmalen, wodurch wir sonst etwas als ein Reales anerkennen und von andern Dingen unterscheiden. Deshalb gesteht auch Schelling selbst (in der schon vom Verf. angeführten Schrift: Philosophie und Religion), dass es vom Absoluten zum Wirklichen keinen stetigen Uebergang gebe, sondern der Ursprung der Sinnenwelt nur als ein vollkommnes Abbrechen von der Absolutheit durch einen Sprung denkbar sey. Nämlich aus dem Nichts lässt sich eben nichts ableiten; und daher bleibt auch jenes System, ungeachtet seiner Erhebung über den Fichteschen Idealismus, gerade wie dieses in der Ableitung des Wirklichen, d. h. in der Hauptsache stecken.

Wenn nun der alte und tief in das innerste Wesen der Philosophie eingehende Streit über das Verhältniss des Realen und Idealen zu einander endlich ausgeglichen und der Realismus und Idealismus nach der Absicht des Verf. mit einander versöhnt werden sollen, so kann diess nur durch ein *drittes System* geschehen, welches die *Synthese* von jenen beyden entgegengesetzten ist, mithin das, was jedes derselben willkürlich und einseitig trennt, wieder verknüpft und eben damit anhebt, dass es diese Verknüpfung des Realen und Idealen als eine ursprüngliche anerkennt, durch welche das Bewusstseyn oder das Wissen vom Seyn eben constituirt wird, welche daher auch nicht vom Bewusstseyn aufgehoben werden kann, ohne sich selbst in lauter Widersprüche und Irrsale zu verwickeln. Dieses System ist also keineswegs ein Dualismus — denn dieser trennt immerfort Reales und Ideales als zwey einander Entgegengesetzte, und stellt bald dieses bald jenes an die Spitze seiner Erklärungen, wie's gerade am bequemsten scheint — aber auch kein Monismus — denn dieser will den für das Bewusstseyn nothwendigen Unterschied des Realen und Idealen selbst vernichten und mit Gewalt Eins daraus machen. Was ist es also denn? — Sonderbar, dass man immer auch sogleich einen Namen zur Hand haben will, um jedes System damit zu bezeichnen! Wir überlassen dem Leser, den schicklichsten Namen zu finden, und halten uns hier bloss an die Sache. Es ist also ein System, welches das Reale und Ideale zwar unterscheidet, weil

dieser Unterschied durch das Bewusstseyn selbst gegeben ist und man sonst nicht einmal davon reden könnte, aber immer beydes als ursprünglich vereinig denkt, so dass es keine Realität ohne Idealität und keine Idealität als gültig anerkennt. Vermöge dieses Verhältnieses des Realen und Idealen zu einander *wissen* wir also *ursprünglich* und *unmittelbar* sowohl vom *eignen Seyn* als vom *Seyn andrer Dinge ausser uns*; und es wird ewig ein vergebliches Streben der philosophirenden Vernunft bleiben, etwas zu *beweisen* (zu einem abgeleiteten und mittelbaren Wissen zu machen), was man schon auf jene Art *weiss* (also nicht bloss *glaubt*, *fühlt* oder *ahnet*, welche Ausdrücke manche Philosophen bloss darum dem Wissen substituirten, weil sie den Charakter des ursprünglichen und unmittelbaren Wissens gänzlich verkannten und wohl gar meynten, nur das demonstrirte Wissen sey ein eigentliches, wahres Wissen, ohne zu bedenken, dass man nimmer etwas demonstriren kann, wenn man nicht schon vor aller Demonstration etwas weiss, und dass Glaube, Gefühl, Ahnung, oder wie die verschiednen Arten und Grade des Fürwahrhaltens sonst noch heissen mögen, entblösst von allem Wissen, selbst dem ursprünglichen und unmittelbaren, nichts als leere Worte oder höchstens blinde Gemüthsregungen sind, welche zu obersten Instanzen von entschiedener Autorität erhoben aller Philosophie den Tod bringen müssten, wofern es der Vernunft nur möglich wäre, in demjenigen consequent zu seyn, was ihrer eignen Natur widerstrebt). Daher drehn sich auch alle sogenannten Beweise des eignen Seyns und der Existenz äusserer Gegenstände im Kreise herum, und der Verf. selbst fällt in diesen Fehler, wenn er aus der Diversität des Wahrgenommenen jene Existenz zu folgern sucht. Denn diese Diversität ist eben nichts anders als das Reale, wie es in seiner unendlichen Mannigfaltigkeit durch die Wahrnehmung in unser Bewusstseyn tritt.

Die Gesprächsform, welche der Verf. zur Einkleidung seiner Gedanken gewählt hat, ist ihm nicht gelungen. Sein Ideengang ist dadurch zuweilen etwas verwickelt worden. Auch fallen die Sprechenden manchmal ins Platte, z. B. S. 3: „In diesen Gasthof" — der absoluten Identität nämlich — „mag ich nicht absteigen, wo weder Trocken noch Nass zu haben ist, wie in einer polnischen Kneipe." S. 51 findet sich eine ähnliche Plattheit, obwohl nur in der Anmerkung; denn der Verf. hat seinen Dialog auch mit vielen, oft ziemlich langen, Noten ausgestattet, worin er die Leser häufig auf seine Grundwissenschaft verweist. Grammatische Unrichtigkeiten kommen ebenfalls nicht selten vor; z. B. gleich im vorigen Satze; denn man steigt nicht in *den Gasthof*, sondern in *dem Gasthofe* ab. Eben so S. III: „*In* jedem Fache, *worin* man competent urtheilen will, gehört ein geübter Verstand" statt *zu* jedem Fache, *worüber* — oder besser: zum competenten Urtheilen über irgend einen Gegensand. Desgleichen, in *der* [*die*] Wichtigkeit Misstrauen setzen. S. VI. in *einen* [*ein*] Gleis kommen. S. 6. *das* [*dem*] Publicum imponiren. S. 12 für *blosser* [*blossen*] Schein erklärt. S. 19. in Bezug *seiner Selbst* [*auf sich selbst* oder *auf sein Selbst*]. S. 36. aus einem Buche, so [*das*] ich *bey* [*zu*] mir gesteckt hatte. S. 56. womit *dir bediente* [*dir diente* oder *dich bediente*]. Und warum schreibt der Verf. *Gebieth*, *Athomistik*, *Reflection*? Warum schreibt er *war' Aug'* selbst da, wo kein Vocal folgt? Wie kommt er endlich zu der sonderbaren Interpunction, die das Gespräch für den Leser oft unverständlich macht? z. B. S. 29: „Kein Wunder, dass man die Natur nicht findet wie sie, und sollen sie die Richtschnur nur der Wahrheit seyn, man die wirkliche Natur für null und nichtig, *in contumaciam* erklären muss. Und wofern uns das Wahrheitsgefühl nicht so weit verlassen hat: Begriffen vor Anschauungen Glauben zu geben — jedoch man auch jene ohne einzusehen, den Rechtsgrund nicht verdammen will — der Ausweg abgeschnitten, man zum Skeptiker werden muss." Hier sollen offenbar die Anfangsworte: *Kein Wunder, dass* — mit den Endworten: *der Ausweg abgeschnitten* [ist, und] *man zum Skeptiker werden muss* — verknüpft werden. Und doch sind beyde durch Punct und Colon getrennt! Der Verf. setzt aber oft diese Interpunctionszeichen für Semicolon und Comma, und umgekehrt, wodurch sein ohnehin schon verwickelter Periodenbau (wie schon das letzte Beyspiel lehrt) noch mehr verwickelt wird.

GELEGENHEITSSCHRIFT.

Worte der innigsten Theilnahme an der vierhundertjährigen Stiftungsfeyer der löblichen Universität Leipzig am 4. Dec. 1809 in dem Saale der zu Grossenhayn bestehenden Societät, gesprochen von *Carl Gottfr. Theodor* **Chladenius**, königl. bestalltetem Generalaccis-Inspector und der Zeit amtführendem Stadtrichter in Grossenhayn. Neustadt an der Orla, bey Wagner, 36 S. gr. 8. 4 Gr.

Der Hr. Verf. will diese Worte „nicht als eine Rede, sondern nur als eine Unterhaltung mit guten Freunden über einen sie alle angehenden Gegenstand, am wenigsten aber als ein Declamatorium" angesehen haben, und wünscht, dass bey ihrer Beurtheilung Rucksicht genommen werde auf *Empfindung* und *Absicht*. Und wer könnte wohl diese weniger verkennen, wer wäre beydes, und die vielen Aeusserungen des Wohlwollens mehr zu achten verpflichtet, als unsere Universität? Es ist der vom Hrn. Verf. veranstalteten Feyerlichkeit schon in der Beschreibung der Jubelfeyer im Int. Blatt gedacht worden, und wir sind Hrn. Chl. Dank dafür schuldig, dass er die zweckmässig gesprochnen Worte, nebst deren ganzen Actus dem Publicum durch diesen Abdruck bekannt gemacht hat.

NEUE

LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

108. Stück, den 7. September 1810.

LÄNDERKUNDE.

Malerische und historische Reise in Spanien von *Alexander de Laborde* und einer Gesellschaft Gelehrter und Künstler zu Madrid. Aus dem Französischen übersetzt. *Drittes Bändchen.* Mit 24 Kupfertafeln. Leipzig, b. Gerh. Fleischer d. j. 1811. XV u. 269 S. Taschenform. (5 Thlr.)

Auf dem Futteral lieset man noch eine zweyte Aufschrift: *Leipziger Taschenbuch für* 1811., die der Zeit der jährlichen Erscheinung dieser lehrreichen und trefflich ausgestatteten Chorographie und ihrer Bestimmung zu einem anständigen Weihnachts- oder Neujahrsgeschenk für gebildete und geschmackvolle Freunde oder Freundinnen entspricht. Unsere Leser kennen schon aus der Anzeige der beyden ersten Bändchen, welchen Werth diese malerische Reise an sich selbst, welche Vorzüge die Uebersetzung vor dem französ. Originale hat, wie die Kupfer, obgleich verkleinert, doch alle Gegenstände richtig und deutlich darstellen, und mit welcher Genauigkeit, Sorgfalt und Schönheit sie ausgeführt sind; mit welcher Einsicht der Uebersetzer u. Herausg., Hr. D. *Bergk*, sein Original (von welchem nun 15 Lieferungen erschienen sind) behandelt und ein zweytes Werk von Laborde damit verbunden hat. Das Land, in dem der Krieg aufs fürchterlichste wüthet, wo Männer, Weiber und Kinder die Waffen ergriffen und wieder niedergelegt haben, ohne dass deswegen die Ruhe hergestellt worden wäre, das Land, das durch einen hartnäckigen und blutigen Widerstand ausgezeichnet, aber auch entvölkert wird, das Land, dessen Einwohner zeigen, was ein Volk vermag, das irgend eine Betrachtung oder Leidenschaft vereinigt, aber auch lehren, dass ausser den Kräften auch noch Einsicht erfordert wird, wenn ein würdiger und guter Zweck erreicht werden soll, diess Land muss die allgemeinste Aufmerksamkeit auf sich ziehen, u. man muss wünschen, die in dem Lande, seiner Verfassung, den Sitten und der Denkart seiner Bewohner liegenden Gründe dieser Erscheinungen genau kennen zu lernen. Die Alterthümer der Kunst, die diess Land aufzuweisen hatte, werden zum Theil durch den Krieg vernichtet oder verstümmelt, und eine bildliche Darstellung derselben muss wenigstens ihr Andenken erhalten. In beyden Rücksichten leistet gegenwärtiges Werk, was man wünschen kann, und man erhält in demselben um einen nach Verhältniss wohlfeilen Preis mehr noch als das Original gibt. Rühmlich ist der ausdauernde Eifer, mit welchem der Verleger diess für unsere Zeit nicht unbedeutende Unternehmen fortsetzt.

Der erste Aufsatz im gegenwärtigen Bändchen verbreitet sich *über die Trachten der Spanier* S. 3—42, und ist aus de Laborde Itineraire descriptif de l'Espagne, T. V. übersetzt. Es sind nicht bloss die gegenwärtigen, sondern auch die frühern Trachten, welche hier beschrieben werden, und die Veränderungen, die sich in denselben zu verschiedenen Zeiten zugetragen haben, und die in verschiedenen Provinzen dieses Landes Statt finden, bey dem männlichen sowohl als bey dem weiblichen Geschlechte, bey den gemeinen Personen sowohl als bey dem Adel, den obrigkeitlichen Personen, den Professoren u. s. f. Es ist interessant, diese verschiedenen, zum Theil sehr zweckmässigen, Trachten kennen zu lernen, lehrreich mit den Namen derselben, die auch in spanischen Schriften öfters vorkommen, bekannter zu werden. Eine Bemerkung des Vfs. S. 33 f. theilen wir mit: „Mit Verdruss bemerkt man, wie der Einfluss der französ. Moden nach und nach alles vernichtet, was an diesem Anzuge Nationales und Auffallendes ist, er ist fast gänzlich verändert und wird es alle Tage noch mehr. Die Nachahmung der französ. Moden richtet die spanische Tracht zu Grunde, wie die Nachahmung der italien. Musik schon das Originelle

und Eigenthümliche in den spanischen Liedern vernichtet hat.“ Auch die folgenden sechs Aufsätze sind aus demselben Itineraire descriptif übergetragen. S. 42—55. *Fünf verschiedene aber wenig bekannte Völkerschaften in Spanien.* Die vier erstern sind die Einwohner von *Las-Batuecas* (eines Ländchens, das mitten in den hohen Gebirgen des Bisthums Coria im Königreiche Leon, 14 Stunden von Salamanca, ganz eingeschlossen u. isolirt liegt, und wo man im Winter die Sonne täglich nur 4 Stunden lang sieht), die *Vaqueros* und die *Maragatos* in der Provinz Asturien (beyde leben isolirt, machen zwey besondere Casten aus, verheyrathen sich bloss unter einander, jedes in seiner Caste, und verachten alles, was nicht zu ihnen gehört; die Vaqueros sind Hirten, die Maragatos aber Arrieros, d. i. Fuhrleute, oder Führer von Lastthieren), und die *Patones* (aus einem kleinen Reiche, das bey dem Einfall der Mauren im 8ten Jahrhund. in den Bergen von Alt-Castilien entstand; ihr Oberhaupt wurde König genannt, und dieser König der Patonen regierte bis ins 18te Jahrh., die Könige Spaniens duldeten diese Regierungsform und liessen ihre Befehle an den König der Patonen ergehen; der letzte König der P., ein Holzträger, entsagte in der Mitte des 18ten Jahrh. seiner Würde, und die Patonen unterwarfen sich einem Beamten des Kön. von Spanien). Die fünfte Nation sind die *Zigeuner*, die in beträchtlicher Zahl nomadisch lebten, und, ob sie gleich sehr gefährlich waren, doch geduldet wurden, bis ein Befehl Karls III. sie nöthigte, sich einen festen Aufenthaltsort zu wählen. Man erkennt sie doch noch jetzt. — S. 55—75. *Feyerlichkeiten und Feste der Spanier.* Es gibt sowohl Nationalfeste als solche, welche einzelnen Bezirken und Städten in Spanien eigen sind. In Aragonien, Catalonien und Valenzia liebt man die kirchlichen Feyerlichkeiten noch mehr als in Castilien, hier sind sie auch einfacher; glänzender und prächtiger in Aragonien. Die Feuerwerke waren sonst in Spanien sehr gewöhnlich. Maskeraden, Turniere, Stiergefechte gehörten und gehören zum Theil noch zu den Nationalfesten. Bey den Stiergefechten liefert der Verf. einen Nachtrag zu dem, was von andern über dieselben ist gesagt worden. Er untersucht vorzüglich ihren Ursprung. Die Stiergefechte der Griechen waren von denen der Spanier verschieden. Ein zu Talavera de la Reyna der heil. Jungfrau gewidmetes Fest mit besondern Gebräuchen wird genauer beschrieben. Die *Mästranza* zu Valencia, eine Verbindung des Adels, feyert jährlich drey Feste, bey denen militairische Evolutionen Statt finden. Der Vf. weicht in manchen Puncten von Fischers Beschreibung der Mästranza ab. S. 75—89. *Die Tänze der Spanier.* Dass diese Nation stets den Tanz leidenschaftlich liebte, ist bekannt. Doch sind sie nicht zu allen Arten von Tänzen geschickt. Ausländische Tänze tanzen sie nicht so genau und schön als die Nationaltänze. Der sonst überall gewöhnliche *Fandango* ist nun von den Bällen der guten Gesellschaft ausgeschlossen, und an seine Stelle der *Volero* getreten. Es gab auch sonst öffentliche Tänze des Volks an den Strassenecken unf auf öffentlichen Plätzen. In Ampurdan gibt es zwey Arten von besondern Tänzen, die man bloss auf öffentlichen Plätzen ausführt. Ausser den eigenthümlichen Tänzen verschiedener Provinzen sind drey echte Nationaltänze, der Fandango, der Bolero und die Seguidillas beschrieben. S. 90—99. *Die Musik der Spanier.* Sie sind keine Freunde der französ. Musik, sondern geben der italienischen den Vorzug. 1801 wurden die fremden Schauspiele verboten und bloss Barcellona behielt italien. Opern und Ballets. Von der Musik der Mauren (worüber man einige handschriftliche arab. Werke hat) und den musikalischen Instrumenten, die einigen Provinzen Spaniens eigenthümlich sind, ertheilt der Verf. vornehmlich Nachricht. S. 99—110. *Die Wirthshäuser in Spanien.* Sie sind nicht zahlreich, und die guten sind noch seltner. Sie werden in drey Classen abgetheilt, *Fondas* (eigentliche Wirthshäuser in Städten, und zwar in grossen Städten vornehmere und geringere), *Posadas* (Wirthshäuser in Städten und Dörfern, wo die Reisenden bloss eine Lagerstätte, aber kein Essen, erhalten können), und *Ventas* (einzeln stehende Häuser im freyen Felde an den Strassen. In Catalonien gibt es nur eine Art von Wirthshäusern, *Hostal* genannt. Fünf Ursachen werden angezeigt, warum die schlechten Wirthshäuser in Spanien erhalten werden. Als die beste Jahreszeit zum Reisen in Spanien werden die Monate April bis October empfohlen. S. 110—115. *Die (physische) Lage Spaniens.* Zugleich wird aber auch bemerkt, welches die natürlichen Vertheidigungslinien des Landes sind. Die Berge Spaniens sind fast lauter Kalkberge, ohne Spuren von Vulcanen, und ihre Höhe hat grossen Einfluss auf die Temperatur des Landes.

Die Erklärung der Kupfertafeln fängt S. 119 an. Zuerst werden (T. 50. 51.) zwey Ansichten des Pallasts Augusts zu Tarragona, den man heut zu Tage den Pilatusthurm nennt, gegeben. Die noch vorhandenen Ueberreste des Gebäudes haben eine Länge von 1200 Fuss, aber es ist gewiss über 2000 Fuss lang gewesen und hat sich bis zur Hauptkirche erstreckt. Einer der Thürme, welcher Pilatusthurm heisst, und der Garnison zur Caserne dient, machte ehemals einen Theil dieses Pallastes aus. Einzelne Theile sind T. 52. geometrisch dargestellt, und zugleich Bruchstücke von Bildhauerarbeit abgebildet, die wahrscheinlich einen Theil des Frieses von dem Tempel ausmachten, der Augusten geweiht war. Die 53. T. gibt eine Ansicht der Ueberreste des Amphitheaters zu Tarragona von

der Seeseite und die 54ste von der Stadt - oder Landseite. Das Amphitheater hatte eine schöne Lage, und war gewiss sehr prächtig, aber es hat bey den Arbeiten am Hafen viel gelitten. Der Boden des Kampfplatzes war 12 Fuss tiefer als der gegenwärtige. T. 55. Ueberreste der Wasserleitung zu Tarragona. Sie besteht aus einer doppelten Reihe von Schwibbogen (oben 25, unten 11 Schwibbogen), welche zwey Anhöhen eine Stunde von Tarragona mit einander verbindet, und machte einen Theil der Wasserleitung aus, welche 7 Stunden von Tarragona anfing; das Wasser lief über die obere Reihe der Schwibbogen. Das Werk scheint aus den Zeiten der ersten Kaiser zu seyn, und heisst jetzt die Ferrerasbrücke. Die Wasserleitung ist erst seit 1780 wieder hergestellt worden. Einen in der Erklärung erwähnten Gegenstand finden wir auf der Kupfertafel nicht. T. 56. (eigentlich zwey Tafeln). Einzelne Denkmäler zu Tarragona: Plan u. Durchschnitt der Wasserleitung, Plan des Amphitheaters, Rennbahn zu Tarragona genau beschrieben. T. 57. Ansichten der Ueberreste von Begräbnisskammern bey Tarragona, insbesondere eines grossen Grabgewölbes. T. 58. Verschiedene Bruchstücke von Alterthümern zu Tarragona. Sechs Bruchstücke von gebrannter Erde mit Malerey, aus verschiedenen Zeitaltern, wie die grosse Verschiedenheit der Zeichnung zu erkennen gibt. Eine Art Terme von Holz, nach dem Verf. der Gott Limen oder die Göttin Limentina, weil man das Idol unter einer Thürschwelle in einem Kasten gefunden hat! Der Domherr Don Carl de Posada zu Tarragona hatte über 1200 Bruchstücke solcher Vasen gesammelt, die denen von Saguntum ähnlich sind. T. 59. Bruchstücke von antiker Bildhauerarbeit zu Tarragona, darunter Reliefs mit zwey Opferpriestern, eine Statue der Minerva, ein Faunus u. s. f. Noch manche andere Reste antiker Bildhauerarbeit liess der Verf. nicht abbilden, weil sie zu verstümmelt waren. Die 60ste T. gibt eine innere Ansicht der Hauptkirche zu Tarragona (welche der Sage nach am Ende des 11. Jahrh. durch den Erzbischof Beranger zu bauen angefangen wurde, wohl aber erst etwas später errichtet worden, und jetzt an Grösse und Festigkeit die erste im Fürstenthum Catalonien ist, und vom Verf. genau und kunstverständig beschrieben wird). Die 61ste stellt ein arabisches Fenster im Kreuzgange dieser Hauptkirche dar (ein Denkmal von Marmor prächtig gearbeitet, das, der Vermuthung des Verfs. zufolge, entweder zu einer Moschee gehört hat, oder bey einer reichen Privatperson zur Aufbewahrung des Koran diente, mit arab. Aufschrift versehen, nach welcher es im J. der Hedschra 349. d. i. 960. nach Chr. G. ist vollendet worden.) Taf. 62. Ansicht des Kreuzgangs der Hauptkirche zu Tarragona unter einem der bedeckten Gänge im Innern des Gartens aufgenommen; die äussern Verzierungen desselben und das zirkelförmige Becken in einer grossen Kufe von weissem Marmor (eine Antike) werden nur beschrieben. T. 63. Aeussere Ansicht dieser Hauptkirche, zu welcher man auf einer herrlichen Treppe gelangt. Einige schön verzierte Capitäler der Säulen des Kreuzgangs der Kirche sind Taf. 64. vorgestellt. Das eine hat einen sonderbaren Gegenstand, die Beerdigung einer Katze von einer Heerde Ratten. Dergleichen Einfälle sind in Werken jenes Zeitalters oft ausgedrückt. So weit geht die Darstellung und Beschreibung der Alterthümer und Denkmäler von Tarragona.

T. 65. ist eine Ansicht des Col (engen Passes) von Balaguas gegeben. Zugleich wird der Weg von Tarragona nach Tortosa beschrieben. Der enge Pass war vormals wegen Gefahren aller Art berüchtigt, jetzt gewährt er einen leichten und sichern Weg, seitdem man eine Strasse durch denselben angelegt hat, aus welcher man sich zugleich einen Begriff von den zwar nicht zahlreichen, aber schönen, Heerstrassen Spaniens machen kann. Taf. 66. (zum Titel gebunden) Ansicht von Amposta an den Ufern des Ebro, einer kleinen Stadt zwey Stunden von Tortosa mit einem festen Schloss. Von der Stadt Torsosa, die auch in unsern Tagen wieder merkwürdig geworden ist, wird S. 192 ff. Nachricht ertheilt. Die 67. T. gibt eine allgemeine Ansicht dieser festen Stadt, von der Landseite. Der Ebro geht durch diese Stadt, er ist drey Stunden von derselben wegen eines Falls für grosse Fahrzeuge nicht mehr schiffbar. Taf. 68. sind einige Alterthümer in der Hauptkirche von Tortosa abgebildet. Es sind zwey arabische hölzerne Kisten mit eingelegter Arbeit und mit Elfenbein überzogen und einige arab. Aufschriften, die Hr. Langles erklärt hat. Noch ist eine Schaale von Bronze mit arab. Aufschrift, die einem Advocaten zu Lerida, Pinos, gehört, dargestellt. S. 203. Nachricht von der Stadt Lerida (Ilerda). Auch sie hat die Geschichte der neuesten Eroberung wieder ausgezeichnet, so wie sie schon früher durch ihr Alter, durch die Tapferkeit ihrer Einwohner, durch Begebenheiten, die unter ihren Mauern vorgingen, berühmt war. Sie hat gegen 18000 Einwohner. Taf. 69. wird eine allgemeine Ansicht von Lerida, von dem Fort Garden aufgenommen, gegeben. Taf. 70. enthält einen Plan von Lerida, Taf. 71. eine Ansicht des Thors Los Botes (das von allen alten Thoren am besten erhalten ist) und T. 72. einen geometrischen Plan und Charte. Diese dient zur Erläuterung der Geschichte des Feldzugs des Julius Cäsar gegen des Pompejus Feldherrn bey Lerida, welche S. 222—269 sehr ausführlich erzählt und erläutert ist. — Der nächste Band wird den Beschluss der Beschreibung Cataloniens und seiner Alterthümer, nebst einigen interessanten Abhandlungen, enthalten, denen man gewiss erwartungsvoll entgegen sehen wird.

ARZNEYMITTELLEHRE.

Grundriss der Arzneymittellehre für Aerzte und Wundärzte zum Gebrauche akademischer Vorlesungen, entworfen von Dr. *Ferdinand Wurzer*, Hofrathe und ordentl. Prof. der Chemie und Pharmacie der Univers. zu Marburg, mehrerer gelehr. Gesellschaften Mitgliede. Leipzig, bey Joh. Ambros. Barth, 1808. XII und 274 S.

Nicht ohne einige Erwartung nahm Rec. vorliegenden Grundriss der Arzneymittellehre in die Hände. Er hoffte durch das Erscheinen desselben vielleicht ein Bedürfniss befriedigt zu sehen, welches bey Vorträgen über diesen Zweig der Medizin Lehrer und Schüler, beyde gleich stark fühlen, eine Anleitung zu besitzen, das Nöthigste über die verschiedenen Theorien dieser Disciplin bis auf das, was in den neuesten Zeiten darüber aufgestellt und vorgetragen worden ist (denn dieses muss denn doch wohl in Vorträgen dieser Art nicht übergangen werden, wenn die Bildung des jungen Arztes nicht höchst einseitig ausfallen soll), kennen zu lernen, sodann die sämmtlichen abzuhandelnden Mittel nach gewissen, bestimmten, allgemeinen Ansichten zu behandeln, und sie hierauf in bestimmte Classen zu ordnen, wodurch eine allgemeine Uebersicht über das Ganze, zum grössten Vortheil des Schülers, hier hervorgehen muss, endlich aber bey der speciellen Abhandlung der einzelnen Mittel, mit der nothwendigen, hier erforderlichen Kürze des Vortrags, Bestimmtheit, Klarheit in Durchführung der in dem Ganzen herrschenden Ideen, sorgfältige Benutzung und Andeutung der vorzüglichern gemachten Erfahrungen u. Beobachtungen zu verbinden. — Aber wie sehr wurde diese Hoffnung getäuscht! Rec. fand hier nichts, als das Hornsche Handbuch der Arzneymittellehre (über dessen Werth oder Unwerth als Muster zu einem andern hier nicht die Rede seyn darf) so rein von Herrn Wurzer scelettirt, dass man dem Buche die Aengstlichkeit des Verf. auf den ersten Augenblick nur allzu deutlich ansieht, ja nichts, als die nackten Gebeine zu geben, eine Mühe durch welche sich der Verf. keinen besondern Dank erworben hat. — Die Vorrede hat nichts Besonderes, als dass der Glaube erregt wird, sehr grosse Dinge in dem Buche selbst zu erfahren, wovon jedoch Rec. versichert, das Gegentheil erfahren zu haben. Eine strenge Rüge verdient die Einleitung, die ganz so wie sie dasteht, aus der Hornschen fast wörtlich abgeschrieben ist, ja Hr. Wurzer hat nicht einmal die Kunst verstanden, den Hornschen Ideen ein neues Gewand anzuziehen, und dieselben mehr dadurch zu verstecken. Da eine solche Beschuldigung für den Verf. ziemlich hart seyn muss, so glaubt Rec. *von seiner Seite dieselbe* mit Beweisen belegen zu müssen. Er bittet daher die Leser gegenwärtiger Zeitung nur die Hornsche Einleitung mit der von Wurzer zu vergleichen. Auf den ersten Anblick ergiebt sich, dass hier kein Unterschied statt finde, als dass Horn's Einleitung 33., Wurzers aber 28 §. enthält. (Denn das, was Hr. Wurzer in d. 29—40 §. beybringt, bezieht sich grösstentheils auf Medizinalmaass und Gewicht, das Jedem, der Materiam medicam auf Universitäten hört, schon aus der Chemie bekannt seyn muss, und daher hier gar nicht einer verhältnissmässig weitläufigen Auseinandersetzung bedurft hätte.) So entspricht fast wörtlich Wurzers §. 1. dem Hornschen 2 und 3; der §. 2. dem §. 3.; der §. 3. W. dem 5. H.; §. 4. W. dem 7. H.; §. 5. in welchem auch das schlechte deutsche Wort *Born* statt *Brunnen* steht, dem §. 1.; §. 6. W. dem 3. H.; §. 8. dem 6. H.; §. 9. dem §. 8 und 9. H.; §. 10. dem §. 9. H.; §. 11. dem §. 10. H.; §. 12. dem 10. H.; §. 14. dem §. 10. H.; §. 16. dem 8. H.; §. 17. dem §. 20. H.; §. 18. dem §. 20. H.; §. 19. dem §. 21. H.; §. 20. dem §. 25. H.; §. 21. dem §. 25. H.; der §. 22. dem 25. H.; der §. 23. dem §. 27. H.; in welchem Hr. Wurzer von Horn nur darin abgeht, dass er die Mittel, welche zur Classe der Thätigkeit-vermehrenden gehören, in *vier* Abtheilungen bringt, da Horn deren nur *drey* annimmt, je nachdem nämlich der Grund ihrer Wirksamkeit stärker oder geringer ist. Aber diese Eintheilung ist eben so willkührlich als die Hornsche, beruht auch nicht auf dem geringsten Grade von Wahrscheinlichkeit, sondern auf einer eigenmächtigen, jedes reellen Grundes beraubten, blos willkührlichen Annahme beyder Verfasser. Sie verfallen beyde in den an der Brownschen Arzneymittellehre bis zum Ueberdruss, aber mit so vielem Rechte gerügten Irrthum, blos eine quantitative Verschiedenheit der Wirkung der Arzneymittel zuzulassen, und darüber, die weit wichtigere qualitative derselben zu übersehen. Wer vermag es, uns zu hindern, nach dieser falschen Ansicht zehn, oder dreyssig, oder hundert und noch mehrere Grade der Wirksamkeit der Arzneymittel anzunehmen, wenn es Hrn. Horn frey stand, deren drey, und Herrn Wurzer, vier anzunehmen? — Da die Materia medica stets Hand in Hand mit der Pathologie geht, sich, was das Allgemeine betrifft, ändern muss, sobald letztere Reformen erleidet, so müsste Herr Wurzer erst unwidersprechlich nachgewiesen haben, dass alle sogenannte asthenische Krankheitsformen auf vier und nicht mehrern Graden der Thätigkeitsverminderung beruhten, was zu beweisen, theils abgeschmackt, theils unmöglich seyn würde. Weiter entspricht der §. 24. bey W. dem §. 28. bey H.; der §. 25. dem 29. H.; der §. 26. W. dem 30. 32. 33. §. bey Horn. —

Unter der ersten Abtheilung der Thätigkeit-vermehrenden Arzneymittel stehen hier der Reihe nach:

Gummi mimosae, Tragacanth., Althaea, Mel commune, Rad. Salab, Amygdalae, Cacao, Ol. Olivar, Riconi, Acetum crud., Flor. Sambuc., Hb. Salviae, Rad. bardanae, Sarsaparillae, Caricis arenar., Taraxac., Gramin., Liquiritiae u. s. w. Schon der Aufstellung dieser wenigen Mittel sieht man es an, wie unmöglich es sey, den Wirkungsgrad als Eintheilungsgrund für die Arzneymittel in gewisse Classen anzunehmen, und wir sind überzeugt, dass die von neuern Schriftstellern über die Arzneymittellehre befolgte Methode, die Arzneymittel nach ihren durch Hülfe der Chemie ausgemittelten Bestandtheilen zu ordnen, wodurch wir zugleich in den Stand gesetzt werden, ihr qualitatives Wirkungsvermögen so trefflich zu bestimmen, obiger Art, die Materia medica zu behandeln, weit vorzuziehen sey. Welchen Grund hatte der Verf., z. B. das Acetum crudum zwischen die fetten vegetabilischen Oele, (die, da sie ausleerende Mittel sind, nach Hrn. Wurzers eignen Worten in der Einleitung §. 24. zu den Thätigkeit- vermindernden, aber nicht, wie hier geschieht, zu den Thätigkeit erhöhenden gehören,) und die Flor. Samb. zu stellen? Einen chemischen gewiss nicht; da in dieser Hinsicht sogar beyde, der Essig und die Oele, jedes in dem andern seinen Gegensatz findet; einen dynamischen eben so wenig; diess beweisen die bekannten, aber sehr von einander verschiedenen Fälle ihrer Anwendung. Dem Verf. würde also hier nichts übrig bleiben, als auf ein gleich starkes graduelles Wirkungsvermögen derselben zu provociren, was weder erwiesen ist, noch erwiesen werden kann, noch wenn es selbst erwiesen wäre, nicht, wie schon oben erinnert wurde, als Theilungsgrund gelten könnte. Sowohl in dieser Abtheilung als in vielen andern Stellen fand Rec., dass der Verf. im Verhältniss zu dem wenigen, was derselbe über die therapevtische Anwendung der einzelnen Mittel beybringt, eine zu detaillirte naturhistorische Beschreibung derselben vorausschickt. Letztere gehört mehr der Pharmacie an, ersteres war es, was wir genauer und bestimmter abgehandelt, besonders aber unter allgemeine Ansichten und Rubriken gebracht zu sehen gewünscht hätten, worauf schon Arnemann bey Bearbeitung seiner Anleitung bedacht war, und was neuerlich Burdach mit Recht, bey Abhandlung des speciellen Theils der Arzneymittellehre stets berücksichtigte. Nur durch ein solches Verfahren kann die Materia medica eine systematische Form erhalten, nur dadurch das bunte, untermengte, gesetzlose Zusammenstellen der speciellen Gebrauchsfälle eines Mittels vermieden, und dem Schüler die Erleichterung zu Theil werden, am Krankenbette nicht regellos und aufs Ungewisse nach Mitteln zu greifen, von denen der Grund ihrer Wirksamkeit ihm unbekannt seyn muss, und für deren speciellen Gebrauch er vergebens allgemeine Regeln sucht. Ungern vermissen wir die Anwendung des Gummi mimosae bey Ruhren und Durchfällen, bey den verschiedenen Entzündungsformen der Respirationsorgane, und des Harnsystems; der Verf. erwähnt blos seiner nährenden und sodann seiner abstumpfenden Eigenschaft bey örtlichen Reizen des Magens und Darmcanals, bey welchen es gerade manchen andern Mitteln, namentlich den fetten vegetabilischen und animalischen Oelen sehr weit nachstehen muss. Eben so unvollkommen ist das, was über den äusserlichen Gebrauch des arabischen Gummi beygebracht ist. Hier ist der hauptsächlichste Fall, die Stillung der Blutungen in solchen Fällen, wo vermöge des Orts der Blutung kein anderes blutstillendes Mittel angewendet werden kann, gänzlich übersehen, und doch ist Hrn. Wurzers Grundriss dem Titel zu Folge auch für Wundärzte bestimmt. — Freylich, wie konnte Rec. diese Angabe vom Verf. erwarten, da sie von Hrn. Horn S. 478. auch weggelassen ist? — Dass die Mandelemulsion für asthenische Fieberkranke als Nahrungsmittel passe, wird Hr. W. wohl zurücknehmen, wenn derselbe ihren öftern Nachtheil in der intermittens, in der pituitosa und putrida bedenkt. Indessen sagt's Hr. Horn S. 156. sub No. 1. darum muss es wahr seyn, darum auch mit denselben dürren Worten wieder bey Hrn. W. stehen. Dieser wörtlichen Abschreibereyen, ohne alle Auswahl, ohne alle Rücksicht und Prüfung aus Horn's Materia medica sind auf jeder Seite mehrere zu finden, und der Titel: *Horns Materia medica in nuce* würde für dieses Machwerk wohl schicklicher gepasst haben, als Hrn. Wurzers langer Titel, wenigstens würde eine solche Aufschrift das Lob der Wahrheitsliebe verdient, und das Publikum belehrt haben, was es bey Hrn. W. zu erwarten habe. Ja das blinde, ängstliche Nachbeten geht hier so weit, dass unter Hb. Taraxaci, wie bey Horn S. 424., bemerkt wird, Zimmermann habe vom Extr. Taraxaci in jedem Frühjahr einen Centner verschrieben. Gehört dieses auch in einen Grundriss der Arzneymittellehre, wo der Verf. das Papier für wichtigere Dinge, die man aber freylich hier nicht findet, wenn sie bey Horn fehlen, zu schonen hatte? — Rec. gesteht hier öffentlich, dass jede Seite dieser W.schen Anleitung zum Studium der Heilmittellehre ihn mit Unwillen erfüllt hat. — *In der zweyten Abtheilung* paradirt die Schwefelsäure vor dem Lichen island.; die Rubia Tinctorum vor dem Acido muriatico, dann folgt die Ulmenrinde, hierauf mehrere bittre und aromatische Mittel; an das absynthium reihet sich unmittelbar die Salpetersäure, an sie wieder die Flor. Lavendulae u. s. w. Endlich erscheinen der Reihe nach folgende Mittel: das Acid. phosphoricum, succinicum, benzoicum, Cort. Hippocastorii, Cort. Salicis laureae, Quercus, Hb. Jacea. Jetzt fragen wir unsere Leser, ob sie noch einen Zweifel haben, dass, wenn irgend

einmal ein Preiss für denjenigen ausgesetzt wäre, der die Materia medica ex professo so confus, als es nur immer möglich behandelte, dieser nicht Hrn. Wurzer zu Theil werden müsse? — Herrn Wurzer aber fragen wir, woher ihm die tiefe Einsicht in das graduelle Wirken der Arzneymittel worden sey, nach welchem z. B. das Centaur. min. oder Trifol. fibr. die Thätigkeit des Organismus mehr erhöhe, als das Acid. vitriol. oder der Cort. ulmi campestr.; die Hb. Jaceae aber das souveraine und letzte Mittel in dieser Classe sey, dagegen die Rad. Angelicae, die Hb. Menth. pip. und crispae dem Freysamkraute nachstehen müsse? — Hat denn Hr. Wurzer, als Professor der Chemie, nicht gefühlt, dass das Gemeinsame der Säuren das Oxygen sey, dass in diesem Gemeinsamen auch ihre gemeinsamen Wirkungen begründet seyn müssen? ist denn Hrn. W. unbekannt, dass ihr Wirken nur modificirt wird, nach der Verschiedenheit des Radicals, das sich in ihnen vorfindet, und hatte derselbe daher nicht Grund genug, diese ihrer Construction sowohl, als Wirkungsart nach, so gleichartigen Mittel, neben einander aufzustellen? — Auch bey Abhandlung dieser zweyten Classe hat der Hr. Verf. die Hornsche Materia medica ausgeschrieben, was überhaupt vom ganzen Buche gilt, von S. 1. bis 274., als mit welcher sich das Register schliesst. — *In der dritten Classe der Thätigkeit- vermehrenden Mittel* stehen das Phellandr. aquatic., Bacc. Juniperi, Liq. ammon. acetici, Cort. Simarubae, (welche Verbindung, Aehnlichkeit zwischen beyden! —) Rad. Polygal. amar., Rad. Columbo, Rad. Senegae, (warum wurden die Polygal. amar. und die Senega, durch die Columbo getrennt? —) die Quassia, Rad. Caryophyllata, Valeriana, Calam. aromat., Arnica, Cort. Angustur., Rad. Serpent., China, Cinnamom., Nux moschata. Hierauf folgen das Rheum, die Jalappa, Aloe, Gummi Guttae, Rad. Hellebor. nigr., Hb. Gratiolae, die Coloquinten. Führen denn die letztern Mittel bey Hrn. Wurzer nicht ab? leisten sie in Marburg etwas ganz anderes, als anderswo, da ihnen unter den beliebten Thätigkeit - vermehrenden Mitteln über der Arnica, Valeriana, Serpentar., China, Zimmt u. s. w. der Platz angewiesen wird? — Bey solchen Behauptungen hat Rec. seinen eignen Augen anfangs nicht trauen können. — Zu dieser Classe werden hier noch gerechnet Ipecac., Squilla, der Crocus, die Asa foetida, Gummi ammon., Galban., Guajac., auf einmal, wie aus den Wolken, folgen die Pomeranzenschalen, die Cascarillenrinde, die Myrrhe, die Sem. Cynae, und Tanaceti, Rad. Filicis, Gi. Kino, u. s. w. Vor dem Eisen steht die Resina Scammonii! den Beschluss macht der Cortex Mezerei. — *Die vierte Abtheilung* begreift diejenigen Mittel, welche die Thätigkeit vermehren und vom stärksten Grade der Wirksamkeit sind. Hier stehen die Cicuta, Hb. Hyoscyam., Nuces vomicae, Hb. Digitalis (diese gehört aber nach Rasori und Borda zu den Contrastimulantibus directis so gut wie die Nux vomica, also zu der zweyten Classe der Thätigkeit - vermindernden, wie Hr. W. in der Einleitung die Arzneymittel selbst eintheilte; wie können also diese Mittel hier als solche, welche die Thätigkeit, und zwar im stärksten Grade erhöhen, ihre Stelle finden? — Ein Beweis für die grösste Einseitigkeit obiger Eintheilung;) das Aconitum, die Belladonna, Rhus toxicodendron, der Campher, Castor., Moschus, Ambra. Nun folgt in Hinsicht des Grades der Wirksamkeit (kaum werden es unsere Leser glauben), über den Moschus — die Aqua calcariae ustae und das Kali carbonicum!! Für diese Bemerkung sind wir Hrn. W. den grössten Dank schuldig. Durch sie werden wir nun wohl den theuern Moschus entbehren lernen! — Bey dem Oleo tartari per deliq. hören wir zum erstenmale, dass es, äusserlich als Benetzung gebraucht, die Warzen verschwinden macht. Wir möchten doch die Warzen sehen, welche Hr. W. damit weggeätzt hätte. Vom Kali caustico ist es uns wohl bekannt, aber das Kali carb. thut es aus chemischen Gründen nicht. — Ammonium carbonic. und causticum, die Olea aetherea, die Stipites Dulcamarae, (was gibts denn wieder für einen Grund die Bittersüsstengel über den Moschus, die Ambra, das kohlensaure Ammonium, die äther. Oele, als ein stärker wirkendes Mittel zu setzen? —) der Wein, Weingeist, die Naphta und Aetherarten, das Opium, der Phosphor, die Canthariden. Rec. würde, was die specielle Behandlung der hier genannten einzelnen Arzneymittel betrifft, so manches zu rügen finden, wenn nicht alles, wie schon zu verschiedenen Malen erinnert wurde, aus Horn's Handbuch der Arzneymittellehre ausgeschrieben wäre, und er daher nicht Hrn. Wurzer, sondern Hrn. Horn beurtheilen müsste, wozu derselbe hier keinen Beruf fühlt, da nicht Horn's, sondern Wurzers Materia medica der Gegenstand gegenwärtiger Recension ist.

Die zweyte Classe enthält *die Thätigkeit vermindernden Arzneymittel.* Hier scheint es der Verf. der Mühe gar nicht werth zu halten, über dieselben und ihre Wirkungsart, im Allgemeinen Etwas zu erinnern. Vergebens sieht man sich nach einer Ansicht, nach einem Princip um, das hier das leitende für den Verf. gewesen wäre. — *Erste Art.* (möchte wohl mit Hrn. Wurzers Erlaubniss heissen: *erste Abtheilung.*) *Mittelbare Schwächungsmittel durch Säfteentziehung.* Hier stehen die Folia Sennae, die Manna, die Tamarinden, das Kali aceticum, tartaricum, der Tartarus depuratus, das Acidum tartari, (!!) das Natrum phosphoricum, das Kali sulphuricum, die Magnesia sulphurica, Natr. sulphur., Tart. stibiatus. — Zu dieser Rubrik rechnet der Verf. endlich noch die Rhabarber, Jalappe, Aloe,

Gummigutt, den Helleborus, die Gratiola, Coloquinten, die Ipecac., die Squille u. s. w., die zwar an sich als Thätigkeit-vermehrende Mittel anzusehen wären, aber durch Brechen und Purgieren zu Mitteln der zweyten Classe würden. — Wo gehören sie nun hin? zur ersten, oder zweyten Classe? — denn diese beyden Classen sind sich ja einander streng entgegengesetzt, da eine die andere negirt. Hier mag der Verf. den Beweis haben, wie seine schöne Eintheilung in jene zwey Classen auf der einen Seite mit der Erfahrung contrastirt, auf der andern selbst im Vortrage die gröbsten Widersprüche herbeyführen muss. — *Zweyte Art. Unmittelbare Thätigkeit-vermindernde Arzneymittel. Contrastimuli.* Magnesia carbonica, Baryta muriatica, Sal ammoniac. Nitrum, Stibium, Vin. antim. Huxh., Stibium oxydat. alb. u. s. w.; Hydrargyrum mit seinen Präparaten, Cuprum sulphuricum, ammoniatum, Stannum, Bismuthum oxydatum album, Zincum, Zinc. sulphuric., Calcaria sulphurata, Plumbum, Argent. nitric. fusum, Arsenic. alb., Fol. Laurocerasi. Hierbey drängen sich uns eine Menge Fragen auf, deren Beantwortung wir vergeblich bey Hrn. Wurzer suchten, und von denen wir nur folgende ausheben: Wie kommt das Vin. antimon. Huxh. hieher, da der Tart. stibiat. unter der ersten Abtheilung stand? Auch der Brechwein macht in grössern Gaben Erbrechen, Ausleerungen, so gut, wie es der Brechweinstein in kleinen Dosen nicht thut. Es ist ja ein und dasselbe Mittel. — Warum gehören die Mercurialia zur zweyten, nicht zur erstern Abtheilung, da sie Säfteentziehung herbeyführen, Speichelfluss und Durchfälle? — Woher hat die Calcaria sulphurata eine contrastimulirende Eigenschaft, da ihre Wirkungsweise offenbar eine rein chemische ist? — Warum steht die Aqua Laurocerasi hier, nicht aber die Digitalis purpur., die Nux vomica, die Stipit. Dulcamar., Ipecac. u. s. w.? — Hr. Wurzer muss in der Hornschen Arzneymittellehre S. 44. überschlagen haben, sonst fände man diese Mittel gewiss hier. — Um die therapevtischen Regeln bey Anwendung dieser zweyten Classe sieht's eben so misslich, wie bey der ersten, aus. — Unser Urtheil über das hier vorliegende Buch im Allgemeinen geht dahin, dass wir unser Bedauern in dreyfacher Hinsicht hier zu erkennen geben müssen. Einmal trifft dieses den Verfasser, der mit dem Stande unserer arzneywissenschaftlichen Literatur sehr unbekannt seyn muss, um im Jahre 1808 die Hornsche Materia medica als das non plus ultra aller Arzneymittellehren anzusehen, da ihm Rec. noch andere Werke zum Abschreiben hätte präsentiren können, namentlich solche, wo mehr praktischer Sinn herrscht, und wovon Rec. nur die Jahnsche hier nennt; den Verfasser noch einmal, weil bey aller Abschreibesucht ihm die Kunst abgeht, das Eigenthum Anderer, wenn auch nur mit andern Worten, zu verhüllen, (doch liess dieses vielleicht seine Ehrlichkeit nicht zu); sodann aber zunächst die armen Studirenden, die nach einem solchen Grundriss der Materia medica, und nach den in ihr vorwaltenden pathologischen Principien gebildet werden sollen, und die hier weiter keine Begriffe, als die vagen einer Thätigkeitsvermehrung oder Verminderung mitgetheilt erhalten; endlich den Verleger, der wahrscheinlich mit Hrn. Wurzers Grundriss der Arzneymittellehre kein grosses Geschäft machen wird.

KATECHETIK.

D. *Martin Luthers Katechismus, nach dem Bedürfniss unserer Zeiten.* Hildburghausen, bey Hanisch's Erben, 1810. 118 S. 8.

Nachdem der Plan, D. Luthern ein steinernes oder ehernes Denkmal zu setzen, vereitelt worden ist; scheint man sich zu beeifern, sein Andenken auf eine andere, seiner würdigere Art der Nachwelt zu überliefern, und dadurch den grossen Mann wahrhaft zu ehren. Dass diess unter andern auch durch eine zeitgemässe Einrichtung seines kleinen Religionslehrbuchs für die Jugend, das noch in allen Schulen der lutherischen Kirche eingeführt ist, geschehen könne, ist wohl keinem Zweifel unterworfen, und man würde in der That einen Theil des zu Luthers Denkmal zusammencollectirten Fonds nicht besser haben anwenden können, als zu einem Preiss für die zweckmässigste Einrichtung seines Katechismus, und zur Veranstaltung einer wohlfeilen und zugleich schönen Ausgabe davon.

Es war daher dem Rec. eine erfreuliche Erscheinung, auch ohne einen solchen äussern Antrieb, kurz hinter einander drey Versuche hervortreten zu sehen, welche allesammt diese Tendenz haben. Der erste hatte Hrn. Küchenmeister, der zweyte Hrn. Oertel zum Verf., und den dritten wohlgelungenen Versuch sind wir jetzt anzuzeigen im Begriff. Der anonyme Verf. desselben hat ganz Recht, wenn er in der Vorrede behauptet, dass wohl schwerlich jemals wieder in der luther. Kirche ein Katechismus das Ansehn erlangen werde, welches Luthers Katechismus bis daher behauptet hat, und dass es eben darum die Lehrweisheit erfordere, statt die Zahl der neuen Katechismen, an denen wir einen grossen Ueberfluss haben, noch weiter zu vermehren, lieber sorgfältiger, als bisher geschah, darauf zu denken, wie der religiöse Volksunterricht auf die ungezwungenste Art nach Luthers Katechismus ertheilt werden könne. — Und eben so muss Rec. dem Verf. darin beypflichten, wenn er weiter sagt, dass, wenn Luthers Katechismus ferner als Lehrbuch gebraucht werden soll, es doch wohl endlich Zeit sey, ihm, der in seiner bishe-

rigen Gestalt sein Zeitalter scheine überlebt zu haben, eine zweck- u. zeitgemässere Einrichtung zu geben. Dem Ansehen des grossen Reformators werde dadurch so wenig zu nahe getreten, dass man vielmehr behaupten könne, auch das heisse, D. Luthern ein Denkmal setzen in seinem Geiste. Denn auch er selbst würde aus seinem Katechismus jetzt gewiss *ein ander Ding* machen. Auch möchte Rec. hinzusetzen, verfuhr ja Luther bey der Verfertigung seines Katechismus ganz auf die nämliche Art. Vor Luthers Zeit bestand nämlich, wie aus der kleinern Vorr. zu seinem grossen Katechismus erhellet, der gewöhnliche Katechismus aus drey Hauptstücken: den zehen Geboten, dem sogenannten apostol. Glaubensbekenntnis u. dem Gebet des Herrn. Luther behielt *diese alte* Form bey— weil er, wie aus der Vorrede zu seinem kleinern Katechismus ersichtlich ist, von dem richtigen, in unsern Tagen nur zu oft vergessenen Grundsatze ausging, dass man, wenn man mit Glück arbeiten und Nutzen schaffen wolle, den einmal geheiligten Grundstoff des religiösen Volksunterrichts unangefochten lassen müsse. Er vermehrte daher nur den alten Katechismus mit den zwey Hauptstücken von den Sacramenten, und versah die ältern Hauptstücke mit einer Erklärung. — Es ist also völlig in seinem Geiste gehandelt, wenn man den Grundstoff, und, um allen Anstoss zu vermeiden, wie von dem Vf. geschehen ist, auch noch zum Ueberfluss die alte Erklärung beybehaltend, — das auf die gehörige Art dem jetzigen alten Katechismus beyfügt, was ihm nicht fehlen darf, um von neuem ein brauchbares Lehrbuch zu werden. — Und wir müssen unserm Verf. das Zeugniss geben, dass dieses ihm gelungen ist, oder dass er die reinbiblische Lehre Jesu und der Apostel auf eine ganz ungezwungene Art und in einer guten Ordnung an den Lutherischen Katechismus anzuknüpfen gewusst hat, ohne dabey dem kirchlichen Lehrbegriff zu nahe treten.

Eine Probe von des Verfassers Behandlungsart des Luth. Katechismus würde hier zu viel Raum einnehmen. Rec. begnügt sich daher, im Allgemeinen zu bemerken, was man in diesem Büchlein zu suchen habe. Es enthält 1) nur den eigentlichen Lutherischen Katechismus, wozu bekanntlich weder die Lehre vom Amt der Schlüssel, noch die Fragstücke für die, welche zum Sacrament gehen wollen, gehören; 2) die besseren alten kurzen Fragen und Antworten darüber, welche sich mit den Worten anfangen: Bist du ein Christ? — jedoch, da auch diese nicht von Luther herrühren, nur diejenigen davon, welche dem Verf. noch jetzt tauglich schienen; 3) hier und da eine Umgestaltung des Luth. Katechismus — in stellvertretenden Fragen und Antworten; und endlich 4) in genauer Verbindung mit dem allen, die Hauptsache von dem, was sonst in den grossen Katechismen vorzukommen pflegt, so dass man also eines solchen Lehrbuchs daneben wohl ganz entbehren kann.

Recensent empfiehlt diesen Katechismus Allen, welche Macht haben, bessere Lehrbücher in den Volksschulen einzuführen, besonders aber angehenden Predigern und Schullehrern, welche lernen wollen, wie Luthers Katechismus zu benutzen, und was von ihnen mit Stillschweigen zu übergehen sey.

JUGENDSCHRIFTEN.

Ludwig und seine Gespielen, oder leichte Uebungen für Verstand u. Herz, in Erzählungen, Geschichten von Thieren und Aufgaben für das frühere Alter; von *J. A. C. Löhr*. Mit einem Kupfer. Leipzig, bey Gerh. Fleischer d. Jüng. VIII und 198 S. 8. geb.

Die erste Abtheilung enthält 19 kleine Geschichten von Kindern, die zweyte 59 unterhaltende kleine Geschichten von Thieren, die dritte zehn leichte Räthsel, (deren Auflösung nach dem Inhaltsverzeichnisse angegeben, aber mit latein. Schrift gedruckt ist) und dreyzehn Aufgaben und Schnurren. Durchgängig sprechen die Kleinen, und vorzüglich der älteste Sohn der Familie, Ludwig selbst, und also auch im Tone der Kinder, aber nicht im kindischen Tone. Die Mannigfaltigkeit der Gegenstände gewährt eben so vielfältige Belehrung, als angenehme Unterhaltung, und beyde sind gleich rein, gleich fasslich und der frühern Jugend angemessen. Das konnte man schon von diesem Schriftsteller erwarten, dass er uns nur Eignes, nichts Fremdes geben würde, oder dass, wie er sich ausdrückt, er sich seine eigene Quelle gegraben hat.

Die frohen Abende, oder Erzählungen eines Vaters im Kreise seiner Kinder, von *Jakob Glatz*. *Erstes Jahr*. Mit 10 illuminirten Kupfern. Leipzig, b. G. Fleischer d. J. 266 S.

Hundert Erzählungen von sehr verschiedenem Stoff, der hie und da in mehrern Erzählungen ausgeführt ist, gewöhnlich aber von so kleinem Umfang ist, dass er nur eine Erzählung füllt. Bald werden die Kinder über einige Thiere oder andere Naturgegenstände, bald über sittliche Pflichten und anständiges Betragen sowohl, als über die entgegengesetzten Fehler in aufgestellten Beyspielen, bald über Gefahren, denen Kinder von kleinerem und grösserem Alter ausgesetzt sind, oder denen sie sich selbst aus Unkunde aussetzen, belehrt, und in einer so verständlichen, abwechselnden, gefälligen Manier des Vortrags, wie man sie aus den Schriften des um Jugend- und Menschenbildung verdienten Verfassers gewohnt ist.

Beyde Schriften längst in diesem Fache bekannter und mit den Bedürfnissen und Fähigkeiten der Kinder vertrauter Verfasser bedürfen gewiss keiner weitern Empfehlung. Sie gehören unstreitig zu den nützlichsten Geschenken, die man Kindern von dem zarten und auch schon etwas reiferem Alter machen kann.

NEUE

LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

109. Stück, den 10. September 1810.

TASCHENBÜCHCER.

Taschenbuch der neuesten Kriegsbegebenheiten für gebildete Leser aller Stände (oder mit einem allgemeinern Titel: *Kriegskalender für gebildete Leser aller Stände*). *Dritter Jahrgang* 1811. Mit schwarzen und illuminirten Kupfern und einem grossen Plane. Leipzig, bey G. J. Göschen. XII 248. und 158 S. (3 Thlr.)

In zwey Abtheilungen bringt auch dieser Jahrgang den gebildeten Lesern die mannigfaltigste und angenehmste Gabe, die sie mit Dank gegen die genannten und ungenannten Geber froh geniessen werden. Die erste Abtheilung, welche der Kriegsgeschichte unserer Zeit gewidmet ist, eröffnet S. 1—33 ein lehrreicher Aufsatz des Hrn. Hofr. *Heeren: Bürgergarden, Miethtruppen, stehende Heere, universalhistorisch angesehen.* Der Contrast zwischen stehenden Heeren und Bürgermilizen (über welche letztern seit H garths Zeiten viel gespottet worden ist, ohne dass man wusste, worüber man eigentlich lachte, u. dass von etwas die Rede sey, wodurch das Schicksal der Völker entschieden werden konnte) ist erst durch die Ausbildung der stehenden Heere, die in Europa erfolgte, recht sichtbar geworden. Seitdem sich die Meynung befestigte, in dem stehenden Heer sey die eigentliche Kraft des Staats, konnte, was nicht zum *Soldatenstand* gehörte und doch Soldat seyn wollte, nicht gedeihen. Obgleich stehende Heere in der Art, wie das neuere Europa sie sah, nur diesem eigen sind, so ist doch die Einrichtung selbst nicht neu, da es bey den Indern und Egyptern sogar *Kriegskasten* gab, ein Institut, das, so verrufen auch bey uns das Kastenwesen ist, doch auf das Militair angewandt, wenn diess einmal einen besondern Stand bilden soll, nicht so verwerflich erscheint. Noch jetzt werden die Söhne der Soldaten in der Regel als die besten Soldaten angesehen, und in einem grossen Reiche militair. Kolonien gegründet, in dem den Veteranen die Pflicht auferlegt ist, ihre Söhne den Waffen zu bestimmen. „Scheint es nicht, setzt der Vf. hinzu, man wolle nach langen Umwegen endlich wieder auf Kasteneinrichtung zurückkommen?“ (Doch scheint es nicht naturgemäss, zu glauben, dass alle in einer Kaste Geborne nur Talent zu dem, was die Kaste mit sich bringt, haben sollen, und dass nicht andere und seltnere Talente oft dadurch unterdrückt werden). Es scheint schon der ersten Ausbildung der Staatsgesellschaft eigen zu seyn, einen Theil der Staatsbürger ausschliessend zur Vertheidigung zu bestimmen, aber auch nur zur Vertheidigung, nicht zum Angriff. Eroberer sind die Völker mit Hülfe ihrer Kriegskasten nie oder selten geworden. Gleichwohl müssen diese Institute fehlerhaft gewesen seyn, denn kein Volk ist leichter unterjocht worden, als die, wo eine Kriegskaste war, und keine weniger fähig gewesen, das aufgelegte Joch abzuschütteln, als eben diese. Als Hauptursache davon wird angegeben, dass es eine *widernatürliche* Einrichtung war, da Alle von der Natur mit Kräften und Mitteln versehen sind, ihr Daseyn, ihre Freyheit selbst zu vertheidigen. Alles Widernatürliche straft am Ende sich selbst. In den Fortschritten der Civilisation liegt allerdings etwas, was die Trennung des Soldatenstandes von den übrigen befördert. Daher auch die meisten civilisirten Staaten Miethtruppen, Söldner, aus dem eignen oder aus fremden Völkern oder aus beyden gehabt haben, vorzugsweise die Handelsstaaten. Im neuern Europa hat sich das System der stehenden Heere, vornehmlich unter zweyerley Umständen, ausgebildet erstlich in einem grossen und cultivirten Reiche, das seine Gränzen fortdauernd gegen Angriffe roher Völker schützen musste (dem römischen Reich unter den Imperatoren, in China, in dem nordamerikan. Freystaat), zweytens in einem System ungleichartiger, sich begränzender, cultivirter Staaten, wie in dem macedonischen Staaten-

system seit der Zertrümmerung der Monarchie Alexanders des Gr. In Frankreich ging es zuerst aus der reinsten Quelle hervor, dem fühlbar gewordenen Bedürfniss der Erhaltung der innern Ruhe, wurde aber doch bald zu einem solchen Grade getrieben, dass bey den Nachbarn Misstrauen und Nacheiferung entstehen musste. Das System der stehenden Heere hat seine Vortheile und Nachtheile gehabt, passte aber für das Staatensystem Europa's und für die herrschende Politik. Das Halten stehender Truppen musste für den Staat Bedürfniss werden, damit der Industrie der Bürger, wie der Staat sie zu seinem Vortheil, nicht zum Vortheil der Bürger, wollte, nicht geschadet werde. Das alte Staatensystem von Europa ruhte auf dem praktisch anerkannten Grundsatz der Heiligkeit des rechtmässigen Besitzes. Wurden Versuche dagegen gemacht, so hielt man zusammen, um sie zu vereiteln. Für diese politische Form passte das System stehender Heere. Mit ihnen lassen sich keine grossen Eroberungen machen, am wenigsten behaupten. Das ganze Institut beschränkt sich zu sehr durch sich selbst. Man hat lange und oft gefürchtet, durch die stehenden Heere werde die innere Freyheit der Staaten zu Grunde gerichtet werden, aber diese Besorgniss ist nicht in Erfüllung gegangen. Die Völker selbst reiften allerdings für die Unterdrückung, weil sie es gänzlich verlernten, das Schwerdt zu führen. Von jeher war es schwerer, Halbbarbaren als gebildete Völker zu unterjochen und zu beherrschen, weil die Letztern von den Waffen und ihrem Gebrauch zu sehr entwöhnt waren (auch wohl zu weichlich geworden waren, und ihre Güter und Genüsse selbst mit Verlust der Freyheit zu erhalten suchten). Eine kurzsichtigere Politik kann wohl nicht seyn, als wenn man glaubt, die Völker zur Barbarey zurückführen zu müssen, um sie unumschränkter beherrschen zu können. Die stehenden Heere tragen aber einen andern Keim des Verderbens an sich, der sich um so mehr entwickeln muss, je mehr durch sie der Hauptzweck, den man sich vorgesetzt hat, Erhaltung eines dauerhaften Friedens, erreicht wird. Nicht bloss der Mangel an Uebung, sondern noch andere tief liegende moralische Ursachen, bewirken, dass ein stehendes Heer im langen Friedensstand allmählig ausartet. Man reichte mit dem System der stehenden Heere aus, so lange es bey allen Staaten Sitte blieb, mit ihnen ein Kriegsspiel zu treiben, so lange das Verhältniss nicht bloss der Volksmenge, sondern auch der Staatseinkünfte beobachtet wurde; es musste diess System fallen, sobald diese Bedingungen aufhörten. Es ist keinem Zweifel unterworfen, dass durch *Bürgermilizen* mehr ausgerichtet werden kann, mehr ausgerichtet worden ist, als durch stehende Heere. In wohl eingerichteten Bürgermilizen ruht eigentlich die wahre Stärke des Staats. Sie ist die natürlichste Einrichtung und deshalb die beste, gibt dem Staate die meisten Streiter nach Verhältniss der Volksmenge, und erhält den militairischen Geist *in der Nation*, der nicht leicht ausarten kann. Staaten waren gross und mächtig durch Bürgermilizen, und sanken, so wie diese ausarteten. Das Beyspiel des athen. Freystaats und Roms wird angeführt. Doch auch in neuern Zeiten gab das erste Beyspiel dieser Art die entstehende Republik der vereinigten Niederlande, ein anderes noch folgenreicheres sah man im 18. Jahrh. in Nordamerika. Des letztern Beyspiel wirkte auf Europa. Als die Unruhen in den damaligen österr. Niederlanden ausbrachen, errichtete man gleich Bürgermilizen, welche stehende Truppen aus den Städten verjagten. Kriege, mit Bürgergarden gegen regelmässige Heere geführt, laufen freylich *im Anfange* fast immer unglücklich ab. Aber die Erfahrung hat gelehrt, dass sie mit jedem Feldzuge furchtbarer und ihr Ausdauern desto sicherer belohnt werde. Sie haben verschiedene wichtige Vorzüge vor den stehenden Heeren, 1. dass ihre Kriegskunst ihrer Natur nach keine Künsteley ist, und also nicht darein ausarten kann, 2. dass sie sich leichter und schneller recrutiren, denn wo sie errichtet sind, ist die grosse Masse der Bürger zum Dienst verpflichtet, 3. dass sie für eine Sache kämpfen, oder wenigstens kämpfen sollen, die ihre eigne ist, und nicht so zu Maschinen gemacht werden können, wie die stehenden Truppen, moralische Motive aber bey ihnen in voller Kraft wirken. *Der* aber endlich bleibt Sieger, der am entschlossensten ist, Sieger bleiben zu *wollen*. Die grosse Umwandelung Europa's, aus dem militair. Gesichtspunct betrachtet, geht von ihnen aus. Ein Decret des Nationalconvents vom 28. Jul. 1791. gab den Nationalgarden ihre Einrichtung. Am 26. Februar 1793. konnte man schon decretiren, dass zwischen Nationalgarden und Linientruppen kein Unterschied Statt finden solle. Die nachherigen Verordnungen bis zum vollendeten Gesetz über Conscription (5ten Septemb. 1798.) bildeten jenes System weiter aus. „Auch an dem Institut der stehenden Heere, so schliesst Hr. H. den noch viel mehr, als wir andeuten konnten, enthaltenden Aufsatz, bestätigt sich die ewige Wahrheit, dass alle menschliche Einrichtungen nur für gewisse Zeiten und Verhältnisse passen. Sie noch fort bestehen zu lassen, wenn jene sich geändert haben, heisst, sie sich selbst überleben machen. Aber den richtigen Zeitpunct wahrzunehmen, wo auch sie der Abänderung bedürfen, das ist das Werk des tiefblickenden Geistes, der sein Zeitalter durchschauet; diese Veränderung aber auszuführen, die Aufgabe für den praktischen Staatsmann, die noch unendlich schwerer zu lösen, als das Bedürfniss der Veränderung einzusehen ist."

S. 34—81. *Der Uebergang der Franzosen über die Donau* im J. 1809. verglichen mit einigen frühern Uebergängen über andere Flüsse, nebst einem zur

Erläuterung dienenden Plan. Bis Seite 60 werden verschiedene Uebergänge über Flüsse auf Brücken und Flössen beschrieben. Der Verf. geht von der Bemerkung aus, dass, so viele Schwierigkeiten auch der Uebergang über einen Fluss in Gegenwart eines gegenüber stehenden Feindes zu haben scheint, es doch kein Beyspiel gebe, dass ein solcher Uebergang missglückt wäre. Ludwigs XIV. Rheinübergang bey Tollhuys 1672., Gustavs Adolphs über den Lech 1632., Karls XII. über die Düna 1701. werden zum Beweis angeführt. Unter allen Umständen ist es leichter, auf Flössen oder Fahrzeugen, als vermittelst geschlagener Brücken, über einen breiten, vom Feinde besetzten, Fluss zu gehen. Moreau's Uebergang über den Rhein bey Kehl 1796., ein anderer bey Diersheim 1797., vornehmlich Jourdans Uebergang den 6. Sept. 1795., mit welchem keiner der vorgehenden in Ansehung der Vorbereitungen dazu und der gebrauchten Menge des Geschützes verglichen werden kann, und der Uebergang über die Limmat 1797. und der von Moreau über den Rhein am 30. Sept. 1800. werden sehr instructiv geschildert. Von anderer Art war Napoleons Uebergang über die Adda bey Lodi 1796., wo es nur darauf ankam, mit Verachtung des feindlichen Feuers über die steinerne Brücke vorzudringen. Unter allen Strömen Deutschlands setzt keiner einem Uebergange im Angesichte des Feindes mehrere Hindernisse entgegen, als die Donau durch ihre Breite und Schnelligkeit. Dennoch haben schon in den frühesten Zeiten die Römer über diesen Strom gesetzt, und so auch in den neuesten Zeiten mehrmals die Franzosen. Der merkwürdigste Uebergang war der im vorigen Jahre. Die Franzosen, sagt der Verf., hatten, aus Geringschätzung des Feindes, oder Eilfertigkeit, die Vorsicht unterlassen, ihre Schiffsbrücke durch ein vorgelegtes Werk zu schützen, wie der Prinz von Parma 1585. bey Antwerpens Belagerung that, von dessen Vorrichtungen eine Note genauere Nachrichten gibt. Die Brücke wurde daher durch die von den Oesterreichern abgeschickten Schiffsmühlen u. Holzblöcke weggerissen und konnte nicht sogleich hergestellt werden. Nur die entschlossene Thätigkeit der Anführer und der unerschütterliche Muth der Soldaten konnten die Franzosen retten. Der nachherige Uebergang, der in der Nacht vom 4.—5. Jul. anfing, wird genau erzählt, und erinnert, dass die sogenannte Brücke d'une seule pièce keinesweges eine neue Erfindung war, und dass schon in Hoyers Handbuch der Pontonier-Wissenschaft solche Brückenschwenkungen beschrieben sind. Einige Umstände von den Schlachten bey Wagram werden noch erzählt. S. 82—132. *Die Belagerungen Wiens.* Die erste ist die von dem Kön. Matthias von Ungarn 1477., der, mehrmals und gröblich vom Kaiser Friedrich III. beleidigt, ihm den Krieg angekündigt hatte. Der baldige Friede rettete die Stadt. Aber der Krieg erneuerte sich und der sonst so leicht verzeihende, edelmüthige Matthias, dachte im Ernst darauf, die so vielfachen Beleidigungen empfindlich zu rächen. 1485 wurde Wien von ihm wieder belagert, das sich, durch den äussersten Mangel dazu genöthigt, nach fünfmonatlicher Belagerung ergeben musste, und nun fünf Jahre in der Gewalt Ungarns blieb. Wienerisch Neustadt that dem Matthias den hartnäckigsten Widerstand, und ergab sich erst nach sieben Monaten. Als nach Matthias Tode (1490.) sich Wien und Wienerisch Neustadt sogleich losmachten und an Maximilian ergaben, musste doch das Schloss von Wien erobert werden. 1529 erschienen die Türken zum erstenmal vor Wien. Die nicht sehr feste Stadt schlug doch die fünf Tage lang unausgesetzt fortdauernden Stürme der Türken ab. Nach drey Wochen hob Solyman die Belagerung schnell auf, nachdem die Türken vor dem Abzuge alle Gefangene ohne Unterschied niedergehauen hatten. Im J. 1683. wurde die Stadt zum zweytenmal von den Türken belagert. Jetzt bildeten sich hier auch Compagnien von Bürgergarden zur Vertheidigung der Stadt. Diessmal gelangen den Türken die oft abgeschlagenen Stürme doch im Ganzen genommen mehr. Die Türken haben es in der Minirkunst früher viel weiter gebracht, als andere Nationen. Die Streitkräfte der Belagerten nahmen mit jedem Tage mehr ab, als der König von Pohlen mit einer Armee von 80000 Mann sich zum Entsatze näherte, und endlich die Türken schlug. Vom 14. Jul. bis 12. Sept. hatte die Belagerung gedauert. So oft in der Folge auch feindliche Heere vor die Stadt kamen, so blieb sie doch bis auf die neueste Zeit verschont, und wurde 1805. und 1809. ohne Belagerung eingenommen. Der Verf. hat die Geschichte der frühern Belagerungen durch die Verknüpfung anderer Umstände, die sie vorbereiteten oder begleiteten, anziehender zu machen gewusst. S. 133—248. *Denkwürdigkeiten aus dem Kriege Frankreichs u. Oesterreichs* im J. 1809. Erste Abtheilung, bis zum Einzuge der Franzosen in Wien am 13. May 1809. Der einsichtsvolle Verf. geht von einer kurzen Darstellung der Kräfte und Gesinnungen Oesterreichs aus, und führt die Gründe an, wegen deren der Krieg unternommen wurde, und die Irrthümer, welche auf der einen Seite begangen, auf der andern benutzt, den schnellen Ausgang herbeyführten. Dabey hat er kein Factum ohne die Aussagen mehrerer und verschiedener Zeugen aufgenommen. Die Behauptung der Franzosen, dass es Napoleons Absicht zu Anfang des J. 1809. nicht gewesen sey, Oesterreich anzugreifen, wird wahrscheinlich, wenn man die damalige Lage der Angelegenheiten im Innern und in Spanien erwägt. Oesterreich, welches einen neuen Angriff früher oder später fürchtete, wollte die günstig scheinende Lage der Dinge benutzen, um zuvorzukommen.

Selbst dem Volke schien der Krieg nothwendig. Nur eine Minorität rieth zum Temporisiren. Der Erzherzog Carl soll am spätesten in den Krieg eingewilligt haben. Eine Stelle aus einem Briefe desselben wird angeführt. Die Kaiserin, wie jede ausgezeichnete Frau auf dem Throne von Unkundigen angeklagt, that nichts für diese Entscheidung; nur als diese fest war, söhnte sie Parteyen aus und verdoppelte die Anhänglichkeit des Volks an ihren Gemahl. Man rechnete auf die Stimmung deutscher Völker. Schaaren preussischer Jugend erboten sich, auch wider den Willen ihres Königs unter den österr. Fahnen zu dienen. Im Stillen organisirten sich Verbindungen. Tyrol entzog sich der bayerischen Herrschaft, und von Voralberg aus verbreitete sich über ganz Schwaben Unruhe. Dem österr. Hofe wurde der Vorwurf gemacht, dass er jetzt eben so an die Nationen appellire, wie es ehemals die französ. Republik that. Man rechnete in Oesterreich auf Deutschland, Italien, auf die Schwäche Pohlens, den Beystand Englands, Russlands und Preussens, aber ohne Grund. Die topographische Position war so, dass es fast zu einer Macht der zweyten Grösse herabgesetzt wurde und nicht viel aufs Spiel setzen konnte. Die Armee betrug ohne die Landwehr und ungar. Insurrection 345000 Mann. Wie es möglich war, nach dem vier Jahre vorher geführten Kriege, doch eine solche Macht aufzustellen, wird gezeigt. Die Landwehr wurde aus dem besten Theil der Nation zusammengesetzt und von grossem Eifer beseelt. Ein Theil der guten Wirkung wurde durch die Eifersucht des regulären Militairs und durch die Unbestimmtheit des Zwecks der Landwehr vereitelt. Man brauchte sie zu allem Möglichen. In der Armee wurde die längst entworfene Eintheilung in 9 selbstständige Corps ausgeführt. Aber man versäumte die Zeit, wo man die Truppen konnte früher zusammen rücken lassen. Die allgemeine Bestürzung, welche die Entlassung und Abreise des Generalquartiermeister Mayer von Heldenfeld verursachte, war von übler Bedeutung. S. 159 wird ein richtiges Tableau der deutschen österr. Regimenter und ihrer Batterien mitgetheilt, und die Operationsplane dargelegt. Die Erzählung der Operationen selbst folgt S. 161 ff. den Tagen vom 6ten April an. Diese Erzählung aber begleitet überall ein mit Gründen unterstütztes Urtheil, das die gemachten Fehler darstellt. Bald anfangs wird die Frage aufgeworfen: warum man 6 Tage anwendete, um vom Inn zur Iser zu gelangen? Die Franzosen gewannen dadurch Zeit, und sahen, dass man ihr energisches Kriegssystem noch nicht anwenden gelernt habe. Obgleich der Verf. nur das, was die österr. Armee anging, genau erzählen wollte, und nur darüber Nachrichten zu sammeln und zu vergleichen Gelegenheit hatte, so gibt er doch S. 171 ff. auch die Stellung der französ. Hauptcorps und ihre Stärke an. Es scheint, bemerkt der Verf. ferner, kaum glaublich, und doch ist es keinem Zweifel unterworfen, dass man im österr. Hauptquartier nur oberflächliche Notizen von den feindlichen Positionen hatte, über seine Zahl fast ganz ungewiss war, und sie zu gering anschlug. Man besass die Kunst nicht, das Spionensystem gehörig zu organisiren. „Die Tapferkeit, setzt der Verf. hinzu, soll nicht blind seyn. Je unblutiger ein grosser Sieg, desto wünschenswerther und auch rühmlicher. Wie aber möchte man dergleichen erfechten, wenn man nicht hell über die Lage seiner Gegner sieht?" Da der Generalissimus offensiv verfahren wollte, so musste er suchen, jede Vereinigung grosser feindlicher Massen zu hindern. Daher der erste Operationsplan gegen den Marschall Davoust. Gegen den Plan lässt sich, sagt der Verf., nichts mit Grunde erinnern, desto mehr Einwürfe sind gegen die Zeit und Art der Ausführung gemacht worden. Sie werden angeführt, aber auch nicht vergessen, was zur Vertheidigung des Generalissimus dient. Das schöne Manoeuvre des Herz. von Auerstädt, durch die geübte Tapferkeit seiner Truppen ausführbar, sie fechtend auf der vorgeschriebenen Strasse fortzuführen, wird entwickelt. Das vierte österreich. Armeecorps unter dem Fürst Rosenberg scheint am 19. April nicht mit der Kraft und Schnelligkeit gewirkt zu haben, auf die der Generalissimus rechnete. Das mörderische Gefecht bey den Waldungen, welche die Regensburger Strasse deckten, wird beschrieben. Hinter diesem Walde bewirkte der Herzog von Auerstädt seine Vereinigung mit dem Herzog von Danzig. Alle partiellen Affairen am 19. (die unbedeutenden des 5ten Armeecorps ausgenommen) waren für Oesterr. unglücklich. Durch die neuen Dispositionen der Oesterr. am 20. April wurde die Linie hinter der Iser, die Basis der ersten Operationen, aufgegeben. Ausser andern entstand dadurch der wichtigste Nachtheil, dass zwischen einigen Armeecorps eine grosse Lücke wurde. Den Generalissimus entging die Gefahr nicht, aber man kannte den Feind wenig, wenn man glaubte, er werde den Armeecorps Zeit lassen, diese Lücke auszufüllen. In dem Kampfe bey Siegburg am 20. April begünstigte die Franzosen ihre dreymal überlegene Zahl, das Zutrauen, welches die Gegenwart des Kaisers einflösste, selbst der ihrer Art zu streiten angemessene waldigte Boden. Erst am 22sten April wurde man im österr. Hauptquartier gewahr, dass Napoleons Absicht gewesen sey, die Basis der Operationen bey Landshut zu sprengen und dass die Hauptarmee bloss deswegen getäuscht worden sey, um ihre Blicke von jenem Puncte abzuleiten. Und dort war es ihm geglückt. Man wollte Gleiches mit Gleichem vergelten und die Corps vor sich mit aller Macht angreifen. Die Franzosen befolgten am 22., wie immer, den Grundsatz, zu einem Angriffe nicht erst abzuwarten, bis ein ganzes Corps

sich versammelt hatte, wie die Oesterreicher, „die hierin etwas zu pedantisch auf Vollständigkeit halten" (Worte des Verfs.). Von der Verwirrung bey der Retirade des vierten und dritten Armeecorps, sagt er ferner, kann nur ein Augenzeuge sich einen Begriff machen, obgleich der Generalissimus mit Verachtung aller persönlichen Gefahr den Muth der gesprengten Reihen wieder zu beleben suchte, und darüber fast den feindlichen Chasseurs in die Hände gefallen wäre. Die Schlacht am 22. ging aus denselben Gründen verloren, wie die meisten frühern. Anwendung der grössten Gewalt auf den schwächsten Punct, die Kunst, alle Streitkräfte ins Spiel zu bringen und wirken zu lassen, während die der Oesterreicher grösstentheils unbenutzt blieben, diess war es, was Napoleon immer mit Erfolg anwandte. Wenn die Armeen der Oesterr. beym Ausrücken den Gegnern an Zahl überlegen waren, so waren in jedem einzelnen Gefechte die Corps der Franzosen ungefähr gleich oder gar stärker an Zahl. Wenn auch ein französ. Corps der Uebermacht des Feindes bloss gestellt wurde, so war doch alles so gut berechnet, dass unterdessen auf einer andern Seite ein Hauptschlag geschah. Dabey wird noch die Schnelligkeit, Strenge, Pünctlichkeit auf der einen und die Bedächtlichkeit, Nachsicht und Straflosigkeit auf der andern Seite in Anschlag gebracht. Die Vertheidigung von Regensburg am 23sten April macht den österr. Officieren und Truppen, die sich darin befanden, nach des Verfs. Urtheil, viele Ehre. Man bemerkte (am 24.) im österr. Hauptquartier erst spät, dass die feindliche Hauptmacht gegen den Inn und am rechten Donauufer hinab operire. Napoleon hatte schon einen mächtigen Vorsprung, als der Erzh. Carl die Parthie ergriff, durch die böhmischen Wälder auf Klattau und Budweis zu gehen. Die Vortheile, die unterdessen andere Armeecorps in Italien, in Pohlen, in Dalmatien erhalten hatten, waren fruchtlos, jedes isolirte Corps musste, nach den entscheidenden Vorfällen in Deutschland, ins Herz des Mutterlandes zurückgezogen werden. Die verheerte Hauptstrasse nach Wien stand jetzt dem Feinde offen. Der Angriffskrieg war für Oest. in einen Vertheidigungskrieg verwandelt, und hätte neuen verzweifelten Maasregeln und Mitteln Platz geben sollen. Jeder Fussbreit Landes musste vertheidigt werden. Einer erbitterten Nation ist jedes Terrain günstig. Ueber keine Operation des letzten Kriegs, sagt der Vf., ist mehr gestritten worden, als über die Napoleons, mit Hintansetzung des Generalissimus, dem geschlagenen Corps gefolgt zu seyn, um Wien in möglichster Schnelle zu erreichen. Der grosse Heerführer der Franzosen hat im 9ten Armeebülletin (vom 19ten May) verschiedenes über die ihn bestimmenden Gründe einfliessen lassen. Die franz. Armeebulletins gehören, nach des Verfs. Bemerkung, zu den merkwürdigsten Actenstücken, bald in historischer, meist in psychologischer Hinsicht. Sie sind aber nicht alle gleich behandelt. Ihre Vielseitigkeit, mit welcher doch eine immer gleiche Zweckmässigkeit verbunden ist, verdient Bewunderung. Diess wird sehr lehrreich aus einander gesetzt, und mit Beyspielen belegt, und zugleich die Vortheile dargelegt, welche die schnelle Besitznahme Wiens gewährte. Dabey war das Zutrauen Napoleons zu seinem Glücke und die Erinnerung an 1805. mehr als je lebhaft. Er kannte die Nation, mit der er zu thun hatte, besser als seine Generale, die an Girona und Saragossa denkend, in Wien heftigen Widerstand fürchteten. „Wenn man, sagt der Verf., an eine blinde Gewalt glauben wollte, die den Arm derjenigen zurückhält, deren Fall beschlossen ist, so müsste man ihren Finger in der Sorglosigkeit erblicken, mit welcher vor Anbeginn des Kriegs und während desselben alles behandelt wurde, was auf die Localvertheidigung Wiens und Oesterreichs Bezug hatte, gleich als ob diese nie nothwendig werden könne." Jetzt als die Umstände aufs Aeusserste drängten, beschloss man, Linz zu vertheidigen. Als aber der Kaiser endlich einstimmte, legte das Gouvernement von Linz und die Kürze der Zeit so viele Schwierigkeiten in den Weg, dass es unterblieb. Dagegen wollte man Wien vertheidigen und zwar nicht blos gegen ein feindliches Streifcorps decken. „Man irrt sich, wenn man glaubt, fügt der Verf. bey, wenn man dem Kaiser von Oesterr. halbe Maassregeln zutraut. Mehr als einmal hat er durch Mittheilung glücklicher und muthvoller Ideen gegen seine Umgebungen den Wunsch erzeugt, dass er, mit grösserm Vertrauen auf sich selbst, seine Heere, unterstützt von seinen Brüdern und Generalen, leiten möchte. Aber wie ein Vater, der seine Kinder einem Hofmeister übergeben hat, dessen Erziehungsplane nicht stören will, wenn schon sie ihm nicht die besten scheinen, hatte er sich stets gescheut einzugreifen, selbst wo er besser zu sehen glaubte, und wirklich besser sah, um dem Ansehen seiner Feldherren nicht Abbruch zu thun. Auch wird es ihm zuweilen schwer, diejenigen zu entfernen, an deren Namen und Manieren er gewöhnt ist, woher es wohl entstehen mag, Generalen wichtige Posten anvertrauet zu haben, an deren Fähigkeiten zu zweifeln man mit Recht Veranlassung hatte." Wir haben absichtlich so Vieles aus dieser Darstellung ausgehoben, um die Leser über die Einsichten, die Freymüthigkeit, die Unparteylichkeit, aber auch über die Sprachfehler des übrigens anziehenden und gebildeten Vortrags, des Verfs., der wahrscheinlich selbst bey der österr. Armee keine unbedeutende Stelle bekleidete, urtheilen zu lassen, und sie in Voraus auf das Werk aufmerksam zu machen, das von ihm in Kurzem über die Einnahme Wiens und deren Folgen bey dem Verleger des Taschenbuchs erscheinen wird.

Die zweyte Abtheil. ist der heitern und mannigfaltigen Unterhaltung gewidmet. Doch ist der Stoff derselben scheinbar oder wirklich militärisch. Den Anfang macht S. 1—70 *Die Doppelrevüe in Grosslausau und Kauzen, sammt Feldzügen*, eine Groteske von *Jean Paul Fr. Richter.* Die Genialität des Aufsatzes, der ausser den zwey Fürsten auch ihre Regierungsweise und Feldzüge komisch genug schildert, durch eine Menge Beziehungen und Anspielungen, zu denen die ausgebreitetste Belesenheit des Vfs. Stoff gab, unterstützt, wird alle Leser fesseln. Wir stellen nur eine Probe auf: „Beyde Heere waren darüber einig, dass der ganze Erfolg der Heerschau oder des Feldzugs davon abhänge, welches von beyden sich zuerst des Galgenbergs — der übrigens nur mit Einem Manne besetzt, der noch dazu am Galgen hing — bemächtige; wer dann beym oder am Galgen war, sah ruhig dem übrigen Kriege zu, und machte, wie der Gehenkte, bloss aus Spass noch Schwenkungen. Alle verständige Militärpersonen, die ich noch darüber gesprochen, versicherten nun einmüthig, dass die Kauzen oder Trödler viel früher als die Grosslausauer den Galgen, woran so viel hing, hätten besetzen können, wenn nicht unterwegs ein Unglück vorgefallen wäre, welches die Kauzen zum Unglück für ein Glück genommen. O so sehr siegt todtes aber volles Gedärm über lebendiges, das leer ist, und elende Würste schiessen sich als Feldschlangen ab und halten ganze Heere auf! Es ist nämlich nur gar zu erwiesene Thatsache — ich kenne jeden Zeitungsschreiber, der sie zu verdecken suchte — dass die streit- und esslustigen Kauzen auf ihrer Militärstrasse gerade vor einem Fleischershause vorbey gemusst, das brannte. Man warf die Lohe aus dem Rauchfange, alle darin hängenden Würste u. Presssäcke wie sogenannte Wachteln (dreypfündige Handgranaten) auf die Kauzen heraus, so dass der Kern des hungrigen Heers, davon durchbrochen, sich umher streuete, um die auf sie gefeuerten Würste aufzulesen und aufzuessen, mit welchen der Rauchfang, kein Hungerthurm, sondern ein Füllhorn, kaum auf sie zu spielen nachliess. Kein Kugelregen hätte die magern Trödler so aufgehalten, als es der Mannaregen von Einschiebessen that; daher die Mannschaft, ob sie gleich dem Feinde schon drey falsche Zöpfe abgenommen hatte, doch so spät am Galgenberge anlangte, dass sie ihn von den Grosslausauern schon in solchen Stellungen besetzt antrafen, bey welchen wohl mehr als einem Kauzen der Muth sank, weil mit dem Galgen gerade die Hauptfestung verloren ging. Noch dazu hatten die Grosslausauer — wahrscheinlich durch Bestechung — sich den Stadtschlüssel des Thürchens zum Galgen, nämlich zu dessen Ringmauer unten zu verschaffen gewusst, so dass sie im Nothfall den Rückzug unten in die Festungscasernen offen behielten; denn, standen sie einmal alle unten unter dem Galgen, und mitten von dessen rundem Mauerverhack hoch umschlossen, so war ihnen nichts anzuhaben, und alle Schneider konnten durch das Galgenpförtchen, wie in einem engen Thermopylä's Passe spartisch heransfechten." Gern zeichneten wir auch noch den Schluss des Ganzen aus. S 71—131. *Des Kriegers Rückkehr*, von *Theodor Hell*, ein kleines unterhaltendes Drama. S. 132—136. Drey poetische Erzählungen von *Fr. Kind: der treue Reiter* (der selbst schwer verwundet, seinem Major noch einen Labetrunk Wassers bringt); *der Invalid und der Rekrut; der Unterschied* (ein tapferer Prinz schlägt einem alten Weibe, das ihren Sohn vom Soldatenstande losbitten will, die Bitte ab, indem er sagt:

> Ich bin ein Prinz — mein Bruder ist der König;
> Und Er und ich — wir beyde sind Soldat.

Die Frau antwortet:

> Das glaub' ich (sprach das Weib): Sie lernten auch nichts weiter.
> Mein Görgel aber ist ein Schneider.

S. 137—158. (Acht) Kriegslieder der Sachsen in dem Feldzuge von 1809, von welchen das letztere dem Frieden geweihet ist. Mit trefflichen Kupfern ist auch dieser Jahrgang ausgestattet. Es sind Portraits der Gemahlin des franz. Kaisers, Marie Luise (colorirt), des verstorb. Kronprinzen von Schweden Carl (Christian August, Prinzen von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, von dem auch kurze biopgraph. Nachrichten beygefügt sind) und Alexanders I.; und die grössern Darstellungen der österr. kaiserl. Familie bey der Vermählung der Prinzessin Marie Luise in Wien (ein grosses radirtes Blatt), des Königs von Bayern, umgeben von einigen Tyroler Gefangener, u. der Zurückkunft der kön. preuss. Familie nach Berlin. Endlich ist nicht nur ein kleiner Plan von dem Uebergange über die Donau bey Wien u. von der Insel Lobau, sondern auch ein Entwurf der Bewegungen und Schlachten, welche den 19. 20. 21. 22. u. 23. April 1809. zwischen den alliirten franz. u. (den) österr. Armeen in den Gegenden von Tann, Abensberg, Landshut, Eckmühl, Regensburg, die Campagne eröffneten, auf einem grossen colorirten Blatte, das mit grosser Einsicht und Genauigkeit gezeichnet u. gestochen ist, beygefügt.

Almanach für Weintrinker. Erster Jahrgang 1811. Mit Kupfern. Leipzig, bey G. J. Göschen. VI 187. und 240 S. (1 Thlr. 12 gr.)

Unter der grossen Zahl von Almanachs, die verschiedenen Classen von Lesern, ihren Vergnügungen, Belehrungen u. Bedürfnissen gewidmet sind, fehlte ein Taschenbuch, das einer gebildeten u. für feinere Unterhaltung empfänglichen Gesellschaft (denn an Trinkversen u. s. f. für gemeine Zecher fehlt es nicht) den Genuss des Weins erhöhen und veredeln könnte. Ein solches erfreuliches Taschenbuch ist

das gegenwärtige, welches Sittlichkeit mit Scherz, nützlichen Unterricht mit mannigfaltiger Unterhaltung, Lebensweisheit mit Fröhlichkeit, Anstand mit Lustigkeit verbindet, und auf mehrere Gattungen von Freunden des Weins Rücksicht nimmt. Zugeschrieben ist diess Taschenbuch der hiesigen Buchsengesellschaft. Das Titelkupfer stellt eine sinnreiche Gruppe des Bacchus, der den Amor aus einer Schaale trinken lässt, von dem verstorb. Karstens, dar. In zwey Abth. ist übrigens diess TB. getheilt, von denen die erstere mehr belehrende, die zweyte unterhaltende u. aufheiternde Gaben darbietet. Die erste eröffnen S. 1—40 *Mythologische Beyträge zur Methyologie* (Zechkunst) *der Griechen*, von *Archäologus* (den man nicht verkennen kann — denn nur *einen* Archäologus ehrt das antiquarische wie das ganze gebildete Publicum, der von seinen tiefen Alterthums- und Kunstkenntnissen einen so heitern Gebrauch zu machen weiss). Diessmal ist es *der Jupiter-tragende Herkules*, der aus der Zeichnung einer antiken Schaale von gebrannter Erde von *Millin* (Peintures d. vases antiques T. II. p. 10.) bekannt gemacht, in einem Nachstich dargestellt, und gelehrt erläutert wird. Die Griechen, bey denen selbst der Ausdruck *Symposion*, vom Gastmahl gebraucht, lehrte, worauf es vornehmlich dabey ankam, waren unerschöpflich in Erfindung von Mitteln, ihre Tafelfreuden u. Trinkgesellschaften zu vermannigfaltigen u. aufzuheitern. Fröhlichkeit war der Charakter aller Feste und Zusammenkünfte des heitersten, witzigsten, geistreichsten Volks des Alterthums. Ueberladung und Völlerey war in der Regel von allen ihren Gastmählern verbannt. Nicht ohne tiefen Sinn trug die ganze Umgebung des Bacchus das charakteristische Zeichen der Thierheit u. bäuerischer Formen an sich, während der Gott selbst in reinerer Ruhe u. Heiterkeit hervortritt. Aber es gab auch Augenblicke, wo der Grieche selbst den Rausch für erlaubt und rechtmässig hielt. Selbst in Jupiters Pallaste versammelten sich nach der homerischen Tagesordnung des Olymps täglich die Himmelsbewohner zum Nektargelage. Aber sie fühlen auch das Bedürfniss einer erheiternden Abwechselung und wandern zu den Aethiopiern, wie ehemals mancher Benedictiner- oder Cistercienser-Abt mit seinen Mönchen auf einen entlegenen Meierhof zur Weinlese. Bey solchen Gelegenheiten und Festen übernahm sich auch wohl Jupiter im Nektartrank, den ihm Ganymedes reichte. Und eine solche oder ähnliche Lage Jupiters scheint der muthwillige griech. Maler gedacht zu haben, dessen genialischer Einfall die Vasenzeichnung darstellt. Man sieht auf den ersten Blick, dass der Träger Herkules, der getragene Jupiter sey; mit Millin aber muss man eingestehen, dass uns der Mythus, auf welchen angespielt wird, verborgen sey. Vielleicht ist also eine scherzhafte Deutung rathsamer. Es könnte wohl eine Wette, eine Ausforderung seyn, die Herkules im Vollgefühl seiner Muskelkraft hier übernommen hätte? Durch die satyrischen Dramen auf der griech. Bühne war man früh daran gewöhnt, den böotischen Herkules mit seinem Athletenkörper u. unersättlicher Esslust, als Spassmacher in der Versammlung der Olympier belachen zu sehen [so erscheint er auch in den Vögeln des Aristoph.]. Die alexandrin. Dichter benutzten diesen Stoff und liessen den Herkules bey den Göttermahlen und Conversationen im Olymp immer eine spashafte Rolle spielen. Man sehe vornehmlich Callim. h. in Dian. 146 ff. Die Kunst bemächtigte sich dieses Stoffs auch und stellte die Trink- u. Esslust des H. in verschiedenen Scenen scherzhaft dar. Die erste von den sieben gelehrten Anmerkk., welche Weintrinker überschlagen werden, weiset verschiedene solche Darstellungen des Herkules bibax nach. Warum könnte also nicht Zevs zur lustigen Stunde beym Götterbanket wieder eine solche Rotomontade, wie Iliad. VIII, 18 ff. sich erlaubt u. gefragt haben, wer ihn auf dem Rücken fortzutragen vermöchte? Niemand hatte mehr Beruf u. Lust, die Ausforderung anzunehmen, als Herkules, der ja schon den ganzen Himmelskörper, statt des Atlas, so wie ein andermal den kretensischen Stier (die gewöhnliche Aufgabe für thessalische Stierbändiger, von denen die zweyte Anm. Nachricht gibt) getragen? Oder vielmehr hatten die Olympier einmal Lust zu kurzweiligen Spielen, unter denen das Aufhucken u. Huckeback-Tragen bey den Alten gewöhnlich war (ἐπιπὰς, κασιπάζειν, vehere, werden davon gebraucht, 3. Anm.) und in Lustspielen auf die Bühne gebracht wurde. Seiner Natur nach war es ein bäurisches Spiel, das auch bey Bakchanalen und Weinlesefesten auf alten Denkmälern dargestellt ist, wie auf einem Agathintaglio Caylus Rec. II, 84, 4. auf einem antiken Marmorrelief im Park des Herz. von Dessau zu Wörlitz. Doch alle diese Deutungen der Vasenzeichnung halten nicht Stich. Der Maler hat dem Jupiter ein Horn in die Linke gegeben, das kein Füllhorn seyn kann (wie es Jupiter sonst bisweilen hat), weil es leer und vorwärts gesenkt ist, sondern ein *Trinkhorn*, dergleichen in den ältern Zeiten bey den Griechen allgemein gebräuchlich war, u. für dessen künstliche Nachahmung die spätere griech. Sprache das Wort ῥυτὸν hatte. Zevs hatte vielleicht in diess geräumige Trinkhorn, das an das goldne Trinkhorn des Ptolemäus Philadelphus bey dem Prunkaufzug zu Alexandria erinnert, zu tief geguckt, und bedurfte daher fremder Füsse, die ihm der fromme Sohn lieh, um ihn zur Ruhe zu bringen, so wie beym Theokr. 17, 28 ff. die vergötterten Könige Alexander u. Ptolemäus I. dem Herkules selbst denselben Dienst leisten. Der Maler konnte den Jupiter mit eben dem Rechte berauscht vorstellen, wie Eumelus beym Athen. I. p. 35 Schweigh. Ausg. ihn tanzend aufführt. Man muss Grieche seyn, um an den Muthwillen in Darstellungen der alten Götterwelt kein Aergerniss zu nehmen. Die sittlichen Gebrechen der griech. Götter, sagt Jakobs, in seiner Abh. uber die Erziehung der Griechen

zur Sittlichkeit sehr wahr, hafteten an ihrer Verkörperung. Dass Jupiter die Folgen des Trunks wie die Menschen empfindet, das ist der Triumph des Echt-komischen. Auch in den aristophan. Scherzen mit den Göttern liegt das Lächerliche vornehmlich darin, dass den gewaltigen Kraftnaturen Bedürfnisse und Schwächen des menschl. Nothstandes angedichtet werden. Ctesilochus stellte nach Plin. 35, 40, 33. ein muthwilliges Gemälde, Zevs in der Wochenstube (zufolge des Mythus von des Bakchus Geburt aus Jupiters Hüfte) auf, das jedoch schon an Caricatur gränzte, wie die nach Petersburg gewanderte Vase, auf welcher Jupiter verlavt bey der Alcmena zum Fenster einsteigen will. In Neapel war vor mehrern Jahren eine Vase, die ebenfalls den Jupiter vom Herkules aufgehuckt, mit mehrern Zusätzen, die es zum komischen Spottbilde machten, darstellte. Hr. Hofr. Böttiger hatte eine Zeichnung von dieser Vase erhalten, und auf dem Umschlag des (Tübinger) Taschenbuchs für Damen auf 1809 abbilden lassen. Es erinnern diese Vorstellungen an den heil. Christoph, der Jesum trägt, und bis zur Caricatur in Kirchenbildern und Holzschnitten verzerrt worden ist. Als Lysipp die im Alterthum oft besungene Gruppe des von Bakchus überwältigten trunkenen Herkules verfertigte, schwebte ihm vielleicht ein Bild vor Augen, wie Herkules der Jupitersträger auf dem Vasengemälde.

S. 43—164 folgen *Kreuz- und Queersprünge eines Weintrinkers*, oder sechs interessante Briefe, von einer Reise geschrieben, in welchen der Verfasser, der, durch einen Eheteufel zum Reisen genöthigt, aufs Weinprobiren, wie ehemals der Bischoff Fugger aufs Weintrinken, reisete; von den brandenburgischen und schlesischen Weinen, den sächsischen Landweinen und der Weincultur, den Weinen Böhmens, Mährens, Oesterreichs, Ungarns, des Temeswarer Bannats, Syrmiens, Sklavoniens und Kroatiens, Steyermarks, Kärnthens, Krains, Istriens, Tyrols, Voralbergs und der einen Seite des Bodensee's, der Schweiz, Graubündtens, Cleve's, des Veltlins, Ober- und Unterwallis, des Pays de Vaud (wobey zugleich das grosse Winzerfest zu Vevay beschrieben wird), Badens und insbesondere den Markgräfler, Neckar-, Franken- und Rheinweinen befriedigende Nachricht gegeben wird, mit Benutzung auch älterer gedruckten Abhandlungen. Der künftige Jahrgang wird diese Notizen fortsetzen, und Adressen, wo die besten deutschen und französischen Weine zu erhalten sind, geben. Seite 167—182. *Diätetische Winke für Weintrinker*, dem Hause Buxtorf, Wichelhausen und Compagnie in Bremen, aus Dankbarkeit für die unverfälschten Weine, womit sie seit vielen Jahren mein Leben erhalten haben, gewidmet von Verfasser, in Gesprächsform eingekleidet, und sehr beherzigungswerth. Auch ihre Fortsetzung ist zu hoffen. S. 183—187. (Einige) *Weinproben*, um die Verfälschungen der Weine ohne grossen Aufwand und viele Mühe zu erkennen.

In der zweyten Abtheilung wird man zuerst mit nicht geringem Vergnügen S. 3—55 die sechs *Briefe im Rausche geschrieben* lesen. Sie sind nicht in einem Zustande der gänzlichen Benebelung geschrieben, aber sie zeichnen verschiedene Situationen, die eine materielle Begeisterung verrathen, und enthalten Bekenntnisse, die der Lyaeus löset. Eine ernsthaftere Unterhaltung gewährt des Herrn Bibliotheksekr. *Semmel* zu Dresden Aufsatz: S. 59—77. *Die Trünke und Trünklein der Deutschen*, im Mittelalter von dem St. Johannistrunk an bis zu Mathesius Weinpredigt. S. 78—144. *Die beyden Weinkeller*, eine Erzählung. Einer von den beyden Weinkellern veranlasst eine Speculation auf eine Heyrath, die aber, als der Weinkeller ausgeleert ist, verschwindet; der andere bringt eine Heyrath zu Stande, bey der man sich verrechnet hatte, und der Held der Erzählung verspricht noch Denkwürdigkeiten eines verzweifelnden Weintrinkers, auf die man sich freuen kann. S. 145—168. Vermischte Gedichte von Fr. Kind, Haug und Fr. Laun. Das längste ist das erste von Kind, die Seeräuber. Unter den Gedichten von Haug sind auch Trinksprüche. Von Haugs Epigrammen möge hier folgendes einen kleinen Vorgenuss geben:

Bey Potors Anblick:

Du paarst, o Rebengott, der manches Wunder thut
Hier mit der Haare Schnee des Angesichtes Gluth.

Von den Trinksprüchen der erste zu den übrigen einluden:

Zum Narcissus werd' ich Zecher
Nicht vor'm Wasser, nein! vor'm Wein,
Strahlt mein Bild aus vollem Becher,
Schling' ichs wie verliebt hinein.

S. 169—204. Anekdoten, theils vom Weine überhaupt, theils andere, zum Theil ausgeführtere Erzählungen. S. 207 ff. (Dreyzehn) Trinklieder. Das erste ist ein Zechlied nach E. R. Wekherlin 1618. von Haug. Die andern sind von F. A. Kuhn, Th. Hell, Fr. Laun, Th. Körner, Fr. Kind, S—H., und Lehr gedichtet. Das Trinklied von Lehr ist von Methfessel für die Guitarre und das Pianoforte componirt. Die andern sind nach bekannten Melodien. Das letzte von Lehr, sind: des Bundes Trinkgesetze.

Einige abgebrochene Abhandlungen lassen die Fortsetzung im nächsten Jahrgange erwarten, und wer könnte die Aeusserung, dass dieser Almanach fortgesetzt werden solle, wenn der erste Jahrgang *Beyfall finde*, für mehr als liebenswürdigen Ausdruck der Bescheidenheit, die auch von Weintrinkern und ihren Rathgebern nicht vergessen werden darf, halten?

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

110. Stück, den 12. September 1810.

STAATSARZNEYKUNDE.

Repertorium für die öffentliche und gerichtliche Arzneywissenschaft. Herausgegeben von (vom) D. F. L. *Augustin*, königl. Preuss. Regierungsrathe im Medicinalfache der Kurmärkischen Regierung, mehrerer gelehrten Gesellschaften in Deutschland und Frankreich Mitgl. Erstes St. Berlin, bey Christ. Gottf. Schöne, 1810. gr. 8. $7\frac{1}{2}$ B. (12 Gr.)

Bey dem schlechten Glück, welches selbst unsere bessern Journale im Fach der Staatsarzneykunde bisher gemacht haben, kann man jede neue ähnliche Erscheinung nicht ohne bange Besorglichkeit für ihre Dauer in die Hand nehmen; diess ist um so mehr der Fall, wenn der Plan gut angelegt ist; der Herausgeber seine Qualification schon vorher hinreichend verbürgt hat, auch selbst der erste Heft den Erwartungen, wozu uns Plan und Herausgeber berechtigen, entspricht. Alles diess ist hier der Fall. Recens. würde es daher tief bedauern, wenn diese neue Unternehmung nicht das erwünschteste Gedeihen haben sollte. Mehrere Umstände vereinigen sich indess gerade jetzt zum Vortheil dieser Erscheinung; denn noch nie erregte die Staatsarzneykunde ein so allgemeines Interesse, als es gegenwärtig der Fall ist. Schon die Mittheilung der jetzt von Zeit zu Zeit im Preussischen Staate bey dessen medicinaler Regeneration erfolgenden Verfügungen, die jeder Arzt, wenn er auch nicht Gesundheitsbeamter ist, innerhalb dieses Staates sich bekannt machen muss, die selbst dem Layen im Preussischen nicht gleichgültig sind, und woran auch das ausländische ärztliche Publicum gewiss ein bedeutendes Interesse nimmt, scheint diesem Repertorium eine Aussicht, die bisher noch nie da war, anzubieten. Desto mehr wünschen wir, dass der H. *con amore* arbeiten mag, und dass er die Fächer, welche nicht innerhalb seiner eigentlichen Sphäre liegen, wie es nach mehreren Urtheilen über Veterinärschriften in Beziehung auf Thierheilkunde der Fall zu seyn scheint, aufs beste durch andere zu besetzen sich bemühe. Seine Versetzung nach *Potsdam* mag, wegen der bey einer solchen Veränderung eintretenden Störungen, Schuld daran seyn, dass er uns die Literärgeschichte über staatsarzneyliche und veterinäre Schriften für 1809 schuldig geblieben; aber es ist diess leider ein Uebelstand, welcher einen nachtheiligen Eindruck macht; da der Leser bis zunächst ans laufende Jahr die neuesten Producte zum Ueberblick hier aufgeführt zu sehen verlangt. Den Raum möchte er sich aber ja nicht durch den umständlichen Abdruck selbst guter Obductionen verkümmern! Dass der Physicus A. oder B. gut arbeitet, geht uns nichts an, wir wollen nur das Lehrreiche wissen. Dazu brauchen wir selten diplomatische umständliche Abdrücke der Acten, sondern es genügen uns meistens richtige, kurzgefasste Auszüge, deren ein einziger Druckbogen oft sehr viele fassen kann. Diess ist die Klippe, woran so mancher Herausgeber mit seiner Unternehmung schon gescheitert hat. Es ist leicht für den Mann, der einer Behörde vorsteht, eine Menge Bogen, die er vielleicht selbst nicht gern gelesen hat, durch die eingegangenen Actenstücke zu füllen; die Leser mögen aber für Alltagswaare weder Geld noch Zeit opfern, und sie haben Recht. Rec. will die hier unter der Aufschrift: *Bericht und Gutachten*, abgedruckte Obduction zwar nicht tadeln; aber sie verdient nicht ihren Platz. Ueberdem vermisst man im Eingange das wahrscheinliche Alter, und im Befund die Angabe der Länge der Wunde nach dem Maasse; im Gutachten findet sich das Maass, und zwar 1 Zoll lang 1 Linie breit, (sollte hier nicht ein Druckfehler seyn!) aber im Gutachten kann nichts als Thatsache vorkommen, was nicht schon im Befund aufgeführt worden. Der Ausdruck ist auch nicht immer sorgfältig genug gewählt. S. 64. heisst es: „Die Wunde in der Brust aber bestand offenbar in einem Messerstich, der mit grosser Kraft geführt, und der H** während sie auf

dem Rücken lag, beygebracht ist, indem er sonst wohl schwerlich gerade durch den, bey so bejahrten Leuten, wie die H** war, harten und fast knöchernen Rippenknorpel und so tief hineingedrungen wäre, dass die Spitze des Messers die Aorta durchschneiden konnte.“ Das: *offenbar*, das: *beygebracht ist*, und das: *wohl schwerlich*, im Nachsatze sind ein Uebelstand in Beziehung auf Präcision, den sich ein Obducent nicht zu Schulden kommen lassen darf. Auch ist die Rückenlage doch nichts mehr als Vermuthung — und wozu stellt man sie (— besonders mit Bestimmtheit) erst auf!

Unter der Rubrik: *Neue Formen in der Medicinalverfassung des Preuss. Staats*, befinden sich bloss die ersten Grundzüge, welche die neue Reform der Preussischen Staatsverfassung constituiren, in sofern sie nämlich auf das Medicinalwesen von Einwirkung sind: allein schon bis zu Anfang des laufenden Jahres waren bey den Regierungen doch mehrere einzelne Erlasse des Ministerii des Innern oder der Medicinalsection eingegangen, wovon mancher Leser wünschte in Kenntniss gesetzt zu werden. Es ist interessant, zu wissen, wie weit es mit der Organisirung der wissenschaftlichen und technischen Commissionen gediehen, oder wie die Prüfungen interimistisch vor sich gehen. Freylich konnte man die später erfolgte Declaration noch nicht verlangen, wodurch diese technischen Commissionen von allen Administrationsangelegenheiten förmlich ausgeschlossen sind, und das Ressort der letzteren bloss auf abgeforderte Gutachten und Prüfung derjenigen Medicinalpersonen aus solchen Städten, die nicht über 6000 Seelen zählen, (und dann noch mit Ausschluss der Aerzte) eingeschränkt ist: allein jenen Uebergang zur neuern Form hätte man sich doch gern erzählen lassen. Hat ein Stillestand in einem Theile des Geschäftsganges hiebey Statt gefunden? oder — wie hat man ihm begegnet! Eben so würde mancher Leser begierig gewesen seyn, zu erfahren, was in Beziehung auf die Correferenten näher festgesetzt worden: ob der Regierungs- und Medicinalrath für alle Branchen einen einzigen Correferenten zur Seite hat, oder: ob deren mehrere nach gewissen Abtheilungen der Geschäfte in seinen Ressort einschreiten. Den Antheil des Medicinalraths am Plenum der Regierungen hat der Hr. A. bey seiner Darstellung ganz aus dem Auge gelassen; nicht minder das Einschreiten der nun wieder aufgehobenen Ober-Präsidenten ins Medicinalwesen bey Viehpest, bey grössern Sanitäts-Anstalten, Sperrungen u. s. w. Rec. bemerkt dieses bloss, um Hrn. A. zu überzeugen, dass wir die verdiente Aufmerksamkeit seiner Arbeit geschenkt haben, und dass die Rubrik der wichtigen Preussischen Medicinalreformen im *Repertorium* nur unter einer vollständigen, erschöpfenden Auseinandersetzung den Leser zu befriedigen im Stande seyn wird. Rec. hält sich berechtiget, an den Verf. der so gelungenen Darstellung der Theorie des Lebens nach naturphilosophischen Grundsätzen (siehe dessen Physiologie) alle diese Forderungen mit mehrerem Rechte, als an so viele andere, auch gute Schriftsteller, thun zu können.

Von ausgezeichneter Wichtigkeit ist der erste Aufsatz mit der Ueberschrift: *Neue Entdeckungen, betreffend die Kennzeichen der Arsenikvergiftung und Berichtigung älterer Angaben über diesen Gegenstand.* Vom Herausgeber. Die Namen *Welper Rose* (der zu früh für die Wissenschaften verstorbene Assessor in Berlin) und *Kland* geben dieser kleinen Abhandlung, welche ein medicinisches Cabinetsstück ist, einen seltenen Werth nicht nur für gerichtliche Aerzte, sondern auch für Physiologen und Chemiker. Selbst der Pathologe muss gerade jetzt, wo ihm ein Harless die grossen Wirkungen des Arseniks im Fieber unter berühmten Autoritäten fast aller der Nationen, die sich einen Namen in der Literatur gemacht haben, in Erinnerung bringt, diesem Gegenstande seine besondere Aufmerksamkeit angedeihen lassen. Der letztere kann sich hier belehren, was nicht nur das feinste Pulverisiren hier zu sagen hat, wenn er je auf den Gedanken kommen sollte, dieses Gift in Substanz nach *Barton* geben zu wollen, sondern auch, wieviel auf die vollständigste Auflösung desselben ankomme, und wie diese am sichersten zu bewirken ist.

Die Fortschritte in der Entdeckung des Arsenicums bey Vergiftungen, wornach man nach *Pfaff* $\frac{1}{500}$ eines Grans mittelst des Wassers, welches mit geschwefeltem Wasserstoffe vollkommen gesättiget ist, gewahren kann, wornach man nach *Rose* auch unter einem Gran aus den Magenhäuten durch die Reduction darzulegen im Stande ist, gehören zu den Triumphen der neuern deutschen Heilkunde.

Die Verschiedenheit der Einwirkung und der Anwendbarkeit der Entdeckungsmethoden nach den Graden der Auflösung dieses schwer auflöslichen Giftes werden hier sehr wohl bemerklich gemacht. Von diesem Gegenstande geht der Vf. zu der schweren Beantwortung der Frage über: wie das Dagewesenseyn des Arseniks zu erkennen sey, wenn derselbe auch durch Brechen und Laxiren völlig ausgeleert wäre; ja wenn er auch nicht einmal die gewöhnlichen Spuren seiner Entzündung durch schwarze Flecke, Röthe und Erosionen zurückgelassen hätte. Ueber das Einschrumpfen oder die Verdickung der Magenhäute wird bey dieser Gelegenheit manches Beachtungswürdige beygebracht; ungeachtet Rec. in der Hauptsache der Meynung des Herrn A., welcher diese Erscheinung in die Eigenthümlichkeit des Organs setzt, nicht beytreten kann. Es erklärt sich nämlich derselbe dieses Phänomen aus

der Entzündung, welche allerdings der Arsenik setzt, diese bringt nach ihm in den Schleimhäuten, wohin er die Sammthaut des Magens zählt, Verdickung hervor. Wäre dieses, so müsste jede Entzündung des Magens mit dieser Erscheinung begleitet seyn, und das Dickwerden der Häute des Magens verlöre also bey Vergiftungen das Charakteristische, welches ihm der Verf. selbst zuerkennt. Nie erinnert sich Rec., die villosa beym Tode nach entzündeten Brüchen, oder bey der Operation derselben in der Art verdickt gesehen, oder von andern Schriftstellern angemerkt gefunden zu haben. Eben diess ist nicht der Fall nach Vergiftungen anderer ätzender, den Magen entzündender Gifte, so wenig wie nach dem entzündlichen Magenkrampfe, oder nach dem Tode von Stuhlverstopfung u. s. w. Ueberhaupt erregt der Arsenik keine active Entzündung, keine mit erhöhetem Wirkungsvermögen; weil die Lebenskraft von ihm gleich unterdrückt wird, welches der kleine zusammengezogene Puls, die Kraftlosigkeit und alle begleitenden Symptome zu Tage legen, Brand und Lähmung sind seine Folgen. Daher auch das Beyspiel mit dem dicker werdenden Uterus in der Schwangerschaft, wo Erhöhung der Lebensthätigkeit Statt findet, gar nicht hieher passt.

Hiernächst geht der Verf. zu den grossen Berichtigungen über, die wir dem verdienstvollen geheimen Rath *Welper* in dieser Materie zu verdanken haben. Er zeigt hier vorzüglich, wie früher meist immer von einem Schriftsteller dem andern die Irrlehre, dass der Arsenik Auflösung und Fäulniss zur Folge habe, nachgebetet worden. Sehr interessant sind die Versuche, welche Herr *Kland* mit mehreren durch Arsenikvergiftung getödteten Hunden angestellt hat; sie bestätigen es durchaus, dass die Folge der Arsenikvergiftung Eintrocknen, Einschrumpfen und dauerhafte Verwahrung gegen die Fäulniss ist; welches ganz mit den Wahrnehmungen des Hrn. P. *Kelch* (siehe *Hufelands Journal*, 19. B. 4. St. S. 110., und 22. B. 1. St. S. 166 u. f.) übereinstimmt. Recens. erinnert sich, dass in des hochverdienten *Gruners* Almanach eine Beschreibung mehrerer Leichen enthalten ist, die sich seit undenklichen Zeiten in einer äusserst luftigen Gruft im Städtchen Freyhan in Schlesien unverweset erhalten haben, sie sind vertrocknet, wie Drommeln, und haben ihre natürliche Farbe behalten. Sollten sie nicht nach dem Tode mit Arsenik behandelt worden seyn, um sie vor der Fäulniss eben so zu bewahren, wie man es mit den Vögeln zu machen pflegt, die man für Cabinette zu conserviren sucht! Wir werden hier auf eine neue Art zu balsamiren geführt, die sich vor der alten sehr vortheilhaft auszeichnet, und selbst die eines *Nietzki* weit hinter sich zurücklässt, da der balsamirte *Schimmelmann* seine Farbe gänzlich eingebüsst hatte. Der Hr. A., den unsere Leser nach seiner Physiologie als einen Anhänger der Naturphilosophie kennen, erklärt nach Okenschen Grundsätzen die, die Fäulniss entfernende, Kraft des Arseniks dadurch, dass die metallischen Gifte dasjenige wären, welches mit der organischen Natur im höchsten Contraste stehe, sie wären in Beziehung auf diese das am meisten Abweichende, das in höchster Besonderheit Hervortretende in der Welt; der Arsenik zeichne sich unter denselben noch dadurch aus, dass in ihm höchst wahrscheinlich die relative Cohärenz prädominire, und aus welchem sie sich den Organismen, sie bestimmend, mittheile, so dass sich also die eigenthümliche Qualität des Arseniks dem Zerfallen des thierischen Stoffes in andere organische Wesen niederer Ordnung (d. h. ihrer Fäulniss oder den Infusorien, worauf sie nach *Oken* beruht) kräftig entgegensetze. Recht schön! aber warum soll der Sublimat nicht dasselbe thun? Warum soll er nicht so gut, wie der Arsenik, das Zerfallen in Infusorien verhüten? Warum thun andere Gifte diess wenigstens nicht in dem Verhältniss, in welchem sie für den Organismus Gift sind!

Ein anderer Aufsatz des Hrn. Herausgebers ist überschrieben: *Was ist Wahnsinn, und wie unterscheidet man den wahren von dem verstellten?* — Nirgends springt der Nachtheil von willkührlichen Benennungen gewisser Zustände des Menschen für die Arzneykunde mehr in die Augen, als bey der Bearbeitung der Gemüthsalienationen. In der Regel versteht der Rechtsgelehrte nicht den Arzt, und dieser jenen nicht. Wann wird man einsehen lernen, dass wir uns in allen Disciplinen vergebens um Realdefinitionen bemühen, und dass es nicht der Mühe lohne, um Nominaldefinitionen so viel Worte zu verlieren; es liegt doch in keiner mehr, als man willkührlich hineingelegt hat; also in verbis simus faciles. Der Hr. Vf. folgt hier *Hoffbauern*, und bringt manche gute Maassregel am Ende dieser kleinen Abhandlung bey, um ungeübte Untersucher darauf zu leiten, wie sie einer Simulation am besten auf die Spur kommen können.

Aeusserst interessant ist es für jeden Sachkundigen, dass der V. verspricht, über des Hr. *P. Sicks* neues Vorkehrungssystem gegen die Rinderpest im folgenden Stücke wichtige Verhandlungen vorzulegen. Kein Gegenstand macht jetzt in der Medicinalpolizey mit Recht grösseres Aufsehen, als dieser; noch ist nur sehr wenig hierüber zur Notiz des Publicums gekommen, wie könnte uns Hr. *A.* durch irgend etwas auf dieses Repertorium lüsterner, als durch eben dieses Versprechen machen! Die grosse Wichtigkeit dieser Angelegenheit, welche um so mehr in die Augen springt, da dieses System vielleicht in mehreren Ländern in Kurzem eingeführt werden dürfte, veranlasst uns hiemit die umständliche Anzeige einer kleinen, aber höchst wichtigen,

staatsarzneylichen Brochüre zu verbinden. Ihr Titel ist:

Etwas Weniges über den eigenthümlichen Charakter der Rinderpest. Nebst einem Vorschlage, den Oderbruch und dessen nächste Umgebungen von der Wuth dieser in mehreren Provinzen der königl. Preussischen Staaten grassirenden Seuche auf das Unfehlbarste zu schützen. Von *G. F. Sick*, Professor der Thierarzneykunde. Auf Kosten des Verfassers. Berlin, gedruckt bey J. F. Starke, 1807. gr. 4.

Diese Brochüre ist zunächst für den Oderbruch und dessen Viehbesitzer bestimmt, sie schliesst daher mit dem Vorschlage des Herrn *Sick*, welcher damals den Vorsatz hatte, seine künftigen Tage in veterinärischer Hinsicht in der Nachbarschaft dieser Viehbesitzer zu verleben, den Viehbestand derselben vor den Verheerungen der Rinderpest in der Art zu sichern, dass, wenn derselbe auch an 50 Angriffe aus den angränzenden Provinzen auf ihr Rindvieh binnen 6 Monaten machen sollte, sie dennoch im Ganzen nicht einen solchen Verlust zu erleiden haben würden, als das Dorf *Alt-Langsow* in der letzten Viehpest erlitten hätte.

Der Verf. bedarf zur Durchsetzung seines Vorschlages für den Oderbruch ausser der Unterstützung der Land- und Steuerräthe, so wie auch der Kreisphysicorum, noch an 8 Gehülfen. Jedes Stück Vieh, woran während der von den umgebenden Provinzen her drohenden Ansteckungsgefahr eine Unpässlichkeit bemerkt wird, soll dem nächsten Districts-Thierarzte (also einem jener 8 Gehülfen) angezeigt werden, welcher sofort dasselbe nach der ihm gegebenen Vorschrift zu untersuchen hat, und auch im Stande ist, auf die unfehlbarste Weise zu beurtheilen: ob das Thier an den ersten Anzeigen der Pest, oder sonst an einem andern Uebel leide. Auf den ersten Fall müsse die Separirung desselben von dem übrigen Vieh noch binnen den ersten 24 Stunden geschehen, als in welchem Zeitraum ein angestecktes Rind noch nicht im Stande sey, die Pest zu propagiren. Auf diese Art könne also jedesmal sicher nach erfolgter Ansteckung die Verbreitung auf andere Stücke verhütet werden; es möge daher das Uebel seine Anfälle, so oft es wolle, erneuern, so sey es leicht, ihm jedesmal bloss durch die Wachsamkeit der Viehbesitzer den Weg zur Verbreitung zu versperren. Hiezu habe man bloss die erforderlichen Kosten, um die Sache durchzusetzen, zusammenzubringen. Der Verf. verlangt, so lange diese Gefahr dauere, einen Ggr. für jedes Rind, und für jedes Stück Jungvieh 6 Pfennige monatlichen Beytrag, und, wie gesagt, genaue Befolgung seiner Vorschriften. Durch die hierdurch zusammengebrachte Summe will der Hr. Prof. die sämmtlichen Kosten decken, und den Besitzern gleichsam ihr Vieh assecuriren.

Aus diesem Vorschlag ist, wir wissen nicht aus welchen Gründen, nichts geworden; wir führen ihn vielmehr hier bloss an, um unsere Leser in Stand zu setzen, das System des Hrn. Prof. *Sick* daraus desto genauer kennen und beurtheilen zu lernen; können aber nicht umhin, zu bemerken, dass nirgends eine Spur vorkömmt, dass der Hr. *S.* ein neues Zeichen (wie z. B. die von *Kausch* in *Hufelands* und *Himlys Journal*, I. B. III. St. S. 114 bis 126. angegebenen Erosionen im Maule sind, die aber auch nicht beym ersten Ausbruche einen Leiter, sondern erst späterhin abgeben) besitze, wodurch man unfehlbar in den ersten 24 Stunden dieses Uebel in allen Fällen zu erkennen im Stande sey. Es ist aber bekannt, dass selbst nach Sickschen Grundsätzen das sicherste und zuverlässigste Charakterzeichen der Rinderpest auf dem besondern Gange seiner Ansteckung beruhe, und dass alle übrigen nur unter Concurrenz von jenem sich zu einem pathognomischen Ensemble erheben. Wie oft ist man nicht zu Anfang des Uebels, besonders beym Ausbruch bey einem einzigen Stücke, vorzüglich in den ersten 24 Stunden, wo auf jene Erosionen noch nicht zu rechnen ist, in Verlegenheit! Der blutige Durchfall kömmt gemeinhin später, meist auch der Rotzausfluss aus den Nasenlöchern und so auch das Schwären der Augen, die Traurigkeit ist ganz zu Anfang sehr oft so wenig vorhanden, dass Rec. mehrmals an dessen Stelle einen furieusen Erethismus, so wie auch andere Schriftsteller diess bemerkt haben, gesehen hat. Zu dem tritt noch, dass der Gang der Rinderpest in manchen Fällen, so wie des potenzirteren Typhus überhaupt, so schnell ist, dass in 24 Stunden nach den ersten Merkmalen, oder doch am zweyten Tage schon der Tod erfolgt, und mithin die ansteckende Periode viel früher, und folglich schon binnen den ersten 24 Stunden herbeygeführt wird. So lange uns also der Hr. P. *Sick* nicht ein neues, bisher ganz unbekanntes, schon die ersten 24 Stunden vorhandenes„ in jeder andern Krankheit mangelndes Kennzeichen der Viehpest vorlegen kann, ist weder er, noch dessen Gehülfen im Stande, sofort mit Sicherheit in jedem Falle aus einem einzigen kranken Rinde das Daseyn oder Nichtdaseyn der Viehpest am ersten Tage zu bestimmen.

Allerdings ist es aber wahr, dass diese schnelle Separirung, besonders bey der gelindern Art der Viehpest, wo kaum die Hälfte der kranken Stücke crepirt (welches auch bey dem Uebel, welches Hr. *Sick* 1808 in Pommern so glücklich behandelt hat, der Fall gewesen seyn soll), eine sehr vortreffliche Maassregel ist, auf welche der Vf. mit allem Rechte dringt, und die bisher zu wenig zur Entfernung

der Viehpest gehandhabt worden; nur reicht sie, da auch die Ansteckung, obgleich selten, vornweg auf mehrere Stücke übergehen kann, nicht aus, um von unfehlbarer Unterdrückung zu sprechen, oder auch um andere gewiss eben so erspriessliche Maasregeln, wie z. B. *Sperre* und *Todtschlagen* sind, damit zu verdrängen.

Als Eingang und Begründung dieses Vorschlags stellt der Verf. das Charakteristische der Rinderpest unter 5 Nummern, worauf sein neues System gegründet ist, hier auf. Von dem letzteren, welches theils in der Begleitung der aus dem Herzogthum Warschau in die Preussischen Provinzen übergehenden Russischen und Polnischen Heerden, theils in den ihm zweckdienlich scheinenden Vorkehrungen beym Ausbruch der Rinderpest besteht, ist übrigens hier weiter nicht die Rede. Die gedachten 5 Nummern sind reinwissenschaftlicher Gegenstand, wir werden sie daher als solchen um so mehr unserer Beurtheilung unterwerfen.

1) *In Europa könne die Rinderpest nie und unter keinen Umständen erzeugt werden, mithin sey sie jedes Mal eingeschleppt.* Dies war ehedem die Büchersprache der besten Thierärzte, seit einiger Zeit fangen aber mehrere Erfahrne an, hierüber wenigstens in so fern zu zweifeln, dass doch wohl bey Krieg und Noth, (vielleicht auch beym zu starken Triebe im Sommer!) weil sich dann durchaus dieses Uebel einfindet, eine Concurrenz von Ursachen eintreten könne, die auch bey uns dieses Uebel eben sowohl wie den damals ebenfalls erzeugten ansteckenden Lazarethtyphus generire. Man will auch in Gegenden in Franken und am Rhein, zu einer Zeit, wo gar keine Podolischen oder Russischen oder Ungerschen Ochsen, dahin gekommen waren, die das Uebel hätten einschleppen können, den Ausbruch dieser Seuche mehrmals bemerkt haben. Wir fordern daher die Physiker und die Thierärzte in jenen, von den ehemaligen polnischen Provinzen so weit entfernten, Gegenden hiemit auf, falls denselben hierüber entscheidende Erfahrungen bekannt geworden, sie ihrer grossen Wichtigkeit wegen, dem Publikum nicht vorzuenthalten. Vor einigen Jahren war man überzeugt, dass Durst und zu starkes Treiben, um den Markttermin nicht zu versäumen, besonders zur Sommerszeit, das Rinderpest-miasma entwickele und die darauf aufmerksam gewordenen Regierungen befahlen daher in den ehemaligen Sarmatischen Ländern, dass in die Pässe die Meilenzahl, welche die Heerde für jeden Tag zurückgelegt hätte, verzeichnet werden sollte; um dadurch solchen Ausbrüchen bey ertheilter Verordnung eines langsamen Triebes für alle diese Heerden begegnen zu können. Rec. ist nicht im Stande, geradezu die Richtigkeit der Behauptung einer solchen Erzeugung auf sich zu nehmen; allein er muss doch gestehen, wenn er in Erwägung zieht, dass allenthalben, wo Krieg ist, sich dieses Uebel, so wie der Lazarethtyphus, einfindet, es ihm schwer werde, dem Hrn. *Sick* beyzutreten. Da aber gerade im Kriege die Ochsen so oft ungewöhnliche Märsche bey Hitze und Durst zu thun haben, so gewinnt jene Idee immer mehr Wahrscheinlichkeit. Wie schwer ist es aber auch, sich es begreiflich zu machen, dass eine solche Heerde nach einem Marsche nur von Wlodno z. B. bis an Deutschlands Gränzen, wozu an drey Wochen gehören, die Viehpest transportiren solle! Sie kann es nur, indem sie das Gift von Zeit zu Zeit producirt und es dadurch in sich selbst durch diese Zeit fortpflanzt, oder indem sie schon, durchgesucht, das miasma als Pestleiter aus dem Orient mitbringt; oder endlich, indem sie aus den Sarmatischen Provinzen die Pest erst erhält, und sie dann nach Deutschland weiter fortpflanzt. Eines ist so wenig als das andere hinreichend, um diese Erscheinung nicht etwa für einen einzelnen Fall, sondern durchaus und im Allgemeinen zu erklären. Im ersten Falle würde eine solche Heerde eher darauf gehen, ehe sie zu uns kommt. Man würde sie im Herzogthum Warschau allenthalben anhalten. Der zweyte Fall wäre nach Sickschen Grundsätzen unmöglich, weil spätestens, wie wir weiterhin sehen werden, 10 Tage zureichen, alle Ansteckungsgefahr auf andere Thiere zu beseitigen. Nach jedem andern Systeme würde dieses darum keinen Glauben erhalten, da nichts so sehr als die Luft die Verwitterung dieses Giftes befördert, und eine solche marschirende Heerde doch an 3 Wochen, nur allein von Wlodno bis Deutschland, der grössten Einwirkung der Atmosphäre ausgesetzt ist. Der dritte Fall hätte sich allenfalls zu den Zeiten, wo in jenen Gegenden keine Medizinalpolizey Statt fand, annehmen lassen, allein seitdem sie dort so gut wie in deutschen Provinzen Statt findet, ist es Unmöglichkeit einen solchen geographischen Zug des Uebels in der Regel und so oft anzunehmen, als sich das Uebel in unsern Tagen gezeigt hat. Damit fällt aber gar nicht das Sicksche Vorkehrungssystem; denn in der Regel (und dahin werden doch hoffentlich in Zukunft auch wieder die Zeiten des Friedens gehören) ist hier immer Ansteckung und Einschleppung im Spiele; daher auch Rec. in den allermeisten Fällen im Stande war, den geographischen Zug der Verschleppung von Ort zu Ort aufs Genaueste nachzuweisen. Das Gute, was Hr. S. uns in dieser Beziehung anzuweisen im Stande ist, würde für die Regel immerhin gültig bleiben, wenn auch wirklich in seltenen Fällen eine Erzeugung dieses Giftes in Europa z. B. bey Krieg, Noth und zur Sommerszeit und bey Dürre auf den Fall übereilter Märsche Statt finden sollte; er hat mithin nicht Ursache darauf so nachdrücklich zu dringen, und seine Gegner haben nicht

Grund von dieser Seite ihm gerade so sehr zu Leibe zu geben. Seiner Seits thät er freylich besser, wenn er nicht mehr auf Allgemeinheit und auf Entschiedenheit seiner Sätze hinaus ginge, als es die Sache selbst mit sich bringt; und eben so auf seine ihm eigenthümlichen Maasregeln kein grösseres Gewicht legte, als worauf sie wirklich Anspruch zu machen haben.

2) *Die Rinderpest komme aus dem Norden, sie werde durch Podolisches Handelsvieh hieher gebracht. — Die Anwendung von präservativen und curativen Mitteln sey ganz zwecklos und der Viehbesitzer sey sehr zu beklagen, der sich durch thörichte Vorspiegelungen zur Anwendung jener Mittel verleiten lasse und dadurch die wahren Sicherungsmaasregeln zu befolgen verabsäume.*

In Ansehung der Präservative hat Hr. S. sehr Recht. Rec. sagte vor jenen Jahren schon immer den Verunglückten und Bedrohten: so wenig man die natürlichen Poken durch ein Präservativ verhindern kann, so wenig lässt sich diess bey der Viehpest durch Panaceen und Goldtinctur bewirken. Allein wie will uns Hr. S. glauben machen, dass wir nicht noch ein Specifikum gegen diese Hyder in curativer Hinsicht zu entdecken im Stande seyn sollten? wie will er *Pessina's* und *Franks* vortreffliche Erfahrungen über die Wirkung der oxygenirten Salzsäure hinweg läugnen? Dadurch schadet Hr. S. gar sehr seiner guten Sache; die Einseitigkeit springt hier zu sehr ins Auge und erweckt Misstrauen. Freylich muss durch das Curiren keine Policeyvorkehrung unterbleiben; diess ist *anerkannte* Wahrheit.

3) *Das Eigenthümliche des Charakters der Rinderpest sey die Art der Ansteckung, indem dieselbe in regelmässigen Perioden von 10 zu 10 Tagen fortgehe.*

Folgendes ist an der Sache das Wahre. Gemeinhin, nicht immer, (denn kommt eine angesteckte Heerde unter eine nicht angesteckte, so kann die Hälfte und mehr auf einmal angestekt werden,) gemeinhin also werden von Anfang ein Paar Stücke, auch nur eins krank, nach 10 bis höchstens 14 Tagen mehrere, und nach einem zweyten solchen Zeitraum wird das Uebel ziemlich allgemein. Diess ist eine uralte Erfahrung, die Rec. immer in der Regel bestätiget gefunden. Da das Uebel gemeiniglich eingeschleppt ist, so ergreift es zuerst nur 1 oder 2 Stück, diese verbreiten es auf mehrere, diese mehreren auf den grössern Theil der Heerde. So weit war die Sache jedem Sachkundigen von jeher bekannt, wenn man das Genauere der 10 Tage dahin gestellt seyn lässt. Man weiss aber nicht, was man sich denken soll, wenn hievon jetzt, wie von etwas Neuem, von Einigen ein gewisses Aufheben gemacht wird!

4) *Ein jedes von der Pest ergriffene Rind bleibt die ersten 8 Tage nach der Ansteckung noch völlig gesund, am 9ten Tage bemerkt man die Entwickelung des Giftes, am 10ten erfolgt ein offenbares Erkranken desselben, nach diesem Tage tritt die Ansteckung auf andere ein.*

Dieser Zeitraum ist nirgends so bestimmt, wie ihn der Verf. angibt, es kommt hier immer auf die Reaction des angesteckten Organismus, auf die Jahreszeit und vermuthlich auf die höhere oder niedere Potenzirung des Contagiums an. Schon die Impfung der Blattern und Kuhpocken zeigen dieses, bald erfolgt Krankheit und Ausbruch um einen und mehrere Tage früher, bald soviel später als gewöhnlich. Aber auch selbst die Impfung der Viehpest bezeugt es, nach *Abilgaard* und *Salchow* aufs deutlichste, dass hier auch sogar zu derselben Jahreszeit eine bedeutende Differenz Statt findet. Der letzte legt uns (Siehe *U. C. Salchows Durchseuchungskur* u. s. w. Bremen 1780.) in einem Viertelhunderte von Fällen eine sehr auffallende Verschiedenheit vor. Nicht den 9ten, sondern schon den 7ten Tag zeigt sich die erste Einwirkung der Ansteckung auf die Constitution, und im dritten und vierten Falle und in andern Fällen mehr tritt sie schon einen Tag eher, auch wohl noch früher, ein. S. 169 und 170. erklärt sich dieser erfahrne Thierarzt hierüber auf nachstehende Art: Folglich kann bey künstlich beygebrachtem Gift sich der Ausbruch seiner Wirkung schon am fünften Tage, oder etwas später, doch gegen den eilften Tag gewiss, zeigen, mithin bliebe seine Wirkung nur vier oder höchstens zehn Tage in dem thierischen Körper unbemerkt. S. 164 behauptet derselbe, dass das Gift nach der natürlichen Ansteckung seinen Ausbruch zuweilen bis auf fünf Wochen retardire. Diess ist schwer zu glauben, obgleich auf diese Art die Verpflanzung dieses Giftes aus Russland hieher sich sehr leicht begreiflich machen liesse.

5) *Gemeiniglich werde auch bey noch so grossen Heerden nicht mehr als ein einziges Stück von der Pest ergriffen, äusserst selten geschahe dieses bey zwey oder drey Stücken, nach 10 Tagen verbreite sie sich auf 3 — 4 — 5 Stück, und nach andern 10 Tagen auf 15 — 20 Stück.* Ist schon unter Nr. 3. beantwortet.

Das Resultat des Ganzen ist folgendes. Da die Viehpest nach Hrn. S. bey uns nie erzeugt werden kann, sie mithin immer auf einer aus dem Orient zu uns gebrachten Einschleppung beruht; da ferner das Miasma von seiner Aufnahme in den Körper bis zum Ausbruch des Viehpestfiebers nicht mehr und nicht weniger als soviel Tage bedarf; da endlich das Uebel selbst in den ersten 24 Stunden des Ausbruchfiebers noch nicht ansteckt; so ist demselben sehr leicht durch Verhütung der An-

steckung zu begegnen. Träte aber auch selbst der Fall ein, dass durch Einschleppung ein oder ein Paar Stücke einer Heerde irgendwo angesteckt wären, so wird es sich gegen den 10ten Tag hin äussern, nimmt man dieses oder diese Stücke während des ersten Tages des Uebelbefindens hinweg, so kann die übrige Heerde nicht davon inficirt werden. Wäre dieses dennoch der Fall bey einem oder dem andern Stücke, zu welchen das Contagium bereits von jenen übergegangen wäre, so wird man, indem man genau Acht hat auf die ersten Merkmale des Ausbruchs, noch immer Zeit genug haben, mittelst der frühzeitigen zweyten Separation der Neuerkrankten, dem allgemeinen Uebergange des Contagiums auf den Rest der Heerde zuvorzukommen.

Was von den Prämissen dieser Theorie zu denken ist, haben wir oben in Kürze angegeben, daraus geht mithin auch hervor, wie es um die Sache selbst als Folgerung aus jenen stehe. Demungeachtet würde man den Sickschen Vorschlägen noch gar sehr das Wort reden müssen, wenn die Ansteckung meist in der Art hervorgerufen würde, wie man etwa auf einer Thürschwelle durch Einimpfungsversuche das Daseyn der Rinderpest setzt: allein bey der natürlichen Ansteckung geht diess alles ganz anders zu. Dort kommt ein Viehtreiber, der vielleicht uraltes, in seinem Lumpengewande vor jeder Verwitterung versteckt gewesenes Miasma gerade erst auf diesem Marsche und nicht früher entfaltet und ein Rind oder mehrere werden angesteckt; hier bringt ein anderer ganz frisches Miasma von vielleicht 10 — 20 Meilen her und die treibende Heerde unterliegt diesem Uebel. Bald kommt ein Jude mit einer Fracht angesteckter Hörner oder Leder gefahren, er trifft Bekannte bey der Heerde, springt vom Wagen und bewirkt dadurch den Tod einer gesunden Heerde; bald treibt sie über eine Queerstrasse, wo seit 8 Tagen eine inficirte Mistung lag, ein Ochse tritt hinein und inficirt sich — später werden alle seine Geleitsgenossen, nach und nach ergriffen. Die Arten der Ansteckung sind, ohne die Möglichkeit der europäischen Erzeugung in Anschlag zu bringen, mittelst der Pestleiter zahllos. Hier ist nirgends von den 10 Tagen, die Hr. S. so irrig allenthalben zum Grunde legt, die Rede. Wer weiss es, wie lang der gesunde, vor Kurzem durchgesuchte Ochse mit dem Ausschlagsschorf, der noch unvermerkt sich auf seinem Felle unter den Haaren versteckt hält, seinen nicht durchgesuchten Begleiter oder ein anderes inländisches Rind bedrohet und dadurch vielleicht eine Gegend anzustecken im Stande ist! Nach *Salchow* (S. 162 a. ang. O.) soll beym Mangel an Auslüftung, das Contagium sich in Kleidern, Ställen und besonders im inficirten Heu auf ein Jahr, bey vergrabenen Thierleichen aber auf drey Jahr in seiner Wirksamkeit erhalten. *Hildebrand* erzählt in seiner trefflichen Schrift über den Typhus, dass das Scharlachfieber nach anderthalb Jahren, mittelst eines schwarzen Rockes ist verbreitet worden. Mehr ähnliche Fälle findet man in *Schnurrers* Materialien zu einer allgemeinen Naturlehre der Epidemien und Contagien 1810. Obgleich dergleichen Angaben zum Theil unglaublich scheinen, so sind sie doch nicht gerade in Fällen, wo soviel Vorsicht geboten wird, hinweg zu läugnen; am allerwenigsten darf bey einem neuen Vorbauungssystem der Zeitraum, den das Gift zur Wiedererzeugung braucht, mit jenem, das für die Ansteckbarkeit eines Pestleiters feststeht, verwechselt werden. Es würde über die Gültigkeit der auf 10 Tage vom Prof. *Sick* beschränkten Ansteckungsperiode der Physicus, unter dem *Hirschfelde* in der *Oberlausitz* steht, vielleicht einen praktischen entscheidenden Gegenbeweis aufstellen können. Es hat ein von dem grossen Herbstviehmarkt von *Namslau* in *Schlesien* kommender kranker Ochse (1810) daselbst und an mehreren Orten in der Gegend die wahre Viehpest, Loserdürre genannt, eingeschleppt. Vielleicht hat dieser Ochse, oder einer seiner Begleiter, sie sogar bis *Böhmen* gebracht. Es scheint, dass diese angesteckten Rinder, welche wohl mehr als eine Woche nöthig haben bis auf die Gränze der *Oberlausitz* von *Namslau* zu gelangen, welche vermuthlich auch schon im Herzogthum *Warschau* angesteckt worden (wenn es nicht auf dem Namslauer Markte selbst geschehen ist) nach einem weit längern Zeitraum als nach 10 Tagen die Contagion zu Tage gefördert haben. Es wäre daher zu wünschen, dass diese neuen, nicht so schwer zu erneuernden Data in ein helles Licht gestellt würden, falls sie im Stande wären diese Angelegenheit factisch aufzuklären.

ARZNEYWISSENSCHAFT.

Sammlung kleiner Schriften für die therapeutische und praktische Heilkunde, aus dem Wirkungskreis seines Lehramtes in Berlin, von D. *August Friedr. Hecker*, königl. preuss. Hofrath u. s. w. Erster Band, 1810. 8. Berlin, bey Friedr. Maurer.

Als den Inhalt des vorliegenden Werkes findet man die bereits erschienenen kleinen Einladungsschriften des Hrn. Verf. in dem ersten und zweyten Bande aufs neue abgedruckt. Rec. will daher nur zweyer zu Anfang des ersten Bandes befindlichen Reden Erwähnung thun, welche Hr. H. an zwey verschiedenen Tagen, den 2. August 1806 und den 2. August 1807 zur Stiftungsfeyer der kö-

nigl. medizinisch-chirurgischen Pepiniere zu Berlin gehalten hat, und die von S. 1—34 abgedruckt sind. *Die erstere* beantwortet die Fragen: *Wodurch reifte die Chirurgie dem Grade ihrer jetzigen Vollkommenheit entgegen? und auf welchen Wegen muss sie zu einem noch höheren Grade emporsteigen?* — *Die zweyte* hingegen handelt *über den wahren Zweck der medizinisch-chirurgischen Lehranstalten, und die beste Art des Unterrichts in denselben.*

In No. I. sagt Hr. H. mehrere für die Medizin bittere Wahrheiten, denen Rec. leider beyzutreten sich gezwungen sieht, und die nicht eher für falsch erklärt werden können, bis die Medizin von den Abwegen, auf die sie jetzt durch die mancherley Schulen gebracht worden ist, wieder auf den richtigen Weg der Erfahrung zurückgekehrt seyn wird. Dann erst kann ihr wieder, nach des Rec. Meynung, vor der Chirurgie der Vorrang zu gestatten seyn. — Die Chirurgie hat, wie die Medizin, den Rang einer empirischen, einer Erfahrungswissenschaft. Sie kann vermöge dessen nur auf zwey Wegen bereichert werden, durch Vermehrung ihres Vorrathes an Thatsachen, und durch Bearbeitung dieses Vorrathes nach den richtigen Gesetzen unseres Denkvermögens zu einem System, zu einer Wissenschaft. Das höchste Bestreben der berühmteren Wundärzte der jetzigen Zeit war von jeher dieses, die vorhandenen Erfahrungen der Vorzeit zu sichten, ihren Reichthum zu vergrössern, und vor allem ihr Wissen und Handeln auf den möglichst grössten Vorrath von Thatsachen zu gründen. Dabey masste sich ihr Verstand durchaus keinen höhern Einfluss an, als den nüchtern beurtheilenden und logisch ordnenden. Die Speculationen einer höhern und höchsten Vernunft blieben hier mehr als bey jedem anderen Zweige der Heilkunst ausgeschlossen. Leere Einfälle, unausführbare Vorschläge auf Hypothesen gegründet, müssige Speculationen der Stubengelehrten galten in dem Gebiete der Wissenschaften nirgends weniger als in der Chirurgie, wo sie nur schnell genug an dem ewig gültigen Prüfstein der Erfahrung zerstoben. —

Auf dem Wege der Erfahrung hat sich die Chirurgie zu einem weit höheren Grade von Vollkommenheit erhoben, als der Medizin je zu Theil wurde. Der Einfachheit, der Gewissheit, des auf das genaueste zu bestimmenden Erfolgs, den die Curmethoden der Chirurgie haben, kann sich die Medizin nie rühmen, und wird es immer in dem Grade weniger können, als sie sich von dem Wege der Erfahrung zu Speculationen, Hypothesen und Meynungen verirrt. Bey alle dem Guten und Wahren, was die Medizin unläugbar hat, lässt sich doch nicht verkennen, dass ihre Geschichte grossentheils die Geschichte der Verirrungen des menschlichen Verstandes ist (S. 13).

Aus No. II. lernen wir eine genauere Geschichte der Entstehung und des jetzigen Zustandes der mediz. chirurg. Pepiniere zu Berlin. Sie wurde den 2. August 1795 durch Friedrich Wilhelm II. gestiftet. Anfangs bestand sie aus 3 Staabs-, 4 Oberchirurgen und 50 Zöglingen, aus welchen für die Zukunft immer eine Zahl gutunterrichteter Aerzte für den Dienst der Armee gewählt werden sollte. Nach 2 Jahren, den 18. August 1797 wurde die Anstalt beträchtlich erweitert, und erhielt ihre zweckmässig eingerichteten Wohngebäude. 1807 bestand sie aus 1 Curator, 1 Director, 1 Oberstaabschirurgus, der in des Directors Abwesenheit dessen Stelle vertritt, 4 Staabs-, 9 Oberchirurgen, 90 Zöglingen und einer unbestimmten Zahl von Volontärs und Compagniechirurgen.

Der Director und Oberstaabschirurgus hat die Leitung und Anordnung des Ganzen. Die Staabs- und Oberchirurgen haben in bestimmten Eintheilungen die Aufsicht über die Zöglinge, besuchen mit ihnen die Vorlesungen und praktischen Uebungen und wirken selbst durch Unterricht auf die Ausbildung derselben hin. — Die 90 Zöglinge sind sämmtlich Landeskinder, werden 5 Jahre lang auf Kosten des Staates erzogen, und dann in der Armee angestellt, zu deren Dienst sie sich auf 8 Jahre verbindlich machen. Die übrigen Zuhörer geniessen alle Vortheile und häusliche Einrichtungen der Anstalt, bezahlen aber ihre Bedürfnisse und ihren Unterricht nach einer besondern Uebereinkunft.

Die medizinischen Wissenschaften werden von den Professoren des Collegii medico-chirurgici vorgetragen. Letzteres errichtete Friedrich Wilhelm I. 1713 und erweiterte es 1724. Die Zöglinge werden zu gewissen Zeiten in schriftlichen Aufsätzen geübt, und zu einer zweckmässigen Lectüre angeleitet. In dem letzten Semester des fünfjährigen Cursus versehen sie in der Charité den Dienst als Lazarethchirurgen, erhalten dabey Unterricht in der praktischen Medizin, Chirurgie und Geburtshülfe, und treten dann in ihren neuen Wirkungskreis ein (S. 28).

NEUE

LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

111. Stück, den 14. September 1810.

LESEUNTERRICHT.

Seit einem Jahrzehend hat der Leseunterricht und seine verschiedenen Methoden fast die halbe pädagogische Welt in Bewegung gesetzt. Seit Olivier für diesen Unterricht einen neuen Weg bahnte, hat das Schreiben, Schreyen und Spotten über diesen Gegenstand nicht aufgehört; es verlohnt sich daher wohl der Mühe, in diesen kritischen Blättern eine Uebersicht dessen zu geben, was Ref. als das Wesentliche, Wahre und Bewährte in diesen neuen Versuchen zur Verbesserung dieses Unterrichtszweiges gefunden hat, zumal, da die Meynungen darüber noch so sehr getheilt sind. Referent hat sowohl nach der alten Methode und ihren verschiedenen Modificationen, als auch nach der neuen und ihren verschiedenen Formen Unterricht gegeben — ja, was insbesondere die Hauptformen der neuern Methode anbelangt, ihrem Werden so nahe gestanden, als niemand — daher fühlt er sich gedrungen, seine Ansichten darüber historisch kritisch niederzuschreiben.

Die Methode des Lesens theilt sich in zwey Hauptformen, in die *Nominalmethode* und in die *Lautmethode*; die erstere gehört ausschliesslich der alten Zeit, letztere der neuern an. — Bey dem Unterrichte nach der Nominalmethode fing man sogleich mit der Kenntniss der Zeichen oder Buchstaben an, und jeder Buchstabe erhielt einen willkührlichen Namen, ohne nur irgend bey dieser Nameneintheilung ein Gesetz als Grund dieses oder jenes Namens aufzustellen und zu befolgen. Der Buchstabe z hiess zet, ob er gleich in der Aussprache mit andern Vocalen oder Consonanten *nicht so klang*; der Buchstabe *sch* hiess es ce ha, *y* nannte man Ypsilon, *k* nannte man ka, was doch dann erst der Fall ist, wenn a dabey steht: kurz, man lehrte die Kinder die Buchstaben so benennen, wie sie dieselben beym Lesen nicht brauchen konnten — Die Namen erleichterten ihnen nicht das Aus- und Zusammensprechen, folglich mussten die Kinder sich plagen, ohne nur den geringsten Vortheil davon zu haben. — Die Erzieher merkten auch bald, dass es den Kindern sehr schwer werde, die Buchstaben so zu merken, sie sannen daher auf Erleichterungsmittel. Einige setzten die Buchstaben unter Bilder, in deren Namen dieser oder jener einzelne Buchstabe vorkam; doch wer kennt nicht schon das unpsychologische, unpädagogische und erschwerende Verfahren. Basedow wollte es noch leichter machen, er liess daher die Buchstaben in Pfefferkuchenteig formen, um sie sobald als möglich in succum et sanguinem zu vertiren: allein auch diese kostspielige Methode wollte nichts helfen. Einige klebten die Buchstaben auf Pappe und ersannen allerley Spiele, jedoch diese wirkten auch nicht viel. Nach Basedow versuchte Campe diesen Unterricht zu verbessern, er gab zu dem Ende seine *neue Methode, Kinder auf eine leichte und angenehme Weise lesen zu lehren*, heraus, nebst einem dazu gehörigen Buchstaben- und Sylbenspiele, Altona 1778. *Seine* Methode war: a) alle unhörbaren Buchstaben wegzulassen, b) an die zusammengesetzten Mitlauter *e* zu hängen, um sie zu lernen, *fe, sche, ge;* c) die Doppelvocale *einfach* auszusprechen: so weit geht die lobenswerthe Seite dieses Buches, und manche junge Lehrer, welche in der Geschichte der Pädagogik fremd sind, werden hier schon manche wesentliche Vorarbeit zu den neuern Verbesserungen wahrnehmen, worauf sich die neuern Methodiker so viel wissen, als sey es ihnen zuerst in den Sinn gekommen. Die zweyte Hälfte dieses Buches aber sieht der erstern gar nicht ähnlich, so lächerlich und sonderbar muss sie Jedem vorkommen. *Das Buchstaben- und Sylbenspiel* geschieht am liebsten (Campens eigne Worte) unter drey Kindern, ohne allen Zwang.

A. *Das Buchstabenspiel.*

Leh. Ich geb', ich gebe aufgeschaut.

K. Gieb her, gieb her, wir schauen auf.

L. Ich geb, ich gebe a, b, c,
Wer *a* bekommen hat, der steh.
K. Herr ich habe *a* und steh.
L. Komm mit mir an jenen Ort.
Ich will dir etwas zeigen dort (er zeigt ihm ein zum Buchstaben gehöriges Bild).

B. *Sylbenspiel.*
Ich geb', ich gebe ba ha da;
Wer *ba* bekommt, der rufe *ba* (zur Belohnung ein Bild oder Fabel).

C. *Plapperspiel.* Hier werden eine Anzahl Sylben aus den Sylbentabellen von dem Lehrer vor- und vom Kinde nachgesprochen.

D. *Das Rednerspiel.* Das Kind auf einem Stuhle stehend, den Hut auf dem Kopfe, Handschuh an der Hand, ein Stöckchen an der Seite, liest einige Sylben vor, die übrigen lesen nach.

E. *Das Lauffeuer.* Lehrer und Kinder in eine Reihe gestellt; er commandirt Achtung! Die Augen aufs Buch, Feuer! Nun liest jedes Kind eine Sylbe aus der Sylbentafel der Reihe nach, bis der Lehrer sagt: halt!! *Dieses tolle Wesen soll auch, nach Campens Meynung, in Schulen eingeführt werden.* Ref. glaubt, Campe hat die Schulmeister wollen zum Besten haben. Wir haben mit Fleiss einen alten Reformator der Lesemethode auftreten lassen, damit diejenigen, welche der Meynung sind, dass nur in unsern Zeiten das Tollste zum Vorschein komme, sich in ihren Urtheilen mässigen und den Neuern ihren Respect nicht versagen mögen. Für die Erleichterung der Nominalmethode wurden zwey Formen beybehalten, die *Buchstabir- und die Syllabirmethode.* — Die Buchstabirmethode glaubt, a) ihre Schüler zur Kenntniss der Laute der Buchstaben dadurch zu führen, dass sie ihnen nur den Namen der Buchstaben bekannt macht, wovon selbst mehrere den bezeichneten Laut nicht einmal enthalten; b) das Kind muss erst eine Menge Namen hersagen, ehe es ein Wort tönen lässt, welche es alle nicht braucht, weil sie dazu nichts helfen; c) durch sie wird eine ungeheure Menge Zeit verschwendet. Basedow und Niemeyer rathen daher an, man solle die Wiederholungen weglassen. d) Das Buchstabiren besteht also in nichts anderm, *als in dem Aufsagen der Buchstabennamen*, welches man dem Sylbenaussprechen vorangehen lässt. *Die Fertigkeit zu lesen* entsteht daher bey dieser Methode keinesweges aus dem, was die Lehrer ihre Schüler thun lassen, sondern aus dem, was diese für sich unangewiesen selbst thun. Sie abstrahiren sich nach und nach, welche Laute sie bey jedem Buchstaben vorzubringen, und wie sie solche auszusprechen haben; hierzu geben die Lehrer unabsichtlich glücklicher Weise Gelegenheit: *jeder Buchstabirschüler hat durch sich selbst lesen gelernt.* — Diese Methode war und ist noch herrschend. Allein schon früh hatte diese Buchstabirmethode ihre Feinde. Der Taubstummenlehrer *Heinike* war ihr grösster Feind. Er gab 1780 sein *neues ABC-, Sylben- und Lesebuch* heraus, nebst einer Anweisung, das Lesen in kurzer Zeit *ohne Buchstabiren* zu lernen (der Rec. dieser Schrift vertheidigte aber noch hart die Buchstabirmethode). Im Jahre 1783 gab er 4 Fragmente *über alte und neue Lehrarten unter den Menschen* heraus. In dieser Schrift sagt Heinike: — Die Kinder würden durch diese Methode nicht allein träge und dumm gemacht, sondern gewöhnten sich auch das allerunausstehlichste und ekelhafteste Lesen an, das auch manchen Predigern auf der Kanzel noch anhinge. — Man solle nur auf das gewöhnliche Wiederkäuen der Buchstaben in drey- und mehrsylbigen Wörtern Acht geben, und so müsste jedem diess eintönige, gedankenlose Geschnatter Widerwillen und Verdacht erregen. — Durch das Buchstabiren erhalte das Kind gar keine Begriffe, es lerne bloss leere Töne papageyenartig nachplappern. Wenn es gleich endlich das ganze Wort aussprechen lerne, nachdem es buchstabirt ist, so lerne es doch weder Sylbe noch Worte überschauen, kennen und begreifen. Das Buchstabiren hindere das nachherige Lesen; das Kind könne, ohne zu buchstabiren, selten ein Buch lesen. Kinder, die sich leicht in das Buchstabir- und Sylbentönen finden, leyern dann Jahre lang mit leeren Tönen fort, ohne Aufmerksamkeit des Gelesenen und Verstand desselben; folglich schadet ihnen in der Folge diese Fertigkeit mehr, als sie ihnen nützet.— Vorzüglich eifert er sehr gegen Hrn. *Rist*, der in seiner Anweisung für Schulmeister diese Lesemethode noch so sehr in Schutz nimmt. *Heinike* nennt in diesem Eifer das Buchstabiren sehr kräftig eine *henkermässige* Lehrart, ein Ungeheuer von Lehrart u. s. w. Er sagt ferner: Inquisitionen von Juden und Heiden, Pestilenz und theure Zeit, Folter, Rindviehseuche, Aberglaube, Blutvergiessen und alle Uebel, wider welche wir in der Litaney bitten, haben nicht so viel Schaden und Unglück unter den Menschen angerichtet, als das unbeschreibliche Buchstabirübel gestiftet hat.

In seiner *Metaphysik für Schulmeister und Plusmacher*, welche 1785 erschien, sind ihm Hexen- u. Ketzerverbreneer, die Folter und andere Thorheiten weit geringere Vorurtheile, als das leidige Buchstabiren; alle Unmenschlichkeiten dieser Vorurtheile zusammengenommen sind ihm bey weitem nicht so unsinnig und schädlich, als das Buchstabiren *allein* ist. Er nennt es ein schänd- und schädliches Vorurtheil, eine Zeit und Gesundheit verderbende und Verstand und Vernunft verwüstende Plage. Er nennt es die allergrösste Thorheit, die mit keiner andern, welche die Menschen seit dem Sündenfalle begangen hätten, zu vergleichen sey. Alle Separatisten entstehen durchs Buchstabiren und den leeren Wort-

kram, womit sie in der Jugend zu Narren gemacht werden: er behauptet, dass ein Land, welches 20 Millionen Einwohner habe, jährlich 10 Millionen Thaler durch den leeren Buchstabenkram verliere; ich glaube, wenn kein Grund gezogen hätte, der letztere hätte doch wohl die Regierungen und die Obern zum kräftigen Beystand für *Heinike* bewegen können, wenn sie anders sein Buch hätten kennen lernen; man sieht, wie gut es wäre, wenn Obere sich manchmal um das bekümmerten, was unten gesagt wird. — Wir haben mit Fleiss diesen Gegner des Buchstabirens in seiner ganzen Kraft auftreten lassen, damit die neuern Methodiker nicht glauben, sie hätten allein und zuerst sich gegen diesen Unsinn erklärt. —

Nun erschienen mehrere Anweisungen, Lesen zu lernen *ohne Buchstabiren:* dahin gehört unter andern die *neue Fibel*, welche *Simon* und *Schweighäusser* 1781 herausgaben; vorzüglich durch Campens Werk veranlasst. Sie fanden das Buchstabiren und die Kenntniss einzelner Buchstaben gar nicht nöthig, sondern setzten b und a hin, und sagten: diese *Figur* heisst *ba* u. s. f. Daraus entstand endlich *die der Buchstabirmethode ganz entgegengesetzte Syllabirmethode*, welche die Wörter und Sylben bloss aus ihrem Umrisse lehrt, und sich eigentlich in *zwey* Aeste theilt: a) in diejenige, welche mit einfachen Sylben anfängt, die schon ziemlich alt und deren Erfinder unbekannt ist; b) diejenige, welche gleich mit Wörtern und ganzen Sätzen beginnt, und dann nachher zu den einfachen Bestandtheilen analytisch heruntersteigt, und deren Erfinder *Gedicke* in Berlin war. (Beyde Methoden bestehen darin, dass man die Elementarbestandtheile [der Laute oder Buchstaben] weglässt, und dass der Lehrer alles *vor* - und der Schüler *nach*-sagt.) Da man sich Jahrhunderte lang umsonst bemühet hatte, der synthetischen Buchstabirmethode eine bessere und zweckmässigere Gestalt zu geben, so wurde *Gedike* des verdrüsslichen Handels müde, und suchte das vergebens bekämpfte Spiel auf dem analytischen Wege zu erringen. Er verlangte daher in seiner Methode, dass man den Kindern die Wörter nur vorlesen sollte, und das so oft und an mehrern verschiedenen Stellen, dass sie solche sodann allemal richtig wiedererkennen müssten, wo sie dieselben fänden. Die elementarische Namenkenntniss der Buchstaben behandelte er bloss als Nebensache, die bey Gelegenheit während des Lesens mit erlernt werden sollte. Er gab zu dem Ende ein Buch heraus, welches betitelt ist: *Kinderbuch zur ersten Uebung im Lesen ohne ABC und Buchstabiren*: jeder Buchstabe spielt auf einer Seite eine Hauptrolle, deswegen ist er auch *roth* oder *schwarz* gedruckt, und das sehr *oft*, damit er leicht wieder erkannt wird. Durch das Aufsuchen der Aehnlichkeiten der Buchstaben, Sylben und Wörter wollte er zugleich den Scharfsinn und den Witz üben. Diese Methode passt für die, welche ein starkes Gedächtniss und Einbildungskraft haben; in öffentlichen Schulen ist sie gar nicht anzuwenden, ausser in China, wo jede Figur ein Wort bedeutet; daran muss selbst der Verf. gedacht haben, weil er sich dagegen schon im Voraus rechtfertigt: Ref. glaubt auch, dass nach dieser Art Mehrere haben lesen gelernt und können es auch noch; *nur für den Haufen passt sie nicht.* Gedike sagt selbst: für gewöhnliche Schulmeister, die zu sehr an den gewöhnlichen Schlendrian hängen, ist diess Buch nicht, dazu ist es auch zu theuer; ich habe mehr auf den häuslichen Gebrauch gerechnet. Ueberdiess ist diese analytische Lesemethode (welche von dem Ganzen zum Einzelnen herabgeht) weit unsicherer, als jene erstere zusammensetzende; denn wie viele Wörter sind einander ähnlich, die nicht dieselben immer sind, und dann muss ja diese Analysis immer wieder zurück zur Synthesis. — Ohnerachtet diese Gedikesche Methode gar nicht für den Schulgebrauch geeignet ist, ja selbst für den angegebenen Zweck vieles Unvollkommene in sich trägt, (was er selbst gesteht S. VII., wo er sagt, dass er das Ganze nicht nach einem vorher überdachten festen Plane, sondern flüchtig aufgesetzt habe), so sucht sie doch der Prediger D. *Wilde* zu vertheidigen, und will sie nicht vergessen haben, ohnerachtet er sie auch in Volksschulen nicht hat anwenden können; allein Hr. Prediger Wilde, Hr. Prediger Käselitz und ein Schulmeister Opitz aus Thüringen wollen gerne das Alte in Ehren halten, und schwatzen darüber in Zerrenners Schulfreunde ein Langes und Breites, was endlich zum Ekel wird. — Diese beyden Wege, das Buchstabiren oder Syllabiren, waren die einzigen, um das Lesen zu erlernen; allein das Bemühen, immer bessere und erleichternde Formen dabey anzubringen, beweist uns die Unvollkommenheit dieser Formen, welches auch der Grund war, dass die Menschen noch auf bessere Wege geriethen.

In der Freyschule zu Leipzig suchte man ganzen Classen das Lesen und Buchstabiren dadurch zu erleichtern, dass man eine Lesemaschine anbrachte, an welche man die Buchstaben in grosser Form auf Pappe geklebt steckte, und so allen Kindern auf einmal darstellte. Die Methode, welcher man sich dabey bedient, ist folgende: Der Lehrer *spricht* das aufgesteckte Wort *deutlich vor*, und die Kinder sprechen es *deutlich* nach. Z. B. *Hand;* dann setzt er jeden Buchstaben aus einander, und sagt die Namen der Buchstaben, und lässt sie noch einmal dieselben zusammensprechen. Damit nun die Sylbe *and*, welche von den Kindern gekannt ist, vorherrschend bleibt, so nimmt man das *h* weg, und setzt ein b; ein l, ein r, ein s, ein f. Diese Uebungen waren in der That sehr erleich-

ternd, und ersparten den Kindern das ewige Repetiren der Namen der Buchstaben; doch diese Idee war schon in Gedikes Lesebuche angedeutet, der Unterschied war bloss, dass diess hier an der Lesemaschine gelesen und für Schulen dadurch viel brauchbarer wurde. Die Erfindung dieser beweglichen Wandfibel oder Lesemaschine, welche die Freyschule nur bekannter machte, (man sehe *Plato's* Beschreibung und Abbildung der Lesemaschine, 1797.) gehört dem Prediger *Gieseler.* — Der Apparat dazu, ausser der Maschine, kostet 5 Thlr. bey Barth in Leipzig. Jetzt hat diese Anstalt die Stephanische Methode eingeführt. — Nun trat Herr *Olivier*, Prof. zu Dessau, ehedem Mitarbeiter am Philanthropin, auf, und mit ihm kam eine ganz neue Methode im Leseunterricht zur Sprache. Er kündigte seinen Fund zuerst als ein Arcanum an, reiste dann nach Leipzig, Halle und Berlin, und gab von seiner Lesemethode praktische Beweise, welche alle sehr günstig ausfielen. Während dieser Periode erschienen von ihm a) *die Kunst lesen und rechtschreiben zu lehren, auf ihr einzig wahres, höchst einfaches und untrügliches Grundprincip zurückgeführt, eine glückliche, in jeder Sprache anwendbare Entdeckung und Erfindung:* b) *über den Charakter und Werth guter natürlicher Unterrichtsmethoden;* c) *Zeugnisse* für Oliv. Methode. Nachdem er dadurch alles in Richtigkeit gesetzt hatte, wurde er von Vielen schrecklich gemishandelt, vorzüglich deswegen, dass er seine Methode *neu* genannt und sich historisch nicht umgesehen habe, wer vor und mit ihm auf gleichem Wege gewesen wäre und noch sey; Viele hingegen suchten sein Beginnen zu unterstützen, und seine Idee ins Licht zu stellen. Unter den Panegyristen und unter den Tadlern seiner Methode gab es sehr viele, welche weder ihn, noch sich selbst recht verstanden hatten, wie das bey solchen Gelegenheiten immer zu gehen pflegt. Endlich gab er sein Geheimniss dem Publico Preiss in seinem *orthoepographischen Elementarwerke in 2. Th. Olivier* nannte hier seine Methode, zum Unterschiede der vorhergehenden Methoden, eine *Lautmethode*, weil er jedem Buchstaben einen Namen gab, welcher entweder von dem Theile des Sprachorgans abstrahirt war, mit welchem dieser oder jener Laut hervorgebracht wurde: so nannte er das *sch* den hintern Zungen-Gaumzischer, das *t* den scharfen Zungen-Knalllaut, das *l* den Lalllaut, das *f* Lippen-Zahn-Zischer. Dieser Versuch wurde nun der Spielball des Witzes und Spottes; allein so geht es einem Jeden, der einen neuen Weg betritt, und da ist freylich niemand geschäftiger, als das Erziehervölkchen selbst; denn sobald nur einer aus ihrer Mitte etwas Besseres hervorbringt, als der Haufe besitzt, dann sieht er sich auf einmal von allen Seiten von verrosteten Pharisäern und leeren Witzlingen spöttisch und neidisch betastet: so ging es dem guten Olivier auch. — Seine Methode ist mit kurzen Worten folgende: a) erst Sprachübungen, um das Sprachorgan fähig zu machen; in diesen spricht der Lehrer ganze Sätze vor, und der Schüler nach; dann lässt er die Wörter vermöge des Textes syllabiren (Ver-füh-rung), und endlich so auflösen, dass er bey jedem Consonanten, der die Sylbe anfängt, ein leises Schwa hören lässt, z. B. Ve-er-fe-üh-re-ung (Verführung). Daneben lernen die Kinder die Buchstaben auf den Bildertabellen, und von da geht es zu den Tabellen ohne Bilder; können sie hier fertig lesen, dann geht es zu den Leseübungstabellen. — Recens. hat 2 Jahre nach Oliviers Methode gearbeitet, und legt darüber kurz sein Bekenntniss ab: 1) Oliviers Methode passt nicht für den Schulunterricht; 2) sein Bilderkram ist mehr hindernd, als befördernd; 3) sein Lautsystem ist zu weit ausgesponnen, es steht zu vieles neben einander, es ist nicht aus einander organisch entwickelt; 4) seine Namen der Buchstaben sagen zu viel und zu wenig. Er gesteht, ehe er Oliviers Nomenclatur einführt, lieber will er nach der alten Weise buchstabiren; 5) sein Schwa, als Ueberleiter von den die Sylbe jedesmal anfangenden Consonanten auf den Vocal, was aber bey dem Zusammenlesen weggeworfen wird, ist überflüssig und dem Organismus der Sprache zuwider; 6) sein Analysiren ist treflich und gut, und es interessirt die Kinder sehr; allein es ist nicht geeignet zu einer ganz *reinen* Organbildung, wozu es doch gebraucht wird; sein ganzes Sprachsystem ist noch zu weitschweifig und zu weitläuftig; er hat eine Menge Tabellen aufgestellt, die dem Lehrer das ganze Geschäft erschweren, demungeachtet enthält es sehr viele treffliche Bemerkungen über Sprache, kein Sprachforscher darf es ungelesen lassen; für die Schulmeister ist es gar nicht deutlich genug abgefasst: 8) er hat nur auf das mechanische Lesen sich beschränkt, weder für das logische, noch auch für das declamatorische Winke gegeben; sein Apparat kostet gegen 7 Thlr., und ist folglich zu theuer für die dürftigen Landschulen. Oliviers Verdienste sind also folgende: a) er hat alle die Andeutungen, die einzelnen Verbesserungen, welche mancher denkende Pädagog während seines Unterrichtes in frühern Zeiten schon gegeben hatte (*Venzky*, *Basedow*, *Wolke* u. s. w.), als ein Ganzes ausgearbeitet, zuerst ein Lautsystem begründet, und allen folgenden Bearbeitern dieses Gegenstandes grossen Vorschub geleistet, wenn diese Herren auch nichts davon wissen wollen: b) er hat zuerst eine vollständige (wenn auch nicht ganz zu billigende) Nomenclatur aufgestellt; es lässt sich in der Folge weit leichter verbessern, wenn man nur erst etwas Ganzes vor sich hat; c) anstatt, dass Pestalozzi alle Buchstaben beym Schreiben in Quadrate fassen liess, gab er den weit einfachern Gang an, nämlich dem Kinde blos einige Grundstriche zu lernen, und dann dar-

raus das ganze Alphabet construiren zu lassen, diese waren ein oval runder O C und ein gerader Strich ╲ ╱ ╲, dazu wählte er namentlich das lateinische Alphabet: d) er hat dem orthographischen Schreiben sehr viel Erleichterung gegeben. Das sind seine ganzen pädagogischen Verdienste; manche glaubten, er habe auch im Rechnen eine eigne Methode, allein Ref. kann versichern, dass er darinnen nichts Ausgezeichnetes hatte. Viele haben ihn mit *Pestalozzi* verglichen, allein Pestalozzi hat in Hinsicht des Lesens nichts gethan, was vor dem längst Gewöhnlichen eine Auszeichnung verdiente; die literärische und historische Unkunde hat in jenen Zeiten manchen Fehler in dieser Angelegenheit sich lassen zu schulden kommen. *Pestalozzi* führte späterhin Krugs Methode in seinem Institute ein, und Krug musste auf Bitten Pestalozzi's den Lehrern einen eignen Cursus darinnen geben. — Was nun Hrn. Oliviers französische Tabellen betrift, so sieht Ref. sich in seinem Urtheile beschränkt, denn es ist auffallend, dass die Tabellen *fast wörtlich* mit denen übereinstimmen, welche der Exminister *François de Neufchateau* in seiner methode pratique de la lecture 1799 aufstellte: er will Olivier nicht wehe thun, allein ihm scheint es doch, dass dieses Werk und die frühern Ansichten von Basedow und Wolke ihn dahin geführt haben, die Ansichten des Exministers auf die deutsche Sprache anzuwenden, und ihm gebühre dann blos die Nomenclatur, das übrige wäre von andern entlehnt, es könnte aber auch seyn, dass beyde unabhängig von einander auf gleiche Ideen gekommen wären; doch weiss Ref., dass Oliviers französische Tabellen eher bey ihm vorhanden waren, als die deutschen, und das möchte für die erste Behauptung stimmen, denn sie sind fast buchstäblich aus dem angezogenen Werke entlehnt. Demohngeachtet ist er weder mit *Basedov*, *Wolke*, *Ikelsamer*, *Venzky*, *Zeidler*, *Heinicke*, *Gedike*, *Zimmermann*, *Campe*, *Overberg*, *Gessner und v. Hauser* in Parallele zu stellen, denn sein Werk ist ein abgerundetes Ganze, welches *in dieser Form, und in diesem Zusammenhange* vor ihm keiner gezeigt hat. (Wir kennen überhaupt kein elenderes Streben, als wenn Literatoren bey jedem neuen Producte, welches eine ganz eigne für sich bestehende Form hat, durch Aufsuchen ähnlicher Wörter oder Aeusserungen in den ältern Schriften beweisen wollen, *dasselbe* sey schon dagewesen; wo kann *ein* Mann auftreten, und diess von dem Olivierschen Werke (als Ganzes betrachtet) behaupten wollen; diess Streben, was so wenig gereinigtes Urtheil und Scharfsinn verräth, ist immer nur das Eigenthum der literärischen Kleingeister, welche dadurch weiter nichts sagen wollen, als wir wiesen auch etwas; (gewöhnlich sind diejenigen, welche nie einen eignen originellen Gedanken vorbringen können, sondern immer an dem Vorhandenen etwas scheinkünstlerisch zu bessern pflegen, die ärgsten detrectatores.) Da es nun hier auf literärische Vollständigkeit ankommt, so erinnert Ref. noch an einen Mann, den er in keinem der vielen Bücher, welche über diesen Gegenstand ein Langes und Breites schwatzen, selbst nicht in der reichen Literatur des Niemeyerschen Werkes, angeführt findet, es ist *Xavier Hofmann.* Seine Lesemethode kam 1780 zu München heraus: er sagt hier: die Kinder lernten die Buchstaben wohl *nennen*, aber nicht *kennen*, und ärgert sich namentlich über das Vorbuchstabiren. Ehe er aber seine Methode theoretisch bearbeiten konnte, trat der *Kanonikus Braun* auf, und gab einen neuen Schulplan, neue ABC Bücher und Lesebücher heraus. *Xavier Hofmann* erhielt aber durch eine öffentliche Prüfung den Preiss, und die Regierung gab ihm eine Pension. Hierauf reiste mit Genehmigung der Regierung *Hofmann* noch an andere Orte, um durch sein praktisches Handeln die Menschen dafür geneigt zu machen. Unterdessen suchte der *Kanonikus Braun* Verdacht gegen ihn und seine Methode zu erregen. Hr. *Hofmann* verlohr seine Pension und *Braun* konnte nun seine ABC- und Lesebücher verkaufen. Der theoretische Theil, welchen Hofmann nachher bearbeitete, ist sehr brauchbar: so nennt er zum Beyspiel das *b* den leichtgeschlossenen Ton, *d* den niedergedrückten; er nahm Vocalendungen an, wie Olivier, el, en, er, es, est, in, ung, heist, keit, haft; dann untrennbare Vorsetzewörter: zer, miss, emp, ent. Es würde nun Unsinn seyn, wenn man dieser Einzelnheiten wegen behaupten wollte, *Hofmann* habe vor Olivier *dasselbe* gewollt und gethan; eine solche Behauptung würde dem gewöhnlichen Geschwätz der Grossmütter gleichen, welche auch nicht genau unterscheiden, aber doch zu manchen Zeiten auch etwas wissen wollen: man kann und muss wohl solche Vorarbeiten nachweisen, allein nur nicht mit der versteckten Absicht, um das Verdienst anderer zu schmälern. Von den Schriften, welche gegen diese Methode geschrieben wurden, erwähnen wir blos die, welche die Berliner Schullehrer herausgegeben: *über die neue Leselehrart des Hrn. Prof. Olivier und über seine auf höhere Veranlassung in unsern Schulen gegebenen Versuche.* Berlin 1803. in der Realschulb. *Hr. Pöhlmann* in Erlangen meldete sich, und wollte darthun, dass er das, was Olivier aufstelle, schon längst gethan habe, allein Ref. fordert einen jeden auf, Hrn. Pöhlmanns: *Versuch einer praktischen Anweisung für Schullehrer, Hofmeister und Aeltern,* welche ihren Zöglingen und Kindern auf eine leichte angenehme Weise und in kurzer Zeit zur Buchstabenkenntniss, zur Fertigkeit im Buchstabiren und Lesen verhelfen *und zugleich ihren Verstand bilden wollen.* Erlangen 1801. zu lesen. Pöhlmann hat das eigne: dass er die Doppelvocale als einen Laut aussprechen lässt, übrigens alle Consonanten nach der alten Methode benennt, den

Kindern sie vorsagt und von denselben wohl zwanzigmal nachsagen lässt. Was aber seine Methode besonders vor den übrigen auszeichnet, ist: dass er über jedes gelesene Wort die Kinder eine ganze Stunde katechetisch und sokratisch unterhält, und so ist sein ABC- und Lesebuch, zu einem dickleibigen Katechismus in Frag und Antwort abgefasst von 292 Seiten angewachsen: da sind doch alle andere Leselehrer weit geschickter zu Werke gegangen, welche hinter einander die Lesefertigkeit bey ihren Kindern erzeugten, und dann erst an Verstandesübungen dachten, wohleingedenk der goldenen Regel des Evangeliums, man kann auf einmal *nicht zweyen Herren* dienen. Nicht minder glaubte Pöhlmann, dass er vor Pestalozzi auch so gerechnet habe, als dieser, allein welche grosse Differenz findet da Statt; genug Hr. Pöhlmann hat beydemal zu erkennen gegeben, entweder, dass er nicht wusste, was Olivier und Pestalozzi wollten, oder sich und sein Wirken selbst nicht verstand — oder es war ein oberflächliches Haschen nach dem Ruhme, eine Erfindung gemacht zu haben. Genug Hrn. Pöhlmanns Lesemethode ist eben so sehr von Oliviers Lesemethode verschieden, als seine Rechenmethode von der im Pestalozzischen Institute ausgeübten; Ref. kann sich daher nicht genug wundern, dass *Niemeyer* ihn mit Olivier und Stephani in Parallele setzt, das ist offenbar nicht tief genug eingedrungen. — Unter den Schriften, welche Oliviers Methode begünstigten, zeichnen sich vorzüglich die *pädagogisch amtlichen Berichte an das Publikum über die Lautmethode des Hrn. Prof. Olivier* (von Tillich) Leipzig 1805. aus. Alles übrige, was dafür oder dagegen geschrieben worden ist, hat wenig oder gar keinen Werth. — In demselben Jahre, wo Olivier mit seiner Methode so viel Aufsehen machte, gab *Herr Consist. R. Stephani* eine geraume Zeit später seinen *kurzen Unterricht in der gründlichsten und leichtesten Methode, Kindern das Lesen zu lehren heraus* 1803. Dazu gab er einen Nachtrag in Guthsmuths Bibl. 1803 und 1804. Dann eine Fibel oder Elementarbuch zum Lesenlernen; zuletzt eine stehende Wandfiebel, nebst einer Anweisung zum zweckmässigen Gebrauch derselben nach der Elementarmethode mit 11 Tafeln 1804. Herr *Schneider* (Kantor in Franken) gab einen *ausführlichen Unterricht in der Stephanischen Elementarmethode* mit einer Vorrede von Stephani heraus, Würzburg 1805. Stephani nannte seine Methode als Gegensatz der Buchstabir- und Syllabirmethode, *Elementarmethode*. Das Wesentliche in Stephani's Methode ist folgendes. Zuerst, *was die Namen anbelangt, so hat er mehrere Versuche darüber bekannt gemacht.* Nach den erstern Versuchen nimmt er a) 3 Hauptgrundlauter, (die Vocale mit den Doppelvocalen) an, dann b) 3 Halblauter, m, n, l. c) 4 Blaselauter f (ph v) b, p. w. d) 3 Sause- oder Zischlauter ſ, s ſch, z. e) 2 Stosslauter d, t. f) 3 Kreischlauter g, ch, k. g) 2 Hauchlauter h, r. — Die Consonanten, meynt er, könnten dadurch rein ausgesprochen werden, wenn man z. B. ef recht lange tönen liess, so dass sich endlich das e verliere und f noch allein töne, und dann den letzten Ton noch einmal repetire, so würde die eine Aussprache der Consonanten sehr erleichtert; dieser Vorschlag ist trefflich, zumal wenn man Erwachsenern diese Methode beybringen will, was Ref. so oft erfahren hat; der reine Laut der Consonanten fällt dem verwöhnten Ohre sehr schwer, allein durch dieses vorgeschlagene Mittel ist diese Schwierigkeit bald zu heben. — *Eine zweyte Nomenclatur hat Stephani nach den Organen, welche dabey thätig sind, versucht:* hier theilt er die Buchstaben ein in a) 5 Lippenlauter m, b, p, f (v) w. b) 3 Zahnlauter ſ, ſch, z. c) 5 Zungenlauter d, t, l, n, r. d) 3 Gaumenlauter g, ch, k. e) 1 Lungenlauter h. Hierbey will Ref. nur kurz erwähnen, dass diese Eintheilung viel zu allgemein ist und folglich den eigenthümlichen Laut eines jeden Buchstabens nicht erörtert, denn bey jedem einzelnen Buchstaben ist eine eigne Thätigkeit des Sprachorgans sichtbar, folglich können nicht 4 bis 5 Buchstaben *einen* gemeinſchaftlichen Namen bekommen, sondern jeder muss seinen eignen erhalten. — Im Jahre 1806 gab Stephani den letzten Versuch heraus, eine passende und das Lesen befördernde Nomenclatur zu constituiren, und diese war folgende. Er theilte die Buchstaben ein: A) *in Kehl- oder Stimmlaute*; dahin rechnete er 1) die, welche durch Verengung oder Erweiterung der Mundhöhle auf 8erley Weise modificirt werden, nehmlich die 4 einfachen und 4 Doppelvocale. 2) die, welche durch Verschliessung der Mundhöhle gebildet werden a) mit dem Munde m, b) mit der Zunge n, c) mit der Zungenspitze l.: B) *in Mund- oder Hauchlaute*; dahin rechnete er 1) den verstärkten Hauch h, 2) den die Zungenspitze an den Gaumen anschlagenden Hauch r, 3) den durch die Lippen verschieden gebildeten Hauch f, (ph v) b, p, w; 4) den durch die Zähne strömenden Hauch mit seinen Modificationen, s, ſ, ſs, ſch, z. 5) die beyden Stosslaute d, t. 6) 3 Gaumen- oder Kreischlaute g, ch, k. Auch von dieser Eintheilung und Benennung gilt das vorige Urtheil; sie ist theils zu eng, theils zu unbestimmt, hat aber das Wesentliche vor der leztern voraus, dass sie die Thätigkeit des Sprachorgans, welche bey jedem Buchstaben nothwendig ist, bestimmter nachweisst und dadurch den beginnenden Lehrer noch fester macht.

Zur Vergleichung und schärfern Beurtheilung eines jeden Versuches setzt Rec. die Benennungen der Buchstaben her, welche Adelung und Olivier vorgeschlagen haben. — *Adelung* in seinem Lehrgeb. d. Deutsch. Sprache

Bd. 1. S. 129. alllaut *l* — Mampflaut *m* — Nennlaut *n* — Zitterlaut *r* — Säusellaute *ſ*, *ſs*, *z*, — Zischlaut *ſch* — Bebelaut *b*, *p* — Blaselaute *w*, *f* — Hauchlaute *h ch* — Gacklaute *j g k q*. — tödtende oder Stotterlaute *d t*. —

Olivier: *A) Brummlaute.*

1) Lippenbrummer *m* —
2) Zungenbrummer *n* —

B) Knalllaute:

1) gelinder u. scharf. Lippenknalllaut *b*, *p* —
2) — — Zungenknalllaut *d*, *t* —
3) — — Kehlknalllaut *g*, *k* —
4) Lungenlaut *h* —

C) Laller oder Lalllaute.

1) polnischer Laller *ł* —
2) gemeiner Laller *l* —
3) Schnurr-oder Trillerlaut *r* —

D) Sumslaute oder Sumser.

1) Lippensumser *w* —
2) Lippen-Zahnsumser *v* —
3) englische Zunge, Zahnsumser *th* —
4) Zunge Zahnsumser *ſ* —
5) vordere Zungen Gaumsumser *j g* —
6) hintere Zungen Gaumsumser *j g* —
7) Kehlsumser *g'* —

E) Zischlaute.

1) Lippenzischer *w* —
2) Lippenzahnzischer *f* —
3) englische Zungenzahnzischer *th*.
4) Zungenzahnzischer *ſs*.
5) vordere und hintere Zungengaumz. *ch sch*.
6) Kehlzischer *ch*.

F) Ueberdiess noch 3 *gelinde tönende u.* 3 *scharfe stumme Ansätze.* —

1) Lippenansatz *b p*.
2) Gaumenansatz *d t*.
3) Kehlansatz *g k*

G) Hemmungen.

1) Lippenhemmung *b p*.
2) Zunge Gaum-Hemmung *d t*.
3) Kehlhemmung *g k*.

Was der eine zu viel hat, das leistet der andere zu wenig; zugleich ist diese Tablatur ein Beleg zu den vorhergegebenen Urtheilen über Olivier. —

Nachdem wir nun die Versuche für eine das Lesen mehr befördernde Nomenclatur der Buchstaben gewissenhaft gewürdiget haben, so kommen wir zum 2ten Haupttheil, *zu dem methodischen Stufengange dieser Elementarmethode*, von dem wir auch nur das Wesentliche anführen werden. Der Anfang des Unterrichts beginnt mit der Bekanntmachung der Sprachwerkzeuge, dann geht es zu der Einübung der 8 Grundtöne von dem tiefsten bis zum höchsten, von u ü etc. bis zu i: dabey, so wie auch bey den folgenden Uebungen wird sehr genau das Organ der Kinder berichtigt. Hierauf kommen die Vokalsylben ei, au etc. und dann die 17 echten Mitlauter, unter diesen zuerst die Lippenlauter, Zungenlauter, (d, t, l, n, m,) die Zahnlauter, Gaumenlauter und Hauchlauter, zuletzt die unächten Buchstaben, c, q, x, ph. *Dabey muss der Schüler zerley auf einmal bey jedem Mitlauter*, nehmlich den *Laut*, die *Figur* und den *Namen*, genau von einander unterscheiden, diess soll mit Lebendigkeit geschehen (wahrscheinlich mag das zu viele Heterogene auf einmal die Kinder stören, langweilen, denn sonst wäre dieser Rath nicht nöthig geworden). Dann werden die Grundlauter mit den Consonanten verbunden zu Sylben, und zwar so, dass die Vocale bald hinten, bald vorne stehen, und in derselben Ordnung, als sie eingeübt worden, (diese Stetigkeit und die Sylbentabellen für diese Uebungen sind sehr zu loben). Bey diesen Sylbiren, welches in der Folge immer in grössere Sylben und Wortconstructionen übergeht, wird die ganze Classe durch einen Taktschlag dirigirt, welches Taktschlagen sehr zur Ordnung und Festigkeit hinleitet und dem Lehrer das Geschäft namentlich in zahlreichen Classen) vorzüglich erleichtert, denn er erhält dadurch den ganzen Haufen die ganze Stunde hindurch in steter Thätigkeit, und das ist das Wichtigste in zahlreichen Classen, was ein Lehrer nur thun kann. Es dient auch dazu, die Faulen und die zu Raschen zu bemerken, denn diese sprechen immer ausser dem Takte, ja die Kinder, welche daran gewöhnt sind, halten die Nachbarn, welche dieses Takthalten noch zu wenig inne haben, selbst in Schranken, oder machen ihn dem Lehrer so bemerkbar, als wenn das nothwendig sey, dass er es auch lerne. Zuletzt, wenn diess alles aufwärts begründet ist, so wird den Kindern noch gelehrt, *wie* und *wo* sie die Sylben der Wörter abtheilen sollen, und die Lesezeichen bekannt gemacht. *Stephani* will zuerst *Lesegründlichkeit* und dann *Lesefertigkeit* begründet wissen, bey der erstern soll man sich lange aufhalten, damit die zweyte desto schneller erfolge. *Die Hülfsmittel zur Stephanischen Methode sind:* 1) Die Wandfibel in 11 Folioblättern, sie vertritt die Stelle der beweglichen Wandfibel und des Lesekastens. 2) Die Handfibel, oder das Elementarbuch zum Lesen; diese enthält den nämlichen Lesestoff, den die Wandfibel hat, aber mit kleinern Typen; der zweyte Abschnitt derselben enthält Fabeln und Erzählungen für die Lesefertigkeit geeignet: 3) ein Stativ für das bequemliche Hängen der Tabellen und 4) ein Stab, der unten *spitz* und oben *breit* ist, damit man bey Veranlassungen mehrere

Buchstaben eines Wortes zudecken kann. *Die Bedingungen, unter welchen sie geschwind ihre Folgen zeigen kann* sind a) unausgesetzter Unterricht, b) strenge Beybehaltung der einmal angenommenen Benennungen, ohne alle Willkühr, c) genaue Beobachtung des steten und langsamen Stufenganges d) dass der fehlende Schüler überall angehalten werde, sich selbst zu corrigiren. — Stephani's Verdienst gegen seine Vorgänger und namentlich gegen Olivier besteht darin: a) er hat die Benennung der Buchstaben vereinfacht: b) er hat bessere Uebungsbeyspiele für das stufenweise Lesen in seinen Tabellen aufgestellt: c) er hat das ganze Lautsystem (Olivier hat deren gegen 400) auf wenige und wesentlich fortleitende reducirt, die Elemente einfacher geschieden, und alle Formationen der Buchstaben zu Sylben und Wörtern als Combinationen weniger Elemente betrachtet, *daher der Name Elementarmethode:* (bey Olivier ist zu vieles nebeneinander isolirt gestellt, und nicht organisch auseinander, und noch darzu das Ganze als ein aus wenigen Elementen Construirtes nicht angesehen worden, daher die vielen unnützen Tabellen). d) *seine Wandfibel erleichtert sehr die Lesemethode: in öffentlichen Schulen:* e) er trat mit seiner wirklich sehr verbesserten Methode in keinem marktschreyerischen Tone auf, dessen sich Olivier bey Manchen verdächtig machte. *Was Rec. an Stephani's Methode vermisse, ist folgendes:* 1) er hat das Ganze noch in keinen Organismus gebracht, wo eins sich aus den andern ergiebt, wo oft das zweyte nur eine kleine Modification des erstern ist. So durfte er z. B. nur 4 Vocale oder Grundlauter annehmen, bey einem jeden die Zunge heben lassen, so entsteht aus u ü, o ö, a ä, e i: allein Stephani betrachtet sie als Töne für sich, da es doch dieselben sind nur mit gehobner Zunge ausgesprochen, so war es nicht nöthig, q, c, ph, x, als unächte Buchstaben aufzustellen, denn sie sind eigentlich zusammengesetzte Consonanten, q kw, x ks, c als k und z, und ph als f. 2) Er hat zu viel auf einmal nebeneinander gestellt, dahin gehört, dass das Kind bey jedem Consonanten *Laut, Figur* und *Namen* unterscheiden soll. 3) Seine Namen für die Buchstaben entsprechen noch nicht ganz der wahren organischen Action der Sprachwerkzeuge des Menschen: sie sind hie und da *zu allgemein und zu wenig bestimmt, ja oft willkürlich.* Jeder Name muss speciell seyn, man kann *keine allgemeine* Benennung für mehrere ganz verschiedene Laute aufstellen, denn jeder erfordert eine eigne von allen andern verschiedene Thätigkeit der Sprachwerkzeuge, muss also auch einen bestimmtern und eigenthümlichern Namen bekommen: 4) auch in seiner, (so wie in Oliviers) Methode vermisst man Winke und Andeutungen zu den folgenden Uebungen des Lesens; wir finden keine Uebung weder für das logische, noch für das rythmische (metrische) und declamatorische Lesen; er hat nur die erste Lesegründlichkeit und Lesefertigkeit oder das eigentliche Elementarlesen bearbeitet: 5) er hat noch zu wenig gezeigt, wie die eine Stufe der gewonnenen Lesegründlichkeit und Lesefertigkeit der andern vorarbeitet, dies ist auch bey Olivier der Fall: 6) es herrscht in seiner Elementarmethode noch zu wenig eigentliche Sprachphilosophie, denn auch das Elementarische eines Gegenstandes kann ohne philosophisch ordnenden Sinn, (d. h. ohne das Gestalten des Gegenstandes aus sich nach nothwendigen Gesetzen zu beachten) nicht deutlich und bündig dargestellt werden, daher noch so vieles in dieser Methode zu locker und nicht durch das innere gestaltende Gesetz des Objects selbst verbunden erscheint. — Aus der ganzen Darstellung wird es aber sehr begreiflich, warum diese Methode in den öffentlichen Schulen mehr Eingang gefunden hat, als jede andere vor und nach ihr. *Einmal* schmiegt sie sich bey der Benennung grösstentheils an das Gewöhnliche, Vorhandene an, nimmt es zum wenigsten mit auf, und das gewann die Lehrer der alten Methode schon mehr, weil Stephani ihre Methode doch nicht ganz ausser Acht gelassen hatte. *Zweytens* sind seine Grundsätze für diese Elementarmethode weit einfacher und verständlicher für den Schulmann, als die Schriften Oliviers, welche zu abstrakt geschrieben ist zu viele feine Nüanzen der Sprache berücksichtigt (welche gewiss den kritischen Sprachforscher interessiren, aber nicht den Schulmann, welcher den Leseunterricht bestreitet.) *Drittens* seine Hülfsmittel, (die Wand und Handfibel) sind viel einfacher und daher auch weniger kostspielig, als die vielen Tabellen Oliviers; die Wandfibel ist weit besser für den öffentlichen Schulgebrauch geeignet, als die Olivierschen Tabellen. *Viertens* Jeder denkende Schullehrer fand so vieles hier nebeneinander gestellt und ausgeführt, wovon er zu gewissen Stunden auch Ahndungen gehabt hatte, um so lieber griff er nach dieser Methode, welche er im Stillen halb die seinige nannte; manche konnten dies stille Ergreifen eines schon längst Geahndeten nicht verschweigen, sondern machten es öffentlich bekannt, dass sie auf gleichem Wege schon früh gewesen wären.

(Der Beschluss folgt.)

NEUE

LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

112. Stück, den 17. September 1810.

LESEUNTERRICHT.

Beschluss

Zu den im vorigen Stück erwähnten Vorgängern der Stephani'schen Methode gehört der vor kurzer Zeit verstorbene *M. Teumer*, Landdiakonus zu Plauen im Voigtlande, in seinem 1804. erschienenen *Beytrage zur Geschichte der natürlichen Elementarmethode, besonders bey dem Lesenlehren, nebst einem kurzen Abrisse derselben vorzüglich in Hinsicht auf Pestalozzi, Olivier, Stephani, Wolke und Pöhlmann, allen Freunden und Erziehern der Jugend gewidmet.* Der zweyte Abschnitt dieses Buches ist betitelt: *Darstellung meiner eigenen Methode in einem kurzen Abrisse;* er beweist darin, dass er noch früher als Stephani und Olivier diese Methode als Hauslehrer befolgt habe, führt zu dem Ende auch die Familie an, in welcher er diese Methode zuerst angewendet habe. Das Wesentliche seines Ganges ist: dass er die Buchstaben in *Helllaute* und in *Dunkellaute* eintheilt: unter den erstern versteht er die Vocale mit ihren Combinationen, und unter den letztern die Consonanten. Er gibt den Buchstaben keinen speziellen Namen, sondern mehr einen allgemeinen; lässt sie auch gar nicht brummen, sondern betrachtet sie als Figuren, bey denen er den Kindern den Ton vormacht, welcher ihnen eigen ist; er sagt blos, *so klingt diese Figur.* Das ist alles, was *M. Teumer* in diesem Fache geleistet hat, übrigens geht er in seinem Stufengange ebenfalls von leichtern zu schwerern Buchstabencombinationen. Zuletzt gibt er noch einige Uebung für Sprachbildung nach pestalozzischer Art; dem allen ohngeachtet kann er doch nicht mit jenen andern in Parallele gesetzt werden, weil jeder seinem Ganzen eine eigne Form gab, welche wesentlich von der andern verschieden ist. — Zuletzt trat *Krug* (Lehrer an der Bürgerschule zu Leipzig, jetzt Director der Bürgerschule zu Zittau) mit einem neuen und vollständigern Versuche einer verbesserten Lautmethode auf. Ehe er noch als Lehrer nach Leipzig kam, hatte ihn dieser Gegenstand des Unterrichts auf eine vielfache Weise schon bethätigt, und die ersten praktischen Versuche stellte er in Meffersdorf in der dortigen Schule an. Seine Methode wurde nun bey Eröffnung der neuen Bürgerschule zu Leipzig zur Normalmethode für die Elementarclassen erhoben, und es gelang ihm unter dem Beystande einiger wackerer Hülfslehrer sehr bald, die besten Beweise von der Richtigkeit und Gründlichkeit derselben aufzustellen. Als er anfing, war das Ganze seiner Methode noch nicht geordnet genug, daher er es mit manchen Uebungen übertrieb. Doch die Liberalität des Directors, (welcher die so seltene Gabe besitzt, jeden jungen Mann etwas werden zu lassen, sobald sein Thun und Wirken das Allgemeine nicht hindert,) und die Freundschaft seiner Mitarbeiter kürzten nach und nach immer mehr die zu sehr ausgedehnten und oft ins Kleinliche übergehenden Uebungen, und so wurde nach und nach in ihm das Ganze zu einer Vollendung gefördert, welche vor ihm keiner diesem Unterrichtszweige gegeben hat. Doch während er mit seinen Gehülfen diese Methode praktisch ausübte, hatte er manchen bittern Spott, manchen schalen Witz zu dulden, und sonderbar, die meisten seiner Gegner waren Schulmeister, welche, ohne ihn je in seinen Classen gesehen zu haben, geschweige denn, dass sie seine Grundsätze gekannt hätten, doch über ihn absprachen, ob sie gleich sehr nahe lebten, folglich sich erst hätten überzeugen sollen! Doch diess Geschwätz machte ihn und den Director dieser Anstalt nicht irre, sondern er suchte vielmehr durch gegenseitige Discussionen das Ganze, was jeder für wahr und richtig anerkennen musste, dem öffentlichen Unterrichte noch anpassender zu machen. Diess ist denn auch geschehen, und jeder kann sich mit eignen Augen davon überzeugen, er darf nur diesen Unterricht in seiner Stufenfolge in den untern Classen dieser Schule mit anhören, und

zwar öfters, und Rec. ist überzeugt, er wird der Methode und den braven Hülfslehrern, welche sie handhaben, volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen müssen. — Ehe er sein System selbst heraus gab, theilte er es sehr vielen im Manuscript mit; viele, welche ihm zuhörten, schrieben hier und da einige Abhandlungen, worin sie den Leuten weiss machen wollten, als wäre die vorgeschlagene Verbesserung der Lautmethode, welche in denselben enthalten war, von ihnen; unter diese Jünger, welche sich mit fremden Federn schmückten, gehört namentlich ein Schullehrer aus Thüringen, den uns Zerenners Schulfreund nennt, und so noch mehrere. Im Jahre 1808 gab er sein Werk, (welches grösstentheils während einer langwierigen Krankheit ausgearbeitet wurde) unter den Tittel heraus: *ausführliche Anweisung, die hochdeutsche Sprache recht aussprechen, lesen und recht schreiben zu lehren; nach seiner in der Bürgerschule zu Leipzig betriebenen Lehrart.* Leipzig bey Gräff (20 gr.). Diese Schrift war der Commentar zu folgenden Schulbüchern, welche früher erschienen und in der Bürgerschule eingeführt wurden: a) hochdeutsche Sprachelemententafel zum Recht-Sprechen-Lesen-und Schreibenlernen; b) Krugs hochdeutsches Syllabir-Lese-und Sprachbuch für Bürger, und Landschulen, auch beym Privatunterrichte zu gebrauchen 1806. c) erstes Lehr-und Lesebuch für Bürger-und Landschulen, auch beym Privatunterrichte zu gebrauchen 1806. 2te Aufl. — *Zuerst wollen wir die Nomenclatur seiner Lautmethode in gedrängter Kürz mittheilen.* Er theilt die Buchstaben ein in A) *Töne*, und B) *Articulationen* (Vocale, Consonanten). A) *Zu den Tönen* rechnet er die 4 Grundtöne und nennt sie *Mundstellungen*, weil sie durch die verschiedene Stellung des Mundes gebildet werden; erste Mundstellung spitz u — die zweyte rund o, die dritte weit a — die vierte breit e, *diese lässt er aber lang und kurz aussprechen*, so wie er überhaupt durch den ganzen Leseunterricht hindurch Länge und Kürze beobachten lässt, um ein natürlich taktmässiges rhythmisches Lesen einzuleiten. Dann lässt er bey jeder der 4 Mundstellungen die Zunge heben, und so entsteht in jeder Mundstellung ein mit seinem Grundtone verwandter *Nebenton*, u, ü, — o ö, a, ae, — e, i — auch diese werden lang und kurz ausgesprochen. Zuletzt kommen die *gezogenen Töne* oder Diphthongen, sie bestehen ihm aus einer Folge zusammenhängender Töne, indem der Mund nach dem Gesetze der Stetigkeit aus einer Stellung in die andere übergeht, während man den Ton gibt, ohne abzusetzen: so lässt er au so bilden, dass der Mund von a zu o und endlich zu u übergeht, und nach einigem langsamen Zusammenziehen das ganze kurz aussprechen; damit die Kinder das aeu richtig sprechen, so lässt er sie a, dann oe und dann ü tönen, und so entsteht durch diese richtige Stellung des Organs der wahre Laut des Diphthonges; ä ö ü - eu, a e i - ai, äei - ei. Als Probe, ob die Kinder diese gehabten Töne in jedem vorgesprochenen Worte unterscheiden und rein angeben können, stellt er ein *Tonsuchen* an, d. h. er sagt einzelne Wörter vor, und die Kinder geben blos die Töne an, welche in den Wörtern sind (allein diese Uebungen sind grösstentheils überflüssig, und können die Methode bey denjenigen, welche sie nicht so zu würdigen verstehen, als ihr Erfinder, in einen üblen Ruf bringen). — Nach Vollendung dieses ersten Theiles der Nomenclatur der Buchstaben geht er dann *zu dem zweyten Hauptheil, zu der Articulationsbildung* (Consonantenbildung); die erstern Uebungen nennt er *Tonbildung* — das Wort *Bildung* gebraucht er für beyde, weil er den Kindern die nothwendige Action des Sprachorgans vermittelst einiger Regeln zeigt, wodurch *die Kinder* gleichsam selbst *die Schöpfer und Bildner* dieser Laute werden, und dadurch stehen alle Methoden den seinigen nach, denn keine nimmt so die Selbstthätigkeit in Anspruch als die seinige. In den frühern Zeiten übertrieb er es, indem er die Kinder blos durch seine Regeln zwingen wollte, den richtigen Laut, ohne ihn von dem Lehrer vorgesprochen zu hören, zu bilden, die nothwendige Stellung des Mundes musste dahin führen, allein dieser Zwang hilft zu nichts, und hält wirklich die Kinder auf, daher er es auch auf Anrathen des Directors und der gemeinschaftlichen Gehülfen einstellte. Die verschiedenen Articulationen, welche Krug *Bestimmungen* nennt, weil sie die Tongebende Stimme bestimmen, *entstehen* a) vermöge einer gegenseitigen Bewegung und Lage der verschiedenen Sprachwerkzeuge, der *Lippen, Zähne*, der *Zunge* und des *Gaumens*: b) durch einen aus den Lungen hervorgehenden Stoss der Luft, die ihren Ausweg entweder durch den Mund, oder durch die Nase nehmen kann. Ehe er zu diesen Uebungen fortgeht, lehrt er die Kinder die Zahl und Lage der Sprachwerkzeuge kennen; bey der Bildung selbst ist er noch etwas zu umständlich, das Ganze kann verkürzt werden, und ist es auch namentlich in den untern Classen der Bürgerschule. Er theilt die Articulationen ein in:

A) *Verschlüsse.* 1) scharfer und sanfter Lippenschluss p b. 2) scharfer und sanfter Zahnschluss t d. 3) scharfer und sanfter Gaumenschluss k g.

Das g klingt vor und nach a, o, u wie ein gelindes k: zuerst werden die scharfen, dann die sanften gebildet, und das gilt auch bey den übrigen Uebungen: haben die Kinder die Fertigkeit in dem Bilden der Verschlüsse, so werden sie mit den vorher gehabten Tönen combinirt, und so entstehen schon Sylben. Er gibt auch die zu beobachtende Regel, dass jede neue Uebung, sobald sie zur Fertigkeit geworden ist, mit den vorhergehen-

den in Verbindung gesetzt wird, diese natürliche und für die Lautconstruction nothwendige öftere Repetition erhält das Kind immer beym steten Bewusstseyn des schon Aufgefassten und Gelernten, dabey wird aber überall *auf Länge und Kürze* sehr genau gesehen. Seine Ansichten über den Takt und Rhythmus der Sprache und die Versinnlichung derselben in seinem Hauptwerke ist für die Volkslehrer zu undeutlich, und daher wohl manche es für eine Tändeley erklären möchten, ob es gleich nicht als solche angesehen werden kann, wir wünschten, er hätte diess alles kürzer und populärer erörtert.

B. *Tonlaute* (Nasenlaute). a) Lippenlaut *m*, b) Zahnlaut *n*, c) Gaumenlaut *ng*, (*nk*, hier ist es Gaumenschluss mit Zahnlaut).

Diese entstehen dadurch, dass die Kinder die vorigen Verschlüsse wieder machen, und bey jedem verschiedenen Verschlusse Luft und Ton durch die Nase gehen lassen.

B. *Tonlaute* (2 Mündungstonlaute). a) Windlaut *w*, b) Zungenlaut *l*, c) Schnurrlaut *r*.

Sie heissen Mündungstonlaute, weil die Luft und der Ton durch die Mündung hindurchgestossen wird.

C. *Reine Laute.* a) Blaselaut *f*, *v*, *ph*. b) Säuselaut *s*, *ſ*, *ſs*, *ſſ*; (hier gibt er den Lehrern sehr wichtige Bemerkungen über den Gebrauch des s, ſ, und ſs, ſſ, welche in keiner Sprachlehre so klar entwickelt stehen;) c) Zischlaut *sch*, d) Nieselaut z, *tz*.

D. *Hauche.* a) Kehlhauch *h*, b) scharfer und sanfter Gaumenhauch *ch*, *g*; c) scharfer und sanfter Zungenhauch *ch*, *g*; d) Tonhauch *j*.

Hierbey macht Krug sehr treffende, aus dem Organismus der Sprachwerkzeuge resultirende Bemerkungen über den Gaumen- und Zungenhauch. *Der Gaumenhauch ch*, *g*, schliesst sich nur an die Töne an, welche, wie er selbst, *mit herabgesetzter Zunge* gebildet werden, er erfolgt nach u, o, a, au. *Der Zungenhauch* kann nur auf solche Töne folgen, welche, so wie er selbst, *mit gehobener Zunge* angesprochen werden, ü, ae, i; ö, e. Die übrigen Modificationen, welche er dabey erwähnt, lese man in dem Buche selbst nach, welches überdiess jeder denkende Sprachlehrer sein nennen muss.— Durch die jetzt beschriebenen Uebungen haben die Kinder die Fertigkeit erlangt, alle Wörter richtig zu bilden, (bloss nach dem Gehör und Commando des Lehrers); es bleibt ihnen also, *um mechanisch richtig lesen* zu können, nichts übrig, als zu lernen, wie sie den im Buche nach einander folgenden *sichtbaren Zeichen gemäss* die Worte richtig zu bilden und zu articuliren haben; die Lesefertigkeit, welche nach dem Gehör absolvirt ist, beschränkt sich hier ausschliesslich auf den *Gesichtssinn*. — Zu dem Ende lernt das Kind erst die Buchstaben kennen, (nennen und deuten): er lässt nun den Kindern den Befehl zu den Lauten gleichsam durch die Zeichen (Buchstaben) geben, und jeder Buchstabe heisst Zeichen; z. B. uhzeichen, auzeichen, Blaselautzeichen u. s. w. Sind diese Zeichen alle gekannt, dann schreitet man zu dem Buchstabenlesen; hier bekommen die Kinder zu diesem Behufe, nachdem sie Zeichen an der Tabelle gelernt haben, zuerst das Krugische Syllabirbuch in die Hände. Hier werden die Zeichen auf jeder Seite nach einem langsamen Tacte zusammengelesen, und alle Consonanten lang ausgehalten, (ausser die scharfen). Die zweyte Uebung begründet das Sylbenlesen, wo der Consonant und der Vocal auf einen Tact kommen: die Töne werden weder kurz noch lang ausgesprochen, und jedesmal bis zum Tone gelesen. Die dritte geht über zu dem Sylbenlesen nach langen und kurzen Tönen: ist der Ton kurz, so wird der folgende Consonant mit gelesen. Bey diesen eigentlichen Leseübungen ist darauf zu sehen, dass die Kinder mit heller, lauter Stimme lesen, und die *scharfen* und *sanften* Consonanten richtig aussprechen. In der vierten Uebung wird das Wörterlesen (das accentuirte Lesen) vorgenommen; die im mechanischen Lesen fertigen Schüler fangen an die Worte als solche zu verstehen, und da kommt der *logische Inhalt* mehr in Betracht; die Worte werden ihnen nun immer bestimmtere Verstandeszeichen, deren jedem eine besondere Vorstellung zum Grunde liegt und entspricht. Hierbey gibt *Krug* dem Lehrer einige Andeutungen über den logischen Werth der Worte: ihm ist dieser Werth a) *absolut*, in wiefern jedes Stamm- oder abgeleitetes Wort eine eigenthümliche Bedeutung für sich hat, z. B. Gold, golden, *vergolden*; b) *relativ*, in wiefern das eine oder das andere Wort einen von der Gedanken- und Wortverbindung abhängigen Werth erhält, der bey der Aenderung der Gedanken- und Wortfolge sogleich wieder wegfällt, und auf ein anderes Wort kommen muss; z. B. Ballspiel, Spielball, Stammbaum, Baumstamm; *ich* hasse das Gold, ich *hasse* das Gold, ich hasse *das* Gold, ich hasse das *Gold*, ich hasse das Gold *nicht*. Nach dieser Ansicht erheben sich zwey Uebungen für das accentuirte Lesen: 1) das Wortlesen nach dem eigenthümlichen *etymologischen Accente*, 2) das Lesen ganzer Sätze und Perioden nach dem *rhetorischen Accente*. — Endlich werden die Lesezeichen so bekannt gemacht, dass man ihnen das Comma (,), Semicolon (;), Colon (:), Punct (.) und (— —) als Pausenzeichen — das (!), (?) als Modulations oder Melodiezeichen — (aë), (), (') als etymologische Zeichen, (was doch die Trennpuncte, Divisen und Apostrophe sind) — kennen lehrt. Beym Lesen müssen die Kinder beym Comma einen, beym Semicolon und Colon 2, und beym Puncte 3 Tactschläge pausiren. — Zuletzt bringt der Lehrer ihnen auch die gewöhnlichen Namen der Buchstaben bey, und lässt sie zum Nutzen des orthographischen Schreibens nach denselben buchstabiren.

Für das logische und declamatorische Lesen gibt er dem Lehrer noch folgende Regeln im Allgemeinen.

A. *Der logische Accent ist:*

a) *absolut*, wenn er bey einem jeden Worte im Deutschen auf die Grund- oder Stammsylbe fallen muss, (grammatischer, etymologischer);

b) *relativ*, indem er nur das hervorhebt, was in dem jedesmal vorhandenen Falle als die *besondere* oder *specielle* Vorstellung erscheint.

B. *Der melodische Accent:* er entsteht dadurch, dass man durch das Steigen und Fallen der Stimme die bey einer jeden Darstellung der Gedanken obwaltenden Gefühle andeuten und ausdrücken soll; durch diese Höhe und Tiefe entsteht die Melodie der Rede. Der melodische Accent ist ebenfalls:

a) *absolut*, in wiefern durch gewisse sich immer gleichbleibende Formen der Tonfolge und Ausdrucksarten die, den mancherley Vorstellungen zum Grunde liegenden, nothwendigen und allgemeinen Gefühle dargestellt werden. Dergleichen sind:

1) *Das Gefühl der Gewissheit*, Ruhe und Befriedigung bey Aufstellung und Beendigung kategorischer Sätze, welches sich im *Schlusstone* ausspricht.

2) *Das Gefühl der Ungewissheit*, Unruhe, des Verlangens und Zweifelns bey aufgeworfenen problematischen Sätzen und Fragen, und dessen Form nothwendig der hinaufsteigende *Frageton* seyn muss. —

3) *Das Gefühl innerer Spannung*, sey es durch erhebende Freude, oder durch beengendes Schrecken und niederschlagende Furcht; die Form desselben kann nur seyn der theils in der Höhe, theils in der Tiefe in grossen Intervallen überschreitende *Ausrufungston* u. s. w. Diese Modulationsart könnte man vielleicht nicht unpassend die *Melodie der Rede* nennen. Der melodische Accent ist aber auch

b) *relativ*, in wiefern er diese mancherley zufälligen, nach Zweck, Umständen und Graden jedesmal verschiedenen Gefühle und deren Beziehungen und Uebergänge, durch allmäliges An- und Abschwellen der Töne, durch Bebungen, Haltungen, Pausen und andere Manieren darzustellen vermag; er könnte der *declamatorische Vortrag* heissen.

Der *melodische Accent* gibt der mündlichen Darstellung das lebendige, interessirende, anmuthige Colorit. — Die Kunst, alles dieses Mannichfache der rhythmisch neben einander nach bestimmten Gesetzen in der Zeit fortschreitenden Producte unserer Sprache bey der Darstellung zu einem regelmässigen und schönen Ganzen zu vereinigen, heisst *Declamationskunst*. Die ganze Methode nach *Krug* beruhte also auf folgender Stufenreihe: A. Tonbildung, B. Articulationsbildung (so weit wird bloss das Gehör in Anspruch genommen). C. Leseunterricht: a) Buchstabenkenntniss, b) Buchstabenlesen (lateinische und Unzial), c) Sylbenlesen ohne Metrum, d) Sylbenlesen und Wörterlesen mit Beobachtung der Kürze und Länge: (so weit das eigentliche mechanische Lesen); e) accentuirtes Wörterlesen, dann declamatorisches Wörterlesen: f) Buchstabiren nach den alten Benennungen als orthographische Vorübung. (Dieser zweyte Haupttheil von C an nimmt das Gesicht und das Gehör in Anspruch). Zu allen diesen Uebungen braucht der Lehrer, täglich 2 Stunden gerechnet, höchstens 1 Jahr, d. h. in einer Classe von 70—80 Kindern. Der ganze Apparat besteht in 1) der hochdeutschen Sprachelementartafel zum Recht-Sprechen-, Lesen- und Schreibenlernen, 8 Gr.; 2) in dem hochdeutschen Syllabir-, Lese- und Sprachbuch für Bürger- und Landschulen, auch beym Privatunterricht zu gebrauchen, 2 Gr.; und 3) in dem ersten Lehr- und Lesebuche, 2te Aufl. 4 Gr. Seine gereimte Kinderwelt, welche bey Sommer 1808 erschien, ist ein vortreffliches Lesebuch, aus welchem auch die neuern Fibeln mehreres entlehnt haben; vorzüglich empfehlen wir es aus eigner Ueberzeugung allen denen an, welche ihren Kindern ein wahrhaft *sprachbildendes* Lesebuch in die Hände geben wollen, denn wir kennen kein besseres dieser Art. — *Krugs Verdienste*, durch welche er sich vor allen seinen Vorgängern und Nachfolgern wesentlich und verschieden auszeichnet, sind folgende:

1) Er hat noch richtiger und bestimmter, als Olivier und Stephani, das Lautsystem vereinfacht.

2) Er hat naturgemässere, *die Thätigkeit der Sprachwerkzeuge* mehr bezeichnende Namen für die Töne und Consonanten, und zwar in der grössten Vereinfachung aufgestellt — eine einzige Tabelle umfasst alles, was Olivier und Stephani auf 10—20 Tabellen vermochten. Seine Namen sind nicht so allgemein, wie die Stephanischen, *er hat jedem Laute den ihm eigenthümlichen Namen gegeben* — sie sind aber auch nicht so zusammengesetzt, als die Olivierschen, sondern sehr einfach auf die Nothwendigkeit der Gesetze der organischen Thätigkeit des Sprachorgans begründet, so dass sie dadurch eine Nomenclatur geworden ist, welche für alle Sprachen in der Welt passt; ein jeder kann es selbst versuchen, nach Krugs Tabelle sich eine griechische, französische, hebräische, italienische zu entwerfen, er wird seinen Zweck am besten erreichen, denn diese Namen, welche von dem Organe abhängig gemacht sind, wodurch die Laute gebildet werden, sind die jedem *sprechenden* Menschen verständlichsten.

3) Er hat genau die Bildung zur Sprache und zum Lesen unterschieden, und das Lesen als das Product des fertig und richtig mechanischen Sprechens dargestellt, daher er seine Lautbildung vermittelst des *Gehöres* stufenweise völlig beendet, und dann zu den mannigfaltigsten Combinationen der bewusst-

gewordenen Sprachbildung übergeht, ehe er das Lesen nach den Zeichen anfängt, in welchem er das, was das Gehör vollendet hat, von dem Gesichtssinne von Neuem verlangt.

4) Er hat einen psychologischen, nothwendig auf einander folgenden Stufengang in den Uebungen durch den ganzen Leseunterricht hindurchgeführt, so dass die zweyte Uebung schon als Keim in der erstern liegt — so dass die erstere die folgende nothwendig begründet. Diese stufenweisen Uebungen sind sowohl in der Sprachbildung, als auch in dem Lesen theils nach den Gesetzen des Sprachorganismus geordnet, theils den Gesetzen der sich nach und nach entwickelnden Menschennatur untergeordnet.

5) Er hat die Sprache mehr in ihrem organischen und psychologischen Werden und Bilden betrachtet, und die Gesetze der psychologischen und mechanischen Sprachthätigkeit in Verbindung zu setzen gesucht, so dass das eine das andere begründet und verdeutlichet.

6) Er hat die ganze Sprache nur auf einzelne wenige Elemente zurückgeführt und sie in ihrer Aufeinanderfolge immer so gestellt, dass sie nothwendig aus einander erfolgen müssen. Er stellt z. B. erst die 4 Mundstellungen hin, ungehoben und gehoben, und aus der Combination dieser beyden lässt er die Doppelvocale entstehen, was in der Natur auch wirklich so begründet ist; er hat nichts neben einander gestellt und neben einander lernen lassen, (welche Fehler Olivier und Stephani begangen haben), sondern alles *aus* und *durch einander*, und diese natürliche Stufenreihe hat er lückenlos durchgeführt, (in einzelnen Theilen ist diess auch von Stephani zu sagen, allein von Olivier gar nicht).

7) Er hat mehr, als alle andere vor ihm (ja vor ihm war niemand, der diess vorschlug) Rücksicht auf das Rhythmische und Metrische im Sprechen und Lesen genommen, und dasselbe von den ersten Uebungen an bis zu den letzten beobachtet.

8) Er hat passendere Beyspiele für den Leseunterricht gewählt; die Stufenfolge der Methode ist in der Aufeinanderfolge der praktischen Uebungen dafür treu wiedergegeben, sie passen aber nicht bloss für diesen Zweck, sondern sind auch durch ihren Inhalt ganz geeignet, das Kind innerhalb der Sphäre seiner eigenthümlichen Welt zur Sprechfähigkeit und Sprachfertigkeit zu erheben.

9) Er hat das Lesen in seinem ganzen Umfange in Betrachtung genommen, und nächst dem gereinigtern, isolirtern, mechanisch fester begründeten Elementarlesen auch wichtige Andeutungen für das logische und declamatorische Lesen gegeben; diese Winke sind hinreichend, um jeden denkenden Lehrer die Anleitung zu einer einfachern Bearbeitung dieser zuletzt genannten Modificationen des Lesens zu geben. (Stephani und Olivier haben dafür nichts gethan.)

10) Er lässt bey allen Uebungen jedes Wort hell und laut, sanft und scharf aussprechen, und diess beobachtet er mit einer Strenge und Stetigkeit, als keiner vor ihm.

11) Seine Lesebücher (das erste Syllabirbuch und die Kinderwelt) haben nächst den zweckmässigen Beyspielen für das mechanische Lesen die vortreffliche Eigenschaft, (wodurch sie sich vor allen bis jetzt erschienenen vortheilhaft auszeichnen), dass sie für die folgenden Uebungen der Lesefertigkeit den Rest dazu aus der Grammatik entlehnt enthalten, dadurch wird den Kindern eine lebendig praktische aus der Sprache des Lebens herausgehobene Sprachlehre mechanisch eingelesen und ihrem Gedächtnisse frühzeitig als nothwendige Form des Sprechens und Lesens anvertraut und eingeprägt. Viele Lehrer beklagen sich, dass der Lesestoff zu bald von den Kindern auswendig gelernt würde, und dadurch der Zweck des mechanischen Lesens verleidet, indem die Kinder, anstatt die Buchstaben und Sylben gehörig zu verbinden, lieber die *ganzen Worte* im Gedächtniss hersagten und dabey scheinbar in das Buch schauten. Durch diesen so gewählten Lesestoff erlernen die Kinder das, (und wenn auch auswendig), worauf ihre fernere Ausbildung in der Sprache einzig und allein beruhet. Doch diese Idee, *in*, *mit* und *durch die Sprachentwicklung auch ihre Formen entstehen zu lassen*, d. h. die Grammatik als die sich nach und nach entwickelnde und erweiternde Sprache als ein Ganzes vor den Kindern werden zu lassen, gehört *Krugen* nicht als Eigenthum; schon lange vor ihm hatte der zu früh verstorbene Prof. *Tillich* dieselbe sehr glücklich bearbeitet in seinem *ersten Unterrichte*, welches vortrefliche Buch *Krugen* zur Norm diente, und ihm wichtige Vorarbeiten in die Hände lieferte, (diess Buch ist eines der treflichsten und tief gedachtesten Hülfsbücher für das elementarische Lesen und orthographische Schreiben).

12) Es ist sehr wichtig, dass er die ersten Leseübungen in einer Art von Reimpoesie geschrieben hat, denn für diese Sprachform (für Wortcombinationen nach dem Gesetze der Aehnlichkeit in Hinsicht des Klanges) sind die Kinder am frühesten empfänglich. Wie oft richtige Ansichten von Menschenbildung von dem Zufalle abhängen, davon ist dieses Factum ein sprechender Beweis. Es ist Hrn. *Krug* eigenthümlich, alles mit natürlicher Leichtigkeit in Reimversen zu schreiben; diese Wortcombinationen sind ihm gleichsam ein Bedürfniss geworden. Er wählte diese Form erst unbewusst, jetzt hat er dieselbe absichtlich für den ersten Unterricht ausgeübt, indem das Studium der Geschichte und treue Beobachtung der Sprachentwickelung es ihm deutlich machte, dass diese Form

am ersten und am leichtesten von den sprechenden Kindern selbst versucht wird. Wäre ihm daher diese Form nicht von Natur geläufig, ja fast mechanisch geworden, so könnte er hundertmal diese richtige Beobachtung gemacht haben, und ihr doch nicht praktisch entsprechen.

13) Er hat zugleich auf das Lesen der lateinischen Buchstabenschrift Rücksicht genommen, und diess zwar vom Anfange an parallel mit den Uebungen in deutscher Schrift heraufgeführt; welche Einrichtung in der That zweckmässiger ist, als wenn es erst nach Vollendung des Lesens nach deutscher Schrift vorgenommen, oder vielleicht gar in die Uebungen der Lesefertigkeit verwieeen wird.

14) Er hat verschiedene wichtige Erörterungen über einzelne Theile der Sprache (namentlich Aussprache) gegeben, und zwar über solche, welche bis jetzt noch die grössten Sprachforscher nicht gehörig durchdrungen haben; z. B. über die Aussprache des g und ch, über den Auf- und Niedertact, über das Metrum und den Accent, so weit nämlich diese Gegenstände mit der Elementarmethode des Leseunterrichts in Beziehung stehen.

15) Er ist der erste, der diesem Unterrichtszweige seinen eigenthümlichen Werth gegeben hat, indem er zeigt, in welchem genauen Zusammenhange die zweckmässige Behandlung dieses Theiles der Unterrichtsgegenstände mit allen den übrigen stehe — wie viel sie zur Erleichterung, zur bessern, festern Begründnng und zu einem ernstern Streben in den übrigen Wissenschaften beytrage. Er hat diesen Unterricht weit ernstlicher und wichtiger genommen, als alle andere vor und neben ihm; und in diesem Streben kann der beste Mann nicht allemal eine gewisse steife Pedanterey vermeiden, was auch ihm begegnet ist, obgleich nicht in so hohem Grade, als mancher Tadel und Spott, welchen er erdulden musste, scheinbar vermuthen lässt. — Das, was Rec. noch vermisst, ist folgendes: 1) *Krug* hat seine Anweisung zu wenig populär und zu wenig verständlich für den Volkslehrer geschrieben: sie ist zu wenig gedrängt, denn es kommen zu viele Unterbrechungen darin vor, welche den Leser in der Totalauffassung stören; die eingeschalteten Erörterungen konnten entweder als ein besonderer Abschnitt, oder als ein besonderes Buch bearbeitet werden: es würde daher sehr wohlgethan seyn, einen kurzen bündigen und allgemein - verständlichen Auszug für Schullehrer daraus zu verfertigen, die Sache selbst würde dadurch mehr Eingang gewinnen.

2) Hie und da ist er wohl zu pedantisch und zu wortreich, besonders in dem Abschnitte von dem Auf- und Niedertacte.

3) In den gereimten Beyspielen für Kinder hat er aus einem Hange zu einer gewissen Art von Popularität oft mehr, als populär gesprochen, und mancher feinfühlende ästhetisch gebildete Mann möchte bey vielen Beyspielen [illegible]nstoss nehmen, und das sowohl in dem Syllabirbuche, als auch in der Kinderwelt.

4) Für die Stufenfolge des metrischen, accentuirten und declamatorischen Lesens hat er nur Winke und Regeln gegeben, jedoch aber keine praktischen Uebungsbeyspiele dafür aufgestellt; Rec. wünscht sehr, dass er möge Zeit gewinnen, für das metrische, accentuirte (logische) und declamatorische Lesen ein Elementarlesebuch zu bearbeiten, welches die bildendsten Beyspiele enthielte. — Es wäre nun noch die Frage: *Verdient denn wohl dieser Unterrichtsgegenstand so viele ernstliche Untersuchungen und wissenschaftliche Bearbeitungen, als ihm, nach diesem historisch-kritischen Ueberblicke zu urtheilen, gewidmet worden sind?* Scheinen nicht alle diese Männer ihre Kräfte für ein Nichts verschwendet zu haben? Ist er es wohl werth, dass man seit einem Jahrzehende so viel Aufhebens darum macht? Ist dieser Gegenstand des Unterrichtes, gegen die übrigen gerechnet, nicht der unbedeutendste? Sucht man nicht absichtlich einer Sache einen Werth beyzulegen, den sie vielleicht nur scheinbar (und das auch nur in den Augen der Enthusiasten des Kleinsinnes) hat? Sollten nicht jene Uebertreibungen, welche sich so viele dabey haben zu Schulden kommen lassen, indem sie sich davon unendliche und in das Ganze eingreifende Folgen dachten, die Sache schon an und für sich verdächtig machen? Ist es nicht einerley, ob die Kinder das Lesen so oder so lernen, ob sie es etliche Wochen später oder früher lernen? Alle diese Fragen sind oft gethan worden und werden noch öfters ausgesprochen werden. Demungeachtet wird jeder denkende Pädagog alle diese Bemühungen für einen zweckmässigern Leseunterricht gehörig würdigen, und ihnen die Verdienstlichkeit nicht absprechen. Es ist *erstens* nicht einerley, ob ich nach Willkühr oder nach den Gesetzen der Natur des Gegenstandes, den ich im Unterrichte als Bildungsmittel bearbeite, mein wissenschaftliches Handeln innerhalb der Schranken der Jugendbildung einrichte. Es darf keinem Menschen frey stehen (noch weniger einem psychologischen tiefforschenden Menschenkenner und Erzieher), nach seinen Einfällen und seiner Willkühr zu handeln, sondern er muss vielmehr streben, seinen Unterricht und den Stufengang in demselben den Gesetzen des Gegenstandes gemäss zu construiren; es darf keinem Lehrer frey stehen, den Buchstaben willkührliche Namen zu geben, er muss sich dabey an irgend ein nothwendiges Gesetz als Grund seines Verfahrens halten. Die Stufenfolge der Leseübungen muss ihm die Natur der Bewegung des Sprachorgans und das Gesetz der nach einer natürlichen Stetigkeit sich bildenden Sprache vorschreiben; was zuletzt ist, darf er nicht als

das erste fixiren, dahin muss das Gesammtstreben seines Forschens gerichtet seyn. *Zweytens* ist es sehr wichtig, *wie* das Kind und dessen werdende Kraft gleich beym ersten Unterrichtsgegenstande, der für seine Bildung gewählt worden ist, behandelt wird; ist die Behandlung gleich beym ersten Unterrichte an die Gesetze der strengsten Nothwendigkeit und Natürlichheit gebunden, wofür doch jedes werdende Geschöpf, welches bey seinem Beginnen an und für sich einen bedeutenden Hang zur Willkühr zeigt, gleich früh gewonnen werden muss, so wird ihm dadurch das erweiterte und erhöhete Unterrichtsleben nicht fremd seyn. Allein, wenn beym Beginnen der Bildung der Kinder so viel Willkühr und Inconsequenz gezeigt wird, so sind sie dann für ein höheres, geregeltes, den Gesetzen der Stetigkeit und des nothwendig stufenweisen Werdens und Gestaltens untergeordnetes Leben unempfänglich und verwöhnt. In allen Gegenständen des Unterrichtes muss Einheit in der allgemeinen Behandlung vorherrschend seyn, denn sonst häufen die verschiedenen Lehrer einer und derselben Anstalt Willkühr auf Willkühr, und die Schüler sehen sich aller Augenblicke einer verschiedenen Behandlungsweise des wissenschaftlichen Unterrichts Preiss gegeben; welchen Nachtheil hat diess nicht, wenn die Kinder gleich beym Anfange mit Langeweile und mit Willkühr gepeinigt werden, da man doch vielmehr darauf bedacht seyn sollte, sie ganz zu fassen und zu fesseln. Es ist daher die grösste Thorheit, wenn Eltern, und mit ihnen auch Erzieher, denken, *dass die ersten Elemente ein jeder lehren könne;* es ist unbeschreiblich, wie leichtsinnig die meisten Menschen in diesem Puncte zu Werke gehen. Zu einem Lehrer, welcher dem beginnenden Menschenkinde die Elementarkenntnisse mittheilen soll, und zwar so, dass er damit selbstthätig sein eignes Ich gestalte und offenbare, gehört der kindlichste, wissenschaftlich gebildetste und tief und allseitig beobachtende und forschende Menschenfreund. Nichts ist in der Welt so schwer, als der werdenden Kraft eines Kindes die Elemente so mitzutheilen, dass es mit den wenigen selbstthätig alle die Formen schaffen könne, welche sein Inneres vorzüglich verlangt, um seine eigne Individualität zu enthüllen. Gerade das, was allen Thoren leicht scheint, ist dem Weisen eine schwere Aufgabe und so umgekehrt. Es wird daher Zeit, dass man auf das beginnende Leben unserer Zöglinge mehr Acht hat, als es gewöhnlich bisher geschah, denn von den ersten Eindrücken, von den ersten Schritten und Formen hängt alles übrige ab. Hat der Erzieher seine Kinder im Anfange irre geleitet, so kann weder er selbst noch ein anderer sie wieder auf den Weg leiten, ihr eigner Genius im Innern müsste sie denn mit Gewalt dahin drängen, doch wer will es allemal auf diess seltene Glück ankommen lassen! Keiner verdenke es also den Erziehern, welche sorgfältig sich bemühen (sollte dieses Streben sich auch nicht immer in den gereinigtsten Formen aussprechen), *für jede* Wissenschaft, womit die Bildung der zu erziehenden Jugend beginnt, einen natürlich elementarischen Weg zu erforschen. Was nun den Leseunterricht betrifft, so hat nach des Rec. vielseitig bewährten Erfahrung diesen Forderungen niemand mehr Gnüge geleistet, als Hr. *Krug;* dagegen mag nun der Tadel in einer Form auftreten, in welcher er will, gründlich kann er die Behauptung des Rec. nicht widerlegen; hier kommt es weder auf Gewohnheit, noch auf einseitige Erfahrung an, nein! hier gilt nur reine Wissenschaftlichkeit. — Wir gehen nun über zur Beurtheilung eines Werkes, welches uns zu dieser historisch-kritischen Uebersicht (auf welche in der Zukunft bey ähnlichen Veranlassungen der Rec. allemal zurückweisen wird) die erwünschte Gelegenheit darbot, es ist eine:

Bilderfibel zur Beförderung der Laut-Methode; ein Versuch, die Absicht des ABC-Bilderwesens durch eine neue Anwendung desselben besser zu erreichen, *nebst einem Lesebuche* von *Joh. Ferdinand Schlez,* Inspector in Schlitz. Mit 16 Kupf. Giessen u. Darmst. b. Heyer. 1810. (1 Thlr. 8 gr.)

Der Verf. tadelt das gewöhnliche Bilderwesen, und ist überzeugt, dass es zum Leseunterricht nichts weniger als befördernd sey, würdigt die Buchstaben-Bildertafeln von Olivier als eine nicht unwesentliche Verbesserung, *indem er durch die Endsylbe der Bildernamen die von ihm gewählten* Buchstabennamen deutlich auszudrücken bemühet gewesen wäre, z. B. b, p, durch Trau-be, Tul-pe u. s. w., glaubt aber indess, dass auch dieser Vorschlag den Freunden der Lautmethode nicht gnügen dürfte, weil diese beym ersten Unterrichte ganz ausschliesslich an den *Laut* und nicht an den Stamm der Buchstaben sich hielten. Dieses gefühlte Bedürfniss habe ihn auf den hier vorliegenden *Versuch in Bildern* gebracht, *welche, durch Ideenverbindung des Beschauers, bloss an den reinen Laut der Buchstaben erinnern,* und dieser soll, nach der Hoffnung des Verfs., den Freunden der Lautmethode willkommen seyn. Fürchtend dass der Lehrer nicht immer ohne die Kupfererklärung auf seine beabsichtigte Ideenverbindung verfallen möchte, hat der Verf. jedem Bilde eine gnügende Erklärung mitgegeben; zugleich wünscht er, dass diese Bilder zu Verstandesübungen mit benutzt werden möchten. Er ist ferner überzeugt, dass dieser Versuch auch den Freunden der Nominalmethode sehr willkommen und vortheilhaft seyn müsse. Um nun der Lautmethode noch mehrere Freunde zu gewinnen, so versucht er in der Vorrede eine kurze Darstellung dieser Lehrart zu geben. Er stellt zuerst die beyden Methoden in ge-

schärftem Gegensatze auf, zeigt literärisch, welche Vorarbeiten in einzelnen Schriften zur Lautmethode vorgefunden werden, und bleibt dann namentlich bey *Stephani* stehen, dessen Methode er etwas detaillirt und zugleich an derselben tadelt, dass sie bey Erlernung der Laute zugleich die Buchstabennamen der Nominalmethode mit hersagen lässt; er ist nicht in Abrede, dass das Buchstabiren nach der Nominalmethode zum Richtigschreiben nöthig sey, will aber, dass man auf keinen Fall *zuerst* nach der Nominalmethode buchstabire. Diese Darstellung ist zu oberflächlich und literärisch unvollkommen, sobald wir eine wissenschaftlich getreue Abhandlung darüber verlangen; doch diese lag ausser dem gesetzten Ziele des Verfs., und sie leistet für seinen beabsichtigten Zweck alles, was er sich wünschen kann. Hierauf gibt er eine Anweisung für den Gebrauch der Bilder, welche jedem gnügen muss; zuletzt zeigt er, wie der Lehrer seine Fibel beurtheilen und für seinen Zweck gebrauchen müsse. Das ganze Werk ist getrennt in ein a) Buchstabirbuch, welches grösstentheils nach *Tillichs erstem Unterrichte* uud nach *Krugs Syllabirbuche* und seiner gereimten Kinderwelt bearbeitet ist, folglich nichts Eigenthümliches enthält; die Buchstabennamen nach den Sprachwerkzeugen sind eben so unvollkommen und so wenig bestimmt, als bey Olivier und Stephani. Der Verf. scheint den Bemühungen Krugs nicht gewogen zu seyn, er hält ihn wahrscheinlich für den pedantischen Kunstmethodiker, den Rec. hier und da in diesem Buche getadelt findet, sonst hätte er gewiss dessen vollkommene Nomenclatur aufgenommen: in ein b) *Lesebuch*, dieses ist getheilt 1) in Uebungen im Lesen der deutschen Schrift, 2) in Uebungen im Lesen der lateinischen Schrift. Zwey Drittel der Beyspiele dafür sind aus Krug's, Plato's, Salzmann's, Funke's, Rochow's Kinderschriften, die übrigen von dem Vf. selbst, welches auch getreu angegeben ist; in ein c) *Zahl- und Ziffernbuch*, diese Abtheilung ist geschieden in ein a) *Halmenspiel* zur Vorübung im Zählen; allein dieses Spiel mit den Halmen findet Rec. weit mehr zur geometrischen Elementaranschauung als zur Vorübung im Zählen geeignet, indem diese Halmen den Kindern nie das Plus und Minus in seinen verschiedenen Modificationen zum Bewusstseyn bringen können, wozu Recens. nichts passender findet, als die Hölzer (Zollstäbe) von *Tillich*. Durch dieses Halmenspiel kann das gleichmässige Ab- und Zunehmen nie versinnlicht werden; in b) die *Ziffernkenntniss*, da der Werth der Ziffern nach ihrer Stelle eher gelehrt wird, als das Kind den Grund davon durch eine Reihe von Anschauungen in sich aufgenommen hat, ehe es gleichsam durch die erlangten Anschauungen von selbst dahin geführt wird, so kann diese Ziffernkenntniss, welche von dem Kinde nicht als ein Bedürfniss für etwas im Innern Angeschautes verlangt wird, keinen bildenden Zweck beabsichtigen, obgleich einige Regeln von dem Verf. angegeben werden, durch welche Rec. seinen Kindern das Schreiben der Zahlen für die Grössen, deren Inhalt den Kindern schon bekannt ist, sehr erleichtert hat; man lässt z. B. schreiben: Siebzehntausend, kein Hundert, kein Zig. 7. Einer 17,007 u. s. w. Dem Ganzen ist das Einmal Eins und eine Tabelle Buchstaben beygefügt. — Was nun die Hauptidee dieses Buches betrifft, *durch Bilder und deren Totalinhalte* nur *den reinen Laut* zu vergegenwärtigen, so ist sie nicht neu. In *Hörstels Fibel* 1803. wird schon der Rath gegeben, die Buchstaben nicht als bedeutungslose Zeichen dem Gedächtnisse, sondern als *bedeutsame* Sprachtheile dem Verstande zu überliefern. Die Buchstaben werden als ein reiner Ausdruck irgend eines Eindruckes, einer Empfindung den Kindern bekannt gemacht, und man glaubt dadurch ihren Laut noch lebendiger zu fixiren. Hr. M. Dyk sammelte die in dieser Fibel zerstreuten Ansichten und Winke zu einer eignen Bearbeitung und überschrieb sie *Empfindungslaute* (ein Gespräch eines Vaters mit seinen Kindern als Anleitung zum Gebrauch der Lesemaschine beym Privatunterrichte. Leipzig 1804.). Der Laut *a* ist der Ausdruck der Freude u. Bewunderung, der Laut *e* der Ausdruck der Zufriedenheit, Ruhe u. Freude etc. Der Verf. kann daraus sehen, dass andere vor ihm das durch belehrende Gespräche zu erreichen strebten, was er durch sehr gut gestochene und illuminirte Bilder den Kindern vergegenwärtigen will; was Herr M. *Dyk* mit Worten malt (und zwar auch nur den ersten Theil, die Vocale), versinnlicht der Verf. durch Bilder, das ist der einzige Unterschied. Uebrigens ist der Verf. bey seinen Versinnlichungen auch kürzer zu Werke gegangen; denn während andere so viele Worte über den Laut ä machen, lässt er auf dem Bilde einen kleinen Jungen, der sich den Magen durch warmen Kuchen verdorben hat, sich übergeben, dadurch ist freylich das Ganze anschaulicher, schneller und eclatanter bewirkt. Der Verf. wird es dem Rec. verzeihen, wenn er hier jedem Gerechtigkeit wiederfahren lässt; er schätzt denselben als einen sehr wackern Beförderer der Volkserziehung und achtet ihn um so mehr, weil er praktisch mehr Gutes gewirkt hat und noch wirkt, als tausend andere; allein hier gilt es das literärische und wissenschaftliche Verdienst, und diess ist in diesem Werke (so sehr auch Rec. die übrigen Schriften des Verfs. schätzt und ihnen sehr viele Belehrungen verdankt) nicht höher anzurechnen, als gethan worden ist, denn wozu alle der Bilderkram, den Stephani und Krug sehr weise abschafften, wieder in Gang bringen, und um nichts Gewöhnliches zu liefern, einige Modificationen anbringen, welche in verschiedener Hinsicht noch so sehr dem Tadel ausgesetzt sind! Alles diess ist nicht nöthig, nachdem wir durch die Folgen des Einfachern eines Bessern belehrt worden sind. —

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

113. *Stück, den* 19. *September* 1810.

MINERALOGIE.

Muséum Demidoff mis en ordre systématique et décrit par *G. Fischer*, Conseiller aulique, Professeur Demidovien, Directeur du Muséum de l'Université Impériale de Moscou, et membre de plusieurs Sociétés savantes. Tome second. Mineraux et Pétrifications. avec 6 Planches. à Moscou aux depens du Propriétaire, a l'Imprimerie de l'Université impériale. 1806. (300 S.) in 4.

Die Mineraliensammlung, deren Beschreibung dieser zweyte Theil des vorstehenden Werkes ausmacht, ist ein Theil der naturhistorischen Sammlung, welche der Staatsrath Paul v. Demidoff der Universität zu Moscau zum Geschenk gemacht hat; sie gibt einen abermaligen Beweis ab von der ausserordentlichen Freygebigkeit der russischen Grossen, die so oft schon, wo es auf Verbreitung und Beförderung der Wissenschaften ankam, sich gezeigt hat.

Obgleich diese Sammlung für den jetzigen Zustand der Mineralogie bey weitem nicht vollständig ist, so ist sie dagegen in mehrern einzelnen Gattungen, vorzüglich in gediegenem Gold u. Silber so reichlich besetzt, dass vermittelst eines geschickt geführten Tausches, die Statt findenden Lücken wohl ausgefüllt werden könnten. Ausser den Gattungen des gediegenen Goldes und Silbers möchten die des Beryll, Chalcedon, Topas, Zinnober, Glaserz, ged. Kupfer, Malachit und Weissbleyerz, und unter den Petrefacten die Tetrapodolithen wohl am meisten durch ihre Reichhaltigkeit sich auszeichnen.

Das ganze, aus 3850 Exemplaren bestehende Cabinet, ist in eine oryctognostiche, geognostische und Versteinerungssammlung vertheilt, wo in der erstern dieser Sammlungen die Edelgesteine besonders rangirt sind, und in der Beschreibung den Anfang machen. Am Ende des Werkes wird ausserdem noch einer aus mehr als 100 Stücken bestehenden, etwa 60 Gattungen enthaltenden Pyramide erwähnt; die nach dem Urtheile des Verf. als eine geographische Sammlung von Sibirien gelten kann.

Was die durch den Verf. besorgte Anordnung der ganzen Sammlung betrifft, so möchte daran wohl manches auszusetzen seyn, auch die Beschreibungen der einzelnen Fossilien könnten, bey derselben Kürze, mit mehrerer Bestimmtheit abgefasst seyn. Die meisten der folgenden dem Rec. bey einer nur flüchtigen Durchsicht des Ganzen aufgefallenen Bemerkungen werden dieses Urtheil rechtfertigen.

Der Verf. sagt in der Vorrede, dass bey seiner Beschreibung das Wernersche System von 1804 zum Grunde liege, und dass er davon nur in der Classification und den Benennungen einiger Fossilien abgewichen sey. Diese Abweichungen, deren Grund der Verf. anderweitig zu geben verspricht, sind indess so bedeutend, dass man das Wernersche System kaum wiedererkennen möchte, besonders ist dadurch die schöne, diesem Systeme eigenthümliche Anordnung der Fossilien nach ihrem allmähligen Uebergange fast ganz zerstört worden.

Aufgefallen ist es dem Rec., in dem der Beschreibung vorausgeschickten Systeme Fossilien aufgeführt zu finden, welche in der Sammlung fehlen; z. B. den Gadolinit, Euclas, Mehlzeolith; es kann dieses nicht geschehen seyn, um ein vollständiges System aufzustellen, denn alsdann hätten noch eine grosse Menge anderer Fossilien aufgeführt werden müssen, die ebenfalls in der Sammlung fehlen, z. B. Caneelstein, Coccolith, Leucit, Melanit, Staurolith u. a., welche sämmtlich in dem Wernerschen System von 1804 aufgeführt sind. Zircon und Zirconit sind in demselben noch als zwey besondere Gattungen aufgeführt, bekanntlich aber sind beyde, bald nach Entdeckung des letztern in eine Gattung, den Zircon, vereinigt worden; auch ist späterhin in der Beschreibung keines Zirconites gedacht.

Aus der unter der Gattung des Pyrop S. 10 aufgeführten Fossilien geht hervor, dass Pyrop und edler Granat mit einander vermengt sind, dasselbe ergibt

sich aus der Ueberschrift derselben, sehr zweckmässig sind nämlich bey allen Fossiliengattungen die lateinische systematische und deutsche Benennung Werners, so wie auch die Haüyschen Benennungen, bisweilen auch die von Brochant, Karsten und anderer vorgesetzt. Obgleich beyde Fossilien nahe mit einander verwandt sind, so unterscheiden sie sich doch durch Farbe, äussere Gestalt, Glanz und specif. Gewicht hinlänglich, um als zwey besondere Gattungen aufgestellt zu werden.

Bey dem gemeinen Granate äussert der Verf. die Vermuthung, dass von ihm die grüne in Siberien in Leucitgran. vorkommende Abänderung, als eigene Gattung zu trennen seyn möchte; diese Trennung ist neuerlich durch Werner wirklich geschehen, indem er ihn unter dem Namen Grossular als eigene Gattung aufgeführt hat.

S. 87. werden Thallit und glasiger Strahtstein von Werner als identisch aufgeführt, bekanntlich ist aber der Thallit Werners Pistacit; die unter jenem Namen aufgeführten Fossilien könnten freylich wohl glasiger Strahtstein seyn, ihre Beschreibung ist zu unvollständig, um diess zu errathen.

Der dichte Kalkstein ist vom gemeinen körnigen in dem Systeme richtig getrennt, in der Beschreibung aber sind beyde zusammengeworfen.

S. 106. wird von einem Stück Erbsenstein der Geburtsort als unbekannt aufgeführt, es ist aber bis jetzt der Erbsenstein blos in Carlsbad gefunden worden.

Die S. 121. unter den Stangenspaths aufgeführten, nicht aus Freyberg herrührenden Fossilien, möchten schwerlich zu dieser Art des Schwerspath gehören, indem sie blos auf Lorenz Gegentrum bey Freyberg gebrochen hat. Der Verf. hat durch beygesetzte Fragezeichen angedeutet, dass er ungewiss deshalb ist.

Die S. 160. unter dem Weissgiltigerz genannten Fossilien sind nicht das Wernersche Weissgiltigerz, sondern scheinen, so viel aus ihrer Beschreibung abzunehmen ist, dem Fahlerz oder Schwarzerz zuzugehören. Das charakteristische Weissgiltigerz ist sehr selten, und nie kommt es krystallisirt vor.

S. 209. ist Zinnkies von Schlackenwalde aufgeführt, dieser bricht aber nur in Cornwall.

Wen der S. 210. beschriebene Freyberger Zinnstein wirklich dort gebrochen hat, so wäre diess eine grosse Seltenheit, man behauptet allerdings, dass ehemals dergleichen dort vorgekommen sey; Rec. hat ihn jedoch noch nie gesehn.

S. 231. ist Octaëdrit in vollkommenen Octaëdern in Siebenbürgen aufgeführt, dieses Fossil aber ist bis jetzt blos in Bourg d'Oison in der Dauphiné vorgekommen, und bricht auch nie in vollkommenen, sondern in sehr hohen und spitzwinklichen Octaëdern.

Unter den Urkalksteinen sind in der geognostischen Sammlung eine Menge von Uebergangs- und Flötzkalksteinen mit aufgeführt, da sie fast sämmtlich durch Sterne bezeichnet sind, so muss der Verf. selbst ihretwegen zweifelhaft gewesen seyn, und hat ihnen vielleicht blos wegen der dabey befindlichen Etiquetten diese Plätze angewiesen. Es scheint überhaupt, als ob der Verf. oft die Anordnung der Fossilien von offenbar unrichtigen Etiquetten hätte abhängen lassen. Die Anzeige von ein Paar dem Rec. aufgestossenen Druckfehlern, nämlich Schlettwitz S. 46. Z. 86. statt Schlottwitz und Roschewitz, S. 195. anstatt Horsewitz, mag diese Bemerkungen, die Rec. leicht noch sehr hätte vermehren können, beschliessen.

Dem Ganzen ist ein alphabetisches Verzeichniss der darin vorkommenden Mineraliennamen beygefügt. Von den 6 auf dem Titel erwähnten Kupfertafeln enthält die erste eine Abbildung des dem Hrn. v. Demidoff gehörigen Landsitzes Leonovo, die 2te und 3te einige Stücke von ged. Kupfer, und die übrigen die Abbildungen einiger schönen Exemplare von Petrefacten. Schönheit des Druckes und Papieres zeichnen dieses Werk vortheilhaft aus, so wie man dieses überhaupt von den meisten in Russland erscheinenden Büchern gewohnt ist.

ARZNEYWISSENSCHAFT.

Gedanken über die Natur und Ursachen des Weichselzopfes. Vierte Einladungsschrift zu seinen Vorlesungen im Sommer 1809, von D. *August Friedr. Hecker* etc. Erfurt, 1810, in der Henningsschen Buchhandlung. 216 S.

Rec. gesteht gern, über diesen Gegenstand noch nichts gelesen zu haben, was mit soviel Deutlichkeit und Bestimmtheit ausgearbeitet gewesen wäre. Hr. H. lebt an einem Orte, wo die ehedem Statt findende Verbindung mit dem Vaterlande des Weichselzopfes ihm mannigfaltige Erfahrungen und Resultate über denselben, wenn auch nicht aus eigener Erfahrung, doch wenigstens aus den Nachrichten glaubwürdiger Beobachter zuführen musste. Er hat diese Umstände bey der Ausarbeitung der gegenwärtigen Abhandlung auf eine Art benutzt, dass, wenn sie gleich nicht ihren Gegenstand erschöpft, sie doch unter die besten Monographien gehört, die wir über diese Krankheit besitzen. Die Wahrheit dessen wird eine genauere Anzeige des Inhaltes der vorliegenden Einladungsschrift beurkunden.

Gleich anfangs (S. 9.) äussert Hr. H. die Besorgniss, dass in unsern Tagen der Weichselzopf sich bey den häufigen Berührungspuncten der polnischen Nation mit dem Auslande weiter verbreiten und Complicationen dieser Krankheit erzeigen werde. — Rec. hält dieses nicht für möglich. Die Krankheit ist doch nur endemisch und an die Nationalität des polnischen Volkes gebunden. Sachsen stand schon ehedem so viele Jahre hindurch mit Polen in der innigsten Verbindung, und doch finden wir nie, dass diese Krankheit wirklich in unserm Vaterlande sich ausgebreitet hätte.

Von S. 15 an folgt eine allgemeine physiologische Betrachtung der Haare und Nägel. Was von den ersteren gilt, gilt auch von den letzteren. Sie stehen auch auf der niedrigen Stufe der Reproduction, und durch ihr beständiges Fortwachsen werden sie, gleich den Haaren, gewissermassen Ausleerungsorgane (S. 30.).

Von den Krankheiten der Haare und Nägel ist nun der Weichselzopf oder die sogenannte *trichomatische Krankheit* (Trichoma, morbus trichomaticus) die wichtigste. — Die krankhaften Metamorphosen der Haare und Nägel bey derselben müssen als ein Theil der allgemeinen Krankheit angesehen werden, bey der wir grosse Veränderungen in dem reproductiven System, in der Irritabilität und Sensibilität treffen. Die verschiedenen Verhältnisse des Kranken erzeugen dabey verschiedene Erscheinungen, Ausgänge und Verlauf, sind dabey mehr oder weniger unbestimmt und gefahrlos.

Gleich bey der ersten Spur des Weichselzopfes schwitzt an der Stelle, wo er ausbrechen soll, eine schleimige, ölige Materie von einem mehr oder weniger unangenehmen Geruch aus. Auf dem Kopf, auch am Kinn, Achselhöle, Brust und Geschlechtstheilen, seltner am übrigen Körper, findet dieses Statt. Die Haare bekommen daselbst angeschwollene Wurzeln, aus denen sich ebenfalls jene Materie drücken lässt, die bisweilen auch blutig wird. Die Haare werden nach und nach dicker, kräuseln sich, werden verwirrt und schwitzen ebenfalls jene klebrige, ölichte Materie aus, die einen höchst unangenehmen, fast unausstehlichen Geruch annimmt. Die Haare wachsen in dichte Massen von verschiedener Gestalt zusammen (S. 33). — Jene ölichte Feuchtigkeit vertrocknet bald an der Luft zu Scherfen, die nachher in den Haaren hängen bleiben.

In einer gewissen Periode des Weichselzopfes, die oft nur sehr kurze Zeit anhält, aber seinen höchsten Grad bezeichnet, bluten einzelne kranke Haare, und zwar nicht blos an der Wurzel, sondern überall, wo man sie abschneidet, und in vielen Fällen findet man dasselbe Phänomen an allen durch den Weichselzopf metamorphosirten Haaren, und auf der ganzen Länge derselben. — Um dieselbe Zeit ist ferner die trichomatische Haarenmasse nicht ohne Empfindung, ja bisweilen fand man an ihr die heftigsten Schmerzen. Diese sind aber, wie das Bluten der Haare, nur auf die kurze Zeit der Entzündung des Weichselzopfes eingeschränkt. Der Kranke kann dann bisweilen keine Beruhrung des leidenden Theiles ohne Convulsionen ertragen. Stets wird, wenn man die trichomatischen Haare um die Zeit ihres erhöhten Lebens zwischen den Fingern reibt, der Kranke über Schmerz oder doch einige Empfindung klagen (S. 39).

An einem wachsenden, stark entzündeten Weichselzopfe kann sich ein förmlicher Abscess bilden, der viel Eiter ergiesst. Man kann im Umfange eines solchen Abscesses Einschnitte machen, die sich bald durch entstandene Narben wieder schliessen. — Noch ist zu bemerken, dass die bis hieher gediehene Krankheitsmetamorphose sogar Kinder mit auf die Welt bringen können.

Der Ursprung des Uebels erfolgt unter doppelten Verhältnissen. Bald erfolgt er bey vollkommener Gesundheit und ohne Vorboten, in einer Nacht, oder in wenigen Stunden. Die Metamorphose erfolgt dann schnell unter einigen fieberhaften Erscheinungen. Gewöhnlich ist dann äussere Ansteckung zu Grunde, die die Krankheit anfangs örtlich seyn, und späterhin erst unter Umständen nachtheilig auf die übrige Gesundheit einwirken lässt. — In andern Fällen hingegen ist die trichomatische Krankheit schon lange vorher im Körper vorhanden, wo man sie unter dem Namen der Vorboten des Weichselzopfes begreift. Gewöhnlich ist die Form derselben sehr vielfach. Katarrhalische Affectionen, Gliederschmerzen, den rheumatischen, gichtischen und venerischen ähnlich, Blässe des Gesichts, cachektisches, scrophulöses Ansehn, Ausschläge, Anschwellungen der Gelenke und Drüsen, Eiterungen, Geschwüre und andere krankhafte Erscheinungen in dem Lymph- und Drüsensysteme, Knochenkrankheiten, übelriechende, klebrige Schweisse, Schwäche, Lähmung, heftige Kopfschmerzen, Schwindel, apoplektische Zufälle, Krämpfe, Convulsionen, Irrereden, Geisteszerrüttungen, Appetit zu ungewöhnlichen Dingen, Sopor, Schlaflosigkeit, Schlagfluss und dessen Folgen, Schmerzen unter dem Brustbein, pleuritische Schmerzen, Asthma, alle Arten der Schwindsucht, die nach *Aliberts* Bemerkungen oft mit Vertrocknung der Feuchtigkeiten des Weichselzopfes vicariirten, Unterleibsstockungen, Hämorrhoiden, gestörte Menstruation, Augen- und Gehörfehler u. s. w. sind die gewöhnlichsten dieser Zufälle (S. 42, 43.).

Alle diese Vorboten verschwinden oder nehmen eine andere Gestalt an, sobald unter dem Eintritt febrilischer Erscheinungen die trichomatische Metamorphose sich entwickelt hat (S. 43.).

Aus den oben angegebenen Symptomen der Art ergibt es sich, dass sie zwey Perioden, die des Wachsens und die des Austrocknens und Absterbens habe. Die erstere ist bereits beschrieben. In der zweyten verliert die trichomatische Masse die Eigenschaft eines lebenden Organs, sondert sich von der Haut ab, auf welcher sie sass, und bleibt allenfalls an den gesunden, nachwachsenden Haaren hängen, oder fällt von selbst ab. Nur aus Vorurtheil schleppen sich dann Gesunde mit dem abgestorbenen Zopfe. Zuweilen dauert die Krankheit aber auch fort, nimmt zu, und erzeugt neue krankhafte Vegetationen der Haare (S. 45.).

Hr. H. theilt die Krankheit dem gemäss in drey Classen: 1) *der falsche Weichselzopf* (Plica polonica spuria), der in blossen Verwirrungen der gesunden Haare, durch Unreinlichkeit und Nachlässigkeit erzeugt, beruhet. — 2) *der wahre Weichselzopf im Wachsen und Leben begriffen* (Plica polonica viva, crescens; — 3) *der wahre W. im Austrocknen und Absterben* (Pl. p. vera mortua, exsiccata) (S. 45.).

Die trichomatische Metamorphose der Nägel ist entweder mit der der Haare verbunden, oder allein, bey völlig gesundem Haarwuchs vorhanden. Der Nagel wird auf der Oberfläche, besonders nach hinten, wo er hervorkommt, mit einer weissen, talgartigen Materie, wohl einer Linie dick, bedeckt, als ob Lichttalg darauf geschmiert wäre. Hat diese Erscheinung einige Tage gedauert, so entzündet sich die Spitze der Finger und Zehen mässig, der Nagel verändert seine Farbe, wird roth, bleyfarben, braun, schmerzt besonders bey der Berührung heftig, und bekommt eine rauhe, unebene Oberfläche, die mit der Zeit eine monströse Masse darstellt, welche aus knorpelartigen Lamellen besteht. Was man abschneidet, wächst bald nach. Der Kranke trägt diese Nägel Monate, Jahrelang. Fällt einer ab, so wächst ein gesunder nach, der aber die gehörige Glätte, Form und Festigkeit nicht besitzt (S. 46. 47.).

Dasselbe gilt, nach Angabe der Beobachter, von dem Weichselzopf der Thiere. (Rec. glaubt, dass die genauere Untersuchnng des letzteren noch gar nicht vor sich gegangen sey — dass sie, durch rationelle Thierärzte bey allen Thierclassen, die dieser sonderbaren Missgestaltung ausgesetzt sind, fortgesetzt, zu den interessantesten Bemerkungen und Resultaten führen müsse.)

Das Trichoma ist offenbar Krankheit der Reproduction, bey welcher das irritable und sensible System einen mehr oder weniger hervorstechenden Antheil nimmt. Schon bey den Vorboten des Uebels ist das reproductive System vorzugsweise afficirt. Die Metamorphosen der Haare und Nägel beruhen auf fehlerhafter Vegetation. Es bildet sich in beyden ein lebendes Organ, welches Erscheinungen des animalischen, vegetabilischen und organischen Lebens gewährt. Als ein solches tritt es mit den übrigen Organen des Körpers in eine neue und genauere Verbindung, als die der gesunden Haare und Nägel ist. Dieses trichomatische Organ wird unter diesen Umständen ein freylich krankhaftes Absonderungsorgan, welches die trichomatische Materie abscheidet, die indessen nicht immer von einerley Beschaffenheit ist, und deren Berührung in der Periode der lebhaftesten Absonderung bey manchen eine zuckende, stechende Empfindnng in den Fingern zurücklässt (S. 84, 85.).

In dem trichomatischen Gebilde entwickelt sich ein Blutumlauf, ein System von Blutgefässen und Irritabilität. Die Haare sind zu einer höheren Stufe des Lebens gesteigert. Sie erreichen selbst die höchste Stufe der Empfindlichkeit. Als ein solches Organ sind sie nun auch (S. 57) der Entzündung, der Eiterung und der Bildung der Narben fähig.

Die Natur der allgemeinen trichomatischen Krankheit ist uns ganz unbekannt. Wir wissen nicht, ob sie specifisch sey, von was für einer Materie oder Schärfe sie herrühre. Sie zeigt grosse Uebereinstimmung mit der arthritischen, scrophulösen, venerischen Cachexie, hat aber gewiss auch ihre Eigenheiten, besonders in den Gegenden, wo der ächte endemische Weichselzopf herrscht (S. 61.).

Ist das Uebel durch Ansteckung entstanden, so ist es durchaus nur örtlich, und der übrige Körper nimmt daran keinen Theil. Aber bey gewissem Grade der verletzten Gesundheit, bey längerer Dauer kann der Weichselzopf zu einem habituellen, pathologischen Aussonderungsorgane werden, und auch einen vorher gesunden Menschen nach und nach seiner Gssundheit berauben (S. 62.).

Ueber die Ursachen der Krankheit herrscht eine grosse Ungewissheit und viele Widersprüche, da sie in Polen selbst selten vor das Forum der Aetzte gelangt. Als die entfernten Veranlassungen, die das Trichom erzeugen, gibt man besonders an: 1) Unreinlichkeit und Vernachlässigung der Haare. Dadurch werden besonders falsche Weichselzöpfe erzeugt; zu dem wahren langt aber die Ursache nicht zu, und nur bey dem Zutreten einer ansteckenden Materie bildet sich desto leichter und gewisser die Krankheit der Haare aus. — 2) Mannigfaltige Diätfehler, gewisse Speisen und Getränke. Diese Ursache trägt gewiss in den allerwenigsten Fällen zu der Krankheit bey. Viele Menschen, selbst aus den höheren Ständen, die eine bessere Diät führen, bekommen in Polen die Krankheit. Es gibt ferner Völker, die noch schlechter und unreinlicher leben, als der gemeine Pole, und doch an dem Weichselzopf nicht leiden. — 3) Schädliche klimatische Einflüsse und Erkältung. Ist gar keiner Widerlegung werth; die Krankheit müsste dann auch in vielen andern Weltgegenden verbreitet seyn (S. 78.). — 4) Das Abschneiden und Abrasiren der Haare in der polnischen Nationaltonsur. Wäre diese Behauptung Schlegels gegründet, so müssten manche Nationen, Mönchsorden und einzelne Individuen, die sich die Haare noch weit mehr verschneiden, und in noch kälteren Gegenden wohnen, öfters den Weichselzopf bekommen (S. 79.). Es müsste ferner die Krankheit um die Zeit entstanden seyn, wo man allgemein Perücken trug, sie müsste auch bey sonstiger Erkältung sich entwickeln. Das von Schlegeln angeführte Beyspiel beweist offenbar zuviel. (S. 81). — 5) Das venerische Contagium. Wäre dieses der Fall, so müsste sich doch auf irgend einem andern Erdenpuncte der Weichselzopf gezeigt haben. Warum denn nur an der Weichsel? Die krankhaften Metamorphosen der Lustseuche sind ferner von der des Trichoms ganz verschieden. In Polen gab es schon Jahrhunderte lang Weichselzöpfe, als erst am Ende des 15ten Seculi die Lustseuche ausbrach. Der Verlauf der Franzosenkrankheit weicht von dem des Trichoms wesentlich ab, und es wird in ihr nichts kritisch ausgestossen. Mehrere Beobachter leugnen die Wirkung des Merkurs in dieser Krankheit. Und endlich leiden doch auch die Thiere, bey denen die Existenz der venerischen Krankheit bis jetzt noch unerwiesen ist, an diesem Uebel. — 6) Ein specifikes Contagium. Die allgemeine trichomatische Krankheit ist gewiss weniger häufig, als man gewöhnlich glaubt.

Man schreibt ihr viele Formen des Uebelbefindens zu, und erzwingt bey deren Daseyn durch Einimpfung eine örtliche trichomatische Krankheit.

Höherer Grad der Volkscultur, Ausrottung der Volksvorurtheile und des Aberglaubens könnten allein diese Krankheit seltener vorkommen lassen. Besonders würde die Ueberwindung der Abneigung der Polen gegen die Bäder vieles hoffen lassen. Hingegen lassen bestimmte diätetische Vorschriften, Verbannung gewisser Speisen und Getränke, und der Nationaltonsur nichts erwarten, eben so wenig als verdünnende, auflösende, einwickelnde Mittel, oder irgend ein Specificum. — Steht die Ausbildung des Weichselzopfes schon so nahe bevor, dass sie ohne Schaden nicht mehr zu hintertreiben ist, so mögen allerdings innerlich flüchtige, schweisstreibende Reizmittel, reizende Fomentationen der Haare, und alles, was die Ausbildung des Trichoms stören könnte, die Krise befördern. Indessen müssen jene Vorboten auch wahre Vorboten seyn. Die in andern Cachexien nützenden Mittel sind gewiss auch bey dem Weichselzopf anzuwenden, doch ohne specifischen Nutzen (S. 104.).

Jeder falsche Weichselzopf kann und muss abgeschnitten werden. Man befördert dadurch die Reinlichkeit, und hindert alle weitere örtliche Veranlassung zu trichomatischen Metamorphosen. — Abzuschneiden ist ferner jeder Weichselzopf, der die Perioden seines Lebens und Wachsens durchlaufen hat, der als abgestorbene Masse an dem gesund hervorwachsenden Haare hängt, und nicht von selbst um diese Zeit abfällt. Hingegen ist das Abschneiden zu unterlassen, so lange der Weichselzopf noch in der Periode des Lebens und Wachsens steht, und in seinen Gebilden eine offenbar krankhafte Absonderung Statt hat. Es entstehen sonst weit grössere Missverhältnisse des gesammten Organismus. — Doch findet das Abschneiden auch ohne Gefahr Statt, sobald der Weichselzopf bey einem übrigens gesunden Menschen nur von örtlicher Ansteckung entsteht, und noch ein einfaches, örtliches Uebel ist (S. 108.).

Die Polen haben eine eigene Art des Verfahrens, um das Leben des Weichselzopfes abzukürzen. Man nimmt zwey glatte Steine, oder zwey glatte Hämmer, legt den Weichselzopf so nahe an der Haut als möglich dazwischen, und klopft dann von beyden Seiten sanft, aber immer stärker darauf. Durch dieses wiederholte Klopfen werden die trichomatischen Gebilde gequetscht, ihre Gefässe zerdrückt und tamponirt, — und der Weichselzopf stirbt dann bald ab, und trocknet aus.

Bey dieser Gelegenheit spricht Hr. H. einiges zu Berichtigung der Theorie von dem Zusammenhange zwischen örtlichen und allgemeinen Krankheiten, über Metastasen und Krisen. Dieses ist interessant und wahr gesprochen, lässt sich aber nicht gut ausziehen. Daher es der Leser selbst nachlesen muss.

Rec. fügt am Schluss der Anzeige der vorliegenden sehr brauchbaren Abhandlung den Wunsch bey, dass Hr. H. bey künftigen Arbeiten der Art weniger polemisiren, und sich, sobald er von einem seiner Gegner zu sprechen hat, eines bescheidenern, anspruchloseren Tones bedienen möge. Das Bessere, Brauchbarere wird ja ohnediess nach und nach durch die prüfende Erfahrung gesichtet und gehoben, die Producte einer zügellosen Phantasie, eines grundlosen Speculirens gehen oft in der kürzesten Zeit unter, und leben dann höchstens noch in der Geschichte der Medizin fort. Was gutes an ihnen war, bleibt zurück, und trägt zu der vollkommenern Ausbildung des Ganzen bey. Es bedarf unter diesen Umständen höchstens der Hinweisung auf das Wahre und Falsche, aber keiner entwürdigendenSprache, keines unbescheidenen Urtheils.

Von den Entzündungen im Halse, besonders der Angina polyposa und dem Asthma Millari. Dritte Einladungsschrift zu seinen Vorlesungen im Winter 180$\frac{8}{9}$, von D. *August Friedrich Hecker*, königl. Preuss. Hofrath u. s. w. Berlin, bey Friedrich Maurer. 1809. 8. 96 S.

Trotz der Bemühungen mehrerer Aerzte, unter denen in unserm Vaterlande die unsterblichen Männer *Lentin* und *Wichmann* sich besonders auszeichneten, blieb dennoch die häutige Bräune eine der fürchterlichsten so selten heilbaren Krankheiten. Nicht nur das Dunkle in der Diagnose derselben, das besonders in dem ersten Stadium des Uebels dasselbe dem untersuchenden Arzte verbirgt, wo doch fast allein Rettung geschafft werden kann, sondern auch der Umstand liess bis jetzt oft alle Mühe des Arztes scheitern, dass man zu wenig die Complicationen dieser Krankheit berücksichtigte. Nach des Rec. Dafürhalten hielt man sich viel zu streng an die bisher angegebenen diagnostischen Merkmale, die doch nur, so meisterhaft sie auch übrigens aufgefasst seyn mögen, die Krankheit in ihrem reineren Verlaufe darstellen, wo ganz allein Entzündung und durch dieselbe Ausschwitzung in dem Kehlkopfe vorhanden ist. Man nahm offenbar zu wenig Rücksicht auf die Fälle, wo die lymphatischen Concretionen weniger oder gar nicht in dem Kehlkopfe, mehr aber in dem unteren Theile der Luftröhre vorhanden sind. Und doch bestimmt dieser Unterschied eine wesentliche Verschiedenheit in dem Tone des Hustens, der in dieser Krankheit bemerkt wird. Man nimmt ferner, was auch schon neuere Monographen mit Grund bemerkt haben, gar keine Rücksicht auf die Complicationen der häutigen Bräune mit dem Brustkrampfe oder dem Millarschen Asthma. Und dass diese doch in der Natur vorhanden sind, hat die Erfahrung schon mehrmals bestätigt. Jene älteren Aerzte scheinen ganz daran zu zweifeln, ob je eine Verbindung der beyden erwähnten Uebel an demselben Kranken zugleich vorkommen könne. Kein Wunder war es daher, wenn nicht nur jüngere Aerzte, die sich

auf die Autorität jener Männer allein verlassen mussten, sondern auch ältere, erfahrenere Heilkünstler oft so unglücklich in der Kur jener Krankheit waren, da sie die Mängel der bisher vorgetragenen Diagnose nicht kannten.

Die bekannte französische Preissfrage hat eine bedeutende Zahl von Schriften über diesen Gegenstand entstehen lassen. Wenn gleich die Ansichten einer jeden derselben verschieden seyn mögen, so ist doch zu hoffen, dass das Zusammentreffen vereinter Bemühungen nicht fruchtlos seyn, dass aus denselben eine mannigfaltige Bereicherung der Ansichten von diesem Uebel, eine bestimmtere Diagnose, und dadurch auch ein weniger schwankendes, sichereres Heilverfahren begründet werden könne. — Auch unser thätiger Hr. H. liefert in gegenwärtiger Einladungsschrift seine Meynungen über dieses Uebel, von welchen mehrere nicht ohne Nutzen für die Bereicherung der Lehre von diesen Krankheiten zu seyn scheinen.

Schon vor zehn Jahren lieferte Hr. H. im Hufelandischen Journale (IX. B. 3. St.) einen kurzen Aufsatz über diese beyden Krankheitsformen. Er stellte in demselben zwey Krankengeschichten auf, wo das Uebel nicht ganz Angina polyposa, aber auch nicht ganz Asthma Millari war. Der Husten war tief wie ein Bass, die Krankheit anfangs gelinde, catarrhalisch, verschlimmerte sich langsam. Die Anfälle hatten anfangs bedeutende Intervallen von Erleichterung und Wohlbefinden, wurden aber nach und nach häufiger, schneller, und zuletzt erfolgte der Tod unter Erstickung, die krampfhafter Art zu seyn schien. Dadurch unterschieden sich diese Fälle von der reinen Angina polyposa. Die Section zeigte aber mehr compacte polypöse Concretionen. Daraus schloss Hr. H. schon damals, dass jene zwey Krankheiten mit einander vereint vorkommen, und eine dritte constituiren, die ein für sich bestehendes Uebel bilden, das er Angina polyposa spasmodica nennt. Dem gemäss theilt er jene mit einander so nahe verwandten Krankheiten in folgende Formen: 1) Asthma acutum periodicum Millari; 2) Angina polyposa simplex; 3) Angina polyposa spasmodica; 4) Angina polyposa inflammatoria, wo zugleich Lungenentzündung mit vorhanden ist; 5) Angina polyposa paralytica (S. 16.).

Alle diese Uebel scheinen ihm blosse Modificationen eines einfachen Lungencatarrhs zu seyn, die sich unter einerley Constitution mit dem catarrhalischen Husten zeigen, und wo auffallende Erkältung fast die beständige Gelegenheitsursache ist. Ist mehr Neigung zum Krampf und zur Convulsibilität in den Luftgefässen vorhanden, so entsteht Asthma Millari; ist aber mehr Neigung zur Gerinnung und Plasticität, so entwickelt sich Angina polyposa (S. 17.).

Ferner empfahl Hr. H. schon in jener Abhandlung die Anwendung des Quecksilbers mit Extractum Hyoscyami verbunden. Das letztere, so wie das Opium, wird um desto wohlthätiger wirken, je mehr das Uebel sich zu dem krampfigten Charakter neigt. Contraindicirt ist der Mohnsaft bey grossem Fieber, Entzündung, Vollblütigkeit und Congestionen nach dem Kopf.

Von S. 21. an bestreitet Hr. H. die Anwendung der Tracheotomie in der A. polyposa aus sehr triftigen Gründen. Denn meist erstreckt sich das Uebel bis in die letzten Endigungen der Luftröhrenäste, und nur dann kann der Luftröhrenschnitt mit Vortheil unternommen werden, wenn man bestimmt weiss, dass das Hinderniss des Athemholens lediglich und allein in der Stimmritze liegt — wenn ja das erkrankte Kind diese Operation zu erlauben schiene.

Eine Beobachung von *Kretschmar* (Horns Archiv, I. B. 3tes H. S. 342) deutet ebenfalls darauf hin, dass es krampfhafte Zustände der Luftwege gebe, die oft in den ersten Anfällen durch krampfstillende Mittel beseitigt werden, aber dennoch mit der Erzeugung organischer Gebilde in denselben verknüpft sind, durch die zuletzt alle Möglichkeit der Heilung ausgeschlossen wird (S. 28.).

S. 36. behauptet Hr. H. *Autenrieth* habe in seiner bekannten Abhandlung über den Kroup die ganze Ansicht aus Heckers früherer Abhandlung zu der seinigen gemacht, erweitert, und darauf erst jene Heilmethode gegründet. — Rec. würde Hrn. Hecker wohlmeynend rathen, nicht auf diese Art von einem Manne zu sprechen, der nicht seine Ideen erst von einem andern zu borgen nöthig hat. Es ist ja nicht so selten, dass zwey Gelehrte zu gleicher Zeit oder auch zu verschiedenen Zeiten auf dieselbe Idee kommen, ohne von der des andern etwas zu wissen, oder von dessen Meynungen einige Notiz erhalten zu haben.

Autenrieth sagt, dass die häutige Bräune blos als allgemeine Krankheit zu beurtheilen und zu behandeln sey, als Localübel hingegen gar keine Rücksicht verdiene. Die Localrücksicht lässt er erst dann eintreten, wenn die Heftigkeit des Fiebers gebrochen ist, die Secretionen des Kehlkopfes und der Luftröhre gelösst sind, und wenn die noch nicht ausgeworfene Haut das Athemholen hemmt und Krämpfe erzeugt (S. 39.).

Autenrieth fand ferner, dass die Kinder von selbst genassen, in denen sich nach einigen Tagen der Husten lösete, und eine ungewöhnlich stinkende Leibesöffnung eintrat. Er sucht, auf diese Erfahrung gestützt, sorgfältig die Entwickelung der Krankheit gegen das gastrische System zu befördern, und die Krankheit von den Organen des Athemholens auf das gastrische System abzuleiten. Die Heilbarkeit der Krankheit beruhe ganz allein auf der Erscheinung der Bauchschmerzen, denen viele, höchst stinkende, dunkelbraune Stuhlgänge nachfolgen. Alle die Kranken genasen, bey denen die Natur diese Erscheinungen hervorbrachte. Man erreicht diesen Zweck am besten durch grosse, purgirende Gaben von Quecksilber, und Magnesia, und durch Essigbleysäure gleichzeitig angewendet. Nach *Autenrieths* Meynung wird dadurch der Krampf der Respirationsorgane gehoben, die Anhäufung des

Concremente bildenden Stoffes gelöst, und auf diese Art durch Hinleitung der Krankheit auf das gastrische System die Heilung gewiss herbeygeführt, so lange der Körper noch nicht völlig erschöpft, und die Entmischungen desselben noch nicht zu stark sind (S. 40.).

Um diese Sätze zu beurtheilen wirft Hr. H. nun folgende fünf Fragen auf, und beantwortet sie.

1) Sind beyde Krankheiten nichts als gewisse Grade eines Katarrhs in den Luftwegen? — Ist ausser allen Zweifel. In demselben Katarrh liegen aber auch alle Bedingungen zum Krampf und zur lymphatischen Concretion. — 2) Ist die Krankheit als örtlich oder allgemein zu betrachten? — Das Daseyn und die Grade der Krankheit hängen von dem allgemeinen Zustande des Körpers ab, allein jeder Krampf, jede Entzündung und Ausschwitzung ist an sich blos örtlich (S. 49.). — 3) Ist das Wesen der Angina polyposa Entzündung in den Luftwegen, das des Asthma Millari Krampf in denselben? Gibt es eine Krankheit, die aus dem Wesen beyder zusammengesetzt ist? — Es gibt ein A. Millari, das aus reinem Krampf und reiner Zuschnürung der Luftwege ohne alle Entzündung besteht. Es gibt ferner einen kranken Zustand der Luftwege, der einzig und allein in einer Entwickelung und deren Folge, der Ausschwitzung beruhet, wodurch die Luftwege mechanisch verstopft werden. Es gibt endlich eine Angina polyposa spasmodica, wo theils Entzündung und Exsudation, theils Krampf die Luftwege verengt. Leicht wird dieses bey der Entzündung der engen und reizbaren Luftwege sich ereignen. (Nach des Rec. Meynung wird dieser Zustand desto öfter eintreten, je reizbarer das erkrankte Individuum ist, je mehr bey demselben die Sensibilität vorherrscht. Besonders oft wird diese Complication bey Kindern eintreten müssen, deren Sensibilität sehr bedeutend gesteigert ist, und spätere Erfahrung wird es vielleicht noch an den Tag bringen, dass die Angina polyposa fast stets mit Krampfzufällen in den Respirationsorganen verbunden sey.) — 4) Wie tritt bey allen diesen Uebeln der Tod ein? — Auf verschiedene Art. Durch Erstickung aus reinem Krampf bey dem Asthma Millari, durch mechanische Schliessung der Luftröhre bey der reinen Angina polyposa, durch beydes zugleich bey der A. polyposa spasmodica, durch Lungenentzündung und deren Ausgänge bey der Angina polyposa inflammatoria, und durch Lähmung der Lunge und der Muskeln des Athemholens, die unter typhösen Allgemeinleiden bey der Angina polyposa paralytica eintreten. — 5) Unter welchen Bedingungen kann endlich *Autenrieths* Curart retten? — Es ist ausser Zweifel, dass *Autenrieth* keine vollendete Angina polyposa, nur heftige Katarrhe und Halsentzündungen heilte, die aber leicht in vollendete Angina polyposa übergehen konnten. (Mithin war es doch die erste Periode dieser fürchterlichen Krankheit, und die allein es in den meisten Fällen erlauben wird, den Kranken zu retten. *Autenrieths* Behandlung ist doch, nach des Rec. Meynung, immer noch diejenige, von welcher nach gehöriger Berücksichtigung der vorhandenen Complicationen und übrigen Zufälle sich noch die meiste Hülfe erwarten lässt. Also ist es ein blosser Wortstreit, ob wir annehmen sollen, dass *Autenrieth* die A. polyposa auf diesem Wege geheilt habe.

Hr. H. geht dann S. 81. zu einer kurzen pathologisch-therapeutischen Darstellung aller Arten der Halsentzündung über, welche Rec. besonders jungen angehenden Aerzten zum Nachlesen empfiehlt.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Stunden des einsamen Nachdenkens im Schoosse der schönen Natur. Vom Herausgeber des Elpizon (Cons. R. *Sintenis*). *Zweyter Theil.* Leipzig, bey Gerh. Fleischer 1810. 346 S. 8.

Dem ersten unlängst angezeigten Bande ist dieser bald gefolgt. Er fängt mit der 31. Stunde an, in welcher Glückseligkeit (als äusserliches Heil) und Seligkeit (als inneres Heil) betrachtet werden. „Ueberschwenglicher Glückseligkeit, so endigt diese Betrachtung, bedarf es nicht, Seligkeit aber kann man nie zu überschwenglich haben.“ Sehr natürlich schliesst sich daran die Religiosität, die als innigstes Glauben an unsere höhere Natur, an ein allerhöchstes Wesen und an höhere ewige Zukünfte für uns, definirt wird. Die folgende Betrachtung (33.) zeigt die Glaubenstreue in ihrer Rühmlichkeit, die ihr nemlich unter zwey Bedingungen zugestanden wird, erstlich, wenn sie immer bereit ist, nöthigenfalls der Vernunft zu weichen, zweytens, wenn sie immer mit dem Geiste der Liebe verbunden ist, und nie gegen Andersglaubende inhuman ist. Hienieden ist Glaubensverschiedenheit unser Loos, in einer höhern Welt vielleicht Glaubensverein. Die Sittenlehre gebietet *Selbstverleugnung*, aber sobald der innere Zustand, das wirkliche Selbst, ins Gedränge kommt, gebietet sie *Selbstnichtverleugnung*, nemlich man soll nicht seine Vernunft, seine Willensfreyheit, sein Gewissen, seinen bessern Geschmack, seine Kräfte für das Weltwohl, seine Genügsamkeit an sich selbst verleugnen. Beyde machen den Stoff einer unterhaltenden Betrachtung aus, besonders die letztere, gewöhnlich weniger beachtete. Gute und böse Zeiten (deren Wechsel bey dem einzelnen Menschen das wahre Mittel zu seiner sittlichen Ausbildung ist) und Weissagungen in bösen Zeiten (auf die nicht zu achten ist), werden hierauf in Betrachtung gezogen. Ueber die menschliche Natur von ihrer moralischen Seite betrachtet, ist von jeher sehr verschieden geurtheilt worden; sie hat mehr Tadler als Lobredner gefunden, und verdiente daher die Ehrenrettung, die ihr (36 St.) zu Theil wird. Denn es ist, wie der Verf. gewiss mit Grund sagt, Sünde gegen die menschliche Natur, wenn man ihr das zu Schulden kommen lässt, was die Welt an ihr verbrach. Ein ewiger Fort-

schritt für den Menschen auf seiner höhern Seite, ein erhebender Gedanke, ist freylich oft unter die gutmüthigen Träume gerechnet worden, aber warum denn das? fragt der Verf. (37. St.) und sucht die Wahrheit desselben auf eine populäre Art zu beweisen und begreiflich zu machen. Drey unschätzbare Arten von Wahlfreyheit im menschlichen Leben (wenn man sich seine bleibendern Geschäfte, seinen nähern Umgang, und seine häufigern Vergnügungsgenüsse selbst wählen kann) werden nicht nur aufgestellt (38.), sondern auch durch Regeln der Weisheit geläutert. Die Seelenhoheit bey grossem zurückgewiesenen Guten (das man ausführen möchte, und das gehindert wird), das Fragen der Kinder (mit einigen Regeln für Eltern über ihr Benehmen bey diesen häufigen Fragen), die Freude an fremder Besserung (und das Bestreben dazu beyzutragen), die Berufstreue (und die rechte Art sie auszuüben), die geistige Umbildung des Menschen (die jedem nöthig ist, und nicht plötzlich, sondern nur allmählig, geschehen kann, und also auch nur auf eben diese Art zu befördern ist), der gerechte und ungerechte Patriotismus machen den Stoff der 39 — 44. St. aus. Aller Patriotismus, sagt der Verf. in der letzten Stunde, wenn er auch noch so schön ist, hört auf schön zu seyn, sobald er den Kosmopolitismus verdrängt. Mit Recht, erinnert er in der Folge, besteht der Patriot darauf, dass keine thörichte Vorliebe zum Ausländischen in solchen Dingen, die menschliches Leben und Wohlleben betreffen, beym Volke herrschend werden müsse. Das Wiedervergeltungsrecht, das die Gesellschaft handhabt, wird sodann (45.) betrachtet. Sie handhabt es sowohl in gutem als in bösem Sinne. Das männliche Alter der Christusreligion kann nur zum Nachdenken für Leser bestimmt seyn, die nicht mehr der Milch bedürfen. Edle und unedle Festigkeit (die überhaupt nicht in Starrsinn übergehen darf), wird in Beziehung auf Betragen, Gesinnungen, Planausführungen, betrachtet. *Monumente* (diess ist das Resultat der 48. Stunde) setzen sich treffliche Männer eigentlich selbst, und zwar die dauerhaftesten; sie lächeln, dass ihnen die Nachwelt erst Monumente setzen solle. Klugheit und Herzensgüte in ihrem schönen Verein, sind die Gegenstände des Nachdenkens in der 49. Stunde. Sie werden vereint in Rücksicht auf Geselligkeit, Offenheit, Zutraulichkeit, Theilnehmung, Dienstfertigkeit, Dankbarkeit, Versöhnlichkeit betrachtet. Der Verf. kömmt einmal auch auf die *deutsche* Vorwelt (50.), bey welcher Pietät, Reinheit von Greueln der Wollust, Simplicität, Häuslichkeit, Gerechtigkeit, Treue und Redlichkeit, Humanität, Tapferkeit, anzutreffen war. Tiefe Verehrung eines über Alles erhabenen Weltregierers, füllt die 51ste St. aus. „Möchten doch Alle, sagt der Verf., die Einfluss auf Viele haben, in dem gegenwärtigen Zeitalter, das sich immer mehr zur Impietät neigt, dem Glauben an einen über Alles erhabenen Weltregierer das Wort reden! (Ach es ist schon schlimm, wenn man diesem Glauben erst das Wort reden muss.) Es wird allmählig Entsetzen erregend, wie weit der entgegengesetzte Glaube um sich greift." Was ein Tag nicht thun kann? führt die 53ste Stunde aus. Die allerälteste Sittenlehre Christi, wird in ihren Grundzügen dargelegt (53.). Der Mann über sechszig hinaus, die Betrachtungen, die er anstellen, die Freudenquellen, die er sich eröffnen kann, sind der Gegenstand der 54sten Unterhaltung. Die Eindrücke, welche es auf uns machen soll, wenn uns ganz unerwartet grosses Gutes oder Böses begegnet, werden (55.) aus einander gesetzt. Ganzer und halber Köhlerglaube, Leidensgrösse (oder wie man sich geschickt machen soll, im Leiden keines fremden Trostes zu bedürfen), Mittelstrasse (bey dem jetzigen Hang zu Extremen sehr zu empfehlen), Menschenerkenntniss von Seiten des Herzens, geben der 56 — 59sten Stunde Stoff zum Nachdenken. Die letzte (60.) empfiehlt selige Rückerinnerungen, an Gutes das man gethan, Festigkeit, die man bewiesen, Leiden, die man erduldet hat u. s. f. Auch das aufmerksame Lesen dieses Bandes, und die Erwägung und Befolgung der weisen und christlichen Lehren, die hier aufgestellt sind, wird selige Rückerinnerungen bewirken.

SLAWISCHE LITERATUR.

Pámatné Prjhody Hrabete Beňowského, na wetssjin djle od neho samého sepsané, we wytahyak vwedené a yrelczene od *Samuele Kerňanského*, cyrkwe ewang. Bátowské Sl. B. Kazatele. Pecj - a nakladem Instytutu Literátury Slowenské. W Presspurku, pjsmen Ssimona Petra Webra. (D. i. Merkwürdige Begebenheiten des Grafen Benyowsky, grösstentheils von ihm selbst beschrieben und im Auszuge übersetzt von *Samuel Kernyansky*, evang. Prediger zu Bath. Auf Kosten des Instituts der slawischen Literatur. Pressburg, mit Schriften des Simon Peter Weber.) 1808. VIII und 180 S. 8.

Eine gute slawische Uebersetzung der Reisebeschreibung des bekannten Abentheurers Benyowsky, dessen Name durch ein Schauspiel von Kotzebue noch bekannter geworden ist. Diese Reisebeschreibung ist für die Slaven in Ungarn um so anziehender, da der Graf Benyowsky auch aus slawischem Geblüte in Ungarn stammte. Der Uebersetzer gehört zu den besten slawischen Stylisten in Ungarn und hat sich schon durch mehrere slawische Schriften um seine Landsleute verdient gemacht.

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

114. *Stück, den* 19. *September* 1810.

HEBRÄISCHE POESIE.

Die in den heiligen Schriften der Hebräer befindlichen Dichtungen dem Theil des gebildeten Publicums, dem es sein Beruf nicht zur Pflicht macht, sich mit dem Studium derselben zu beschäftigen, in einer zum Genusse einladenden Gestalt mitzutheilen, haben in dem verflossenen Jahre *drey* Gelehrte unternommen. Unter den von ihnen veranstalteten Sammlungen gebührt, abgesehen von dem innern Gehalt, schon in Betracht des Umfangs und der Reichhaltigkeit die erste Stelle den

Blumen althebräischer Dichtkunst, herausgegeben von D. *Karl Wilhelm Justi,* Superintendenten, Consistorialrathe und Professor zu Marburg. I. und II. Band. XXX u. 688 S. (in fortl. Zahlen). Giesen, bey Meyer, 1809. kl. 8. (2 Thlr.)

An trefflichen Verdeutschungen mehrerer poetischen Stücke des A. T. gebricht es zwar keineswegs; allein die mehresten derselben sind mit gelehrten Commentaren verbunden, die nur für den der Sprache der Originale kundigen und mit mancherley andern nöthigen Vorkenntnissen versehenen Leser berechnet sind, wodurch sie für den Nicht-Theologen weniger anziehend und brauchbar werden. Es war daher ein sehr glücklicher Gedanke, den der Herausgeber dieser Sammlung fasste, das Erhabenste und Schönste, was die hebräische Poesie in den verschiedenen Perioden ihrer Blüthe und Reife bis zu ihrem allmähligen Sinken hervorgebracht hat, in treuen deutschen Nachbildungen wieder zu geben, zugleich aber durch zweckmässige, grösstentheils historische Einleitungen und eine Auswahl der nöthigsten Erläuterungen, mit Vermeidung alles gelehrten Prunks, den der Ursprache und orientalischen Denkart unkundigen Leser in den Stand zu setzen, den Geist jener einfach-grossen und rührenden Dichtungen gehörig aufzufassen. Seinen Beruf zur Ausführung dieses Plans hat der würdige Herausgeber, selbst einer unserer geschätztesten Dichter, durch seine von eben so viel geläutertem Geschmack als gründlichen Sprachkenntnissen zeugenden Bearbeitungen mehrerer prophetischer Bücher und anderer poetischen Stücke des Alten Test. längst beurkundet. Männer von anerkanntem Verdienst um die Auslegung des A. T. unterstützten sein Unternehmen durch treffliche Beyträge; wir brauchen nur die Namen: Eichhorn, Arnoldi, J. M. Hartmann, Hufnagel, Dahl, zu nennen. Das Ganze ist in *sieben* Bücher vertheilt, von denen das erste eine Blumenlese aus den historischen Büchern des A. T., das zweyte Bruchstücke aus dem Buch Hiob, das dritte eine Blumenlese aus der hebräischen Psalmensammlung, das vierte das sogenannte Hohelied, das fünfte eine Anthologie aus dem Jesaias und Ezechiel, das sechste die Klaglieder des Jeremias, und das siebente eine Anthologie aus den kleinen Propheten enthält. Für das erste Buch wählte Hr. J. aus den historischen Schriften des A. T. grösstentheils solche Gesänge aus, die er in seiner Bearbeitung der Nationalgesänge der Hebräer (Marb. 1803) nicht aufgenommen hat. Mose's Abschiedsgesang (5. B. Mos. 32.) eröffnet die Reihe. In der vorausgeschickten Einleitung erklärt sich zwar Herr J. bestimmt gegen Hrn. de Wette, der dieses Lied für unecht hält, und er bemerkt, dass das 31. Capitel desselben recht absichtlich mehrmals erwähne, um Erzählung und Gesang in eine genaue Verbindung zu setzen; allein er selbst ist doch in Zweifel, ob Moses diesen Gesang im Greisenalter, oder schon in den Jahren männlicher Kraft gedichtet habe. In dem ersten Falle sey des Greises hoher Dichtergenius zu bewundern, in dem letzteren könne er den vormals gedichteten Gesang am Ende seiner Laufbahn nur, mit den ihm nöthig scheinenden Veränderungen und Zusätzen bekannt gemacht, und seinen Inhalt dem Volk an das Herz gelegt haben. Auch ist es Hrn. J. selbst unwahrscheinlich, dass

wir dieses alte Lied ganz unverändert, ohne alle kleine Ueberarbeitungen, so erhalten haben sollten, wie es Moses gesungen hat. Das Wahrscheinlichste sey vielmehr, dass die Grundzüge, die herrlichen Bilder, der Geist und die Darstellung des Ganzen mosaisch, hingegen manche kleine Ueberarbeitung in Sprache und Ausdruck, vielleicht auch manche kleine Zuthat von fremder Hand hinzugekommen sey. Unstreitig ist dieses die Ansicht, die man auch von dem ganzen Pentateuch, so wie von mehreren Theilen der prophetischen Schriften des A. T. zu fassen hat. Abweichend von andern Auslegern bezieht Hr. J. Vs. 32. ff. dieses Lieds:

Von Sodom's Reben ist ihr Weinstock,
Und von Gomorrha's Brandgefilden;
Voll Gifts sind ihre Trauben,
Und ihre Beeren bittre Galle, u. s. w.

nicht auf die Israeliten, sondern auf die Feinde derselben: „Die Handlungen der Feinde Israels, der Kananiter," heisst es in der Anmerkung, „sind selbst schlecht, und diese Handlungen werden als die Früchte dargestellt, die sie getragen haben. Diese ganze, im 32. Vers angefangene, Schilderung passt viel besser auf die Kananiter, als auf die Israeliten, denn die Rache Jehovens wird als nahe beschrieben, v. 35; — S. 36 aber kommen deutliche Züge von Gottes schonender Güte gegen Israel vor." Dem mosaischen Abschiedsgesang folgt das Siegeslied der Deborah. Seiner eigenen, die kräftige und erhabene Kürze des Originals sehr glücklich ausdrückenden Uebersetzung hat Herr J. eine bisher sehr wenig bekannte poetische Umschreibung dieses Gesangs von dem vor einigen Jahren in Darmstadt verstorbenen Consistorial- und Oberschulrath, *Helfr. Bernh. Wenck*, beygefügt. Sie befindet sich in einem 1773. erschienenen Schul-Programm, das nur wenigen Bibelfreunden zu Gesicht gekommen ist, und verdiente es allerdings, dieser Sammlung einverleibt zu werden. Auch wer dieser Gattung freyer poetischer Nachbildungen nicht günstig seyn sollte, wird doch gestehen müssen, dass der Verf. des gegenwärtigen durch sein Original begeistert worden sey, und deshalb sie nicht ohne Wohlgefallen lesen. Zur Probe stehe hier der Anfang:

Deborah.

Mein Israel ist frey! der Stolz der Heiden
Und Kanaans Tyrannen sind nicht mehr.
Der Herr ist Gott! auf, jubelvolle Saiten,
Hallt ihm Triumph durch Jakobs Heer!
Ihr Völker hört's, sagt es, ihr Berge, wieder;
Ich feyre ihn, Jehovah Zebaoth!
Steigt, Könige, von stolzen Thronen nieder,
Mein Lied singt Gott, Israels Gott!

Ausserdem sind in dem ersten Buche noch die drey Fabeln, B. d. Richt. IX, 7—15., 2 Sam. XII, 1—4. und 2 Kön. XIV, 9., und Davids Klaggesang über Saul und Jonathan, 2 Sam. I, 19—27. mitgetheilt. Den letzteren hatte der Herausg. schon in seine Bearbeitung der Nationalgesänge der Hebräer aufgenommen; hier erscheint er stellenweise verbessert. Auch die Bruchstücke aus Hiob, welche das zweyte Buch enthält, sind grösstentheils von Hrn. J., doch haben auch Dahl und Hufnagel Beyträge geliefert; die letzteren sind Proben aus des Verfassers gänzlicher Umarbeitung seiner früheren im Jahr 1781. erschienenen Uebersetzung des Hiob. Von Cap. VIII, 11—20. findet sich S. 69 und 71 eine doppelte Uebersetzung, von Hufnagel u. Dahl. Die letztere ist matt, und drückt auch den Sinn nicht immer genau und richtig aus. Nach den hier mitgetheilten Proben der Hufnagelschen umgearbeiteten Uebersetzung zu urtheilen, wird dieselbe, wenn sie, wie wir sehr wünschen, ganz erscheint, den trefflichsten Dollmetschungen dieses Buchs beyzuzählen seyn. Im dritten Buche, welches eine Auswahl der schönsten Psalmen gibt, verdienen die von *Eichhorn* und *Arnoldi* mitgetheilten Uebersetzungen vorzüglich bemerkt zu werden. Von dem ersteren die Psalmen: 45. („Der Herold am Tage des Beylagers Salomo's mit einer ägyptischen Princessin, um das J. 1000 vor Chr."), 49. („Vergänglichkeit irdischer Hoheit und Schätze"), 72. („der Messias, von einem unbekannten Dichter aus den späteren Zeiten"), 110. („an David; die Hoffnungen der hebräischen Nation von seiner Regierung seit der Verlegung seiner Residenz nach Zion, und der Verpflanzung der Bundeslade dahin, von einem ungenannten Dichter, kurz nach 1048. vor Chr."), 111. („Vermischte Betrachtungen, eine Reihe von Sprüchen in alphabetische Ordnung gebracht"). Von Arnoldi: Ps. 50. 63. („Davids Sehnsucht nach dem Heiligthum"), 65. („Danklied für ein fruchtbares Jahr"). 77. Die Salomonischen Hochgesänge der Liebe, welche das vierte Buch ausmachen, hatte der Herausg. schon der Sammlung seiner Gedichte (Marburg, 1808.) einverleibt; hier erscheinen sie, nochmals überarbeitet und mit erläuternden Anmerkungen versehen. Ein bedeutender Theil der Jesajanischen Anthologie ist von Eichhorn verdeutscht. Die in den vierzehn ersten Capiteln des Buchs Jesaja enthaltenen Weissagungen sind hier nach des Uebersetzers Ansicht chronologisch geordnet, und aus der Zeitgeschichte erläutert. Proben seiner Behandlungsart hat Herr E. schon am sechsten Capitel im sechszehnten Bande des Repertorii für biblische und morgenländische Literatur, und am siebenten Capitel im vierten Bande der allgemeinen Bibliothek der biblischen Literatur gegeben. Schätzbare Beyträge für dieses fünfte Buch haben ausser dem Herausgeber auch noch Augusti und Arnoldi geliefert; der letztere hat als Anhang zu der Jesajanischen Anthologie Ezechiels Schilderung der Zerstörung von Tyrus durch Nebucadnezar (Cap. XXVI.) beygefügt. Der 2te Vers ist übersetzt:

Weil Tyrus spottend spricht:
„Haha! verwüstet ist Jerusalem:
„Nun wendet sich zu mir der Völker Zug:
„Sie, die so voll sonst war, ist öde nun!"

Statt אמלאה החרבה lieset nämlich Hr. A. mit den LXX. (ἡ πλήρης ἠρήμωται) כמלאה החרבה. Nach des Rec. Gefühl gibt jedoch die recipirte Lesart einen bessern zu dem Vorhergehenden passenden Sinn: „Nun werd' *ich* angefüllt! *Sie* ist verwüstet!" Vers 17. werden die Worte איך אבדת נושבת מימים übersetzt: „O wie bist du verschwunden, von den Meeren weggetilgt!" Nach der Lesart, heisst es in der Anmerkung, „des alexandrinischen Uebersetzers, welche auch der hebräische Text in der Parallelstelle Cap. 27, 34. hat." Diese letztere Stelle würden wir für parallel zu halten, Bedenken tragen; nur die Worte עת נשברת מימים haben einige Aehnlichkeit mit אבדת נושבת מימים, 26, 17., wo aber die LXX., welche πῶς κατελύθης ἐκ θαλάσσης übersetzen, nicht sowohl נשברת ausdrücken, als nur נושבת unübersetzt lassen. Vs. 28.:

Jetzt da du stürztest, bebt das Küstenland;
Schauder ergreift die Schiff im Meer ob deinem Ende.

Für האיים lieset Hr. A. הציים, welches Hieronymus im ersten Gliede las. Nach unserm Bedünken gewinnt bey der masorethischen Lesart der Gedanke an Stärke: ja! die Inseln im Meer ergreift Schauder ob deinem Ende! Der letzte Theil des 20. Verses: למען לא תשבי ונתתי צבי בארץ חיים lautet in der Arnoldischen Uebersetzung: „So dass du nie bewohnt, nie hergestellet werdest im Lande der Lebendigen;" „nach der richtigern Lesart des lexandriners und des Syrers," heisst es in der Anmerkung. Die LXX. übersetzen die vier letzten Worte: μηδὲ ἀνασῆς ἐπὶ γῆς ζωῆς. Der Syrer: *ich will nicht machen deinen Stand im Lande der Lebendigen.* Aber schwerlich lasen sie anders als wir, sondern sie supplirten das vor תשבי stehende לא auch vor נתתי, und צבי leiteten sie fälschlich von יצב her. Die fünf Elegieen des Jeremias, welche das sechste Buch ausmachen, sind von Hrn. Prof. Hartmann in Marburg übersetzt; der fünften Elegie ist eine Verdeutschung von Dahl beygefügt. Hrn. Hartmanns Uebersetzung hat das Verdienst, sich dem Original möglichst genau anzuschliessen, ohne der deutschen Sprache Gewalt anzuthun, oder in eine pedantische Steifheit zu fallen. Die von mehreren Auslegern für schwer gehaltenen Worte IV, 9. שהם יזבו מדקרים מתנובת שדי übersetzt Herr H: *Denn jene* (die durchs Schwert Gefallnen) starben doch noch *wohlgenährt von Feldes Frucht.* זוב nehme ich, sagt er, in der untergesetzten Anmerkung, „hier in der Bedeutung *fliessen, verfliessen, umkommen,* und מדקרים (vergl. mit der Bedeutung, die das Wort im Arabischen hat) übersetze ich: *angefüllt mit Speise.* Der Hungers stirbt, wird durch ein stets beängstigendes Vorgefühl des Todes gequält, wer in der Schlacht umkommt, stirbt plötzlich und doch wohlgenährt." Allein מדקרים kommt Jerem. 37, 10. 51, 4. offenbar in der Bedeutung *erstochen, ermordet,* vor. Gerathener möchte es daher seyn, mit den LXX., der Vulgata und Luthern jene Worte auf das zunächst vorhergehende Subject, die Verhungerten, zu ziehen, und zu übersetzen: *die verschmachteten und erstochen wurden von dem Mangel der Früchte des Ackers.* Diese Uebersetzung wird noch dadurch bestätigt, dass im ersten Hemistich מחללי רעב und חללי־חרב zusammengesetzt sind. Die Anthologie aus den kleinen Propheten, das siebente Buch, enthält zuerst das vierte und neunte Capitel des Propheten Hoseas von Arnoldi verdeutscht. Auch in diesen Uebersetzungen stösst man auf manche neue prüfenswerthe Erklärungen. Hos. IV, 4. ist übersetzt:

Doch rügt es keiner, keiner tadelt;
Denn widerspenstig, wie das Volk mir ist,
So ist's der Priester auch.

In der Anmerkung sagt Hr. A., er habe in diese bisher von keinem Ausleger befriedigend erklärte Stelle durch eine leichte Emendation des Textes einen passenden Sinn und genauern Zusammenhang mit dem folgenden Verse zu bringen gesucht. Statt כמריבי lieset er nämlich כמריבי, auf welche Verbesserung schon Aurivillius gefallen ist; s. dessen *Dissertatt.* p. 606. Das letzte Hemistich des zehnten Verses und der elfte Vers lauten nach Hrn. A.'s Uebersetzung:

Denn er verliess Jehovah, Buhlen nachzugehn,
Dem Wein und Most, der ihm die Sinne raubt.

לשמר, womit der zehnte Vers schliesst, verbindet er nämlich mit זנות ויין. Der schwere achtzehnte Vers ist so gegeben:

Von ihrem Schwelgen glühend buhlen sie,
Dem Trugschein weihen sie ihr Herz,
Die Schande macht sie liebetoll.

Vor סר supplirt er mit mehreren Auslegern כי oder אם (*si potus eorum recessit, scortationi se dedunt*), הבו nimmt er, wie Pocock, in der Bedeutung des arabischen هبا, was unter andern auch *Eitelkeiten, Nichtigkeiten* bedeutet, und für מגניה vergleicht er das Arabische جن *wahnsinnig seyn.* IX, 13. übersetzt Hr. A. die Worte אפרים כאשר־ראיתי לצור שתולה בנוה folgendermaassen: *Ephraim war, als such' ich jungen Palmenwuchs gepflanzt auf schöner Aue.* צור, wobey die meisten Ausleger an die Stadt Tyrus, einige wenige an einen Felsen denken, wozu aber שתולה, *gepflanzt,* nicht passt, welches nur von Bäumen gebraucht wird, vergleicht Hr. A. mit dem arabischen صور, *eine junge Palme.* „In fruchtbarem Boden," sagt er zur Erläu-

terung und Bestätigung in der Anmerkung, „schiessen, nach Kämpfers Bericht, aus den Wurzeln des ältern Dattelbaums rings umher junge Palmen üppig hervor. Ein treffendes Bild von Ephraims Fruchtbarkeit und Volksmenge." Der Herausgeber hat zu dem siebenten Buche ausser der Schilderung der Heuschrecken-Verwüstung Joel II., und der Hymne Habakuk's, die Orakel Nahum's und Maleachi's vollständig geliefert. Die Verdeutschungen Nahum's und der Hymne Habakuks sind aus des Verfassers ausführlicher Bearbeitung dieser beyden Propheten entlehnt, zu deren baldiger Erscheinung er uns in der Vorrede Hoffnung macht. Ausserdem haben zu der Anthologie aus den kleinen Propheten auch noch Dahl, aus Zephanjah und Haggai, und Hartmann aus Zacharias sehr schätzbare Beyträge geliefert. Besonders ausführlich und glücklich ist von Hrn. H. der Abschnitt Zachar. XII—XIII, 6. erläutert, worauf wir unsere Leser hier nur im Allgemeinen aufmerksam machen können.

Eine solche Auswahl der ältesten und erhabensten Dichtungen des Orients, mit so gereinigtem Geschmack, und von so vortrefflichen Auslegern und gründlichen Sprachkennern bearbeitet, wie die gegenwärtige, besitzt bis jetzt noch keine andere Nation. Ein Mann, auf den Deutschland immer stolz seyn wird, der unvergessliche Johannes von Müller, selbst vertraut mit dem Geiste der orientalischen Poesie, nahm an diesem Unternehmen den lebhaftesten Antheil. Der Herausgeber musste ihm seine Verdeutschungen sionitischer Gesänge von Zeit zu Zeit vorlegen, und erhielt dagegen manche scharfsinnige Ansichten einzelner Stücke von ihm mitgetheilt. Ihm sollte dieser Kranz, gewunden aus Blumen des Morgenlandes, geweiht seyn. Aber noch vor Beendigung des Drucks dieser Anthologie wurde der vortreffliche Mann der Welt entrissen. Der Herausg. hat aber dennoch eine kleine poetische Zueignung an ihn vorgesetzt.

Beynahe zu gleicher Zeit mit der oben angezeigten Anthologie erschienen

Die schönsten Geistes-Blüthen des ältesten Orients, für Freunde des Grossen und Schönen. Gepflückt von *Johann Ludw. Wilh. Scherer*, Prediger zu Berstadt im Grossherzogthum Hessen. Carlsruhe, in Macklots Hofbuchhandl. 1809. XII und 299 S. 8. (1 Thlr. 4 gr.)

Mit Hrn. Justi hatte der Herausgeber dieser Anthologie gleichen Zweck; ob er ihn eben so glücklich erreicht habe? mögen unsere Leser selbst beurtheilen, wenn wir ihnen berichtet haben werden, was wir hier gefunden haben. Die Sammlung eröffnen *Romantische Dichtungen*. Unter diesen sind begriffen: die Schöpfung des Menschen 1 B. Mos. I, 26. 27. 28. II, 6. 7.; der schöne Wohnsitz und unschuldsvolle Zustand der ersten Menschen, 1 Mos. II, 8—17. 25.; der Fall der ersten Menschen, 1 Mos. III, 1—24.; vom goldnen Zeitalter, Jos. XI, 6—9. Als Probe, wie sich diese „romantische Dichtungen" nach Herrn Scherers Uebersetzung ausnehmen, stehe hier 1 Mos. II, 10 fg.

> Es ging ein Strom von Eden aus,
> Den Garten zu bewässern,
> Der dort sich theilte
> In vier Arme.
> Phison ist des erstern Name,
> Der das ganze Land von Chevila
> Durchströmet, dort find't man Gold —
> Des Landes Gold ist köstlich —
> Bedellion und Onyxstein.
> Des zweyten Flusses Name
> Ist Gichon; er durchströmt
> Das ganze Land Cuschäa.
> Chidekel ist der Name
> Des dritten Flusses; er fliesset
> An der Morgenseite von Assur hin.
> Des vierten Flusses Name ist Phrath.

In der „Entwickelung" dieser Dichtung heisst es unter andern: „Ein Lebensbaum ist ins Paradies gesetzt, der dem welkenden Menschen neue Kraft und Schönheit gibt — und gewiss, er blüht in uns selbst. Auch die goldnen Aepfel in den Gärten der Hesperiden können wir pflücken, wenn wir, mit heiligen Gefühlen und feuriger Phantasie, nach ihnen greifen." Ferner: „Die ersten Menschen waren nackend. Und die Kraft und Schönheit des Menschen können wir wirklich nur in einer nackenden Gestalt bewundern. Ohne nackende, lebendige Gestalten vor sich zu sehen, wird der Künstler den Sinn für das Grosse und Schöne in der Form nie empfangen können. Wer mit keuschen Augen und mit Künstlerblick sieht, entehrt das Heilige nicht; den frechen Lüstling hält auch die Umhüllung nicht zurück." Die zweyte Abtheilung enthält die Fabeln: Richt. 9, 8—15., 2. Sam. 12, 1 fgg., Jesaj. 5, 1—6. Hierauf folgen *Idyllen:* Abraham u. Jehova, 1 B. Mos. 18, 23—33., Jakob und Jehova, 1 B. Mos. 28, 12—22., Jakob und Rahel, 1 B. Mos. 29, 2—14., dann mehrere aus dem hohen Liede ausgehobene Stellen. Folgende neue Ansicht von 6, 10. fgg. wollen wir unsern Lesern nicht vorenthalten: „Der König hatte ihr (der Sulamith) süsses Lob gesagt; aber die Worte, *dass sie furchtbar wie ein Kriegsheer seyn soll*, dünken ihr zu hart. Sie singt ihm daher bescheiden, doch *schielend:*

> „Und wusste nicht, dass meine Seele
> Mich gesetzt zum Kriegeswagen
> Meines edlen Volks."

Dann ging sie etwas seitwärts. Der König fühlte, dass er ihrem Zartgefühl, ihrer Weiblichkeit zu

nahe getreten war, und ruft sie zurück: *ich will dich schaun!* Sie entgegnet ihm:

Was willst du schaun an Sulamith?

Er singt ihr freundlich zu:

Den Tanz der Gottesheere! (!!)

(So übersetzt Hr. Scherer die hebräischen Worte כמחלת המחנים) Sie soll ihm tanzen, und tanzend ihm ihre Schönheit und Wollust zeigen. Der Tanz war im Orient früh *geheiligt*; man konnte der Gottheit kein Fest feyern, ohne zu tanzen. Daher waren den Dichtern die Engel, die Sterne, ein jauchzendes, tanzendes Siegesheer um den Thron des Allerhöchsten. Sulamith *tanzt*, und ihr Geliebter singt, nach Betrachtung ihres schönen, stolzen und wollüstigen Körpers, ihr das schmeichelnde Lob." Als Proben der Orakel-Poesie der Hebräer sind Jakobs und Moses Abschieds- und Segensgesänge, und einige Stücke aus Jesajas, Jeremias, Ezechiel, Hoseas und Joel gegeben. Dann: Hymnen (einige Psalmen), Siegsgesänge (Mose's und Deborah's, nebst dem Triumphgesang über Babylon, Jesaj. XLVII.), eine Ode (Ps. XLV.), Elegien (aus den Psalmen, den Propheten und dem Buch Hiob), eine *Satyre* (auf den Götzendienst, Jesaj. XLIV, 9—20.), Räthsel (Richt. XIV, 12 fgg., Sprüchw. XXX, 15 fgg.), Denk- und Weisheits-Sprüche. Zum Beschluss das Herdersche (im Geist der hebräischen Poesie befindliche) Gedicht: die künftige goldne Zeit, eine Aussicht der Propheten.

Siona. Darstellungen das Alte Testament betreffend. Von *W. N. Freudentheil*, Prediger und Conrector zu Stade. Hamburg, b. Hoffmann, 1809. 111 S. 8.

In dieser Sammlung ist enthalten: 1) *Ruth*, ein morgenländisches Familiengemälde in sechs Gesängen. Eine freye poetische Bearbeitung der kleinen unter den historischen Büchern des A. T. befindlichen Familiengeschichte, die man nicht ohne Vergnügen lesen wird. 2) *Ueber die Siegslieder der Hebräer:* aus den Nachträgen zu Sulzer's Theorie wieder abgedruckt. 3) *Der Messias;* eine Ekloge nach Virgils Pollio, von *Pope*. Eine wohlgerathene Uebersetzung des schönen Popischen Gedichts, welches die berühmte vierte Virgilische Ekloge dem Messias aneignet. Der Ideengang des Römischen Dichters ist beybehalten, Ton und Darstellung ist von Jesajas geborgt. Die aus dem letzteren entlehnten Züge sind mit Besonnenheit gewählt, und zu einem schönen Ganzen vereinigt. Die Stellen, welche Pope vor Augen hatte, stehen zur Vergleichung unter dem Text übersetzt. 4) *Ueber den Einfluss des alten Testaments auf Klopstocks Messias.* Der Einfluss, den die heiligen Schriften der Hebräer auf den Sänger des Messias hatten, offenbart sich in hebräischartigen Ausdrücken und Wendungen, in Ideen, Bildern und Gleichnissen, in weiser Anwendung der vormessianischen Geschichte. Es wird an einer Reihe von Beyspielen gezeigt, wie Klopstock auf den Schwingen hebräischer Dichter emporstrebt, ohne an Originalität zu verlieren.

BIBLISCHE LITERATUR.

Amos, übersetzt und erläutert, mit Beyfügung des Hebräischen Textes und des Griechischen der Septuaginta, nebst Anmerkungen zu letzterem, herausgegeben von *Johann Severin Vater*, Doctor und Professor der Theologie zu Königsberg. Halle, bey Hemmerde u. Schwetschke, 1810. 75 S. 4.

Auch mit dem Titel:

Oracula Amosi. Textum et Hebraicum et Graecum versionis Alexandrinae Notis criticis et exegeticis instruxit, adjunctaque versione vernacula edidit *Joa. Sever. Vater* etc.

Der verdiente Verf. dieser neuen Bearbeitung eines der schwierigern Bücher des A. T. macht mit derselben Allen, die eine gründliche und geschmackvolle Behandlnng der Reste des hebräischen Alterthums zu schätzen wissen, unstreitig ein sehr erfreuliches Geschenk. Er selbst gibt es als Probe seiner Art, die alttestamentlichen Sänger zu übersetzen, und einer Bearbeitung der sogenannten Septuaginta, zugleich auch als einen Beweis, dass ihm die orientalische Literatur auch neben seinen ausgebreiteten linguistischen Arbeiten, noch eben so werth sey, als sonst, und dass er ihr alle ihm übrige Musse widme. Die Einrichtung der vor uns liegenden Ausgabe ist diese: der deutschen mit erläuternden Anmerkungen begleiteten Uebersetzung gegenüber steht der hebräische Text, mit Puncten, und den hauptsächlichsten distinctiven Accenten abgedruckt, unter diesem die griechische Uebersetzung, und dann die lateinisch abgefassten Anmerkungen zu der letzteren. Der hebräische Text ist, wie billig, nach der masorethischen Recension abgedruckt; alle andere Punctationen, die man etwa vorschlagen möchte, werden von dem Herausgeber so bestimmt in den Rang der Conjecturen gesetzt, dass sie als solche unter, nicht in den Text, und also auch nicht einmal in die Uebersetzung gehören. Achtete er sie der Textlesart gleich, so setzte er das Griesbachische Zeichen ∽ dazu. Die griechische Uebersetzung ist nach dem Grabe-Breitingerschen Text abgedruckt, welcher grösstentheils der des Alexandrinischen Codex ist. Der Vaticanische Text ist so gewöhnlich, dass der Abdruck des-

selben wenigen Werth gehabt haben würde. Für den exegetisch-kritischen Commentar über die griechische Uebersetzung wählte Hr. V. die lateinische Sprache, damit derselbe dadurch auch für Ausländer mittheilbar würde. Die deutsche Uebersetzung schliesst sich so nahe als möglich an das Original an, daher auch die Wahl verschiedener Ausdrücke, da wo das Original dasselbe Wort wiederholt, vermieden ist. Die Anmerkungen sind zunächst für Anfänger berechnet, daher auch manches bemerkt ist, was ausserdem übergangen worden wäre. Von einem so scharfsinnigen Sprachkenner und gewandten Ausleger lassen sich indess von selbst manche ihm eigene prufenswerthe Erklärungen und Ansichten erwarten. So fasst er z. B. die in den beyden ersten Capiteln öfter wiederkehrende Formel: עַל־שְׁלשָׁה פִּשְׁעֵים וְעַל־אַרְבָּעָה לֹא אֲשִׁיבֶנּוּ fragweise, und nimmt das Verbum אָשִׁיב in der allerdings nicht seltenen Bedeutung *vergelten*, wornach I, 3. übersetzt wird: *Soll bey Damascus drittem Frevel, zum viertenmal ich's nicht vergelten?* Uns scheint es denn doch bequemer, nach עַל־שְׁלשָׁה פְּשָׁעִים aus dem folgenden הֲשִׁיבוֹתִי zu suppliren, und dieses Zeitwort beydemale in der Bedeutung *abwenden* zu nehmen, so dass dieser Sinn hervorgeht: *bey drey Freveln habe ich die Strafe abgewandt, aber bey dem vierten wende ich sie nicht ab.* Das Suffixum an אֲשִׁיבֶנּוּ ist neutraliter zu nehmen, und bezicht sich auf das, was Vs. 4. sq. gedrohet wird. IV, 1. wird פָּרוֹת הַבָּשָׁן passend übersetzt: *der Stimme Basan's Weiber:* den Frauen der Reichen wird Antheil an den Bedrückungen der Armen und Anregung dazu zugeschrieben. Vs. 2. wird zu וְנִשָּׂא אֶתְכֶם bemerkt, dass sich zwar zuweilen im Hebräischen die Construction eines Neutrums oder Passivs mit אֶת finde, so dass diese Phrase vielleicht incorrect für *ihr werdet weggeführt* gesetzt seyn könnte (vergl. Num. 26, 55.), aber glaublicher sey es, dass נִשָּׂא ausgesprochen werden sollte, wie öfters die dritte Singularperson für das impersonelle *man* gesetzt ist. Allein dasselbe findet Statt, wenn נִשָּׂא für die dritte Pers. Singul. der Form Piel genommen wird. Vs. 3. übersetzt Hr. V: die Worte: וְהִשְׁלַכְתֶּנָה הַהַרְמוֹנָה, *geschleudert werdet ihr dem Harmon zu;* statt הַהַרְמוֹנָה liest er nämlich הַחֶרְמוֹנָה, und denkt an den Berg Hermon, der am Wege der nach Assyrien geschleppten Israeliten lag. Doch bemerkt er selbst vorher, wenn sich die Bedeutung *Harem* als Hebräisch erweisen liesse; so wäre am natürlichsten, daran zu denken. Warum könnte, wie Ezech. 43, 15. für הָאֲרִיאֵל in demselben Verse הַהַרְאֵל geschrieben ist, nicht auch hier הַרְמוֹן (mit dem *He locale* הַרְמוֹנָה) für אַרְמוֹן stehen, welches, wie aus 1 Kön. 16. 18., 2 Kön. 15, 25. erhellt, einen Theil des königlichen Pallastes, und zwar den innern Theil, das Harem, bedeutet? Bey den Worten des 11. Vs. *Verwüstet hab' ich euch, wie Sodom und Gomorrha Gott* (אֱלֹהִים) *verwüstet*, macht Hr. V. darauf aufmerksam, dass der Prophet den Jehova, der hier selbst spricht, das Wort אֱלֹהִים brauchen lässt, und dass die Erzählung von der Zerstörung Gomorrha's Genes. 19 sich gerade auch durch den Gottesnamen אֱלֹהִים auszeichnet. Dies könne kaum zufällig seyn, sondern sey Beweis, dass der Prophet jene Erzählung gerade mit diesem Charakter vor sich hatte. Bey Cap. VII., womit der zweyte Theil des Buchs beginnt, welcher eine Schilderung mehrerer Gesichte enthält, deren jedem die Eingangsformel כֹּה הִרְאַנִי אֲדֹנָי vorgesetzt ist, wird bemerkt: „Durch diese Gleichheit der Einleitung binden sich die letzten Capitel eben so an einander, als die ersten durch die gleiche Eingangsformel der Ankündigung der Strafe des Jehovah. Da nun der Schluss dieses zweyten Theils Cap. IX, 14. ziemlich deutliche Beziehung und Gegensatz auf Cap. V, 11. ist; so ist die Identität und der Zusammenhang aller Theile dieser Gesänge hieraus ersichtlich." Cap. VIII, 8. nimmt der Verf. statt des sonderbaren כָּאֹר das deutlichere, in mehreren Handschriften befindliche כַּיְאֹר in den Text auf. Er meynt indess, wenn diese Hülfe des Textes nicht so nahe läge, so würde man an אֵיד *Rauch*, denken können, zu welchem das Verbum עָלָה auch passe. „Vielleicht," setzt er hinzu, „dass die Sentenz: *alles steigt auf wie Rauch*, und die beyden folgenden Passiv-Verba, die ein anderes Subject als כֻּלֹּה verlangen, Anlass zum Misverstand und Corruption der Stelle gaben." Cap. IX, 7. sind bekanntlich die Ausleger nicht einig, wozu die Cuschäer erwähnt werden: *Gehört ihr, spricht Jehova, ihr Israeliten, nicht mir an, wie die Cuschäer?* Die mehresten glauben, die Anführung derselben habe, so wie die Anführung der Philistäer und Syrer, den Zweck, ausdrücklich zu sagen, dass Jehova alle diese Völker dahin versetzt habe, wo sie wohnen. Da aber von der Versetzung der Cuschäer im Texte keine Spur ist; so fasst der Verf. den Sinn allgemeiner: gehört ihr nicht eben sowohl mir an, als die Cuschäer? – um so Jehova's allgemeine Weltherrschaft zu schildern. In den Anmerkungen zu der griechischen Uebersetzung werden nicht allein die Gründe ihrer Abweichungen von dem hebräischen Text aufgesucht, sondern es werden auch dunklere Redensarten philologisch und grammatisch erläutert. Diese Anmerkungen geben eine treffliche praktische Anleitung zum Gebrauch der Septuaginta für die Kritik des A. T., und zu dem Studium derselben, als Hülfsmittel, zu einer gründlichen Kenntniss des neutestamentlichen Sprachgebrauchs zu gelangen.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

1. *Theoretisch-praktisches Handbuch der deutschen Sprache*, mit Aufgaben zur häuslichen Beschäftigung. Zum besondern Gebrauche für Töchter- und Elementarschulen entworfen von *Wilhelm Kuhn*, Vorsteher einer weiblichen Lehr- und Erziehungsanstalt zu Posen. Züllichau und Freistadt, in der Darnmann'schen Buchhandlung, 1810. XII 132 und 116 S. 8. (16 gGr.)

In dem ersten Abschnitte dieses fleissig bereiteten Handbuchs ist eine sehr alltägliche Sprachlehre mit Beyfugung vieler Beyspiele zu finden. Schriftkürzung und Prosodie blieben jedoch unberührt. In Ansehung des Richtigschreibens hat sich der Verfasser weniger offenbare Fehler wie blo*s*, die*s*, deshalb, als Ungleichheiten wie A*k*tiv, Conjun*k*tiv, De*k*lination, Indi*k*ation u. d. gl. neben Casus, Accusativ u. dgl. zu Schulden kommen lassen. In dem zweyten Abschnitte ward eine theoretisch-praktische Anleitung zu schriftlichem Gedanken-Vortrage gegeben, welche Jugendlehrer, zumal in Ermangelung ähnlicher Hülfsmittel von *Dolz*, *Pfannenberg* u. *Wilmsen* sehr brauchbar finden werden.

2. *Alphabetische Verzeichnisse zur schnellen Auffindung vieler von einander verschiedener Wörter*, welche theils einerley Begriff in einem stärkern oder schwächern Grade ausdrücken, und daher den Umständen nach einander vorzuziehen sind, theils durch Herbeyführung verwandter Nebenbegriffe den Hauptbegriff erläutern, und deshalb schicklich mit einander verbunden werden können. Von M. *J. C. Vollbeding*, Diakonus in Luckenwalde. Neue unveränderte wohlfeilere Ausgabe. Hannover, bey den Gebr. Hahn, 1810. VI und 132 S. 8. (8 gr.)

Ein schon bekanntes, weder ganz unbrauchbares, noch vorzügliches Büchlein mit neuem Titelblatte. Gegen die „Wahl der Worte," wie der Vf. hier unrichtig statt Wörter geschrieben hat, lässt sich wohl Manches bemerken. Unser Sprachlehrer hat auch noch ahn*d*en mit ahnen verwechselt, deshalb, schmu*t*zig und bald richtig Geiz und Reiz, bald minder richtig bei*tz*end und rei*tz*end, bald Mi*s*vergnügen und Mi*s*trauen, bald richtiger Missfallen und Misshandlung geschrieben; aber Mehreres an einem nicht mehr neuen Werklein zu rügen, welches doch zum Nachdenken und zu Belehrungen über unsre Sprache, besonders über sinnverwandte Wörter und Ausdrücke dienen kann, wäre hier zweckwidrige Weitläufigkeit.

3. Versuch einer vollständigen, alphabetisch geordneten *Sammlung der ähnlich lautenden Wörter der deutschen Sprache*. Ein bewährtes Hülfsmittel beym orthographischen Unterricht in Bürger- und Landschulen, und für diejenigen, welche in der Rechtschreibung noch nicht fest sind. Wiesbaden, in der L. Schellenberg'schen Hofbuchh. 1810. IX und 172 S. 8.

Bey der besondern Aufmerksamkeit und mehrjährigen Sorgfalt, welche der ungenannte Herausgeber dieser Sammlung *lautverwandter* Wörter unserer Sprache gewidmet zu haben versichert, ist es befremdend, dass er nur das *alphabetische Verzeichniss* etc. von *Stolz* (Jena 1802.) und ähnliche kürzere Verzeichnisse in Briefstellern und andern Schriften übertreffen wollte, ohne noch den *Versuch einer deutschen Homöophonik* in seiner 2ten Ausgabe: *Gleich- und ähnlich lautende Wörter der deutschen Sprache* für den Jugend- und Selbstunterricht zusammengestellt von Fr. Erdm. *Petri* (Pirna 1807. recens. im XCIII. St. dieser Lit. Zeit. von jenem Jahre), so wie desselben Anhang zu seiner *Anleitung zu deutschem Richtig-Schreiben* (Leipzig 1809. S. 86—128) näher gekannt zu haben. N. *Bärmanns Homonymicon* der *deutschen Sprache* oder vollständiges Wörterbuch aller gleichlautenden, dem Sinne nach aber höchst verschiedenen *Worte* Hamburg 1810 ist auch dem Rec. noch nicht zu Gesichte gekommen.

Indem wir das undankbare Geschäft, die neue Wörtersammlung jenes Ungenannten mit der älteren *Petri'schen* peinlich zu vergleichen, gern einem Andern überlassen, beschränken wir uns hier nur auf folgende Bemerkungen. In diese neue Sammlung sind nicht nur auch Eigennamen, wie *Fürth*, *Raab* u. s. f., sondern selbst fremde Wörter aufgenommen worden. Streben nach Vollständigkeit hat unsern Ungenannten auch z. B. *Abel* und *Appell*, *abortiren* und *apportiren*, *parade*, *parat*, *processiren* und *protzen*, *Rabatt* und *Rabatte* u. dgl. zusammenstellen lassen. Einiges ist so gesucht, wie *Allarm* und *alle arm*, *Ruin* und *Urin*, Anderes so wenig üblich, wie *errechten*, *abvieren* (viertheilen), *Weissgeräthe* statt Weisszeug oder Wäsche. Endlich ist nicht ungerügt zu lassen, dass der Herausgeber, dessen Vorrede so sehr für das Recht- oder Richtig-Schreiben eifert, selbst nicht immer so geschrieben hat, dass er z. B. in blö*ck*en, blo*s*, deswegen, *k*repirt, Proje*k*t, Rü*k*sicht, Schökerey, Schmu*tz* u. dgl. zum Muster dienen könnte.

4. *Kurzer Abriss des Wissenswürdigsten aus der deutschen Sprachlehre* für das Volk und für Volksschulen. In vier Tafeln. Entworfen von

C. P. Callisen, Doctor der Philosophie und Propst der Propstey Hütten. Altona, b. Hammerich, 1810. (Pr. 8 Schillinge, 25 Exempl. für 10 Mk.)

Der in seinem amtlichen Wirkungskreise hoch verdiente Herausgeber dieser Lehrtafeln wurde durch Schulfreunde veranlasst, durch dieselben ein Ganzes tabellarischer Uebersichten der gemeinnützigsten Volksschulkenntnisse zu vollenden. Von seinen auf ähnliche Weise bearbeiteten Abrissen der *Naturwissenschaften* in 4 Tafeln, der *Erdbeschreibung*, ebenfalls in 4 Tafeln und der *Geschichte* in 3 Tafeln ist in diesen Blättern schon früherhin Bericht erstattet wordrn. Für diese sprachlichen Lehrtafeln bekennt der ehrwürdige Verfasser, unter andern zweckmässigen Hülfsmitteln, besonders die *Vorschule der Sprachlehre* von seinem Freunde *Petri* zu Fulda, nebst der *Sprachlehre* des Prof. *Hartung* benutzt zu haben. — Formen des Declinirens füllen die erste Tafel, auf welcher nur nicht mehrmals Genetiv statt Genitiv stehen sollte. Die zweyte, *Conjugirtafel*, beginnt mit den Hülfszeitwörtern, schliesst mit unregelmässigen Verben, und ist überhaupt sehr zweckdienlich angeordnet. Auf der dritten sind die nothwendigsten etymologischen Belehrungen zu finden, in denen wir Beybehaltung der bekannten lateinischen Kunstwörter billigen. Die vierte Lehrtafel gibt endlich einige syntaktische und noch mehr orthographische Belehrungen, deren letzteren Zeilen noch einige Beyspiele leicht beygefügt werden konnten. Ungern finden wir übrigens in be*ſ*ten, betri*ſ*t, blo*ſ*, hie(r)mit, Oe*ſ*nung, pfei*ſſ*en, regi*r*en, regul*air*, zum zweyten *mal*(s) u. d. gl. Belege der Meynung: dass die gewöhnliche Schreibung des Herrn Propst C..., zumal wenn er als Sprachlehrer auftritt, nicht für durchaus richtig und musterhaft erklärt werden könne.

SCHULWESEN.

Nachricht von dem Zweck und der Einrichtung des philotechnischen Lehrinstituts in Basel, von *Chr. Bernoulli*, Vorsteher desselben. Basel, b. Flick, 1810. 45 S. 8. (4 gr.)

Vor fünftehalb Jahren erschien die erste Ankündigung dieses Instituts. Reiferes Nachdenken und Erfahrungen veranlassten manche Veränderungen des ersten Entwurfs, und nunmehr erst konnte eine genaue Nachricht von dem gegeben werden, was wirklich gethan wird, ohne dass man durch diese Publicität eine grössere Aufmerksamkeit des entferntern Publicums auf diess Institut ziehen wollte. Der verständige und erfahrne Verfasser dieser Abhandlung theilt die Bildungszeit für die männliche Jugend der höhern Stände in drey Perioden, von denen die zweyte mit dem 12ten oder 13ten Jahre anfängt und bis ins 16te oder 17te J. reicht. Und für diese zweyte Bildungsperiode ist das Institut bestimmt und zwar zunächst für diejenigen Jünglinge, welche Kaufleute, Fabricanten, Oekonomen werden, oder dem Geschäftsstande sich widmen wollen. Es ist also keine humanistische Anstalt, welche ausschliesslich zum Gelehrtenstande vorbereiten soll, aber auch keine mercantilische Specialschule; es ist auch kein technisches, noch vielweniger ein polytechnisches, sondern nur ein philotechnisches Institut. Doch ist die Einrichtung getroffen, dass es auch von denen, welche sich den gelehrten Studien widmen, mit Nutzen besucht werden kann. Diese werden auch in der griech. Sprache unterrichtet. Die Zahl der ordentlichen Lehrstunden beläuft sich wöchentlich auf 28, und in demselben halben Jahre werden nur 3 wissenschaftliche Lehrgegenstände vorgenommen. Demselben Unterricht wohnen höchst selten über 10, gewöhnlich weniger Schüler bey. Die Lehrgegenstände sind, mit Ausnahme der Religion, in zwey Abtheilungen gebracht, Sprachen und Wissenschaften, die Dauer des Lehrcurses ist auf vier Jahre berechnet. Die lateinische Sprache wird als Gegenstand für *jede* humane Bildungsanstalt betrachtet und betrieben. Der wissenschaftliche oder Realunterricht ist in drey Fächer gebracht, das mathematische, naturwissenschaftliche und historische. Ueber die Behandlung derselben und einige andere Gegenstände werden noch sehr lehrreiche Bemerkungen gemacht, die wir zum Nachlesen empfehlen. Jeder Neueintretende muss das 12te Jahr zurückgelegt haben, gehörig vorbereitet oder vorgebildet seyn, und dem Institute auf mehrere Jahre übergeben werden. Ueber die Sorge für die sittliche Bildung eines fremden Zöglings will der Verf. auswärtigen Eltern schriftliche Auskunft geben.

Kleine Schrift.

Casualpredigt. *Kanzelrede bey der goldenen Jubelfeyer der funfzigjährigen Ehe seiner lieben Aeltern* (,) *Markus u. Barbara Reithofer* (,) bürgerlichen Schuhmachers - und Krankenwärters - Leuten zu Landshut. Gehalten in der löbl. Stadtpfarrkirche zu St. Jodoh daselbst am 2. Sonnt. nach Ostern, von deren jüngern Sohne *Joseph Kastulus*. Auf Verlangen in Druck gegeben. München, 1810. 30 S. 8.

Der Verfasser dieser, dem Könige von Bayern gewidmeten, Kanzelrede hat es herzlich gut gemeynt, und das ist alles, was sich zum Lobe derselben sagen lässt.

NEUE

LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

115. Stück, den 24. September 1810.

GELEHRTENGESCHICHTE.

Fr. Aug. Guil. Wenckii, Dom. heredit. Schenckenbergae et Berendorfi, pot. Saxon. Regi a Cons. aulae et Just. Hist. Prof. P. O. Acad. Decemviri, et Facult. philos. Senioris, Coll. min. principum Sodalis, et Sociot. litt. Jablonovianae praesidis, *Oratio secularis de viris eruditis, qui inde a seculari solemnitate anni* cIↃIↃccIx. *Lipsiensem academiam doctrina scriptisque ornaverunt atque illustraverunt.* Lipsiae sumtibus bibliop. Kühniani, cIↃIↃcccx. IV und 86 S. in 4.

Es ist diess die letzte durch den Druck bekannt gemachte gelehrte Arbeit des verewigten, um unsere Universität hoch verdienten Verfassers, die er unter vielen körperlichen Beschwerden mit gewohntem Fleisse ausgearbeitet hat, die Jubelrede, die er noch halten zu können die Freude hatte, und deren Abdruck er um so mehr wünschte, je mehr Aufwand von Zeit und Mühe das Aufsuchen der hier gegebenen literar. Nachrichten, auf deren Zuverlässigkeit man vertrauen kann, verursacht hatte. Er erlebte diesen Abdruck nicht, der erste, der in dem fünften Jahrhunderte unsrer Universität sie in Trauer setzte. Es war nicht nur Pflicht der Freundschaft, sondern es war noch eine höhere Verpflichtung gegen das vaterländische und auswärtige gelehrte Publicum und gegen unsre gelehrte Anstalt, da (wie wir aus Hrn. D. Kühn's Vorrede erfahren) auch diessmal, wie im vorigen Jahrhunderte, die Jubiläumsschriften nicht in einer von der Universität veranstalteten Sammlung zusammengedruckt werden können, dass diese Rede wenigstens nicht ungedruckt geblieben ist. Denn sehr wahr sagt Hr. D. Kühn: In tam praeclara exempla (welche hier aufgestellt werden) intueri, posteros juvabit, et largissimus magnorum virorum proventus, quem haec nostra tulit academia, reprehensiones eorum retundet, qui aut ignorantiae suae aut iniquitatis luculentissimo documento, iterum iterumque adserunt, nostrae literarum universitatis professores, parum de literis meritos, nominis fama non excelluisse. Eine männliche Beredsamkeit herrscht in dieser Rede, die weder Spuren des höhern Alters noch der körperlichen Leiden, die ihren Verfasser drückten, an sich trägt, und eine Mannigfaltigkeit in der Darstellung, welche den Leser, wie den Zuhörer, fesselt. Vor hundert Jahren hatte ebenfalls an dem Tage des Jubiläums Johann Burchard Mencken von den Gelehrten gesprochen, die Leipzigs Zierden gewesen waren. Die Achtung und Dankbarkeit gegen unsere Vorgänger im letzten Jahrhunderte (eine freylich jetzt immer seltener werdende Tugend) forderte es, das Andenken derjenigen hiesigen Professoren aus dem abgewichenen Jahrhunderte zu erneuern, die durch Vorlesungen u. Schriften berühmt geworden sind. „Si, setzt der Verf. hinzu, iudicii errore, laudibus ornavero, tali elogio non omnino dignos, aut si praetermisero laudandos, nec illorum obscuritatem mea illustrabit commemoratio, et hi eo ipso, quod desiderabuntur, eminebunt." Mit der theolog. Facultät wird der Anfang gemacht, und Johann Olearius eröffnet die Reihe, von dessen Schriften freylich nur das B. de stylo N. T. das Zeitalter des Verfs. überlebt hat. Sein Sohn, Gottfried Olearius, war berühmter durch Schriften, starb aber schon in einem Alter von 43 Jahren. Ittig und Rechenberg sind bekannt. Die Verschiedenheit beyder in Behandlung der Kirchengeschichte, die zum Vortheil des erstern ausfällt, konnte freylich nicht bemerkt werden. Von C. F. Börner und Sal. Deyling wird hier erinnert, dass sie zum Beweise dienten, alta et erecta ingenia neque fortunae blandimentis et illecebris enervari et a verioribus animi ingeniique bonis abstrahi (in Rücksicht Börners), neque paupertatis miseria opprimi et ab eorumdem bonorum studio deterreri. Die verschiedenen Urtheile über C. A. Crusius werden treffend ausgeglichen. Ernesti's Verdienste

konnten nur in einigen kräftigen Umrissen gezeichnet werden. Mit zarter Bescheidenheit wird von den zwey letzten Theologen gesprochen: Joannis Friderici Burscheri, cuius in gerendis muneribus academicis industriam et in adiuvandis egenis literarum studiosis nobilem liberalitatem, praesentes suspeximus, et disertissimi viri, Jo. Aug. Wolfii, cuius funus hoc ipso anno lugentes extulimus, merita taceo, cum in recenti omnium memoria sint. — Von den Juristen des vorigen Jahrhund. ist Lüder Mencken, beym vorletzten Jubiläum Ordinarius, der erste, welcher aufgeführt wird. Bey seinem Collegen, Jo. Cph. Schacher, wird die zweckmässige Bemerkung gemacht: Ut in multis familiis fortunae bona, ita in nonnullis etiam praestantiores sapientiae et doctrinae opes sanctae servantur et velut hereditario iure ad posteros transmittuntur; cuius laudis praerogativa cum plures apud nos gentes eminuerint, nulla tamen Schacheriana illustrior fuit. Haec enim per ducentos amplius annos plures academiae iuris et medicinae professores doctissimos civitatique consules et senatores meritis suis conspicuos dedit, quo magis dolendum est, tam illustrem gentem nostra aetate defecisse in Quirino Gottlieb Schachero — viro nulli maiorum suorum doctrinae veritate animique aequitate et humanitate secundo u. s. w. Von Gottlieb Gerhard Titius, einem andern Collegen Lüder Menckens, heisst es: discipulus et amicus Christiani Thomasii ad novandum proclivior philosophiae in privato iure plus quam usui fori, in publico plus quam historiae tribuit. Von zwey Stiefsöhnen, die L. Mencken hatte, wurde der eine, Georg Adolph Schubert, der schon im 26. J. des Alt. ordentlicher Professor der Institutionen geworden war (— nach C. F. Börner der zweyte, der eine Ausnahme von dem bekannten, Lipsia vult expectari, machte —) durch frühen Tod den Wissenschaften entrissen, der zweyte, Mich. Heinr. Griebner, aber sein Nachfolger, einer der gelehrtesten Rechtsgelehrten. Wir können die ausgesuchten Bemerkungen über Carl Otto Rechenberg, Johann Gottfried Bauer, C. G. von Winckler und A. F. Schott, ob wir sie gleich zu den gelungensten Stellen der Rede rechnen, nicht ausheben. Auch einige andere Rechtsgelehrte, die zwar nicht unter den ordentl. Professoren der Akademie sich befanden, aber doch durch Vorlesungen und Schriften nützten, wie die beyden Mascov's, Sammet, Korte, Richter, Bach, werden aufgeführt. Letzterer konnte noch an Friedr. Platner erinnern. Unter den Aerzten war Joh. Bohn beym vorletzten Jubiläum Dechant seiner Facultät, schon als Freund Malpighi's und Bestreiter der chemiatrischen Schule ausgezeichnet, August Quir. Rivinus aber, damals Rector der Univ., in der Botanik insbesondere so bewandert, dass nur Tournefort mit ihm verglichen werden konnte. Nachdem noch der beyden Ettmüller, des Vaters und Sohns, Erwähnung geschehen ist, fährt der Verf. fort: successit felicissima collegio medicorum Lipsiensium aetas, quae duumvirorum docendo, scribendo, ipsoque felici artis suae exercitio clarissimorum, Augustini Frid. Waltheri et Jo. Zach. Platneri, nominibus illustrabatur. Vom letztern wird erinnert, dass er seinen Collegen arte et elegantia scribendi übertroffen habe. Keiner von beyden erreichte das 60ste Jahr. Dass Joh. Ernst Hebenstreit, Christ. Gottlieb Ludwig, Johann Carl Gehler, insbesondere hervorgehoben sind, wird man leicht erwarten, und ihre unvergesslichen Verdienste sind, mit scharfer Beobachtung ihrer Individualität, geschildert. Joh. Gottlob Haase und Ernst Benj. (Gottlieb) Hebenstreit schliessen die Reihe der ordentl. Professoren. Von letzterm wird mit Recht gesagt: ingenio et eruditione summos in Germania medicos aequaturus videbatur, si infirmi corporis vires iam 45 aetatis anno exhaustae, dotibus ingenii animique respondissent. Von den ausserordentl. Professoren der Medicin sind nur Carl Christian Krause und Joh. Hedwig erwähnt. Bey den Professoren der philos. Facultät musste der Vf. sich, der Kürze der Zeit wegen, noch mehr auf die merkwürdigsten Männer beschränken und noch kürzer sich fassen, aber diese Kürze ist sehr gehaltvoll und die Andeutungen mannigfaltig fruchtbar. Gleich anfangs wird erinnert, dass wir vorzüglich viele Lehrer der zur philos. Fac. gerechneten Wissenschaften entlassen haben. „Dubium relinquentes, maiorne fuerit gloria, opibus nostris aliis inserviisse, an potior dolendi caussa, non retinere potuisse viros tam huic ipsi academiae, quam patriae universae ornamento futuros. Die Philosophie selbst hatte bey uns zu Anfange des vorigen Jahrh. noch viele Anhänger des Aristoteles, die, als Andr. Rüdiger, vir acuti et acris sed inconstantis et paene rudis ingenii, wie er hier genannt wird, die eklektische Philosophie aufzubringen suchte, sich eifrig widersetzten und sogar die sächs. Landstände zu Hülfe nahmen. Doch Aug. Friedr. Müller steuerte diesem Sectengeiste, Joh. Cph. Gottsched (denn Gottschedius muss statt Gottschaldius gelesen werden) führte die Wolfische Philosophie ein. Nach Erwähnung Winkler's, Crusius, Garve's, sind zuletzt noch C. F. Heydenreich, und F. A. Carus, obgleich in jeder andern Hinsicht verschieden, nur durch frühen Tod einander ähnlich, zusammen gestellt. Ihnen folgen einige Professoren der Mathem. und Physik, unter denen C. F. Hindenburg, nur der Zeit nach, den letzten Platz einnimmt. Ulrich Junius ist noch dadurch ausgezeichnet, dass ihm die Verwaltung aller akad. Güter und Besitzungen übertragen wurde, so wie er auch immerwährender Claviger zur Untersuchung der Rechnungen des Rectorfiscus geworden war. Hausen und Winckler, sind durch ihre Entdeckungen in der Physik berühmt. Das Geschichtsstudium wurde mit vorzüglichem Eifer betrieben. Der Vf. verweilt vornehmlich bey Joh.

Burc. Mencken, der so gerühmt zu werden verdiente. Ihm folgte Jöcher (qui huic eruditione maxime historica impar, ingenio tamen et docendi adsiduitate et facilitate profuit) und diesem Böhme (Macovii adsiduus auditor et amicus, qui hunc nobis studiorum severitate scribendique elegantia et cura, quantum in ipso fuit, repraesentavit). Von Friedr. Wolfg. Reiz wird gesagt: tarditatem fortunae Lipsiensis expertus, paene quinquagenarius professionem demum ordinariam impetravit (ein Schicksal, das er mit Hindenburg gemein hatte) eandemque octavo iam anno morte destituit. Hac eius fortuna et immodestia eorum, qui animo viri ad inserviendum aliis, etiam cum maximo sui ipsius incommodo paratissimi, abutebantur, factum est, ut exquisita quidem sed perpauca numero, ingenii et doctrinae suae monumenta — ederet. Die von hier vornehmlich ausgegangenen Bemühungen, die deutsche Sprache zu cultiviren, sind nicht vergessen worden, und die Verdienste hiesiger oder von hier weggegangener Männer um dieselbe ins Licht gesetzt. Gottsched's Fehler und Herrschsucht gerügt. Hier erhebt sich der Redner und wird begeistert, als er Gellerten ins Gedächtniss oder vielmehr vor unsere Augen zurückruft und anredet. Quod, sagt er unter andern, priscis temporibus Socrates Athenis omnique Graeciae fuit, id Lipsiae universaeque Germaniae esse videbaris, nisi quod tu virtutis veritate Socratem tantum superaveris quantum praestantiae et perfectionis religio christiana naturali addidit. Sed Socrati inimicorum calumnia mortem acceleravit, tibi adeo constans omnium bonorum favor duravit, ut, cum corpusculum, diuturna valetudine fractum, malis suis succumberet, tanta ad te sublevandum hominum concursatio fieret, tot medici undique accurrerent, tot sincerae conspicerentur lacrimae, ut in tua tanquam in communis parentis vita periclitari omnes viderentur u. s. w.

So endigt sich ein schönes Gemälde der Verdienste, welche sich die ausgezeichnetsten Lehrer jeder Wissenschaft auf hiesiger Universität im vorigen Jahrh. gemacht haben. Freylich bleibt nun noch der Wunsch übrig, der hier, dem Plane und den Gränzen der Abhandl. nach, nicht erfüllt werden konnte, dass der Gang der wissenschaftlichen Cultur überhaupt, und einzelner Wissenschaften insbesondere, und wie viel dadurch zur gesammten Cultur der Wissenschaften und Künste beygetragen und gewirkt worden sey, aus dem vorigen Seculum unsrer Univ. dargestellt würde. Beyträge dazu gibt diese Rede. Am Schlusse derselben ist noch das erwähnt, was die Universität in den letzten neun Jahren, zur Erweiterung ihrer Anstalten, und Vorzüge erhalten hat, als Nachtrag zu der Rede, die der Hr. Verf. bey der akad. Feyer des neuen Jahrhunderts 1801. hielt, und mit treffenden Ermahnungen an die Studirenden, so viele Vorzüge gehörig zu benutzen, und frommen Wünschen endigt die ganze Rede. Ihr folgen von S. 40 an die mühsam gesammelten biographischen Nachrichten von den Männern, die in der Rede aufgeführt worden. Sie konnten ihrer Bestimmung nach nur kurz seyn. Von S. 58 an aber ist die Series chronologica professorum Lipsiensium, qui seculo academico quarto ordinarii revera (non titulo solum) fuerunt vel etiamnum sunt, in qua simul de his, quorum in oratione non facta mentio, exponitur, aufgestellt. Diese ist von des Verewigten Sohne Hrn. D. und Prof. extr. Carl Friedr. Christ. Wenck, der schon in den vorhergehenden Notizen Manches ergänzt hatte, mit nicht geringerer Sorgfalt ausgearbeitet. Ihm und Hrn. D. Kühn ist man überhaupt für die Herausgabe dieser Rede vorzüglich zum Danke verpflichtet.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Aristophanis Comoediae, auctoritate libri praeclarissimi saeculi decimi emendatae a *Philippo Invernizio*, Jurisconsulto Romano. Accedunt criticae animadversiones, Scholia Graeca, indices et virorum doctorum adnotationes. *Volumen III. et IV.* Commentarios interpretum complexum. Curavit *Christianus Daniel Beckius.*

Auch unter dem besondern Titel:

Commentarii in Aristophanis Comoedias. Collegit digessit auxit *Christianus Daniel Beckius. Volumen* I. *Prolegomena. Commentarii in Plutum.* Cum tabula aenea. Leipzig, Weidmann. Buchh. 1809. XCII und 714 S. gr. 8. 4 Thlr. *Volumen* II. *Prolegomena. Commentarii in Nubes.* Ebendaselbst. 1810. LXXII und 526 S. (Schreibpap.) 3 Thlr.

Als im J. 1794 Herr Invernizi den Text des Arist. nach zwey alten Handschriften emendirt (freylich bisweilen auch corrumpirt) herausgab, mit seinen kritischen kurzen Bemerkungen, und einigen ungedruckten Scholien, war seine Absicht, ausser den Scholien und Registern, noch einen Thesaurus Aristophanicus zu bearbeiten, der die Anmerkungen der frühern Herausgeber enthalten sollte. Die nachherigen Unruhen, denen Italien und insbesondere Rom ausgesetzt war und andere Umstände verhinderten die Ausführung dieses Vorhabens. Da aber das Werk nicht unvollendet bleiben durfte, so wurde dem gegenwärtigen Herausgeber aufgetragen, sich dieser Arbeit zu unterziehen, bey der er überhaupt genommen den doppelten Zweck zu erreichen suchte, einmal, dem gel. Leser des Aristoph. die bisherigen Ausgaben mit Commentarien ent-

behrlich zu machen, um ihm Geld für den Ankauf derselben und Mühe des Nachsehens und Vergleichens zu ersparen, theils mit Benutzung der neuerlich bekannt gemachten oder der zerstreuten Bemerkungen über diesen einzigen Komiker des Alterthums alles beyzubringen, was zum Verständniss seiner Lustspiele sowohl als zur Kritik des Textes erforderlich ist. Nur auf Veränderungen in dem Metrum der lyrischen Stücke konnte er für itzt nicht weiter eingehen, als neuere Vorschläge veranlassten, da er keine neue Recension des Textes zu liefern hatte. Den Anfang der Arbeit machen die Commentarien. In drey Bände, wie die erste Anlage war, werden sich diese nun freylich nicht bringen lassen, so sehr man auch überall auf Sparung des Raumes bedacht gewesen ist, wenn die erforderliche Vollständigkeit erhalten werden soll. Ihnen wird ein Band mit den Fragmenten und dem Lexico Aristoph. folgen; zuletzt die Scholien, nicht nur die bereits gedruckten aus den ältesten Ausgaben und andern Quellen berichtigt und mit Anmerkungen begleitet, sondern auch neue aus Handschriften mitgetheilt.

Was nun die hier zusammengestellten Anmerkungen der Commentatoren anlangt, so ist erstlich darauf gesehen worden, dass keine vermisst, und zwar Küsters, Spanheim's, Bentley's, Bergler's, Reiske's, Brunck's, Hotibius (d. i. Bothe's) Noten meist ganz und vollständig, andere, wenn auch nur auszugsweise, doch mit den Worten ihrer Verfasser, mitgetheilt werden. Jedoch sind einmal in allen diesen Noten die blossen Wiederholungen dessen, was schon von andern gesagt war, weggelassen und höchstens nur angedeutet worden; wozu auch die Einrichtung, dass unter dem Texte des Commentars kürzere Noten mit kleiner Schrift gesetzt sind, benutzt wurde; zweytens die latein. Uebersetzungen der aus andern griech. Schriftstellern angeführten Stellen, welche Spanheim, Bergler u. a. beygefügt haben, sind entweder ganz weggeblieben, oder nur in schwierigen und weniger verständlichen Stellen und Worten beygesetzt; und eben so sind drittens in Brunk's Noten die aus Handschriften angeführten Glossen und Scholien, wenn sie nicht mit der ganzen übrigen Note unzertrennlich verbunden sind, weggelassen worden, um sie dereinst in die Scholiensammlung, wohin sie gehören, aufzunehmen. Von andern Noten, z. B. des Girard über den Plutus, Fischer über denselben, Harless über die Wolken u. s. f. ist nur das hauptsächlichste mitgetheilt, da vornemlich Girard's Noten sehr viel Unbedeutendes in einen leeren Wortschwall eingehüllt enthalten. Wenn man aber diese Commentarien mit Girard's Noten in der Küst. Ausg. vergleichen will, so wird man finden, dass nichts einigermaasen Brauchbares (sollte es auch nur für die Geschichte der Interpretation des Arist. brauchbar seyn) weggelassen worden ist. Der Herausgeber hat übrigens dabey an verschiedene Classen von Lesern des Arist., die diesen Commentar brauchen sollen, gedacht, und so wenig er das entfernte, was dem gelehrten Philologen, Kritiker und Aesthetiker wichtig seyn muss, eben so wenig hielt er es für gut, die kleinen Sprach- und andern Bemerkungen, die jenen meist bekannt seyn müssen, dem angehenden Philologen oder dem Leser, der nicht Philolog und Grammatiker von Profession ist, vorzuenthalten. Und ob er gleich für sich überzeugt ist, dass in einen Commentar die zahlreichen und ausführlichen Worterläuterungen (mit Ausschluss der seltnern Worte oder besonderer Veranlassungen) nicht gehören, sondern den Wörterbüchern zu überlassen sind, so hielt er sich doch nicht für berechtigt, zumal da in der Küsterschen Ausgabe die Anlage ganz darauf gemacht ist, wegzustreichen, was zur Erläuterung der Aristophan. Diction und ihrer häufigen Anspielung auf die Diction der Tragiker dienen kann. — Es sind ferner die Noten der bisherigen Commentatoren nicht immer und durchaus der Zeitfolge nach, sondern auch ihrem Sachzusammenhange nach, und so wie sie sich auf einander beziehen, einander erläutern, berichtigen, ergänzen, zusammengestellt worden. Auch stehen öfters die vollständigsten Noten zuerst oder im Texte, und die, auf welche sie sich beziehen, oder welche noch einen kleinen Nachtrag geben, stehen unter dem Texte oder sind nachgesetzt. Durch diese Einrichtung ist auch manche Ersparung des Raums möglich gewesen. Ueberhaupt wo der Vortrag unnütz wortreich und weitschweifig war, ist eine kleine Abkürzung (die auch bey angeführten langen Stellen aus Arist. oder andern Statt findet) angebracht worden. Kleine Fehler in den latein. Ausdrücken, in den Citaten und sonst sind häufig sogleich und stillschweigend verbessert, und nur, wo diess nicht möglich oder rathsam war, angezeigt und berichtigt worden. Denn der Herausgeber ist nie begierig gewesen, Versehen, die andere gemacht haben, zur Schau auszustellen, und hat nie einen kleinlichen Ruhm darin gesucht, über entdeckte Fehler anderer zu triumphiren; er ist immer diesen Grundsätzen treu geblieben, wenn er auch nicht eben Ursache hatte, sich der Reciprocität zu erfreuen. Nur Unwissenheit mit Unverschämtheit und Grobheit verbunden, glaubt er, verdient stark gestraft, Halbwisserey mit Prätension verknüpft wohlmeynend gerügt, Fehler der Uebereilung oder menschlichen Schwäche schonend verbessert, Inhumanität und Anmaassung, obgleich mit Einsicht vereinigt, verachtet zu werden. Der Herausgeber hat vornemlich die meisten, von den ältern Commentatoren angeführten, Stellen aus andern Autoren nachgeschlagen, und nicht nur sie genauer nach den besten und neuesten Ausgaben angezeigt, sondern auch ihre Beweiskraft geprüft

was zu manchen kleinen Bemerkungen auch über andere Stellen in den untergesetzten Noten führte. Jedoch ist er dabey immer eingedenk gewesen, was eigentlich der Zweck dieses Commentars fordert, um sich nicht zu weit auszubreiten. Dass übrigens jeder Anmerkung der Name des Verfassers beygefügt, und aus Supplementen überall das Erforderliche an den gehörigen Ort eingetragen ist, bedarf kaum erwähnt zu werden. Uebrigens ist auch das was in Portus und Küsters Ausgabe vorausgeschickt ist, hier in beyden bisher erschienenen Bänden unter die Prolegomenen aufgenommen, damit man durchaus nichts vermissen könne, was in den frühern Ausgaben steht.

Ein zweyter Theil seiner Arbeit besteht nun in den Nachträgen und eignen Zusätzen. Der Herausgeber hat, wie natürlich, erstlich auch die Ausgaben einzelner Stücke, z. B. des Plutus von Hemsterhuys und Münter, der Wolken von Harless und Hermann, sorgfältig verglichen, und so wohl ihre Anmerkungen so vollständig als nöthig war, in den Commentar gebracht, als auch aus ihren etwa vorausgeschickten Abhandlungen das Wichtigste in den Prolegg. mit ihren Namen mitgetheilt. Er hat zweytens die Bemerkungen anderer Philologen, besonders Reiske's (den man zu sehr übersehen hat) Dawes's, Porson's, sämmtlich aufgenommen, und andere in verschiedenen philol. Schriften zerstreut anzutreffende Verbesserungen oder Erklärungen nicht unerwähnt gelassen, auch aus den neuerlich erst edirten alten Lexicographen, Photius und Zonaras, was einzelne Stellen des Aristoph. angeht, ausgehoben. Eben so sind auch die verschiedenen neuern Uebersetzungen einzelner Lustspiele verglichen, und wie ihre Verfasser den Sinn schwieriger Stellen gefasst, oder was sie sonst zur Erläuterung in Noten gesagt hatten, angezeigt worden. — Von den Commentarien über Euripides, die einen ähnlichen Zweck hatten, unterscheiden sich diese über den Aristoph. dadurch, dass die gegenwärtigen die Anmerkungen der Commentatoren ganz (nur mit Weglassung unnöthiger Wiederholungen und mit einigen andern Abkürzungen) und mit ihren Worten enthalten, was bey jenen nicht der Fall seyn durfte, und dass beym Eurip. von Andern gesammelte Materialien benutzt werden mussten, da zu gegenwärtigem Commentar der Herausgeber selbst Alles aufzusuchen, zu ordnen und zu verbinden hatte. Daher auch nicht leicht etwas übersehen oder missverstanden werden konnte, was bey dem Entstehen des Commentars zum Eurip. unvermeidlich war, aber, da es doch nicht eben häufig der Fall gewesen ist, die unfreundliche Rüge nicht verdient zu haben scheint, die es gelegentlich oder ungelegentlich irgendwo erfahren hat. Es sind ferner vom Herausgeber zehn ältere Ausgaben (die Ald., drey Iuntinischen, zwey Venet., Cratandr. Wechel., Brubach., Raphelenig.) und noch einige spätere mit dem gedruckten Texte genau verglichen, und aus ihnen so wie aus den von einigen Herausgebern (mit Ausschluss Küsters und Brunk's) verglichenen Handschriften die Varianten sämmtlich am Schlusse jedes Bandes angeführt worden, damit man endlich eine vollständige Collation derselben besitze, da sie bisher höchstens in einzelnen Stellen waren nachgesehen worden. Nach ihr lässt sich auch die Verwandtschaft und der Werth dieser Ausgaben, so wie der Ursprung des neuen Textes genauer beurtheilen. Es sind endlich nicht nur jedem Lustspiele vollständigere Inhaltsanzeigen, mit Beurtheilungen seines Zwecks, der Ausführung desselben, der Zeit, Charaktere, komischen Wendungen u. s. f. vorgesetzt, sondern es sind auch bereits itzt mehrere allgemeine Abhh. vorausgeschickt und es werden bey den folgenden Theilen noch mehrere nachfolgen. Vor dem 1. Bande geht ein kritisches Verzeichniss der bisher zum Aristoph. gebrauchten Handschriften voraus, wobey zugleich die Art, wie sie benutzt worden sind, bemerkt wird. Sodann folgt des Matth. Raper notitia litt. de Aristoph. comoediarum. edd. (aus dem bey uns seltenen Museo Oxon.), aber mit vielen Zusätzen, die aus eigner Ansicht und Gebrauch der Ausgaben entsprangen, und mit den nöthigen Ergänzungen; dann insbesondere von den Ausgaben des Plutus; hierauf ausser andern, die Vorreden der ersten und einiger spätern Ausgaben. Vor dem zweyten Theile steht nicht nur ein Verzeichniss der Handschriften, Ausgaben und Uebersetzungen der Wolken, sondern auch, ausser den aus der Kust. Ausgabe abgedruckten Aufsätzen von Frischlin, ein Auszug aus Manso's Abhandl. über den Aristoph. und den Charakter seiner Stücke. Es war leicht zu erwarten, dass, da der Plutus und die Nubes am häufigsten bearbeitet worden sind, auch die Commentare über sie am ausführlichsten ausfallen mussten. Bey den folgenden kann diess der Fall nicht seyn, zumal da der Herausg. nur da, wo zur Berichtigung oder Ergänzung der frühern Interpreten für Kritik und Interpretation noch etwas zu sagen ist, sich erlaubt, oder vielmehr es für nöthig hält, eine eigne Bemerkung hinzuzusetzen. — So findet jeder in der griech. Sprache nicht ganz unerfahrne Leser des Aristoph. was zum vollen Verstehen und Beurtheilen des Dichters nöthig ist, und der eigentliche Philolog einen Reichthum nicht nur von kritischen, grammatischen, antiquarischen und andern Bemerkungen, sondern auch von allgemeinen Belehrungen und Beyspielen für Kritik, Hermenevtik und Alterthumskunde überhaupt. Der nächste Band wird die Commentare über die Frösche und die Vögel, zwey der längsten Lustspiele des Dichters enthalten. Druck, Papier, und das Aeussere überhaupt, zeichnen diese Ausgabe vor vielen ähnlichen Werken aus.

Dionysii Halicarnassensis de Compositione verborum Liber, Graece et Latine. Cum priorum editorum suisque adnotationibus edidit *Godofredus Henricus Schäfer*. Accedunt eiusdem *Meletemata Critica* in Dionysii Art. Rhetor. C. I—IV. Lipsiae MDCCCVIII. in libr. Weidmann. Londini apud Payne et Mackinlay et W. H. Lunn. XXXII. 515. 168. S. gr. 8.

Die nähere Veranlassung zu dieser schätzbaren Ausgabe gaben des Hrn. Verf. Meletemata critica, die er als Disputation 1806. herausgab, und auf dem philosoph. Katheder, um die Rechte eines Magistri legentis zu erhalten, vertheidigte, und die der Verleger nur unter der Bedingung in Verlag nahm, dass sie mit der Ausgabe einer classischen Schrift verbunden würden, wie Nodell, den Hr. S. selbst anführt, seine Notas criticas mit einer Ausgabe von Aviani fabulis verband. Da die Ars rhetorica erst nicht lange vorher von einem damals hier lebenden akadem. Lehrer herausgegeben worden war, so hielt Hr. S. es mit Recht für rathsamer, die treffliche Schrift des D. H. περὶ συνθέσεως ὀνομάτων zur Bearbeitung zu wählen, zumal da diese Schrift, an deren Ausgabe Hr. Martyni-Laguna lange gearbeitet hatte, nach dem unglücklichen Verlust seines ansehnlichen Apparats verwaiset zu seyn schien. Er brauchte dazu die kritischen Hülfsmittel, die einige Vorgänger zwar gehabt und mitgetheilt, aber nicht benutzt hatten, mit bekannter Einsicht, zur Berichtigung des Textes, und machte nur da muthmassliche Aenderungen, wo ihre Nothwendigkeit und Richtigkeit sogleich einleuchtet. Er fügte die frühere latein. Uebersetzung, die Reiske durchaus umgeändert hatte, wieder bey, aber an mehrern Orten verbessert, und wo diess nicht füglich geschehen konnte, da sind die Uebersetzerfehler in den Noten berichtigt. Die Anmerkungen der vorigen Herausgeber sind ganz abgedruckt, die Sylburgischen aus der Frankfurter Ausgabe, daher hier richtiger und vollständiger, als in Hudson's und Reiske's Ausgabe. Hudson's Anmerkungen sind von doppelter Art, einige standen unter dem Texte mit der Aufschrift, Variae Lectiones, andere hinter dem Texte, unter der Aufschrift, Annotationes. In der Reiskischen Ausgabe sind beyde unter einander geworfen, Hr. S. hat sie wieder getrennt. Er hat sie nach der dritten Upton'schen Ausg. (Lond. 1747.) abdrucken lassen, aber auch die beyden frühern 1702 und 1728 waren ihm zur Hand. Aus jener Ausgabe sind auch S. 453 ff. des Simonis Birchovi Exempla latina, graecis Dionysii respondentia, aber abgesondert von den übrigen Noten, abgedruckt. Am Rande des Textes stehen auch die Seitenzahlen der Upton'schen Ausgabe, auf welche sich das Upton'sche doppelte Wort- und Sachregister (S. 493 ff.) bezieht, von welchem das (hinter den Meletemat. stehende) Register über die erläuterten Worte u. s. f., in welchem auch noch einige Nachträge geliefert werden, verschieden und nach den Seitenzahlen gegenwärtiger Ausgabe eingerichtet ist. Denn die Anmerkungen des Herausg. sind, wenn auch nicht zahlreicher, doch ausgesuchter und wichtiger, und enthalten ausser Verbesserungs-Vorschlägen, bald treffliche Erläuterungen des Sprachgebrauchs und einzelner Worte, bald grammatische Belehrungen (wobey auch das Kleinste der Scharfsicht des Herausg. nicht entgangen ist, wie S. 392, dass τοιοῦτον auch vor einen folgenden Consonant gesetzt werde, da Upton in der dritten Ausgabe τοιοῦτο eigenmächtig gesetzt hatte, bald Ergänzungen der griech. Wörterbücher in Ansehung der Worte und Bedeutungen. So sind S. 200 ff. bey Gelegenheit der Worte πολύφωνος und πολυφωνεῖν mehrere von πολὺς zusammengesetzte Wörter, die in den Lexicis fehlen, aufgeführt, und S. 205 das Wort κατάπύκνωσις, und so gelegentlich noch einige andere. Wir hätten gewünscht, sie wären in dem Register mit einem Sternchen bezeichnet worden, wie es von andern geschehen ist. Es sind aber auch Wörter, die in den Lexicis stehen, aber ohne sichere Autorität, weggestrichen worden. So (im Reg. S. 163 unter *Seiunctio*) das Wort ἔμπαξ, das aus einer Stelle des Soph. im Aiax 562. genommen ist. Hier aber lesen Hr. Prof. Hermann und Hr. Prof. Schäfer:

> τοῖον πυλωρὸν φύλακα Τεῦκρον ἀμφί σοι
> Λείψω, τροφῆς ἄοκνον ἔμπα, κεἰ (st. ἔμπαξ εἰ) τανῦν
> Τηλωπὸς οἰχνεῖ, δυςμενῶν θήραν ἔχων.

So wie ἔμπα Callim. Epigr. LII, 3. vorkömmt, und in Soph. Ai. 121. ἐποικτείρω δέ νιν Δύςηνον ἔμπας, καίπερ ὄντα δυςμενῆ. Denn so interpungirt Hr, S. diese Stelle. Die technische Bedeutung des Worts οὐρανὸς, *palatum*, wird S. 164 erläutert. Nicht selten werden Stellen anderer Schriftsteller entweder berichtigt oder gegen unnöthige Aenderungen vertheidigt, oder besser erklärt. So wird c. 5. S. 76, wo die alte Lesart aus Upton hergestellt ist: πρότερον δὲ εἶναι τῇ φύσει τὴν οὐσίαν, da Reiske προτέραν lesen wollte, erinnert, und durch mehrere Beyspiele bewiesen, dass das verbum substantivum (εἶναι, auch γίγνεσθαι) öfters mit dem adverbio zusammengesetzt werde, und daher die Stelle in Plat. Euthyphr. p. 10. Fisch. ὀρθῶς γάρ ἐστι τῶν νέων πρῶτον ἐπιμεληθῆναι vertheidigt, wo Stephanus ὀρθὸν lesen wollte. Auf Veranlassung des Pluralis πλοῦτοι, der in einer angeführten Stelle des Isokrates richtig beym D. H. wie in den neuern Ausgaben des Redners steht, werden S. 355 zwey Stellen aus des Dion. Arch. Rom. verbessert. Emendationen dieser Art kommen noch häufig in dem Register vor und müssen daher in dem vorhergehenden Verzeichnisse der

emendirten oder erläuterten Autoren nachgetragen werden. So ist S. 154 (des Reg.) sehr wahrscheinlich gemacht, dass in Plutarchs Leben des Alexander, wo von dieses Königs Tode die Rede ist, statt des gewöhnlichen καταπαγέντι, was sich auf den Fluss bezieht, gelesen werden müsse καὶ παγέντι, was mit λουσαμένῳ zu verbinden und auf Alexander zu beziehen ist, der sich im Cydnus badete und erstarrete, so wie aus Xen. Anab. IV, 5, 3. καὶ πηγνὺς τοὺς ἀνθρώπους angeführt wird. Im Homer. Il. 9, 646. wird ἐκείνων μνήσομαι ὥς μ' — ἔρεξεν Ἀτρείδης mit Recht in Schutz genommen, da auch andere Stellen vorkommen, wo der Plural der pronominum statt des Singulars steht. Die Bemerkung, dass σὺν durch den Endbuchstaben ς des vorhergehenden Worts öfters weggenommen oder verderbt worden sey (zum Dion. S. 147 und 317), veranlasst im Reg. (S. 164) noch die Emendation zweyer Stellen. Im Diod. Sic. 19, 2. schlägt Herr S. zu lesen vor: συμπλακεὶς (vor welchem Worte Καρχηδονίους vorhergeht) δὲ τῶν ἐγχωρίων τινὶ γυναικί. — In Lucian. T. II. p. 744. aber wird Schmieders auf Handschriften sich gründende Verbesserung, χρείαις συμμεμετρημένος gebilligt, statt χρ. ἐμμεμετρημενος, so dass auch diese Autorität wegfällt, die in den Lexicis für das Wort ἐμμετρίω angeführt wurde, das Hr. S. bisher nur in dem Prooemium des Agathias fand. — In den Text des Dion. selbst hat Hr. S. auch da nicht immer Aenderungen aufgenommen, wo für dieselben sich sehr viel sagen liess, wie S. 193 (16. Abschn.) ist φρυαγμοὺς τράγων stehen geblieben, obgleich in der Note gezeigt wird, dass es φριμαγμοὺς heissen müsse. Denn φρυάσσεσθαι und die davon abgeleiteten Worte werden nur von Pferden gebraucht, φριμάσσεσθαι eigentlich von Böcken, bisweilen jedoch auch von Pferden, daher in Lycophr. 244. ἵππων φριμαγμὸν vertheidigt werden kann, obgleich in einer Vaticandhandschrift φρυαγμὸν steht. Im Diod. S. 19, 31. aber lieset Hr. S.: ὁ ψόφος τῶν ὅπλων καὶ τῶν ἵππων ὁ φρυαγμός. Wir könnten nun noch mehrere Beyspiele von richtigern Erklärungen einzelner Stellen des Dion. anführen (auf Sacherklärungen hat sich der Herausgeber weniger eingelassen), wenn es noch nöthig wäre, nach den gegebenen Proben, noch mehr von dem Werthe und der Wichtigkeit dieser Ausgabe zu sagen. Eben so wenig dürfen wir die Meletemata Critica, die früher (im J. 1806) gedruckt und daher auch mit besondern Seitenzahlen versehen sind, jetzt erst erwähnen, da von ihnen schon bey ihrer Erscheinung Anzeige geschehen ist.

Sophoclis Tragoediae. Ad optimorum librorum fidem, iterum recensuit et brevibus notis instruxit *Carl Gottlob Aug. Erfurdt. Volumen* I. *Antigona.* Lipsiae, ap. Gerh. Fleischerum iun. MDCCIX. XVI und 158 S. kl. 8. Auch mit dem besondern Titel: Sophoclis Antigona. Ad opt. libr. fid. iterum recensuit et brev. not. instr. — Erfurdt.

Nach der grössern, noch nicht ganz vollendeten, Ausgabe der Trauerspiele dieses Dichters, hat Hr. Prof. E. sich entschlossen, eine, auch durch das Aeussere sich empfehlende, correcte Handausgabe desselben zu besorgen, wovon diess Stück den Anfang macht. Der Text ist aufs neue berichtigt, und öfters, wo theils Andere, theils der Herausgeber selbst ehemals die Lesart ohne Grund geändert hatten, die alte wieder hergestellt, und nur, wo Handschriften eine bessere Lesart an die Hand gaben, seltner nach Conjecturen der Text geändert. Am Rande des Textes stehen nicht nur die Zahlen der Verse nach des Herausgebers Abtheilung, sondern auch auf der andern Seite die Brunkischen (wegen der Br. Noten). Die Brunkischen Noten sind unter dem Texte meist ganz aus der Ausgabe vom J. 1788. abgedruckt (mit Weglassung weniger, die entweder etwas Falsches behaupten oder unnütz sind und sich mit Widerlegung des Vauvilliers beschäftigen; von Musgrave's Noten sind nur die vorzüglichsten aufgenommen. (In einer Handausgabe sollten diese Noten wohl noch mehr abgekürzt seyn, zumal da einige etwas wortreich und breit geschrieben sind (wie zu 932.) manche konnten vielleicht den eignen Bemerkungen des Herausg. einverleibt werden.) Hr. Prof. E. hat nicht bloss das Wichtigste aus seinen ehemals gedruckten Anmerkungen wiederholt, sondern auch manches Neue beygefügt. Sie sind theils kritischen Inhalts und vertheidigen die aufgenommene Lesart, theils exegetischen, und geben sowohl den Sinn der Stellen an, als sie zur Erläuterung des Sprachgebrauchs der Tragiker insbesondere dienen. Es befinden sich unter ihnen auch mehrere vom Hrn. Prof. *Hermann.* So ist v. 623. selbst nach Maasgabe des Metrums ἆρα μὴ κλύων — (statt ἄρα) in dem Texte, aber Hr. H. erinnert dabey, dass ἆρα μὴ die Frage stärker ausdrücke, als μή, und ἆρα keinesweges συλλογιστικὸν sey, wie von mehrern behauptet worden ist. In einer Stelle des Aristoph. Pac. 855., die man fälschlich dafür angeführt hat, müsse mit dem Rav. und andern Mspp. gelesen werden: λείχειν ἆρ' αὐτῇ κἀνθάδε σκευαστέον. Die Formen ἆρ' οὖν (die stets so und niemals ἄρ' οὖν geschrieben werden müsse) sey wie οὔκουν, nach und nach affirmirend geworden, da sie ursprünglich durch eine mit einer Negation verbundene Frage affirmirt habe: ἆρ' οὖν εὖ λέγεις; *nonne ergo recte dicis?* i. e. recte sane dicis. In Xenoph. Cyrop. 7, 5, 40. lieset daher Hr. H.: ἆρα, ἔφη, ὦ ἄνδρες, νῦν μὲν καιρὸς διαλυθῆναι; nonne

nunc tempus est discedendi? Dagegen wird in Oecon. c. 18. zu Ende die gewöhnliche Lesart in Schutz genommen, nur müsse man nicht mit Zeune nach ἄρα interpungiren, und nicht mit Schneider ἐπιςάμενος wegstreichen. In Lucian. Vit. Auct. c. 23. zu Ende T. I. p. 564, 45. wird emendirt: ἀλλὰ μὴν καὶ τὸν πρῶτον λήψεται, καὶ (diese Partikel fehlt im gewöhnlichen Texte) ἄρα καὶ τὸν δεύτερον. — Bey 920 ff. bemerkte Hr. Herm. die Abtheilung einer Strophe u. Antistrophe, so dass 928 — 34. den Epodus ausmachen. In dem 920. Verse sind daher nach H.'s Angabe die Worte αἶταὶ ψυχῆς weggestrichen, die ehemals zwischen ἀνέμων und ῥιπαὶ standen. Wie sie in den frühern Zeiten in den Text gekommen seyn könnten, wird nicht gezeigt; sie sind ein Glossem, das sehr alt seyn muss, da die bisher verglichenen Handschriften es enthalten. τούτων im 922. Vers wird nun auf ῥιπαὶ ἀνέμων bezogen, und der Sinn der etwas verwickelten Stelle so von Hrn. E. gefasst: ferociam puellae luent, qui illam cunctantur abducere. Wie aber dieser Sinn aus den Worten hervorgehe, ist nicht erklärt. Die Stellung der Worte im 920. V. κλαύμαθ' ὑπάρξει βραδυτῆτος ὕπερ, ist nach Hrn. H. Urtheil beybehalten: Finitur, sagt dieser, stropha pariter atque antistropha pleno versu, sed sic ut neutro loco amplius progredi numerus possit. Aber eben deswegen scheint der tribrachys am Ende des Verses weniger passend zu seyn, und Brunks Stellung: βραδυτῆτος ὕπερ κλαύμαθ' ὑπάρξει volltönender zu enden, wie im antistroph. Verse κατακυρῶσθαι. Vor den 924. Vers (dem ersten der Antistr.) ist mit Recht die Person des Chors, statt der Antigone, gesetzt. — Gleich im 2ten Verse hat der Herausgeber nach Hrn. H.'s Rath ὅ τι in ὅτι verwandelt, und mit demselben erinnert, dass zwey Constructionen mit einander vermischt sind, wie in einer ähnlichen Stelle Oed. Tyr. 1401 ff. Eine Stelle des Isocr. Archidam. p. 198. Lang., die Hr. Prof. Lobeck zur Vertheidigung des ὅ τι — ὁποῖον anführte, kann, wie in den Addendis erinnert ist, deswegen nicht dazu gebraucht werden, weil der Artikel ὁ (nicht ἃ) in jener Stelle in einer von Coray gebrauchten Handschrift fehlt, und nur von einem unzeitigen Corrector beygefügt ist. Nach einer von Hrn. Prof. Schäfer hinzugesetzten Bemerkung ist ὁ aus dem ersten Buchstaben der folgenden Partikel οὐκ entstanden. Von letzterm Gelehrten sind in den Zusätzen nicht nur mehrere aus seinen neuesten Schriften gezogene, sondern auch handschriftlich mitgetheilte Verbesserungen und Muthmaassungen aufgestellt. Die längste Bemerkung desselben (in welcher auch andere Stellen verbessert werden) betrifft den 829. und 831. Vers. Dort hat Hr. E. schon ehemals Hermanns Aenderung in der Stellung der Worte gebilligt:

καίτοι φθιμένα, τοῖς ἰσοθέοις
ἔγκληρα λαχεῖν, μέγ' ἀκοῦσαι.

da in dem gewöhnlichen Texte, durch eine veränderte Stellung, der versus paroemiacus, ganz regelwidrig vor dem Schluss-Dimeter herging, und in den Handschriften und Ausgaben, welche der Recension des Triclinius folgen, ein zweyter paroemiacus den Schluss machte: ζῶσαν καὶ ἔπειτα θανοῦσαν, dem man es gleich ansieht, dass er unecht ist, wenn auch nicht es ganz gegen die Regel wäre, dass der erste paroemiacus vor Endigung des Gedankens gesetzt sey. Hrn. Schäfer aber ist ἔγκληρα noch anstössig, weil es hier keinen schicklichen Sinn gebe. Denn keine von den beyden Bedeutungen des Worts ἔγκληρος (κλῆρον ἔχων, und μέτοχος, particeps, passe hieher. Er lieset daher (zum Theil nach Anleitung des Scholiasten) σύγκληρα, was poetisch statt συγκληρία oder συγκλήρωσις gesetzt sey. Zu den an verschiedenen andern Orten (und namentlich in den Noten zum Dion. H. de comp. verb. und in dem Register dazu) angeführten Stellen, wo σὺν und ἐν in zusammengesetzten Worten mit einander vertauscht sind, werden noch einige hinzugesetzt und emendirt. Im Dion. Hal. Arch. T. III. p. 1800. steht τελευτῶντες ἐγκατέσχωσαν αὐτοὺς τῷ πλήθει τῶν βελῶν. Aber Hr. S. vermuthet, es müsse συγκατέσχωσαν heissen. (Dem Recens. ist ἐγκατέσχωσαν weit vorzüglicher und malerischer.) In Lucian. T. I. p. 19. τοὺς ὀδόντας ἐνέπριε wird συνέπριε vorgezogen, weil συνεκρότει vorhergeht. Wir übergehen die kritischen Bemerkungen über Longin. 43, 2. 15, 4. Aristaen. Ep. 1, 17. Hr. Erf. vertheidigt ἔγκληρα das er (mit τοῖς ἰσοθέοις verbunden) nicht *aequalia diis*, sondern, *quae diis obtigerunt*, *propria diis* (wie ἔμμορα) übersetzt. Im 829. V. schlägt Hr. S. wegen des vorhergehenden θεὸς καὶ θεογεννής (das er mit ἀγαθὸς καὶ ἐξ ἀγαθῶν nicht ganz richtig, wie Hr. E. sehr wahr erinnert, vergleicht) und weil in der Augsb. Handschrift zwey Lesarten θνητοὶ καὶ βροτοὶ verbunden sind, vor:

θνητοὶ δ' ἡμεῖς καὶ θνητογενεῖς.

So werde auch das nachdrucksvollere Wort zu Anfang gesetzt, und θνητὸς und βροτὸς sind mit einander verwechselt. Hr. E. führt zur Vertheidigung der gewöhnlichen Lesart (ἡμεῖς δὲ βροτοὶ καὶ θνητογ.) an, dass der Nachdruck auf dem Pronomen ruhen müsse, als wenn ἥδε im Gegensatz voraus gegangen wäre: ja sie war eine *Göttin* — *wir* aber sind Sterbliche. Und Rec. pflichtet ihm ganz bey. — Ein Verzeichniss der von Andern und vom Herausgeber selbst gebrauchten Handschriften ist vorausgeschickt. Der Druck ist nicht nur höchst correct, sondern auch an sich schön, wenn gleich, was die Noten anlangt, klein und gedrängt.

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

116. Stück, den 26. September 1810.

REINE MATHEMATIK.

Grundriss der gesammten reinen höhern Mathematik, oder die allgemeine Rechenkunst, Algebra, Differenzial- Integral - und Variationsrechnung, nebst ihren Anwendungen auf continuirliche Grössen zum Selbstunterricht abgefasst von D. Johann Carl Fischer. Erster Band. Leipzig bey Kummer. 1807. 8. 671 S. 6 Kupfertafeln. Zweyter Band 1807. 678 S. 6 Kupfert. Dritter Band 1809. 605 S. 3 Kupfertafeln.

Der Zweck, den sich der Verf. vorgesetzt hat, ist zu bestimmt durch den Titel angegeben, als dass es darüber noch einer Bemerkung bedürfte. Damit sein Werk sich zum Selbst-Unterricht eignen möchte, scheint er mit Fleiss einen sehr ausführlichen Vortrag gewählt zu haben, der jedoch nicht immer ganz deutlich und richtig ist. z. B. B. 1. S. 72. §. 113. heisst es: „Ist eine Zahl a eine ganze Zahl und es lässt sich daraus die verlangte Wurzel in keiner ganzen Zahl finden, so kann auch die Wurzel kein Bruch seyn, wovon Zähler und Nenner bestimmte Zahlen wären.“ Nun folgen die Gründe dieser Behauptung, alsdann fährt der Verf. fort: „*Solche Zahlen* nun, welche sich nicht bestimmt angeben lassen, heissen Irrational-Zahlen, *im entgegengesetzten Fall* aber Rationalzahlen. Solche Wurzeln also, welche aus ganzen Zahlen keine ganzen Zahlen sind, sind Irrationalzahlen.“ Der Verf. will sagen, dass, wenn die verlangte Wurzel einer ganzen Zahl keine ganze Zahl ist, sie auch kein Bruch seyn könne, sondern, dass man sich begnügen müsse, sie durch Brüche anzugeben, die von ihr immer etwas verschieden bleiben. Allein was soll der Selbstlernende, von dem der Verf. annehmen muss, er habe andere Schriften noch nicht gelesen, sich bey einem Bruche denken, dessen Zähler und Nenner unbestimmte Zahlen wären, er, dem kein Bruch noch vorgekommen, dessen Zähler und Nenner nicht bestimmt gewesen wäre? Endlich passen die Worte *Solche Zahlen nun* mit den Worten: *Im entgegengesetzten Falle* nicht zusammen. Rec. will hier die Belege zu seiner Behauptung nicht häufen, wiewohl bey den Lehren von der variablen Grösse der Functionen und Variationen u. s. w. sich ähnliche Bemerkungen aufdringen, sondern nur den Unterschied bemerklich machen, der zwischen Deutlichkeit und Ausführlichkeit in diesem Buche Statt findet. Was den wissenschaftlichen Gehalt anlangt, so hat der Verf. aus guten Quellen, vorzüglich aus Kästners und Eulers Werken geschöpft, allein sehr oft zu wenig auf die neuern Fortschritte aufmerksam gemacht. Auf die combinatorischen Darstellungen Hindenburgs ist gar nicht Rücksicht genommen, und bey den continuirlichen Brüchen, von denen der Verf. so ausführlich handelt, hätten die combinirten Involutionen wohl eine Erwähnung verdient. Das Binomialtheorem, wovon man jetzt Elementarbeweise hat, stützt der Verf. zu grösserm Nachtheil der Ordnung auf den Differenzial - Calcul, und kann es daher erst B. II. §. 262. in seiner Allgemeinheit beweisen. Eben so ist es mit den Logarithmischen Reihen. Es wäre zu wünschen, der Verf. hätte die Schriften eines L'huilier, Lacroix u. s. w. bey Entwerfung des Plans zu seinem Werke benutzen können. Die Schriften des Lagrange hat der Verf. zum Theil gebraucht und namentlich ist es zu rühmen, dass er dessen schöne, schon vor 40 Jahren bekannt gewordene, Auflösung numerischer Gleichungen beygebracht und nicht wie fast alle Deutsche übersehen hat. Man hat den Verf. wegen seiner Ordnung getadelt, wie er selbst erwähnt, und dem Rec. ist dieselbe ebenfalls nicht ganz vortheilhaft vorgekommen. Fürs erste sind arithmetische und geometrische Lehren abwechselnd vorgetragen worden, und diess hat seinen Vortheil, aber eigentlich ist es doch unstatthaft. Arithmetische Wahrheiten haben ihre Gründe und Anwendungen für sich, geome-

trische ebenfalls; hat man sie gesondert vorgetragen so mag man sie verbinden, und man wird bey einer leichter zu übersehenden Ordnung, eben die Vortheile der Combination haben, zu welchen der Verf. durch das Beyspiel der vorzüglichsten Mathematiker verleitet worden, welche aber, so lange sie Statt findet, ganz klar zeigt, wie weit unsere Lehrbücher vom Ziele entfernt sind. *Zweytens* hat der Verf. einzelnen Materien Plätze angewiesen, wo sie gewiss niemand so leicht sucht. z. B. B. I. S. 49. lehrt er die Nenner der Brüche verändern, am Ende des Capitels, das von Primzahlen handelt; von den Brüchen handelt er erst späterhin. S. 173. lehrt er aus der Gleichung $b^x = \frac{c}{g}$, den unbekannten Exponenten x finden, an einem Orte, wo von einfachen Gleichungen die Rede ist. Selbst dem Binomialtheorem, diesem Grundpfeiler der Analysis, muss, sobald als möglich, ein Platz angewiesen werden, und dass es Kästner und andre so lange vorzutragen versparten, lag nicht in ihrem Willen und ihrer Einsicht, sondern in dem Zustande, in welchem sich die Wissenschaft zu der Zeit befand, wo sie schrieben. Rec. ist gar nicht der Meynung, dass man alles und jedes in einem mathematischen Lehrbuche mit Citaten versehen müsse, allein gerade ein Lehrbuch, zu eignem Unterricht bestimmt, sollte bey jeder Materie die Schriftsteller nennen, die am besten oder zuerst darüber geschrieben haben. Denn wo soll der Jüngling, der den Durst seiner Wissbegierde zu stillen sich sehnt, Befriedigung finden, wenn ihm das Buch nicht genügt oder ihm unverständlich blieb? Eine gewählte Literatur ist überhaupt eine eben so nothwendige Eigenschaft eines guten Lehrbuchs als eine übermässige und ungewählte, blos Ostentation ist und beweist, wie viel Bücher der Verf. nicht gelesen hat. Das so eben angezeigte Werk, in welchem Rec. übrigens weder Belesenheit noch Arbeit vermisst, wird daher wohl den Zweck der Selbstbelehrung nicht ganz und ohne Schwierigkeit erreichen, allein als ein Buch zum Nachlesen, als Sammlung einer Menge schöner Theorieen wird es jedem seiner Besitzer nützlich seyn, zumal wenn die Brauchbarkeit desselben durch ein hinzukommendes Register erleichtert würde, da die Inhaltsanzeigen diesen Mangel nicht ersetzen, sondern sich zu sehr im Allgemeinen halten.

NATURPHILOSOPHIE.

Andreas Sniadezki's, Russisch Kaiserlichen Hofraths, Doctors der Medizin, wirklichen Professors der Chemie auf der Kaiserlichen Universität zu Wilna, der Königlichen Societät zu Warschau, und der medizinischen Gesellschaft zu Wilna Mitgliedes, *Theorie der organischen Wesen.* Aus dem Polnischen übersetzt von *Joseph Moritz* Kreis-Physikus zu Telsch, Leibarzt Sr. Durchlaucht des Fürsten-Bischofs Giedroyez. Erster Band. Königsberg bey Unzer 1810. 8. XXXIV. und 266 S.

Nach dem Plane des Verfassers soll seine ganze Arbeit in drey Theile zerfallen, von denen der vorliegende erste nur die allgemeine Darstellung der Theorie des Lebens aller organischen Wesen enthalten; der zweyte aber die Anwendung dieser Theorie auf die Darstellung des menschlichen Lebens im Stande der Gesundheit und im Stande der sich bildenden und entwickelnden Krankheit, nebst der Auseinandersetzung der Ursachen solcher Veränderungen, und der allgemeinen Indicationen zur Verbannung und endlich zur Vernichtung derselben umfassen; der dritte aber die systematische Darstellung aller Leiden und Unpässlichkeiten des Menschen, nebst der Beleuchtung der zu ihrer Entfernung dienenden Mittel begreifen soll.

Die Theorie des Verfassers ist hauptsächlich auf die drey Grundsätze gebaut, dass erstlich Wasser, Luft, Wärme, Licht und Speisen unerlässliche Bedingungen des Lebens sind: dass zweytens Organisation eine gleich nothwendige Bedingung zum Leben ist und dass drittens nur eine gewisse Art der Materie im Stande ist, das Leben der belebten Wesen zu erhalten. — Das einmal in irgend einem Wesen begonnene Leben kann nicht anders erhalten werden, als durch ununterbrochene Verbindung der belebten Wesen mit den äussern belebenden Körpern. Es muss aber einst ursprünglich auf die Materie eine gewisse Gewalt oder Kraft eingewirkt haben, die sie zuerst in organische Form brachte, und so das Leben in ihr begonnen hat. Alle organische Wesen müssen also ursprünglich geschaffen worden seyn, und jene Kraft, welche bey der ursprünglichen Bildung der organischen Wesen zum ersten Male die Materie in eine organische Form brachte, währt bis jetzt fort und erhält sich unveränderlich; der Verf. nennt sie organisirende oder organische Kraft. Sie muss von verschiedenen Seiten betrachtet werden: erstlich als ganz allgemein, in dieser Rücksicht kann man sie die allgemeine oder dem Ganzen zukommende organische Kraft nennen: zweytens als eigenthümlich dieser oder jener Gattung oder Art lebender Wesen, als den Unterschied des einen von dem andern bezeichnend; diese kann man organische Kraft der Gattung oder der Art nennen. Endlich befindet sich in jedem lebenden Wesen eine gewisse ihm eigene Kraft, welche von der ursprünglichen Schöpfung aller belebten Wesen herrührt, die Organisation dieses Individuums erst anfängt, dann erhält und vervollkommnet, dem es mithin seinen

Anfang, organischen Bau und alle davon abhängende Eigenschaften schuldig ist, dieses ist die individuelle organische Kraft. So oft ein neues Individuum beginnt, so oft muss die organische Kraft dem Anfange des neuen Lebens vorausgehen, der Anfang irgend eines Individuums ist also nichts anders, als der Anfang der individuellen organischen Kraft, also Befruchtung oder Empfängniss. So oft lebende Wesen die sie umgebende unorganische Materie in sich aufnehmen und in sich selbst verwandeln, so oft muss die ihnen eigene individuelle Kraft auf diese Materie thätig einwirken, und wenn einige organisirte Wesen andere als Nahrung in sich aufnehmen, so müssen sie durchaus diese erste individuelle Kraft in ihre eigene verwandeln, welches Assimilation genannt wird. Alle diese Thätigkeiten aber sind organische Thätigkeiten — wenn aber gleich die Existenz eines jeden Individuums von der in ihm angefachten individuellen Kraft anfängt; so wird deshalb doch das Individuum nicht organisiret werden, noch leben können, wenn nicht die belebenden Kräfte es ununterbrochen dazu reizen. Demnach organisiren sich während des Lebens alle belebte Wesen beständig, oder das ganze Leben ist ein anhaltender, nie aufhörender organischer Process oder eine nie aufhörende Assimilation. — Es bestätiget sich also, dass das Leben der organisirten Individuen im Allgemeinen an folgende Bedingungen gebunden ist: 1) Die individuelle Kraft muss in jedem belebten Wesen immer und ohne Unterbrechung wirkend seyn; 2) jedes Individuum muss in unaufhörlicher Verbindung mit den äusseren belebenden Körpern stehen. Auf diese Erörterungen folgt nun im zweyten Capitel die Betrachtung der Speisen, Getränke und einer jeden Materie im Allgemeinen, welche in die Mischung des belebten Wesens eingeht, so wie die Untersuchung der Materie in welcher Leben und Organisation Statt findet und einer neuen Eigenschaft der Materie, der Belebungsfähigkeit. — Da die Materie so leicht die organische Bildung verändern, und indem sie von einem lebenden Wesen in das andere übergeht, endlich alle nach und nach durchlaufen kann, und da die chemische Zerlegung zeigt, dass sie in allen Körpern eine und eben dieselbe ist, so muss es ihr selbst gleichgültig seyn, diese oder jene Form anzunehmen; sie muss immer bereit seyn, nur eine solche anzunehmen, welche ihr die organische Kraft, deren Einwirkung sie unterworfen ist, mittheilt und sie besitzt also keine Kraft, sich selbst organisiren zu können. — Da nur ein gewisses Theilchen der die Erde bildenden Materie leben und organisirt werden kann, und da lebende Wesen sich unter einander zur Nahrung und Speise dienen, so wollte die Natur eben dadurch die Anzahl und Vermehrung der lebenden Wesen in gewisse Grenzen einschliessen. Es kann deshalb ein lebendes Wesen nur durch den Verfall des anderen aufkommen und der Mensch, der sich auf der ganzen Oberfläche der Erde so sehr ausbreitet und vermehrt, ist der grösste Zerstörer anderer organischer Geschöpfe. — Die Materie lebt fast beständig und ununterbrochen, indem sie von einem organischen Wesen in das andere übergeht, und allmählig alle durchläuft. Sie hat Belebungsfähigkeit, insoferne sie den organischen Kräften gehorchen und organisirt werden kann — Das Leben ist Resultat der gegenseitigen Einwirkungen der belebenden nicht belebten, oder nicht organisirten Materie, auf eben diese Materie im belebten und organischen Zustande. Jedes lebende Wesen organisirt sich beständig und es besteht das Leben in Belebung und beständiger Organisirung der belebenden Materie. Jede Organisation ist das Resultat zweyer Bestrebungen, einer allgemeinen in der Materie selbst Statt findenden, vermöge welcher gewisse Stoffe zum Leben und zur Organisirung im Allgemeinen streben; und einer besondern in dem Individuum Statt findenden, welche die Art eines solchen Lebens und die organische Form bestimmt. Je mehr die organische Kraft der Individuen auf eine gegebene Materie einwirkt, desto mehr verliert sie von ihrer Belebungsfähigkeit, so dass die Belebung der sich in Individuen befindenden Materie, mit ihnen im umgekehrten Verhältnisse der organischen Kraft steht, welche auf diese Materie gewirkt hat; und die Individuen können ihr eignes Leben nicht anders erhalten, als nur durch den beständigen Wecksel der Materie, aus welcher sie bestehen. — Die Belebungskraft der organischen Materie, welche zur Nahrung dienen soll, stehet im umgekehrten Verhältnisse mit dem Fortgange der Organisation. — Das individuelle Leben besteht in der beständigen Organisirung der neu hinzugekommenen und in der proportionellen Zersetzung der eigenen Materie. Mit Beleben ist zugleich Desorganisiren verbunden und äussere belebende Körper beleben uns nicht anders, als nur durch das Streben, uns zu zersetzen und zu verderben.

Kräfte, die den organischen Kräften Widerstand leisten können, und deshalb ruhende oder gegenorganische Kräfte genannt werden, sind erstens alle physische Kräfte, welche den belebenden Stoffen ein anderes Streben, eine andere Richtung ertheilen, als die Attraction und die Verwandtschaft; zweytens muss sich die Organisation selbst den organischen Kräften widersetzen. Hierin besteht der wesentliche Unterschied der Pflanzen von den Thieren, dass die Pflanzen von der einfachsten und gänzlich unorganisirten Materie leben, und deshalb bey der Assimilation derselben nur allein von der chemischen Verwandtschaft einen Widerstand empfinden; Thiere hingegen nähren sich von Thieren und Gewächsen, und haben wenig Widerstand von der chemischen Verwandtschaft, aber weit mehr von

der vorigen Organisation. Die Naturkraft, vermöge welcher Körper von verschiedener Natur unter einander sich gegenseitig zu verbinden streben, und nach ihrer Verbindung in einen Körper verwandelt sind, der mit den ihn bildenden Bestandtheilen keine Aehnlichkeit hat, nennt man Verwandtschaft. Die Verwandtschaft wirkt im umgekehrten Verhältniss der ruhenden Kräfte. Diese Kräfte bestehen in Cohäsion, die um so kräftiger sich der Verwandtschaft widersetzt, je stärker sie ist; ferner in den ruhenden Verwandtschaften, vermöge welcher jeder Körper in seiner Verbindung zu bleiben strebt. Die Verwandtschaft wirkt im umgekehrten Verhältnisse der ruhenden Kräfte und in dem geraden Verhältnisse der in einem Körper sich befindenden freyen Wärme, die mithin die ruhenden Kräfte in demselben Verhältnisse schwächt, in welchem sie die Thätigkeit der zu erscheinenden Verwandtschaft befördert. Sie wirkt gleich stark gegen die Cohäsion, als gegen die ruhenden Verwandtschaften, und diese Eigenschaft scheint gänzlich von dem Bestreben des Wärmestoffes, sich mit allen Körpern im Allgemeinen zu verbinden, abzuhängen. Da nun auch die organischen Kräfte allen ruhenden Verwandtschaften und der Cohäsion gleich entgegenwirken, so muss ihnen hierin auch die Thätigkeit des Wärmestoffes beförderlich seyn. Hierin liegt die erste Ursache, weshalb Wärme zum Leben und zum Wachsthum organischer Wesen so unumgänglich nothwendig ist. Der zweyte Grund liegt darin, dass der Wärmestoff eben so die chemischen Verbindungen, welche sich in der organisirten Materie ereignen können, befördert, wie er den organischen Kräften in der Zerlegung der chemischen Verbindungen und in der Assimilirung der unorganisirten Materie hilft. Man muss folglich in jedem lebenden Wesen zwey unaufhörliche Processe, einen organischen und einen chemischen zulassen. Organische Processe sind nur solche, in welchen die organisirende Kraft die Oberhand hat, z. B. die Verdauung der Speisen, ihre Verarbeitung in Blut, die Bildung der festen Theile aus demselben, alle Secretionen u. s. w. Sobald aber die Materie diese Processe durchlaufen hat, und anfängt, sich der Gewalt der organischen Kräfte zu entziehen, so muss in demselben Verhältniss die Thätigkeit der Verwandtschaft beginnen; diejenigen Thätigkeiten, in welchen sie die Oberhand behält, sind chemische Processe, diess sind vorzüglich alle Excretionen.

Man muss Organisation selbst, oder organische Form, wohl von organischer Verbindung oder Cohäsion unterscheiden. Unter den gleichartigen Theilchen der gänzlich todten Materie kann man keine andere Kraft, als die Attraction wahrnehmen; sie bildet mit der Expansionskraft des Wärmestoffes ein gewisses Verhältniss, von welchem die Dichtigkeit der Körper und die jedesmalige Lage ihrer Theilchen abhängt. Eine solche Verbindung nennt der Verfasser eine einfache oder physische Verbindung. — Da sogar die allerkleinsten Theilchen eines Körpers von physischer Verbindung, so wie der Körper selbst, in verschiedenartige Stoffe zerlegt werden können, so muss man diese Theilchen als chemische Producte, als Resultate des der Materie angebornen Bestrebens ansehen, vermöge welcher Stoffe von verschiedener Natur zur gegenseitigen Verbindung und zur Bildung neuer, von ihnen verschiedener Körper streben. Einen solchen Zusammenhang der Materie nennt der Verf. chemische Verbindung. In dem organischen Wesen wirkt die individuelle Kraft der chemischen Verbindung und dem physischen Zusammenhange entgegen, ordnet und verbindet die Urstoffe der belebenden Materie auf eine ihr eigenthümliche Art; hier entsteht nun eine neue Verbindung: die organische.

Nach der gänzlichen Erlöschung der organischen Kraft, oder nach dem Tode, kann die belebende Kraft nicht lange in ihren organischen Verbindungen beharren, und muss plötzlich oder allmälig unter die Gewalt der Verwandtschaft zurückkehren, wodurch alsdann die vorigen Verbindungen aufgelöst werden und immer neue entstehen müssen. Ein solcher Zustand organischer todter Körper wird freywillige Zerlegung oder Gährung genannt. Eine wesentlich nothwendige Bedingung zur Erscheinung der Verwandtschaft in der todten Materie, ist die Schwächung der Cohäsion, oder eine gehörige Verdünnung der gährenden Materie, welches nur durch Wärme und Wasser bewerkstelliget werden kann. Ein grosser Theil der neuen, während der Gährung entstehenden, Mischungen entsteht aus der Oxydirung der Stoffe, welche die organische Mischung ausmachten. Ein solcher Oxydationsprocess ist die reichliche Bildung der Kohlensäure, des Wassers, und in einigen Fällen des Essigs. Aus dieser Rücksicht muss man den ganzen Gährungsprocess für eine allmälige Combustion halten. Deshalb ist auch der freye Zutritt der Luft, und besonders des Sauerstoffgases, bey der freywilligen Zerlegung organischer Wesen unablässig nothwendig — wenn nun auch in der organisirten Materie das Leben verlischt, und die organische Kraft zu wirken aufhört, so müssen dennoch jene Verbindungen, welche einmal da sind, so lange währen, bis sie nicht andere entgegenwirkende Kräfte auflösen. Es können daher die chemischen Producte, welche aus dieser Zerlegung entstehen, noch einige Charaktere der organischen Verbindung behalten, und sich deshalb von andern chemischen Verbindungen, die in der gänzlich unorganisirten Materie Statt finden, unterscheiden. — Alle organische Verbindungen entstehen auf eine Weise, welche der natürlichen Verbindung der Verwandtschaft entgegengesetzt ist; je stärker und verwi-

ckelter diese Verbindungen seyn werden, desto stärker wird auch das Bestreben der Verwandtschaft seyn, sie zu zerstören und die letzte Zersetzung der organischen Verbindungen muss desto schneller erfolgen, je mehr die Umstände das Erscheinen der Verwandtschaft begünstigen. — Da die belebende schon einmal organisirte Materie ohne gehörige Wärme, Wasser und Luft, selbst nach der Erlöschung der organischen Kraft, sich nicht gänzlich zerlegen kann, so wird sie oft von andern belebten Wesen nicht verzehrt und verarbeitet, und kann in ihrer Form Jahrhunderte hindurch unverändert fortwähren. Dieses veranlasst den Verf., von der Vergrabung der belebenden Materie in den Eingeweiden der Erde, und von ihrer Rückkehr auf die Oberfläche derselben zu reden, wobey die Art, wie die alten Aegyptier die todten Körper aufbewahrten, beschrieben wird. Der Meeresgrund wird allmälig von den Theilchen der Berge und von den Ueberresten der organischen Körper überzogen. Das Wasser verarbeitet aber mit der Zeit alle unterirdischen organischen Lager in Erdharze, welches auf die Theorie des Erdbodens und der feuerspeyenden Berge, und auf den Nutzen, welchen letztere für die organischen Wesen haben, führt, denn auf diese Weise werden die in dem Mineralreiche sich befindenden organischen Ueberreste zerlegt und verbrannt. Diese Verbrennung verwandelt sie endlich in Wasser, Kohlensäure, vollkommene und unvollkommene Schwefelsäure, welche durch die Oeffnung der Vulkane davon gehen, und in Asche, welche der Ausbruch auf die Oberfläche der Erde wirft. So kehren die Elemente jener vergrabenen belebenden Materie auf die Oberfläche der Erde wieder zurück, wo sie in neue organische Körper übergehen, und das Leben von neuem beginnen können. — Die besondere Betrachtung des vegetabilischen Lebens und die Bestimmung der in ihnen thätigen Lebenskräfte fängt mit der Bemerkung an, dass äussere Körper durch Belebungsfähigkeit und Verwandtschaften auf die Pflanzen wirken, und also Vegetation Resultat der gemeinschaftlichen Wirkung der Belebungsfähigkeit, der organischen Kräfte und der Verwandtschaft ist, und dass sich diese Kräfte gegenseitig ins Gleichgewicht bringen. Ohne Wärme können Gewächse nicht fortdauern, da Wärme und Licht zur Auflösung der ruhenden Verwandtschaften den stärksten Einfluss haben. Auch die Sonne ist in dieser Hinsicht eine Ursache des Lebens. In chemischer Rücksicht aber ist die Vegetation eine Decombustion. Des Sauerstoffes bedürfen die Pflanzen erstlich, damit ihre Excretionen gehörig von Statten gehen, oder damit der chemische Process in ihnen nicht aufhöre; zweytens: weil ihr chemischer Process in einer wirklichen Combustion des Wassers und des Kohlenstoffes besteht, und also ohne Sauerstoff nicht wirklich werden kann. Die Meynung, dass die Pflanzen die atmosphärische Luft verbessern, ist irrig, da sie auf der einen Seite eben so viel verderben, als sie von der andern Seite verbessern. Es findet in den Gewächsen eine unaufhörliche Combustion von der einen, und Decombustion von der andern Seite Statt. Die flüssigen Theile der Pflanzen sind dichter, als Wasser, und besonders als Kohlensäure, weil die organische Kraft diesen Stoffen, indem sie solche assimilirt, eine dichtere und festere Consistenz gibt, woraus folgt, dass in allen Puncten der Pflanzen, wo Assimilation Statt findet, ein verhältnissmässiger Theil von Wärme frey wird, und dass sich mithin die Gewächse durch den nie aufhörenden organischen Process selbst erwärmen. Zuletzt werden noch die Thätigkeiten derjenigen Körper erörtert, welche durch starke Verwandtschaften auf Vegetabilien einwirken. — Auf ähnliche Weise wird auch das thierische Leben untersucht, dessen Ursache auch die Wärme ist. Wie Thiere das Wasser verarbeiten, ist unbekannt. Bey den Thieren muss die Assimilationskraft auch gegen organische Verbindungen wirken. Die Befreyung der Materie von der Gewalt der Verwandtschaften steht im Verhältniss mit ihrer organischen Verwandlung. — Die Verschiedenheit der Speisen verursacht eine Verschiedenheit in den Verbindungen der thierischen Materie, und die fleischfressenden Thiere erneuern sich schneller, als die, welche von Pflanzen leben. In den Thieren finden dieselben Lebenskräfte Statt, welche in den Pflanzen herrschen, und überdiess noch die den Thieren eigenthümliche organische Kraft. Das thierische Leben ist verwickelter, als das Pflanzenleben, und um so verwickelter, je mehr organische Wesen zu seiner Erhaltung dienen. Endlich wird aus einander gesetzt, was den Wärmeprocess aufhält oder vermindert, und was ihn erhöht; ferner werden die organischen schädlichen Potenzen, die vegetabilischen Gifte und die Ansteckungsstoffe der thierischen Gifte beurtheilt; und dann wird noch der Unterschied und die Aehnlichkeit zwischen Gift und Ansteckungsstoff ausgemittelt. Die bisher abgehandelten Materien füllten die sieben ersten Capitel aus. Das achte Capitel handelt von der Fortpflanzung organischer Wesen. Die Gattungen können nur durch die beständige Bildung der Individuen fortdauern. Jedes einzelne Wesen aber hat eine doppelte Existenz, eine individuelle und eine specielle. — Der Act der Erzeugung ist keine individuelle Function, und die Geschlechtsfunction besteht in Erregung der individuellen Kraft. Diese Erregung bedarf aber einer gehörig zubereiteten Materie, und wird durch die Vereinigung des männlichen Saamens mit dem Eye bewerkstelliget. Die neue Kraft muss Resultat des gemeinschaftlichen Beytrages beyder Eltern seyn, und sie kann nicht durch Individuen von verschiedener Gattung erregt werden. Die grösste Bedeutung in diesem Acte scheint der männliche Saame

zu haben. Die Befruchtung ist nicht Erweckung eines schon vorher gebildeten Wesens, auch ist den Individuen das Ey zu ihrer Vermehrung nicht unumgänglich nothwendig. Die Nachkömmlinge sind aber in sofern in ihren Eltern enthalten gewesen, als der erste zur Fortpflanzung genommene Zweig im strengsten Sinne zu dem Stamme selbst gehört, und ein Theil desselben ist, also als eine Verlängerung desselben betrachtet werden muss. In dieser Bedeutung sind alle sich vermehrende Individuen einer jeden Gattung in ihren ersten Eltern enthalten gewesen, und werden durch die Fortpflanzung von ihnen getrennt, wo sie alsdann weiter wachsen. Die organische specielle Kraft geht nach der Reihe von einem Theilchen der Materie in einen andern unaufhörlich über, und sichert so die Dauer und die Existenz ihrer Gattung. Ein Ey befruchten, heisst, ihm die Eigenschaft der Assimilation mittheilen. — Der Verlauf des Lebens organischer Wesen, das Wachsthum, die Reife, die Abnahme und der Untergang derselben werden im neunten Capitel betrachtet. Die belebende Materie für die Thiere wird von den Pflanzen bereitet. Das Leben ist in der Materie ein beständiger Formwechsel, und in einer gegebenen Form besteht es in beständigem Wechsel der Materie. Die organischen Theile verwandeln sich in einer bestimmten Aufeinanderfolge in einander, und dieses findet auch in den Individuen Statt. Die Organe und andere Theile des Körpers bilden eins nach dem andern. So wie ein erster und kleinster Punct Statt findet, von welchem Wachsthum und Zunahme anderer nach der Reihe entstehen, so muss auch, nach dem unveränderlichen, in der ganzen Einrichtung der Welt herrschenden Naturgesetze, ein höchster Punct in derselben seyn, wo dieser ganze Fortschritt des Wachsthums, der Vervollkommnung und der Organisation stehen bleibt, und den er nicht mehr überschreiten kann. Alsdann hat jedes Werkzeug im Besondern, jeder Theil, und mithin die ganze Maschine die Grenze des Wachsthums und der Vollkommenheit erreicht. Da sie sich nun nicht mehr vervollkommnen und zunehmen können, so müssen sie immer mehr abnehmen, träger werden und endlich ganz und gar erlöschen. Die organischen Kräfte stehen mit den gegenorganischen in einem gegenseitigen Gleichgewichte, und die organischen Kräfte wirken im umgekehrten Verhältnisse der Masse. Jedes Individuum ist zu verschiedenen Zeiten selbst verschieden. — Diejenigen Wesen, deren Wachsthum langsamer ist, leben auch länger. Zuletzt werden die Ursachen der verschiedenen Lebensdauer untersucht. — Das zehnte Capitel enthält die Untersuchung der äussern Potenzen, welche auf eine thierische Oekonomie wirken können, und die Bestimmung ihres Verhältnisses und ihres Gleichgewichtes. Die Materie, welche in Gestalt von Speisen in den Körper kommt, ist entweder belebend, oder unbelebend, und die Leichtigkeit der Assimilation der unorganischen Materie steht mit ihren Verwandtschaften in geradem Verhältniss. Je weniger die organische Materie bearbeitet worden ist, um so belebender ist sie. Die Belebungsfähigkeit ist aber in den verschiedenen Theilen eines und ebendesselben Wesens dem Grade nach verschieden, und die Belebungsfähigkeit der auf ein Wesen einwirkenden Materie bestimmt den Ort, welchen dieses Wesen in der Reihe belebter Körper einnimmt, welches auch unter den verschiedenen Theilen eines und desselben Körpers Statt findet. Je lebhafter in einem gegebenen Wesen das Leben vor sich geht, desto öfterer bedarf es der Nahrungsmittel. Man kann jedes Wesen betrachten, als habe es sein Maass Belebungsfähigkeit, und dieses Maass wird von der Gattung seiner Nahrungsmittel bestimmt. Alle Speisen und Getränke können in Betreff der Art, wie das Leben wirklich wird, als erregende Körper betrachtet werden. Sie erregen entweder mehr das organische Bildungsvermögen, oder die organische Zersetzung. Unbelebende Körper zernichten und desorganisiren; belebende Körper erregen beyde Arten von Lebensäusserungen, nämlich zuerst die organischen, dann die chemischen. Nun ist die Rede von der Gesundheit organischer Wesen. Diejenigen Körper, welche die organischen Processe zu sehr erhöhen, verlieren dadurch immer mehr von ihrer Kraft, und je mehr sie die organischen Lebensprocesse erhöhen, desto mehr stimmen sie die chemischen herab. Die zu stark erregenden Körper aber verursachen zwey sich einander entgegengesetzte Lebensäusserungen. Die belebenden Potenzen sind nur zufällig, oder in ihren Nachwirkungen, die unbelebenden Potenzen aber bestimmt und nothwendig für organische Wesen ausleerend. Durch zu sehr erregende Potenzen kann man das individuelle Leben aufheben. Der Mangel belebender Stoffe macht, dass alle organischen Processe abnehmen, schwach werden und verlöschen, und die chemischen Processe den höchsten Grad erreichen, der in dem lebenden Körper Statt finden kann. Alle reizende, unbelebende Potenzen sind schädlich, und je stärker sie reizen, desto mehr schaden sie. — Von den Functionen organischer Wesen und der Thätigkeit ihrer besondern Organe handelt das eilfte Capitel. Vorausgeschickt wird der allgemeine Begriff des Lebens. Die Ursache der verschiedenen Phänomene desselben ist in der Verschiedenheit der Organisation begründet; dann bestimmt der Verf., was man unter Reizbarkeit und Empfindlichkeit zu verstehen habe, und beweiset, dass in jedem einzelnen Wesen eben dieselben Gesetze Statt finden, welche in der ganzen belebten Welt gelten. — Der Grad der Vollkommenheit der Organe wird nach dem Grad der organischen Ausarbeitung bestimmt. Ausser dem all-

gemeinen Leben besitzt jedes Organ auch noch ein ihm ganz eigenthümliches. Alle Organe werden beständig erneuert. Die angestrengte Thätigkeit der Organe erschöpft jedes belebte Wesen, denn eine solche Anstrengung hat Ausleerung zur Folge. Belebende Materie durchläuft in jedem Wesen eine gewisse Reihe Organe. — Nun folgt noch im zwölften Capitel ein kurzer Abriss und die Zergliederung der in dieser Schrift aufgestellten Theorie, und das dreyzehnte Capitel enthält endlich eine kurze Darstellung und Widerlegung der Brownschen Theorie.

Nachdem wir in dieser Anzeige bemüht gewesen sind, die originellen Ansichten des Verf. auszuheben, glauben wir zugleich, sie mit vollkommenem Rechte zur weiteren Prüfung empfehlen zu dürfen, und erinnern nur dagegen, dass zu häufige Wiederholungen die sonst anziehende Lectüre des Werkes weniger geniessbar machen. Die Uebersetzung ist fliessend, über ihre Richtigkeit können wir aber, weil das Original nicht verglichen werden kann, nicht urtheilen.

KINDER-BÜCHER.

1) Dr. *J. P. Pöhlmanns Elementarbuch.* Zweyter Theil. *Agnes und ihre Kinder.* Ein Lesebuch zur Erzeugung religiöser Gesinnungen bey sechs- bis achtjährigen Kindern. Nürnberg, bey Campe, 1809. VIII u. 114 S. nebst 8 eingelegten Kupfern in gefälligem Pappe-Bande. (20 Gr. oder 1 Gl. 30 Xr. Rh.)

Mag auch der rühmlich bekannte Verf. selbst die beygefügten Kupferstiche nicht für vollendete Kunstwerke halten, so verdienten sie doch auf den beyden Titelblättern angezeigt zu werden, und zwar um so mehr, als die meisten der vorgetragenen Religions-Wahrheiten dadurch nicht nur sinnlich, sondern auch grösstentheils sinnreich dargestellt wurden. Auf einigen derselben hat Recens. jedoch den vorläufig entschuldigten Anthropomorphismus, in persönlicher Darstellung Gottes, so grob gefunden, dass er dadurch an *Exod.* XX, 4. erinnert wurde. Dagegen hat er an dem Auge des Herrn nach Sir. XXII, 22., und an der aus den Wolken herabschwebenden Wage zu Röm. II, 6. noch weniger Anstoss genommen, als an der zu Versinnlichung des bekannten Spruches Ps. CXXXXV, 16. hervorragenden Hand Gottes. Eben weil Bilder in dem Gemüthe des zarten Kindes tieferen Eindruck bewirken, als blosse Worte, scheinen dem Rec. dergleichen bildliche Darstellungen durch gleiche, leicht erklärbare Bibel-Ausdrücke nicht gerechtfertigt zu werden. Was nun die einfache Familiengeschichte betrifft, in welcher der lehrkundige Herausgeber seinem angekündigten Zwecke nachzukommen sucht, so scheint dieselbe wohl neben dem so bekannten als romanhaften und liebelnden Lesebuche von *Lossius* gewiss noch weniger überflüssig, als neben dem wackern *Gottschalk* und dem bewährten *Vater Roderich*, denen Hr. P. auch nicht durch angemeldete Wohlfeilheit grossen Vorzug abgewonnen hat. Die Hauptbestimmung seines Büchleins: den Katechismus, „wie befriedigend er auch als Lehrbuch sey, von gewöhnlicher Benutzung zu Leseübungen verdrängen zu helfen," muss Rec. zwar, nach den in der Vorrede berührten Gründen, billigen; dieselbe kann aber wohl nicht für öffentliche Schulen erreicht werden, wenn diese Bogen nicht, ohne die Kupfer und deren Erläuterung, möglichst wohlfeil verkauft würden. Der Gesprächs-Vortrag des gewandten Verfassers ist übrigens auch hier natürlich und gefällig, seine Schreibart aber noch immer (z. B. *blose*, *gieng*, *hieng*, *Preiss*, *wiess* u. dgl.) nicht ganz frey von kleinen Unrichtigkeiten.

2) *Das goldene ABC für Kinder* (,) die schon lesen od. *Lehren der Sittlichkeit und Tugend*, in kleinen Geschichten u. Erzählungen für die Jugend beyderley Geschlechts; von *Jakob Glatz*, k. k. Consistorialrathe und evangelischem Prediger in Wien. Mit 24 Kupfern. Nürnberg, bey Campe, 1810. VI und 160 S. 8. (1 Thlr. 12 Gr. oder 2 Fl. 42 Xr. Rh.)

Drey und zwanzig nach dem Anfangs-Buchstaben dargestellter Eigenschaften geordnete Erzählungen, die von der *A*ufrichtigkeit und *B*escheidenheit bis zur *W*ahrhaftigkeit und *Z*wietracht hinführen, waren anfänglich dazu bestimmt, der neuen Auflage *kleiner Geschichten und Erzählungen für Kinder* zum 2ten Bändchen zu dienen. Die Verlagshandlung wollte dieselben aber lieber unter einem besondern Titel darbieten. Ihren angegebenen Zweck: das sittliche Gefühl in jungen Kindern anzuregen und zu nähren, möchten sie wohl leicht erreichen. Angekündigte Feinheit der Malerey lässt sich aber nicht minder selten vermissen, als Schreibrichtigkeit in äuserte, beschmu*t*zt, einbü*ss*en, erschra*ck*, Gei*t*zhals, gieng, tre*f*lich, rei*t*zend u. s. f.

3) *Das erste Buch für Kinder* (,) oder ABC- und Lesebuch. Breslau, bey Grass und Barth, 88 S. 8. ohne Jahrzahl, doch mit Titel-Bildlein versehen. (2 Gr.)

Dieser gar nicht schlechten und dabey sehr wohlfeilen Fibel soll sehr bald ein Gebrauchs-Büchlein für Eltern und Lehrer folgen. Das Anfangen mit genetischer Ordnung der Buchstaben ist wohl

so wenig zu billigen, als andre Mängel und Unrichtigkeiten, wie S. 26—27. „*Rothe Menschen gibt es nicht.*“ Manche lassen *sich* den Bart wachsen, wie die Juden, die *Russen* (?) die *Kutscher* (??) Der Knabe und Jüngling, der Mann und die Frau geht auf zwey Füssen. Welches Mädchen sollte sich hier nicht vermissen?

Schrift und Druck hat Rec. bis auf Weniges, wie: Mit und vor dem Laut*en*, sechszig, schmu*tz*ig, tri*f*t u. dgl. richtig gefunden.

4) *Kleiner Sittenspiegel in Versen*, enthaltend die Pflichten (,) welche ein Kind in und ausser der Schule zu beobachten hat. Von *C. L. Henke*. Berlin 1810. Erstes Heft. VI u. 32 S. 12. (für 3 Gr. in Commission b. Schöne).

Um gute Sitten zu befördern, hat der Verfasser diese Lehrreime zunächst für seine Zöglinge bestimmt, dann aber auch zu weiterem Schulgebrauche drucken lassen. Er will seine gereimten Regeln und Bemerkungen über die guten Sitten insgemein, über Pflichten, welche ein Kind des Morgens bey und nach dem Aufstehen, in der Schule so wie nach der Schule zu beobachten hat, mehr nach seiner guten Absicht, als nach den Regeln der Poësie beurtheilt wissen. Demnach wollen wir auch gleich an den Anfangs-Reimen — *hoch* — *bewog*, *Lehr* und *her* minder Anstoss nehmen, als an dem jambischen Gebrauche von Anstand. Uebrigens dürften Ausdrücke, wie: „Danket aus Erkenntlichkeit, eilt sogleich,“ und Schreibungen, wie „des*h*alb, Schmu*tz* u. dgl. wohl noch mehr Sorgfalt erfordern. Statt: „Als *ob's 'ne* Heerde Schaafe wär“ könnte besser: „Als ob's ein Heerdchen u. s. w. stehen.

RELIGIONSLEHRE.

Andenken an die Christenlehren, zur Wiederholung des empfangenen Religions-Unterrichts, herausgegeben von *Daniel Krüger*, Inspector der Elementarschule zu Breslau. Breslau und Leipzig, bey Wilh. Korn, 1810. VI u. 132 S. 8. (8 Gr.)

Man suche in diesem Buche keine vollständige Entwicklung der Wahrheiten des Christenthums nach dem Lehrbegriff der kathol. Kirche, sondern nur Winke und Andeutungen zum weitern Nachdenken. Es übergeht Manches, z. B. die Lehre von der Gnade und Tradition, den Concilien u. m. a. ganz mit Stillschweigen; fertigt Vieles unvollständig und oberflächlich ab, etwa wie die Lehre von den Sacramenten, und unterwirft nur Einiges einer weitläufigern Erörterung, und stellt es unter andern, als den gewöhnlichen Gesichtspuncten dar. Hieraus und aus verschiedenen Aeusserungen in der Vorrede schliesst Rec., dass Hr. K. seine Schrift zunächst nur seinen gewesenen Schülern und Schülerinnen gewidmet hat, die etwa später wieder ins Gedächtniss zurückrufen wollen, was Er in der Schule und Kirche zur Erläuterung, Ergänzung und Berichtigung des Katechismus mündlich hinzuzusetzen für nöthig und zweckmässig hielt. Für die genannten Leser dürfte das Buch nicht ohne Nutzen seyn; aber für Andre von demselben Alter, die nach einem andern Plane, und vielleicht minder sorgfältig unterrichtet worden sind, wäre gewiss besser gesorgt gewesen, wenn der Hr. Verf. die Wahrheiten der Religion, in sofern als sie in den Jugendunterricht gehören, vollständig und mit ihren Gründen vorgetragen, gegen die gangbaren Einwürfe gerechtfertiget, die Anwendung derselben im Leben nachgewiesen, und das Alles in das anziehendere Gewand bald der Anrede, bald des Mono- oder des Dialogs eingekleidet hätte.

PREDIGTEN.

Neue Festpredigten. Herausgegeben von *Joh. Wirsing*, Pfarrer zu Püsselsheim. *Erster Jahrgang.* Erfurt, in der Keyserschen Buchhandlung, 1810. 220 S. 8. (14 Gr.)

Hr. W. hat diese Vorträge seinen katholischen Amtsbrüdern gewidmet, die an den Festtagen ihrer Kirche zu predigen haben. Ihm war es nicht darum zu thun, ganz ausgearbeitete Reden zu liefern; sondern vorzüglich nur, mit Uebergehung aller Legenden, seinen Stoff immer mit Rücksicht auf das jedesmalige Fest zu wählen, denselben gut zu ordnen und gemeinfasslich auszuführen. Seine Gabe wird vielleicht denen angenehm und nützlich seyn, die, aus welcher Ursache es sey, gern mit fremdem Kalbe pflügen. Es bleibt aber ihrem eigenen Fleisse überlassen, die vorhandenen Lücken auszufüllen; die Haupttheile der Predigten durch schickliche Uebergänge mehr in Verbindung zu setzen; das allgemein Gesagte nach den Bedürfnissen ihrer Zuhörer zu individualisiren, und besonders die Exordien und Epiloge umzuschmelzen, und dem Zwecke dieser Redetheile entsprechender einzurichten.

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

117. Stück, den 28. September 1810.

Akademische u. andere kleine Schriften.

Alte Literatur. Natalitia octogesima secunda — Caroli Friderici — rite pieque celebrant d. XXII. Novembr. (1809) simulque praemia commissionibus victricibus decreta et novas quaestiones proponit Academia Heidelbergensis. *Explicatur Platonica corporis mundani fabrica conflati ex elementis geometrica ratione concinnatis.* Heidelbergae MDCCCIX, typis Engelmann. XLIII S. in gr. 4.

Universitatis litterariae Rupertae Carolae Heidelbergensis Prorector magnif. Car. Christian. Langsdorf — d. XII. Junii (1810.) magistratu abit, simulque civibus commendatur successor — Jacob. Fidelis Ackermann. — *Disputatur de Platonico systemate coelestium globorum et de vera indole astronomiae Philolaicae.* Heidelbergae MDCCCX, typis Engelmann. XXXII S. gr. 4.

Beyde treffliche Abhandlungen, die zur Erweiterung unserer Kenntniss der Wissenschaftskunde des Alterthums dienen, haben den Hrn. Prof. *Böckh* zum Verfasser, der nun einem Rufe an die neue Universität zu Berlin folgt.

In der *ersten* Abh. wird gleich zu Anfang, nach Cicero's Vorgange, erinnert, dass die Unverständlichkeit des Timaeus vom Plato, mit welchem der Hr. Vf. sich bekanntlich beschäftigt, nicht von der Dunkelheit der Worte, sondern der Sachen herrühre. Die Alten, deren mehrere (zwölf werden vom Vf. genannt) diesen Dialog erklärten, wandten daher auch ihren Fleiss vornehmlich auf Erläuterung der Gedanken und Sachen. Selbst Longin, wiewohl die Zeitgenossen ihn mehr für Philolog als für Philosoph hielten, hat in dem Commentar, in welchem er vornehmlich das prooemium des Timaeus erläutert zu haben scheint, zwar auch auf die Worte und Structur des Vortrags Rücksicht genommen, vorzüglich aber die Sachen erklärt. Sie würden aber gewiss noch bessere Interpreten dieses Dialogs gewesen seyn, wenn sie nicht eine unrichtige Meynung von Plato's Geiste und Schreibart gefasst hätten. Sie hielten ihn beynahe für ein höheres Wesen, das himmlische Geheimnisse bekannt mache, suchten daher in den einfachsten und alltäglichsten Worten die tiefste Weisheit, und bedienten sich der allegorischen Auslegung, und erklärten dieselben Worte, der eine (wie Jamblichus) physisch, der andre (wie Porphyr) ethisch; manche suchten selbst einen vielfachen Sinn darin, wie Proclus, der oft in denselben Stellen physische, moralische, philologische und symbolische Erklärung anwendet; ja einige erhoben über die geringfügigsten Dinge lächerliche Streitigkeiten. Man sieht auch hieraus, wie viel auf eine richtige Theorie der Auslegungskunst ankomme. „Non rudes, sagt der V. sehr wahr, non stupidi, non bardi fuerunt illi homines summi ingenii, Proclus, Plotinus, Porphyrius, Jamblichus; verum quum hujus artis sinceriora praecepta non melius quam ejus aetatis plurimi (Longinos exceperim) tenerent, multo ii gravius errarunt, quam quemquam credas posse: et pleraque, quae illi prave fecerunt, melius facere non posse, magis fuerit dedecori, quam laudi est fecisse." In der That können wir, mit Beyhülfe der Alten, Manches jetzt richtiger erklären. Der Herr Verf. hat sich vorgenommen, mehrere schwierige Materien und Stellen des Timäus in eignen Abhandlungen zu erläutern. Den Anfang macht er mit *Plato's Vorstellung von dem ganzen Weltbau;* mit Weglassung aber der Materien vom Weltschöpfer, der unsichtbaren und intelligiblen Welt, nach deren Bilde die sichtbare geschaffen worden sey, und von der Materie, verweilt er bey der Art der Schöpfung selbst. Den Weltkörper machte, sagt Plato, die Gottheit aus Feuer und Erde. Die Stelle, welche die Art und Weise angibt, wie die Gottheit dieses bewirkt habe, wird ganz mitgetheilt, und der Hauptsinn, den die meisten Ausleger verfehlten, am meisten der neueste Uebersetzer, so angegeben: es werden zwey Urelemente angenommen, um die Verschiedenheit der geschaffenen Dinge anzudeuten. Sie sind einander entgegengesetzt, und müssen durch ein Drittes verbunden werden. Die Analogie dient am besten dazu, d. i. die geometrische Proportion; da nun feste

Körper durch zwey Mittelglieder verbunden werden müssen, so wie ebene durch eines, und die Welt ein fester Körper seyn sollte, so setzte Gott zwischen die beyden äussersten Elemente, Erde und Feuer, zwey mittlere, Wasser und Luft; und die Erde ist in demselben Verhältnisse zum Wasser, in welchem das Wasser zur Luft, die Luft zum Feuer sich befindet. Erwiesen werden die Grundsätze, worauf diese Annahme des Plato beruht, auf geometrische Art, wozu plana rectangula und parallelepipeda solida gebraucht sind. Zwey Gegensätze, welche schon die Alten den Platonischen entgegenstellten, werden nicht übergangen. Demokritus und Proclus selbst bemerken, dass zwischen zwey Ebenen auch zwey und mehrere Medietäten Statt finden können. Was zur Vertheidigung des Plato von den Alten gesagt wird, ist nicht hinreichend, wie durch Prüfung der Angaben von Proclus und Ammonius dargethan wird. Hr. B. schlägt einen bessern Weg ein: er bemerkt, dass Plato nicht überhaupt die Grösse von planis und solidis im Auge gehabt habe, sondern nur die Section von vergleichbaren Figuren, wo eine in der andern beschrieben wird. Denn dann entstehen in den planis zwey gleiche Figuren, welche die Stelle des geometrischen Mittelgliedes vertreten, in den solidis aber zwey ungleiche Figuren (zwey medietates geometricae). Man müsse übrigens (erinnert Hr. B. und führt eine Stelle aus dem Timaeus p. 29. an, die er verbessert) erwägen, dass Plato alles, was die Schöpfung der Dinge angeht, nicht als Wahrheiten, sondern als Wahrscheinlichkeiten angebe. Der ganze Ursprung und die Construction der Elemente, so wie sie Timaeus im Fortgang der Unterredung erklärt, wird erläutert, und erst geometrisch bewiesen, dann durch Sprachbemerkungen in mehrerem Licht gesetzt. Als Resultat ergibt sich: die geometrische Proportion, durch welche die vier Elemente vereinigt werden, ist in den Kräften und Eigenschaften der Elemente, wegen denen ihnen auch die Formen zugeschrieben sind, zu suchen. Timaeus gibt aber jedem Elemente drey Beschaffenheiten, und eben diess führte darauf, eine geometr. Proportion in den Kräften der Elemente zu suchen, und daher konnte auch ein solches Verhältniss zwischen den vier Elementen angenommen werden. Dass nun aber die Platon. Lehre von den Elementen mangelhaft sey, und mit sich selbst nicht ganz übereinstimme, dass sie mehr einem Spiel des Witzes, als der wissenschaftlichen Betrachtung ihren Ursprung verdanke, wird eingestanden, auch liege nicht etwa darin eine tiefere Naturkenntniss, wie Kepler vermuthete. Uebrigens scheint auch Manches, was Plato über die Welt und die erzeugten Dinge sagt, aus den Lehren anderer älterer Naturforscher genommen zu seyn, und da Plato ihnen seine Meynungen beyfügte, so musste wohl öfters ein Mangel an Uebereinstimmung entstehen. Und eben deswegen, weil sich so viele Grundsätze anderer Schulen im Timaeus vorfinden, zweifelten einige an der Echtheit desselben, aber je mehr die Dunkelheit dieser Schrift entfernt werden wird, desto mehr wird dieser Zweifel vermindert werden. Woher Plato selbst seine Construction der Elemente genommen habe, lässt sich mit Sicherheit nicht bestimmen. In der dem Pythagoreer, Timaeus aus Lokri, beygelegten Schrift von der Weltseele wird zwar fast dasselbe gelehrt, aber da in dieser Schrift selbst die sichtbarsten Spuren eines nicht selbst erfindenden, sondern compilirenden Schriftstellers gefunden werden, die Schrift lange erst nach Plato und Aristoteles bekannt wurde, auch überhaupt erst einige Jahrhunderte nach Sokrates aus dem Platon. Timaeus zusammengetragen zu seyn scheint, so kann sie nicht als Quelle des Timaeus angesehen werden. Den in neuern Zeiten über die Echtheit dieser Schrift geführten Streit berührt der Hr. Verfasser in einer Note, und fügt den Gegengründen noch einen sehr starken bey, dass Aristoteles, der sich doch um die pythagor. Schule bekümmert hatte, überall wo er des Timaeus gedenkt, nur den Platonischen versteht; daher auch was Diogenes Laertius von des Aristot. Excerpten aus dem Timaeus sagt, vom platonischen zu verstehen sey. Aus dem Stillschweigen des Aristot. wird gefolgert, dass eine solche Schrift des Lokrers Tim. nicht nur nicht zu Arist. Zeiten, sondern überhaupt nicht existirt habe. Simplicius habe nicht, wie Tennemann glaubt, die echte Schrift des Tim. Lokrus, sondern auch nur die untergeschobene gelesen, und überhaupt die ältern Pythagoreer wenig oder nichts geschrieben. Lange vor Proclus und Simplicius sey diese Schrift verfertigt worden, die zuerst von Clemens Alex. angeführt werde. Die Sage aber, dass Plato seine Schrift von der Welt aus Timaeus oder Philolaus compilirt habe, sey zuerst durch Timon den Sillographen verbreitet worden. Der Hr. Vf. widerspricht überhaupt denen, welche den Plato für einen Plagiarius ausgeben. Inzwischen ist doch zwischen Abschreiben und Benutzen einer Quelle ein Unterschied. Auch aus *Ocellus Lucanus* hat Plato nichts in seinen Timaeus übergetragen, denn auch diese Schrift ist eben so wenig, als die des Lokr. Timaeus, echt, und ihr Verfasser hat vielmehr aus platon. Dialogen geschöpft. Der angebliche Plutarch (de plac. philos. 2, 6.) behauptet zwar, Plato habe den Gedanken, dass die Elemente aus den fünf Figuren fester Körper entstanden wären, die Erde aus dem Cubus u. s. f. aus dem Pythagoras entlehnt, was Tiedemann durch die mythologische Zahlenlehre der Pythagoreer bestätigt glaubte, allein Hr. B. zeigt, dass diese mythol. Ansicht nicht bey den ältesten Pythagoreern Statt gefunden habe. Es ist also nicht auszumitteln, aus welcher Quelle Plato zunächst geschöpft habe, obgleich nicht behauptet werden kann, dass er unter allen alten Philosophen zuerst Untersuchungen über die Erzeugung der Elemente angestellt habe. — Der übrige Theil des Programms enthält eine kurze Anzeige der Vortheile und des Wachsthums der Univ. im verflossenen Jahre, der zuerkannten Preise (nur die jurist., philosoph. und ökonom. Societät konnte Preise ertheilen) und der 6 neuen Preissfragen für Studirende, unter welchen die sechste den noch nicht hinlänglich ins Licht gesetzten Ursprung der dramatischen Poesie der Griechen betrifft.

Im zweyten Programm geht der Hr. Vf. zu der Lehre von den Himmelssphären über. Denn die sphärische Form (welche alle andere Figuren in sich schliesse, werde vom Plato wie von den Pythagoreern für die vollkommenste gehalten. Plato folgte

hierin dem Empedokles und Parmenides (deren Verse angeführt, berichtigt und erläutert werden. Dieser Kugel schreibt Timaeus beym Pl. die der Sphäre eigne Bewegung, eine von den sieben Arten der Bewegung der Körper zu, nämlich die Kreisbewegung, die dem Verstande am meisten angemessen ist. Weil der Körper sich nicht selbst bewegen kann, so setzte Gott die Seele (Weltseele) in die Mitte, und liess sie sich durch den ganzen Weltkörper verbreiten, so dass sie die erste Quelle und Ursache alles Lebens und aller Bewegung ist, von keiner äussern Kraft in Bewegung gesetzt, sich aber selbst bewegend. Doch über die ganze Bildung der Weltseele hat der Hr. Verf. in einer andern Abh. in Daub's und Creuzer's Studien III. Bd. 1. St. sich ausführlicher verbreitet. Die Einrichtung der Weltseele macht, dass der Himmel in zwey Kreisen bewegt wird, einem äussern (der rechts gerichtet ist — tägliche Bewegung —) und einem innern, links gerichteten, in welchem die Bahnen der Sonne, des Monds und der im Thierkreise bewegten Planeten enthalten sind. Ueber alles diess aber ist der Himmel der Fixsterne. In der Mitte aller Globen steht, nach Plato's und anderer Alten Meynung, unsere Erdkugel, ob beweglich oder unbeweglich, ist streitig. Denn Einige haben aus einer Stelle im Tim. geschlossen, dass Plato schon eine Bewegung der Erde um ihre Achse gelehrt habe; Aristoteles wenigstens und der ihm folgende Diogenes haben diess angenommen, dahingegen die vornehmsten Platoniker das Gegentheil behaupten. Die Worte der Stelle selbst lassen beyde Erklärungen zu, man mag nun ἰλλομένην oder εἰλουμένην lesen. Man muss also andere Schriften und Lehrsätze des Pl. zu Hülfe nehmen. Ruhnken (über Timaei Lex. Pl. p. 69 ff.) schloss aus den Worten, die Erde sey φύλαξ καὶ δημιουργὸς νυκτός τε καὶ ἡμέρας die Bewegung der Erde um ihre Achse, aber jene Worte können von ihr gebraucht werden, auch wenn sie fest steht und von der über ihr aufsteigenden Sonne Licht erhält. Die Stelle im Phaedo, aus welcher Proclus und Simplicius die Unbeweglichkeit der Erde folgerten, hat nicht genug Beweiskraft, aber den sichersten Grund dafür fand Hr. B. in einer andern Stelle des Timaeus selbst. Denn da Plato darin dem Kreise der Fixsterne eine tägliche Bewegung rechts zuschreibt, so konnte er keine Bewegung der Erde annehmen, und aus der täglichen Rotation des Himmels liess er den Wechsel der Tage und Nächte entstehen. Wie konnte aber Aristoteles, der ehemalige Schüler des Plato, der den Timäus excerpirt hatte, die Meynung desselben so verkehren? Schon dem Alexander von Aphrodisium, dem Ausleger des Aristoteles, fiel diess auf, und er beschuldigte den Plato der Unbeständigkeit. Simplicius aber behauptete, entweder habe sich Aristot. nach der gewöhnlichen Erklärung der Stelle im Tim. gerichtet, oder er habe die verschiedenen Meynungen über die Erde beybringen wollen. Die letztere Entschuldigung hält Hr. B. für wahrscheinlicher, Simplicius die erstere; aber die Stelle, woraus dieser schloss, dem Aristot. sey die platon. Lehre vom Feststehen der Erde nicht unbekannt gewesen, handelt nicht vom Erdkörper, sondern von dem Elemente der Erde, das die Gestalt des Cubus hat. — Weder die Lehre von der Bewegung der Erde um die Sonne, noch um ihre Achse, findet man bey Plato. Es wird gewöhnlich angenommen, und aus einer Stelle des Aristot. de coelo, II, 13. und ähnlichen geschlossen, dass schon alte Naturforscher vor Plato das Copernikan. System gelehrt haben. Und Copernikus selbst gab nicht ohne Grund seine Lehre für pythagoreisch aus. Aber erweisen lässt sich diess nicht. Der Hicetas (nicht Nicetas) aus Syracus, dem Cicero, oder vielmehr Theophrast beym Cicero, die Bewegung der Erde um die Achse, während alle übrige Himmelskörper unbeweglich wären, zuschreibt, ist von einem ungewissen Zeitalter. (Inzwischen muss er doch vor Theophrast gelebt haben, und aus dem Zusatze des Cicero: Atque hoc etiam Platonem in Timaeo dicere quidem arbitrantur, sed paullo obscurius; lässt sich wohl schliessen, Cicero habe ihn für älter als den Plato gehalten.) Heraklides aus Pontus, Plato's Schüler, und der Pythagoreer Ekphantus, waren derselben Meynung. Aristarchus aus Samos war der erste, welcher die Bewegung der Erde um die Sonne und auch um ihre eigne Achse ausdrücklich lehrte, und sein Zeitgenosse Kleanthes sagte, er sey wegen dieser gottlosen Behauptung anzuklagen. Da aber Kleanth selbst der Sonne die vornehmste Stelle in dem Weltgebäude einräumte, der ja Aristarch keine Bewegung zuschrieb; so vermuthet Hr. B., Kleanth sey in der That selbst der Meynung Aristarchs zugethan gewesen, und habe nur den Aberglauben der Griechen seiner Zeit persifliren wollen. Dem Aristarchus folgte Seleukus von Erythrä. Theophrast soll gesagt haben, Plato selbst habe es in spätern Jahren bereut, dass er der Erde den Mittelpunct in der Welt angewiesen, der vielmehr einer vollkommnern Sphäre gebühre. Schon die Pythagoreer hielten die Erde nicht für vortrefflicher, als die übrigen Gestirne, und nach Xenophanes und Philolaus ist der Mond so gut, wie die Erde, mit vielen Bergen und Städten besetzt, und von derselben Natur. Aristarchus aber kann seine Lehre nicht aus Plato genommen haben, sondern musste von selbst darauf kommen, weil er die Sonne für grösser hielt. Gründe fügte er nicht bey, diese hat erst Seleukus angegeben. Sie haben also allerdings das Weltsystem gekannt, das Copernikus nachher aufstellte. Doch er selbst, Gassendi, Bullialdus und andere gaben den *Philolaus* als Erfinder desselben an. Nach dem Verfasser des Buches de placc. philoss. hat Philolaus die Kreisbewegung der Erde, wie der Sonne und des Mondes, um das Feuer (also um eine andere Sphäre) gelehrt. Zur Erläuterung dienen mehrere vom Hrn. Verf. angeführte Stellen des Aristoteles. Dem Philolaus sind, nach Hrn. B. Bemerkung, keine Bücher untergeschoben worden, und die Fragmente desselben beym Stobaeus sind echt, auch das von Tennemann in Anspruch genommene, Eclog. phys. I. 22. p. 452. Nur glaubt Hr. B., dass in diesem Fragment Stobaeus oder ein früherer Schriftsteller, aus dem er etwa schöpfte, des Philolaus Lehre in Platon. Ausdrücke eingekleidet habe. Die Ordnung, in welcher Philolaus die Gestirne sich um das Centralfeuer bewegen liess, gibt Stobaeus an, und Hr. B. erläutert diese Angabe durch eine beygefügte Figur. Die Bewegungen der Himmelskörper erklärte Philolaus so: Der Sonne konnte er kein eignes Licht zuschreiben, da er den Mit-

telpunct der Welt für die Quelle des Lichts und der Bewegung hielt, die Sonne aber nicht in diesen Mittelpunct setzte; er kam also auf die Hypothese, die auch Empedokles hat, die Sonne erhalte ihr Licht von dem Centralfeuer, sie sey gläserner Natur, nehme die Strahlen des in der Mitte sich befindenden feurigen Körpers auf, und schicke sie mit Wärme zugleich der Erde zu; er nannte dabey die uns erscheinende Sonne das dritte auf uns reflectirte Bild eines Bildes. Diese Behauptung, die Herrn Tennemann verdächtig war, hält Herr B. für nothwendige Consequenz. Eben daher erklärte Phil. auch den Wechsel des Tages und der Nacht, nicht aus der Bewegung der Erde um ihre Achse, sondern durch die Bewegung um das Feuer und die Veränderung ihrer Stellung gegen die Sonne; denn es war eine schiefe Kreisbewegung, und zwar von Westen nach Osten, die er der Erde, wie der Sonne, dem Monde und den Planeten zuschrieb. Natürlich musste die Bewegung der Sonne, die einen grössern Kreis beschreibt, mehr Zeit fordern, als die der Erde. Er nahm aber auch eine Gegenerde (antichthon) an, die zugleich mit der Erde sich um das Feuer bewege, dem sie selbst näher sey; und diese werde auch zur Erklärung des Wechsels der Tage und Nächte gebraucht. Nach Einigen ist diese antichthon ein ganz verschiedener Körper, nach Herrn B. hat Philolaus sie allerdings als zusammenhängend mit der Erde vorgestellt (das Land der Antipoden). Sie steht bisweilen der Sonne entgegen, und verdunkelt also mit ihrem Schatten die Erde. Eben daher können auch die Menschen auf der Erde niemals das Centralfeuer sehen. Da die Erde eine schiefe Kreisbahn hat, so können die Strahlen des Centrallichtes gerade zur Sonne gelangen. Die Gegenerde aber ist stets gegen das Centralfeuer gekehrt, und wird also dadurch erleuchtet. So hatte schon Empedokles behauptet, dass das Urfeuer die andere Halbkugel erleuchte. Nach dem System des Philolaus musste eine Sonnenfinsterniss entstehen, nicht nur, wenn der Mond zwischen die Sonne und die Erde tritt, sondern auch, wenn Mond oder Erde sich zwischen der Sonne und dem Centralfeuer befinden. Durch Zufall ist beym Stobaeus das Excerpt aus Philolaus, die Sonnenfinsternisse betreffend, verloren gegangen. Den Mond liessen die Pythagoreer nicht vom Centralfeuer, sondern von der Sonne sein Licht empfangen (doch versichern einige Alten das Gegentheil); Mondfinsternisse erklärten sie also aus der Dazwischenkunft der Erde oder der Gegenerde. — Philolaus entfernte sich also zwar von der gewöhnlichen Meynung, und kam der wahren Weltordnung sehr nahe, aber er hielt die Sonne, die er eigentlich als Mittelpunct der Welt ansehen sollte, nur für einen Planet. Wenn aber auch einige Alte die Sonne in die Mitte setzen, so nehmen sie doch deswegen nicht auch eine Bewegung der übrigen Planeten und der Erde um dieselbe an; denn sie sehen die Sonne nicht als Mittelpunct an, sondern als gleich weit entfernt vom Centrum und der äussersten Sphäre, und also als die Mitte der Sphärenharmonie ausmachend, an. Zum Beweis werden die pythagoreischen drey musikalischen Ordnungen der Planeten, von denen der Hr. Vf. an einem andern Orte ausführlicher gehandelt hat, angeführt. In andern Ordnungen ist die Sonne weder nach musikalischen, noch nach arithmetischen, noch nach geometrischen Verhältnissen in der Mitte, sondern nur, in sofern auf beyden Seiten eine gleiche Zahl Planeten gestellt ist, mit triplirten Intervallen derselben. Nach einer Angabe des Chalcidius war die Sonne das Herz, die Erde die Füsse oder Wurzel, der Himmel der Kopf der Welt. Uebrigens gilt vom Philolaus, was Aristoteles von den Pythagoreern überhaupt sagt, sie zögen nicht aus den Erscheinungen die Gründe, sondern accommodirten jene nach ihren Lehrsätzen. Diess thaten sie aber, weil sie überhaupt sich um die sichtbaren Gegenstände am Himmel wenig bekümmerten, sondern nur die göttlichen Ideen in den Himmelssphären erkennen und bewundern wollten, wie man aus Plato sieht, der hierin ganz den Pythagoreern folgte. Dieser lehrt in seiner Republik, dass die gewöhnliche Behandlung der Astronomie, statt die Gemüther zum Himmlischen und Göttlichen zu erheben, sie vielmehr zum Niedrigen und Gemeinen herabziehe. Man müsse in der Astronomie vielmehr auf das Höhere gehen, und die scheinbaren Bewegungen, die doch nicht unveränderlich seyn könnten, und sich nicht mit Sicherheit messen liessen, aufgeben. Da nun die Pythagoreer eben so urtheilten, und daher viel dichteten, so darf man sich über Abweichungen derselben von einander nicht wundern. Nicht einmal in Ansehung des Centralfeuers fand Uebereinstimmung Statt. Einige Pythagoreer hielten (nach der von Hrn. B. gegebenen Erklärung einer Stelle des Simplicius) das Centralfeuer nicht für einen im Mittelpunct befindlichen Körper, sondern für die durch das ganze Universum ausgebreitete Weltseele. Diesem folgt Plato in einer Stelle des Timaeus, wo τὸ μέσον das Centrum der Erde und zugleich das Centrum der Welt ist. Einige bestimmten gar keinen Platz für den Mittelpunct, und Porphyrius und Jamblichus behaupteten mit Recht, die Weltseele dürfe nicht auf einen gewissen Raum beschränkt werden. Plato setzte bildlich die Weltseele im Mittelpunct, so dass sie sich gleichsam durch die Glieder der Welt verbreite, um ihre Alles zusammenhaltende Kraft zu bezeichnen. Im Phaedrus, den Plato wohl als Jüngling schrieb, wo er die Kreise und Regionen des Weltsystems zur symbolischen Darstellung seiner Lehrsätze benutzt, folgt er ganz den Grundsätzen des Philolaus, er mag sie nun vom Hörensagen, oder von Lehrern der Philosophie in Athen, oder aus den Schriften des Philolaus selbst haben kennen lernen, (wiewohl er die Schriften dieses Pythagoreers erst aus Italien mitgebracht haben soll.) Er lässt in jenem Dialog, nachdem er die Unsterblichkeit der Alles bewegenden Seele erwiesen, sie durch den ganzen Himmel, unter Anführung der 12 grossen Götter, umhergehen, und viele selige Anschauungen innerhalb des Himmels geniessen u. s. f. Diese Stelle wird noch vom Hrn. Verf. erläutert aus der philolaischen Astronomie. Die in dem Göttersitz allein zurückbleibende Vesta ist nichts anders, als die Ἑστία oder Διὸς φυλακή, nach Philolaus, ein feuriger Körper im Mittelpunct der Welt und von der Erde verschieden. Von der Weltseele aber

wird sie nicht unterschieden, da aus ihr alle Seelen der Götter und Menschen hervorgehen. So haben schon Einige von den Alten geurtheilt, wie man aus Proclus (obgleich dieser selbst anderer Meynung ist) und aus Chalcidius sieht. Porphyrius machte die Vesta zur Milchstrasse, wie er glaubte, nach des Pythagoras Meynung. Und in der That konnte die Milchstrasse für den auswärts umgebenden Glanz jenes Centrallichts gehalten werden, so wie im Timaeus die Weltseele das Universum umgibt. Wie aber die übrigen Welttheile um diese Vesta aufgestellt sind, und wie wir uns die Bewegungen der Seelen durch dieselben vorzustellen haben, wird, durch eine vorgezeichnete Figur und deren Erläuterung deutlich gemacht. In der Stelle des Phaedrus kommen drey verschiedene Regionen des Universums (διάκοσμοι) vor, die höchste ausserhalb der sichtbaren Welt, die zweyte in der Mitte, die dritte, unterste, die sublunarische Welt, in welcher die Erde sich befindet; der Erde wird ein Körper, dem Himmel eine Seele, und der Region ausserhalb des Himmels der Verstand oder die Intelligenz zugeschrieben. Auch Philolaus nahm drey solche Regionen an, den feurigen Olymp, der die Welt umgibt, und die reinen Elemente (die pythagorischen Zahlen) enthält, die Welt (κόσμος) Region unterhalb des Olymps, in welcher die fünf Planeten mit Sonne und Mond sich bewegen, und den Himmel (οὐρανὸς) oder die sublunarischen und irdischen Regionen, in welchen die Dinge der Veränderung unterworfen sind. Dieselben Lehren hat auch Parmenides in dem Theile seines Gedichts, wo er die sinnlichen Gegenstände nicht wissenschaftlich, sondern nach den Meynungen Anderer erklärt, vorgetragen, nur dass er statt der Vesta die alles regierende Gottheit in die Mitte setzt, ihr zunächst das Irdische (τὰ περίγεια), dann den Himmel, und hierauf den höchsten Aether (Feuer), den er στεφάνη und selbst Gott nannte. Die Worte des Stobaeus, der des Parmenides Meynungen anführt, hat Herr B. verbessert, und was noch hieher gehört, erläutert in den Heidelberger Jahrbüchern, 1808. erstes Heft, S. 116 ff.

Prolusio quinta de vocibus animalium, septem orationibus a. d. XIIII. Sept. cIↃIↃCCCX. habendis praemissa a *Frider. Guil.* *Sturzio*, ill. Moldani Rectore et Professore. Grimma, bey Gösche gedr. 14 S. gr. 4.

In dieser fünften Abh. wird das alphabetische Verzeichniss der von den Stimmen und Tönen der Vögel und Insecten gebräuchlichen griechischen und lateinischen Worte beschlossen. Den Anfang machen *Palumbes*, den Schluss *Vultur*. Manche von den Worten, womit ihre Töne bezeichnet werden, sind nun freylich sehr allgemein, wie das *gemere*, τρίζειν u. s. f. andere gewissen Vögeln oder Insecten eigenthümlich. Mit bekanntem Fleisse hat der Hr. Verf. auch in dieser Abh. nicht nur die Schriften der Alten und ihre besten Ausgaben und Varianten kritisch benutzt, sondern auch die Neuern, wie den Quitschreiber, Ugutio, und andere gebraucht, ohne jedoch sich auf die nähere Bestimmung der Vögel oder Insecten einzulassen. Beym Spartian z. B. steht: palumbes *minurriunt*. Hr. S. nimmt die Bulenger'sche Verbesserung *minuriunt* an, und verwirft eine Aenderung von J. E. Pius. Von denselben Wald- oder Ringeltauben gebraucht der alte Grammaticus, dessen Aufsatz Iriarte bekannt gemacht hat, das Wort *raucitare*. Darnach wird *paucitare* bey Vincent. Bellov. verbessert. Ob aber von der Meise (parus) *tinnitare* oder *tinnipare* die richtige Schreibart sey, bleibt doch unentschieden. Vom Pfau ist *paululare* oder *paupulare* als das richtige Wort, nicht pupillare oder pululare, angenommen. Das Rebhuhn hiess bey den ältern Griechen κακκάβη, weil von seiner Stimme das Wort κακκαβίζειν gebraucht wurde; (eigentlich war das letztere vom erstern abgeleitet, und das erstere ein onomatopoëticum.) Ueber die Worte: κακκαβάζειν, κακκαβίζειν, κικκαβάζειν, werden noch mehrere schätzbare grammatische Bemerkungen beygebracht; die Stelle des Statius Sylv. 2, 4, 20. richtiger erklärt, als von denen geschehen ist, welche daraus folgerten, der Name perdix sey von Wiederholung dieses Tons hergeleitet. Der eigentliche Ausdruck von der Elster (pica, κίττα) ist κιτταβίζειν, aber da ihre Stimme sehr veränderlich ist, so werden auch noch mehrere andere Worte von ihr gebraucht. Der Papagey (psittacus) wird, nach den Bemerkungen der Alten, zu den Vögeln gerechnet, die eine breite Zunge haben, und daher leicht reden lernen. Wenn es heisst: sed propria ejus vox esse dicitur *aue* vel χαῖρε, so muss diess unstreitig von den gelernten Worten verstanden werden, und zwar von denen, die er von selbst durch Nachsprechung des oft Gehörten lernt. Die *qualia*, eine Art der Wachtel (caille), ist aus dem Johann von Genua aufgenommen, denn bey den Alten kömmt sie nicht vor. Mit Wahrscheinlichkeit wird als das einzige eigenthümliche latein. Wort von Staar (sturnus) angenommen, *pulsitare* (oder auch *pusitare*, *pussitare*), woraus die abweichenden Lese- oder Schreibarten, pallitare, parritare, passitare u. s. f. entstanden zu seyn scheinen. — Ueberhaupt ist die Zahl der lateinischen Worte viel grösser, als die der griechischen, weil zu jenen auch die im Mittelalter gebräuchlich gewordenen gerechnet werden. Die Fledermaus (vespertilio), die der Verf. in der 2ten Prolusion vergessen hatte, wird hier nachgetragen.

Griechische Literatur. Actus solemnes in illustri gymn. Erlangensi — d. XXVI. April. cIↃIↃCCCX. habendos indicit Gymnasii Rector, M. *Caspar Jacob. Besenbeck.* *Insunt stricturae in quaedam loca tragoediae Aeschyleae quae Choephorae inscribitur.* Erlangen, b. Junge gedr. 7 S. in 4.

Im 102. V. des genannten Trauerspiels vertheidigt Hr. B. die gewöhnliche Lesart ὑπέρτερον gegen die Schützische Aenderung, in welcher τορὸν oder τορῶς zu weit von λέγοις entfernt seyn würde. Allerdings aber hatte Elektra schon zu erkennen gegeben, in ihren Fragen, was für einen Entschluss sie bey

Versöhnung der Manen des getödteten Vaters befolgen oder vermeiden wollte, so dass wohl der Chor aufgefordert werden durfte, wenn er könne, etwas Besseres, Vorzüglicheres (ὑπέρτερον) anzugeben. Die schöne Stelle im 54. und 55. V. ist, wie Hr. B. ferner bemerkt, weder von Schütz, noch von Bothe ganz gefasst worden. Aeschylus spricht hier nicht vom Glück oder der Glückseligkeit des Menschen überhaupt, sondern von der Glückseligkeit des Königs, und zwar des Königs Agamemnon. Sie müssen also so erklärt werden: summa et felicitate et potentia, qualis summorum regum est, frui, hoc est inter homines deum esse et plusquam deum. Und allerdings muss es so verstanden werden, wenn τὸ δ' εὐτυχεῖν τόδ' näher verbunden wird. Von der schönsten Stelle 202—207. wird erinnert, Hr. Schütz habe hier ganz die Absicht des Dichters verkannt, indem er behauptet, diese Art, wie Elektra ihren Bruder habe aus den Fusstapfen anerkennen wollen, sey ganz unwahrscheinlich, und wenn sie von Aesch. herrühre, so müsse man annehmen, er habe ein wenig geschlafen; auch habe El. nicht darauf kommen können, die zweyten Fusstapfen auf den Freund und Begleiter des Orests zu deuten. Die Worte selbst aber und ihre Stellung wären fehlerhaft; die Stelle scheine also mit dem 224. Verse untergeschoben zu seyn. Dagegen zeigt Hr. B., wie schicklich und zweckmässig der Dichter alles vorbereitet habe. Sie war vom Chor schon darauf aufmerksam gemacht worden, dass vielleicht Orestes beym Grabe des Vaters gewesen sey; sie denkt daher nur an diesen, und ist von diesem Gedanken begeistert. Jetzt sieht sie die Fusstapfen zweyer Männer. Was ist natürlicher, als dass sie an Orest und dessen Gefährten denkt? Noch mehrere Gründe zur Vertheidigung des Dichters überging der Verf. aus Mangel an Raum und Zeit.

Observationum in Jakobsii Ἀττικῶν *Excerptum* XXIII. *Lysiae orationem funebrem exhibens Particula prior*, und Metagramm zu dem Herbstexamen des Hirschberg. Lycei d. 2. u. 3. Oct. 1809. und zu dem Frühlingsexamen d. 30. Apr. und 1. May 1810. — von *Gottfried Wilhelm Körber*, Rector. Hirschberg, bey Krahn, 1810. 16 S. in 4.

Die Bemerkungen über des Lysias Leichenrede nehmen zwar nur wenige Seiten ein, zeugen aber von dem Prüfungsgeist und der Einsicht ihres Vfs., und verdienen daher eine ehrenvolle Erwähnung. Sie gehen nicht nur die Bemerkungen des auf dem Titel genannten Herausgebers über den Sinn mancher Stellen, sondern vorzüglich auch die deutsche Uebersetzung der Rede von Fr. Schlegel an, in welcher Hr. K., so zufrieden er auch mit ihr im Ganzen ist, doch Einiges zu berichtigen findet. Diese Berichtigungen betreffen bisweilen nur einzelne Worte und Ausdrücke, die gewählter und treffender seyn konnten, bisweilen Auslassungen von Worten des Textes und den Sinn ganzer Stellen. So wird §. 22. erinnert, dass der Sinn der Worte καὶ τὰς μὲν ψυχὰς καταλείψειν in der Schlegel. Ueb. verfehlt sey, und der Sinn umschreibungsweise so angegeben: Das Leben sey ihnen nur geliehen, weil sie sterben müssen, aber das Andenken der tapfern Thaten (eigentlich wohl das gute Andenken, das aus den tapfer bestandnen Gefahren, Kämpfen, entsteht), werde ihnen auch nach dem Tode eigenthümlich verbleiben. Nur eine kritische Bemerkung (ausser dass §. 25. οὐχ ἱκανοὶ verbessert wird für οὐκ ἱ.) betrifft die schwierigen Worte zu Ende des 23. §. Die letzten Worte in der gewöhnlichen Lesart παρὰ τοὺς ὅρους τῆς χώρας (wofür Herr J. παρὰ τοὺς ὅρκους mit einigen codd. aufgenommen hat) hält auch Herr K. für ein Scholion. Wenn man auch παρὰ übersetzen wollte trans, ultra, so sey doch der Zusatz ganz überflüssig, und χώρα könne nicht an und für sich das persische Reich bedeuten. Uebrigens scheine der Text unverfälscht. Lysias liebe die Antithesen, die, wenn man die Jacobs. Emendation der Stelle annehme, verloren gingen; ἐκ τῆς αὐτῶν (wie Hr. Jac. hat drucken lassen) verstehe sich auch von selbst, und ὅρκους könne nicht Statt finden, indem man von keinen frühern eidlichen Verträgen zwischen den Persern und Griechen etwas wisse. Nur eine kleine Versetzung der Worte nach der gewöhnlichen Lesart sey noch vorzunehmen. Hr. K. lieset daher: ἔστησαν μὲν τρόπαιον ἐν τῇ αὐτῶν ὑπὲρ τῆς Ἑλλάδος τῶν βαρβάρων ὑπὲρ χρημάτων εἰς τὴν ἀλλοτρίαν ἐμβαλόντων. So hängt wenigstens alles gut zusammen, und die Gegensätze sind richtig gestellt. Es scheint auch ein Gewicht darauf zu liegen, dass die Griechen *in ihrem Lande* ein Siegeszeichen gegen die Perser, die in *ein fremdes* Land eingebrochen waren, aufrichteten. Allein es fragt sich, ob auch auf diesen Worten ein Nachdruck ruhen soll. Dem Rec. scheint das Gewicht bloss auf die Worte: ὑπὲρ τῆς Ἑλλάδος und ὑπὲρ χρημάτων gelegt zu seyn. Die Jacobs. Emendation ἐκ τῆς αὐτῶν hat handschriftliche Autorität für sich, es entsteht dann auch eine gute Opposition zwischen diesen Worten und τὴν ἀλλοτρίαν; von der Versetzung der Worte ist kein sicherer Grund vorhanden; dagegen lässt sich aus jener Jac. Lesart die Entstehung des Glossems am Schlusse erklären. Zu τῆς αὐτῶν wurde erst, der Erklärung wegen, χώρας hinzugesetzt, was wirklich in einigen Codd. dabey steht; dann noch am Rande zur Erläuterung des Ganzen παρὰ τοὺς ὅρους, einige zogen nun beydes zusammen, und setzten es am Schlusse des Satzes; Andere, die χώρας nach αὐτῶν stehen liessen, veränderten ὅρους in ὅρκους Mit dem 26. §. schliessen diese Observationen, und wir werden uns freuen, wenn wir ihre Fortsetzung bald erhalten.

Das Metagramm fängt von dem Jubelfeste des Hirschbergischen Lyceums, das am 14. Jun. 1809. gefeyert wurde, an; denn bis dahin hatte der Hr. Rector in einem damals geschriebenen Programm das Vornehmste von den Ereignissen und der Verfassung des Lycei geschildert. Es ist seitdem zu dem Abiturienten-Examen noch ein Zusatz gemacht worden. Jeder Abiturient muss im Lateinischen und Griechischen, und, wenn er Theologie studiren will, auch im Hebräischen, neben gelesenen Texten auch noch nie gelesene Stücke interpretiren, damit seine eigentliche Sprachkenntniss desto sicherer beurtheilt

werden könne. Die beyden hier erwähnten Abgegangenen waren schon 21½ J. alt. Auch in dem Versetzen aus einer Classe in die andere werden strenge Grundsätze befolgt. „Eine laxe Maxime, sagt der Vf., im Versetzen hat auf Seiten versetzter Geistesschwachen Unlust und Unordnung (wenn sie sehen, dass sie in den Lectionen nicht fortkommen), auf Seiten der Lehrer vergeblich gesteigerte Beschwerde zur Folge, und die Nachtheile davon pflanzen sich durch Abiturienten-Examen, Universität, Candidaten-Zeit und Amt im Staate fort." In Secunda wurde ausser dem Classen-Rang, der sich auf die Fortschritte in Kenntnissen gründet und durch Certiren bestimmt wird, auch noch ein Sittenrang in drey Graden eingeführt, die durch ein äusseres Zeichen (der Anrede mit Du, Er und Sie) bezeichnet werden. Der Hr. R. rühmt die Sittlichkeit der Schüler und das edlere Gefühl, das sie belebe, und wodurch ihnen ein gutes Betragen zur *Gewohnheit* geworden sey. Er theilt auch die Fleiss-Censur-Listen mit. Die Zahl der Schüler in den vier Classen betrug zu der Zeit, als der Herr R. dieses Programm schrieb, 135, wovon 69 aus Hirschberg gebürtige und und 66 auswärtige waren. Der Zuwachs, den die Schulbibliothek durch Geschenke erhalten hat, ist nicht gross. Traurig ist es, dass der Hr. R. seine Bitte um *Realmünze* für die Chorschüler, die vor den Häusern singen, wiederholen muss.

Lateinische Schriftsteller. *Analecta Critica ad Quintiliani Institutionis oratoriae libros* VII. VIII. IX. Quae — praeside Christiano Godofredo Schützio, Hist. liter. et eloq. Prof. P. Ord. — pro gradu philosophiae doctoris et LL. AA. Magistri rite consequendo a. d. XII. Maii MDCCCX. publico eruditorum examini subjiciet *Reinholdus Fridericus Happel*, Thorunensis, Seminarii Reg. philol. Sodalis. Halle, b. Bathe gedr. 34 S. gr. 8.

Der hoffnungsvolle und geschickte Verf. vertheidigte diese Schrift kurz vor seinem Abgange zu einer Hauslehrerstelle in einer adelichen Familie in Curland. Die Bemerkungen, die er in dieser Diss. aufstellt, betreffen die drey Bücher, welche in dem neuesten Bande der Spalding'schen Ausgabe enthalten sind. Sie sind mit gerechter Achtung der grossen Verdienste des neuesten Herausgebers und mit rühmlicher Bescheidenheit vorgetragen. Ihnen sind auch Conjecturen des Hrn. Hofr. Schütz einverleibt. Gleich im 1. Cap. des 7. B., wo Quintilian die Art beschreibt, wie er bey Festsetzung der Streitfragen verfahren sey, sind die letzten Worte des 9. §. offenbar fehlerhaft. Der Vorschlag des Vfs., *quid* primam quaestionem *faciat*, ändert weniger als zwey andere vom Herausgeber gemachte, und wird durch Cicero's Sprachgebrauch unterstützt. Im 2. Cap. §. 50. wird *furti*, das Hrn. Spalding anstössig war, vertheidigt, dagegen die weiter unten folgenden Worte *vel furtum* für unecht gehalten. Im 3. Cap. §. 16., wo Gesner eine unnöthige Transposition vornahm, schlägt auch Hr. H. eine etwas kühnere Aenderung vor: Quid? quod vel *uno verbo* definitur res eadem, vt facit Cicero: quid *est* vulgo? universos et latiore varioque *tractu* etc. In dem gleich folgenden §. 17. will Herr Schütz lesen; *verbis* non *periclitetur*. Aber sollten nicht die vorhergehenden Worte *res proponatur* die gewöhnliche Lesart *verba* non *periclitentur* fordern, und Veranlassung zu dem ungewöhnlichen Gebrauche des *periclitari* gegeben haben? Im 24. §. tritt der Hr. Vf. Gesnern bey, der die Worte: Falsa est — desinet esse proprium, für interpolirt hielt, und gibt Gründe, die aus dem Zusammenhange und dem Sprachgebrauche Quint. hergenommen sind, an. Im 4. Cap §. 24. hält Hr. H. das Wort *leges*, ungeachtet dessen, was Hr. Sp. zu seiner Vertheidigung beygebracht hat, für ein Glossem, und versteht zu *hae* aus dem Vorhergehenden causae oder materiae. Im 25. und 26. §. desselben Cap. nimmt Hr. Schütz eine Versetzung eines Satzes an, und setzt nur ein Wort hinzu, so dass die Stelle gelesen werden soll: Et quid sit dementia, ac mala tractatio, finitur. Quod tamen *factum* defendi non poterit, jure nititur. Nam juris quaestiones plerumque *actionis* leges praecurrere solent, et ex quibus causis non fiat (actio) statutum (est); vt: *cui* et quibus causis abdicare non liceat etc. Diese Aenderung ist weniger gewaltthätig, als andere vorgeschlagene, auf die sie jedoch fusset, und wird vom Hrn. Verf. recht gut erläutert und vertheidigt. Für *nam juris quaestiones* schlug Hr. Hofr. Sch. auch vor: nam *istas* quaestiones.

Im prooem. des 8ten B. §. 9. geben die von Badius hinzugesetzten Worte: *sufficere modo*, wie schon Sp. erinnert, keinen guten Sinn. Hr. H. schlägt daher zu lesen vor: et in quibusdam *statum facere* modo intentionem u. s. f. Zur Vergleichung wird III, 6, 13 ff. angeführt, woraus die Richtigkeit der Muthmassung in der zweifelhaften Stelle erwiesen werden kann. Den Muthmassungen über die Stelle des 12. §. in demselben Prooem. werden zwey neue beygefügt: credere modo, qui discet, velit, *artem velut terram quandam uberem* esse, oder — velit *materiam quandam variam* esse u. s. w. In IX, 3, 18. zu Ende schlägt Herr H. vor: plus enim quam satis *verum* est. De altera quae detractione fit etc. In VII, 4, 36. haben alle Herausgeber die Worte: quoniam alii sunt in renunciando, für sinnlos erklärt. Hr. H. muthmasst, es müsse gelesen werden: quoniam alii re nuntiata fiunt; was dem Gedankengange und dem Charakter des dort aufgeführten Hejus angemessen ist. In VIII, 4. zu Ende ist der Uebergang zum 5. Cap. zu abgebrochen im Verhältniss zu der gewöhnlichen Manier des Qu. und die Worte §. 29. quos continuo subjungerem etc. sind unpassend. Hr. H. glaubt daher, dass zwar nicht eine volle Definition der *sententia* ausgefallen sey, wohl aber eine Erwähnung derselben in wenigen Worten, und er lieset: nisi esset *a sententiis illa* separata ratio — oder auch: nisi a ceteris esset (auctoribus de sententia dictum et ab hac esset) separata ratio etc. Im 5. Cap. wird die *sententia* nirgends definirt. Die Definition aber liegt vielleicht in den Worten (§. 2.),

sed consuetudo jam tenuit u. s. w. nach des Hrn. Vfs. Vermuthung, dem das Wort *lumina* in dieser Stelle unecht zu seyn scheint. Er möchte also *acumina* substituiren, und die ganze Stelle so lesen: Sed consuetudo — vocaremus; *acumina* autem *sensuum in oratione* praecipueque in clausulis posita sententias.

Im IX. B. c. 3. §. 36. schlägt Hr. H. vor; fit casibus *mutatis* hoc schema — Constat et aliis *iteratio* modis. Und §. 46. quum supervacua *onerat* (neml. sententiam manifestam) adjectione. manifestam sententiam in den folgenden Worten wird gur vertheidigt. Ueber VIII, 3, 88. wird noch eine Conjectur nachgetragen: et altitudo quaedam φαντασίας in concipiendis visionibus (mit Weglassung der Worte in ceteris) — bald darauf verwandelt der Verf. *probationis* in *propositi*. — Vorschläge, die wenigstens die Divinationsgabe des Vfs. beurkunden. In IX, 3, 49. bemerkt der Vf. einen Widerspruch nach der gewöhnlichen Lesart, und theilt seines Lehrers Urtheil darüber mit. Die Worte: quaero ab inimicis — extincta per me, sind Worte des Cicero aus seiner Rede gegen den Metellus, die folgenden aber werden so emendirt: Cui non assentior, cum sint unius figurae, *etsi* mixta *quinque* et idem et diversum significantia — *delata* aber nach *sublata* wird als unecht und dem Sinne zuwiderlaufend, weggestrichen, und eben daher auch in der Stelle des Cicero ausgestrichen, (denn sonst könnte auch die Emendation *quinque* nicht bestehen.) Wollte man auch weiter nichts ändern, so müsse wenigstens *delata* in beyden Stellen ausgestrichen, oder in *deleta* verwandelt werden. In IX, 3, 61. wird *data* Lupercalibus von dem Briefe erklärt, den Cicero an dem gedachten Feste geschrieben. In Ansehung der vorhergehenden Worte *ea quae* stimmt Hr. H. dem Herausgeber bey. Im 66. §. desselben Cap. sind ihm die Worte: sed ex vicinia quadam praedicti nominis ducta, anstössig, und er schlägt daher vor: sed vel ex vicinia nomen quoddam ductum casibus declinatur. Die nächsten Worte aber emendirt er so (§. 67.): *vel verbo idem* verbum plus significanter subjungitur: Quando homo hostis, hostis homo. Die Worte: sed in uno facilis est geminatio, hält er für unwiederherstellbar, ohne bessere Handschriften. Dem 69. §. hilft Hr. Schütz durch eine kleine Versetzung zweyer Worte: Non ex eodem, sed *ex vicino diversum* accipitur u. s. w. Denn die Worte: *supplicium* und *supplicatio* sind nicht dieselben, aber doch *vicina*, und aus ihnen entsteht ein verschiedener Sinn. Die übrigen Bemerkungen betreffen das 4te Cap. des 9ten B. Im 13. §. wird *tacita* vis erklärt, eine gewisse Kraft ohne Begleitung der Worte. Im 37. §. lieset Hr. H. rixantur, *ut* S — ut *arx* studiorum. Im 26. §. wird mit Recht ἀπάλαιςροι der andern Lesart ἀπάλαιςοι, die einen andern Sinn gibt, vorgezogen. Im 60. §. wird mit Spald. gelesen: qui hoc *non* solum componendi gratia facit. Im 62. §. lieset Schütz: *hic laus concionis et clamor*. In den folgenden Worten streicht derselbe *aliis* weg, und macht noch einige andere Aenderungen, die Hr. H. nicht nur angibt, sondern auch erläutert. Die ganze Stelle des 62. und 63. §. lautet nach Hrn. Hofr. Schütz Verbesserung so; Nam et *ad haec* intentus auditor. Sed eorum ratio facilior est. Non enim cohaerent nec praecedentibus serviunt, *sed novum impetum sumunt*, quam clausula, *quamlibet* sit composita, ipsam gratiam perdat, si ad eam rupta via venerimus. Der Schriftsteller will sagen: Der Anfang der Perioden sey freyer und ihr Rhythmus leichter, da er nicht, wie bey dem Schlusse der Perioden, von den vorhergehenden Worten abhänge. Denn der Anfang hänge nicht, wie der Schluss mit dem Vorhergehenden zusammen, auch nicht davon ab (servire). Mit Recht ist *cum aliis* nach *cohärent* weggelassen, das Folgende aber ist aus Regius Conjectur genommen, der *sed* in *nec* verwandelte. Derselbe emendirte nach serviunt: *sed novum exordium sumunt*, statt des gewöhnlichen: *sed exordium sumant*. Man sieht nicht, wie aus *impetum* habe *exordium* entstehen können, und wenn man nur nicht *initia* periodorum, sondern periodi supplirt, so kann exordium sumunt (auch ohne *novum*) stehen bleiben; nach *sumunt* würden wir dann ein Colon setzen, und *quum* wegstreichen; dann kann auch *perdet* stehen bleiben, was wieder Regius in *perdat* verwandelt hat. Rec. wäre geneigt, das *cohaerent* für ein Glossem des *serviunt* zu halten, und die Stelle so zu lesen: non enim praecedentibus serviunt, sed exordium sumunt; clausula, quamlibet sit composita, ipsa gratiam perdet etc. Denn nicht ipsam konnte der Schriftsteller sagen wollen, als wenn ausserdem noch etwas verloren ginge, sondern der Schluss wird, ohne dass ein anderer Fehler dazu käme, schon dadurch seinen Reiz verlieren, dass man *rupta* via zu ihm kömmt. Diess Letztere kann nicht bedeuten, wie es der Verf. erklärt, *corrupta* via, sondern *interrupta*, d. i. ohne Verbindung mit dem Vorhergehenden. Der Schluss kann an sich gut geformt und wohlklingend, numerös (composita) seyn, aber nicht zu dem Numerus der vorhergehenden Worte passen. Dann ist der Weg zu ihm gleichsam unterbrochen, abgebrochen. Und ein solcher Schluss kann nicht mehr gefällig seyn. In den angehängten Thesen wird noch die Stelle, VIII, 3, 19. erläutert. Ein schlechter Dichter hatte *iures camillos* gesagt, statt exiguos, parvulos, da eigentlich *camilli* pueri ingenii hiessen. Denn dass der Ausdruck nicht auf den M. Furius Camillus bezogen werden könne, lehrt der ganze Zusammenhang. In den folgenden Worten lieset Hr. H. nam epitheton exiguus aptum *et* proprium — oder man müsse wenigstens die Spalding. Verbesserung annehmen.

Inhalts - Verzeichniss

des

September - Heftes der N. L. L. Zeitung 1810

I. Angezeigte Schriften.

NB. Die erste Zahl bezeichnet das Stück, die zweyte die Seitenzahl, wo das angeführte Buch beurtheilt worden ist.

Körber, Gfr. Wilh., Observationum in Jacobsii Ἀττικῶν Excerptum XXIII. Lysiae orat. funebr. Partic. prior, und Metagramm. 117, 1867—1869.

Kriegskalender s. Taschenbuch.

Krüger, Dav., Einleitung in die Christenlehren, zu Wiederholung des empfangenen Religions Unterrichts. 116, 116, 1855—1856.

Kuhn, W., theoretisch-praktisches Handbuch der deutschen Sprache, mit Aufgaben zur häuslichen Beschäftigung. Zum besondern Gebrauche für Töchter- und Elementarschulen. 114, 1821.

Laborde, A. J., malerische und historische Reise in Spanien. A. d. Franz. 5s Bändchen. M. 24 K. 108, 1715—1718.

Lampadius, W. A., erläuternde Experimente über die Grundlehren der allgemeinen und Mineralchemie, herausgegeben von Bercht und G. G. Pusch. 2r Band. 107, 1702—1704.

Löhr, F. A. C., Ludwig und seine Gespielen, oder leichte Uebungen für Verstand und Herz. 108, 1728.

Luthers, Dr. M., Katechismus, nach dem Bedürfniss unserer Zeiten. 108, 1726.

Pöhlmanns, Dr. F. P., Elementarbuch. 2r Thl. Agnes und ihre Kinder. Ein Lesebuch. 116, 1853.

Reinhard, Dr. Fr. W., Geständnisse, seine Predigten und seine Bildung zum Prediger betreffend. 106, 1681—1690.

Schäfer, s. Dionysius.

Scherer, J. C. W., die schönsten Geistesblüthen des ältesten Orients, für Freunde des Grossen und Schönen. 114, 1815—1817.

Schlez, J. F., Bilderfibel zur Beförderung der Laut-Methode; nebst einem Lesebuche. M. K. 112, 1790—1792.

Schulze, G. L., Darstellung des Weltsystems. Ein Leitfaden für den Unterricht in der Astronomie auf Schulen. 106, 1693—1696.

Sintenis, Stunden des einsamen Nachdenkens im Schoosse der schönen Natur. 2r Thl. 113, 1806—1808.

Sniadezki's, Dr. Andr., Theorie der organischen Wesen. A. d. Poln. übersetzt von F. Moritz. 1r Band. 116, 1843—1855.

Sophoclis Tragoediae. Ad optimorum librorum fidem iterum recensuit et brevibus notis instruxit C. G. A. Erfurdt. Vol. I. Antigona. 115, 1837—1840.

Sturz, F. W., Prolusio V. de vocibus animalium. 117, 1865 f.

Taschenbuch der neuesten Kriegsbegebenheiten für gebildete Leser aller Stände. 5r Jahrg. 1811. M. K. 109, 1719—1740.

Vater, Dr. J. S., Amos, übersetzt und erläutert, mit Beyfügung des Hebräischen Textes und des Griechischen der Septuaginta, nebst Anmerkungen zu letzterem. 114, 1818—1820.

— — oracula Amosi, textum et Hebraicum et Graecum versionis Alexandriae Notis criticis et exegeticis instruxit, adjuncta versione vernacula. 114, 1818—1820.

Versuch einer vollständigen, alphabetisch geordneten Sammlung der ähnlich lautenden Wörter der deutschen Sprache. 114, 1822.

Vollbeding, M. J. C., alphabetische Verzeichnisse zur schnellen Auffindung vieler von einander verschiedenen Wörter. 114, 1821—1822.

Wenckii, Fr. A. G., oratio secularis de viris eruditis, qui inde a seculari solemnitate anni MDCCIX. Lipsiensem academiam doctrina scriptisque ornaverunt atque illustraverunt. 115, 1825—1830.

Wirsing, Joh., neue Festpredigten. 1r Jahrgang. 116, 1856.

Wurzer, Dr. F., Grundriss der Arzneymittellehre für Aerzte und Wundärzte, zum Gebrauche akademischer Vorlesungen. 108, 1719—1726.

In diesem Monate sind 50 Schriften angezeigt worden.

II. Buchhandlungen.

Altona — Hammerich 114, 1822.

Berlin — Maurer 110, 1758. 113, 1802. Schöne 110, 1745.

Breslau — Barth 116, 1854. W. G. Korn 116, 1855.

Carlsruhe — Maklot 114, 1815.

Erfurt — Henning 113, 1296. Keyser 116, 1856.

Erlangen — Palm 106, 1690.

Freyberg — Craz und Gerlach 107, 1702.

Giessen — Heyer 112, 1790. Meyer 114, 1809.

Halle — Hemmerde und Schwetschke 114, 1818.

Hamburg — Hoffmann 114, 1817.

Hannover — Gebr. Hahn 114, 1821.

Hildburghausen — Hanisch 108, 1726.

Königsberg Unzer 116, 1844.

Leipzig — Barth 108, 1719. Baumgärtner 106, 1693. G. Fleischer 108, 1713. 1723. (5) 113, 1806. 115, 1835. Göschen 109, 1729. 1740 (2) Kummer 116, 1841. Kühn 115, 1825. Weidmannsche Buchhandl. 115, 1830. 1835.

Münster — Koppenrath 107, 1704.

Neustadt a. d. Orla — Wagner 107, 1712.

Nürnberg — Campe 116, 1853. 1854. (2)

Paris — Courcier 107, 1697.

Pressburg — Weber 113, 1808.

Sulzbach — Seidel 106, 1681.

Wiesbaden — Schellenbergsche Buchhandlung 114, 1822.

Züllichau — Darnmann 114, 1821.

III. Intelligenzblatt.

Berichtigung.

In der Recension von *Brüning's Versöhnung des Idealismus und Materialismus* im CVII. St. d. Z. sind folgende, den Sinn gänzlich entstellende Druckfehler zu verbessern.

S. 1705. Z, 14. und 15. von unten l. *Idealität* f. *Realität*. S. 1706. Z. 26. von oben l. *Identitätssysteme* f. *Idealitätssysteme*. Ebend. Z. 3. von unten l. *nicht möglich* f. *möglich*. S. 1711. Z. 4. u. 5. von oben l. *keine Idealitat ohne Realität* f. *keine Idealität*.

N E U E

LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

118. *Stück, den* 1. *October* 1810.

BIBELERKLÄRUNG.

Novum Testamentum, graece, perpetua annotatione illustratum. Editionis Koppianae Vol. III. Partic. 1. complectens Acta Apostolorum, Cap. I — XII. continuavit *Joannes Henricus Heinrichs.* Gotting. ap. Henr. Dietr. 1809. gr. 8. XII. u. 275 S.

Auch unter dem Titel:

Acta Apostolorum graece. Perpetua annotatione, illustrata a *Joanne Henrico Heinrichs.* Partic. prior, Cap. I — XII. continens, Gotting. 1809.

Es geht mit der Fortsetzung dieses nach einem sehr zweckmässigen Plane angelegten Werkes noch immer sehr langsam, so dass die Hoffnung zur gänzlichen Vollendung desselben noch sehr weit hinaus gerückt werden muss. Ja es würde noch langsamer damit gehen, wenn sich nicht der um dasselbe schon so vielfach verdiente Hr. Superintend. *Heinrichs* ihrer so treulich annähme. Diessmal sahe er sich indess die Wahl des zu bearbeitenden Buches ziemlich erschweret. Er glaubte nicht ohne Grund, dass die Besitzer dieses Werkes zunächst die Bearbeitung der Paulinischen Briefe beendiget zu sehen wünschen dürften, und war daher Willens, die beyden Briefe an die Korinther, die von jenen Briefen noch allein übrig waren, zu bearbeiten. Allein da er erfuhr, dass der Herr D. *Pott* die schon längst unternommene Bearbeitung dieser Briefe bald beendet haben werde, so stand er von diesem Vorhaben billig ab, so wie er diesem Gelehrten auch die von seiner bereits zur Hälfte beendigten Bearbeitung der katholischen Briefe noch rückständigen Briefe des Johannes und Judas mit Recht auf gleiche Weise zu bearbeiten überliess. Da nun auch die Herausgabe der vier Evangelisten bereits längst von andern Gelehrten übernommen worden war, so blieb ihm nichts, als die Apostelgeschichte und die Offenbarung Johannis übrig. Ob er nun gleich für diese letztere mit einigen eigenhändigen Anmerkungen des sel. Koppe versehen war, so erlaubten es ihm doch anderweitige Geschäfte und Umstände nicht, sich für itzt mit diesem Buche zu befassen. Daher wählte er die erstere, von welcher er jedoch in dem itzt anzuzeigenden Fascikel nur erst die kleinere Hälfte der zwölf ersten Capitel behandelt hat; daher das noch zu erwartende zweyte Bändchen, das nicht nur den Commentar über den noch rückständigen Theil dieses Buches, sondern auch die sämmtlichen Excurse zu demselben enthalten soll, dem gegenwärtigen an Stärke wohl etwas ungleich ausfallen dürfte.

Einen sehr beträchtlichen Theil des gegenwärtigen Bändchens nehmen die Prolegomena ein, die von Seite 1. bis 78. reichen und mit vielem Fleisse ausgearbeitet sind. Der Hr. Verf. beschäftiget sich darin zuerst mit dem *Urheber* dieser Schrift und zeiget, dass sowohl äussere, als innere Gründe für den Evangelist Lucas, als Verfasser derselben, sprechen. Sodann entwickelt er kürzlich den *Inhalt* derselben von Anfang bis zum Ende, und gehet hierauf zur Untersuchung des *Zweckes* fort, den sich Lucas bey Verfertigung derselben vorgesetzt zu haben scheine. Hier aber hält er sich nach Rec. Bedünken mit Recht an die Vorrede des Evangeliums, die er auch auf die Apostelgeschichte, als den zweyten Theil von jenem frühern Werke, bezogen wissen will, und läugnet daher, dass Lucas einen andern als historischen Zweck bey derselben gehabt habe, und bestreitet dabey zugleich die vorzüglich neuerlich aufgestellten Hypothesen, zufolge welcher man dieser Schrift, bald diesen, bald jenen dogmatischen Zweck untergelegt hat. Hiernächst beantwortet er die Frage, wie dieselbe als eine allgemeine *Geschichte der Apostel* habe überschrieben werden können, da sie sich doch grösstentheils nur mit den beyden vorzüglichsten unter

den Aposteln, dem Petrus und Paulus, beschäftige, und selbst deren Schicksale nicht einmal vollständig berichte, und meynt, dass sie allerdings eine Geschichtserzählung der Begebenheiten der sämmtlichen Apostel habe enthalten sollen, und auch wirklich enthalte, ja dass die Benennung der Apostel nicht einmal bloss auf die 12 κατ᾽ἐξοχην so genannten Männer zu beschränken, sondern vielmehr auch auf ihre Gehülfen bey Verkündigung des Evangeliums auszudehnen sey, dagegen aber der Verf. keinesweges eine vollständige Beschreibung ihrer sämmtlichen Thaten und Schicksale, sondern nur eine Schilderung einiger ihrer wichtigsten und vorzüglichsten Begebenheiten habe liefern wollen. Darauf gehet er zur Untersuchung der *Glaubwürdigkeit* dieser Schrift fort, und zeiget, dass der Verf. derselben die Wahrheit nicht nur habe berichten können, sondern auch wollen. Zur Unterstützung des ersten beruft er sich darauf, dass er nichts erzähle, als was er nicht entweder durch mündliche Nachrichten von andern erfahren, oder selbst mit angesehen und ausgeführt, oder endlich aus frühern schon vorhandenen schriftlichen Quellen geschöpft hatte. Und diesen letztern bemüht er sich denn am meisten nachzuforschen, und zeiget zu dem Ende, nicht nur, *was* für schriftliche *Quellen* der Art Lucas benutzt habe, sondern auch *wo* und in welchem Theile seines Werkes, und gehet dabey in das genaueste Detail, und giebt sodann Seite 30 ff. eine umständliche tabellarische Uebersicht von den sämmtlichen sowohl mündlichen, als schriftlichen Quellen, aus welchen ausser der eignen Erfahrung, jeder Theil dieses Buches geflossen zu seyn scheine. Das zweyte aber, dass er auch die Wahrheit habe erzählen wollen, erweiset er vorzüglich aus dem ganzen in dem Werke selbst sich deutlich ausdrückenden Charakter des Schriftstellers. Dabey aber kommt er S. 34. ff. auch auf die Frage, ob die in demselben vorkommenden *Reden* wirklich von denjenigen Personen, denen sie zugeschrieben werden, jedesmal so gehalten, oder aber vom Lucas selbst ausgearbeitet worden sind, und ist der Meynung, dass dieselbe mit Unterschied beantwortet werden müsse, indem Lucas manche wohl schon in den schriftlichen Quellen, die er benutzte, oder auf andern Wegen erhalten haben dürfte, andere aber, besonders von Cap. XIII. an, wenigstens dem grösten Theile nach, wiewohl immer mit jedesmaliger Beybehaltung des ursprünglichen Inhaltes und auch wohl einiger wesentlichen Ausdrücke selbst bearbeitet zu haben scheine. Nach diesen Untersuchungen macht der Hr. Verf. sodann auf das *Gewicht* und den *Werth* dieser Schrift aufmerksam, den sie sowohl ihres Inhalts, als ihres Nutzens wegen behaupte, und erwähnt dabey S. 42. Not. 29. auch einiges von der *Schreibart* derselben, so wie dem ihr in der ältern Kirche zugestandenem Ansehen. Sodann kommt er S. 45. ff. noch auf die Untersuchung von der *Zeit* und dem *Orte* der Abfassung dieser Schrift, und meynt, dass die erstere zwischen das Jahr 65 — 67. anzusetzen sey, in Ansehung des zweyten aber suchet er es sehr wahrscheinlich zu machen, dass sie zu Rom, nachdem Paulus sich bereits zwey Jahre lang daselbst aufgehalten hatte, verfertiget worden sey, und widerleget dabey zugleich die Eckermannischen Muthmassungen über die spätere Entstehung und Anordnung dieser Schrift. Endlich beschäftiget er sich noch S. 52. mit der *chronologischen Anordnung der* in derselben erzählten *Begebenheiten*, und sucht die bey Bestimmung des Jahres der Bekehrung Pauli und seiner übrigen Schicksale aus Vergleichung der Erzählungen der Apostelgeschichte mit Gal. I, 16 ff. entstehenden Schwierigkeiten, nach Rec. Bedünken, nicht unglücklich dadurch zu beseitigen, dass er Gal. II., 1. (wo er übrigens der Keilischen Meynung, dass von der zweyten Reise des Apostels nach Jerusalem die Rede sey, beytritt,) anstatt der Leseart δια δεκα τεσσαρων ἐτων die Leseart δια τεσσαρων ἐτων vorgezogen wissen will, weil, wie er diess in einer beygefügten chronologischen Tabelle noch anschaulicher zu machen gesucht hat, darauf die vollkommenste Uebereinstimmung zwischen allen in dieser Schrift und bey andern Schriftstellern vorkommenden chronologischen Daten entstehe. Zuletzt füget er noch einen kurzen Abriss dessen bey, was einem Ausleger dieser Schrift von der damaligen Geschichte des jüdischen Staates und seiner Verfassung unter der Römischen Herrschaft und den einzelnen obrigkeitlichen Personen, die in derselben erwähnt werden, zu wissen nöthig ist; welches ebenfalls einen sehr nützlichen Theil dieser Prolegomenen ausmachet.

Was nun aber die Behandlung dieses Buches selbst anbetrifft, so verstehet es sich von selbst, dass Hr. H. der von dem sel. Koppe einmal gewählten und auch von ihm in seinen frühern Fortsetzungen bereits befolgten Methode, so wie der äussern Einrichtung dieses Werkes, auch hier treu geblieben sey. Doch hat Rec. mit Vergnügen gefunden, dass Hr. H. durch die Uebung etwas selbstständiger geworden ist, und nun festere Schritte in der Erklärung zu thun gelernt hat. Dagegen aber hat er den schon zu anderer Zeit an des Verf. Schriften der Art gerügten Fehler, dass seine annotatio nicht überall perpetua ist, auch hier wieder sehr häufig zu bemerken Gelegenheit gehabt, und seine Anmerkungen, besonders in Vergleichung mit den Pottischen bey den katholischen Briefen etwas zu mager und zu unbefriedigend gefunden. So hätte z. B. Cap. 1, 12. bey den Worten: σαββατου ἐχον ὁδον, wo Hr. H. dass Particip ἐχον sehr richtig für ἀπεχον gebraucht annimmt, etwas zur Bestätigung dieser Annahme hinzu gefügt werden

sollen, da bekanntlich Kypke die Statthaftigkeit derselben streitig zu machen versucht hat. Eben so sind auch ebend. v. 14. die hier erwähnten ἀδελφοι Ιησου in der Anmerk. ganz mit Stillschweigen übergangen worden, obgleich diese Stelle gerade eine der merkwürdigsten für die Bestimmung des Begriffes derselben ist, da sich eben so deutlich daraus ergiebt, dass sie nicht unter die 12. Apostel mit gehöret haben können, als es durch dieselbe unwahrscheinlich wird, dass Maria eben so wohl ihre als Jesu Mutter gewesen sey. Eben so hätte auch die Cap. II, 25. ff. aus Ps. XVI. angeführte Stelle offenbar etwas ausführlicher behandelt und befriedigender erklärt werden sollen. Auf gleiche Weise hätte auch Cap. V, 17. über das Wort ἀναςας, das zu dem folgenden: επλησθησαν-ζηλου nicht sonderlich zu passen scheinet, so wie Cap. X, 25. über die Worte: ὡς δε ἐγενετο εἰςελθειν τον Πετρον, die mit dem V. 27. zu streiten scheinen, einiges bemerkt werden sollen. Auch ist Cap. VII, 10. diess unbemerkt geblieben, dass in dem Worte κατεςησεν das Subject der Rede auf einmal verändert wird. Bey Cap. VI, 1. aber vermisst man bey Bestimmung des Begriffes der Hellenisten die neuern Untersuchungen von Eichstädt und Pfannkuche, so wie Cap. VII, 6. die Bemerkung, dass das hier erwähnte Koppische Programm neuerlich in Potti Sylloge Commentatt. theolog. Vol. II. pag. 255 ff. wieder abgedruckt worden ist, so wie Cap. X, 1. eine ähnliche Bemerkung in Rücksicht der Schwarzischen Abhandlung de cohorte Italica et Augusta, die ebenfalls neuerlich in eine von dem Hrn. Hofr. *Harles* veranstaltete Sammlung mehrerer Abhandlungen dieses Gelehrten (Chr. Gottl. *Schwarzii* exercitatt. academ. quibus antiquitatis et juris romani nonnulla capita explicantur, collegit, recensuit — Th. Chr. *Harles* Norimb. 1783.) wieder mit aufgenommen worden ist.

Uebrigens aber ist Hr. H. bey Erklärung einzelner Worte und Ausdrücke sowohl, als ganzer Stellen immer der leichtesten und natürlichsten Erklärung gefolget, und hat manche neuerlich aufgestellte Hypothese mit Grund verlassen. So nimmt er z. B. bey Cap. X, 1 ff. sehr richtig an, dass Cornelius noch ein Heyde, keinesweges aber, wie man häufig hat behaupten wollen, ein jüdischer Proselyt gewesen sey. Durchgängig hat indess Rec. seinen Bemerkungen und Erklärungen doch auch nicht beystimmen können. So dürfte z. B. die gleich bey Cap. I, 1. gerügte Subtilität unsers sel. Morus, zufolge welcher er die Worte: ὡν ἠρξατο ὁ Ἰησ. ποιειν τε και διδασκειν, so übersetzen zu müssen glaubte: inde ab initio usque ad mortem, doch wohl am rechten Orte angebracht seyn, da das Wort ἠρξατο hier keinesweges, wie Hr. H. annimmt, pleonastice steht, sondern sich vielmehr offenbar auf das folgende: ἀχρι ἡς ἡμερας etc. beziehet, und demnach in diesen commatibus offenbar der terminus a quo und ad quem der frühern Erzählung des Lucas angegeben wird. Cap. II, 4. tritt Hr. H. der Erklärung derer bey, welche die ἑτεραις γλωσσαις von der Muttersprache der Christen verstanden wissen wollen, deren sie sich jetzt in der Begeisterung anstatt der sonst unter den Juden gewöhnlichen heiligen Sprache bey ihren religiösen Reden und Gebeten bedienet hätten, und wird diese Erklärung in einem künftig zu erwartendem Excurse über diese merkwürdige Erzählung noch mit mehrern aus einander setzen und erläutern. Bis dahin will daher Rec. sein Urtheil über diese ihm bis jetzt immer noch nicht als richtig einleuchtende Meynung gerne noch anstehen lassen, und zugleich auch erwarten, ob es da nicht vielleicht mit noch einleuchtendern Gründen, als hier, von dem Hrn. Verf. erwiesen werden dürfte, dass V. 5. auf die versammelten Galiläer mit zu beziehen, so wie φωνη V. 6. nicht von dem ἠχος, von dem V. 2. die Rede war, sondern von dem eben erwähnten begeisterten Sprechen der letztern zu verstehen sey. Ebend. V. 20. erklärt Hr. H. die ἡμεραν Κυριου μεγαλην και ἐπιφαν. von *tristissimis temporibus* überhaupt, da doch schon der Ausdruck selbst sehr deutlich einen gewissen bestimmten Zeitpunct andeutet, welcher der historischen Interpretation, so wie den im V. 17. von Petrus ausdrücklich erwähnten ἐσχαταις ἡμεραις zufolge kein anderer, als die Zeit der Eröffnung des Messianischen Reiches seyn kann. V. 22. trennt er die Worte: ἀνδρα ἀπο του Θεου durch ein Comma von den folgenden: ἀποδεδειγμενον εἰς ἡμας etc. und will sie von einem göttlichen Gesandten verstanden wissen, obgleich das folgende Comma: οἱς ἐποιησ. δι αὐτου ὁ Θεος deutlich zu erkennen gibt, dass die Worte ἀπο του Θεου ἀποδεδειγμενον mit einander verbunden werden müssen. Eben so ist es auch offenbar zu weit hergeholt, wenn der Hr. Verf. den V. 34. der Sache nach auf den V. 27. bezogen wissen will, da er sich vielmehr auf das so eben von Christo gebrauchte ὑψωθεις τῃ δεξιᾳ τ. Θεου beziehet, und beweisen soll, dass auch diess der darüber vorhandenen Weissagung zufolge an ihm habe in Erfüllung gehen müssen. Nicht weniger ungegründet scheinet Rec. auch die Behauptung zu seyn, dass Cap. III, 22. nicht mit dem Vorhergehenden zusammenhänge, und daher Lucas das in der aramäischen Urkunde höchstwahrscheinlich gebrauchte ו copulativ. nicht sehr passend durch μεν γαρ ausgedrückt habe, da die ganze folgende Stelle sehr deutlich lehrt, dass derselbe allerdings zur Bestätigung des so eben gesagten: ὡν ἐλαλησεν ὁ Θεος δια ςοματος παντων των ἁγιων αὐτου προφητων bestimmt sey. Gleich irrig ist es unstreitig auch, wenn er Cap. V, 42. die Worte: πασαν ἡμεραν auf denselben Tag beziehet, an welchem das vorher Erzählte erfolgt war, da sie vielmehr offenbar collective zu verstehen sind, und hier von dem die Rede ist, was die Jünger Jesu täglich zu thun gewohnt waren. — Die Cap. VI, 7. und anderwärts

vorkommende Redensart: ὑπήκουον τῃ πιςει würde Rec. nach den von dem sel. Morus über die ὑπακοην της πιςεως gegebenen vortrefflichen Erläuterungen nicht bloss durch *submittebant se doctrinae* übersetzt haben. Eben so würde er auch den Cap. X, 4. vorkommenden Ausdruck: αἱ προσευχαι σου και αἱ ἐλεημοσ. σου ἀνεβησαν εἰς μνημοσυνον ἐνωπιόν του Θεου nach Anleitung des V. 31. mehr aus dem Sprachgebrauche, als aus dem, was bey den Opfern Statt zu finden schien, erläutert haben. Noch weniger aber getrauet er sich Cap. X, 30. aus den Worten: ἀπο τεταρτης ἡμερας μεχρι ταυτης της ὡρας mit dem Hrn. Verf. diess zu folgern, dass Cornelius vier Tage lang gefastet, und sich mit religiösen Betrachtungen beschäftiget habe, da vielmehr der ganze Verlauf der Geschichte unverkennbar darauf führet, dass diese Worte von dem zu verstehen sind, was vor vier Tagen erfolget war.

Dieser Anzeige fügen wir zugleich eine kurze Nachricht von einem in dem gegenwärtigen Jahre wieder erschienenem Bändchen dieser Ausgabe bey. Dieser enthält jedoch keine neue Fortsetzung derselben, sondern liefert bloss einen wiederholten Abdruck der von dem Hrn. D. Pott früherhin bereits unabhängig von diesem Werke gelieferten Bearbeitung der Petrinischen Briefe, die nun dieser Koppischen Ausgabe, eben so, wie diess einige Jahre zuvor mit dem Briefe des Jacobus geschehen war, unter folgendem Titel ist einverleibet worden:

Novum Testamentum, graece, perpetua annotatione illustratum. Editionis Koppianae Vol. IX. complectens Epistolas catholicas. Fascic. II. exhibens utramque epistolam Petri. Continuavit *David Jul. Pott*, Theol. et Philos. D. Abbas Coenobii Mariaevallensis et Professor Theol. Publ. Ord. in acad. Julia Carolina. Editio altera. Gotting. typis Henr. Dieterich, 1810. XII. und 340 S.

Doch ist auch noch folgender besonderer Titel beygelegt:

Epistolae catholicae, graece, perpetua annotatione illustratae a *Dav. Jul. Pott.* Vol. II. complectens utramque epistolam Petri. Editio altera.

Es ist zwar, wie sich aus Vergleichung mit der ersten Ausgabe sehr bald ergibt, allerdings ein neuer Abdruck, aber auch durchaus nichts weiter, als dieser, so dass daher jene Ausgabe, ohne die geringste Veränderung und Verbesserung, oder einen beygefügten Zusatz wiederholt worden ist. Wahrscheinlich erlaubte es daher die von dem würdigen Hrn. Verf. eben während der Zeit dieses Abdruckes zu unternehmende Veränderung seines Aufenthaltsortes ihm nicht, dieses Werk einer neuen Revision zu unterwerfen, welches bey denen von dem sel. *Dahl* in Rostock und andern neuerlich angestellten Untersuchungen über den zweyten Brief Petri und den Brief Judae, von denen man hier auch nicht die geringste Notiz findet, in der That zu bedauern ist. Um so mehr ist dagegen zu wünschen, dass der gelehrte Hr. Verf. bald Zeit gewinnen möge, sowohl die versprochene Bearbeitung der Briefe an die Korinther zu liefern, als auch die der katholischen Briefe zu vollenden.

Zur Berichtigung und Ergänzung jenes erstern Bändchens über die Apostelgeschichte aber kann eine in dem gegenwärtigen Jahre herausgekommene akademische Gelegenheitsschrift des Hrn CR. *Ammon* in Erlangen dienen, deren Anzeige wir daher sogleich mit der gegenwärtigen noch verbinden. Sie erschien a[...] vergangenen Osterfeste unter folgender Aufschrift: *Inest diatribe critica de Hellenistis Antiochenis ad locum Act. XI*, 20. 16 S. in 4. Die Absicht derselben gehet vorzüglich dahin, die gewöhnliche Leseart Ἑλληνιςας gegen die derselben von mehrern Kritikern bereits vorgezogene und von Griesbach sogar in den Text aufgenommene und auch von Hrn. Heinrichs gebilligte Leseart Ἑλληνας in Schutz zu nehmen. Zu dem Ende verbreitet sich der gelehrte Hr. Verf. zuerst über die für diese letztere Leseart aufgestellten kritischen Zeugen, und bemühet sich darzuthun, dass ihr Zeugniss entweder sehr schwankend und ungewiss sey, oder dass sie wohl gar vielmehr für die gewöhnliche Leseart Ἑλληνίςας zeugen. Sodann aber suchet er zu zeigen, dass auch der aus dem Zusammenhange der Stelle zur Unterstützung der Leseart Ἑλληνας entlehnte Beweis keinesweges ausreiche, da auch bey der gewöhnlichen Leseart Ἑλληνιςας an Heyden gedacht werden könne, an die man jenes Zusammenhanges wegen nothwendig denken zu müssen glaube, indem das Wort Ἑλληνιςαι auch von diesen gebraucht werde, wiewohl er keinesweges zugestehet, dass hier an Heyden gedacht werden müsse, sondern vielmehr aus dem Verfolge der Erzählung, und vorzüglich aus Cap. XIII, 46 darthut, dass an solche keinesweges gedacht werden dürfe, und daher die Leseart Ἑλληνας auch deswegen nicht Statt finden könne. Hiernächst erwähnt er für die gewöhnliche Leseart Ἑλληνιςας auch noch diess, dass sie nicht nur die schwerere Leseart sey, sondern auch eine ungleich grössere Menge kritischer Zeugnisse und die Beystimmung mehrerer Kritiker und Ausleger für sich habe, und bemühet sich zugleich diese Beystimmung durch verschiedene aus der Natur der Sache und der Geschichte entlehnte Grunde zu rechtfertigen, und dadurch zu erhärten, dass allerdings an griechisch redende Juden gedacht werden müsse. Zum Schluss fügt der Hr. Verf. noch die allgemeine Bemerkung hinzu, dass die Alexandrinische Handschrift, auf deren Beystimmung man

sich bey jener Leseart Ἑλληνας namentlich berufen hat, in der Apostelgeschichte mehrmals den leichtern Lesearten folge, und daher von geringem Gewicht sey; welche Bemerkung er vorzüglich durch die Cap. XXI, 16. von ihr befolgte Leseart unterstützt, und bey dieser Gelegenheit zugleich einige lesenswerthe Bemerkungen über die rechte Leseart dieser Stelle beyfügt, die wir den Freunden solcher Untersuchungen zum eignen Nachlesen überlassen müssen.

PASTORALTHEOLOGIE.

Ueber den Einfluss trauriger Zeitumstände auf die Führung des Predigtamts, von G. C. Breiger, Prediger zu Rehburg. Hannover, bey den Gebr. Hahn, 1810. IV und 252 S. 8. (16 gr.)

Das schon an sich, weit mehr aber noch für unsere trübe Gegenwart, äusserst interessante Thema welchem diese nicht eben zahlreichen, aber sehr gehaltvollen Bogen gewidmet sind, ist in denselben, soweit es bey solcher Kürze geschehen konnte, gründlich und vollständig, und überhaupt auf eine, wie sich hoffen lässt, für alle Leser beyfallswürdige Weise behandelt und ausgeführt worden. Rec. würde dasselbe lieber etwa mit den Worten: „Von dem weisen Verhalten des Predigers, zu welchem ihn der Einfluss trauriger Zeitumstände bestimmen soll," als mit den vom Verf. gebrauchten, ausgedrückt haben, da diese offenbar eher eine Abhandlung darüber, inwiefern der Prediger selbst durch die Leiden der Zeit betroffen werde, als über das, was ihm um dieser willen für seine Gemeinde zu thun obliege, erwarten lassen; denn keineswegs das Erstere, sondern das Letztere allein macht den Inhalt dieses übrigens in jeder Hinsicht lobenswerthen Büchleins aus. Die Gedanken, welche hier vorgetragen werden, sind wahr und zweckmässig, und die Art des Vortrags zeichnet sich durch eine, Licht und Kraft in sich vereinigende, Sprache aus, welche bey der Erwägung, dass nicht Rührung, sondern Belehrung die Hauptabsicht des Schriftstellers hier war und seyn musste, Nichts zu wünschen übrig lässt. Es sind vornemlich zwey Dinge, welche an unserm Verf. als Tugenden seiner Rede und Denkungsart zugleich gerühmt zu werden verdienen: die Bescheidenheit nämlich und Nüchternheit, vermöge deren er überall zwischen entgegengesetzten Meynungen und Rathgebungen die glücklichste Mittelstrasse trifft, und dann der gewiss nicht geringfügige Umstand, dass seine Schrift, obgleich ganz mit Betrachtung eines gewissen Einflusses trauriger Zeitereignisse beschäftiget, dennoch nie in unmuthigen, oder gar bittern Klagen über diejenigen, welche zu deren Abfassung und Herausgabe ihn aufforderten, sich vernehmen lässt; sie ist selbst ein treffliches Beyspiel der christlichen Predigerweisheit, welche sie lehrt und empfiehlt. Folgende allgemeine Uebersicht ihres Inhalts, mit Aushebung einiger einzelnen, den Geist des Ganzen vorzüglich bezeichnenden, Stellen verbunden, mag das bisher von uns ausgesprochene Urtheil bestätigen.

Hr. B. hat seine gesammte Abhandlung, welche ein einziges Blatt Vorrede anspruchslos in's Publicum einführt, in vier Abschnitte und diese wieder, wo es nöthig war, in mehr oder weniger Capitel abgetheilt. Der erste von jenen, welcher die Stelle der Einleitung vertritt, enthält „*allgemeine Betrachtungen über den Zweck des christlichen Lehramts und dessen Modificirung durch Zeitumstände*." So kurz der Verf. sich über diese beyden Gegenstände, besonders den erstern, hier nur erklären konnte, so hat er doch nicht nur die Bestimmung des christlichen Predigers überhaupt, die er mit Recht bloss darin setzt, dass er „Lehrer und Beförderer des Christenthums" sey, sondern auch den wesentlichen Unterschied desselben vom Schul- und Universitäts-Lehrer zur Genüge in's Licht gesetzt. Im zweyten Abschn. (Seite 15 ff.) spricht er „*über den Einfluss trauriger Zeitumstände auf Religiosität und Moralität*." Da dieser Einfluss der Erfahrung gemäss von doppelter Art, ein günstiger und ungünstiger, zu seyn pflegt, so wird hier zuvörderst Cap. 1. die Frage beantwortet: „In wiefern können überhaupt Leiden die Menschen bessern?" und dann sowohl der nachtheilige Einfluss derselben auf Religion und Moralität, Cap. 2—5., als auch C. 6. das Gute, was sich von denselben in beyderley Hinsicht erwarten lässt, mit der nöthigen Ausführlichkeit gezeigt. Schon das hier angedeutete Verhältniss, nach welchem Hr. B. zuerst von den schädlichen und hernach von den heilsamen Folgen allgemeiner Trübsale für Tugend und Gottseligkeit redet, kann zum Beweis dienen, dass er jene für zahlreicher und stärker, als diese, hält; und allerdings hat er, so gewiss auch dem einzelnen Menschen Entbehrungen und Widerwärtigkeiten zur An- und Ausbildung eines seines Namens würdigen Charakters die trefflichsten Dienste leisten, ja vielmehr unentbehrlich sind, das Zeugniss der Geschichte aller Zeiten und vornehmlich der gegenwärtigen auf seiner Seite. Auch war es um desto zweckmässiger, das Nachtheilige trauriger Zeitumstände für Tugend und Religion vorzüglich aus einander zu setzen, je mehr der Verwalter des christlichen Lehramts eben durch ein weises Arbeiten gegen *diesen* Einfluss derselben die Pflichten seines Amtes erfüllen kann und soll. Was allgemeine Noth für das Herz und die Sitten der dadurch Betroffenen Gutes hervorzubringen vermag, das erfolgt auch ohne des Predigers Zuthun, wiewohl er dasselbe

durch Lehre und Leben noch befördern und vermehren kann; aber auch dieses Gute hat unser Verf., obgleich unsrer Ueberzeugung nach nicht vollständig aufgezählt, doch wenigstens anzuführen nicht unterlassen. Der dritte Abschnitt des Buchs (S. 94—120) handelt von „*den Zwecken, die sich der Prediger in traurigen Zeiten vorzüglich vorsetzen und für welche er wirken müsse.*“ Der Angabe dieser Zwecke geht im ersten Cap. eine Untersuchung „der Befugniss und Verpflichtung des Predigers, auf solche Zeitumstände Rücksicht zu nehmen“ voraus, durch welche leicht ausgemacht wird, dass derselbe zu einer solchen Rücksichtnehmung nicht nur von stillschweigender Art, sondern auch auf dem Wege der lautersten Offenheit und Freymüthigkeit berufen und aufgefordert sey. Die erwähnten Zwecke selbst sind, nach unserm Verf., folgende drey: 1) „*dafür zu sorgen, dass nicht verloren gehe, was noch nicht verloren ist;*“ 2) „*den Hindernissen des Guten in trüben Zeiten entgegen zu arbeiten,*“ und 3) „*das Günstige trüber Zeitumstände aufzusuchen und zu benutzen,*“ deren jedem gebührender Weise ein besonderes Cap. hier gewidmet wurde. Am ausführlichsten ist endlich, der Wichtigkeit des Gegenstands gemäss, der vierte und letzte Abschnitt dieser durchaus lehrreichen Schrift, welcher die Frage: „*wie der Prediger die oben bestimmten Zwecke seiner Wirksamkeit in trüben Zeiten am besten erreichen könne,*“ für diesen nach seinen drey Hauptverhältnissen, als *Kanzelredners und Volkslehrers* (Cap. 2. S. 122—214), als *Seelsorgers und Freundes seiner Gemeinde* (C. 3. S. 214—237) und als *Aufsehers über die Schulen in seiner Gemeinde* (Cap. 4), beantwortet. So wie das längste, so auch das interessanteste Capitel dieses Abschnitts sowohl als überhaupt des ganzen Buchs ist das zweyte der hier vorkommenden, aus welchem wir daher Einiges zur nähern Charakterisirung der Denkart und des Vortrags unsers Vfs. ausheben wollen. Nicht das Trösten erklärt er für das erste und wichtigste Geschäft des Predigers in den Tagen allgemeiner Noth; es gilt ihm dieses vielmehr, und wir glauben, mit Recht, für einen untergeordneten Zweck des geistlichen Lehramts, welches seiner Meynung nach nur, um zu bessern, trösten soll; in Ansehung jenes Hauptgeschäfts aber sagt er sogleich am Aufange des bezeichneten Capitels: „Es ist jetzt besonders Pflicht, in Predigten den Muth der Zuhörer zu erheben, theils damit sie leichter tragen, was doch getragen werden muss, und unter ihrer Bürde nicht die Freudigkeit eines frohen Herzens verlieren, theils damit sie noch Lust und Eifer in sich beleben, an sich selbst und ihrer Besserung zu arbeiten.“ Gelegentlich wird S. 124 von ihm bemerkt, dass „textmässig zu predigen, wenigstens nicht das grösste Verdienst des christlichen Kanzelredners sey.“ Als ein sehr grosses Verdienst wird diess bekanntlich von Vielen angesehen; Rec. erinnert sich sogar des schriftlichen Urtheils eines Mannes, welcher selbst zu den beliebtesten Predigern gehört, dass eine Kanzelrede, welche nicht so eng und vielseitig, als nur möglich, an ihren Text sich anschliesse, den Namen einer christlichen Predigt nicht verdiene. Aber auch hierin tritt er lieber Hrn. B. bey, welcher die Angemessenheit der Predigt für die temporellen Geistesbedürfnisse für ungleich wichtiger, als ihre Textgemässheit hält. Es ist hier nicht Raum genug, um diesen Gegenstand zu einer gewissen Entscheidung zu bringen; daher jetzt darüber nur die zwey Worte: Biblisch predigen kann vernünftiger Weise nicht bedeuten, sich so nahe und häufig, als man nur könne, an den Buchstaben der Bibel halten, sondern dazu ist es schon an dem biblischen, d. h. evangelischem, Geiste genug, ohne dass jedoch der heilige Buchstabe dabey absichtlich vermieden, oder gar verschmähet werden soll; und dann mag zwar allerdings das Verweben des Textes durch die ganze Kanzelrede mit Recht für eine grosse und schöne Kunst geachtet werden; aber eben dem Kunstmässigen und eigentlich Rednerischen gebühret in der Beurtheilung einer christlichen Predigt, mögen wir diese als Predigt, d. h. als Rede an das Volk, oder als christlichen, d. h. nach Jesu und seiner Apostel Muster gebildeten, Vortrag betrachten, offenbar, im Vergleich mit Religiosität und Erbaulichkeit, nur der zweyte Rang. Zu dem aus dem hier anzuzeigenden Buche bereits Ausgehobenen wollen und dürfen wir, um nicht zu weitläufig zu werden, nur noch folgende, ebenfalls dem Rec. wie aus der Seele geschriebene, auf S. 168. 69. befindliche, Stelle hinzusetzen: „Auch die Klagelieder über moralische Schwäche taugen im Ganzen nicht viel, obgleich wir nicht umhin können, sie zuweilen dem Stolze und der vermessenen Sicherheit entgegen zu setzen. Wollen wir den Menschen, ganz gegen die Erfahrung, als einen Schwächling darstellen, der unter der Bürde irdischer Mühseligkeiten trost- und hülflos seufzet, und mit Kummer und Gram belastet, lebensmüde zu seinem Grabe sich hinschleppen muss; so schlagen wir den Muth nieder, da wo wir ihn erwecken sollten, und der Erfolg kann kein andrer seyn, als dass unsre Zuhörer trübsinniger gestimmt nach ihren Häusern zurückkehren. Sprechen wir dagegen oft von den Kräften, die der Mensch wirklich hat, die sich bey allen Beweisen von Schwäche doch nicht verkennen lassen, und zeigen wir es besonders, wie schön sich diese Kräfte unter dem Drucke trauriger Zeitumstände entwickeln und vermehren, wie es oft so gewesen ist und immer so seyn sollte, dass die Bedrückten ihr Haupt desto muthiger erheben und wenigstens zu erleichtern suchen, was sie nicht umhin können, zu tragen; so stiften wir gewiss weit mehr Gutes, und bahnen uns wenigstens den Weg, damit andere Trost-

gründe einen desto bessern Eingang zum Herzen finden.

Mit inniger und durchaus unparteyischer Freude geben wir dem Verf. das Zeugniss, in seiner Schrift nicht nur, was er selbst von ihr hoffet, „keinen verwerflichen, keinen ganz unnützen Stein," sondern vielmehr einen sehr schätzbaren und gewiss überaus erspriesslichen Beytrag zum „schönen Tempel, an welchem wir Alle arbeiten," zum Tempel der Religiosität, welche zugleich des Namens einer wahren Humanität sich würdig zeigt, erkannt zu haben und ernstlich zu ehren.

GEBETBUCH.

Gebetbuch für katholische Christen, von *Joh. Thom. Vogt.* Gmünd, bey Joh. Georg Ritter, 1810. 8. IV u. 280 S. nebst einem Titelk. (20 gr.)

Neben der grossen Menge der für katholische Christen bestimmten, zum Theil vortrefflichen Gebetbücher wird auch dieses seine Freunde finden und mit Nutzen gebraucht werden. Es athmet durchaus einen religiösen Geist, erwärmt das Herz des etwas gebildeten und des Nachdenkens nicht ganz ungewohnten Lesers, weiset denselben unaufhörlich auf das Unvollkommene seiner sittlichen Verfassung hin, und reget das Bedürfniss der Herzensbesserung und eines tugendhaften Sinnes und Wandels an. Dagegen aber legt es auch dem Beter mehrmals Bitten in den Mund, dass Gott und Jesus in ihm bewirken möchten, was er eigentlich selbst zu bewirken verpflichtet ist; und wozu er von oben nichts mehr als Unterstützung bey seiner Schwachheit erwarten darf. Recens. besorgt, dass diese Art von Gebeten, anstatt die Selbstthätigkeit des Betenden rege zu machen und zu stärken, ihn veranlassen möchte, zu erwarten, Gott werde ihn des Mühsamen und Beschwerlichen in der Pflichtübung überheben.

Was den Styl betrifft, so ist er bisweilen sehr weitläufig, und durch Wiederholung derselben Vorstellungen ermüdend. Um sich davon zu überzeugen, lese man zur Probe nur die Buss- und Communiongebete durch. Das Werk wird sehr gewinnen, wenn der Hr. Verf. sich bey einer neuen Umarbeitung der Kürze befleissigt, und den dadurch ersparten Raum nach dem Vorgange anderer geschätzten Asketen seiner Kirche zu zweckmässigen Belehrungen über das Wesen der religiösen Ceremonien, z. B. der heil. Messe, Busse, Communion, und zu einer weitläufigern Anleitung zur Selbstprüfung benutzt, und der, aus dem Missale in manchen Stücken vielleicht zu genau übersetzten, Messandacht eine neue nach eigener Erfindung hinzufügt. Sollte es dahin kommen, so wird Herr V. gewiss die Sätze nicht ferner ohne hinreichende Erklärung stehen lassen, welche jetzt S. 155 wohl vielen Lesern unverständlich bleiben, manchen vielleicht gar irre leiten werden. „Durch den Genuss deines Leibes wird die Sünde in mir getödtet, mein Glaube wird lebendiger, meine Hoffnung fester, meine Liebe feuriger," heisst es unter andern daselbst, ohne dass das *wie* dieses Erfolges mit einem Wörtchen berührt wäre. Auch wird er es dann wohl von neuem in Ueberlegung nehmen, ob es die richtige Ansicht ist, wenn S. 207 der Ausruf Jesu Matth. 27, 46. für eine Aeusserung der Trostlosigkeit genommen wird.

PREDIGTEN.

Die Leidens- und Auferstehungsgeschichte Jesu. In acht Predigten vorgetragen in der Stadtpfarrkirche zu Gmünd von *Joh. Thom. Vogt.* Gmünd, bey Joh. Georg Ritter, 1810. IV und 158 S. 8. (12 gr.)

Manchen leidenden Bruder zu trösten und zu belehren, wie er sich in seinen Leiden verhalten, und diese zu seiner Veredlung benutzen soll; ihn auf Gottes Vaterliebe, die uns bey unserm Verfalle helfen will, und auf die erfreulichen Hoffnungen, zu welchen Jesu Tod und Auferstehung berechtigen, aufmerksam zu machen: ist der löbliche Zweck dieser Predigten. Der grosse Haufe wird dieselben gewiss mit Beyfall gehört haben; denn Hr. V. legt es darauf an, das Herz zu rühren, und auf diesem Wege die gewünschten Entschliessungen hervorzubringen. Er lässt sichs sehr angelegen seyn, die Geschichte auszuschmücken, mehrmals auf Kosten der Wahrheit. Nach S. 82 hat Jesus *kaum noch hörbar* gesagt: Vater! In deine Hände übergebe ich meinen Geist. Und S. 69 heisst es: „Rings um ihn, nämlich um Jesus, der zur Richtstätte sein Kreuz trug, kein Herz, das ihn bemitleidete. Er hört nur Spott und Hohngelächter! „Auch an unerwiesenen Voraussetzungen und Folgerungen fehlt es nicht. S. 52 wird von Jesus gesagt: „Er schweigt und lässt sich einem Sünder nachsetzen; denn er wollte büssen für den Stolz, der das erste Menschenpaar zur Sünde verführte." Und S. 137 ff. wird versichert: „Jesus lebt; also hört er unser Rufen und Flehen um das tägliche Brot, unser Klagen und Seufzen über harte, betrübte Zeiten; unser Bitten um das Wohlseyn der Unsrigen, um Glück und Segen zu unsern Geschäften u. s. w. Setzt man zu den eben erwähnten Mängeln dieser Predigten noch das hinzu, dass darin der Verstand nicht selten leer ausgeht: so ist zu befürchten, dass sie den aufmerksamen Leser nicht so befriedigen dürften, als man es nach den ersten Anregungen hätte erwarten sollen.

L I T U R G I E.

Liturgischer Versuch, oder *Deutsches Ritual für katholische Kirchen* von *Ludwig Busch*, vormals Prediger und Seelsorger bey der kath. Gemeinde in Erlangen, jetzt Pfarrer zu Weismann im Maynkreise, 2te verb. u. verm. Aufl. Erlangen, bey Joh. Jak. Palm, 1810. XXII u. 160 S. 8. (14 gr.)

Rec. hat im 28. St. S. 446 der Leipz. Lit. Zeit. vom Jahre 1804 die erste Auflage dieser Schrift mit gebührendem Lobe angezeigt. Sie erscheint hier. im Wesentlichen zwar unverändert, aber doch verbessert und etwas vermehrt, aufs neue. Hr. B. hat verschiedene Ausdrücke der vorigen Ausgabe mit passendern vertauscht, ein Paar Ceremonien richtiger gedeutet, und einiges Ueberflüssige weggelassen. Manche Gebete ganz umzuschmelzen hat ihn vermuthlich der an sich nicht zu verwerfende Plan: seiner Diözesanagende so viel wie möglich treu zu bleiben, gehindert. Neu hinzugekommen ist ein Formular zur Einsegnung einer Mutter bey ihrem ersten Kirchgange, wenn ihr Kind schon gestorben ist; die Deutung des, bey Leichen gebräuchlichen, Räucherns und Besprengens mit Wasser, und eine weitläufigere Ermahnung an die hinterlassen Freunde und Verwandten eines Verstorbenen.

G E D I C H T E.

Miranda. Ein historisches Gedicht in drey Gesängen von *Karl Lappe.* Ohne Druckort u. Jahrzahl. 64 S. 16. (6 gr.)

Schlecht und geschmacklos gedruckt erscheint hier eine wirklich schöne, mit Sorgfalt und Zartheit behandelte Dichtung, die auf alle Fälle eines weit besseren und gewählteren Gewandes werth war. Der Verf. malt uns in der Miranda das Muster einer edlen und treuen Liebe, die unter allen Verhältnissen des Lebens, selbst bis zum Flammentode, ihre höhere Natur in reiner Klarheit behauptet. Seine Diction ist sorgsam gewählt und lauter, und schmiegt sich überall dem Sinne so zwanglos und gefällig an, dass man nur höchst selten auf Stellen stösst, die etwa eine kleine Abänderung wünschen lassen, über die man aber mit einem solchen Dichter nicht hadern muss, weil er es gewiss nach dem Abdruck schon von selbst bemerkte, was seiner übrigens so sorgfältigen Feile entschlüpfte.

HANDELSGESCHICHTE.

Ansicht des asiatisch-europäischen Welthandels, nach den jetzigen Zeitbedürfnissen betrachtet von *Gregor von Berzevitzy*, Beysitzer mehrerer Gespannschaften, Kirchen- und Schuleninspector der Theisser Superintendens E. Augb. Conf. u. s. f. Pesth, bey Eggenberger, 1808. 70 S. 8.

Der erste Abschnitt verbreitet sich über den jetzigen Zustand des europäischen Welthandels. Er ist, sagt der Verf., in einer Lage, die nicht trauriger seyn kann. Alles stockt und ist gelähmt. Die ost- und westindischen Produkte sind zu ungeheuren Preisen gestiegen, und doch kann Europa ihrer nicht entbehren. Das Ende der lang gedauerten Spannung ist nicht abzusehen, da England die Herrschaft der Meere nicht aufgeben will. Der zweyte Abschnitt thut daher den Vorschlag der Leitung des asiat. europ. Welthandels durch die österreichisch. und russischen Staaten. Es wird zur Empfehlung desselben im dritten Abschn. der österreich. Kaiserstaat, im vierten der russische geschildert, und daraus im fünften gefolgert, dass diese Staaten unter einander den vortheilhaftesten Handel führen und im Einverständniss sich einer grossen Theils dee europ. asiat. Welthandels bemächtigen können. Es wird im sechsten Abschn. ein specielles Verzeichniss der Waaren gegeben, welche ein Gegenstand dieses Handels seyn können. Es wird sodann im siebenten ein Blick auf die Türkey gethan, die mit jenem Plane eng verknüpft ist, und mit welcher sich gerade in ihrem jetzigen Zustande vortheilhafte Commerztractaten schliessen liessen. Die Nützlichkeit des Vorschlags wird noch im achten Abschn. dargethan, und im neunten gezeigt, was ohnehin nicht unbekannt ist, dass der Welthandel ehemals diesen Gang gemacht habe. Welche Mittel zur Ausführung des Vorschlags angewandt werden müssten, wird im zehnten Abschn. angegeben, dann im elften für die nothwendige Commerzfreyheit gesprochen, und zuletzt im zwölften von dem Commerzsystem der österreich. Monarchie insbesondere gehandelt. Das Jahr 1809 hat nun freylich manche und wichtige Aenderungen herbeygeführt. Inzwischen bleiben immer die Ansichten des Verfs, der Aufmerksamkeit, und wer kann wissen, welcher Gang dem Welthandel noch vorgeschrieben werden oder welche Wege er selbst einschlagen wird. Als Beytrag zur Geschichte des Handels behält diese Schrift immer ihren Werth.

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

119. Stück, den 3. October 1810.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Vaterländische Blätter für den österreichischen Kaiserstaat. Herausgegeben von mehreren Geschäftsmännern und Gelehrten. Zweyter Jahrgang. Erster Band. Wien, in der Degenschen Buchhandlung, 1809. 228 S. in 4. (Preis des Jahrgangs 15 Gulden.)

Diese interessante Zeitschrift scheint mit der 29. Nummer (datirt den 18. April 1809) geschlossen zu seyn: denn seit jener Zeit erhielt Recensent, der diess im Sept. 1809 schrieb, keine neue Nummer. Die Fortsetzung ist ohne Zweifel durch die Besetzung Oesterreichs und der Kaiserstadt Wien durch die siegreichen Heere Napoleons unterbrochen worden. Rec. hofft, dass die vaterländischen Blätter, die im Jahre 1809 durch die Notizen aus Wien in den Beylagen an Interesse gewonnen haben, nach hergestelltem Frieden eine Fortsetzung erhalten werden.

Auch bey der Recension dieses Bandes wird sich Rec. auf die Anzeige der grösseren Aufsätze, die auch für das Ausland von Interesse sind, beschränken, und die kleineren und minder wichtigen übergehen. Von einigen Nummern aber, die Rec. nicht erhalten hat, kann er natürlich gar keine Auskunft geben.

No. I. und II. I. *Der Leopolds-Orden.* Ein Auszug aus den „Statuten für den erhabenen österreichischen kaiserlichen Leopolds-Orden. Wien, in der kais. königl. Hof- und Staatsdruckerey, 1808.“ II. *Charakteristik der Bewohner Mährens, mit Rückblicken in die ältere und älteste Geschichte.* Von *Johann Jakob Heinrich Czikann* in Brünn. Beschluss. Ein interessanter Aufsatz, aus welchem wir folgende Bemerkungen mittheilen. Man findet nur noch wenige charakteristische Züge jener alten Slaven in Mähren, welche die Byzantiner und andere geschildert haben. Im Laufe der Zeit theilten ihnen die Deutschen grösstentheils ihre Sitten, Cultur und Vorurtheile mit. Die Sitten der heutigen Mähren sind eben so wie ihre Abstammung verschieden; von Strecke zu Strecke ändert sich Sprache, Tracht, Wachsthum und Gewohnheit. Die Gränzbewohner sind indessen meistens ihren Nachbarn, mit welchen sie im Verkehr stehen, ähnlich; nur jenes Volk zeigt auffallende Eigenheiten, welches die Mitte des Landes bewohnt, nämlich die Hanaken. Die Bewohner der Städte zeichnen sich durch Feinheit der Sitten, durch ein gebildetes und humanes Betragen aus. Unter den Tugenden des mährischen Volks leuchtet vorzüglich seine Ergebenheit gegen den Landesfürsten hervor. Zu seinen übrigen guten sittlichen Eigenschaften gesellt sich die Liebe zum guten Ruf. Die Geselligkeit und Gastfreundschaft leidet durch die Verschiedenheit der Abkunft nur geringen Abbruch. Mähren hatte von jeher Männer von seltenen Talenten aufzuweisen. Die Gesichtszüge des Gebirgbewohners in Mähren sind ausgezeichnet und scharf, seine Haare lichtbraun, goldgelb oder roth; das Gesicht des Bewohners des flachen Landes hingegen ist mehr flach gedrückt, die Haare sind grösstentheils dunkelbraun oder schwarz. Ersterer ist offen, arbeitsam, industriös, getreu, letzterer aber mehr verschmitzt, zur Trägheit geneigt, und augenblicklich aufbrausend. Die Gebirge und das flache Land Mährens zeigen auch in den Localkrankheiten eine Verschiedenheit. Im flachen Lande, besonders in feuchten Gegenden, findet man im Herbste häufig dreytägige und viertägige Fieber; gegen Ende des Sommers verändern sie sich in Gall- und (sogenannte) Faulfieber. Im Gebirge zeigen sich gleich beym Eintritt des Frühlings Krankheiten von gallartiger Beschaffenheit, welche im Sommer in Faulfieber, im Herbste in Brustkrankheiten, und im Winter in Entzündungen übergehen. III. *Ausbreitung der Seidencultur in der k. k. Militärgränze.*

Die Seidencultur in der Militärgränze breitet sich von Jahr zu Jahr mehr aus. Im Jahre 1808 wurden erzeugt 1430 Centner 93½ Pfund Seiden-Galletten und dafür gelöst 130912 Fl. 53¾ Kr. IV. *Chronik der Bildungsanstalten in dem österreichischen Kaiserstaate.* October und November 1808. V. *Miscellen.*

No. II, II. *Nachtrag zu der Berichtigung der in dem Archive für die Gesetzgebung u. s. w. über das neue österreichische Strafgesetz vorkommenden Bemerkungen.* Von *Sonnenfels.* Beendigt in der folgenden Nummer. So gründlich als man es von Sonnenfels erwarten kann. II. *Bemerkungen über die Unverbrennlichkeit des menschlichen Körpers.* Bey Veranlassung der Vorstellungen des N. Isidor Roger in Wien. Von *Joh. Joseph Prechtl.* Gründlich. Es gibt zwey Wege (sagt der Verf.), den menschlichen Körper oder Theile desselben vor Verletzungen durch Feuer zu schützen, entweder durch Ueberziehung der Hautfläche mit irgend einer dünnen gleich verbreiteten Lage einer die Wärme schlecht leitenden, an sich nicht oder schwer verbrennlichen Substanz, oder durch eine besondere Disposition des menschlichen Körpers selbst. Diese besondere Disposition, welche er auch bey Nikolaus Isidor Roger annimmt, findet er in dem fortgesetzten Gebrauch der Säuren. „Wenn der Mensch (sagt er S. 17) nach und nach sich immer stärker an Säuren gewöhnt; wenn er mit sauren Mittelsalzen, z. B. dem Küchensalz, das er in immer stärkeren Gaben nimmt, anfängt, dann mit sehr verdünnter Salz- oder Schwefelsäure fortfährt, so zwar, dass er nur dann zu einer stärkeren Gabe schreitet, wenn die vorige Dosis in seinem Körper beynahe keine Wirkung mehr hervorbringt (welches bey langsamer Gradation bald geschieht), wenn er so nach und nach es bis zum Genuss stärkerer Säuren, z. B. einer wenig verdünnten Schwefelsäure, bringt, wenn er zugleich sich saurer Bäder bedient, vorzüglich der mit salzsaurem Gas imprägnirten Wasser, und überdem seinen Körper mit Säuren von grösserer Stärke, als er sie zur Zeit zu geniessen vermag, einreibt, wenn er dabey alle Fettspeisen und geistige Getränke vermeidet und viel Bewegung in freyer Luft macht, so wird sein Körper endlich, und zwar nach nicht sehr langer Zeit, zu einer solchen Stufe von Oxydation und Unempfindlichkeit gelangen, dass er, wie es ehemals die asiatischen Gaukler thaten, sich ohne besonderes Wehegefühl Wunden in die Haut zu schneiden, und ohne Schaden glühende Körper mit denselben in Berührung zu bringen im Stande seyn wird. Er kann, wie Roger, glühendes Eisen in der Hand abkühlen lassen, sich geschmolzenes Bley in den Mund giessen, glühendes Eisen mit der Zunge lecken und dergleichen; aber er hat diese Fähigkeit durch den Verlust der Empfindlichkeit für die meisten äussern Sinne erkauft; er hat den Sinn des Geschmacks und des Gefühls verloren, und gleicht den Insekten, die, mit einer Nadel durchstochen, davon fliegen, oder ruhig ihr Futter verzehren." III. *Chronik der Bildungsanstalten in dem österreichischen Kaiserstaate.* October und November. Fortsetzung.

No. IV. II. *Berichtigung zu dem Aufsatze: „Territorial- und Nationalgrösse des österreichischen Kaiserstaats"* in No. LIII. und LV. der *vaterländischen Blätter.* Von *Benigni.* Hr. B. beweist bündig, dass Herr Rohrer in jenem Aufsatze die Grösse und Bevölkerung des siebenbürgischen Provinciale und der siebenbürgischen Militärgränze unrichtig angegeben habe. Einen bestimmten Flächeninhalt der siebenbürgischen Militärgränze anzugeben, ist ganz unmöglich: denn in dem grössten Theile derselben wohnen Gränzer und Provinzialisten in einem und demselben Dorfe vermischt; der Flächeninhalt der Gränze ist also nothwendig in dem Flächeninhalte des Provinciale bereits enthalten. Der von Hrn. Rohrer offenbar zu gross angegebene Flächenraum von Siebenbürgen beträgt nach den genauen Angaben Leberechts nur 732 Quadratmeilen. Die Bevölkerung besteht in dem Provinciale aus 1,458,559 (nach Rohrer aus 1,500,000), in der Militärgränze aber aus 134,354 (nach Rohrer aus 138,420), mithin im Ganzen aus 1,592,913 Seelen, und nach dieser Berechnung kommen auf eine Quadratmeile 2176 Einwohner. III. *Bemerkungen über die in öffentlichen Blättern enthaltenen Nachrichten über die in Triest ausgebrochenen Bankerotte.* Von einem Kaufmanne in Triest. IV. *Nekrolog von Georg Rechberger* (beyder Rechte Doctor u. s. w., gestorben zu Linz am 13. Dec. 1808). V. *Kurze Notizen.*

No. V. I. *Ueberblick der Bauerschaft im österreichischen Kaiserstaate.* Von *Rohrer.* Fortsetzung. Handelt von der Bauerschaft in Siebenbürgen, in der Militärgränze und in Galizien. Nach der Josephinischen Volkszählung in Siebenbürgen vom Jahre 1786 befanden sich in Siebenbürgen damals 125550 Bauern, und jeder elfte Kopf der ganzen Volksmenge war ein Bauer. Noch herrscht in Siebenbürgen ungemessene Robott. In den Militärgränzländern widmet sich fast alles, was nicht unmittelbar in den freyen Communitäten lebt oder den militärischen Dienst thun muss, dem Feldbaue. Bisher wurde aber unter den Gränzern wenig Wohlstand angetroffen. Ueber die Bauerschaft in Galizien spricht Hr. R. am ausführlichsten und gründlichsten. Im Jahre 1807 zählte man in Ostgalizien 366157 Bauern, in Westgalizien aber 109372. Im Jahre 1807 war also im Durchschnitte von der ganzen Volksmenge Ostgaliziens jeder zehnte Kopf, von der ganzen Volksmenge Westgaliziens jeder

eilfte Kopf ein Bauer. Auch in Galizien gibt es freye und unterthänige Bauern. Von Joseph II. ward in Galizien die persönliche Eigenschaft aufgehoben und das Robott-Patent geltend gemacht. Ein ganzer Bauer soll nicht mehr als drey Tage in der Woche Frohndienste leisten. Die ins Unendliche gehende Vertheilung der Bauerngründe in Galizien ist Ursache, dass sich der galizische Landmann zu keinem etwas erträglichen Wohlstande im grossen Ganzen aufhelfen kann. II. *Uebersicht der einheimischen Bevölkerung des Königreichs Böhmen im Jahre* 1807. Der Budweiser Kreis enthielt 8 Städte, 4 Vorstädte, 29 Märkte, 881 Dörfer, 26227 Häuser, 81785 männliche und 92503 weibliche Einwohner; der Taborer Kr. 25 St., 5 Vorst., 10 M., 694 D., 24791 H., 76002 m. E. und 84969 w. E.; der Kaurczimer Kr. 25 St., 16 M., 677 D., 23222 H., 69175 m. E. und 76198 w. E.; der Bunzlauer 17 St., 2 Vorst., 27 M., 1017 D., 55420 H., 148042 m. E. und 164130 w. E.; der Chrudimer 9 St., 16 Vorst., 25 M., 760 D., 41595 H., 125731 m. E., 131041 w. Einw.; der Leutmeritzer 30 St., 5 Vorst., 13 M., 943 D., 53384 H., 139945 m. E., 159699 w. E.; der Königsgrätzer 14 St., 12 Vorst., 26 M., 902 D., 47105 H., 124097 m. E., 140084 w. E.; der Bidschower 9 St., 15 Vorst., 19 M., 607 D., 32976 H., 93751 m. E., 103682 w. E; der Prachiner 15 St., 11 Vorst., 22 M., 985 D., 33404 H., 99404 m. E., 110354 w. E.; der Klattauer 7 St., 10 Vorst., 18 M., 632 D., 21241 H., 66045 m. E., 73263 w. E.; der Czaslauer 8 St., 33 M., 829 D., 29488 H., 86152 m. E., 96063 w. E.; der Pilsner 16 St., 6 Vorst., 14 M., 665 D., 26641 H., 79143 m. E., 88419 w. E.; der Saatzer 28 St., 1 M., 466 D., 21498 H., 54084 m. E., 61945 w. E.; der Ellenbogner 27 St., 5 Vorst., 14 M., 610 D., 32227 H., 89234 m. E, 100367 w. E.; der Rakonitzer 11 St., 8 M., 509 D., 21004 H., 61636 m. E., 69064 w. E.; Prager Städte 4, worin 3166 H., 31646 m. E., 43193 w. E.; Berauner Kreis 10 St., 2 Vorst., 22 M., 765 D., 22021 H., 63145 m. E., 69387 w. E.; zusammen in ganz Böhmen: 263 Städte, 91 Vorstädte, 297 Märkte, 11942 Dörfer, 515410 Häuser, 1477998 männliche, 1664299 weibliche Einw. Ganze Bevölkerung: 3,142297. Darunter befanden sich 4139 Geistliche, 2129 Adeliche, 5652 Beamte und Honoratioren, 74295 Bürger, Gewerbsinhaber und Künstler, 123244 Bauern. Der Viehstand enthielt 141156 Pferde, 287261 Ochsen, 665285 Kühe, 911657 Schafe. III. *Uebersicht der in den Jahren* 1805 *und* 1806 *in den österreichisch-deutschen Erbstaaten geführten Criminal-Untersuchungen.* Aus dem dritten Bande des jährlichen Beytrags zur Gesetzkunde und Rechtswissenschaft in den österreichischen Staaten, vom Hofrath von Zeiller. Die Summa der geführten Criminal-Untersuchungen beträgt 10161. Aufgehobene und unerledigt gebliebene Untersuchungen: 6223. Schuldlos erklärte Untersuchte: 184. Verurtheilte Verbrecher: 3755. Darunter waren nach dem neuen Strafgesetz zur Todesstrafe geeignet 23. IV. *Kunstnotizen.*

No. VII. I. *Ueber den Leinwandhandel der Stadt Trautenau in Böhmen, mit allgemeinen Rücksichten auf die umliegende Gegend.* Von *Hoser.* Interessant und gründlich abgefasst. Die vorzüglichste Quelle des Erwerbs und Wohlstandes für Trautenau und seine Gegend ist der Leinwandhandel. Ungeachtet bey Trautenau viel Flachs und Garn erzeugt wird, so würde doch der einheimische Flachs und das einheimische Garn zur Unterhaltung der ungeheuren Menge von Webern in Trautenau nicht hinreichen. Es wird also das erforderliche Garn tiefer aus dem böhmischen Gebirge und selbst aus Mähren zugeführt. Man kann annehmen, dass jeden Wochenmarkt wenigstens 1800 Stücke Leinwand nach Trautenau gebracht und allda verkauft werden, so dass der Umsatz an jedem Wochenmarkte über 20000 fl. gehet. Die Trautenauer Gegend ist unstreitig in ganz Böhmen diejenige, welche die mehrsten, besten, und im gemeinen Leben brauchbarsten Leinwandgattungen liefert. Jeder Leinwandhandelsmann in dieser Gegend, welcher einen ansehnlichen Handel ins Ausland treibt, unterhält einen eigenen Apreteur nebst den ihm untergeordneten Leinwandlegern und Zurichtern, und ein eignes zur Apreturstube eingerichtetes Gewölbe in seinem Hause. Der stärkste Verschleiss der Leinwand, an dem sowohl die Trautenauer als auch die Handelsleute der umliegenden Gegend Theil nehmen, geschieht nach Preussisch-Schlesien, meistens in rohen, jedoch auch nicht selten in weissgebleichten Leinwanden. Trautenau setzt nach einer 24jährigen Bilanz jährlich nach Böhmen selbst und in andern österreichischen Staaten ungefähr $6654\frac{18}{24}$ Stück Leinwand pr. 95316 fl. $48\frac{1}{3}$ Kr. ab, nach Preussisch Schlesien $29679\frac{23}{24}$ Stück pr. 354990 fl. $55\frac{1}{2}$ Kr., ins weitere Ausland $6292\frac{23}{24}$ Stück pr. 578,333 fl. $57\frac{1}{8}$ Kr.

No. VIII. *Das Krankenhaus zu Neutitschein in Mähren.* Eine sehr wohlthätige Anstalt. Der Fonds wurde im Jahre 1804 durch Subscription zusammengebracht. In demselben Jahre wurde ein neugebautes Haus mit vier Wohnzimmern und einem beträchtlichen Gartengrunde um 1985 Gulden erkauft und so geschwind mit allem Nothwendigen eingerichtet, dass bereits am 31. July der erste Kranke aufgenommen werden konnte. Der erste Gründer des Krankenhauses ist Hr. Rietz. Als die landesherrliche Bestätigung dieser Anstalt in Neutitschein anlangte, wurde das Krankenhaus am 29. Juny 1807 feyerlich eingeweiht. II. *Verschönerungen von Wien unter Franz dem Ersten, österreichischem Kaiser.* Von *Pezzl.* Es leidet keinen Zweifel, dass die Kaiserstadt Wien unter Franz I. be-

trächtliche Verschönerungen erhalten hat. III. *Chronik der Bildungsanstalten in dem österreichischen Kaiserstaate.* October und November. Die Beylage zu dieser Nummer enthält einen ausführlichen Aufsatz über *Wiens Reinigungsanstalten, vorzüglich bey anhaltender schlechter Witterung.*

No. IX. I. *Zaleszcziky* (Zaleszczyk) *in Ostgalizien.* Aus dem Reise-Tagebuche des Hrn. Superintendenten *Bredeczky* in Lemberg. Enthält einen schätzbaren Beytrag zur Topographie und Statistik Galiziens. Die in einem angenehmen Thal gelegene Kreisstadt Zaleszczyk zählt 360 Häuser, welche von 769 Parteyen bewohnt werden, die zusammen nach der Conscription (?) von 1808. 1603 (vielmehr laut der Conscription 5416) Seelen ausmachen. Der Zaleszczyker Kreis gränzt östlich an Russland, namentlich an den District, in welchem Kamienic Podolsky liegt; auch berührt dieser Kreis die Gränze des türkischen Reichs, besonders die Choczimer Raja. Er liegt in dem ehemaligen Podolien und ist nebst dem Tarnopoler Kreise der fruchtbarste in Galizien. Jede Gattung von Getreide wuchert in üppiger Kraft, namentlich der Mais. Beynahe ausschliesslich gehört diesem Kreise der Anis, welcher in die übrigen Theile Galiziens zum Behuf des Branntweins verführt wird. Der Handel mit dem Getreide wird zum Theil nach Lemberg, zum Theil nach Drohobicz getrieben. Von dem letzten Orte führt man das Getreide nach Ungarn. Als besondere Erzeugnisse des Zaleszczyker Kreises dürfen die hier trefflich gedeihenden Zucker- und Wassermelonen, so wie auch der Spargel nicht übersehen werden. Zaleszczyk befindet sich auf einer förmlichen Erdzunge, welche von dem Dniester gebildet wird. II. *Versuche, welche Herr Isidor Roger vor einer Versammlung von Aerzten und Naturforschern auf der Universität zu Wien gezeigt hat.* Diese Versuche machte Herr Roger am 15ten Januar unentgeltlich. III. *Chronik der Bildungsanstalten in dem österreichischen Kaiserstaate.* October und November. IV. *Uebersicht, wie viel ganze Stücke Leinwand die Stadt Trautenau in den letzteren 24 Jahren, von 1784 bis inclusive 1807, in und ausser Landes verkauft hat, mit dem beygesetzten Geldbetrage.*

No. X. I. *Patriotismus der Stände des Königreichs Böhmen.* Bezieht sich auf die Errichtung der Landwehre. II. *Ueber eine falsche Nachricht in der Hamburger Börsen-Hallen-Liste, die Banquerotte in Triest betreffend.* Eingesandt aus Triest von K. III. *Nautische Schule in Zengg.* Von Benigni. IV. *Chronik der Bildungs-Anstalten in dem österreichischen Kaiserstaate.* October und November. V. *Statistisch-topographische Miscellen.* Populationsstand sämmtlicher galizischer Kreisstädte nach der im May 1808 beendigten Conscription. Mislenice hat 286 Häuser und 1975 Einwohner; Krakau 1779 H., 25736 E.; Kielce 368 H., 2324 E.; Radom 208 H., 1505 E.; Lublin 876 H, 7082 E.; Siedlce 266 H., 2145 E.; Biala 343 H., 2718 E.; Zamosk 841 H., 6545 E.; Zolkiew 661 H., 2166 E.; Lemberg 2515 H., 41493 E.; Zloczow 1107 H., 6168 E.; Trzemysl 737 H., 7358 E.; Rzeszow 364 H., 4604 E.; Tarnow 340 H., 4312 E.; Bochnia 310 H., 3109 E.; Neu Sandec 441 H., 3629 E.; Jaslo 224 H., 1493 E.; Sanok 218 H., 1520 E.; Sambor 1153 H., 6373 E.; Stry 800 H., 5474 E.; Stanislow 850 H., 6192 E.; Brzezan 793 H., 4377 E.; Tarnopol 1080 H., 7093 E.; Zaleszczyk 360 H., 5416 E.; (Bredeczky giebt nur 1603 an;) Czernowicz 820 H., 5414 E. Summe der Häuser in den Kreisstädten 17940, der Einwohner 163,790. Die Summe der Häuser in ganz Galizien 861,705, der Einwohner 5,176,024.

No. XI und XII. I. *Stimmen des Auslandes über den österreichischen Kaiserstaat.* Wörtlich abgedruckt aus „Erhebungen, eine Zeitschrift für das Vaterland No. 2." Auszug eines Schreibens aus dem Oesterreichischen. II. *Die orientalische Gesellschaft in Wien.* Ein ausführlicher Bericht über diese schätzbare Gesellschaft, an deren Spitze der gelehrte Orientalist Joseph von Hammer steht, dem man die Herausgabe der neuen Zeitschrift „Fundgruben des Orients" verdankt. III. *Chronik der Bildungs-Anstalten in dem österreichischen Kaiserstaate.* December 1808. IV. *Das Kuhländchen.* Beendigt in der folgenden Nummer. Interessant. Das sogenannte Kuhländchen liegt zwischen Mähren und Schlesien, gehört grösstentheils zu ersterem, und ist ein kleiner, ungefähr 5 Quadratmeilen grosser Strich Landes, welcher nicht sowohl durch natürliche und politische Gränzen als durch die Fruchtbarkeit seines Bodens, seine zahlreichen Heerden, durch die Ordnung, Munterkeit, Offenheit, Gutmüthigkeit, Betriebsamkeit, und den eigenen Dialekt seiner fast durchaus deutsch sprechenden Bewohner bezeichnet wird. Das gesammte Kuhländchen hat vier Städte: Neutitschin, Fulneck, Oderau in Mähren, Wagstadt in Schlesien, 43 Ortschaften, wovon 33 in Mähren, 10 in Schlesien liegen. Die sämmtliche Bevölkerung beträgt 39,589 Seelen. Es kommen also 7918 Seelen auf eine Quadratmeile, welches gewiss die stärkste Bevölkerung irgend eines Erdflecks (mit Ausnahme grosser Städte) in Europa ist. In einigen wenigen Dörfern wird slawisch gesprochen. Der Religion nach sind die meisten Kuhländer katholisch, nur das Dorf Zauchtel ist grösstentheils protestantisch augsburgischer Confession, so wie einige Einwohner der Dörfer Mankendorf und Kunewald; ihr Protestantismus trägt aber, da sie Abkömmlinge der ehemaligen mährischen und böhmischen Brüder sind, merklich das Gepräge des Geistes der letztern. Un-

geachtet das ganze Ländchen zur Zeit der Insurrection der mährischen nicht katholischen Stände auch protestantisch und mit Pastoren versehen war, ja selbst Bischöfe der alten Brüderkirche zählte: so ging es doch in den Religionsverfolgungen fast durchgängig wieder zur katholischen Religion über, und ward sogar allmählig darin eifrig und fest. Interessant ist die Schilderung der Hochzeitgebräuche im Kuhländchen.

No. XIII. I. *Ueber den Begriff von Dolus und Culpa mit vorzüglicher Rücksicht auf das österreichische Strafgesetzbuch.* Von dem königlichen bayrischen Hofrathe und Professor *N. Th. Gönner* in Landshut. Ein trefflicher Aufsatz. Hr. Gönner erklärt den Paragraph im österreichischen Strafgesetzbuch über den *bösen Vorsatz* mit Recht für ein unübertreffliches Product des tiefsten und scharfsinnigsten Denkers, der mehr leistete, als mühsame doctrinelle Untersuchungen bisher zu leisten vermochten. Dieser gerühmte Paragraph ist folgender: „Zu einem Verbrechen wird böser Vorsatz erfordert. Böser Vorsatz aber fällt nicht nur dann zur Schuld, wann vor, oder bey der Unternehmung oder Unterlassung, das Uebel, welches mit dem Verbrechen verbunden ist, geradezu bedacht und beschlossen, sondern auch wann aus einer bösen Absicht etwas unternommen oder unterlassen worden, woraus das Uebel, welches dadurch entstanden ist, gemeiniglich erfolget, oder doch leicht erfolgen kann." Der gehaltreiche Aufsatz ist erst in der XVI. Nummer beendigt. II. *Die Vereinfachung des militärischen Verpflegungs-Geschäftes.* Von — r. III. *Ueber die Theilung adelicher Güter in Galizien.* Von — t —. Der Verf. macht auf die nachtheiligen Folgen der noch immer fortgehenden Theilung und Zersplitterung der adelichen Güter in Galizien aufmerksam. IV. *Schutzpockenimpfung in Böhmen.* Im Jahre 1807 wurden in Böhmen 5087 Kinder vaccinirt, an Menschenblattern starben 5169. Die Schutzpockenimpfung fand vorzüglich in Prag, in dem Bunzlauer, Chrudimer, Czaslauer, Kaurzimer und Saazer Kreise Eingang und Verbreitung.

No. XIV. I. *Das k. k. Taubstummen-Institut zu Wien.* Ausführliche Notizen über diese wichtige, menschenfreundliche Anstalt. Schon im Jahre 1779 unter der Regierung Marien-Theresiens wurde das k. k. Taubstummen-Institut in Wien, aber nur als eine Freyschule für 6 arme taubstumme Knaben und eben so viele Mädchen errichtet: allein als Joseph II. zur Alleinherrschaft gelangte, erhob der unsterbliche Monarch diese Freyschule zu einem eigenen Institute für Taubstumme, und befahl, in dasselbe zur unentgeltlichen Verpflegung 30, nach Verlaufe von 2 Jahren aber 45 Taubstumme aufzunehmen. Die Taubstummen werden nur zwischen dem 7ten und 14ten Jahre ihres Alters aufgenommen. Die Zöglinge geniessen 6 bis 8 Jahre die Versorgung des Instituts; es darf aber in der Regel kein Taubstummer nach dem 20sten Jahre seines Alters im Institute verbleiben. Der aufzunehmende Zögling darf nicht blödsinnig seyn, und ausser der Taubstummheit keine andere körperliche Gebrechen haben, welche dem Endzwecke des Institutes entgegen stehen, z. B. Lungensucht, hinfallende Krankheit u. s. w. Die Taubstummen werden von der Direction zur Aufnahme vorgeschlagen. Die Eltern oder Vormünder eines von der Landesstelle angenommenen Zöglings müssen sich durch einen schriftlichen Revers verpflichten, nach geendigten Unterrichtsjahren den taubstummen Zögling wieder zurück zu nehmen, und dafür zu sorgen, dass derselbe sein in oder ausser dem Institute erlerntes Brod-Erwerbsgeschäft forttreiben könne. Jeder Zögling wird zwischen dem dritten und vierten Unterrichtsjahre zur Erlernung eines Handwerks oder einer Kunst angehalten. Die Direction untersucht mit Zuziehung des Instituts-Arztes, zu welchem Handwerke oder zu welcher Kunst der taubstumme Zögling Körperkräfte, Fähigkeit und Neigung habe; dann besorgt sie, dass er zwischen dem dritten und vierten Unterrichtsjahre zu einem ordentlichen, gutgesinnten bürgerlichen Meister in die Lehre gegeben werde. Die Auslagen für das Aufdingen und Freysprechen bey dem Handwerke trägt das Institut. Nach dem Freysprechen werden die Zöglinge aus der Versorgung des Instituts entlassen, und die Eltern haben nun für ihr weiteres Fortkommen Sorge zu tragen. Die weiblichen taubstummen Zöglinge werden in allen weiblichen Arbeiten, als Nähen, Stricken, Spinnen, Kochen u. s. w. unterrichtet, und dadurch in den Stand gesetzt, bey dem Austritte aus dem Institute sich selbst ihren Unterhalt bey ihren Eltern oder in Diensten zu verschaffen. Während der 6 bis 8 Jahre, welche die Zöglinge den Grundgesetzen zu Folge in dem Institute zubringen, stellt man mit ihnen die mannigfaltigsten Versuche an, um zu erfahren, zu welcher Hand-, Fabrik- oder Kunstarbeit dieser oder jener Zögling Anlage und Fähigkeiten besitze. Der Taubstumme lernt zeichnen, er sieht alle Arten Gewerbe, tausenderley Handwerks- und Kunstproducte um sich, wo ihn bald das eine bald das andere zur Nachahmung auffordert. Das Beyspiel der erwachsenen ausgetretenen, noch in Wien befindlichen Taubstummen, die bey verschiedenen Handwerkern, oder zum Theile in Fabriken arbeiten, und von Zeit zu Zeit das Institut besuchen, trägt vieles zur Ermunterung der kleineren Zöglinge bey. Ausser den 45 taubstummen Kindern, die auf Kosten des Staates in dem Institute Nahrung, Pflege, Unterricht in der Religion und in andern gemeinnützigen Kenntnissen erhalten, werden auch taubstumme Kostgän-

ger gegen Bezahlung von 150 fl. jährlich für Kost, Kleidung, Unterricht, und übrige Bedürfnisse aufgenommen. Viele Taubstumme, die in Wien bey ihren Eltern oder Anverwandten leben, und solche, die wegen Religionsverschiedenheit, z. B. Juden, nicht zur Aufnahme in das Institut geeignet sind, gehen bloss zum Unterricht in die Schule.

No. XV. I. *Heinrich Franz, Graf von Rottenhan.* Eine biographische Skizze. Graf Rottenhan war ein österreichischer Staatsmann von grossen Einsichten und Tugenden. Er war k. k. wirklicher geheimer Rath, Kämmerer, Staatsminister, Präsident der obersten Justizstelle, der Hofcommission in Gesetzsachen, und der zur Abfassung der politischen Gesetzsammlung niedergesetzten Hofcommission u. s. w. und starb am 14. Februar 1809 in Wien. Er war den 14. October 1737 zu Bamberg geboren. Durch die Erwerbung seines Hauses in Böhmen ward er dem österreichischen Staate gewonnen, und begann 1776 als böhmischer Gubernialrath dem öffentlichen Dienste sich zu widmen. Im Jahre 1791 wurde er von Leopold II. zum obersten Burggrafen und Gubernial-Präsidenten in Böhmen ernannt. Im J. 1792 kam er als Kanzler der vereinigten Hofstelle nach Wien und im J. 1796 trat er in das Ministerium. Im Jahr 1801. übertrug ihm Kaiser Franz das Präsidium der Hofcommission in Gesetzsachen. Unter seiner Leitung und Mitwirkung vollendete die Hofcommission das Gesetzbuch über Verbrechen und schwere Polizey-Uebertretungen. Am 2. März 1808 ernannte ihn der Kaiser zum Präsidenten einer Hofcommission, welche für die Monarchie einen Codex aus den zerstreuten politischen und Cameralgesetzen zu ordnen beauftragt ist, der Tod verhinderte ihn dieses weit aussehende Geschäft zu leiten.

No. XVI. I. *Die Tropfstein-Höhle zu Blasenstein.* Von *Caroline Pichler, gebornen von Greiner.* Diese Tropfsteinhöhle ist in der Pressburger Gespannschaft. Die Beschreibung der Verfasserinn ist sowohl in topographischer als geognostischer und mineralogischer Rücksicht unbefriedigend.

No. XVII. und XVIII. I. *Ueber die richtigste Angabe des Flächeninhalts und der bewohnten Oerter von Ungarn.* Noch nicht beendigt. Die Angaben des Flächeninhalts von Ungarn werden bis auf Liechtensterns Angaben der Kritik unterworfen. II. *Der ungarische Landtag* (soll heissen *Reichstag*) *im Jahre* 1808. Fortgesetzt und beendigt in den folgenden drey Nummern. Nach einer kurzen Einleitung werden die Reichstagsartikel dieses merkwürdigen Reichstags im Auszuge mitgetheilt. III. *Nekrolog vom Dr. M. Johann Adam Schmidt* (geboren zu Aub unweit Würzburg, gestorben am 19. Febr. 1809 im 50sten Jahre seines Alters). Er war unstreitig ein grosser Arzt, ein scharfsichtiger Wundarzt, ein in jeder Beziehung vollendeter Augenarzt, ein schätzbarer Gelehrter und Schriftsteller. IV. *Uebersicht der Bienenzucht in den k. k. Militärgränzen mit Ende des Militärjahres* 1808. Mit Ende des Militärjahres 1808 waren vorhanden in der Carlstädter Warasdiner Gränze 23.364 Bienenstöcke, in der Banalgränze 8079, in der slavonischen Gränze 53.950, in der banatischen 28.709, in der siebenbürgischen 14.248, zusammen 129.150. Mit Ende des Jahres 1807 wurden in den gesammten Militär-Gränzprovinzen nur 118.157 Bienenstöcke gezählt. V. *Miscellen.* Uebersicht der Consumtion an Schlachtvieh und Getreide in Salzburg während des Jahres 1808. Aus dem Intelligenzblatt von Salzburg.

No. XIX und XX. I. *Ueber Oesterreichs Landesvertheidigung.* Ausführliche Nachrichten über die Organisation der Landwehre. II. *Charakterzüge österreichischer Patrioten.* Aus der Periode der Errichtung der Landwehre und ihres Ausmarsches. III. *Der ungarische Landtag* (Reichstag) *vom Jahre* 1808. Fortsetzung. IV. *Das Cuirassier-Regiment Hohenzollern bey seinem Durchzuge in Wien.*

No. XXI. und XXII. I. *Der ungarische Landtag* (Reichstag) *vom Jahre* 1808. Beschluss. II. *Charakterzüge österreichischer Patrioten.* Fortsetzung. III. *Ueber die Naturschönheiten des österreichischen Kaiserthums von Dr. Franz Sartori.* Ein gründlicher Aufsatz. Die österreichische Monarchie hat, wie der Verf. lehrt, vor vielen andern Ländern den Vorzug, einen grossen Reichthum an Naturschönheiten zu besitzen. Nicht bloss das durch Reisende berühmt gewordene Salzburg und Berchtesgaden, auch Oesterreich ob und unter der Ens, Karnthen und Steyermark haben Gegenden anfzuweisen, die man selbst in der Schweiz und in Italien noch preisen würde. Hr. Sartori, der im Herbste 1807 Oesterreich ob und unter der Ens, Steyermark, Salzburg, Berchtesgaden und Kärnthen mit aufmerksamem Auge bereiste, spricht aus Erfahrung. Unter allen Gegenden, die er gesehen hatte, griff ihn keine so gewaltig an, wirkte keine durch ihren imposanten Charakter so mächtig auf ihn, wie der *Königs-* oder *Bartholomäussee* in Berchtesgaden. Er trägt eigentlich den Charakter des Schauerlich-Erhabenen an sich, das zum Theile durch einen Anhauch des Schönen gemildert und verschönert wird. Das nahe an diesem See gelegene Thal der Eiskapelle ist ebenfalls schauerlich, aber es trägt diesen Charakter lebendiger, ausgebildeter und unvermischter an sich, als jede andere Gegend. In Steyermark gleicht diesem Thale der Eiskapelle einigermaassen der Weichselboden im nördlichsten Theile des Landes. Wieder Traunsee bey Gmunden, so ist der Attersee bey Kammern freundlich und schön, und die lieblichen

Ufer beleben den See: aber wie man weiter hinauf gegen Weissenbach zukommt, werden die Ufer steiler, Gebirge drängen sich heran, und die Umgebungen des Sees nehmen einen erhabenen, ja sogar etwas melancholischen Charakter an. Den nämlichen Charakter hat Hr. S. bey dem Mondsee in Oesterreich ob der Ens, dem Altanssee und Leopoldsteiner See in Steyermark bemerkt, welcher letztere jedoch durch einen romantischen Anstrich gemischt ist. Das Lavanthal in Kärnthen ist durch seine Gebirge geeignet, erhabene Eindrücke hervorzubringen, aber diese Erhabenheit wird durch die ausserordentliche Fruchtbarkeit des Thales und durch die gefälligen Partien mit einem feineren Teint bekleidet, und gefällt auf diese Art weit mehr. Nicht leicht wird eine Gegend erhabnere Gefühle erregen, als man auf mehreren Punkten um und an dem Oetscher in Oesterreich unter der Ens hat. Eine Scene anderer Art ist der Waldbachstrub bey Hallstadt in Oesterreich ob der Ens. Die Gegend Echern, durch die man zu diesem Wasserfalle kommt, ist äusserst romantisch, aber romantischer noch ist der Wasserfall selbst, der aus einer schwarzen Schlucht hervordonnert. Ungemein reich an Wasserfällen von auffallender Gestalt ist der Radstädter Taurn, über den man von Salzburg aus in das Lungau fährt. Er ist nicht allein sehr hoch, sondern die Strasse, die über ihn wegführt, auch ungemein reich an seltenen Naturscenen. Schauerliche Gebirgsthäler sind die Thäler der Salza von Mariazell an bis Eisenerz in Steyermark. Durch Eleganz und Pracht zeichnen sich aus: die Aussicht von dem Mönchsberg auf die Gegend von Salzburg, und in Steyermark das Ensthal, der Rosenberg bey Grätz und das herrliche Weingebirge Luttenberg. Durch romantischen Anstrich macht keine Gegend einen lebendigern Eindruck auf den Reisenden, als das Märzthal in Steyermark und der Weg von Lilienfeld nach Türnitz in Oesterreich. IV. *Criminalfall.*

Nro. XXIII. und XXIV. I. *Stiftung edler Böhmen für verdiente Krieger.* Diese Stiftung besteht in einer in Böhmen eröffneten Subscription, um dem ausgezeichneten Krieger dereinst so viele Grundstücke zu versichern, dass er daraus seinen Unterhalt ziehen kann. Auf den Kopf wurden 9 Metzen Aussaat bestimmt. Schon ist auf böhmischen Herrschaften ein Betrag von 846 Metzen Aussaat, folglich die Versorgung für 94 Mann gesichert. Möchte doch diese Stiftung überall nachgeahmt werden: so würde der Soldat durch ein festes Band an das Vaterland gefesselt werden, er würde sein Eigenthum, seinen Heerd, seine Grundstücke vertheidigen, er würde wissen, wofür er streite. II. *Charakterzüge und Anekdoten aus dem Leben österreichischer Fürsten und grosser Landsleute.* Fünfter Beytrag. Eugen. Enthält interessante, aus dem französischen Original übersetzte Briefe des grossen Feldherrn Eugen an den Fürsten Adam Lichtenstein, an den Feldmarschall Grafen Guido von Starhemberg, an den Grafen von Sinzendorf, an den Hofkanzler Grafen von Strattmann. Von Eugens Briefen und Memoires fanden sich zu Wien, Mailand und Brüssel drey besondere gleichlautende, wenn schon nach Verschiedenheit der Jahre nicht gleich vollständige Sammlungen. III. *Beyträge zur Geschichte des Bergbaues im Herzogthume Salzburg.* Schätzbar. Den Goldberg in Gastein bauten schon die alten Römer. Im funfzehnten Jahrhundert war Salzburg das kleine Peru der alten Welt. Man fördert auf dem flachen Lande und im Gebirge Erze aller Art zu Tage: Gold, Silber, Eisen, Kupfer, Galmey, Kobalt u. s. w. IV. *Charakterzüge österreichischer Patrioten.* Aus der Periode der Errichtung der Landwehr und ihres Ausmarsches. Fortsetzung. V. *Neues Spinnmateriale des Herrn Angelo.* Der Wundarzt Jacob Angelo beschäftigte sich seit mehreren Jahren mit ausserordentlicher Beharrlichkeit und mit einem beträchtlichen Kostenaufwande damit, ein Spinn-Materiale aufzufinden, welches die so sehr gestiegene Baumwolle entbehrlich zu machen im Stande wäre. Er wählte zu seinen Versuchen besonders solche Pflanzen, die in den österreichischen Staaten wild wachsen und bis jetzt gänzlich unbenutzt geblieben sind, und es gelang ihm, aus mehreren derselben einen wollenartigen Stoff zu gewinnen, der sowohl aus freyer Hand, als auch mittelst Maschinen zu einem schönen, die Baumwolle an Haltbarkeit übertreffenden Faden gesponnen werden konnte, welcher zur Verfertigung jeder Art von Geweben vollkommen anwendbar gefunden wurde. Angelo legte nun einzelne Proben sowohl des erzeugten rohen Materiales, als der daraus verfertigten Gespinnste und Gewebestoffe der hohen Landesstelle vor, bey welcher die Richtigkeit und der Werth dieser Erfindung von einer eigenen, aus Sachkundigen zusammengesetzten, Commission untersucht und geprüft wurde. Die hierüber dem Kaiser Franz überreichten günstigen Berichte bewogen ihn, dem Erfinder ein grosses Staatsgebäude in der landesfürstlichen Stadt Tulln zur Errichtung seiner Erzeugungsanstalt einzuräumen, und ihn auch durch ansehnliche Geldsummen zu belohnen und zu unterstützen. VI. *Nekrolog von Johann Georg Albrechtsberger*, Capellmeister an der Metropolitankirche zum heil. Stephan in Wien, gestorben am 7. März 1809.

Nro. XXVI. und XXVII. I. *Proclamation des Kaisers Franz an Oesterreichs Völker* vom 8. April 1809. II. *Proclamation des Erzherzogs Karl an die deutsche Nation.* III. *Bemerkungen auf einer Reise durch Oesterreich ob und unter der Ens, Salzburg, Steyermark, Kärnthen, Krain, Görz und Triest.* Fortsetzung. Enthält interessante Nachrichten über

die Fabriken zu Mannersdorf, Sumarein, Bruck, Ebergassing, Ebreichsdorf. Recens. theilt folgende Angaben mit. Die k. k. Familienherrschaft Mannersdorf zeichnet sich durch eine Veredlung der Schafzucht aus, welche selbst jener zu Hollitsch den Vorzug streitig macht. Der Centner Wolle ist im Jahre 1807 bis zu 350 Fl. verkauft worden. Sehenswerth ist daselbst die Leonische Draht- und Bordenfabrik der Compagnie Steininger. Alle Arten von Flitterwaare werden hier verfertigt, und zu jeder sind eigene sinnreiche Maschinen vorhanden. Das vorzüglichste Fabricat ist Kupferdraht, der vergoldet oder versilbert wird, der durch Anflug von Zink die Farbe des Messings erhält. Die Fabrik bezieht ihr Kupfer aus dem Bannate und aus dem Stift Admontinischen Bergwerke zu Kahlwang in Steyermark. Der Absatz ihrer Waare geht meistens nach Ungarn, Draht und Bouillon nach der Türkey. Die Steingutgeschirr-Fabrik zu Sumarein zeichnet sich weder durch Farbe ihrer Geschirre, die ins Gelbliche fällt, noch durch Form derselben aus, soll aber demungeachtet wegen ihrer niederen Preise starken Absatz haben. Die Erde wird zum Theil aus der Gegend von Göttweyh, zu den Kapseln, worin die Geschirre gebrannt werden, von Eisenstadt in Ungarn, und zu den Steinkrügen aus Mähren bezogen. Die Fabrik hat Verkehr mit ihren Producten nach Oesterreich und Ungarn. In Bruck haben die Engländer Tyler und Royce eine Fabrik angelegt, die einen Vorrath neuer und merkwürdiger Maschinen enthält. Grösstentheils werden hier Bestandtheile zu Spinnmaschinen verfertigt. Bruck ist der Sitz eines Bancal-Inspectorats, dessen Wirkungskreis sich über einen grossen Theil des Viertels unter dem Wiener Walde erstreckt. Zu Schwadorf ist eine Maschin-Spinnereyfabrik. Der Feldbau in dieser Gegend ist nicht zum besten bestellt, weil es an Dünger mangelt. Selten wird Weizen, meistens Korn und Hafer gebaut. Die Gründe sind feucht und moorig, daher auch kein Kleebau eingeführt werden kann. In Ebergassing ist eine k. k. Stückbohrerey, die einzige in den deutschen Erblanden. Sie wurde im J. 1767 unter der Leitung des Fürsten Wenzel Lichtenstein erbaut. Es werden hier Metallstücke von verschiedenem Kaliber, dann Koronaden, Bombenmörser und anderes Geschütz von Eisen gebohrt. Die ersteren werden von der Stückgiesserey in Wien, die letzteren vom Gusswerke bey Maria-Zell geliefert. Die erforderlichen Eisenwerkzeuge werden in der Ramsau in Niederösterreich aus dem Groben gehämmert, und auf einer hier befindlichen Schmiede vollends ausgearbeitet. Zunächst an dieser Stückbohrerey treibt eben dasselbe Wasser, die Fischa, eine der grösseren Papiermühlen des Landes, die 130 Arbeiter beschäftigt, und jährlich über 30000 Riese Papier von allen Gattungen erzeugt. Auch das sogenannte Holländer-Papier wird hier verfertigt. In Ebreichsdorf ist eine grosse und wohleingerichtete Cottonfabrik. Ihre Spinner und Weber sind grösstentheils in Böhmen und Mähren vertheilt und eigenen Faktorien zugewiesen. An Spinnern wurden nach dem letzten Ausweise 14000, an Webern 2000 Menschen gezählt. Das Arbeitspersonale im Ganzen beläuft sich über 20000 Köpfe. Diese Fabrik rühmt sich die einzige in den österreichischen Staaten zu seyn, welche die Kunst des sogenannten Englischblaufärbens besitzt. Die Fabrik hat nicht nur alle Werkstätten für die ihr nöthigen Hülfsarbeiter, als Tischler, Schmiede, Binder u. s. w. in ihrem Gebiete eingeschlossen, sondern auch ein Spital und eine Apotheke für das starke Arbeitspersonale. Der Absatz der Waare ist auf die Erblande beschränkt, und geht vorzüglich nach dem von der Natur so sehr begünstigten, aber von dem Kunstfleisse noch immer vernachlässigten Ungarn. IV. *Charakterzüge österreichischer Patrioten.* Fortsetzung. In dem Anhange steht die „*feyerliche Rede zur Fahnenweihe der Triester Landwehre am 26. März* 1809, gesprochen vom italiänischen Prediger in Triest, *Johann Rado*, frey übersetzt von Kollmann." Diese Rede ist in einem sehr schwülstigen Styl verfasst.

(*Der Beschluss folgt.*)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Joh. David Köhlers Anweisung mit Nutzen zu reisen, und Sammlungen von Natur-, Kunst- und antiquarischen Gegenständen gehörig zu fassen, umgearbeitet und mit Anmerkungen versehen von M. *J. F. A. Kinderling*. *Erster Theil*, von Bibliotheken, Münzkabinetten u. Antiquitätenzimmern. Neue Ausgabe. Magdeburg, Creutzische Buchhandlung, 1810. *Zweyter Theil*, von Bildersälen, Naturalienkabinetten und Kunstkammern. Ebendas.

Ist ein neuer Titel einer Ausgabe, die in einen andern Verlag übergegangen ist. Das Werk selbst aber verdient bey dieser Gelegenheit ins Andenken zurückgebracht und empfohlen zu werden, da es sehr brauchbare Belehrungen verschiedener Art enthält.

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

120. Stück, den 5. October 1810.

MATHEMATIK.

Entdeckungen in der höhern Geometrie, theoretisch und praktisch abgehandelt, nebst *Prüfung* der von A. W. Wlochatius aufgestellten elementargeometrischen Auflösung des Delischen Problems u. s. w. von *Diederich* (Dietrich) *Uhlhorn*, Herzogl. Holst. Oldenburgischem Mechanicus. Oldenburg, in Comm. der Schulzeschen Buchhandlung, 1809. Mit 4 Kupf. 153 S. in 4. (3 Thlr.)

Sollten auch die in vorstehender Schrift enthaltenen Betrachtungen neuer auf eine leichte Art geometrisch zu verzeichnender Curven, bey dem gegenwärtigen Zustande der Analysis, nicht von der Wichtigkeit seyn, welche der Verf. ihnen beyzulegen geneigt ist, so hält doch Rec. deren Bekanntmachung für nützlich. Da sie von einem praktischen Mechaniker herrühren, so erhalten sie dadurch in den Augen des Rec. noch einen höhern Werth, denn nichts ist gewiss für die Vervollkommnung unserer Maschinen und ihrer Theorie erspriesslicher, als wenn auch Praktiker, wie es leider so selten der Fall ist, sich bemühen, ihre mathematischen Kenntnisse über die ersten Grundbegriffe der Geometrie und Statik hinaus zu erweitern.

Die Betrachtungen des Verf. erstrecken sich über 18 zum Theil neue Curven vom dritten und vierten und höhern Graden. Für die sieben ersten derselben, welche vollständiger als die übrigen behandelt sind, hat der Verf. einfache und sinnreiche Instrumente angegeben, vermittelst deren man sie mechanisch beschreiben kann; auch hat er diesen folgende besondere Namen beygelegt: Ophiuride (Schlangenschwanzlinie), Toxoïde (Bogenlinie), Kukumaïde (Queerkolbenlinie), Krommyoïde (Zwiebellinie), Didactyloïde (Zweyfingerlinie), Skyphoïde (Becherlinie) und Diloboïde (Zweyschotenlinie). Dass der Verf. einzelnen Curven, deren Anzahl sich so leicht vervielfältigen lässt, besondere Namen beylegt, kann Rec. nicht billigen. Den ältesten Mathematikern, für die bey dem damaligen Zustande der Wissenschaft, die Auffindung einer neuen, zur Auflösung eines geometrischen Problems brauchbaren und zugleich einer leichten geometrischen Verzeichnung fähigen Curve, ein wichtiger Zuwachs der höhern Geometrie war, war es nicht zu verdenken, wenn sie dergleichen Curven besondere Namen beylegten, wir hingegen müssen neue Benennungen für wichtigere Gegenstände aufsparen.

Die sieben angeführten Curven sind in den sieben ersten Abschnitten abgehandelt, die eilf übrigen kürzer behandelten enthält der achte Abschnitt. Einige neue Verzeichnungsmethoden der Cissoïde, Kukumaïde, Conchoïde und Cardioïde, von denen die der Kukumaïde eigentlich in den dritten, die der Cardioïde in den vierten Abschnitt gehört hätte, machen den neunten Abschnitt aus. Der zehnte Abschnitt enthält Beyspiele von Constructionen höherer Gleichungen durch die aufgestellten Curven, besser wäre es wohl gewesen, wenn der Verfasser diese den vorhergehenden Abschnitten einverleibt hätte. Der eilfte Abschnitt enthält eine geometrische Construction der Neïlischen Parabel, nebst deren Anwendung zur Verdoppelung des Würfels. Es folgen nun noch drey Abschnitte, die eine Prüfung des folgenden, dem Rec. nur dem Namen nach bekannten, Buches enthalten: Elementargeometrische Auflösung des Delischen Problems, der Aufgabe vom Dreyschnitt des Winkels, und einiger andern Sätze, als ein reguläres 7, 11, 13, 17, 19, 23, 29 Eck geometrisch zu zeichnen u. s. w. Erfunden und durch den Druck öffentlich bekannt gemacht von A. W. Wlochatius, Doct. und ausserord. Prof. der Weltw. Königsberg 1804.

Der so eben gegebenen kurzen Inhaltsanzeige dieser Schrift mögen nun noch einige Bemerkungen folgen, die Rec. bey deren Durchsicht aufge-

stossen sind. Seite 13 wird der Werth von $y = -\frac{ax \pm 2x\sqrt{(\frac{1}{4}a^2 + bx - x^2)}}{2(b-x)}$, für den Fall, wo $x = b$ gesetzt und das obere Zeichen genommen werden soll, sich also ein $y = \frac{0}{0}$ ergibt, auf eine allerdings sinnreiche Art gefunden, leichter aber hätte er sich doch, nach dem in solchen Fällen gewöhnlichen Verfahren durch Differentiation des Zählers u. Nenners dieser Formel, und nachheriger Substitution von b für x als ein $y = \frac{a}{2} + \frac{b^2}{a} - \frac{a}{2} = \frac{b^2}{a}$ ergeben. Im Grunde läuft auch das Verfahren des Verf. hierauf hinaus, nur ist es weitläuftiger, weil er zuvörderst x um etwas Endliches wachsen lässt. Um zu zeigen, dass unter denselben Umständen das untere Zeichen genommen, y zugleich ein $+\infty$ und ein $-\infty$ wird, hätte es nicht zweyer besondern Deductionen bedurft, weil ja der Nenner des Bruches y sowohl $+0$ als -0 seyn kann. S. 18 bestimmt der Verf. die Aenderungen in der Gestalt der Ophiuride, die aus der verschiedenen Annahme der Constanten a und b hervorgehen; und sagt, dass für $b = 0$ gesetzt ein Theil derselben ein Kreis würde; obgleich dieses von einem Mathematiker eigentlich nicht missverstanden werden kann, so hätte sich doch der Verf. deutlicher ausgedrückt, wenn er gesagt hätte, dass die Curve überhaupt ein Kreis würde. S. 34 und 35 stellt der Verf. Betrachtungen an, über die Genauigkeit, mit welcher man die Seite des doppelten Würfels aus der des einfachen finden kann, wenn man sich dazu der Ophiuride, und zu deren Beschreibung des von ihm angegebenen Instrumentes bedient. Diese Betrachtungen scheinen Recens. überflüssig, indem sich wohl heutiges Tages Niemand der geometrischen Verzeichnung bedienen wird, um diese, oder von ihr abhängige Aufgaben für die Praxis zu lösen. Um zu zeigen, dass die S. 43 aus der Methode des Sporus den Würfel zu verdoppeln hergeleitete Gleichung $ay^2 + bxy - 2b^2x$ einer Hyperbel zugehört, hätte es keiner weitläufigen Untersuchung bedurft, denn es folgt dieses sogleich daraus, dass ausser dem doppelten Producte beyder unbenannten Grössen, bloss das Quadrat der einen darin vorkommt, in welchem Falle bekanntlich eine Gleichung vom zweyten Grade zwischen zwey Variabeln allemal einer Hyperbel zugehört. Es gestattet übrigens diese Verzeichnungsart der Hyperbel einige interessante Betrachtungen; so lässt sich z. B. leicht erweisen, dass der Winkel CDB Fig. 13. allemal gleich dem Asymptotenwinkel der entstehenden Hyperbel ist. Statt der zweyten mittlern Proportionale, die durch die Construction des Sporus gefunden wird, hätte durch verwechselte Lage der Constanten a und b in der Fig., auf eben die Art die erste derselben, die doch hier eigentlich nur verlangt wird, unmittelbar gefunden werden können. S. 52 werden die Werthe von $\frac{5}{3}$, die man bey der Trisection eines Winkels 5 vermittelst der cubischen Gleichung $\sin^3 \frac{5}{2} - \frac{3}{4} \sin \frac{5}{3} + \frac{1}{4} \sin 5 = 0$ erhält, folgendergestalt bestimmt: $\frac{5}{3}$; $\frac{1}{3}(\pi + 5)$; $\frac{1}{5}(\pi - 5)$, sie sind aber bekanntlich $\frac{5}{3}$; $\frac{1}{3}(\pi - 5)$; $\frac{1}{3}(4\pi + 5)$ und $\frac{1}{3}(4\pi - 5)$; es ist also auch der dritte Winkel für $5 = 60°$ nicht $= 80°$, sondern $= 260°$ und der vierte $= 280°$, der eben so weit von 270 absteht als der dritte, mit ihm also gleichen sin. hat; letztern hat der Verf. ganz übersehen. Die Gleichung für die Toxoïde hätte nach der S. 53 vorgeschriebenen Construction derselben noch leichter hergeleitet werden können, als dort geschehen ist; es ist nämlich vermöge derselben $BD^2 = a(x - a)$ zugleich auch $= \frac{y^2 a^2}{x^2}$, demnach also $x^3 - ax^2 - ay^2 = 0$. Seite 55 hätte angezeigt werden können, dass man ausser der Seite des doppelten Würfels bey dem zu ihrer Auffindung vorgeschriebenen Verfahren auch die Seite des vierfachen Würfels, nämlich die AC zugleich mit erhält. Rec. muss sich wundern, dass dem Verf. die Identität seiner S. 62 aufgestellten Krommyoïde, mit der in Klügels Wörterbuch Th. I. S. 541 angeführten Conchoïde mit einer circulären Basis entgehen konnte. Seine Gleichung für die Krommyoïde ist freylich verwickelter als die für die Conchoïde, welche er selbst S. 64 daraus herleitet; dieses rührt aber bloss daher, dass der Verf. die Abscissenlinie so legt, dass sie einen Winkel von $90° - C$ mit der Axe der Curve macht, wodurch er also nicht die einfachste Gleichung der Conchoïde mit circulärer Basis, sondern eine verwickeltere erhält. Man wird also dem Fig. 26. abgebildeten, zur mechanischen Verzeichnung dieser Curve dienenden Instrumente, lieber zwey rechtwinklig auf einander gelegte Lineale geben, weil man demungeachtet alle beliebigen Krommyoïden damit verzeichnen kann, wenn man statt des gegebenen Constanten AB und C eine andere $\frac{AB}{\sin C}$, die mit derselben einen Winkel $90° - C$ macht, einführt, wo man sodann statt C einen rechten Winkel zu setzen hat. Hieraus geht hervor, dass die vom Verf. S. 103 angegebene Verzeichnungsmethode der Conchoïde mit der circulären Basis auch hier anzuwenden ist. Leichter jedoch wird ihre Verzeichnung mittelst eines um den Durchmesser $\frac{AB}{\sin C}$ beschriebenen Kreises seyn. S. 74 würde sich für die Skyphoïde die einfache Gleichung $y^4 - 2axy^2 - x^4 = 0$ ergeben haben, wenn der Verf. als Anfangspunct der Abscissen, anstatt des Punctes A, den Punct B genommen hätte. Auch die S. 77 gefundene Gleichung für die Diloboïde

wäre durch Verlegung des Abscissenanfangspunctes nach B hin einfacher geworden. S. 85. ist aus dem Ausdrucke $\sqrt{(x^2+y^2)} - \frac{2ax}{\sqrt{(x^2+y^2)}} = \frac{2axy}{x^2+y^2}$ eine Gleichung vom 8ten Grade hergeleitet; da doch eigentlich nur eine vom 6ten Grade daraus entspringen sollte; die vom Verf. gefundene lässt sich daher durch Division mit x^2+y^2 auf eine solche reduciren.

Die Prüfung der von Wlochatius gegebenen Elementarmethode für die Auffindung der ersten mittlern Proportionale ist mit vielem Fleisse ausgearbeitet, und dadurch gezeigt, dass dessen Verfahren nur in drey Fällen zutreffend seyn kann. Hiebey ist S. 132. mit Recht der Rec. der oben angeführten Schrift von Wlochatius in der Jen. Lit. Z. Nr. 188. 1807 getadelt, wegen der Behauptung, dass des Wlochatius Verfahren nie zutreffend seyn könne. Aus der im dreyzehnten Abschnitte angestellten Prüfung der Wlochatiussischen Methode für die Trisection des Winkels ergibt sich, dass sie um so fehlerhafter wird, je mehr sich der zu theilende Winkel dem gestreckten nähert. Die Berechnung der Winkel, welche man durch diese Methode erhält, hätte sich der Verf. durch die Betrachtung, dass $2 \angle API =$ dem unrichtigen nach Wlochatius Methode sich ergebenden $\frac{1}{3}a$, und tang $API = \frac{\sin\frac{1}{4}a}{\cos\frac{1}{4}a + 0.5}$ ist, wo a den zu theilenden Winkel bedeutet. In dem letzten Abschnitte untersucht der Verf., um wie viel die, nach den von Wlochatius angegebenen Verzeichnungen verschiedener Vielecke, für dieselben sich findenden Centrigonwinkel von den richtigen abweichen, um daraus zu folgern, in wie weit diese Methoden für die Praxis brauchbar seyn könnten. Wären sie vollkommen richtig, so wurden sie eine Erweiterung der Geometrie, aber auch dann für die Praxis nicht zu empfehlen seyn; denn um ein Polygon mit Ausnahme des Sechsecks zu verzeichnen, wird man immer am besten thun, die Sehne für den Centriwinkel aus den Tafeln zu nehmen, und sie auf einem genauen Maasstabe abgestochen im Cirkel herumzutragen.

Da der Verf. in der Vorrede zu dieser Schrift noch mehrere Abhandlungen über Gegenstände der reinen und angewandten Mathematik in der Folge durch den Druck bekannt zu machen verspricht, so wünscht Rec., dass er sich befleissigen möge, seinem Vortrage überhaupt, und vorzüglich seinen Beweisen, mehr Kürze und Präcision zu geben. Zugleich erbietet sich der Verf., der als geschickter Mechaniker sich bereits vielfältig gezeigt hat, zur Anlegung von Tuchscheer-, Rauchtabaks-Schneide-, Schnupftabaksrappir- und andern Maschinen, sämmtlich von seiner eigenen Erfindung.

FORSTWISSENSCHAFT.

Neues allgemein praktisches Wörterbuch der Forstwissenschaft, für Forstmänner, Jäger, Jagdliebhaber, Fischer und Gutsbesitzer etc. Nach eigner Erfahrung bearbeitet von *K. A. Heinr. von Bose*, herausgegeben, berichtiget und vervollkommnet von *Friedrich Gottlob Leonhardi*, ordentl. Professor der Oekonom. A bis Z. mit Kupf. Leipzig, 1807 bey I. C. Hinrichs. VIII und 314 S. gr. 8.

Die Menge der Schriften, welche auf jene Geschäfts-Fächer Beziehung haben, denen gegenwärtiges Wörterbuch nützen soll, welche auch ihrem Gehalte nach, verdienen, dass sie den in jenen Fächern beschäftigten Personen nicht unbekannt bleiben, ist in jetziger Zeit so gross, ihre Mannichfaltigkeit so beträchtlich und das Neue, auch wirklich Anwendbare, so zerstreuet in denselben aufzufinden, dass es einem grossen Theile des praktischen Personals an Zeit gebricht, sich durch eine ausgebreitete Lectüre unmittelbar aus ihnen selbst zu unterrichten; und hierzu kömmt, dass es dann auch noch vielen an Sinn, ja nicht weniger an Vermögen fehlt, das Anschaffen mehrerer solcher Schriften in ihren häuslichen Wirthschafts-Etat eingreifen zu lassen. Gemeinnützig und beyfallswerth war daher in jedem Betracht des Verfassers Unternehmen, ein Werk zu liefern woraus die berücksichtigten Personen schnelle und hinreichende Belehrung zu erhalten vermöchten; wo sie das Wichtigste und Bemerkenswerthe für ihr Fach, für die nöthigen Fortschritte in demselben, ohne allzuviel Zeit auf mehrere andre Schriften verwenden zu müssen, zusammengedrängt fänden, wo zugleich Hinweisungen auf die, ihnen wissensnöthigen, Gesetze und Verordnungen nicht übergangen wären. Das Erforderniss eines solchen Werkes für die jedesmal obwaltende Periode muss ganz natürlich von Zeit zu Zeit eintreten, sich von Zeit zu Zeit erneuern; für Geschäfte und Wissenschaft derselben ist ja, eben ihrer Fortschritte halber, diese Erscheinung unausbleiblich. Schwer, wohl, in allen ihren Forderungen, nicht gleich erreichbar ist eine solche Aufgabe. Scaligers bekanntes Epigramm auf die Verfertigung eines Lexicons hat in unsern Zeiten desto weniger an Kraft und Anwendbarkeit verloren, je mehr der Umfang und Reichthum aller Geschäfte und der ihnen zugehörenden Kenntnisse, immer zugenommen hat, und zuzunehmen nicht aufhören kann. Muss also die, ihr Ideal vor sich habende Kritik irgendwo mit Glimpf, mit Versetzung in die Lage, in die Zeitumstände, in die Schwierigkeiten-Umgebung eines Schriftstellers, bey der Beurtheilung seines

Buches ausgehen, so ist es, wie überhaupt bey dieser Classe von Werken, auch bey einem Wörterbuche für das Forstwesen. Nur mit diesem hat sich Rec. für jetzt zu beschäftigen; indem das Ganze auf drey Theile angelegt ist, und die beyden folgenden das Uebrige zu erschöpfen bestimmt sind, was in die Jagd- und Fischerey-Wissenschaft gehört; so, dass jeder Theil auch als ein Ganzes für sich angesehen und angeschafft werden kann. Der Verf. versichert, er habe Alles, was ältere und neuere Schriften über das Forstwesen sagen, treu und sorgfältig benutzt, und mit seinen eignen Erfahrungen verbunden; ausserdem hat er die hierauf sich beziehenden Königl. Sächs. Gesetze aufgenommen, auch noch am Ende einen Forstkalender beygefügt. Dass hierbey gedrängte Kürze, und nicht minder strenge Auswahl zu befolgen war, lässt sich bey einem, nur zwanzig Bogen betragenden Werke leicht denken. Er versichert, sorgfältig Rücksicht genommen zu haben auf alle die wissenschaftlichen und wirthschaftlichen Gegenstände, welche es in Beziehung des Nutzens erforderten, den sein Buch eben sowohl dem erfahrnen, als dem unkundigen Forstmanne schaffen sollte. Dahin gehörte also die so nöthige, mannichfaltige, Ansicht der Holzanwendung der ökonomischen und technischen, in allen ihren vielfältigen Zweigen. Dahin gehörte der so völlig veränderte Gesichtspunkt der frühern Zeiten, wo bey geringerer Bevölkerung und Cultur anderer Art, die Wälder im Ueberfluss, ja gar unter manchen Umständen im lästigen Ueberflusse, da waren; was späterhin sich zwar in der Beschaffenheit der Sache, der Local-Umstände, u. s. w. umgestaltete, aber eben nicht zeitig genug zweckmässige Verbesserung des Verfahrens bewirkte; bis endlich die Noth darzu trieb, die Schonung der Wälder, die Forstcultur mit andern Augen anzusehen, und nach andern Principien zu behandeln; wo es aber gleichwohl noch itzt, besonders in gebürgigten Gegenden, nicht an Waldungen fehlt, welche, unter angemessenern Anstalten, weit mannichfaltiger und höher genützt werden könnten; wo ferner manche Grundstücken, entweder zufolge der Beschaffenheit ihrer Lage, oder ihres Bodens, ungeachtet der nothwendig ausgedehntern Feld- und Wiesen Cultur, weit vortheilhafter mit Holz anzubauen wären. Dahin gehört auch, dass dem Forstmann zu jetziger Zeit die Kenntnisse nicht mangeln dürfen, um alles hier berührte und damit verwandte gehörig zu beurtheilen, zweck- und naturgemässe Veränderungen und Einrichtungen einzuleiten oder auszuführen, bey jeder Holzart, bey Anziehung und weiterer Behandlung derselben, nach ihrer Natur und ihren Eigenschaften zu verfahren, mit Rücksicht auf alles, was nutzbaren und schädlichen Einfluss haben kann, mit gleicher Rücksicht auf das, was von Nebennutzungen in einer Waldung vortheilhaft mit ihrer Bewirthschaftung zu verbinden oder davon zu entfernen ist. Dahin gehört ein, mit ausreichender naturgeschichtlicher Kenntniss begleiteter, Ueberblick der fremden Holzarten, der Fälle, der Umstände, wo sie im Grossen angezogen, auch mit unter selbst den einheimischen vorgezogen werden können, wobey aber nicht blos Liebhaberey, nicht einseitige Anlassbefolgung zum Grunde liegen muss. Dahin gehört es, dass er nicht unbekannt seyn darf mit den übrigen, die Stelle des Holzes vertretenden, Materialien, mit den nöthigsten, zu den Anfangsgründen der Wissenschaft gehörenden geologischen, mineralogischen und chemischen Kenntnissen ihrer Beschaffenheit und wesentlichen Bestandtheile, ihrer äussern Kennzeichen, ihres Vorkommens und der, wenigstens in einem gewissen Grade zuverlässigen, Hindeutungen, die eben deshalb bey ihrem Aufsuchen nicht zu übersehen sind. Dahin gehört die Bekanntschaft mit den ältern und neuern Erfindungen, mit ihrer gelungenen oder misslungenen Ausführung, in so ferne sie die Holzersparung bey architectonischen und so viel andern Gewerbs-Erfordernissen angehen. Welche Menge, welche Mannichfaltigkeit der Artikel für ein Forstwörterbuch, gehet allein aus einer solchen, blos oberflächlichen, Betrachtung der Sache hervor! Unser Verfasser versichert, er habe strenge Rücksicht darauf genommen. Rec. fand bey genauerer Einsicht in das wirklich Geleistete, dass die Absicht nicht allenthalben erreicht worden ist, wie sie, des allzu beschränkten Umfanges wegen, auch nicht durchaus erreicht werden konnte, dass es aber gleichwohl, möglich gewesen wäre, wenigstens dem Zwecke sich mehr zu nähern, wenn mancher unnöthige Artikel sich mit einem fehlenden, wichtigern vertauscht, oder auch nur in Ansehung seines Gehalts, sich mehr vervollkommnet gefunden hätte. Unter solche, welche geradezu wegfallen konnten, gehören z. B. gleich auf der ersten Seite zwey nach einander folgende Artikel: 1) „*Abblühen oder verblühen* wird genannt, wenn entweder die Blumen, nach geschehener Befruchtung ihre Blätter fallen lassen, und Früchte ansetzen, oder wenn nach vollendeter Befruchtung die Blumen und Blätter verwelken, und die Blüthe verdirbt." — 2) „*Abbrechen*, heisst nicht nur jede Vorrichtung, wodurch die Saamenkapseln eingesammelt werden, sondern auch das Ereigniss, wenn Aeste und Zweige theils durch Menschen, theils durch Thiere, Schnee und Wind von ihren Stämmen getrennt werden." — Der Artikel: *Ablactiren* gehört doch weit mehr für den Gärtner. Sollte aber auch dem Forstmann eine brauchbare Notiz davon zukommen, so musste ihm das Verfahren bey der Verbindung des Zweigs mit einem andern, deutlicher angegeben werden; dann konnte er aber mit eben dem Rechte, zu mehrerer Erweiterung seiner Kenntnisse, auch einen, wenigstens in der Kürze nachweisenden Artikel über

andere Veredlungsarten zu finden verlangen. Die Artikel: *Bergpech*, *bituminöses Holz*. *Braunkohle*, *Erdkohle*, durften eben so wenig fehlen. Man konnte sich von diesen Benennungen auf einen Haupt-Artikel: z. B. *Steinkohle*, hingewiesen sehen. Dieser hingegen enthält nichts Befriedigendes darüber. „*Steinkohlen*, heisst es in der aufgestellten Definition, sind eine Art schwarzen, harzigen Steines, der wegen der bey sich habenden Schwefel- und Oeltheile leicht Feuer fängt, und eine starke Glut giebt." — Warum wurde nicht dafür gesagt: Ein, in Flötzgebirgen vorkommendes, vornehmlich aus Kohle und Erdharz bestehendes Fossil? — Vom, zwar etwas uneigentlich so genannten, Abschwefeln der Steinkohlen, von der, eben hierdurch um so weiter ausgedehnten, Benutzung dieses Fossils, statt des Holzes oder der Holzkohlen, wäre es in einem Forstwörterbuche nichts weniger, als überflüssig gewesen, einige Auskunft zu geben. Der Artikel: *Torf*, ist, im Vergleiche, etwas vollständiger ausgefallen. Nur bemerkt man ungerne die übereilte Ausarbeitung desselben unter andern daran, dass man sich mehrmals zur Erläuterung auf eine Fig. verwiesen, aber nie eine Ziffer dazu gesetzt siehet; auch ist auf der ganzen, zu diesem Theile gelieferten, Kupfertafel keine Spur von irgend einem, zur Torfgewinnung gehörendem, Werkzeuge, und eben so wenig erwähnt die, am Ende des Buches befindliche, Inhaltsanzeige dieser Tafel davon das Geringste. Was daselbst von der Braunkohle erwähnt wird, ist ungegründete Verwechslung, so wie die Behauptung, dass der echte Torf gar nicht zum Mineralreiche, sondern blos zum Pflanzenreiche zu ziehen sey. Er ist Gegenstand der Geologie; diess bestimmt seine Beziehung. Auf den nämlichen unangenehmen Umstand nicht vorhandener Figuren trift man S. 296. wo von Stangenvermachung, in schräger Richtung, die Rede ist. In den Artikeln: Holz, Holzanbau, etc. (S. 144 — 181.) ist viel Nützliches und Gutes zusammengestellt; aber wenn nun unter andern S. 152 der Seiffenwerke Erwähnung gethan werden musste, so war auch an gehöriger Stelle ein Artikel, welcher diesen Gegenstand kurz beschrieb, nicht zu übergehen. So kommen ferner, S. 143. die Holländerbalken, auch S. 246. die, beym Holländer-Eichenholze sogenannten, Ruthen oder Fangbäume vor; um so mehr musste die Holländerholzwirthschaft und das Verflössen des Holländerholzes nicht vergessen werden. Den Artikeln: *Baum*, *Floss*, *Flösse*, *Försterey*, *Forstordnung*, *Gränze*, *Gras*, *Holzrechnung*, *Holztaxation*, *Buberte*, *Zapfen*, und was da über die *Schwarzholzsaat* gesagt ist, wie auch mehrern, wird man gerne zugestehen, dass sie gehaltvoll sind, obwohl sich hier und da Spuren, entweder der etwas eiligen Ausarbeitung oder nachmals nicht statt gehabten, genauern Durchsicht finden. Sollen solche Worte, wie z. B. S. 97. *Forstbame*, statt Forstbann; S. 157. No. 5. „wo *keine* Steine vorhanden etc." wo, dem Zusammenhange nach, doch wohl das Gegentheil gemeynt ist; S. 182. Cerambiae, für Cerambyx und dergl. blos unter die vernachlässigten Druckfehler gezählt werden, so gilt diese Entschuldigung doch nicht bey solchen, wie S. 240. wo in der ersten, mit NB. bezeichneten Anmerkung der ganze Nachsatz fehlt; oder wenn man am Schlusse des Artikels: *Wurzel* (S. 290.) wieder auf *Wurzel*, verwiesen wird. Eben daselbst, um es hier gleich mit zu erinnern, wäre auch nicht so ganz ohne Einschränkung das Verschneiden der Pfahlwurzel anzurathen gewesen. Manche, unter andern Rozier, sind ganz dawider. Recens. hat selbst dergleichen Erfahrung für sich, wo das Eingehen des Gewächses wohl nichts änderm, als dem Verkürzen dieser Hauptwurzel zugeschrieben werden musste. Wenn es S. 221. von der Naturlehre heisst, dass sie selbst die Geisterwelt in sich begreife; so hätte doch auch hievon in der, übrigens ganz verständlichen und zweckmässigen, Auseinandersetzung etwas zur Erörterung hinzukommen sollen; weil manchem Forstmanne, Jäger, Jagdliebhaber, Fischer und Gutsbesitzer etc., für welche diess Wörterbuch bestimmt ist, dieser Inbegrif nicht sogleich völlig klar seyn möchte. Von einem Schriftsteller, welcher ein bestimmtes Publicum vor Augen hat, kann man um so mehr allenthalben erwarten, dass er sich zunächst in der Sphäre der Gedanken und Ansichten dieses Publicums aufhalte. Im angefügten Forstkalender, wobey unter andern, wie es Recens. vorkommt, der des Forst-Inspectors Beckmann häufig, mit Recht benutzt wurde, hätte aus demselben hier und da lieber noch manches eingerückt werden können, als ein Eingang zum Monat May, wie man ihn hier nicht verlangt, „Der fünfte Monat im Jahre und der letzte der Frühlingsmonate, aber auch unstreitig der angenehmste Monat des ganzen Jahres; (wie oft ist das gar nicht der Fall!) — da alle Laubbäume ausschlagen, alle Fruchtbäume in voller Blüthe stehen, und die ganze Erde mit einem frischen Grün bekleidet ist, auch der Gesang der Vögel dem Ohre viel Annehmlichkeiten verschafft, daher er auch der Wonnemonat genennet wird." Durch strenges Verweisen mehrerer dergleichen Stellen durch ein ganzes Buch hin, gewinnt man viel Raum zum erwünschtern Gebrauche. — Genug über die versprochene, jedoch noch nicht erreichte, Vollständigkeit, die man bey einer, gelegentlich zu veranstaltenden, vermehrten Auflage, auch bey der, für die übrigen Fächer zu erwartenden, Fortsetzung hoffentlich immer mehr erreicht sehen wird. Des Herrn Verfassers, so wie des Herrn Herausgebers vielumfassende Kenntnisse bürgen dafür. Möge es ihnen dabey nicht an gedrängeloser Musse fehlen, die auch dem sorgfältigsten, fleissigsten Schriftsteller nur allzuoft unter

seinen übrigen Amts- und politischen Verhältnissen, unter den daraus hervorgehenden Geschäften und Störungen verschwindet. Den Dank vornehmlich derer, welche das geschäftsverwandte und übrigens beabsichtete Publicum ausmachen, so wie er ihnen schon für diesen ersten Band und seine Brauchbarkeit nicht fehlen kann, wird ihnen bey den folgenden Theilen nur desto mehr zugehören.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Beschluss

der Recension der *Vaterländischen Blätter des österreichischen Kaiserstaats.*

Nro. XXVIII. und XXIX. I. *Manifest.* II. *Bemerkungen auf einer Reise durch Oesterreich ob und unter der Ens, Salzburg, Steyermark, Kärnthen, Krain, Görz und Triest.* Fortsetzung. Enthält interessante Notizen über die Fabriken zu Gumpoldskirchen, Mödling, Petersdorf, Guntramsdorf, Pottendorf, Testorf. Rec. hebt folgende Notizen aus. In Gumpoldskirchen ist ein Seidenfilatorium, worüber ein Italiäner die Direction führt. Die Seide wird aus Italien oder Ungarn bezogen. Erstere hat nicht sowohl der Qualität, als der sorgfältigeren Reinigung wegen den Vorzug. Zur Florweberey sind vier Stühle im Betriebe. Das Krausen der Flore wird als Fabrikgeheimniss behandelt. Es ist so haltbar, dass ihm die nachfolgenden Operationen, des Waschens der gelben Zeuge mit heissem Wasser und Seife, des Schwarzfärbens mit Kupferwasser und Gallus, der Appretur mit Stärke u.s.w. nicht schaden. Noch besteht hier eine Knöpf- und Leonische Drahtfabrik sammt einem Eisenhammer. In Mödling ist eine Baumwollwaaren-Fabrik, die den Namen Schweizerfabrik führt, und vorzüglich Mousselins, Madrepas und andere Baumwollzeuge verfertigt. In Petersdorf ist eine orientalische Waarenfabrik, die 28 Druckertische enthält, wo sehr schöne, vorzüglich grosse bunte Desseins auf Baumwollen- und Seidenstoffe, auch auf Casimirs aufgetragen, und Shawls nach ostindischer Art verfertigt werden. Sie ist seit 20 Jahren errichtet. Die Directoren und Arbeiter sind grösstentheils Franzosen. Ihr vorzügliches Bestreben ist dahin gerichtet, durch immer wechselnde Modelle und Farbenmischungen den Geschmack zu reizen und die Prachtliebe zu nähren. Die Einführung der Bleiche mit oxygenirter Salzsäure ist darin so eben im Werke. In Traisskirchen ist der Sitz eines Kreisamtes und eines Tabakgefällen-Inspectorats. In Guntramsdorf ist eine Leinwanddruckerey. Sie steht in ausgedehntem Betriebe und hat sich einen soliden Ruf gegründet. Ihr Absatz ging stark nach Italien, ehe die Franzosen dieses Land besetzten, jetzt meistens nach Ungarn. Eine eigene Gattung Waare wird für die Levante verfertiget. Es sind blaue Tücher mit schwarzen Tupfen, die durch einen Adler, Mond oder sonst ein auffallendes Zeichen in der Mitte des Desseins sich unterscheiden. Die Leinwand wird aus Böhmen und Schlesien bezogen. Da sie bereits ausgelaugt und gebleicht hieher kommt, so wird sie nur vor dem Drucke in eine Beitze gebracht, welche aus vitriolsaurem Wasser besteht. Die Haltbarkeit der Farben ist das vorzüglichste Augenmerk der Fabrikanten. In Pottendorf und Testorf sind zwey grosse Spinnfabriken, die, erst seit wenigen Jahren entstanden, sich zu einer Vervollkommnung emporgeschwungen haben, die sie zum Gegenstande der Bewunderung macht. Beyde wetteifern in der Grösse der überwundenen Schwierigkeiten, im Aufwande der Gebäude, im Raffinement der Maschinen. Die Tesdorfer Fabrik arbeitet nicht ganz so ins Grosse, wie die Pottendorfer, aber es herrscht überall eine Nettigkeit, eine Präcision, eine gefällige Form. Beyde Fabriken scheinen um so mehr die Aufmerksamkeit der Staatsverwaltung zu verdienen, da dieser ganze Zweig der Industrie erst seit kurzem dem Monopol der Ausländer abgenommen wurde, und durch seine schnellen Fortschritte zu noch höheren Erwartungen berechtiget. III. *Ueber den Volksausdruck in unserer Sprache: ein ganzer Mann.* Von *Caroline Pichler*, gebornen von Greiner. Eigentlich ein Lückenbüsser, der dem Plane der vaterländischen Blätter fremd ist, aber ohne Zweifel deswegen aufgenommen wurde, weil er die österreichische Landwehre mit Nachdruck empfiehlt. „Nur dadurch (sagt die patriotische Verfasserin. S. 223.), dass jeder Bürger Soldat und jeder Soldat Bürger ist, der ein Eigenthum und Vaterland zu vertheidigen hat, nur dadurch, dass alle unsre Kräfte geübt und angestrengt werden, können wir hoffen, das, was unser Fleiss erwarb, mit Erfolg zu vertheidigen, und dann mit doppelter Lust zu geniessen. Den Pflug und das Schwerdt, das Handwerkszeug und die Flinte müssen unsere Zeitgenossen gleich geschickt zu führen wissen, und der schöne Anfang, den die Bewohner des österreichischen Kaiserstaates auf dieser Bahn gemacht, lässt uns erhebende Hoffnungen von der Zukunft hoffen.“ IV. *Bemerkungen über das k. k. Frachtamt in Wien.* Von —a—. Der Verf. dieser Bemerkungen zeigt, dass die öffentliche Verwaltung bey Errichtung des neuen Frachtamtes in Wien (es wurde am ersten Februar 1809 eröffnet) nur das Beste des Handels und die gute Beförderung der Waarenversendungen vor Augen hatte. V. *Charakterzüge österreichischer Patrioten.* Aus der Periode der Errichtung der Landwehre und ihres Ausmarsches. Fortsetzung. VI. *Nekrolog von Prosper Mosel.* Mosel, geboren zu Wien im Jahre 1777, gestorben zu Hietzing am 14. April 1809, war regulirter Chorherr des landes-

fürstlichen Canonicatstiftes Klosterneuburg und erster Vicar an der Pfarre zu Hietzing und Schönbrunn, und wurde von allen Wiener Musikfreunden und Kennern einstimmig für den ersten Dilettanten auf der Violine erklärt.

FRANZÖSISCHE WÖRTERBÜCHER.

1) *Vollständiger Cursus zur Erlernung der französischen Sprache* von *J. B. Daulnoy*, öffentl. Lehrer der französ. Sprache an dem Lyceum zu Düsseldorf. Nro. IV. oder mit dem besondern Titel:

Französisch - deutsches und deutsch - französisches Wörterbuch. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. Dortmund, bey den Gebr. Mallinkrodt. 1810. 603 S. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

2) *Petit Dictionnaire manuel François - Allemand et Allemand - François à l'Usage des Commerçants* — rédigé par *Charles Louis Berger.* A—Z. Partie Françoise Allemande. Erfort, chez Geo. Adam Kaiser. 1810.

Auch mit einem deutschen Titel:

Kleines franz. deutsches u. deutsch - französ. Handwörterbuch für Anfänger u. s. w.; nebst noch einem doppelten Titel, als:

Viertes und letztes Bändchen des: Kurzgefassten methodischen Elementarbuchs für den ersten Sprachunterricht, so wie für den Selbstunterricht in der franz. Sprache. 547 S. kl. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

So sehr sich die Zahl der französischen Wörterbücher mit jedem Jahre häuft, so kann man doch nicht finden, dass die gründlichere Sprachkenntniss dadurch merklich erleichtert werde oder vorrücke. Der Grund scheint ziemlich einfach. Die meisten dieser Bücher scheinen bestellte Arbeit, daher in möglichster Eil gefertiget, grossentheils eins dem andern fast wörtlich nachgeschrieben, und, nicht durch Anlage und Plan, sondern höchstens durch eine gewisse Vollständigkeit von einander unterschieden, auf welche auch in den pomphaften Ankündigungen immer das meiste Gewicht gelegt wird. Aber Vollständigkeit ist doch bey weitem nicht das einzige, noch das am schwersten zu erringende Verdienst eines Wörterbuchs. Grösstmögliche Bestimmtheit in Angabe der Bedeutungen, Ordnung in ihrer Folge, Klarheit in der Wahl der Beyspiele, und bey solchen Wörterbüchern, die zugleich zwey Sprachen umfassen, genaue Uebereinstimmung und Correspondenz beyder Theile, so dass, was in einem Rubrik ist, in dem andern, wo möglich, zur Erklärung gebraucht wird, das sind doch wohl Forderungen höherer Art, denen aber insgemein noch weniger Genüge geleistet wird. Am wenigsten wird jedoch die Erwartung befriedigt, wenn, ausser den ebenbenannten Mängeln, sich noch Unvollständigkeit oder Einseitigkeit in der Aufnahme und Auslassung der Wörter zeiget. Diess ist in den beyden vorliegenden Wörterbüchern der Fall. Das erste hat zwar Redensarten, Idiotismen u. Andeutungen der Wortfügung, also das, was den Geist der Sprache ausmacht, nicht aus seinem Plane ausgeschlossen, aber es herrscht in der Auswahl der benannten Elemente eine Willkür, die sich nur aus einer Beziehung des Buchs auf das Elementarwerk, dessen vierter Theil es ist, erklären und entschuldigen lässt, eine Beziehung, die jedoch nur durch gewisse Verweisungen angedeutet ist. Das zweyte hat die Eigenthümlichkeit, bloss Wörter, durchaus keine Zusammensetzungen und Phrasen, selbst nicht immer die Construction, also nicht einmal den Körper der Sprache, sondern ein blosses ärmliches Gerippe zu geben, wobey Verständniss der Sprache unmöglich ist. Wem ist nun zu rathen, sich ein solches Hülfsbuch anzuschaffen, welches ihn in unzähligen Fällen im Stiche lässt, wenn er, um wenige Groschen mehr, ein Handwörterbuch, wie z. B. das Schadesche oder das Rabenhorstische, erhalten kann, wo er tausende von Wörtern und Bedeutungen findet, die er hier vergeblich sucht. Einige Belege mögen diese Erinnerungen rechtfertigen. In Nro. 1. im ersten Theile fehlen a) die Redensarten: *C'est à qui* mit dem Futuro. C'est *à moi* à vous à — *Coucher en joue*, *Etre* à faire quelque chose, être *en reste*, avoir *à coeur*, *en* vouloir, y être (für getroffen haben), se faire *jour*, *voir jour à* etc. mordre la poussiere, le *moyen* mit einem Infinitiv als Frage, *faire la moue*, *faire planche* (das erste Beyspiel geben), *marcher sur les brisées*, faire *main - basse*. *Quartiers de noblesse*, *se mettre sur son séant*, *payer de mine*, *de promesses* etc. — *Tenir tête*, *faire tête*, *porter* à la tête, *tirer à conséquence*, *Tour de bâton*, *tomber* des nues — *tomber* d'accord, *Vivre* au jour la journée, A perte de *vue*. Dass in Nro. 2. von allem diesem nichts zu finden ist, ergibt sich aus dem oben Gesagten. Es fehlen b) die Wörter: *Accoûtrer*, *acculer*, *s'aguerrir*, *crever*, *alimenter*, *amertume*, *berner*, *brusquer*, *bon* als Substant., *blottir*, *capter*, *caler*, *chamailler*, *chommer*, *chasse*, *châssie*, *denier*, *catir*, *la couple*, *courbette*, *créneau*, *échancrer*, *édisse*, *engouement*, *enticher*, *errement*, *estoc*, *exploiter*, *fieffé*, *fondrilles* (fehlt auch in Nro. 2.), *fourniment*, *le greffe*, *guignon*, *haler* (Schiffe ziehen), *initier*, *jalon*, *joûte*, *lacune*, *lacs*, *mièvre*, *losange*, *maille*, *mystifier*, *narguer*, *notifier*, *obséder*, *oublie*, *paillette*, *peson*, *pitance*, *ratelée*, *recors*, *redoute*, *refouler*, *rembarrer*, *répercuter*, *resilier*, *resilier*, *simagrée*, *soigner*, *sinuosité*, *supercherie*, *tanser*, *talonner*, *tempêter*, *trébuchet*, *tréteau*, *tricot*, *tricher*, *trousseau*, *tubercule - verde*, *vicier*, *vacarme* u. a. c) Viele Bedeutungen, z. B. von *aguerrir* (die figürliche), *bourrer* (ausstopfen), *décharge* (Quittung), *endosser* (aufhängen einem), *fraise* (Krause), *li-*

siere (Kante, Grenze), *manège* (Kunstgriffe), *navette* (Weberschiff), *peser* (drucken), *plier* (sich schmiegen), *pratiquer* (anbringen, p. e. *une porte*), *se prendre* (gerinnen, frieren), *prendre* (aufkommen, von Moden), *prêter à* (für zutrauen), *provigner*, *puits* (Schacht), *relever* (ausstellen, tadeln), *revenir* (herauskommen, von Gelde), *saigner* (von Morästen), *saisir* (von der Kälte), *user* (für *pratiquer*). Von manchen Wörtern sind d) die Bedeutungen nicht ganz richtig angegeben, z. B. „*Opter*, wählen, nur von einer Sache," für: aus zwey Dingen eins wählen. *Session*, Sitzung, für Zeit der Sitzung, *Tirebotte*, Stiefelknecht, statt: Haken zum Stiefelanziehen u. a. Endlich sind viele Wörter aufgeführt, die entweder ganz gemein oder sehr ungewöhnlich sind; die also füglich hier, wo einmal Vollständigkeit nicht Zweck war, wegbleiben konnten. Z.B. in Nro. 1. *Chafouin, couris, maladrerie, privé* (subst.), *transsuder*. In Nro. 2. *rioter, subterranée, superficialité, mutisme, tanger* für *tanguer*, *trâle* für *mauvis*. Uebrigens vermisst man hier doch auch *talonner, layette, trousseau* u. *se ressentir* u. a. Auch hier sind manche Bedeutungen nicht genau angegeben, wie: *type*, Abbildung, statt Vorbild. *Verve*, Eifer, Hitze, statt Begeisterung u. s. w. Im zweyten Theile von Nro. 1. vermisste Rec. a) ebenfalls die Anzeige vieler deutschen Wörter und besonders gewisser Bedeutungen: z. B. *ansprechen*, demander l'aumône, *anspeyen*, *auffliegen*, prendre l'essor, *aufliegen*, être sur le pavé, *aufsagen*, refuser, dédire, *berauben*, dépouiller, *einkommen* (vor Gericht), se pourvoir, *Heil*, als Adjectiv, entmannen, *zu Gemüthe führen*, *gebunden*, relié, *Hemmschuh*, chien, enrayoir, *sich herschreiben*, dater, provenir, *Hünerstall*, poulailler, *sich an etwas kehren*, *Kork*, *Kloss*, vitelot, fricandelle, *an sich kommen lassen*, (von Saumseligen und Geizigen) *Schleusse*, égoût, *Schrot*, *Schröter*, encaveur, *Schwindsucht*, *Sehnsucht*, *thauen*, dégeler, *Umgang*, procession, *verschlagen* (von Pferden), devenir fourbu, *verschneiden*, châtrer, *verwerfen* (von Thieren), aborter, *Währung*, valeur, *werfen* (von Thieren), faire des petits, *Winde*, poulie, *Wirbel*, vertèbre, cheville, *sich zieren*, affecter, *Zwinge*, virole. b) Man vermisst die nach unserer Meynung passendste franz. Erklärung, z. B. bey *auftreiben*, relancer, déterrer, bey *bemittelt*, aisé, à son aise, bey *durcharbeiten*, se faire jour, bey *Eingebrachtes*, apports, statt dot und trousseau, bey *ergrimmen*, se courroucer, bey *hegen*, fomenter, bey *Herrnhüther*, frère Morave, bey *Hinterlist*, astuce, bey *hohnsprechen*, insulter, bey *kränken* mortifier, bey *Rechtsmittel* bénéfice, bey *Reihe* série, bey *Plunder* fatras, bey *Prachtliebe* faste, bey *Schiessen* v. n. fondre, bey *Schooss* pan de l'habit, bey *Schmeerbauch* panse, bedaine u. s. w. c) Sind die Bedeutungen nicht gehörig bestimmt, z. B. bey *Fistel* steht bloss fistule, fausset, bey *Regierung*, règne, gouvernement etc.; — welches Wort soll nun der Anfänger in den verschiedenen Fällen gebrauchen? Auch fand es Rec. sonderbar, dass die doch vermuthlich für Franzosen bestimmten Bemerkungen über die deutsche Wortfügung, in deutscher und nicht vielmehr in franz. Sprache beygebracht sind. — Endlich fiel ihm in beyden Büchern der unnütze Schwall von sinnverwandten Wörtern auf, wo eines oder höchstens zwey *wohlgewählte* vollkommen ausreichten. Rec. hofft, man werde diese Ausstellungen nicht zu streng finden, wenn man die grosse Zahl schon vorhandener Werke dieser Art, den Vorrath von brauchbaren, zum Theil durch sie veranlassten Sprachbemerkungen, und das dringende Bedürfniss, auch in diesem Fache vorwärts zu schreiten, in Erwägung zieht. — Mit der Anzeige dieser beyden Wörterbücher verbindet der Rec. noch die eines dritten, in seinem Plane und Umfange noch beschränktern, nemlich:

Nouveau Vocabulaire François - Allemand et Allemand - François rédigé par ordre alphabétique à l'usage de ceux qui veulent écrire et parler correctement. Contenant environ deux mille Mots très-usités dont les genres sont opposés dans les deux langues. Première Partie.

Neues Französisch-Teutsches und Teutsch-Französisches Wörterbuch (sic) *nach alphabetischer Ordnung, zum Gebrauch derer, welche richtig sprechen und schreiben wollen.* Enthaltend ohngefähr zweytausend sehr gebräuchlicher Wörter, deren Geschlechter in beyden Sprachen einander entgegengesetzt sind. Zweyter Theil. Ohne Druckort u. Jahrzahl. 136 S. 8. (8 Gr.)

Der Gedanke des Verf. ist nicht unrecht, so wenig auch seine Ausführung weder überhaupt schwer, noch hier besonders gelungen ist. Nach Rec. Dafürhalten gehörten in ein solches Verzeichniss nur Wörter, deren Bedeutung ganz genau bestimmt ist, Namen von Thieren, Pflanzen, Werkzeugen und andern sinnlichen Gegenständen aber nicht Abstractionen, Eigenschaften, deren Zeichen schwankender und wechselnder sind. Da indess der Verf. auch alle diese in seinen Plan gezogen, so leistet sein Büchlein wenigstens den Nutzen, den Anfänger über den rechten Gebrauch des Artikels zu belehren, über den es nun einmal keine untrügliche Regel gibt; was er hier nicht findet, hat meistens in beyden Sprachen einerley Geschlecht. Nur sollten die Bedeutungen bestimmter angegeben und nicht, wie es scheint, absichtlich Wörter von verschiedenem Geschlecht aufgesucht seyn, wo beyde Sprachen gewöhnliche Wörter einerley Geschlechts gebrauchen. Beyspiele davon finden sich auf allen Seiten: z. B. *le Corsage*, die Leibesgestalt, *la Bastonade*, der Stockschlag, *la Casque*, die Sturmhaube u. a. m.

N E U E

LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

121. Stück, den 8. October 1810.

T H E R A P I E.

De construendis, cognoscendis, et curandis Febribus epitome. Auctore *Jacobo Fidele Ackermann*, Philosophiae, Medicinae et Chirurgiae Doctore, Serenissimo et Potentissimo Principi magno Duci Badensi ab Aulae Sanctioribus Consiliis, Anatomes et Physiologiae in Academia Ruperto-Carolina Professore Publ. Ordin. et instituti Magnoducalis Policlinici Medico-Chirurgici Moderatore. Vol. I. Quod theoriam generalem febrium et febres splanchnicas comprehendit. Heidelbergae impensis Mohr et Zimmer. 1809. XV. und 415 S. 8. (2 Thlr. 8 gr.)

Der Hr. Verf. liefert in diesem Werke den Anfang einer Bearbeitung der Fieberlehre nach seinen schon aus mehrern andern seiner Schriften bekannten physisch-chemischen Ansichten des menschlichen Organismus, die er in der neuern Zeit mit den Ideen der Naturphilosophie in Verbindung zu setzen gesucht hat.— Er ist vorzüglich durch die Aufforderung seiner Zuhörer zu der Herausgabe dieses Werkes bewogen worden, die wünschten, dass er nach den physisch-chemischen Grundsätzen, welche er zur Erläuterung der Functionen des menschlichen Organismus anwendet, auch eine Theorie der Heilkunde entwerfen möge. Er ist überzeugt, dass eine neue Bearbeitung der Fieberlehre sehr nothwendig sey, und hierin sind wir vollkommen seiner Meynung. Wenn aber Hr. A. in der Vorrede S. IV. behauptet: „accuratissimis veterum medicorum circa decursum et anamorphoses febrium observationibus vix quidquam opera dignum additum est;" so urtheilt er doch sicher zu hart über die Bemühungen und Arbeiten der Aerzte, die in der zweyten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts diesen Zweig der Heilkunde bearbeitet haben. Wir hätten von einem *Ackermann*, der schon durch mehrere Schriften seine Talente beurkundet und den gebührenden Beyfall geerndtet hat, nicht erwartet, dass er in den Fehler mancher jungen Schriftsteller verfallen würde, die gleichsam durch Orakelsprüche Alles um sich her zu vernichten trachten, um sich auf den Trümmern des Ruhms ihrer Vorgänger und Zeitgenossen zu erheben. Sollte durch die genauen Beobachtungen und trefflichen Arbeiten eines *Stoll's*, *Burserius*, *Stephani's*, *Grant's*, durch die naturgemässe treffende Beschreibung der Fieber und die einfache auf die wahrscheinlich wahre Differenz der Fieber hindeutende Eintheilung derselben von einem *P. Frank*, durch *Reil's* scharfsinnige Bemerkungen über das Wesen der Fieber, durch die zweckmässigen Heilregeln, welche man in den Schriften jener Männer findet, durch *Reich's* Hinweisung auf den Vorgang eines thierisch-chemischen Processes während des Verlaufes eines Fiebers, und durch die Arbeiten mehrerer anderer verdienstvollen Männer gar nichts gewonnen worden seyn, was uns zur Ergründung der wahren wesentlichen Differenz der Fieber hinleiten könnte? Sollte derjenige, welcher zu prüfen und zu forschen versteht, durch jene neueren Werke über die Theorie und Heilmethode der Fieber, gar keine bessern Aufschlüsse erhalten, als die, welche er schon durch die Schriften der ältern Aerzte erlangen kann? Es ist in der That sehr zu zweifeln, dass wir von Hrn. *Ackermann* eine Fieberlehre, wie die vor uns liegende ist, würden erhalten haben, wenn er nicht die Vorarbeiten jener Männer hätte benutzen können. Nur allmählig geht die Heilkunde mehrerer Vollkommenheit entgegen; viele haben schon zu ihrer Vervollkommnung beygetragen und die Arbeiten vieler sind noch erforderlich, um ihr mehr Gewissheit, und ihren Folgen mehr Festigkeit zu geben. Immer werden aber die neuern Forscher die Arbeiten ihrer Vorgänger benutzen müssen; durch Gedanken, die in diesen niedergelegt sind, auf neue geleitet werden, manches ganz, so wie sie es finden, in ihre Arbeiten auf-

nehmen müssen. Dankbar müssen wir daher die Verdienste *verdienter* Männer der verflossenen Zeit anerkennen, auch wenn wir weiter gekommen sind, wenn wir bessere Theorien aufgefunden haben, als jene; aber nicht mit Verachtung auf sie herab sehen. Auch sie wirkten für ihre Zeit, nach dem Geist ihrer Zeit, zum gemeinschaftlichen ruhmvollen Zwecke. Keiner kann voraussehen, sehen, wie lange die allgemeineren physischen, chemischen oder andere Grundsätze als gültig angesehen werden, auf welche er seine Theorie gegründet hat und mit deren Sturz auch seine Theorie fällt. Vielleicht können neue Entdeckungen in der Physik und Chemie diese Katastrophe auch in Hinsicht des Hrn. A. chemiatrischer Ansichten herbeyführen. —

Wir wollen nun den Ideengang des Verf. von der Darstellung seiner allgemeinen Ansichten bis zu der Cur der Febris splanchnica verfolgen. Unsere Leser werden schon nach dieser treuen Darstellung beurtheilen können, in wiefern Herr A. Gründe hatte, sich so sehr über seine Vorgänger zu erheben, oder ob er nicht vielmehr das oben angeführte wohl hätte beherzigen sollen. Die ersten physischen Hauptsätze, auf welche der Verf. seine Theorie gründet, sind durch seine Schriften: Versuch einer physischen Darstellung der Lebenskräfte organisirter Körper; der Scheintod und das Rettungsverfahren; de combustionis lentae phaenomenis, quae vitam organicam constituunt; Annalen des Herzogl. med. chir. Krankeninstit. in Jena; und in einem Aufsatze, der in den Heidelberger Jahrbüchern abgedruckt ist, schon bekannt, und sie werden daher in diesem Werke nur ganz kurz aufgestellt. — Die beyden Kräfte, welche in dem Universo herrschen, die Centrifugal- und die Centripetalkraft nämlich, Licht und Schwere, erscheinen als Oxygen und Hydrogen. Das Oxygen ist das wahre Princip des Lichtes durch die Erd- oder Schwerkraft gefesselt, das Hydrogen ist das wahre Endprincip durch die Sonnenkraft oder das Licht ausgedehnet oder verflüchtiget. Diese Elemente sind durch relative Verschiedenheiten einander entgegen gesetzt und durch den beständigen Conflict des Lichtes und der Schwere offenbart sich das Leben, welches in der Identität des Seyns und der innern Thätigkeit besteht. Alles in der Natur lebt; die Erde lebt und die Erdmaterie erreicht den höchsten Punct des Lebens in den Pflanzen; die Sonne lebt und durch die Erdkraft gefesselt erscheint ihr Leben im thierischen Leben. Das thierische und das Pflanzenleben sind also einander entgegen gesetzt. Diesen dynamischen Process geben uns auf der empirischen Seite die chemischen und mechanischen Kräfte zu erkennen. Kraft und Materie sind aufs innigste verbunden und keines existirt ohne das andere. Die Materie der Organe erscheint als Eyweisstoff (albumen), die Kraft desselben als Gas oxygen, das Leben besteht also in inniger Vereinigung des Eyweisstoffs und Gas oxygen. Der Lebensprocess erscheint daher als eine Art langsamer Verbrennung, indem Gas oxygen mit Hydrogen, Carbon und azot sich beständig verbindet. Wenn aber diese innige Verbindung aufgehoben wird, so weichet von dem Organe das Vermögen zu leben; dem Seyn wird das Thätigseyn geraubet. Es entstehet Krankheit, die sich auf doppelte Weise offenbaret: als Krankheit der Kräfte oder Fieber, wenn das Thätigseyn zunimmt, die Materie vermindert wird, und als Krankheit des Organs, wenn die Thätigkeit vermindert wird, und die Masse der Materie vermehrt wird. Im ersten Fall erhöhet das Gas oxygen die Functionen, im zweyten raubet das Irdische dem Organ den Lebensgeist. Es ist nicht zu läugnen, dass der Vf. seine Ideen in dieser Theorie sehr consequent durchgeführet hat, dass wir durch sie auf einem sehr lichtvollen Weg bis in die innersten Geheimnisse der Natur geführet werden. Allein forschen wir weiter, forschen wir nach den Gründen, die uns berechtigen, Centrifugal- und Centripetalkraft, dem Licht und der Schwere, dem Oxygen und dem Hydrogen gleich zu setzen; forschen wir nach den Beweisen, die dem Licht, dem Oxygene allein eine so wichtige Rolle im belebten Organismus erweisen; so finden wir keinen einzigen, der vollkommen genüges; und es scheint uns daher sehr gewagt, auf solche schwankende Voraussetzungen ein System der Heilkunde bauen zu wollen. — I. Sect. *Allgemeine Theorie der Fieber.* 1. Cap. *Ueber den menschlichen Organismus.* Der Mensch ist der vollkommenste Organismus der Erde; seine einzelnen Organe sind so mit einander verbunden, dass eines das andere unterstützt und ihm das Gleichgewicht hält. Die Grundbildung aller Organismen auf der Erde ist die Zellenbildung. Wenn gleich allen Organen dasselbe Substrat zum Grunde liegt, so sind sie doch in Hinsicht ihrer Cohäsion sehr von einander verschieden. Das Zellgewebe ist mit Lymphe angefüllt, welche durch das in ihr enthaltene Oxygen die Kraft hat, auf die Wände der Zellen zu wirken, und sie zum Zusammenziehen zu bringen. Nach dem Verhältnisse der Zusammenziehungskraft des Zellgewebes nimmt die Dichtigkeit desselben zu, und so entstehen Häute, Muskeln, Sehnen, Bänder, Knorpel und endlich die Knochen. Aus dem Zellgewebe werden Canäle gebildet, welche man Gefässe nennt; dieses geschieht, so wie die Kraft des Lichtes oder der aura oxygena zunimmt. Es gibt dreyerley Arten von Gefässen: Saugadern, Venen und Arterien. Aus dem Gefässsystem sprosst endlich das Nervensystem hervor, welches aus an einander gereiheten Blutkügelchen zusammen gesetzt wird. Dieser oxydirte Eyweissstoff verbindet sich mit dem Oxygen gleichsam wie eine Leiter und verführt dasselbe in dem ganzen

Körper. Die Entstehung des organischen (sympathischen) Nerven beschreibt der Verf. auf folgende Weise: Prima, quae ex vasorum systemate prodit, surculorum congeries illa est, quae ex cordis musculo, cordis vasis coronariis vicina, et demum ipsi tunicae arteriae aortae et ejus ramis praeprimis caroticis et versus collum et caput ascendentibus incumbit, pulpa medullaris cardicans mollis, quae manifesto nihil aliud repraesentat, quam globulorum sanguineorum coagmentationem, quae hic systematis nervei ex vasculoso ortum declarat. Ex his enim collectis surculis ganglia oriuntur cervicalia et thoracica, nervique, qui arteriarum tunicas usque comitantes in viscera thoracis et abdominis dispescuntur, et ideo apto et idoneo nomine nunc organicum et vitalem nervum proprium constituunt. (Welches sind aber die gültigen Beweise für diese Nervenbildung?) Dieser nervus organicae vitae prospiciens kann am besten in drey Theile getheilt werden. Der erste Theil, *p. cardiaca*, ist vorzüglich für das Herz und die Gefässe; der zweyte, *p. pneumatica*, gehört besonders den Respirationsorganen an; der dritte Theil, *p. splanchnica*, ist für die in der Unterleibshöhle befindlichen Organe bestimmt. Die Aeste dieses organischen Nerven hängen mit den Nerven des animalischen Lebens zusammen, und so werden die Gebilde des animalischen und des automatischen Lebens mit einander verbunden. 2. Cap. *Von den beyden Hämisphärien des Lebens und den verschiedenen Organen in denselben.* — Die Lebenssphäre des menschlichen Körpers besteht aus einer doppelten Hemisphäre, einer automatischen und einer animalischen. Das gemeinschaftliche Centrum der Sphären und der Indifferenzpunkt der Lebenskraft ist das Herz, wo das automatische Leben seinen höchsten Gipfel erreicht, und die ersten Spuren des animalischen Lebens gefunden werden. In beyden Hemisphärien folgen die Organe auf folgende Weise auf einander:

1. Zellgewebe, Häute, die Haut (cutis), der Darmcanal.
2. Lymphatische Gefässe.
3. Die Venen, welche das Blut zurückführen.
4. Die Arterien, welche dasselbe durch alle Theile des Körpers verführen.

   a. Das Herz.

In der animalischen Hemisphäre:

   a. Das Herz, in welchem der organische Nerve entspringt.

1. Der organische Nerve, der in den Vitalorganen sich verbreitet, und mit dem animalischen System durch Ganglia sich verbindet.
2. Die Hügel der Sinnesnerven, die Sinnesnerven und Sinnorgane.
3. Die Organe der thierischen Bewegung.
4. Die Markhemisphärien des Gehirnes.

Das Herz wird daher mit Recht das gemeinschaftliche Centrum beyder Hemisphärien genannt, da es alle zur automatischen Hemisphäre gehörigen Organe in Hinsicht der Energie der Thätigkeit übertrifft, und in ihm die animalische Hemisphäre ihren Ursprung nimmt. — Das Leben besteht in einer innigen Vereinigung der Kräfte und der Organe. Die Lebenskraft kann sich nicht äussern, ohne dass zu gleicher Zeit ein Organ entsteht. Dieses Verhältniss der Kräfte und der Organe zu einander bedingt die Contraction und Expansion, welche eigentlich das Leben des Organismus begründen, und in den verschiedenen Perioden des Lebens immer fortdauern und sich erneuern. In der Erde, welche wir bewohnen, ist die Expansivkraft der erste Factor des Lebens, das Licht, der andere die Schwere, diese ist die beschränkte und beschränkende Kraft zu nennen. Aus dem dynamischen Conflict beyder entstehen Massen und Bewegung, Zeit und Raum, organische Individuen und besondere Arten der Lebensäusserungen, die Organe der Individuen und ihre Functionen. Diese Kräfte sind ein fortdauernder Widerstreit, sie streben immer nach einem absoluten Gleichgewicht, welches aber nie erreicht werden kann, wegen der immerwährenden Trennung der Kräfte. In den ersten Rudimenten des automatischen Lebens beginnt das Leben, die Expansivkraft nimmt in den höhern Gebilden immer mehr zu, und in dem Herzen wird bald die Expansivkraft von der Contractivkraft überwogen, bald besiegt die Expansivkraft die Contractivkraft. Es stellt sich also in dem Herzen der Kampf der beyden Kräfte des Organismus am deutlichsten modificirt dar. Steigen wir vom Herzen aus weiter hinauf, so finden wir, dass die Contractivkraft eben so von der Expansivkraft überwältiget wird, wie in der automatischen Hemisphäre die Expansivkraft von der Contractivkraft. — Der menschliche Organismus kann auf diese Weise als eine Sphäre angesehen werden, und das Schema des Lebensprocesses und der Organe kommt dem Diameter des Erdmagnetismus oder einer Voltaischen Säule vollkommen gleich. Vergleichen wir ihn mit dem Meridian des Erdmagnetismus; so liegt auf der Seite des negativen Pols der Speisecanal, auf diesen folgen die Chylifications- und Sanguificationsorgane; in dem Indifferenzpunct liegt das Herz; gegen den positiven Pol hin liegen die Sinnesorgane, die Organe der Bewegung, die Ideen und höheren Seelenverrichtungen. Führen wir nun diese philosophische Ansicht des Lebens zur chemischen hin, so erscheint uns die positive und expansive Kraft des Lichtes unter der Gestalt des Sauerstoffgas, die negative oder contractive Kraft aber stellt sich dar als Erde, die durch die Nahrungsmittel in den thierischen Organismus übergeht. Durch den Conflict dieser Stoffe entsteht ein Verbrennungsprocess, der in jedem Theil des Organismus durch den Nah-

rungsstoff und den Sauerstoff unterhalten wird. Der Sauerstoff gelangt in Gasform zum Verbrennen geschickt in den Organismus. In dieser Form ist er mit der Materie verbunden, bildet Kügelchen, die überall in dem Körper verbreitet sind und die Elemente des Lebens darstellen. In demjenigen Organ, in welchem jene Kügelchen am zahlreichsten sich finden, erscheinet das Leben am kräftigsten; wo sie fehlen, wird auch die Lebensthätigkeit geringer. Dieser Verbrennungsprocess ist am schwächsten in dem Zellgewebe, er wird nach und nach stärker in dem Chylus und der Lymphe, welche die lymphatischen Gefässe führen; noch mehr erhöht wird er in den Venen, und am stärksten äussert er sich in den Arterien und dem Herzen. Das Sauerstoffgas, welches durch die Lungen und die Oberfläche des Körpers zu dem noch nicht verbrannten Theil des Blutes, dem Eyweissstoff des Chylus übergeht, trennt mit diesem die oben erwähnten Kügelchen, welche die Expansivkraft der Luft und die Contractivkraft des Eyweisstoffes darstellen. Diese Kügelchen werden in dem ganzen Organismus umhergetrieben, dabey oxydirt das Feuerstoffgas die Zellen des Zellgewebes und die Wände der Gefässe und zieht sie zusammen, so entsteht Contraction; der Eyweisstoff nährt und dehnt die Theile aus, hat daher die Expansion des Organismus zur Folge. Auf diese Weise wird die Bewegung in dem Organismus immerwährend erhalten. In jenen Kügelchen stellt sich die Bedingung der Incitation und der Nutrition dar; die Incitation kommt nämlich dem Sauerstoff, die Nutrition dem Eyweisstoff zu. Im normalen Zustand des automatischen Systems wird die Thätigkeit durch die Materie und die Materie durch die Thätigkeit gleichsam bestimmt. In dem animalischen System aber überwiegt die Thätigkeit die Materie, und wird von dem höchsten Grad der Contraction, die sich in den Muskeln darstellt, bis zur Apperception und dem Lichte der Intelligenz erhoben. Dieser Vorzug des animalischen Lebens kommt von dem freyeren, der Materie nicht mehr adhärirenden Sauerstoffgas, welches nun von jener geleitet wird, und wozu die Nerven vorzüglich geeignet sind. Die ersten Filamente des Nervensystems und des Hirnmarks werden von jenen aus Eyweisstoff getrennten Kügelchen, die hier von Sauerstoffgas wie von einem Nervenäther umgeben und ganz durchdrungen sind, gebildet; sie führen dieses Gas zu den einzelnen Theilen des Organismus, und bewirken in dem Innern der Organe einen stärkern Combustions-Process, als derjenige ist, welcher in den Organen des automatischen Lebens durch das Sauerstoffgas bewirkt wird, welches in der eyweissstoffigen Rinde der Kügelchen eingeschlossen ist. — Dieses sind die wichtigsten physiologischen Lehren des Vf., die uns bekannt seyn müssen, wenn wir die nun folgenden pathologischen verstehen wollen. — Cap. 3. *Von demjenigen Zustand des Lebens, den wir Gesundheit nennen.* Gesund ist der Organismus, wenn alle seine Organe im vollkommenen Zustande sind, ihre Kräfte im gehörigen Verhältniss und Gleichgewicht sich befinden und zu einem Zwecke zusammenwirken. Es muss daher in einem jeden Organ ein gehöriges Verhältniss zwischen Kraft und Masse Statt finden, und da diese durch Licht und Schwere bedingt sind, so müssen diese in gehöriger Relation mit einander stehen. Cap. 4. *Aufstellung eines Begriffs von der Krankheit.* Das Gegentheil von dem, was so eben über Gesundheit gesagt worden ist, gibt uns den Begriff von Krankheit. Krankheit entsteht dann, wenn die Kräfte des Organismus von ihrem gehörigen Verhältniss unter einander und ihrem Gleichgewichte abweichen. Da nach den oben angeführten physiologischen Sätzen die Lebenskräfte doppelt sind, die eine nämlich von dem Lichte, die andere von der Schwere abhängt, so muss auch der krankhafte Zustand des Körpers doppelt seyn, je nachdem die Phänomene der Schwere oder des Lichtes aus ihrem Conflict im Uebermasse hervortreten. Es gibt also 2 Classen von Krankheiten; zu der einen gehören diejenigen Krankheiten, in welchen die Contractivkraft die Expansivkraft überwiegt; zu der andern diejenigen, in welchen die Expansivkraft von der Contractivkraft überwältigt wird. In den Krankheiten der ersten Classe ist die Materie in zu reichlichem Maasse vorhanden, in denen der zweyten ist die Lebensthätigkeit oder der dynamische Process zu lebhaft. Eine jede Krankheit hat aber eine doppelte Seite: zum Theil geht sie nämlich als krankhafter Zustand der Materie, zum Theil als Abnormität der Kraft hervor, und gibt sich stets auf diese doppelte Weise zu erkennen. Es gibt also keine Krankheit, in welcher nicht die Materie eines Organs verändert und zugleich die Energie desselben entweder erhöhet oder erniedriget ist. Cap. 5. *Von der Bildung und den Ursachen der Krankheit.* Krankheiten entstehen entweder durch eine nachtheilige Einwirkung äusserer Potenzen, oder durch eine feindliche Action der zur Fortdauer des Lebens bestimmten Organe unter einander selbst. Nun folgt eine Aufzählung der verschiedenen Ursachen der Krankheiten und eine Erklärung ihrer Wirkungsart, nach den oben aufgestellten Grundsätzen. Es kann Krankheit entstehen, wenn entweder Sauerstoffgas oder Eyweissstoff in den Organen eines Individuums vermehrt wird. Dieses kann durch äussere Einwirkungen oder durch einen innern Hergang, durch eine Einwirkung der Organe auf einander bewirkt werden. Z. B. es wird der Grad der Incitation bey hohem Barometerstand, wenn der Thermometer unter den Gefrierpunct heruntergesunken ist, sehr erhöhet werden; vermindert wird die Incitation, wenn aus dem Speisecanal so viel Materie zugeführt wird,

dass der aufgenommene Sauerstoff zur Sättigung desselben nicht hinreichet u. s. w. Cap. 6. *Von dem Wesen, der Natur des Fiebers.* Fieber erscheinet da, wo die Einheit des Organs und seiner Function aufgehoben ist, und die Duplicität der Lebenskräfte auf die Weise sich äussert, dass, wenn gleich das Organ in Hinsicht seiner Materie in Trägheit verharrt, die Kraft der Function zunimmt, und sowie es der Natur der positiven Kraft angemessen ist, die übrigen Organe des Körpers zur consensuellen oder antagonistischen Bewegung zwingt. Das Fieber gibt sich nur in den Lebensthätigkeiten und Functionen der Organe zu erkennen, nicht in der Materie derselben. Folgt eine Veränderung dieser nach mehrern Fiebervorfällen, so ist es eine Folge, nicht Ursache des Fiebers. Also nur diejenige Krankheit ist Fieber, bey welcher in irgend einem Organe die Expansivkraft gesteigert ist, so dass, wenn sie die Gränze dieses Organs überschreitet, sie andere Organe zur abnormen Bewegung zwingt.— Die Expansivkraft in der automatischen Hemisphäre repräsentirt das Sauerstoffgas; unter dieser Form tritt nämlich das Licht in den Organismus. Wenn das Sauerstoffgas in irgend einem Organ angehäuft wird, so entsteht eine dynamische Krankheit, aber noch kein Fieber. Ueberschreitet das Sauerstoffgas die Gränzen seines Organs, und verbreitet sich über die übrigen Organe der Hemisphäre, dann wird erst ein Fieber ausgebildet. Denn das Sauerstoffgas bewirkt einen Excess der Lebensthätigkeiten und hebt die Identität der Functionen des Organs auf. Ein solcher Uebergang der positiven Kraft des Lebens in die übrigen Systeme der Hemisphäre kann aber entstehen: 1) wenn das Sauerstoffgas in dem Organe, in welchem das Fieber seinen Ursprung nimmt, nicht verbrannt wird, sich also anhäuft, und dann durch den organischen Nerven in andere Systeme geleitet wird; 2) wenn in dem Organe, in welchem das Fieber beginnt, das Sauerstoffgas aus dem Blute in grösserer Quantität abgeschieden wird, sich ansammelt, eine grössere Spannung erhält, und nachher durch jene Leiter den übrigen Systemen des automatischen Lebens zugeführet wird. Cap. 7. *Von der Construction der Fieber.* Ehe Herr A. zur Construction der Fieber selbst übergeht, so führt er noch einige physiologische Lehren weiter aus, mit denen wir uns auch bekannt machen müssen, um das Folgende vollkommen verstehen zu können. Zu der automatischen Hemisphäre, in welcher die Contractivkraft die Expansivkraft überwiegt, die Materie das Licht beherrscht, gehören 3 Systeme: das Systema splanchnicum, das S. pneumaticum und das S. cardiacum. Zu dem S. splanchnicum gehören die Verdauungs- und Assimilations-Organe; zu dem S. pneumaticum, die absorbirenden Gefässe, die Venen, das rechte Herz, die Lungen, die feinern Luftgefässe und die Lungenvenen, diejenigen Organe also, in denen die Blutbereitung vor sich geht. Diese wird nämlich vollendet, indem der Lymphe und dem Chylus das pneuma aereum in Luftform beygemischt wird. Zu dem S. cardiacum gehört das Herz, das Gefässystem der Aorta, die Harngefässe und alle Organe des Körpers, die die Circulation des Blutes in dem Körper, die Ernährung, die Wiedererzeugung der Theile und die Absonderungen bewirken. Zu der zweyten, der animalischen Hemisphäre, welche einem jeden Thiere eigen und für dasselbe charakteristisch ist, in welcher die expansiven Kräfte die contractiven, das Licht die Schwere beherrscht; in welcher das Licht mehr oder weniger von den Fesseln der Materie befreyt ist, die den Reflex der Gottheit und des Universums darstellen, gehöret das S. sensorium, das S. motorium und das S. intellectuale. Das S. sensorium, in welchem das Licht noch in Luftform verborgen liegt, besteht aus den Sinnesorganen, den Sinnesnerven, die von diesen Organen zu dem Gehirne gehen, den Vereinigungspuncten in dem Gehirne, wo diese Nerven endigen, und in der grauen Substanz sich verbreiten. Das S. motorium, in welchem das Licht als Wärme sich entwickelt, begreift unter sich die Marksubstanz des grossen und kleinen Gehirns, das verlängerte Mark und das Rückenmark, die von diesen Theilen ausgehenden Nerven, die Muskeln und Knochen. Das S. intellectuale besteht aus den Haupttheilen des Gehirns und seinen verschiedenen Organen: es erscheint als höhere Seelenfähigkeiten. In ihm schaut das Licht, von der Materie befreyt, in der reinsten Form sich selbst an. In allen diesen Organen der animalischen Hemisphäre herrscht stets ein Uebergewicht der Expansivkraft. In den Sinn- und Bewegungsnerven wird diese Kraft durch das Sauerstoffgas repräsentirt, dessen Leiter nur die Nerven sind; in den Muskeln wird es als Wärmestoff entbunden, und in den höchsten thierischen Organen tritt es als Licht hervor, welches reiner ist, als die Sonnenstrahlen. („sed in supremo animalium organo ut lumen, quod solis radiis ipsis purius est, prodit, et intellectum sistit animi universalis partem constituens.") — Diese beyden Hemisphärien des Lebens werden unter einander durch das System des organischen Nerven verbunden und in wechselseitiger Beziehung erhalten. Dieses Nervensystem haben die Alten den sympathischen Nerven, die Neueren das Gangliensystem benannt. Der organische Nerve ist der Leiter der aura vitalis; durch ihn kann das Gleichgewicht zwischen den positiven Kräften in den Organen gestört, aber auch wieder hergestellt werden. Diesen physiologischen Ansichten gemäss construirt nun der Verf. das Fieber auf folgende Weise: Fieber ist diejenige Krankheit, in welcher bey dem Ueberwiegen der positiven Lebenskräfte die Identität des Organs und seiner Function zerstört ist. Die Expansivkraft nämlich, das Sauerstoffgas

(aura oxygena) oder das Princip des Lichtes, das in der automatischen Hemisphäre immer in Gasform (sub aurae forma) sich findet, verlässt die organische Materie, mit der sie bey vollkommener Gesundheit innig verbunden ist; mehr oder weniger von der Materie befreyt, folgt es nun den Nerven, und geht so von einem Organ in das andere, aus einer Reihe von Organen in die andere, aus einem System in das andere über. Das Fieber entsteht also, wenn die aura oxygena aus dem primitiv afficirten Organ in andere Organe und Systeme übergeht. — Warum verlässt aber die aura oxygena die Organe, in welchen sie sich zuerst angehäuft hat? Dieses ist Wirkung der Anziehungskraft der organischen Materie für das Sauerstoffgas. Wenn die Materie nicht so beschaffen ist, wie es zu dem normalen Zustand des Körpers erfordert wird, so wird auch die Verwandtschaft gegen das Licht gestöret, es entsteht zwischen dem Lebensprocess und dem Organe eine Differenz, aus welcher nothwendig Krankheit hervorgehen muss. — Wodurch wird das Sauerstoffgas von den zuerst afficirten Organen zu den übrigen geleitet? Dieses ist das Geschäft der Nerven; in der automatischen Hemisphäre leiten die Aeste der organischen Nerven die aura oxygena, welche man mit Recht das Nervenfluidum nennen kann. Im gesunden Zustand geht die aura nervea aus dem Blute grösstentheils in diejenigen Nerven über, die organische genannt werden; wenn diese oben damit angefüllt sind, so geht sie zu denjenigen Organen über, in welchen sich diese Nervenäste verbreiten. Wenn z. B. das Sauerstoffgas durch den plexus hepaticus der nervorum splanchnicorum in die Substanz der Leber nicht eindringen kann, so wird es nothwendig in den plexus coeliacus angehäuft werden, und muss von da in andere Organe überströmen. Es geht das Sauerstoffgas aus den Organen des automatischen Lebens nicht so leicht in die des animalischen über, als in Organe der gleichen Hemisphäre. Es wird daher, um diesen Uebergang zu bewirken, eine grössere Kraft erfordert. Diese Kraft ist das Bestreben des Sauerstoffgases oder des Lichtes, sich auszudehnen (elastica hujus aurae tensio). Wie die elektrische Materie, mit der die aura nervea eine grosse Aehnlichkeit hat, dringt sie mit vieler Energie in andere Organe ein und vertheilt sich in ihnen. Zur Ausbildung des Fiebers wird also nicht allein eine Störung der Identität des Organs und der Function erfordert, sondern es ist auch nöthig, dass die Energie der Function erhöhet werde; dass sich das Sauerstoffgas bis zu einem gewissen Grade ansammele, vermöge seiner Elasticität die Gränzen des Organs überschreite, mit einiger Gewalt in die übrigen Systeme überströme und ihre Lebensthätigkeit erhöhe. — In dem animalischen System kann ein Fieber nicht beginnen; denn in diesem hat das Sauerstoffgas immer über die Materie das Uebergewicht und der Uebergang von einem Organ in das andere ist zu frey, als dass es sich in einem derselben ansammeln könnte. Doch geht das Fieber, welches in der automatischen Hemisphäre begonnen hat, öfter in die animalische über, wenn es sich nicht, bevor es den höchsten Grad erreicht hat, in Gesundheit oder Tod endiget. Cap. 8. *Von den Ordnungen und der Eintheilung der Fieber.* Es kann also, wie wir so eben gesehen haben, in der animalischen Hemisphäre kein Fieber ursprünglich entstehen, weil während der Function der zu dieser Lebenshemisphäre gehörigen Organe das Sauerstoffgas unter der Form des Wärmestoffes und des Lichtes zersetzt wird, und durch die vielen Nervenästchen geleitet werden kann. Häuft sich die aura nervea in dieser Lebenssphäre demohngeachtet an, so wird sie leichter zu den Bewegungsorganen hingeleitet, wo sie verbrannt wird; oder geschicht dieses nicht, so erregt sie heftige Delirien, Manie, Convulsionen, Krämpfe, aber kein Fieber; diese Phänomene sind dem Fieber analog, welches von gleicher Ursache in der automatischen Lebenssphäre hervorgebracht wird. Hat das Fieber in der automatischen Hemisphäre begonnen, so kann eben die aura febrilis in dem organischen Nerven in solchem Uebermaass sich anhäufen, dass, indem sie zu den Lebensorganen hinzugeführt wird, eine heftige Spannung gegen die Ganglien hin entsteht, und die Krankheit ausgebildet wird, welche man Typhus nennt. — Ein jedes Fieber gibt sich durch unregelmässige, abnorme Actionen der Lebensbewegungen zu erkennen, und in diesem Sinne gibt es allgemeine Phänomene und Symptome, die bey einem jeden Fieber bemerkt werden, so dass das Fieber als eine allgemeine Krankheit der automatischen Hemisphäre erscheint. Diese Allgemeinheit der Symptome wird aber nicht gleich im Anfang des Fiebers wahrgenommen, sondern ehe sie sich zeigen, bildet es sich in einem einzelnen System oder Organ aus, und von diesem verbreitet es sich erst über die übrigen Systeme. Der wesentliche Charakter des Fiebers muss also in der besondern, speciellen Affection eines Organs oder Systems gesucht werden. Dieses individuelle πάθος des Organs ist während des ganzen Verlaufes des Fiebers in allen Fieberstadien und während der übrigen auf mannigfaltige Weise auf einander folgenden Veränderungen der Lebensfunctionen constant. In dieser Affection besteht die wesentliche Differenz der Fieber, und sie allein gewährt uns die einzig brauchbare Norm zur Eintheilung der Fieber. Da aber das automatische Leben des Menschen drey Systeme unter sich begreifet, so gibt es drey Ordnungen der Fieber, nämlich Febris splanchnica, F. pneumatica, F. cardiaca, je nachdem das Ueberströmen des Sauerstoffs, die Expansion in einem von diesen drey Systemen beginnt. Die erste Ord-

nung, die Febres splanchnicae, begreifen alle diejenigen Fieber, welche in dem splanchnischen Systeme ihren Ursprung nehmen. Zu diesem System gehören: die Leber, die Milz, das Pfortadersystem, die Bauchspeicheldrüse, der Magen, die dicken und dünnen Därme, die Saugadern und Saugaderdrüsen des Mesenteriums, die zur Harnabsonderung bestimmten Organe und die Geschlechtstheile. Zu dieser ersten Ordnung der Fieber rechnet Hr. A. 1) F. splanchnico - ephemera. 2) — biliosa. 3) — intermittens. 4) — comitata. 5) — larvata. Die Fieber der 2. Ordnung, der Febrium pneumaticarum, beginnen in denjenigen Organen, deren Function es ist das Lichtgemeng in Luft- und Gasform (sub aeris et aurae forma) in den Körper zu führen. Diese Organe sind: Die äussere Haut auf der Oberfläche der Lungen, und die innere Haut der Lungen. Diese Ordnung begreifet folgende Fieber: 1. F. pneumat. rheumatica. 2. — catarrhalis. 3. — exanthematica. — Die 3te Fieber Ordnung nennt der Verf. deswegen Febres cardiacae, weil sie in dem Herzen, dem Gefässystem und dem Blute ihren Anfang nehmen. Die Arten dieser Ordnung sind: 1. Febris cardiaca primaria simplex, 2. F. card. prim. cum affectu locali pedissequo (encephalitis, ophthalmitis. verae,) 3. F. card. secundaria cum affectu primario pyretogeno (encephalitis, ophthalmitis, spuriae), 4. F. cardiacae metamorphosis — Febris hectica. Wenn das Fieber in zwey Organen, die zu verschiedenen Systemen gehören, beginnet, so entstehen complicirte Fieber, welche A. Synochos nennt. Es giebt drey Arten des Synochus: 1. F. splanchnico-pneumatica — F. pituitosa. 2. F. pneumatico-cardiaca — stipatae efflorescentiis cutis non contagiosis — a) erysipelas; b) urticata. c) pemphygus. d) miliaria etc. 3. F. splanchnico-cardiaca — Febris biliosa inflammatoria, — F. ardens. Das Fieber entsteht zwar allein in der automatischen Lebenssphäre, hat aber Einfluss auf den Zustand der animalischen, doch überschreitet dieser die Relation beyder Hemisphären, welche im gesunden Zustand Statt findet, verhältnissmässig nicht. Durch diese Relation entstehen Kopfschmerzen, Schwindel, Irreseyn. — Geht das Fieber in die animalische Hemisphäre über, so entsteht der Typhus, der sich über die ganze Lebenssphäre des Menschen verbreitet. Der Typhus ist also nie eine ursprüngliche Krankheit, sondern die Folge eines Fiebers, welches in der automatischen Lebenssphäre begonnen hat. Ein jedes Fieber kann dann, wenn es sich nicht mit einer vollkommenen Krisis in der automatischen Lebenssphäre endiget, in einen Typhus übergehen und der Typhus ist daher verschieden, nach dem Organe, in welchem das Fieber, das ihm voransging, begonnen hat. Dem schon oben angegebenen Schema zu Folge giebt es 3 Ordnungen des Typhus: 1. T. splanchnicus (Febris putrida. 2. T. pneumaticus (peripneumonia nervosa). 3. T. cardiacus (F. acuta nervosa). Eine Subdivision der Arten des Typhus ist unnöthig, und hat für die Praxis keinen Nutzen. In Hinsicht der Complicationen des Typhus wagt der Verf. nur einige Conjecturen aufzustellen. Das gelbe Fieber ist nach seiner Meynung ein Typhus splanchnico-cardiacus, die Pest ein T. splanchnico - pneumatico - cardiacus. 9tes Cap. *Allgemeine Symptomatologie der Fieber.* Die bekannten allgemeinen Symptome des Fiebers sind vollständig aufgeführt, und nach den eben angegebenen Grundsätzen gedeutet. Sehr zweckmässig ist darauf aufmerksam gemacht, wie jedes Fieber mit Symptomen beginne, die auf das Leiden eines ursprünglich afficirten Organs hinwirken, und wie diese Symptome nach der Verschiedenheit der Organe sich unterscheiden. So bemerkt der Kranke, welcher von der F. splanchnica ergriffen wird, schon einige Zeit, ehe das Fieber beginnt, verschiedene Verdauungsfehler, bittern Geschmack, die Zunge ist mit Schleim überzogen, die Pericardien sind geschwollen, der Kranke hat Uebelkeit. Diejenigen hingegen, welche von einem Katarrhal-Fieber befallen werden, sind schon einige Zeit träge, haben hohle Augen, blasses Gesicht, trocknen Husten. Diese Zufälle dauern aber nicht anhaltend fort, bis das Fieber zum Ausbruch kommt, sie vermindern sich, bisweilen verschwinden sie ganz, der Kranke scheint sich besser zu befinden, endlich gehen sie aber doch in die Phänomene eines ausgebildeten Fiebers über. 10tes Cap. *Von den Stadien und dem Verlauf der Fieber.* Es gibt drey Stadien des Fiebers; das Stadium cruditatis, coctionis et criseos. Man kann zwar keine besondere Fiebermaterie annehmen, welche durch einen Reiz von ganz eigenthümlicher Art ein Fieber hervorzubringen im Stande wäre, die, von aussen in den Körper gebracht, das Fieber bewirkte. Dem ohngeachtet lassen sich jene drey Stadien in dem Fieberverlauf nachweisen und erklären. Die Materia cruda der Alten ist das Erdprincip, oder die Basis der aura oxygena. In dem ersten Stadium ist dieses Erdprincip mit dem Lichte vereinigt und bewirkt in dem Arteriensysteme die Contraction; so lange diese anhält, dauert das Stadium cruditatis. Das Stadium Coctionis fängt dann an, wenn bey vermehrter Hitze die Lebensbewegungen verstärkt werden und Zeichen des freyen Wärmestoffs sich einfinden. Das Stadium der Crisis tritt dann ein, wenn das Erdprincip des Sauerstoffs, mit thierischer Materie verbunden, aus dem Körper ausgeschieden wird. Diesem gemäss wird man sich auch erklären können, was der Verf. unter vollkommener und unvollkommener, gewöhnlicher und ungewöhnlicher Crisis versteht. 11tes Cap. *Von der Prognose in den Fiebern.* Die bekannten Lehren über die Prognose in den Fiebern werden hier vorgetragen und nach des Verf. Theorie erkläret. 12tes Cap. *Allgemeine Therapie der Fieber.*

Die Indication, welche der Arzt zu erfüllen hat, ist zweyfach: „prima est: ut contra causam morbi generalem agendo febrim funditus evertat. Altera est: ut febris typum et decursum observans organismi vires moderetur, quae eo tendere debent, ut decomponendo febrilem auram excessum luminis sub caloria forma liberet, basin autem terrestrem criticis evacuationibus educat atque ex corpore organico eliminet." Vorzüglich bemerkenswerth ist die nicht von allen Aerzten gehörig beachtete und nicht so deutlich als von dem Verf. bisher in den Fieberlehren ausgesprochene Regel: der Arzt muss vor allen dahin trachten, das Organ kennen zu lernen, in welchem das Fieber seinen Anfang genommen hat; was sich besonders durch das Gefühl von Schwere, Schmerz, Missbehagen zu erkennen giebt. Es ist dann das erste Geschäft des Arztes: „ut organo animam, quae ab eodem secessit, reducat, et quasi reddat, aut, si sublatum virium aequilibrium est, illud restituat. Primum fit, si organi materiei dignitatem adaugeat, ita, ut organum vires versus principium luminosum, quas morbo perdiderat, attractrices de novo acquirat, et aura oxygena, quae vilem effugerat organi conditionem, eidem se de novo copulet et uniat. — — Si vero a potentiis externis virium vitae expansivarum excessus enatus fuerit, ut inter macrocosmum et microcosmum aequilibrium restituatur, vel denique si inter diversa corporis humani systemata aequilibrium sublatum fuerit, ut idem iterum in aequalem virium mensuram transeat, curare debet." Diese directe Heilmethode kann aber nicht immer angewendet werden, weil wir nicht immer entdecken können, welches Organ zuerst afficirt gewesen ist oder weil wir auf diesem Wege unsere Absichten nicht schnell genug erreichen können, denn „eo intendere medicus studium operamque debet, ut febris symptomata moderetur, et, quod est morborum expansivi organismi lateris proprium, oscillationes, quae in virium tendunt aequilibrium, eo perducat, atque ita sanitatis statum restituat." Es folgen nun die allgemeinen Regeln, nicht nach den neuern erregungstheoretischen oder naturphilosophischen Ansichten, sondern nach der ältern bessern und zweckmässig modificirten Heilmethode, wie man in diesem Fall die Crisen befördern und den Uebergang des Fiebers in einen Typhus verhüten soll. Es wird dabey immer zur Erklärung der Wirkungsart der Heilmittel die Lehre des Verf. über den Antheil, welchen das Oxygen an der Entstehung des Fiebers hat, benutzt, ohne dass jene bekannten Heilregeln dadurch eine Aenderung erleiden.

(*Der Beschluss folgt.*)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Opfer der Liebe und Dankbarkeit, in einer Sammlung Neujahrs-, Geburts- und Namenstags-Wünsche, zum Gebrauch für Erwachsene und Kinder; besonders aber bey Schulen anwendbar. Zusammengesetzt von *F. Beier*, Rector bey der Stadtpfarrkirche zu Jauer. Breslau, bey C. F. Barth und bey dem Verfasser. Jauer, gedruckt in der Stadtbuchdruckerey, bey Schlögel. (Ohne Jahrzahl, unter der Vorrede steht der 1. Jan. 1811.) 96 S. 8. (7 gr.)

Es wird gewiss wohl von manchem, der genöthigt ist, ein solches kleines Gelegenheitsgedicht, vornemlich für andere, zu machen, ohne eben Talent dazu zu besitzen, das Bedürfniss eines solchen Hülfsmittels gefühlt, aus welchem er alles, was er etwa braucht, oder doch einen Theil nehmen kann. Dazu ist ihm nun die gegenwärtige Sammlung zu empfehlen. Es sind zwar keine hervorstechenden und vorzüglichen Gedichte aufgenommen, die allermeisten enthalten nur gereimte Prosa; nicht einmal Sprachfehler sind überall vermieden; u. es hätten theils alle mehr ausgefeilt werden sollen, theils konnten manche bessere Gedichte dieser Art aus verschiedenen neuen Gedichtesammlungen hier Platz finden; allein es ist doch auf sehr verschiedene Fälle Rücksicht genommen, und es sind die meisten Gedichte besser, als man sie gewöhnlich lieset. Um nicht ungerecht zu scheinen, wenn wir behaupten, der Herausgeber hätte auf den dichterischen Werth strengere Rücksicht nehmen sollen, schreiben wir folgendes kleine Gedicht ab:

Herr, der du uns bisher beschützt
Noch stets bewahre uns dein Friede,]
Du hast geholfen, hilf noch itzt;
Nie werde des Erbarmens müde.
Vergilt der frommen Eltern Treu,
Dass auch diess Jahr gesegnet sey.
So kröne ihrer Nahrung Glükke
Mit deiner Huld und Gnaden-Blike. (sic.)

Die Verfasser sind nur mit den Anfangsbuchstaben angedeutet. Der Herausgeber kündigt noch ein 2tes Bändchen (das doch wohl auch Hochzeit- und Trauergedichte enthalten wird) und vom Candidat Scharfenberg Poetische Versuche oder Erstlinge kurzer Gelegenheitsgedichte zu verschiedenen Festen, an, wobey wir wohl eine sorgfältigere Ausfeilung wünschen.

NEUE

LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

122. *Stück, den* 10. *October* 1810.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Vaterländische Blätter für den österreichischen Kaiserstaat. Herausgegeben von mehreren Geschäftsmännern und Gelehrten. Dritter Jahrgang. Erster Band. Wien, in der Degenschen Buchhandlung. 1810. in 4. 250 Seiten.

Die vaterländischen Blätter haben ihren dritten Jahrgang mit neuer Kraft begonnen. Der bis jetzt erschienene erste Band zeichnet sich durch grössere Abwechslung vor den vorhergehenden Jahrgängen aus und steht ihnen an Interesse der Aufsätze keineswegs nach. Die Redaction wird fortwährend mit grosser Umsicht besorgt und trifft eine sorgfältige Auswahl der ihr von zahlreichen Geschäftsmännern und Gelehrten aller Provinzen des österreichischen Kaiserstaats eingeschickten Aufsätze. Rec. wird in der Anzeige und Beurtheilung der Aufsätze des vorliegenden Bandes bey den grösseren und interessanteren länger verweilen und die Notizen aus Wien und die meisten Miscellen übergehen.

No. 1. *Soll die Regierung des österreichischen Staats die Erzeugung des Zuckers aus inländischen Vegetabilien begünstigen und auf welche Art?* Von Dr. Burger in Klagenfurt. Die Frage wird aus staatswirthschaftlichen Gründen beantwortet. Die Art der Begünstigung wird kurz so angegeben: dass die Regierung des österreichischen Staats die Einfuhr alles Zuckers durch ein bleibendes Verbot hindern, jeden im Lande erzeugten Centner Zucker mit einer angemessenen Prämie belohnen, und die verständigen, aber weniger bemittelten, Unternehmer unterstützen soll. *Einführung einer neuen Gesindeordnung in Wien.* Die neue Gesindeordnung für die Stadt Wien und ihre Umgebungen innerhalb der Linien kann nach ihrem Umfang und Gegenstand als eine vollständige Gesindepolizey betrachtet werden. Sie ist seit dem 1. Junius 1810. verbindlich. Der Hr. Vicepräsident von Sonnenfels hat gehaltreiche „Bemerkungen über die neue Gesindeordnung" in Geistingers Verlag herausgegeben. *Umriss der Bildungsanstalten in dem österreichischen Kaiserstaat.* Von D — s. Der Beschluss steht in der zweyten Nummer. Ein lesenswerther Aufsatz. Schade nur, dass auf die Bildungsanstalten in Ungarn und Siebenbürgen keine Rücksicht darin genommen worden ist. *Bewilligung einer bedeutenden Zulage für die Staatsbeamten, Pensionisten und Provisionisten. Miscellen.* Darunter ist für den Statistiker das Verzeichniss der vom 1. November 1808 bis Ende October 1809 aus dem türkischen Gebiete über den Contumazort Schuppaneck in die österreichischen Staaten eingeführten Waaren sehr interessant.

No. II. *Bruchstücke aus der serbischen Selbst-Biographie des Demetrius Obradowitsch, eines österreichischen Illyriers.* Ein Beytrag zur Menschen-Völker- und Länder-Kunde. Noch nicht beendigt. Das vorliegende Bruchstück enthält Obradowitsch's Brief an seinen Landsmann Charalamp, als Apologie seiner neuserbischen Schriftstellerey. Obradowitsch, der serbische Anacharsis, um das Jahr 1740 im südlichen Ungarn geboren, sitzt jetzt im serbischen Senate zu Belgrad. Er hatte sich in seiner Jugend in verschiedenen Gegenden der österreichischen, türkischen und venetianischen Slawen als Jugendlehrer aufgehalten, hat später Deutschland (er studierte auf den Universitäten zu Halle und Leipzig), Frankreich, England, Italien und Griechenland zweymal, auch Pohlen und Russland durchreiset, hat die Classiker der Nationen in diesen Ländern in ihren eigenen Sprachen gelesen, und schrieb für seine Landsleute mit russischen Lettern mehrere Werke im heutigen serbischen Dialekt, z. B. sein Leben und seine Schicksale, Leipzig bey Breitkopf 1783.

No. III. *Die k. k. Militär-Gestütte zu Mezöhegyes und Babolna in Ungarn.* Von Neustädter.

Rec. hebt aus diesem interessanten Aufsatz einige Notizen aus. Das Militär-Gestütte zu Mezöhegyes besteht aus vier Pussten, welche in 42 Weidplätze eingetheilt sind. Die ganze Gegend von Mezöhegyes ist eben. An fliessendem Wasser fehlt es bis jetzt und diess ist der einzige wichtige Mangel, welcher dieser Anstalt, die einzig in ihrer Art ist, zum Vorwurf gemacht werden kann. Das Gras, welches auf den Weideplätzen wächst, ist grösstentheils rein und zart. Das ganze Institut zerfällt in zwey Departements, in das eigentliche Gestütts- und in das Oekonomie-Departement. Zum ersten Departement gehören die eigentlichen Gestüttsgegenstände, nämlich die Gebäude, das Personale, und die Zucht. Die Gebäude bilden vier grosse Höfe. Das Personale besteht aus dem Commandanten, aus mehreren Offizieren von verschiedenen Graden, aus einem Thier-, einem Ober- und einem Unterarzte, 8 Wachtmeistern, mehreren Fourieren, Unteroffizieren und Gemeinen. Die complete Zahl der Zuchtstutten für Mezöhegyes ist gegenwärtig 800. Alle sind dort erzeugt, stammen aber ursprünglich von deutschen, bessarabischen, moldauischen, spanischen, ungarischen und siebenbürgischen Pferden ab. Die Hengste zu Mezöhegyes sind von spanischer, siebenbürgischer und deutscher Abstammung. Das Departement der Oekonomie besorgt den Feldbau, die Ochsenmastung und Heuärnte, dann alle übrigen Wirthschafts- und Verpflegungsgegenstände. Die Leitung der Oekonomie führt ein eigener Civilwirthschaftsdirektor. Zum Behufe der erstern werden 250 Zugochsen gehalten. In Friedenszeiten wurden vormals 1000 Ochsen, im Kriege eine noch beträchtlichere Anzahl gemästet. Gegenwärtig ist diese Mastung eingestellt, und das dadurch ersparte Futter wird auf die Pferde verwendet. An Heu ist immer ein Vorrath von 150,000 Centnern vorhanden. Das Gestütte Babolna liegt auf der rechten Seite der Donau, zwey Meilen von Komorn. Sein Flächeninhalt beträgt ungefähr einen Siebentheil von Mezöhegyes. Es hat Auen, wo lebendiges Wasser ist, hohe Gestrüppe und Waldanpflanzungen. *Ueber die moralische Verbesserung der Juden.* Auszug eines Schreibens. „Man schreibt und schreyt (sagt der einsichtsvolle Verfasser) unaufhörlich über Unmoralität der Juden: aber was wird damit ausgerichtet? Wollt ihr aber die Juden in Wahrheit und mit Ernst bessern; so verbessert ihren Unterricht. Reiniget ihre hebräischen und rabbinischen Schul- und Gebetbücher von schädlichen gehässigen Irrthümern; gebt ihre Kinder nicht Albernheiten preis, welche die nachtheiligsten Einflüsse auf das bürgerliche Leben haben, und lasst für sie in hebräischer und deutscher Sprache ein Buch verfassen, das, indem es gesunde reine Begriffe von Gott, und die Pflichten aller Verhältnisse des Menschen und Bürgers lehrte, alle in Umlauf gekommenen schädlichen Vorurtheile und Gehässigkeiten in Vergessenheit bringen möge." *Bemerkungen über die Strafanstalten in Oesterreich.* Von Pratobevera. Sehr beherzigungswerthe, bescheiden-freymüthige Bemerkungen. Ungeachtet der grossen Sorgfalt und des kostbaren Aufwandes, die auf den wichtigen Zweig der Criminal-Rechtspflege von der humanen österreichischen Regierung verwendet werden, sind dennoch die Anstalten zur Verwahrung der Inquisiten, und zur Bestrafung der schuldig befundenen Verbrecher noch sehr weit von jener gleichförmigen, nach den Grundsätzen einer geläuterten Strafpolizey eingerichteten Verfassung entfernt, welche die Gerechtigkeit und die Menschlichkeit zu fordern scheinen. Man findet bey einer gleichen Gesetzgebung, in den Maassregeln zur Vollstreckung der Gesetze eine grosse Verschiedenheit in den Provinzen. Galizien allein hat unmittelbar vom Staate besoldete Criminalgerichte. Eben so werden in Galizien alle Criminal-Gefangenen ohne Unterschied, und alle Gebäude von der Regierung unterhalten. Allein bis jetzt hat Galizien kein allgemeines Strafhaus, und die Criminalgerichte müssen die Gefangenen auch nach der Verurtheilung bewahren. In Böhmen, Mähren, Schlesien, Oesterreich, Steyermark u. s. w. hat man keine landesfürstliche Criminalgerichte, sondern theils sind mehrere Magistrate der grössern Städte, theils einzelne Dominien mit der Verwaltung und Ausübung der Criminal-Gerichtsbarkeit beauftragt. Diese Zersplitterung der Criminal-Rechtspflege kann der Errichtung zweckmässiger Anstalten und Gefängnisse für die Aufbewahrung der Inquisiten und die Bestrafung und Besserung der Sträflinge nicht günstig seyn. *Merkwürdige eigenhändige Resolution der Kaiserinn-Königinn Maria Theresia über die Verbesserung des öffentlichen Unterrichts in Ungarn.* Die ungarische Nation wird in dieser Resolution eine „wackre und einsichtige Nation" genannt.

No. IV. *Tagebuch einer Reise durch Steyermark mit besonderer Hinsicht auf Industrie, Fabriken und Manufakturen.* Wir theilen aus diesem interessanten Aufsatz einige Notizen mit. In Mürzzuschlag sind ansehnliche Hammerwerke und eine Sensenfabrik des Freyherrn von Königsbrunn. Die Fabrikation in der Sensenfabrik beläuft sich auf 300 Stücke des Tages. Der Verkauf geschieht nach dem Hundert, welches auf 70 bis 80 Gulden nach der verschiedenen Grösse der Sensen zu stehen kommt. Dieser Fabrikationsartikel findet in Ungarn, Galizien und selbst bis nach Russland starken Absatz. Die Erzeugung des Eisens in den Eisenwerken zu Neuberg wird auf 50, 60, zu Zeiten auf 100,000 Centner des Jahres betrieben. Sämmtliche Eisenwerke zu Neuberg beschäftigen ein Personale von 600 Personen. Zu Mürzsteg ist eine Rohrfabrik, in welcher Infanterie, Karabiner- und Pistolenläufe für den Armeebedarf verfertigt werden.

Im Jahre 1807 wurden hier 8405 Stücke Infanterie-Läufe, 816 Stück Dragoner- und 1304 Karabiner-Röhre, dann 1467 Stück Pistolen-Läufe für das Militär geliefert, und 3785 Stück Infanterie-Lauf-Ausschüsse an Private verkauft. Beyde Werke warfen einen reinen Nutzen von 65.390 fl. ab. Bey Bruck sind Eisenwerke, bey welchen das Arbeitspersonale bey 700 Köpfe stark ist. Die Einwohner von Mariazell sind meistens Gewerbsleute und Krämer. Die prachtvolle Kirche zu Mariazell scheint wie in eine Wüsteney hingezaubert. Die schönen Wiesen bey Mariazell nähren vieles Hornvieh, welches sich dem Schlage des Mürzthaler Viehes, das gewöhnlich von weisser oder aschgrauer Farbe ist, nährt. In der Mariazeller Schatzkammer befinden sich mehrere Pretiosen von Silber und Gold, Perlen und Edelsteinen, Kunstwerke von Holz, Elfenbein, Mosaik u. s. w., worunter mehrere Andenken von österreichischen Regenten und anderen Personen schon als Antiquitäten von Werth seyn würden. Ein eigener Schrank verwahrt die Kleidungen der Jungfrau Maria von vielfarbigen Stickereyen und reichen Stoffen, womit mehrere Damen ihre Andacht zur Schau stellen. Das Gedränge der Wallfahrer, von welchen zu Zeiten bis 10,000 an einem Tage zusammen kamen, scheint abzunehmen. In der schönen grossen Kirchenhalle vereint sich brüderlich das bunteste Gemische von National-Trachten. Jeder überlässt sich ungestört nach seiner Weise dem Ausbruche des Andachtseifers, der ihn ergreift, wenn er das Ziel seiner mühsamen Pilger-Reise erreicht hat; und von den hohen Gewölben hallen Chöre aus deutschen, ungarischen und slawischen Kehlen herab. *Serbien oder Servien?* Von K. Superbemerkungen eines Dritten zu den Nummern 17 und 48 der Zeitung für die elegante Welt. Die Zeitung für die elegante Welt wird in einem launichten Tone zurecht gewiesen. *Nekrolog für das Jahr* 1810. Faustin Prochaska und Joseph Zlobicky. Von K. Beyde Männer waren verdiente slawische Philologen und Literatoren. Prochaska, Bibliothekar der Prager Universitätsbibliothek, geboren am 19ten Januar 1749 zu Neupaka in Böhmen, gestorben zu Prag im Januar 1810, erwarb sich durch seine Schriften um die böhmische Sprache und um die Literaturgeschichte Böhmens bleibende Verdienste. Zlobicky war geboren zu Welehrad in Mähren den 14ten Februar 1743, studierte die Rechte in Wien, ward 1773 mit dem Charakter eines Lehrers der böhmischen Sprache und Literatur an der Theresianischen Ritterakademie angestellt, 1775 als Professor der böhmischen Sprache und Literatur an die Wiener Universität übergesetzt, zugleich aber 1776 bey der Justiz-Hofstelle angestellt, wo er bis zur Stelle eines Registrators-Adjuncten vorrückte. Er starb am 25sten März 1810. Slawische Sprach- und Geschichtskunde, verbunden mit allgemeiner Literar- und Weltgeschichte, war sein Element. In seinem Nachlasse finden sich reichhaltige Collectaneen besonders zur böhmischen Literatur und Schriftstellerkunde.

Nr. V. *Schönfeld's technologisches Museum in Wien.* Von D. D—n. Das sehenswürdige technologische Museum des Hrn. von Schönfeld in Wien, das wöchentlich an gewissen Tagen der Woche für jedermann geöffnet wird, enthält einen grossen Theil der unter Kaiser Joseph II. öffentlich versteigerten kostbaren Prager Schatzkammer des Kaisers Rudolph II. Sehr anziehend sind die Bemerkungen über den hohen Grad der Kunst in Böhmen unter Rudolph II. *Beyträge zur Geschichte des Fortschreitens zum Bessern.* 1. *Die Mädchenschule in Käsmark.* Der neue Schulplan verdient allen Beyfall. 2. *Neuer Schulplan des evangelischen Lyceums zu Leutschau* (Leutschau). Auch dieser Schulplan verdient Beyfall, aber auch manchen Tadel. Dass in der Prima und Secunda mehrere Professoren gemeinschaftlich dociren, ist sehr gut. Der mit Wissenschaften überhäufte Schulplan lässt sich entschuldigen, wenn man die Lage der protestantischen Schulen in Ungarn und die Bedürfnisse der protestantischen Studierenden in Ungarn kennt, aber „allgemeine philosophische Geschichte der Natur“ hätte doch als unbestreitbares Universitätsstudium billig wegbleiben sollen, und dass die philosophischen Wissenschaften unter zwey Professoren vertheilt sind, ist auch ein Missgriff. *Gegossene Thurm-Uhren.* Ein neues Kunstprodukt des Gusswerks in Horzowiz (einer in Böhmen liegenden Herrschaft des Oberkämmerers Grafen von Wrbna). Von Rosenbaum.

No. VI. *Natur- und Kunstprodukte Galiziens.* Von Samuel Bredetzky. Der Beschluss steht in der folgenden Nummer. Ein schätzbarer Aufsatz, aus welchem wir folgende Data mittheilen. Die Feuersteine findet man beynahe in allen unterkarpatischen Kreisen theils lagenweis in einer lose zusammenhängenden Erde, theils in festen Kalkfelsen eingeschlossen. In den Feuersteinkeinen findet man auch Versteinerungen, und wenn sie hohl sind, schöne Krystalle. Hornsteine, Jaspisse, Bergkrystalle, Karniole, Achate, gemeine Opale, Holzsteine und andere Mineralien dieses Geschlechts, werden in den Karpaten, doch nicht sehr häufig gefunden. Marmor wird bey Kunow, Solec und an andern Orten gefunden. Zu Surow, Mariampol und an andern Orten bricht Alabaster, dessen Consistenz und Schönheit den Vergleich mit dem italienischen aushält. Kalk- und Gypsspathe bilden an manchen Orten ganze Felsen. Auch Petrefacten findet man häufig in Galizien; die merkwürdigsten wurden am Pruth entdeckt. Sämmtliche galizische Kalksteine enthalten eine zahlreiche Menge Chamiten,

Pectiniten, Trochliten u. s. w. Am reichsten ist Galizien an Salz. In Wielitschka, Bochnia und Katschika wird Steinsalz aller Art gewonnen; zu Drohobitsch, Bolechow, Dolina, Kalusch, Nadworna, Delatin u. s. w. wird die Salzsole benutzt. Bey Delatin kommt Allaunschiefer und an mehreren Orten Salpeter vor. Von brennbaren Mineralien findet man bey Szczirzes natürlichen Schwefel, bey Mizan Bernstein, bey Kuti Steinkohlen, bey Lemberg und um Kalusch herum Torf der besten Gattung. An Metallen ist Galizien nicht so reich als manche glauben. Die Goldbergwerke des Sandezer Kreises sind unbedeutend; eben so die Goldwäscherey bey Kirlibaba. Nicht viel ergiebiger sind die galizischen Silberbergwerke. Häufiger ist das Kupfer, am häufigsten das Eisen. — Aus dem Pflanzenreiche zieht der Galizier seinen grössten Reichthum. Roggen, Weitzen, Gerste, Hafer, Hirse und Mays gedeihen so vortrefflich, dass eine grosse Quantität von diesen Getreidearten ausgeführt werden kann. Die Erbsen und Linsen stehen den ungarischen an Güte nach, werden aber auch häufig gebaut. Das Hauptproduct für den Galizier bleibt nebst den Kartoffeln der Buchweitzen. Der Flachs und Hanf gedeiht in Galizien trefflich, Tabak in dem Stanislawower Kreis; Hopfen wird jetzt beynahe auf allen Kameralgütern, auch auf Privat-Domainen gebaut. Den Klee haben die Deutschen Ansiedler in Galizien so einheimisch gemacht, dass bereits mehrere hundert Centner nach Ungarn und Schlesien verführt werden. Galizien besitzt alle Obstgattungen in Menge, welche das Klima nur vertragen kann. Am ergiebigsten ist Galizien an Forstbäumen und Strauchwerken aller Art. Auch hat Galizien beynahe alle Arten essbarer Schwämme. — Der galizische Ochs steht dem ungarischen an Stärke und Schönheit nach, eben so die Kuh und das Pferd; dagegen hat das galizische Schaaf Vorzüge vor dem ungarischen. Ueber den Viehstand in Galizien (aber bloss über die Zahl der Pferde, Ochsen, Kühe und Schaafe) giebt der Verf. durch eine aus der ersten Quelle geschöpfte Tabelle Auskunft, er sagt aber nicht, von welchem Jahr diese Tabelle sey. Schweine sind in Galizien in grosser Anzahl. In den Adelhöfen und Bauernhütten findet man viel Federvieh, in den Waldungen mannigfaltiges Wildpret, in den Flüssen und Teichen Fische aller Art. Krebse werden überall, vorzüglich aber in dem Bugflusse gefangen. Die Biene findet in den Blüthen des galizischen Haidekorns und der Linde reichliche Nahrung. — Galizien hat Säuerlinge zu Krynica, Tyliz, Szczawnice; schwefelhaltige Quellen sind zu Lubie, Sklo und St. Onuphry. — Der Gewerbfleiss ist in Galizien noch nicht so weit gediehen, als er in diesem Lande gedeihen könnte. Sehr unbedeutend sind die Seidenarbeiten, welche Galizien erzeugt. Etwas bedeutender ist das Quantum der in Galizien verfertigten Baumwollenwaaren. Das Meiste von Baumwollearbeiten liefert die privilegirte Fabrik des Grafen Fries und Compagnie zu Nawsic. Den Ertrag dieser grossen Fabrik schlägt man beyläufig auf 300000 fl. an. Noch beträchtlicher sind die Schaafwollearbeiten, welche Galizien hervorbringt. Sowohl die feinen als die groben galizischen Tücher halten mit den ausländischen gleiche Preise. Im Zloczower Kreis ist zu Busk eine grosse Lederfabrik, in welcher alle Gattungen von Leder zubereitet werden. Eine minder bedeutende Fabrik der Art befindet sich zu Zaloszek, welche besonders Rothgärberwaaren liefert. Zu Kutty und Tysmienica werden von 124 Meistern allerley Saffiane gearbeitet, zu Suczawa über 2000 Stück Corduan. Die Bienenzucht ist in Galizien sehr in Flor. Meth wird an verschiedenen Orten gebraut. Die Leinwandweberey ist in Galizien in grossem Flor. Im Jahre 1800 fand die Regierung in Ostgalizien 4209 Weberstühle. Tabaksfabriken gibt es in Galizien zwey, zu Winike und Monasteriska. Beyde gehören dem Aerario. In Lemberg wohnen viele Tischler u. Instrumentenmacher, welche ausländisches Holz verarbeiten. Pottasche-Siedereyen gibt es besonders in der Bukowina. Nach den ämtlichen Ausweisen, welche in den Jahren 1806, 1807, 1808 der galizischen Landesstelle untergelegt wurden, war der Mittelertrag jährlich in 5822 Centner. In Lemberg sind zwey Rosoglio-Fabriken. Gemeiner Branntwein wird in grosser Quantität gebrannt und selbst ausser Land verführt. Die Fischernetze und Taue (der Verf. schreibt irrig Thaue), welche zu Radimno von galizischem Hanf verfertigt werden, verkauft man in Danzig zu sehr guten Preisen. Die Wagenfabrik zu Lemberg liefert für Galizien und Russland die kostbarsten Wägen, die mit den Wienern an Güte und Schönheit wetteifern. Zu Glinsko besitzt Galizien eine grosse Fajencefabrik. Glasfabriken gibt es in Galizien mehrere. Salpetersiedereyen gibt es in Galizien bloss zu Wielitschka und Brody. Zu Nisniow befindet sich eine Feuer- und Flintenfabrik. Schiesspulver wird in der privilegirten Fabrik zu Bezbrudy verfertigt. Eisenhämmer gibt es in Galizien mehrere.

Der Zugo bey Klein Saros in Siebenbürgen: Fortgesetzt in den folgenden Nummern. Dieser amtliche Aufsatz wird die Physiker sehr interessiren. Er handelt von einem höchst merkwürdigen feurigen Phänomen auf dem Gebiete von Klein Saros in der Kokelburger Gespannschaft, das von zwey Aerzten und einem Cameral-Commissair untersucht wurde. Dieses Phänomen kommt mit dem sogenannten heiligen Feuer der Guebern am kaspischen Meere, vier Meilen von Baku, überein. Der

gründlich verfasste amtliche Bericht geht in das kleinste Detail. Rec. theilt die Schilderung des Phänomens aus dem amtlichen Berichte mit (S. 60); „Der Platz, auf dem die zu untersuchende Erscheinung sich uns darstellt, und der ... der Landessprache Zugo heisst, hatte beyläufig die Figur eines Kreises von 1½ Klafter im Durchmesser, und war nur sparsam mit Gras, besonders mit einer Art von Riedgras, bewachsen. Innerhalb dieses Kreises bemerkten wir mehrere kleine Gruben, die von 6 Zoll bis einen Schuh, auch darüber, breit und tief, theils bewässert, theils trocken waren. In einigen hörten wir ein Gezisch, in andern ein Aufbrausen, von einem nicht unbedeutenden Getöse begleitet. Die Dorfbewohner warfen, um vor uns das Schauspiel zu erneuern, hin und wieder angezündetes Stroh in die Gruben, und in demselben Augenblicke fingen alle Feuer, und brannten theils mit einer grösseren, theils mit einer kleineren Flamme, welche so lange anhielt, bis sie mit Fleiss ausgelöscht wurde. Die grösseren Flammen hatten eine weissliche, die kleineren eine bläuliche Farbe, beyde brannten ohne Rauch und ohne bemerkbaren Geruch. Während dieses Brennens wurde das benachbarte Erdreich trocken und endlich so heiss, dass die Flamme, wenn sie auch mit dem Hute ausgelöscht worden war, nachher noch zwey bis drey Mal daraus hervorbrach. Diess geschah auch in den mit Wasser angefüllten Gruben, so dass wir zu unserem Erstaunen von Zeit zu Zeit die Flamme, dem Blitze ähnlich, so lange aus dem Wasser von selbst hervorbrechen und wieder verschwinden sahen, bis die anliegende Erde etwas abgekühlt war." Die zur Untersuchung im J. 1808 ausgesandten Doctoren Franz Nyulas, Protomedicus, und Andreas Gergelyfi, Physicus des Udvarhelyer Stuhls, untersuchten das Wasser, welches sie in dem Kreise des Zugo gefunden hatten, chemisch, zerlegten die Erde, durch welche der feine brennbare Stoff auf ihre Oberfläche dringt, auf eben diese Art, bestimmten den ausströmenden feinen Stoff selbst, durchwanderten auch das übrige vom Zugo entfernte Gebiet von Klein-Saros und untersuchten es mineralogisch, und analysirten endlich das Wasser von Felsö Bajom, welches unter gewissen Umständen auch auf einen Augenblick entzündlich seyn soll, und von Klein Saros kaum ¾ Meilen entfernt ist. Die ganze in dem Aufsatz mitgetheilte Untersuchung verdient von Physikern und Chemikern nachgelesen zu werden. Die ausströmende brennbare Gasart würde bey gehöriger Anwendung Brennholz und Kohlen aufs beste ersetzen, wie es angestellte Versuche zum Theil schon erwiesen haben.

(*Der Beschluss folgt.*)

T H E R A P I E.

B e s c h l u s s

der Recension von *Ackermann De construendis, cognoscendis, et curandis Febribus epitome.*

In der 2ten Section kommt der Verf. zu der speciellen Nosologie und Therapie der Fieber. In zehn Capiteln handelt er: De notione et foco febrium splanchnicarum; de febris splanchnicae simplicis symptomatibus et signis; de febre splanchnica biliosa; de febribus splanchnicis intermittentibus; de aetiologia febrium splanchnicarum; de febribus splanchnicis comitatis et larvatis; de prognosi in febribus splanchnicis, de therapia febrium splanchnicarum. Wir können uns nun kürzer fassen, da unsre Leser schon eine vollständige Uebersicht über die allgemeine Theorie der Fieber nach den Ansichten des Verf. haben, und aus dem allen schon angegebenen mehreres die specielle Fieberlehre betreffende leicht abzuleiten ist. Febres splanchnicae sind diejenigen Fieber, welche in dem splanchnischen System ihren Ursprung nehmen. Die erste Art F. splanchnica simplex hat ihren Sitz in dem Speisecanal; die 2te Art F. sp. biliosa in den zur Gallenabsonderung bestimmten Organen; die 3te Art F. sp intermittentes; der Verf. rechnet diese hieher, weil es wahrscheinlich ist, dass alle intermittirende Fieber aus dem Unterleibe ihren Ursprung nehmen. Das einfache splanchnische Fieber entsteht vorzüglich aus einer Atonie und Trägheit der Organe, welche zur Absonderung des Darmsaftes bestimmt sind. Es wird bey ihnen die Entweichung der Lebenskraft aus dem splanchnischen System zuerst wahrgenommen. Der Verf. rechnet auch zu dem einfachen splanchnischen Fieber das Wurmfieber, das Zahnfieber und ein Fieber, welches von den Geschlechtstheilen ausgehet, besonders bey dem weiblichen Geschlechte öfters vorkommt und dem die Symptome der Hysterie vorausgehen. Der Verf. beschreibt genau die Symptome dieser Fieberarten und erklärt dieselben nach seiner Theorie. Die Entstehung der febris splanchnica beschreibt der Verf. seinen Ansichten gemäss auf folgende Art: „vt febris splanchnica oriatur, requiritur, vt aura oxygena, quae ex ganglio abdominali coeliaco organis digestionis inservientibus advehitur, ab iisdem non recipiatur, atque hinc in eorum parenchymate ad excitandos vitales motus non consumatur. Effluet itaque nervis conductoribus versus haec organa spiritus vitalis ex systemate nervi organici, sed, quia idem ab organo repudiatur, in ramulis et surculis nerveis confluet et in iisdem simili plane modo, uti materies electrica in conductore electrico accumulabitur; magnum iam

haec aura acquirit tensionis gradum et tandem *impetu* quodam in nervos pneumaticos et cardiacos irruet, quin et ipsis sanguiferis vasis, qui plexus abdominales semper comitantur, adhaerebit, atque ita febrim accendet. Nun sucht der Verf. zu erklären, woher es kommt, dass die Eingeweide des Unterleibes den Nervenäther nicht annehmen. Es beruhet diese Erklärung auf dem physiologischen Satz: dass die Materie nur dann das Feuerstoffgas in gehöriger Quantität aufnimmt, wenn sie schon durch das mit ihr vereinigte Sauerstoffgas bis zu einem gewissen Grade potenzirt worden ist (ad certum dignitatis gradum elata est). Das wesentliche der specielleren Anwendung dieses Satzes auf das splanchnische Fieber besteht dem Wesentlichen nach in folgendem: in dem Darmcanale wird der Nahrungsstoff assimilirt d. i. durch Vermehrung des Lichtprincips höher potenzirt, dieses geschieht besonders durch die Beymischung der Darmsäfte. Diese Säfte führen theils dem Nahrungsstoffe oxygenirtes Azot zu, und bringen sie so der animalischen Natur näher, theils vermehren sie die Kraft der Eingeweide. Wenn nun aus irgend einer Ursache dieser Uebergang des oxygenirten Azots gehemmt oder ganz aufgehoben ist, dann entsteht ein Ueberfluss der aura oxygena in den Nervengeflechten der Eingeweide, wenn nun dieses überflüssige Sauerstoffgas von den Eingeweiden und ihren Contentis nicht aufgenommen wird, so wird es durch andere Fäden der abdominal Geflechte gegen das Systema pneumaticum und cardiacum geführt. Es geschieht dieses vorzüglich: 1) Wenn Stoffe genossen werden, die zur Ernährung nicht brauchbar sind. 2) Wenn aus irgend einer Ursache die Verdauungs-Kräfte geschwächt werden, und noch eine Schwäche der Absonderungsorgane dazu kommt. Die Febris intermittens splanchnica unterscheidet sich von den andern febr. splanchnicis ephemeris, biliosis und remittentibus, dass bey ihr eine schnell entstandene Ansammlung von Galle oder verdorbenem Schleim, auf die splanchnischen Nerven einwirkt und Fieber erregt; bey den periodischen Fiebern kommt aber noch eine bleibende Schwäche der Digestionsorgane hinzu. Es findet also in dem Darmcanale und den dazu gehörigen Theilen ein hoher Grad von Atonie Statt, da in andern Systemen eine sthenische Energie als Fieberbewegung sich äussert. Bey der Febr. intermitt. tertiana leiden diejenigen Organe, welche in der regio epigastrica liegen, z. B. die Leber, die Milz, der Magen, das Pancreas. Bey der Febr. quotidiana findet eine asthenische Affection der dünnen Därme Statt. Die Febr. interm. quartana scheint aus einer Atonie der Pfortadergefässe zu entstehen. In sumpfigten Gegenden entstehen Wechselfieber, weil in solchen Orten das Wasser hydrogenii excessu praedita est, und dieses hydrogenirte Wasser den Eingeweiden Oxygen entziehet, so dass dadurch der tonus der Eingeweide vermindert wird. — Febres comitatae entstehen, wenn der Theil der aura febrilis, welcher in den Fiebern mit regulären Typus gegen das Systema pneumaticum und cardiacum hingeführt wird, nun nur in ein oder das andere Organ der animalischen oder automatischen Hemisphäre einströmet. Hierdurch wird aber die Lebensgefahr erhöhet, da die aura incitans, die in dem allgemeinen Fieber über mehrere Organe verbreitet war, nun nur auf ein Organ einwirket. Herr A. führt dreyzehn verschiedene febres comitatas auf. 1) Febris splanchnica comitata gastrodynia singultu, et praecordiorum angore. 2) F. s. c. doloribus intestinorum colicis. 3) F. s. c. diarrhoea, lienteria, fluxu coeliaco, hepatico etc. 4) F. s. c. dysenteria. 5) F. c. doloribus ad partum observata fuit. 6) F. c. pleuritide. 7) F. c. tussi convulsiva et suffocatione. 8) F. c. tetano, convulsionibus, epilepsia. 9) F. c. vertigine, delirio, aut amentia per paroxysmum febris subsistente. 10) F. c. affectibus soporosis, apoplecticis. 11) F. c. rigore quasi cataleptico. 12) F. c. sudoribus profusis colliquescentibus. 13) F. c. doloribus arthriticis. — *Febres larvatae* sunt revera febrium splanchnicarum anamorphoses, in quibus omnis febrilis vasorum motus silet, sed unum, aut alterum organum sive animalis, sive automatici hemisphaerii tanto magis afficitur, et ubi haec affectio per periodos redit. Das splanchnische Fieber wird geheilet, 1) febrilis principii decompositione; 2) eiusdem extra organismi limites exterminatione. Ueber die Krisen wird das Bekannte angeführt. Bey der Prognose finden wir auch nichts Neues. Und die Heilregeln sind ganz dieselben, welche die bessern Aerzte, welche den neuern einseitigen Systemen nicht ergeben sind, immer gelehret haben; sie sind also gut und empfehlenswerth, auf keine Weise aber durch des Verf. Theorie aufgefunden, verbessert oder modificirt, stehen mit ihr in weiter keinem Zusammenhang, als in dem sie Hr. A. durch sehr gezwungene und manche ganz leere Erklärungen über die Wirkungsart der Heilmittel und den Vorgang in dem Organismus während eines Fiebers zu bringen gesucht hat. —

Um unsern Lesern eine vollständige und deutliche Uebersicht über Ackermanns Fiebertheorie zu geben, durch welche nichts Geringeres, als eine *gänzliche Reform* der *Heilkunde* beabsichtigt wird, war es nöthig, den Ideengang des Verf. ohne Unterbrechung zu verfolgen. Nun wollen wir zu bestimmen suchen: ob wohl durch diese Theorie jener Zweck erreicht werden kann, und welchen Werth sie überhaupt in Hinsicht des theoretischen und praktischen Theiles der Heilkunde hat. Ein Mann, der, wie wir oben schon bemerkt ha-

ben, über diejenigen, welche bisher die Fieberlehre zu vervollkommnen sich bemüht haben, ein so hartes Urtheil fällt, und nun selbst als Bearbeiter dieses Zweiges der Heilkunde auftritt, muss wirklich mehr leisten, als seine Vorgänger; muss etwas ganz Vorzügliches und Vollendetes liefern, wenn nicht sein eigenes, über Andere Verachtung aussprechendes Urtheil sogleich auf ihn selbst zurückfallen soll. Hat Hr. A. dieses wirklich geleistet? Beginnt mit seiner Theorie die glänzende Epoche der Fieberlehre, in welcher wir tief eindringen in die Kenntniss dieses krankhaften Zustandes, in der wir das wahre Wesen der Fieber ganz unbezweifelt erkennen, die uns zu einer vorzüglichern, richtigern Diagnose, zu einer sicherern Heilmethode, als die, deren wir bisher uns erfreuten, führet? Wir zweifeln sehr. — Mit Recht kann man wohl an eine Fieberlehre, die uns mit so viel versprechenden Aeusserungen übergeben wird, folgende Forderungen machen: 1. Die allgemeinen physiologischen Sätze, auf welche sie sich gründet, müssen hinlänglich begründet, gegen alle Einwürfe vertheidigt, durch treue, unbefangene Naturbeobachtung vollkommen bestätigt seyn; sie muss wenigstens in Hinsicht des eben Angegebenen alle bis zu ihrer Aufstellung bekannten Ansichten weit übertreffen. 2. Sie muss ganz neue, vordem unbekannte theoremata aufstellen. (So unrecht es ist, wenn man bey der Beurtheilung wissenschaftlicher Werke es dem Verf., der die Verdienste seiner Vorarbeiter anerkennt, zum Vorwurf macht, dass seine Schriften nicht ganz neue Ideen enthalten, so billig ist jene Forderung gewiss, wenn ein Schriftsteller behauptet, dass zur Erforschung eines Gegenstandes bis zu seiner Bearbeitung desselben fast noch gar nichts geleistet worden sey). 4. Es müssen aus der neuen Theorie bedeutende Verbesserungen in Hinsicht der Diagnose, Prognose und Heilmethode der Fieber hervorgehen. Untersuchen wir nun, ob des Hrn. A. Fiebertheorie diesen Forderungen entspricht, so finden wir leider, dass dieses in Hinsicht keiner genügend geschieht. — Die Fiebertheorie ist auf physiologische Sätze gegründet, die nur als sehr gewagte Hypothesen angesehen werden können, welche nicht mehr für sich haben, als die Hypothesen anderer Schriftsteller, die man zur Aufstellung verschiedener Fieberlehren benutzt hat. Rec. hat, ehe er zur Beurtheilung dieses Werkes geschritten ist, die ihm schon vorlängst genau bekannten Schriften des Hrn. A. noch Einmal mit vieler Aufmerksamkeit durchlesen, allein in keiner hat er hinlängliche Beweise gefunden für die Hypothese über die Wirkung des Oxygens in den Organismus, über seine Leitung durch die Nerven, seinen Uebergang aus einer Hemisphäre in die andere, für das Verhältniss, welches der Verf. zwischen der animalischen und automatischen Hemisphäre in dieser Hinsicht annimmt. Es sind die Sätze meistens als unbezweifelte Thatsachen hingestellt, und aus einem unbewiesenen Satz, der so angesehen wird, als sey er bewiesen, werden dann die andern gefolgert. Der Verf. hätte zuerst alle Einwürfe, die man gegen Girtanners Hypothese, dass das Oxygen das Princip der Reizbarkeit sey, und gegen seine eigenen Ansichten gemacht hat, beseitigen sollen, er hätte seine Hypothesen zu vollkommen bestätigten Lehrsätzen erheben sollen, wenn er bewirken wollte, dass seine Fieberlehre als eine allgemein gültige angesehen werde.

Wie ist es möglich, durch das Oxygen allein die mannichfaltigen Functionen des Nervensystems zu erklären. Sind es nicht nur leere Worte einer lebhaften Phantasie, wenn der Vf. von dem Sauerstoffgas sagt: „in supremo animalium organo ut lumen, quod solis radiis ipsis purius est, prodit, et *intellectum* sistit, animi universalis partem constituens.“ Recens. erinnert sich, dass vor einigen Jahren ein andrer Naturphilosoph die Ideen von einer Potenzirung des Stickstoffes hergeleitet hat. Ein böses Zeichen der Zeit würde es seyn, wenn ein solches Spiel der Phantasie der Mehrzahl der Naturforscher zur Erklärung des Edelsten und Höchsten in dem Menschen genügen sollte! Wie kann ein Mann von A. Talenten auf dem Fehlschluss beharren, dass ein Stoff, der zum Bestand des Lebens nothwendig erforderlich ist, als solcher auch als Nervenäther, als Princip, von dem die so wichtige Function des Nervensystems abhängt, angesehen werden müsse? Wodurch ist die automatische Bewegung des Zellstoffs, wodurch das Daseyn jener verschiedenen, aus Eyweisstoff und Sauerstoffgas gebildeten Kügelchen bewiesen? Und doch gründet sich die ganze Theorie des Hrn. A. auf diese und ähnliche Sätze. Wie wenig wissen wir endlich, wie wir oben schon bemerkten, von dem thierisch-chemischen Processe? Wie leicht kann die mit raschem Gange vorwärts strebende Physik und Chemie die glänzenden chemiatrischen Ansichten verwischen, die nach dem dermaligen Zustand dieser Zweige der Naturforschung fest begründet zu seyn scheinen. Belehrt durch die Geschichte der Heilkunde, sollten wir uns hüten vor so stolzen Erhebungen, die sich Herr A. zu Schulden kommen lässt.

Hat uns der Hr. Verf. ganz neue Aufschlüsse durch seine Fiebertheorie gegeben? Auch dieses ist in Hinsicht der ersten, dem Ganzen zum Grunde liegenden Hypothese nicht der Fall; doch hat er allerdings in Hinsicht der Ausführung viel Eigenthümliches, und hat die Hypothese mit einem tief eindringenden Scharfsinn durchzuführen gewusst. Seine Meynung über die Wirkung des Sauerstoffgas ist nichts anders, als eine Verbindung der Girtan-

nerischen und Klappschen Hypothesen mit der alten Theorie über den Nervensaft, neu modificirt nach den neuern chemischen und physiologischen Ansichten. — Die Erklärung der Wirkungsart der Heilmittel in dem Fieber hat die grösste Aehnlichkeit mit der von *Reich* schon vor mehreren Jahren aufgestellten; wenn gleich *Ackermann* die Fieberbewegungen von einem Ueberfluss, *Reich* von einem Entweichen des Sauerstoffs herleitet. Es setzt nämlich *Reich* das Wesen des Fiebers in ätiologischer Hinsicht in eine durch die widernatürliche, absolute oder relative, örtliche oder allgemeine Verminderung des Sauerstoffs bewirkte widernatürliche allgemeine Trennung und Wiederverbindung der einfachsten Bestandtheile des menschlichen Körpers. Fast ganz so, wie Hr. A., erklärt er aber die Lehre von den Krisen. Die Wirkung der Fieberheilmittel besteht nach *Reich* darin, dass durch Verminderung der Mischung gewisser Organe des Körpers diese zur Aufnahme des Thermogens und Oxygens geschickter werden. Und nach Ackermann besteht der Nutzen der China und ähnlicher Mittel darin; ut vitae intrinsecae dignitatem restituant, ita ut, quod ipsis adhaeret, luminosum principium terrestri. Diese Erklärung ist jener doch fast ganz gleich. —

Es wird aber vielleicht das Wesen des Fiebers, die Art und Weise, wie es geheilt wird, durch Herrn A. Theorie vollkommen genügend erklärt. Auch dieses ist nicht der Fall. Wie kann eine Fieberlehre als genügend angesehen werden, die auf ganz unbewiesene physiologische Sätze gegründet ist? In welcher eine hypothetische Annahme auf die andere ohne Beweise folgt? Wodurch gibt sich die angenommene Wanderung des Oxygens zu erkennen? Auf gleiche Weise kann man auch einen andern, zum Bestand des Lebens nöthigen Stoff wandern lassen. Wie kann ein solcher Uebergang des Oxygens aus einem Organ in das andere so mannichfaltige Affectionen in so verschiedene Organe und den schnellen Wechsel dieser Leiden bewirken? Dieses lässt sich doch wirklich nicht durch den Machtspruch: es findet eine verschiedene Potenzirung Statt, erklären. Nichts erklärende Worte sind es, durch welche der Verf. die Frage zu lösen sucht: woher es kommt, dass das Oxygen ein Organ verlässet und in das andere übergeht. Die oben angegebene Erklärung, wie die China in dem Fieber wirkt, sagt doch wirklich nicht mehr, als: sie heilt das Fieber, weil sie die normale Mischung der Materie herbeyführt; dieses war aber schon längst bekannt, ehe Herr A. seine Fieberlehre herausgegeben hat. Soll aber eine chemiatrische Ansicht mehr leisten, als unsere zeitherigen Theorien, so muss sie genau angeben und beweisen, worin die krankhafte Mischung besteht, welche Bestandtheile die China an die Masse des Organismus absetzt. — Entspricht auch Herrn A. Fiebertheorie allen diesen Forderungen nicht, so hat sie wohl einen wichtigen Einfluss auf die Vervollkommnung der Diagnose, Prognose und Therapie der Fieber? Nichts weniger als dieses; so weit man nämlich nach der allgemeinen Fieberlehre und der speciellen Abhandlung über die splanchnischen Fieber schliessen kann. Der weitläufigen theoretischen Erörterungen ungeachtet kommt Hr. A. doch weder in der Diagnose, noch in der Prognose und Therapie der Fieber weiter, als die bessern Aerzte der letzten Decennien, die einer einseitigen Erregungstheorie nicht huldigten. Und wie ist es auch möglich, dass uns hierin eine chemiatrische Ansicht der Natur vollkommen entsprechende Aufschlüsse geben kann, da die Erforschung des thierisch-chemischen Processes mit so vielen Schwierigkeiten verbunden ist, da er uns im gesunden so wie im kranken Zustande noch so verborgen ist, da uns in Hinsicht der meisten Arzneymittel noch gänzlich unbekannt ist, welcher Grundstoff von ihnen in die Mischung des Organismus übergeht. — Eine Theorie, die auf so viele noch ganz unbewiesene Voraussetzungen gegründet ist, kann keine Reform in der Heilkunde herbeyführen; ist nicht geeignet, um eine neue glückliche Epoche für die Heilkunde zu eröffnen.

Hat denn also diese Fieberlehre gar nichts Verdienstliches? O ja, sie hat das grosse Verdienst, dass in ihr ein Mann von anerkanntem Talente öffentlich zu der ältern guten Weise der Beurtheilung der Krisen und der Fieberbehandlung sich bekennt. Sie hat noch ein anderes Verdienst, welches bleibend seyn wird, wenn des Verf. Lehren über die Wirkungen und die Wanderungen des Sauerstoffgases längst als irrig allgemein anerkannt seyn werden. Treflich und der Natur ganz treu hat nämlich Hr. A. die Wahrheit ausgesprochen und benutzt: ein jedes Fieber geht von einem bestimmten Organe aus, und bey der Heilmethode für dasselbe muss man vorzüglich auf dieses primär afficirte Organ achten. Möchten doch Aerzte von Talenten auf die Bearbeitung dieser Lehre ihren Scharfsinn und ihre Musse verwenden, wir würden durch eine Bearbeitung der Fieberlehre von dieser Seite her weiter kommen, als durch die Aufführung prächtiger, aber schwankender Gebäude, die auf den Wechsel der Stoffe in der Masse des Organismus gegründet sind.

NEUE

LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

123. Stück, den 12. October 1810.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Beschluss

der Recension über *die Vaterländischen Blätter für den österreichischen Kaiserstaat.*

Verbesserungen bey dem Hüttenwesen auf den Fürstlich - Salmischen Herrschaften Raitz, Stepanow und Laznow in Mähren. Die Verbesserungen sind sehr wichtig. *An das pomologische Publicum, die Ausrottung der Ringelraupen betreffend.* Von *Johann Sedlaczek,* k. k. Gubernialrath u. mährisch-schlesischem Staatsgüteradministrator. Das wichtige, äusserst einfache, vom Herrn Sedlaczek empfohlne Mittel der Ausrottung der schädlichen Ringelraupen besteht in Folgendem: „Zur Zeit des Sonnenaufgangs oder Nachmittags gegen 6 Uhr besehe man, und zwar Morgens gegen die Seite des Aufgangs und Nachmittags gegen die Seite des Untergangs zu, die Bäume aufmerksam von oben bis unten, um die hier und da zerstreuten Raupensitze auszuspähen. Sie sind leicht kennbar, weil die Raupen um diese Zeit gewöhnlich die äussern Zweige des Baumes schon verlassen haben und in Mittelgegenden desselben, besonders an den Ausästungen, in Haufen von etlichen Hunderten zusammengekrochen sind. Hat man nun ein solches Raupenlager entdeckt, so nehme man eine, an einem nach Erforderniss langen, leicht zu handhabenden Stocke quer angebundene Feder, tauche den obern Theil der Fahne in Hanf-, Lein- oder Baumöl, und überfahre damit, ohne den Baum viel zu bewegen, das ganze Raupenlager. In weniger als einer Viertelstunde sind alle Raupen todt, und in zwey Tagen fallen sie ausgetrocknet und abgedorrt von den Bäumen." *Summarium aller vom Jahre 1801 bis zu und mit dem Jahre 1807 in dem nunmehrigen Galizien mit der Schutzpocke geimpften Kinder.* Von *Neuhauser,* k. k. Gubernialrath und Landes-Protomedicus. In dem nunmehrigen Galizien wurden in dem angegebenen Zeitraume 259688 Kinder vaccinirt, und in den abgetretenen Kreisen 137575.

No. VII. *Chronik der Bildungsanstalten in den deutschen, böhmischen und galizischen Provinzen des österreichischen Kaiserstaates.* Januar 1810. Ein Nachtrag, der von der neuen Vorschrift der Prüfungen im medicinisch-chirurgischen Fache handelt, steht in der folgenden Nummer. *Neuester Plan der Schlacht bey Deutsch-Wagram* (den 5ten und 6sten July 1809). Dieser neueste Plan, der im laufenden Jahre in drey Blättern in Wien erschienen ist und sechs Gulden kostet, wird für ein vollendetes Meisterwerk in der Schlachtenzeichnung erklärt. Der Verfasser dieses Plans, der die Riesenkämpfe beyder Armeen wahr und deutlich schildert, wird aufgefordert, auch die Plane der Schlachten von Regensburg, Sacile, Aspern, Raab u. Znaym zu liefern. *Anfrage über den Gebrauch der Wurzel von Crambe tataria in Ungarn.* Von *S—r.* Der Anfrager scheint nicht den Aufsatz über die Crambe tataria in Dr. Lübeck's patriotischem Wochenblatt für Ungarn auf das Jahr 1804 zu kennen. Recens. versichert den Verf. der Anfrage, dass die Crambe tataria bey Debreczin wild wächst und dass ihre süss schmeckenden Wurzeln gekocht gegessen werden und nahrhaft sind, aber ihr Gebrauch in Ungarn bisher sehr beschränkt ist.

No. VIII. enthält den erwähnten Nachtrag zur Chronik der Bildungsanstalten und den Beschluss des Aufsatzes über den Zugo bey Klein-Saros.

No. IX. *Patriotische Phantasien eines Slaven* (Recensent schreibt mit Schlözer Slawen). Von *K.* Sehr anziehend. Die Phantasien des patriotischen Verfs. verbreiten sich über den slawischen Volksstamm, die slawische Sprache, die slawischen Volkszweige, den Berührungspunct der slawischen Hauptäste, die Geschichte der slawischen Kirchensprache, die Literatur der neuern slawischen Sprache in

Pannonien, die Literatur der katholischen Sloveno-Serben, der griechischen Sloveno-Serben, der Russen, Böhmen, Pohlen und Lausitzer Wenden, und schliessen mit Betrachtungen und einem Wunsche. Der zahlreiche slawische Volksstamm theilt sich der Sprache nach in zwey Hauptäste, den südöstlichen und nordwestlichen. Zu dem erstern gehören (S. 87) die Russen mit 25—30 Millionen Seelen; die Sloveno-Serben im Süden der Donau, Save und Kulp bis an den Hämus, sammt ihren Kolonien in Südungarn und Slavonien, mit etwa 5 bis 6 Millionen; die Slovenen in Innerösterreich, Provincial-Croatien und um den Plattensee in Westungarn mit etwa 1½ Millionen. Zu dem andern Hauptstamm gehören die Polen mit 10—12 Millionen, die Böhmen und Mähren sammt den Slovaken in Nordungarn mit etwa 5—6 Millionen, die Lausitzer Wenden, die sich auch Serben nennen, mit etwa einer Million (?). Der Verf. wünscht mit Recht eine Lehrkanzel für die altslawische Sprache an der Wiener Universität. Folgende Behauptung des Verfassers S. 87 kann der unparteyische Recensent nicht unterschreiben, dass die slawische Sprache „einerseits bey ihrer artikellosen Declination und pronomlosen Conjugation, ganz für die altgriechische Versmasse geschaffen scheint, andererseits aber, da sie mehr Vocalendigungen hat, als irgend eine der europäischen Ursprachen (die deutsche hat ja jetzt nur die auf e!) einst *allein unter allen Europäerinnen* es mit dem schönen italienischen Mischlinge, an Singbarkeit für die Oper, aufnehmen wird.“ Rec. bestreitet nicht die vom Vf. gerühmten Vorzüge der slawischen Sprache, kann sie aber nicht von ihr *allein* unter den europäischen Sprachen gelten lassen. Die magyarische oder ungarische, sonore und wohlklingende Sprache kann es wegen ihres Reichthums an Vocalen bereits jetzt mit der italienischen Sprache an Singbarkeit aufnehmen (Vocalendungen hat sie wo nicht mehr, doch nicht weniger als die slawische Sprache), und ist ganz für das griechische Metrum geeignet, da sie nicht nur eine artikellose Declination und pronomlose Conjugation, sondern auch festbestimmte Quantitäten der Sylben hat. Zwar ist die ungarische Sprache keine europäische *Ursprache*, aber doch schon lange in Europa einheimisch, und die deutsche (und wahrscheinlich auch die slawische) ist ja ohne Zweifel auch einst aus Asien eingewandert!

Lipótz, mit seinen Mineralquellen, Ansichten und Umgebungen (eine der merkwürdigsten, aber unbekanntesten Gegenden von Ober-Ungarn). Von *Sennowitz*. Ein interessanter Aufsatz, aus welchem wir folgende Notizen ausheben: Lipótz, ein Dorf im Scharoscher Comitat, ist durch seine reichen Mineralquellen, und besonders durch seine in naturhistorischer und ästhetischer Rücksicht merkwürdige Gegend interessant. Lipótz hat vier Quellen, die Sauerwasser liefern. Sie sind beschrieben in der Abhandlung: Scrutinium aquarum mineralium in Possessionibus Sindlér et Lipótz, Inclyto Comitatui Sárossiensi ingremiatis, existentium, per Stephanum Jósa, Inclyti Comitatus de Zabolcs Physicum, Cassoviae 1799. 8. 43 S. Bey Lipótz sprudeln auch aus der Erde hier und da Quellen hervor, die eine mephitische, nach Schwefel riechende, Luft aushauchen, und ehe sie aus der Oeffnung hervorkommen, unter der Erde mit einem hohlen und dumpfen Gemurmel eine Strecke fortlaufen. Die auf den Zweigen des sie umgebenden Gebüsches sitzenden Vögel fallen bey trübem Wetter nicht selten todt zur Erde nieder. Von dem Gipfel des Berges, auf welchem die Ruinen des alten Lipótzer Schlosses stehen, hat man in die Ferne eine der schönsten und reizendsten Aussichten. In den Gipfeln der Berge um Lipótz gibt es Höhlen, die mehrere Mündungen haben, in welchen man Knochen und Zähne von unbekannten Thieren findet. Von den Wänden der Höhlen tropft eine milchartige Feuchtigkeit herunter, die sich allmählig zu Stalactit verhärtet. In den Bächen bey Lipótz findet man eine Menge Holzversteinerungen, incrustirte Gewächse und Krebse, die mit einer harten Steinrinde ganz überzogen sind. Was aber diese Gegend vorzüglich auszeichnet, ist die reine und gesunde Luft, welche hier zu jeder Jahreszeit Menschen und Thiere einathmen. Ihr hohes Alter verdanken die hiesigen Einwohner wahrscheinlich ihrem Klima und dem sauren Wasser. Auch bleibt Lipótz von der Viehseuche verschont. Zu bedauern ist es, dass für die Bequemlichkeit der Brunnentrinker und der Badegäste nicht besser gesorgt ist. *Beyträge zu einer Gallerie österreichischsr Helden aus den Ereignissen des letzten Krieges.* Erster Beytrag. Von *N.* Bezieht sich auf den Helden Freyherrn von O-Brien, Obristlieutenant des Infanterie-Regiments Kerpen.

No. X. *Notizen über das Zipser Comitat in Ungarn.* Von Gregor *von Berzeviczy.* Fortgesetzt in den folgenden Nummern und beendigt No. XIII. Diese reichhaltigen Notizen sind theils topographish, theils statistisch. Recens. theilt folgende mit und wird einige Berichtigungen beyfügen. Den Flächeninhalt von Zipsen nimmt der Verf. auf 60 Quadratmeilen, die Population auf 136000 Seelen an, so dass auf eine Quadratmeile 2266 Seelen kommen und mithin Zipsen mit seinem bergichten unfruchtbaren Boden und kaltem Klima stark bevölkert ist. Das Klima in Zipsen ist rauh, aber gesund; die Luft kalt, aber rein; das Wasser sehr gut u. überflüssig; Winde häufig und so heftig, dass sie Gebäude und Waldungen niederreissen; verheerende Wolkenbrüche gibt es in den Alpen. Die angenehmste und dauerhafteste gute Witterung hat Zip-

sen gewöhnlich am Ende des Sommers und im Herbste. In den Schluchten der Karpathen ist immerwährender Schnee und Eis, und dort schneyt es auch in den Sommermonaten. In der Gegend vom Zipser Schloss, von Iglo und Leutschau ist es viel wärmer als in der Gegend von Käsmark, obgleich die Entfernung in gerader Linie sehr gering ist; auch sind jene Gegenden viel fruchtbarer. An vielen Oertern im Gebirge wird die Frucht bloss wegen des Strohs und Viehfutters angebaut, da an Körnern gar kein Gewinn ist, die Frucht gar nicht reif, auch nicht selten im October mit Schnee bedeckt wird. In der Bergstadt Schmölnitz ist das k. k. Berg-Inspectorat und Berggericht, mit einem zahlreichen Personale, und die Kupfermünze, die in den letzten Zeiten manches Jahr sechs Millionen Reichsthaler ausgemünzt hat. Der neu erbaute Kammerhof in Schmölnitz ist ein grosses ansehnliches Gebäude. In der Schmölnitzer Hauptkirche ist das schöne Altarblatt von Füger. Die Schmölnitzer Schmelzhütten, Hammerwerke, Stollen, Wasserwerke, Magazine, Cementgebäude und verschiedene andere Werke dehnen sich weit aus. In den Zeiten der Religionsverfolgung haben die Zipser Deutschen sich in die Bergstädte und Bergflecken zusammengedrängt, und die von ihnen verlassenen Dörfer wurden durch Slawen und Russnjaken bevölkert. Der Bergbau in Zipsen ist jetzt sehr erschwert und nimmt sehr ab. Die vorzüglichsten Ursachen hiervon sind: das Missverhältniss zwischen dem Aerarial-Einlösungs-Preis, dem Marktpreis und dem Ausmünzungspreis, der Mangel und die grosse Theurung des Holzes und der Kohlen, die Theurung des Schiesspulvers, welches als Regale in einem sehr erhöhten Preis vom königlichen Aerarium verkauft wird, die Theurung und der Mangel der Kerzen. In Käsmark werden jährlich gegen 10000 Fass Wein und eine Million Ellen Leinwand verhandelt. Das Poprader Thal ist schön, von mannigfaltiger Abwechslung, und so, wie überhaupt ganz Zipsen, gut und fleissig angebaut. Der obere Theil desselben ist der kälteste in ganz Zipsen, weil er am meisten den kalten Nordwinden ausgesetzt ist. Die karpatischen Alpen haben hier ihre grösste Höhe. Die grösste Spitze derselben ist die Grosslomnitzer Spitze, die nach den Messungen von Townson, da Camera und Gimbernat 1400 Toisen hoch ist. An der Poprad, sowohl in Städten als in Dörfern wohnen meistens Deutsche; an dem Dunajetz Polen, aber auch an diesem Fluss wohnten vorher Deutsche, die in den Zeiten der Religionsverfolgungen verdrängt und durch Polen ersetzt worden sind. Diese polnischen Einwohner der Grafschaft Zips sind ein rohes, unwissendes, meistens elendes Volk. Die Deutschen machen in der Zipser Gespannschaft die kleinere Hälfte aus, Slawen und Russnjaken die grössere Hälfte. Ungarisch wird in Zipsen (einige vom Adel und Handelsleute ausgenommen) gar nicht gesprochen. Bauern mit Bauerschafts-Sessionen sind in der Zips 7869, Bauern-Häusler aber 14412, zusammen 22281. Die Zipser Bauern werden gelinder und humaner behandelt als in vielen andern Gespannschaften. Die Zipser sind unternehmende, fleissige, thätige, gute Menschen, besonders der deutsche Theil derselben. Ihre Hauptbeschäftigungen sind: die Landwirthschaft mit allen ihren Zweigen, Handwerke, der Bergbau, Handel. Die Zipser Waldungen nehmen von Jahr zu Jahr immer mehr ab und die Holzpreise steigen in drohender Progression. Torf gibt es viel in Zipsen, er wird aber noch zu wenig benutzt. Die römisch-katholische Klerisey, die Pfarrherren und Plebanen sind in Zipsen reich und mächtig. Es gibt mehrere Pfarreyen in Zipsen, deren jährliche Revenüen man jetzt auf 20000 fl. annehmen kann. Wissenschaften und Künste werden in der Zips nicht nur nicht vernachlässigt, sondern diese Gespannschaft zeichnet sich auch hierin vortheilhaft aus. Vorzüglich verbreiten die Schulen in Käsmark, Leutschau, Pudlein und Iglo nützliche Kenntnisse. Auch in Dörfern gibt es gute Lehranstalten. In den schönen Künsten ist viel Geschmack für Musik da, und es gibt Dilettanten, die es hierin weit gebracht haben. In der Malerey zeichnen sich einige Leutschauer vorzüglich aus. Die Zipser sind gesellschaftlich, hospital, herzlich, im Umgange ungezwungen. Die Preise aller Gegenstände sind auch in der Zips fürchterlich gestiegen. Bäder und mineralische Quellen sind in Zipsen im Ueberfluss. Die vorzüglichsten sind zu Lublau (Sauerbrunn und Bad), Rauschenbach (Kalkbad von lauwarmen Quellen), Smerzsonka (eine starke Schwefelquelle), Schlagendorf (Sauerbrunn und Bad), Rokusz, Ganotz (Kalkbad) u. s. w. — Nun einige Berichtigungen zu diesem Aufsatz. Die Charte des Zipser Comitats von Marko ist zur Bestimmung der Grösse des Zipser Comitats nicht so brauchbar als die Generalcharte Ungarns von Lipszky. Nach der letzten lässt sich der Flächeninhalt der Zips richtiger angeben als Hr. von Berzeviczy nach der Markoschen Specialcharte that. Schwedler, Wagendriessel, Einsiedel, Krompach u. s. w. (S. 101) sind nicht Bergstädte, sondern nur Bergflecken. Auf Kobalt wird in der Zips nicht gebaut (wie der Verf. S. 102 sagt), sondern nur in der benachbarten Gömörer Gespannschaft zu Dopschau. Laut der alten Zipser Documente gehören Pudlein, Gniesen und Lublau nicht zu den 24 königlichen Zipser Städten, wie der Verf. S. 110 behauptet. Die Volksmenge der Zipser Städte gibt der Verf. nur in runden Zahlen beyläufig an: in dem geographisch-statistischen Wörterbuch des österreichischen Kaiserstaats von Rumi (Wien bey Anton Doll 1809) hätte er specielle Angaben nach Conscriptionen gefunden. In den Abdruck dieses interessanten Aufsatzes haben sich leider viele be-

deutende Druckfehler in den Eigennamen eingeschlichen, z. B. S. 99 Hmiletz statt Hniletz, S. 201 Marjachischen statt Marjaschischen, S. 110 Grizen statt Gniesen, Gudlein statt Pudlein u. s. w.

Berichtigung einer Stelle in Hrn. Schultes Reisen durch Oberösterreich. Die k. k. Hofbibliothek in Wien betreffend. Von *Stingel*, k. k. Hofrath u. erstem Custos an der Hofbibliothek. *Chronik der Bildungsanstalten in den deutschen, böhmischen und galizischen Provinzen des österreichischen Kaiserstaates.* Februar 1810.

No. XI. *Chronik der Bildungsanstalten* u. s. w. März 1810. *Anstalt zur Bildung junger Tonkünstler* in Wien. *Nekrolog.* Joseph Franz Ratschky, geboren zu Wien den 24. August 1757, gestorben daselbst den 31. May 1810. Von G. L.

No. XII. *Beyträge zur Kenntniss des gegenwärtigen Zustandes der Tonkunst in Wien.* Erster Beytrag. Ueber Herrn Joseph Weigl's neuestes Oratorium, das Leiden Jesu. Von *Mosel.* Der Beschluss steht in der folgenden Nummer. Sehr belehrend. *Chronik der Bildungsanstalten* u. s. w. April 1810.

No. XIII. *Vorschläge zur Erleichterung und Erweiterung der inländischen Schifffahrt und des Handels in dem Erbkaiserthum Oesterreich.* Inhaltsanzeige des trefflichen Werks vom Hofcommissionsrath Joseph von Schemerl, welches unter diesem Titel bey Geistinger in Wien erschienen ist (200 Seiten und 4 Kupfer, Preis 3 fl.). Der Beschluss steht in der folgenden Nummer. Von *Prechtl. Leopold Trattinik.* Aus einem Briefe an den Redacteur der vaterländischen Blätter. Biographische und literarische Notizen von diesem verdienten Botaniker.

No. XIV. *Die Eisenbergwerke zwischen Lölling und Mosinz in Oesterreichisch-Kärnthen.* Fragment aus einem noch ungedruckten Werke: Schilderung schöner und merkwürdiger Gegenden Kärnthens. Von *Enä.* Der Beschluss des lesenswerthen Fragments steht in der folgenden Nummer. Die Eisenbergwerke zwischen Lölling und Mosinz liefern acht Schmelzöfen den Stoff und ihr Reichthum macht einen beträchtlichen Theil der im Lande verbreiteten Wohlhabenheit aus. *Der Jarcsina-Canal in Syrmien.* Dieser Canal ist ein altes Denkmal römischer Grösse. *Nekrolog für das Jahr* 1810. Moriz Gomez de Parientos, k. k. Feldmarschall-Lieutenant, geboren am 26. Dec. 1744 zu Nieuport in den Niederlanden, gestorben zu Ofen am 23. Januar 1810.

No. XV. *Joseph Graf O'Donel*, k. k. wirklicher geheimer Rath, Grosskreuz des St. Stephan-Ordens, und Präsident der Hofkammer, Ministerial-Banko-Deputation, Finanz- und Commerz-Hofstelle, gestorben am 4. May 1810 in der Nacht vom Schlagflusse getroffen. Der anziehende Nekrolog dieses vortrefflichen Ministers ist von Collin verfasst. *Chronik der Bildungsanstalten* u. s. w. May 1810.

No. XVI. *Briefwechsel zwischen Sr. Majestät, dem Kaiser der Franzosen, König von Italien, und Sr. kaiserl. Hoheit, dem Erzherzog Karl von Oesterreich.* Aus echter Quelle. Im Original mit deutscher Uebersetzung. Es ist bekannt, dass die ausländischen Blätter diese denkwürdige Correspondenz theils verstümmelt, theils mit ganz untergeschobenen Briefen bereichert, geliefert haben. *Versuche über Manna-Erzeugung in Ungarn und Kroatien.* Von Dr. Benjamin Scholz. Diese Versuche machte der Marquis Brigido, der aus Calabrien nach Kroatien kam und sich in Agram ansässig machte. Die grossen Eschenwälder Kroatiens erinnerten ihn natürlich an jene Calabriens und brachten ihn auf den Gedanken, dass sich diese Bäume in Kroatien vielleicht eben so gut als in Calabrien zur Mannagewinnung verwenden liessen. Er machte Versuche nach der Methode, die er auf dem Berge Gargano gelernt hatte. Diese wurden mit einem glücklichen Erfolge gekrönt, er gewann Manna, die der Physikus des Agramer Comitates nach angestellten Versuchen für sehr vorzüglich erklärte. Er bekam nun von dem Comitate den Auftrag, diese Versuche zu wiederholen. Diess that er mit einem erwünschten Erfolge. Von diesen glücklichen Versuchen und von der königl. Statthalterey in Ofen aufgemuntert, trachtete der Marquis nun die Manna in grösserer Menge zu gewinnen. Er begab sich deswegen in die Eisenburger Gespannschaft in Ungarn, wo er von dem Grafen Cziraky den Wald Kenyér pachtete, und hier gelang es ihm, Manna in grösserer Quantität zu erzeugen, welche mit der vorigen von gleicher Güte war. *Kunstnachrichten aus Wien.* Von E—r. (Ellmaurer). Diese Kunstnachrichten beziehen sich auf vier Ansichten der berühmten Simplonstrasse von dem berühmten Landschaftsmaler Rahn aus Zürich, der sich gegenwärtig in Wien aufhält. *Literaturgeschichte der Zeitungen und Zeitschriften Ungarns.* Von Karl Georg *Rumi*, Doctor der Philosophie. Fortgesetzt und beendigt in den folgenden zwey Nummern. Der ausführliche Aufsatz verbreitet sich über alle Zeitungen und Zeitschriften Ungarns in der ungarischen, lateinischen, deutschen und slawischen Sprache und nimmt auch auf Siebenbürgen Rücksicht. Ungarn hat gegenwärtig keine eigene wissenschaftliche Zeitschrift in deutscher Sprache, allein eine solche ist und bleibt für Ungarn ein wahres Bedürfniss. *Nekrolog für das Jahr* 1810. 1. *Joseph Karl Eder*, der Philosophie und freyen Künste Doctor, Director der Normalschulen in Hermannstadt, der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen und der mineralogischen Societät zu Jena Mitglied, geboren zu Kronstadt am 20. Januar 1760, gestorben

zu Hermannstadt am 11. Februar 1810. Er war ein kritischer Geschichtsforscher Siebenbürgens. 2. *Joseph Schmidt*, der Rechte Doctor und Landesadvokat, geboren zu Pilsen am 25. Julius 1763, gestorben in Prag den 18. Februar 1810. Er war ein glücklicher Dichter.

No. XVII. *Die Blumau.* Eine Beschreibung dieses trefflich cultivirten Landstriches, welcher zur Herrschaft Schönau im Viertel unter dem Wiener Walde gehört und ungefähr eine Stunde Weges weit von dem berühmten Garten des Freyherrn Peter von Braun, Eigenthümers jener Herrschaft, entfernt ist. Die Blumau, die ehemals eine Steppe war, ist unter der Leitung des rastlosen Oekonomen, des Wirthschaftsraths Wittmann, in eine lombardische Wiesenflur verwandelt worden.

No. XVIII. *Bemerkungen auf einer Reise durch einige Gegenden von Oesterreich unter und ob der Ens.* Wir theilen einige dieser interessanten Bemerkungen mit. Der Weg von Annaberg bis Tirnitz gleicht einem englischen Garten. In vielfältigen Krümmungen scheint er sich mehrmals in Gebüsche zu verlieren. Zu beyden Seiten stehen Berge, die Terrassen gleichen. Bey Tirnitz ist eine Glasfabrik. Ihre, für den Bezug der Materialien und den Verschleiss so günstige Lage an der Strasse, und die nicht sehr grosse Entfernung von der Hauptstadt bieten ihr vor den meisten Fabriken dieser Art wesentliche Vortheile dar. Der Markt Lilienfeld hat eine Gewehrfabrik, wo Gewehre mit allen ihren Bestandtheilen und Bajonette verfertigt werden. Die Fabrik hat contractmässig 24000 Gewehre des Jahrs zu liefern. In Fürth und St. Egyd sind Waffenfabriken des Herrn Fischer. Das Materiale an Eisen, welches in beyden verarbeitet wird, beläuft sich jährlich auf 6000 Centner. Die Herrschaft Hohenberg hat 15 bis 16000 Joch Waldungen, in welchen Hochwild, worunter Dammhirsche, Luchse, Wölfe, zuweilen auch Bären geschossen werden. In der Gegend von Lilienfeld sind Marmorbrüche, wo schwarze, rothe und gesprengelte Gattungen gewonnen werden. In dem schönen grossen Marktflecken Wilhelmsburg ist eine Gewehrfabrik des Herrn Dojak, auf welcher die Woche 200, des Jahrs beyläufig 10000 Stücke Büchsenbrände zu Gewehrschäften verarbeitet werden. In St. Pölten befindet sich eine Steingutgeschirrfabrik, welche sich durch hübsche Formen und gute Farben ihrer Geschirre auszeichnet, eine Cottonfabrik, in der auf 84 Druckertischen jährlich bey 52000 Stück meistens grober Cottone für die gemeinere Volksclasse gedruckt werden und die 606 Menschen beschäftigt, zwey Papiermühlen, deren eine des Jahrs 600 Ballen erzeugt. *Ausflug über Leutschau nach Lipótz im Jahr 1807.* Von J. S. F. (Johann Samuel Fuchs.) Schätzbare topographische Nachrichten, aus welchen wir folgendes ausheben. Der Badeort Baldotz liegt am Fusse eines Berges, der fruchtbares Ackerland hat, und oben mit einem schönen Walde begränzt ist. Der Baldotzer Säuerling, welcher stark nach Schwefel riecht und schmeckt, ist ungefähr 200 Schritte vom Bade entfernt, und weder die Natur noch die Kunst hat etwas gethan, um zum Verweilen bey ihm einzuladen. Der Badeort Schiwa Brada liegt eine Viertelstunde von Baldotz entfernt und gehört dem Zipser Domkapitel. Er liegt am Fusse eines kleinen sehr merkwürdigen Hügels, auf dem eine kleine in einem guten Styl gebaute Kapelle steht. Dieser Hügel besteht ganz aus Tufstein, der nach und nach aus dem Wasser, das an vielen Stellen, selbst auf dem Gipfel, hervorquillt, niedergeschlagen wurde. Einige Quellen toben und poltern gewaltig. Diese Quellen verändern ihre Stellen sehr oft und riechen stark nach faulen Eyern. Aus der ergiebigsten und polterndsten Quelle wird das Wasser ins Bad geleitet. Die hölzernen Rinnen, in welchen es fliessen sollte, liegen schon jetzt einen Schuh tief unter der Kalkkruste. Auch einige Säuerlinge gibt es hier, die aber keinen angenehmen Geschmack haben. Zuweilen ist das unterirdische Toben und Brausen dem Rollen eines entfernten Donners ähnlich, und man sagt, dass hier schon einmal eine Kapelle versunken sey. Das Zipser Kapitel empfiehlt sich dem Auge bloss durch seine alte, von gehauenen, röthlich grauen Steinen erbaute Kirche. Gleich unter dem Kapitel liegt Kirchdrauf (ungarisch Váralya), eine von Slawen und Deutschen bewohnte Sechzehnstadt. Ein gewisser Luxus, der sich freylich oft auf eine sehr geschmacklose Weise äussert, aber doch zugleich auf gefühlte oder eingebildete Wohlhabenheit schliessen lässt, kann selbst dem flüchtigsten Beobachter in Kirchdrauf nicht entgehen. Das in seinen Ruinen noch ansehnliche Zipser Schloss ist mit stolzer Kühnheit auf perpendiculären Kalkfelsen gebaut, hat einen grossen Umfang und fordert durch sein imposantes Ansehen Ehrfurcht. In den Kalkfelsen gibt es verschiedene Höhlen, von welchen sich eine durch ihren fürchterlich-schönen Anblick besonders empfiehlt. Ein eiskalter Wind weht aus ihr beständig und im Innern hat die Höhle den Sommer über Eis, im Winter Wasser. Sie soll sich über eine Stunde weit erstrecken. Zu Lipótz sind die Anstalten für Badegäste bis jetzt höchst elend. Den schönsten Theil der Lipótzer Umgebungen machen die nahe gelegenen Kalk- und Marmorgebirge, mit dem sehr engen, an manchen Orten nur drey Schuh breiten Thal, das sie bilden. Die Kalk- und Marmorfelsen, die bald einzeln, bald gruppenweise, mancherley Figuren darstellend, sich viele Klaftern hoch in die Höhe erheben, gewähren beynahe bey jedem Schritte eine andere, aber immer angenehme Ansicht.

No. XIX. *Statue Kaiser Josephs II. im k. k. botanischen Garten zu Schönbrunn.* Von J. Mosel. Diese Statue war das Modell der kolossalen Statue Josephs II., die jetzt auf dem Josephsplatz aufgestellt ist. Sie misst 12 Schuhe in der Höhe und der unterste Sockel nimmt einen Flächenraum von 174 Quadrat-Schuhen ein. Die Figur des Kaisers hat halbe Menschengrösse. Sie war vorhin in dem kaiserl. Garten zu Laxenburg aufgestellt, wurde aber am 19ten Junius 1810 unter der Leitung ihres Bildners, des k. k. Hofstatuarius und Directors der Akademie der bildenden Künste von Zauner im botanischen Garten zu Schönbrunn errichtet. *Baumwoll-Erzeugung in den k. k. Militär-Gränzen.* Die Versuche, die seit dem Jahre 1807 in der banatischen Militär-Gränze mit der Baumwoll-Erzeugung unternommen wurden, liefern, ungeachtet des noch nachtheiligen Einwirkens mehrerer Umstände, bereits Resultate, die zu den besten Erwartungen berechtigen. Vorzügliche Aufmerksamkeit erregte die Baumwolle, welche der im Banat commandirende General-Feldmarschall-Lieutenant von Duka von der Aernte des Jahres 1808 einsandte. Der Hofkriegsrath ertheilte demselben den Auftrag, sich um eine hinreichende Menge möglichst guten Saamens, und auch um erfahrne Arbeiter zu bewerben. Die Versuche sollen in den Ebenen der banatischen Gränze, dann in dem das Klima mit denselben theilenden Peterwardeiner Regimente und dem Tschaikisten-Bataillon in der Slavonischen Gränze auf grösseren Strecken angestellt werden. *Nekrolog für das Jahr 1810.* Joseph von Kis-Viczay, Doctor der Medicin, ordentlicher Physicus der königl. Freystadt Kaschau und der Torner Gespannschaft, praktischer Arzt und Inspector der evangelischen ungarischen Gemeinde, geboren den 23sten März 1746, gestorben am 5ten April 1810. Der Verfasser des schönen Nekrologs hätte auch des grossen schönen Gartens des Seligen, welchen er dem Publicum geöffnet hatte, und seiner ansehnlichen numismatischen und Konchylien-Sammlung erwähnen sollen.

No XX. *Bemerkungen auf einer Reise durch einige Gegenden von Oesterreich unter und ob der Ens.* Fortsetzung zu No. XVIII. Wir heben folgende Notizen aus. Die Spiegelfabrik zu Viehhofen ist erst seit dem Jahre 1806 in wirklichem Betriebe. Die Cattunfabrik zu Fridau ist schon im Jahre 1765 errichtet worden. Es werden in derselben gegen 30,000 Stücke verarbeitet, welche meistens, bereits gewebt, aus Böhmen, auch aus der Gegend von Zwettel und Waidhofen bezogen werden. Nur etwa 8000 Stücke werden von einzelnen Webern für Rechnung der Fabrik aus Gespinnsten erzeugt. Haltbarkeit und Güte der Farben sind die vorzüglichen Eigenschaften der hier gelieferten Fabrikswaaren. *Bähringers Versuche zur Erzeugung des Ahornzuckers.* Karl Bähringer, fürstl. Karl Auersbergischer Waldmeister zu Libau in Böhmen hat sich ein vorzügliches Verdienst um die Erzeugung des Ahornzuckers erworben. Seit mehr als drey Jahren hat er seine Versuche angefangen, fortgesetzt, und zu einem sehr erfreulichen Resultate geführt. Fürst Auersberg weiss den Gegenstand gehörig zu würdigen und hat so eben auf seine Kosten eine Zuckersiederey angelegt, die auf 30,000 Gulden zu stehen kommt; überdiess ist auf seinen Gütern eine Plantage von Ahornbäumen angelegt worden, die über eine Million Bäume dieser Art verspricht.

No. XXI. *Bemerkungen auf einer Reise durch einige Gegenden in Oesterreich unter und ob der Ens.* Fortsetzung. Enthält Beyträge zur Geschichte der Erzeugung, der Fabrication und des Verschleisses des Eisens in den österreichischen Staaten. *Eintheilung des Königreichs Böhmen in kirchlicher Hinsicht, dann Stand des Secular- und Regular-Clerus desselben.* Von Bisinger. Ein schätzbarer Beytrag zur kirchlichen Statistik.

No. XXII. *Statistische Skizze der siebenbürgischen Militär-Gränze.* Von B — i, (Benigni). Fortgesetzt in der folgenden Nummer. Ein gründlich verfasster, sehr schätzbarer statistischer Beytrag zur Kenntniss der österreichischen Militärgränze, für welchen der Verfasser, dem die echtesten Quellen zu Gebote standen, den wärmsten Dank verdient. Der Verf. handelt von der geographischen Ausdehnung, von dem Boden, Gewässern, Gebirgen, Klima, Volksmenge, Wohnplätzen, von der Verschiedenheit der Bewohner in Hinsicht auf ihre Abstammung und ihren Nationalcharakter, von der Verschiedenheit der Bewohner nach der Religion, von dem Ackerbau, Weinbau, Garten- und Handelskräuter-Bau, Wiesen- und Futter-Bau und von der Waldcultur in der siebenbürgischen Militär-Gränze. Rec. kann nicht unterlassen, einige statistische Data über diese Terra incognita mitzutheilen. Die siebenbürgische Militär-Gränze erstreckt sich von dem eisernen Thorpass im Südwesten Siebenbürgens durch den Hunyader Comitat, Unteralbenser Comitat, Szászvároscher Stuhl, Hermannstädter Stuhl, Fogarascher District, Oberalbenser Comitat, Kronstädter District, Háromszéker Stuhl, Udvárhelyer Stuhl, Csiker Stuhl, Thordaer, Koloscher, Dobokaer Comitat und Rodnaer District, wo sie sich im Norden Siebenbürgens an der Gränze gegen die Bukowina endigt. Ausserdem gehören noch einige Orte des beynahe mitten im Lande liegenden Aranyoscher Stuhles zu dem Szekler Hussaren-Regimente. Die ganze Militär-Gränzstrecke ist in fünf Gränz-Regiments-Bezirke eingetheilt. Der Flächeninhalt der siebenbürgischen Gränze lässt sich nicht angeben, weil sie nicht, gleich den übrigen Militär-Gränzen einen zusammenhängenden, geschlossenen militärischen Bezirk bildet. Alle Angaben des Flächen-Inhalts

der siebenbürgischen Militär - Gränzen in statistischen Büchern sind daher nothwendig falsch. Der Boden ist grösstentheils rauh und bringt nicht so viel hervor, als seine Bewohner zu ihrer Ernährung brauchen. Die Gebirge, welche die ganze siebenbürgische Militär - Gränze durchziehn, gehören zu den Karpaten. Mehrere darunter sind von beträchtlicher Höhe, aber es fehlt noch zu sehr an barometrischen Messungen, um diese mit Bestimmtheit angeben zu können. Acht Hauptpässe führen aus diesen Gebirgen nach der Walachey und Moldau. Die Hauptflüsse Siebenbürgens, die Marosch und der Alt (Aluta) haben im Bezirke des ersten Székler Regiments ihren Ursprung. Das Klima ist, der Beschaffenheit des Bodens gemäss, sehr veränderlich, aber doch, im Ganzen genommen, gesund. Im Jahre 1807 bestand die Seelenzahl in 134354 Personen. Die siebenbürgischen Gränz - Regimentsbezirke begreifen in sich 14 Märkte und 280 Dörfer. Die siebenbürgischen Gränz - Regimenter sind aus den Abkömmlingen zweyer ganz von einander verschiedener Volksstämme gebildet worden, nämlich aus den Széklern und den Walachen. Die Székler, eine von den drey landständischen Nationen Siebenbürgens, gehören mit den Ungarn zu einem Völkerstamme; sie sprechen die nämliche Sprache, haben die nämlichen Sitten und Gebräuche; aber in den politischen Verhältnissen beyder Nationen zeigen sich wesentliche Verschiedenheiten, welche nur aus der Staatsgeschichte Ungarns und Siebenbürgens erklärt werden können. Der sittliche Charakter der Székler hat sich gegen ehemals sehr gebessert. Im Charakter des Széklers liegt viel Starrsinn, dennoch ist er leicht lenkbar, wenn man ihn von Seiten des Ehrgeizes fasst. Die Székler sind arbeitsam, aber sie hängen bey ihren Beschäftigungen noch zu sehr an der Weise der Väter. Als ein grösstentheils armes Volk sind sie auch an eine frugale Lebensart gewöhnt. In der Beobachtung ihrer Religionsgebräuche sind besonders die Katholiken unter ihnen sehr streng. Die natürlichen Anlagen des Széklers sind gut und bey gehöriger Bildung liefern sie treffliche Köpfe für alle Fächer: aber es fehlt bey den Széklern leider zu sehr an den gehörigen Anstalten, ihre Bildungsfähigkeiten zu benutzen. Dem Walachen hat die Natur in Rücksicht seiner Bildung nichts weniger als stiefmütterlich behandelt. Im Ganzen genommen ist die Gesichtsbildung der Walachen nichts weniger als unangenehm, und man findet unter ihnen Weiber und Mädchen von vorzüglicher Schönheit. Sie reifen schnell zur Mannbarkeit und erreichen doch ein hohes Alter. Von der moralischen Bildung der Walachen lässt sich bey weitem nicht so viel Gutes sagen, als von ihrer physischen. Die Walachen sind schlau, zurückhaltend, hinterlistig, rachsüchtig und faul. Dem Trunke ist der Walach sehr ergeben und liebt Wein und Branntwein ungemein. Mit dem Hange zum Müssiggange verbindet sich auch gewöhnlich jener zur Dieberey, besonders rauben die Walachen gern Vieh. Abergläubisch sind die Walachen im höchsten Grade. Die Nahrung der Walachen ist sehr einfach. So wie der moralische Charakter des Széklers, im Ganzen genommen, besser als jener des Walachen ist, so kann man auch mit Recht den Székler einen bessern Soldaten nennen. Die siebenbürgischen Gränzer bekennen sich zur griechischen, römisch - katholischen, reformirten und unitarischen Religion. In Hinsicht auf die Fruchtbarkeit des Bodens ist die Lage der siebenbürgischen Gränze, im Ganzen genommen, nicht die vortheilhafteste. Die Producte des Ackerbaues sind: Weitzen, Halbfrucht, Gerste, Spelt, Roggen, türkischer Weitzen, Hafer, Hirse, Haidekorn, Erbsen, Linsen, Bohnen, Kartoffeln. Das gesammte Ackerland betrug in der siebenbürgischen Gränze im Jahre 1807: 122,907$\frac{9}{16}$ Joch. Diese ertrugen nach einem funfzehnjährigen Durchschnitt vom Jahre 1803 bis 1807 jährlich 623,422$\frac{1}{2}$ Metzen Frucht. Die siebenbürgische Gränze bedarf aber jährlich zu ihrem Verbrauche 885,211 Metzen, und die Gränzer müssen sich daher den Abgang von 231,789 Metzen durch andere Erwerbszweige aus dem benachbarten Provinziale und aus der Moldau und Walachey verschaffen. Der Ackerbau ist in der siebenbürgischen Gränze bey weitem noch nicht auf jener Stufe der Vollkommenheit, welche er erreichen könnte. Weinwachs haben von den siebenbürgischen Gränz - Regimentern nur das erste Walachen - und das Székler - Hussaren - Regiment. Der Flächeninhalt der Weingärten betrug im Jahre 1807: 2231$\frac{4}{5}$ Achtel. Das Erzeugniss ist nicht sehr beträchtlich. Der Wein ist gut, wird aber von dem Gränzer nicht aufbewahrt, sondern grösstentheils bis zur nächsten Lese ausgetrunken, und nur wenig davon verkauft. Der Gartenbau ist unter allen Wirthschaftszweigen in der siebenbürgischen Gränze noch am weitesten zurück. Von der Cultur und Veredlung der Obstbäume weiss der Gränzer sehr wenig oder gar nichts, und das wenige, was er weiss, bringt er nicht in Anwendung. Die einzige Obstgattung, welche in der Gränze noch einigermassen cultivirt wird, sind die Pflaumen, aus welchen man ziemlich häufig den Pflaumen-Branntwein (Sliwowitza) bereitet. Hanf und Flachs wird in ziemlicher Quantität erzeugt, aber auf die Cultur und Zubereitung desselben verwendet der Gränzer noch viel zu wenig Mühe. Tabak wird von den Gränzern in ziemlicher Menge gebaut; aber auch grösstentheils von ihnen selbst verraucht. Mohn pflanzen die Székler, welche ihn häufig in der Küche gebrauchen, ziemlich viel; das Missverhältniss zwischen dem Futtererzeugniss in der siebenbürgischen Gränze und dem Viehstande ist ungemein gross. Die ganze Gränze erzeugt nach einem fünfjährigen Durchschnitte jährlich nur 616419

Centner Heu. Die Wiesen werden beynahe durchgehends ganz der Natur überlassen. Der Anbau der künstlichen Futterkräuter ist den Gränzern beynahe selbst dem Namen nach unbekannt. Im Ganzen genommen ist allerdings in der siebenbürgischen Gränze Holz im Ueberflusse vorhanden: allein dennoch ist in manchen Gegenden wirklicher Holzmangel, weil der grösste Theil der Waldungen in unwegsamen Gebirgen liegt, und besonders zur Benützung auf Bau- und Brennholz gar nicht, oder nur mit vielen Schwierigkeiten geeignet ist, und die nähern nutzbaren Waldungen durch sorglose unregelmässige Benützung, mitunter auch durch absichtliche Verwüstung grösstentheils zu Grunde gerichtet sind.

No. XXIII. *Wohlthätige Anstalt in Wien für austretende Zuchthaus-Sträflinge.* Diese schöne nachahmungswürdige Anstalt verdankt ihr Daseyn dem Regierungsrathe Osz in Wien. Diejenigen, die ganz ohne Hülfe aus dem Zuchthause in Wien austreten, werden mit den unentbehrlichsten Kleidern versehen und werden für die ersten Bedürfnisse wenigstens auf einige Tage, bis sie Beschäftigung und Brod finden, mit Geld unterstützt. *Classification der vorzüglicheren Städte und Marktflecken des österreichischen Kaiserstaates in Ansehung ihrer Häuserzahl und Volksmenge.* Von Bisinger. Fortgesetzt und beendigt in den folgenden zwey Nummern. Ein sehr schätzbarer Aufsatz. Hr. Bisinger hat bey diesem Aufsatz vorzüglich die Werke von Liechtenstern, Andre, Rumi, und die vaterländischen Blätter für den österreichischen Kaiserstaat benutzt. Recensent könnte noch verschiedene Angaben berichtigen, wenn hier der Platz dazu wäre.

No. XXIV. *Ueber den Traubensyrup als Ersatz des indischen Rohrzuckers und die Versuche, welche damit in den österreichischen Erbstaaten gemacht worden sind.* Fortgesetzt in der folgenden Nummer und noch nicht beendigt. Ein gründlich belehrender Aufsatz, aus welchem wir folgende Bemerkungen mittheilen. Das erste, worauf es bey der Bereitung des Traubensyrups ankommt, ist die Wahl des Mostes. Die Güte des Weines, der aus einem Moste erzeugt wird, steht nicht immer im geraden Verhältnisse mit seinem Zuckergehalte; bey der Syrupbereitung kommt es aber bloss auf den Gehalt desselben an Zucker an. Man musste also auf Mittel denken, diesen in dem Moste vorläufig zu bestimmen. Cadet de Vaux war der erste, der zu diesem Zwecke den Laugenmesser vorschlug. Doctor Ries in Ungarn bemerkt aber sehr scharfsinnig, dass die Grade des Areometers mit der Süsse des Geschmacks im Verhältnisse stehen müssen, weil auch die Auflösungen anderer Substanzen den Most schwerer machen können. Da die inländischen Weine in Ansehung der Areometergrade wenig, in Ansehung des Preises aber ausserordentlich verschieden sind, so sieht man, dass eigentlich der schlechteste Most derjenige ist, aus dem sich der wohlfeilste Syrup bereiten lässt. Es wäre zu wünschen, dass die Trauben, die man zu diesem Zwecke zu verwenden gedenkt, schon am Stocke dazu vorbereitet würden, indem man sie eine grössere Reife erlangen liesse. Der gepresste Most enthält nebst krystallisirbaren und unkrystallisirbarem Zucker noch mehrere fremdartige Bestandtheile, die ihm theils mechanisch beygemengt, theils darin aufgelöset sind. Zu den ersteren gehören die organischen Theile der Weinbeeren, Extractiv-Theile u. s. w. Diese werden sowohl durch freywilliges Absetzen, als durch Klären mit Eyweis oder Rindblut, wie es in den Zuckerraffinerien zu geschehen pflegt, durch Abschäumen und Durchseihen davon geschieden. Nicht so leicht weichen die wirklich aufgelösten Bestandtheile; diese können nur durch dieselben Kräfte, durch die sie verbunden sind, getrennt werden, nämlich durch chemische Verwandtschaften. Sie bestehen vorzüglich in Weinstein und freyen Säuren. Der Weinstein scheidet sich schon in grosser Menge ab, wenn der bis auf zwey Drittheile abgedampfte Most durchgeseihet, in irdene unglasurte Töpfe gegossen, den folgenden Tag das Salzhäutchen abgenommen, und die Flüssigkeit vom Bodensatze abgegossen, dekantirt wird. Den noch zurückgebliebenen Ueberrest des Weinsteines und die freyen Säuren sucht man durch Sättigen mit Alkalien und Erden theils zu präcipitiren theils zu neutralisiren. Mit Recht zieht der Verf. zu diesem Ende die Kreide und andere Arten des kohlensauren Kalks der Pottasche vor. Schon die Römer verstanden die Kunst, die natürlichen Säuren des Weines durch Kalk oder Gyps zu dämpfen, um deren Erfindung sich die neuesten französischen Chemisten streiten. Auch ist es in Spanien eine uralte Gewohnheit, dem frischen Moste Gyps zuzusetzen.

No. XXV. *Vereinigung zur Beförderung der Tonkunst in Böhmen.* Die Musik kam seit mehreren Jahren in Böhmen in Verfall, und ein schnellwirkendes Mittel musste angewendet werden, wenn der musikalische Genius nicht ganz aus dem Lande weichen sollte. Nur eine wohleingerichtete Lehranstalt konnte helfen. Mehrere Edle Böhmens erkannten das dringende Bedürfniss, eine solche Anstalt zu gründen, und von schönem Eifer für Nationalehre und Kunst beseelt, legten sie Hand ans Werk. Es constituirte sich unter dem 31. März 1810 eine Privatgesellschaft, welche den Namen Vereinigung zur Beförderung der Tonkunst in Böhmen führt. Es wurde beschlossen, eine Musikschule zu errichten, die mit einem Direktor und vorzüglichen Künstlern als Lehrern für jedes Instrument versehen werden sollte. Jedes Mitglied hat das Recht, Schüler, die aber schon einige musikalische Vorkenntnisse besitzen müssen, zur Aufnahme vorzuschlagen.

NEUE

LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

124. *Stück, den* 15. *October* 1810.

PHILOLOGIE.

Nova Acta Societatis Latinae Jenensis. Edidit D. *Henr. Carol. Abr. Eichstädt*, ser. Duc. Sax. a Consil. aul., eloqu. et poës. Prof. P. O., Bibl. acad. praefectus, Societatis lat. Director. Vol. I. Leipzig, bey Reclam, 1806. 8. 416 S.

Wenn unsre literarischen Tagebücher bisher nicht Meldung thaten von dieser gehaltvollen Schrift: so war, wie wir hoffen, nicht Gleichgültigkeit gegen den Bund, der einzig in seiner Art, von edlen deutschen Männern gegründet, und bis diesen Augenblick unter weiser, kraftvoller und muthiger Leitung in seiner glücklichen Wirksamkeit erhalten wurde, Schuld an diesem Stillschweigen. Man denke an das Jahr, in welchem diese Nova Acta erschienen, und an das ineluctabile bellum, zu welchem bereits die Schwerdter geschliffen wurden, als der verdienstvolle Herausgeber seine an J. H. Voss gerichtete epistola dedicatoria schloss (d. 10. April 1806) — und man hat genügenden Aufschluss über diese verspätete Anzeige einer Schrift, die recht eigentlich friedliche Zeiten forderte, um gelesen, studirt und allen empfohlen zu werden, denen eine Pflegeanstalt des menschlichen Geistes und der Wissenschaften keine gleichgültige Erscheinung ist, und die in Zeiten geistiger Erschlaffung den Glauben an die Menschheit in sich zu stärken wünschen, durch Ansichten von den gemeinnützigen Bestrebungen eines Instituts, welches dem deutschen Vaterlande die erspriesslichsten Dienste leistete, und in einer Reihe von beynahe *hundert Jahren*, von *Privatmännern* gegründet, sich ohne anderweitige Unterstützung aus öffentlichen Fonds, als ein blühendes und herrliche Früchte tragendes Seminarium für die Universität Jena zu erhalten wusste. Möge es diesem ehrwürdigen Musensitze auch in Zukunft nie an Männern fehlen, welche das still und sanft lodernde Feuer wissenschaftlicher Bestrebungen, welches echte Humanität mit vaterländischem Eifer in dem Heiligthume dieses Privatinstituts anzündete, mit sorgsamer Treue bewahren; mögen sie selbst dann nicht muthlos werden, wenn dieser heiligen Flamme von aussenher der Nahrungsstoff nicht zugeführt werden sollte, dessen sie zur Erwärmung jugendlicher Gemüther und zum Heil des Vaterlandes so sehr bedarf!

Man hat in unsern Tagen mit heiligem gerechten Eifer den Deutschen zugerufen: „Rettet Eure Sprache, wenn es Euch darum zu thun ist, nicht unterzugehen — als Nation!“ Diess war Recht und Pflicht, erhob den Geist des Muthlosen, und richtete seine irrenden, Hülfesuchenden Blicke auf herrliche Tage der Zukunft. Doch mit nicht minderer Wahrheit rufen wir den Gebildeten unter den Deutschen zu: Lasst nicht untergehen unter Euch die Sprache Latiums, die Euch noch jetzt das einzige Vehikel bleibt, durch welches Ihr des Verkehrs mit der Gesammtheit der gebildeten Welt unter allen Zonen froh werdet; das einzige Medium, dessen Ihr Euch bedienen könnt, um frank und frey Eure Ideen in Schriften niederzulegen, die zur Seelengrösse und Seelenhoheit führen, die dem Pöbel nicht Deutsch gesagt werden können, auch frommt es nicht, dass sie ihm gesagt werden; aber in dem stillen Bunde der sich verstehenden, der sich kennenden Auswahl verbrüderter Herzen gesagt werden dürfen. Sucht durch Sprechen und Schreiben in dieser Sprache der ehrwürdigen Siebenhügelstadt die sinkenden Flügel Eurer Phantasie zu bekräftigen, hinauf zu heben Eure Herzen zur antiken Grösse, zu stählen Euren Muth durch diese Sprache der Kraft! Denn *Deutscher Sinn* verbrüdert mit *Römischem Geist*, er hat die Wunder gewirkt, die einst das deutsche Volk emporhoben aus dem Zustande der Barbarey; er hat Euch Gesetz, Sitte, Geschmack verliehen, Euren Geist mit Kenntnissen bereichert, und Euch hingeführt zu dem Urquell alles Wahren, Schönen und Guten — zu den

griechischen Mustern, diesen himmlischen Vorbildern der veredelten Menschheit! Nennt man gleich mit Recht die französische Sprache die Sprache des gebildeten *Welt*umganges: so darf doch diese verfeinte glattzüngige Tochter der alten Römer die Mutter da nicht verdrängen, wo von andern Dingen die Rede ist, als von Gegenständen der neuesten Zeit. War sie es nicht, die aus freyer Brust stark und voll tönende Heldensprache der Römer, die befreundet mit Eurem Mutterlallen Eure Sprache bereichern, sichten, läutern half? Hat sie Euch nicht zuerst den philosophischen Maasstab geliehen, nach welchem Ihr der Sprache Vollkommenheit, Reichthum, Bestimmtheit, Schönheit messen lerntet? Und war sie nicht die herrliche Vermittlerin zwischen Griechheit und Deutschheit, die eine sinnvolle Trias des Sprachreichthums, der Sprachanalogie und der Sprachphilosophie bildete? Ist nicht der Anklang römischer Sprachtöne die nächste Veranlassung zur musikalischen Vervollkommnung Eurer Sprache geworden? Wurde Euch nicht gewandter der Geist, bestimmter der Begriff, wenn Ihr den mit deutschem Sinn gefassten Gedanken im römischen Idiom vortrugt? Hättet Ihr vollendet ergriffen den Geist der Römersprache, wann Ihr in stummer Beschaulichkeit in Schriften dieser Nation das Grosse, Gute und Schöne anstauntet, das zu Eurem stillen Gemüthe sprach? Schien es Euch nicht oft ein Bedürfniss des vollen Herzens, mit Römerworten laut werden zu lassen die hohen Gefühle, die in Eurem Innersten geweckt worden waren? Bemächtigte sich nicht Eurer schon in Jahren der Jugend ein tiefgefühlter Gram, wenn Ihr sie nicht römisch auszusprechen vermochtet, die Empfindungen, welche Römersinn in den Schriften des Livius, Cicero und Tacitus in Euch geweckt hatten? Schien Euch nicht schon damals Eure Bildung nur halb vollendet, wenn Ihr die Römer nur *lesen*, und nicht wie sie *sprechen* und *schreiben* konntet? Und endlich, fragt die Geschichte unserer deutschen Literatur, warum nicht unsere Schriftsteller, welche wir Classiker zu nennen würdigen, von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an, zuerst genährt mit Römer-Saft und Blut, der überging in ihr geistiges Leben, und ihrem Styl das Gepräge der Vollendung aufdrückte, von der sie zuerst eine leise Ahnung durch Kenntniss der Römersprache in sich aufgenommen hatten?

Also noch einmal: rettet die Sprache Roms, und Ihr vollendet ganz die Rettung Eurer Sprache, und was dem anhängt, Eurer geistigen Freyheit. Eure Sprache kann nach dem Gange der Bildung, den Ihr einmal genommen habt, und im Verein mit jener Sprache, die Eure Amme war, an deren Brüsten Ihr Euch gross gesogen habt, vollendet werden, und indem Ihr vollendet, was die treue Pflegerin Eurer Jugend so ehrlich begann; und wenn Ihr sie, die Erzieherin Eurer Jugend, die Eure Begriffe berichtigte, Eure Gefühle läuterte, Eure Leidenschaften reinigte und verschönte, nicht kummervoll unter Euch hinsinken lasset, sondern sie in Ehren haltet, als fromme Kinder der treuen Mutter in Ehren haltet: so wird Euch, den biedersinnigen Deutschen, der Ruhm der Dankbarkeit gesichert bey künftigen Geschlechtern!

Rec. hielt sich um so mehr verpflichtet, zu dieser Aufmahnung an deutsche Gelehrte, da es verlauten will, dass man hie und da die edle Römersprache auch in den sogenannten gelehrten Schulen (die nun bald κατ' ἀντίφρασιν diesen Namen verdienen möchten) nicht mit gebührender Achtung behandelt, und während man mit den bunten Bohnen gemeinnütziger Kenntnisse auch mit studirenden Jünglingen ein unzeitiges Spiel treibt, den Männersinn in ihnen ungeweckt lässt, der in unkräftiger Beschäftigung mit Bilderbüchern untergehen, den Geist abspannen und das Gemüth verflachen muss, wenn man es schnöde verschmähet, nach den Schätzen mit Eifer und Anstrengung zu graben, die in den Werken der Römer für Geist, Herz und Leben niedergelegt wurden.

Indem Ref. die Theilnahme des *gelehrten Deutschlands* auf ein Privatinstitut zu lenken wünschte, welches in seinen segensreichen Wirkungen manches verwandte öffentliche Institut beschämte: so werden hier einige Worte über Gründung, Fortgang, Erweiterung dieser Gesellschaft um so mehr an ihrem Orte stehen, da manche Gelehrte Deutschlands noch nicht vollständig von dem Wesen dieses literarischen Vereins unterrichtet seyn möchten. Jedoch muss Ref. noch bemerken, dass er keine Schutzschrift schreibt für den eigenen Heerd, und dass er in einem entlegenen Winkel Deutschlands an dieser Societas bis jetzt nur den Antheil nahm, den der Mann von wissenschaftlichem Eifer an Instituten innig und treu nimmt, welche ihm dazu geeignet scheinen, das Fortschreiten wissenschaftlicher Cultur auf eine ausgezeichnete Art zu fördern.

Die Geschichte dieses in stiller Bescheidenheit erblüheten, jetzt mit den herrlichsten Früchten prangenden Pflanzgartens literarischer Cultur muss den Gelehrten, ist er Mann von Gefühl, mit tiefer Rührung und Freude erfüllen. Ein geistreicher junger Studirender zu Jena, *Georg Ludwig Herzog*, schloss im Jahre 1734 mit mehrern gleichgesinnten edeln Jünglingen einen literarischen Bund, welcher zum Zweck hatte, durch forsgesetzte Lectüre *Römischer Classiker* (die Griechen waren damals auf Schulen und Universitäten Deutschlands terra incognita) und Uebung im lateinischen Styl zu einer gründlichen Kenntniss der römischen Literatur und zu einer Fertigkeit im Sprechen und Schreiben in dieser Sprache zu gelangen, welche

man selten auf Schulen gewinnt, und auf Universitäten neben dem Studium der Facultätswissenschaft so leicht verliert, wenn sie gewonnen war. Wöchentlich kamen diese jungen Akademiker am Sonnabend zusammen, lasen einander lateinische Aufsätze in Prosa, auch poëtische Versuche vor, beurtheilten mit freymüthiger Bescheidenheit die Arbeiten ihrer Freunde, und hiedurch bot sich ihnen Stoff zu ausführlichen Disputationen dar. Mit Recht nennt der würdige Herausgeber in seiner Acroasis pro Societatis latinae Jenensis instauratione (Jena, bey Göpferdt, 1800), aus der wir die hieher gehörenden geschichtlichen Data entlehnen, diese Bestrebungen in Verbrüderungen solcher Art eine treffliche Seelengymnastik, zur Belebung und Stärkung geistiger Kraft. Möchten akademische Jünglinge, welche unsre Anzeige lesen, sich durch das, was vor 80 Jahren jene edlen Jünglinge leisteten, befeuern lassen zu ähnlichen Entschliessungen, zu ähnlichen Verbindungen! Möchten lebhafte geistreiche Köpfe, welche von Thatendurst ergriffen, nach aussen hin mit männlichen Vorgefühlen zu wirken streben, in einem geistigen Vereine dieser Art einen Ersatz suchen für die geistlosen akademischen Orden, welche die physische und moralische Gesundheit hoffnungsvoller Jünglinge verpesten, und die Blüthen in dem Garten der Menschheit frevelhaft zerschlagen! Schon aus diesem pädagogischen Zweck ist es Pflicht der Staatsbehörden, jene edleren Verbrüderungen mit allem Nachdruck zu unterstützen. Gebieten lässt sich wissenschaftlicher Eifer nicht, aber wo er sich findet, ihn mit Vatertreue pflegen, ermuntern, hoch heben das schöne Ziel zur Begeisterung jugendlicher Gemüther. Diess vermag der Staat auch ohne grossen Kostenaufwand. Denn Geld thut es nicht allein, sondern Vertrauen, Liebe, Hoffnung und zarte Behandlung der zartesten aller menschlichen Angelegenheiten!

Der Stifter der Societas latina wünschte, auch nachdem er aufgehört hatte Student zu seyn, als er bereits Doctor der Philosophie und Jurisprudenz geworden war, der von ihm gegründeten Gesellschaft eine längere Dauer zu sichern. Er trug daher bey dem akademischen Senat darauf an: dass der von ihm errichteten Societät der lateinischen Eloquenz und Poësie öffentliche Autorisation und den Statuten der Gesellschaft die erforderliche Sanction ertheilt werden möchte. Diess geschah. Der damalige Prorector *F. A. Hallbauer* unterstützte gebührend das Gesuch der edeln Jünglinge, und so wurde am 4ten Juny 1734 die Societas latina feyerlich eingeweihet. Graf Heinrich Reuss IX. übernahm das Präsidium, Prof. *Kromayer* war erster Director, und unser *Herzog* wurde zum Ephorus ernannt. Als bald darauf *Kromayer* starb, wurde *Hallbauer* Director der Gesellschaft, der sich insbesondere dadurch ein Verdienst um dieselbe erwarb, dass er 2 Bände: Exercitationes Societatis latinae Jenensis (Leipz. 1741. 1743. 8.) durch den Druck bekannt machte, und dadurch den Eifer der jungen Studirenden aufs neue belebte. Der *dritte* Director der Gesellschaft war *Christian Heinrich Eckhard*, Prof. der Poësie und Beredsamkeit; aber schon nach einem Jahre wurde er, der vom untersten Grade an, diesem Verein angehört hatte, der Societät durch den Tod entrissen. Auf ihn folgte der berühmte, und auch um die Societas latina in der That hochverdiente *Joh. Ernst Immanuel Walch.* Seit zwey Jahren war er bereits Ephorus gewesen. Mit unermüdetem Eifer beförderte er in einer Reihe von 26 Jahren den Flor der Gesellschaft, und gab in den Jahren 1752—1758 *fünf* Bände Acta Societatis heraus. Treuen Beystand leisteten ihm seine beyden jüngern Brüder, *K. Wilk. Franz* als Ephorus, (der 1754 als Prof. der Philos. nach Göttingen berufen wurde) und *Karl Friedrich Walch*, der nach dem 1778 erfolgten Tode seines ältern Bruders die Direction der Gesellschaft übernommen hatte, die er bis 1799, als der Tod auch ihn entriss — so treu verwaltete. Unendlich viel verdankt die Societät diesen freundlichen Brüdern! Folgende merkwürdige Ereignisse zeichnen die *Walchische Epoche* vortheilhaft aus. 1751 übernahm Herzog *Friedrich von Sachsen-Gotha* das Protectorat dieser Gesellschaft, mit fürstlichem Sinn beachtend die segensreichen Fortschritte dieses literarischen Vereins. Es begann damals die herrlichste Blüthenzeit der Societas latina! Ein reger Eifer bemächtigte sich der jungen Akademiker, welche in dieselbe aufgenommen waren, um so mehr, da Männer von Verdiensten und ausgezeichneter Erudition ihre Theilnahme zusagten, die damals in *Deutschland*, *Holland*, *Frankreich* und *Italien* als Sterne erster Art glänzten. *Gessner*, *Wesseling*, *Semler*, *Heusinger*, *Reiske*, *Gori*, *Walch*, die Zierden und der Stolz ihres Vaterlandes und der gelehrten Republik erhöheten durch eingesandte Schriften den Ruf der Gesellschaft, und *veredelten* gewissermassen den Geist derselben. Unter *Hallbauer* waren höchstens elegante Exercitia stili verfasst worden, nur die Form wurde beachtet, und wahre Erudition schien dabey vernachlässiget zu seyn. Durch des ältern *Walch* richtige Ansicht von dem wahren Zweck der Gesellschaft gewannen die Bestrebungen derselben eine höhere Tendenz; man wünschte über den *Mitteln* nicht den Hauptzweck: Beförderung echter Gelehrsamkeit nicht zu vergessen. Die Acta, von Walch edirt, sind Zeugen dieses veredelten Geistes. Wie sehr ist es zu wünschen, dass noch jetzt Analekten aus diesen verborgenen Schätzen geliefert würden!

Im Jahre 1764 wurde das Fest der 30jährigen Dauer dieses Instituts feyerlich begangen. Und glor-

reich bezeichnete Se. Durchl. *Karl August*, Herzog v. Sachsen-Weimar diese Feyerlichkeit dadurch, dass er das ihm angetragene Prorectorat huldreich annahm, und der Gesellschaft seine innige Theilnahme zusicherte.

Doch wie abhängig das Leben und Gedeihen aller literarischen Institute von dem Geiste derer ist, welche an der Spitze derselben stehen, beweiset auch die Geschichte dieser Anstalt.

Walch der Greis vermochte nicht mehr mit dem brennenden Eifer und mit der aufopfernden Hingebung sich dieser Societät anzunehmen, wie er in Jahren jugendlicher Kraft so musterhaft gethan hatte, zumal da er noch in der Blüthe seiner Jahre von dem Professor der Philosophie, *Joh. Gottfr. Müller*, als Ephorus der Societät, einem wenig gekannten und durch schriftstellerische Arbeiten weniger, als durch praktische Thätigkeit berühmten Manne, einen sehr eifrigen Gehülfen gehabt hatte. Als *Müller* starb, übernahm die Geschäfte des Ephorats der jetzt noch lebende, um Jena's Musensitz und um die lateinische Societät in Verbindung mit seinem vieljährigen Freunde *Walch* verdiente Professor der Moral und Politik, *Joh. Heinr. Ulrich*. Er war die Stütze seines alternden Freundes und zugleich der beynahe verwaiseten und vergessenen Societas latina!

Mit dem Jahre 1800 beginnt unter glücklichen Auspicien eine neue Periode der Gesellschaft. Die Annalen der Societät werden dankbar das hohe Verdienst des edeln Restaurators dieses wissenschaftlichen Bundes verzeichnen, und wann auch er einst dahin geschieden seyn wird, wird sein Andenken leben in den wohlthätigen ewigen Folgen seiner anspruchslosen glücklichen Thätigkeit.

Die Nova Acta Societatis, von denen wir den *ersten Band* ankündigen, werden den Kennern genügende Beweise seyn von den glücklichen Vorschritten der Gesellschaft, von der richtigen Ansicht, welche der jetzige Director von der Tendenz derselben fasste, und von der weisen Beachtung eines in der Fundationsacte §. XLIV. enthaltenen Gesetzes, nach welchem der Societät die Objecte ihrer Thätigkeit so vorgezeichnet werden: „Speciminum argumenta *orationes*, *observationes criticae*, *philologicae*, *historicae*, *philosophicae*, *emendationes auctorum*, *librorum recensiones*, *epistolae* et *poëmata* sunto."

Wir setzen die Inhaltanzeige her, um unsere Leser zu überzeugen, dass die instituta majorum auch in diesem ersten Bande treu beobachtet wurden.

I. *C. G. Bardili* de Archyta Tarentino Disquisitio.

II. *Lud. Frid. Heindorfii* ad Henr. Abr. Eichstadium Epistola Critica in Platonis Theaetetum.

III. *Philippi Buttmanni* Criticae annotationes in locos quosdam Ciceronis.

IV. *Frid. Guilielmi Sturzii* de vocabuli γόης significationibus.

V. De Friderici Sylburgi vita et scriptis Oratio dicta Marburgi a *G. Fr. Creuzero*.

VI. *Chr. Theoph. Wernsdorf* de Livii aliquot Codicibus Helmstadiensibus.

VII. *G. G. Bredow* in Ciceronis, Sophoclis, Plutarchi aliquot locos criticae observationes.

VIII. *Frid. Roth* Carmen saeculare supremo saeculi XVIII die dictum.

IX. Carmen Diogenis Laërtii de Eudoxo lib. VIII. fin. metro suo restitutum a *G. F. Grotefend*.

X. *Fr. A. Bode* de summa poëseos perfectione in dramate Graecorum exhibita.

XI. *Henr. Carol. Abr. Eichstadii* in Plutarchea quaedam e poëtis hausta animadversiones.

XII. *Joh. Frid. Christii* Anecdota quaedam in gratiam Christiani Felicis Weissii descripta a Frid. Volgango Reitzio.

XIII. Alcaei Hymnus in Mercurium e fida Horatii versione, quantum fieri poterat, restitutus a *G. F. Grotefend*.

XIV. *G. G. Wernsdorf* animadversiones criticae in Ciceronis Orationes pro Ligario, pro rege Deiotaro, et pro lege Manilia.

XV. Ciceronis locos nonnullos libri I. de officiis et Laelii emendavit atque illustravit *A. G. Gernhard*.

XVI. *J. C. Wernsdorfii* De Constantiniana Daphne in numo Constantini M. Commentatio.

XVII. *J. Chr. Wernsdorfii* Meletema de Charistiis Romanorum et succedente iis in ecclesia die cathedrae vel epularum S. Petri.

XVIII. *Joh. H. Voss* Ueber die Hekate zur Erklärung der Zauberidylle Theocrits.

XIX. Pindars erster olymp. Siegeshymnus, metrisch übers. von *G. F. Grotefend*.

XX. u. XXI. enthalten die Namen der ordentlichen und Ehrenmitglieder der Gesellschaft.

Die Namen Eichstädt, Buttmann, Creuzer, Heindorf verbürgen jedem Freunde der alten Literatur, insbesondere jedem gelehrten Schulmann, dass hier eine reiche Ausbeute zu hoffen sey. Dass sich unter No. XVIII. ein *deutscher* Aufsatz an diese *lateinische* Gesellschaft angeschlossen, wird für alle eine *erfreuliche Ueberraschung* seyn, welche den Zweck dieser Societät nicht nach den lateinischen *Worten* messen, die darin gesprochen und geschrieben werden. Auch die epistolische Stylgattung ist nicht leer ausgegangen. Die epistola dedicatoria an J. H. Voss wird jedem, dem edler lateinischer Briefstyl nach Cicero, Muretus und Manutius den Geschmack läuterte, ein sehr willkommenes Geschenk seyn. Wie schön und wahr charakterisirt der würdige Herausgeber die Zeiten um 1806 — die warlich seit jenem Jahre um nichts erfreulicher gewor-

den sind, und ganz dazu geeignet scheinen, Humanität und mit ihr den Glauben an die Menschheit zu vernichten. „Ac profecto," ruft er in gerechtem Unwillen aus, „si quod unquam tempus fuit quo et juvenum animi priscae virtutis ac sapientiae stimulis incitari, et virorum studia antiquae praestantiae et ingenuitatis imagine conformari, ali, sustentari debebant: ea, proh dolor! nostra haec aetas est, *Vossi, qua gliscente in dies dominationis libidine, servitutem abjecte serpere,* et *quae ejus perpetua comes est, foedam barbariem emergere e tenebris, atque immane caput, cui lumen ademptum, extollere videmus.* Hac tempestate nihil antiquius habendum puto, quam ut omnes, quibus artes humanitatis et ipsa humanitas curae cordique sunt, studiorum foedera jungant, juncta renovent, renovata denique sanctissima religione tueantur." —

Hört ihn! Hört ihn! alle, die ihr wehren wollt und könnt jener Calamität, welche alle Blüthen früherer Jahre zu zerknicken drohet!

Vorzüglich reich ist, wie man siehet, in diesem Bande die kritische Bearbeitung der classischen Schriftsteller ausgesteuert worden. Preiswürdig sind diese Bemühungen, wenn gleich die dabey nur mögliche Art der Begriffsentfaltung nicht überall Veranlassung zur schönen Diction gibt — wozu die abhandelnden Themata allerdings geeigneter sind; indessen schien uns auch in No. X. die Form nicht die gelungenste zu seyn, ungeachtet hier die Sprache nicht in die cancellos der kritischen Abkürzung eingezwängt werden durfte. Wie frey und schön sich die Latinität in edlem Ausdruck über Objecte des täglichen Lebens noch vernehmen lassen könne, lernt man insbesondere aus No. XII. einem Reisejournal des zu früh vergessenen *J. F. Christ.* Möchte sein Andenken durch Bekanntmachung seiner bis jetzt *ungedruckten* Schriften, (denn das, was wir von ihm bis jetzt besitzen, muss ihn dem Alterthumsforscher insbesondere wichtig machen,) recht bald erneuet werden.

Gern möchten wir unsern Lesern noch einige der glücklichen Emendationen und kritischen Observationen *Eichstädts, Heindorfs* und *Buttmanns* mittheilen, welchen die kritische *Eustochie* in vorzüglichem Grade beyzuwohnen scheint, wenn wir nicht bereits unsre Leser wegen der Ausführlichkeit dieser Anzeige um Entschuldigung zu bitten genöthiget wären. — Jedoch es kam hier nicht darauf an, ein *Buch* anzuzeigen, sondern eine Reihe verdienstvoller *Handlungen* zu charakterisiren, und mit gebührendem Lobe in unsern literarischen Annalen der Nachwelt zu übergeben.

Was wir unsern Lesern nicht darzustellen vermögen, sind die wohlthätigen Folgen, welche durch jene verdienstvollen Bestrebungen nahe und fern in der Bildungsgeschichte der Männer veranlasst wurden, welche in diesem heilbringenden Institut die literarische Weihe erhielten, und jetzt in den verschiedensten Wirkungskreisen mit einem veredelten Gemüthe zum Wohle der Menschheit arbeiten. Nur die ewige Güte durchschauet die unendlichen Progressionen dieser reinmenschlichen Anstrengungen, und sie allein wird das Verdienst der Männer zu belohnen wissen, welche in dem gottähnlichen Geschäft einer stillen, unermüdbaren und dabey weitgreifenden Wirksamkeit das Reich der Wissenschaft und der Wahrheit baueten.

ZERGLIEDERUNGSKUNDE.

Anatomie des Fischherzens, von Dr. *Friedr. Tiedemann*, Prof. der Anatomie zu Landshut. Mit 4 Kupfertafeln. Landshut, gedr. bey Joseph Thomann (in Commission bey Mohr und Zimmer in Heidelberg). 1809. 4. 41 S.

Auf einer Reise nach Tyrol und Oberitalien suchte der Verf. mehrere seltene Salmarten kennen zu lernen, und beschäftigte sich vorzüglich mit der Zergliederung der Fische. So wie der Verf. hier blos das Herz der Fische abhandelt, so wird er gelegentlich Abhandlungen über die übrigen Organe der Fische folgen lassen. Nachdem er die verschiedenen Schriftsteller, welche über das Fischherz geschrieben haben, aufgeführt hat, gibt er 36 Arten von Fischen aus dem Adriatischen Meere, den Tyroler Flüssen und Gewässern, aus Südamerika und Ostindien an, welche zum Behufe dieser Abhandlung zergliedert worden sind. Die Untersuchung selbst hebt mit der Bestimmung der Lage des Herzens bey den Fischen an. Nur allein in den Rochen, welche als Uebergangsglieder von den Fischen zu den Amphibien zu betrachten sind, findet man noch ein Analogon der Brusthöhle, in welcher das Herz liegt. Bey den übrigen Fischen liegt das Herz in einer besondern Höhle am untern und hintern Theil des Kopfes unter und hinter den Kiemen, und vor den Knochen der vordern Extremitäten oder den Brustflossen. Von der Bauchhöhle ist es durch das häutige Zwergfell getrennt. Der Herzbeutel umgibt das Herz der Fische auf ähnliche Weise, wie bey den Säugethieren, Vögeln und Amphibien. Diess Verhältniss der Schwere des Herzens zur Schwere des ganzen Körpers ist, wie die beygefügte Tabelle beweiset, sehr gering; doch ist das Herz verhältnissmässig grösser und schwerer bey den sehr irritablen Fischen, die sich durch grosse Muskelstärke auszeichnen, und die daher schnell schwimmen und andere Fische würgen, wie z. B. die Hayfische, der Hecht, der Silberlachs u. a. dagegen haben weniger irritable Fische, die träg, wenig und langsam schwimmen

und schwach sind, wie der Meeraal, der Bartumber, die Quappe u. a. auch ein kleineres und leichteres Herz. — Auch das Verhältniss der Länge des Herzens zur Länge des Körpers berücksichtigte der Vf., und zeigt, dass es ungefähr dasselbe sey, wie das der Schwere. — Die Kranzschlagadern des Herzens entspringen aus der Aorta und bisweilen auch aus der von Monro sogenannten Schlüsselbeinschlagader; die beyden Kranzvenen wurden in die rechte und linke Hohlader eingetheilt. — Die Nerven des Herzens kommen bey den Fischen aus dem sympathischen Nerven und den Nerven der Kiemen. Die Richtung der Muskelfasern des Herzens beschreibt der Verf. genau, und bemerkt dabey, dass diese unter allen Muskeln der Fische die höchste Röthe zeigen, welches ihm Gelegenheit gibt, mehrere Beweise für den Satz anzuführen: dass das Blut in allen Thieren um so röther ist, je mehr die Respirationsorgane ausgebildet sind, und um so leichter also die Oxydation des Blutes von Statten gehen kann. Die Stärke der Muskeln aber und die Stärke ihrer irritabeln Aeusserungen läuft parallel mit der Grösse und Ausbildung der Respirationsorgane. — Das Herz der Fische besteht blos aus einem Venensacke und einer Herzkammer. Das venose Blut wird durch die Hohlvenen in den Venensack ergossen, von diesem in die Herzkammer gebracht, und aus dieser strömt es in die Kiemenarterie. Von den Kiemen wird das oxydirte Blut durch die Kiemenvenen in die Arteria aorta gebracht; woraus erhellet, dass das Herz der Fische unmittelbar für den kleinen Kreislauf durch die Respirationsorgane bestimmt ist, und nur mittelbar zu dem grossen Kreislauf beyträgt. So wie sich der Grundtypus der Gestaltung eines Thieres in der Gestaltung aller seiner Organe wieder ausspricht, so findet dieses auch bey der Herzkammer der Fische Statt. Alle Venen laufen in den Fischen in zwey grossen Hohlvenen zusammen, die zur rechten und linken Seite hinter dem Herzen liegen; durch besondere Löcher des Zwerchfelles gehen, und sich mit einander vereinigt in den Venensack ergiessen, dessen Gestalt und Lage übrigens bey den verschiedenen Fischarten sehr variirt. Die Herzkammer hat bey den Knorpelfischen einen cylindrischen Anhang mit starken ringförmigen Muskelfasern und funfzehn, in fünf Reihen über einander gestellten, halbmondförmigen Klappen; dieser Anhang endigt sich in die Kiemenarterie. Wahrscheinlich dient diese Vorrichtung dazu, das Blut um so kräftiger in die Kiemen zu treiben, wo der Umlauf des Blutes durch den Druck des Wassers schwieriger ist, als bey den Lungen. Bey den Knochenfischen ist statt dieses cylindrischen Anhanges eine Wulst vorhanden, und diese ist besonders stark bey solchen Fischen, welche sich in tiefen, zumal in schlammigen, mit vielen erdigen oder salzigen Theilen vermischten Wassern aufhalten. — Den Schluss machen einige Bemerkungen über das lebende Herz der Fische. Die Contractionen der einzelnen Höhlen des Herzens erfolgen so: dass sich zuerst der Venensack zusammenzieht; dann die Herzkammer und hierauf der Wulst der Kiemenarterie bey den Grätenfischen, oder der cylindrische Anhang der Herzkammer bey den Knorpelfischen. Nach der Contraction erfolgt in allen Höhlen eine Expansion. Die Untersuchung der verschiedenen Reizbarkeit des Herzens in den verschiedenen Thierclassen gibt dem Verf. Veranlassung zu einigen sehr interessanten Beobachtungen und Versuchen über die Reizbarkeit des Herzens der im Winterschlaf begriffenen Thiere. — Die vier dem Werke beygefügten, nach Zeichnungen von *Rudhart* von *Walwert* gestochenen Kupfertafeln, sind vortrefflich zur Erläuterung der Structur des Fischherzens und der verschiedenen Form desselben bey verschiedenen Fischen. Wir dürfen den Verf. im Namen des Publicums auffordern, die vergleichende Anatomie, seinem Versprechen gemäss, mit mehreren so trefflichen, auf fleissige Untersuchungen gegründeten, und mit echt philosophischem Geiste verfassten Abhandlungen zu bereichern.

RETTUNGSANSTALTEN.

Vierte Nachricht an das Publicum von der im J. 1792 zu Prag gestifteten böhmischen Privat-Humanitätsgesellschaft zur Rettung todtscheinender und in plötzliche Lebensgefahr gerathener Menschen; über ihre von Anfang des J. 1804 bis Ende 1809 gemachten Fortschritte. Herausgegeben bey Gelegenheit, als die Gesellschaft das Trauerfest für ihren am 26. Jul. 1809. im Dienste der leidenden Menschheit verstorbenen Protector in der St. Clemens-Kirche zu Prag am 26. Jul. 1810 feyerte. Vom Geschäftsleiter dieser Anstalt, *Adalbert Vinzenz Zarda*, der Philos. u. Arzneyk. Doctor u. s. w. Auf Kosten dieser Rettungsanstalt. Prag 1810, in der v. Schönfeldschen Hofbuchdrucker. 8. 8 S. und 4 Tab.

Die ersten Paar Seiten enthalten eine Weihung dieser Blätter an die ehrwürdige Asche des hoch- und wohlgebornen Herrn Leopold Grafen v. Berchtold, „dieses als vorzüglichen Menschenfreunds, Beförderer('s) alles Guten, und besonders der Menschenrettung, durch seine weiten Reisen, Schriften und Thaten rühmlichst bekannten Mannes, der das Prager Rettungshaus durch Darbieten der Unkosten unter dem Beding, dass sein Name verschwiegen bliebe, begründete," und eine Anrede an den verklärten Geist desselben, „um, wie der Verf. sich

ausdrückt, jetzt, wo dein Tod meine Zunge von dem Bande der Verschwiegenheit löste, der Nachwelt wenigstens das Wichtigste von dem Vielen zu sagen, was du unserer Prager Humanitätsanstalt warest.“ In der den Tabellen vorgesetzten Nachricht sagt der Verf.: „Traurig ist es, dass eine Anstalt, die einen so wichtigen Zweck: Menschenrettung aus Lebensgefahr, hat, nicht so unterstützt wird, als sie es bedürfte — es tritt nicht nur der traurige Fall ein, dass der Tod so manchen Wohlthäter der Anstalt entrissen hat, sondern auch, dass so manche Lebende ihre versprochenen Beyträge nicht mehr geben, — sicher ist es, dass, wenn es so fortgeht, eine Anstalt gänzlich eingehen müsse, noch ehe sie sich in ihrer vollen Kraft zeigen konnte. Das in der 3ten Nachricht gewunschene (gewünschte) unentgeldliche Flussbaad (Flussbad) wurde im Jahr 1806 hergestellt. Richtig ist die Bemerkung, dass seit dem Bestand dieses Bades in der Gegend desselben kein Unglück durch das Baden im freyen Flusse geschehen sey.“ Wenn der Verf. den Aufwand, welchen die Hamburger Rettungsanstalt von 1794 bis 1807 hat machen können, vergleicht, so hat er doch die auch dort neuerlich geäusserten Klagen überhört. Manches mag wohl auf Rechnung der Zeitumstände gesetzt werden. Die erste Tabelle enthält eine *summarische Wiederholung* der zu Prag und auf dem Lande in Böhmen vom Scheintode und aus plötzlichen Lebensgefahren geretteten Menschen vom J. 1792 bis 1810, classificirt nach den Arten des Scheintodes oder der Gefahren. Die Summe aller in den 18 Jahren Geretteten beträgt in Prag 64, auf dem Lande 93, überhaupt 157. Die 2te Tabelle gibt ein alphabet. Verzeichniss der Ehrenmitglieder, correspondirenden und arbeitenden Mitglieder der Gesellschaft. Die Zahl ist nicht gross, und es befinden sich darunter noch mehrere bereits Verstorbene. Die 3te und 4te Tab. zeigt die Einnahme und Ausgabe in den sechs Jahren 1804—1809 an. Die Einnahme betrug mit dem Ueberschuss aus voriger Rechnung zusammen 1965 fl. 20¾ Kr., die Ausgabe 1751 fl. 18¼ Kr. Der rühmlichen Anstalt ist nun allerdings eine grössere Unterstützung (denn die Zahl der Beytragenden ist nur 32) zu wünschen. Wir verbinden die mit der vorstehenden Abhandl. zusammenhängende kleine Schrift auch in der Anzeige:

Ueber die Wohlthätigkeit. Eine Rede, welche bey der von der Prager Privat-Humanitätsgesellschaft in der St. Clemenskirche veranstalteten Todesfeyer für Leopold Grafen von Berchtold, Herrn der Herrschaft Buchlam und Buchlowitz in Mähren, k. k. Kämmerer, Commandeur des kais. österr. Leopold-Ordens, Bailli des toskan. Stephanordens, k. k. Obristlieuten. der Armee, Inspector der Militärspitäler des Hradischer Kreises, Mitglied der Agriculturgesellschaft in Wien, der Humanitätsgesellschaften in London (und) Hamburg, Protector der Prager Privat-Human. Ges., statt des mündlichen Vortrags vertheilt wurde, am 26. Jul. 1810. Verfasst von einem Mitgliede dieser Humanitätsgesellschaft. Prag, in der von Schönfeldschen k. k. Hofbuchdr., gr. 8. (Die Rede wird zum Besten der Anstalt für den Preiss von 1 fl. W. W. verkauft.)

Schon in dem grauesten Alterthume, sagt der Redner, wurde die Wohlthätigkeit hochgeschätzt. Die Philosophen der Griechen und Römer rühmen sie als eine der Gottheit vorzüglich angenehme Tugend; das Salz der Reichthümer, heisst es in einem Denkspruch der Perser, ist das Almosen; wenn ihr die eurigen nicht salzen werdet, so werden sie faulen. Wohlthaten werden dir immer nützlich seyn, spricht die Moralphilosophie der Araber, und wenn du sie auch reissenden Wölfen erzeigen solltest. Die Macht des Reichen, lehrt die Philosophie der Türken, besteht nicht in seinem Schatze, sondern in der Anzahl derjenigen, denen er Wohlthaten erwiesen hat. Die Lehre des alten Bundes stellt die Wohlthätigkeit unter den menschlichen Tugenden oben an, und mit welchem Nachdruck der göttliche Stifter unserer Religion die Menschenliebe und Wohlthätigkeit zum Hauptcharakter seiner Bekenner erhoben und durch Beyspiel und Lehre eingeprägt hat, ist bekannt. Die Kirchenväter, die weisesten Religionslehrer aller Zeiten sprechen von ihr bald in den reizendsten Bildern, bald im ernsten Tone der unbedingten Pflicht. Einzelne wohlthätige Handlungen aber machen noch keine Wohlthätigkeit aus. Sie ist vielmehr die stete, thätige Bereitwilligkeit, die Leiden der Nebenmenschen zu mildern, ohne Vergeltung dafür zu verlangen; sie beschränkt sich nicht bloss auf Almosengeben, sie ist nicht bloss eine Pflicht des Reichen und Wohlhabenden, sondern für alle Menschen ohne Unterschied; so verschieden die Bedürfnisse und Leiden des Menschen sind, so vielfach sind die Mittel, Wohlthäter derselben zu werden. Wahre Wohlthätigkeit schränkt sich nicht auf Verwandte und Bekannte, nicht auf das Band ein, das gemeinschaftliche Geschäfte, Rechte, Genüsse, Schicksale, Gottesverehrung und Denkungsart knüpft. Das Vaterland des Wohlthätigen ist die ganze Welt, er streckt seine Hand so weit aus, als sie reicht, und versagt seine Hülfe auch weder dem Feinde, dem Unversöhnlichen, (noch) dem Verbrecher, dem Thiere. Die Wohlthätigkeit veredelt den Menschen in hohem Grade. Die ungleiche Vertheilung der irdischen Güter predigt laut unsere Verpflichtung zur Wohlthätigkeit. Es gibt zwey Hauptgattungen

der Wohlthätigkeit, eine gemeine und eine erhabenere, die nur der Vorzug ausserordentlicher Menschen ist. Die Zahl der Menschen aus allen Zeitaltern und Nationen ist nicht klein, die durch wohlthätige Erfindungen, ungewöhnliche Thätigkeit, die seltensten Aufopferungen, Wohlthäter der Menschheit im Grossen wurden. In die Reihe eines *Drake*, *Howard*, *Jenner*, einer *Elisabeth Krausin* aus Nürnberg, *Siegm. Streit*, *Maximil. Julius Leopold*, *Herzogs von Braunschweig - Wolfenbüttel*, eines *Claudius Humbert Piaront von Chamousset* gehört auch der Graf *Berchtold*, der von seiner ersten Jugend an sich dem heiligen Berufe widmete, Menschenelend zu mindern, Menschen zu beglücken; „der mit eigner Lebensgefahr an den fernen Küsten Afrika's die gefangenen Brüder und Christen, und die Mittel, ihre Sclavenketten zu brechen, aufsuchte; der in der Heimath der Pest, in Asiens unwirthbaren Gefilden, sich diesem Würgengel der Menschheit näherte, um durch Auffindung eines der ergiebigsten Vorbeugungsmittel ihm so manches Schlachtopfer zu entreissen." Er nahm Kranke in eigne von ihm gegründete Krankenhäuser, Scheintodte in die von ihm erbaueten Rettunghäuser auf; 1805, wo nach einem Miswachse Viele dem Hungerstode nahe waren, brachte er schnell die Summe von 64672 fl. 47 Kr. zusammen, um durch zweckmässige Vertheilung unter die Bewohner des Riesengebirges Vielen das Leben zu erhalten. Auch für die Ausbildung des Verstandes und Veredlung des Herzens seiner Mitbrüder sorgte er durch Unterrichtsanstalten, Reden, Beyspiele und Schriften, „bis er mitten in seinem der leidenden Menschheit gewidmeten Berufe 26. Jul. 1809 im 51sten Lebensjahre am Nervenfieber starb, mit welchem er in den seiner Leitung anvertrauten Militärspitälern des Hradischer Kreises angesteckt wurde; indem er vertrauend, dass er der Ansteckung hier eben so gut, wie einst in Smyrna und Aleppo, der Pest trotzen werde, theils in dem zu Buchlowitz von ihm selbst errichteten, theils in den übrigen Spitälern, die muthvollen verwundeten oder erkrankten Vaterlandsvertheidiger mit beyspielloser Aufopferung selbst pflegte, tröstete, mit Nahrung und Arzney erquickte." Auf seine Kosten war am rechten Ufer der Moldau bey Prag das Prager Rettungshaus für Scheintodte erbauet worden, das erste in der österreichischen Monarchie; auf seiner Herrschaft Buchlowitz schuf er sein geräumiges Schloss zu einem Krankenhause um, und besoldete Aerzte, Krankenwärter und Religionslehrer zu ihrer Heilung, Pflege und Trost; allen erkrankenden Reisenden dieser Gegend wurde durch Tafeln an allen nahen Strassen das Daseyn dieses Krankenhauses verkündigt und ihre Aufnahme zugesichert; von den Genesenen wurde statt aller Vergütung allein das Versprechen gefordert, dass sie sich des ersten hülflosen Kranken, der ihnen aufstossen würde, erbarmen wollten; auf Erfindung von Rettungsmaschinen, auf das beste Lehrbuch der Menschenliebe setzte er Preisse, und wollte an der Prager Universität eine Professur der Menschenliebe errichten. Seit dem Tode des am 30. Mai 1738 verstorbenen Fr. An. Grafen von Spork, des Stifters vieler Kranken-, Schul- und Hülfsanstalten hatte Böhmen zwar mehrere Wohlthäter der Menschen, aber doch keinen gehabt, dessen ganzes Leben einzig der Milderung der Leiden und der Veredlung der Menschheit, mit Aufopferung aller Ruhe und Bequemlichkeit, des Vermögens und der reitzendsten Aussichten gewidmet gewesen wäre, wie den Grafen Berchtold. — Diess ist der Hauptinhalt der auch durch den Vortrag sich empfehlenden Rede. Die Humanitätsgesellschaft hat bekannt gemacht, dass sie eine 8 bis 9 Bogen starke Biographie des edlen Grafen herauszugeben im Stande sey, dass diese auf Schreibpappier gedruckte und mit dem Bildniss des Grafen verzierte Biographie auf Pränumeration von 1 fl. in Conventions-Gelde verkauft werden solle, und der Ertrag des Werkchens für die Prager Rettungsanstalten gewidmet sey. So wie wir hoffen, dass darin vorzüglich der Gang der Bildung des Grafen zu einer solchen Grösse der Menschenliebe werde dargelegt werden, so wünschen wir auch dieser guten Absicht die thätigste Unterstützung und Beförderung.

Kurze Anzeige.

Poësie. *Calendarium Musarum Afranarum in annum* cIↄIↄcccx. poemata quaedam latina et graeca alumnorum Afranorum *F. T. Fridemanno* et *C. W. Münnichio* editoribus complectens. Sumtibus editorum. Misenae, typis Klinkicht. VII u. 94 S. 8.

Dichterische Versuche von einigen Schülern des Lyceums zu Annaberg. Zum Besten der Schulbibliothek herausgegeben. Schneeberg, gedr. bey Schill, 1810 gr. 8. 26 S. Fr. 4 Gr.

Beyde Sammlungen beweisen, dass die so nützlichen Uebungen der Poësie in den Sprachen des Alterthums auf unsern Schulen noch nicht aufgehört haben, mit Eifer und Geist betrieben zu werden. Die erstere enthält mehrere Versuche in der griech. und latein. Poësie, die zweyte nur eine lateinische Ode und zwey deutsche Gedichte. — Die Verfasser dieser jugendlichen Versuche verdienen alle Aufmunterung. Bey dem Kalender der ersten Sammlung sind jedem Tage Namen berühmter, verstorbener und lebender, ehemaliger Schüler der Fürstenschule zu Meissen beygesetzt.

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

125. Stück, den 17. October 1810.

ARZNEYWISSENSCHAFT.

Beyträge zur Geschichte der Blausäure mit Versuchen über ihre Verbindungen und Wirkungen auf den thierischen Organismus. Von *F. von Ittner*, Doct. der Mediz. Freyburg und Constanz in der Herderschen Buchhandlung. Ohne Jahrz. 8. VIII und 150 S.

Die Blausäure, womit sich die gegenwärtige Schrift beschäfftiget, ist ein so äusserst wichtiger Gegenstand, dass wir sogleich unsre Leser damit bekannt machen müssen. Der Verf. hat alles, was Beziehung auf die Erfindung der Blausäure, die Vorbereitung des Berliner Blaues zu chemischen Versuchen, die mannigfaltigen Verbindungen, welche die Blausäure mit Alkalien, Erden und Metallen eingeht, auf die Gegenwart der Blausäure in Pflanzen und endlich auf die Wirkung der Blausäure auf den thierischen Organismus hat, mit solcher Sorgfalt gesammelt, und mit so vielen eigenen Versuchen vermehrt, dass seine Schrift ein rühmlicher Beweis von dem auf diesen Gegenstand verwendeten Fleisse bleibt. Bey den Versuchen über die chemischen Eigenschaften gerieth er theils auf die Resultate seiner Vorgänger, theils aber auch auf ganz andre und neue. In Ansehung der Wirkungen der Blausäure auf den thierischen Organismus hatte der Verf. beynahe gar keinen Vorgänger, und doch ist die Untersuchung dieses Gegenstanges so wichtig, indem die Blausäure in Ansehung ihrer Wirkungen alle bekannte Narcotica übertrifft, und sicher in der Hand eines geübten Heilkünstlers eine Reihe der kräftigsten Arzneyen zu bilden im Stande ist.

Der Zufall hat, wie so viele andre wichtige Dinge, auch die Blausäure entdeckt. Dippel ist der erste, welcher von dieser seiner Erfindung in den Miscell. Berol. 1710. redet. Den ersten bedeutenden Schritt zur nähern Kenntniss dieser Säure hat Macquer gethan, und seine Theorie über die Entstehung des Berliner Blaues wurde beynahe von allen Scheidekünstlern seiner Zeit beyfällig angenommen. Es wurden wenig neue Versuche und diese blos in der Absicht angestellt, um mehrere Substanzen kennen zu lernen, welche die Eigenschaft besitzen, durch Behandlung mit Kali im Glühefeuer sogenannte Blutlauge zu liefern. Erst Scheele hat uns eine bestimmte Kenntniss der Natur der das Eisen blaufärbenden Substanz verschafft. — Der Name *Blausäure* ist unpassend: Hermbstädt nennt sie zootische Säure, die Franzosen aber preussische Säure.

Ausser der Thonerde, welche das Berlinerblau nach der Verschiedenheit seiner Feinheit in grösserer oder geringerer Menge enthält, ist es fast immer mit überschüssigem rothen Eisenoxyde, schwefel- kochsalz- und blausaurem Kali, oder mit kohlen- oder phosphorsaurem Kalk verunreinigt. Ausserdem wird es auch bisweilen absichtlich durch Mehl oder Stärke verfälscht. Diese Verfälschung zeigt sich durch den unverhältnissmässigen Verlust an Gewichte beym Ausglühen einer Probe, und durch die Erscheinung, dass es beym Kochen mit Wasser schleimig wird. Solche unreine oder verfälschte Sorten taugen zum chemischen Gebrauche nicht. In diesem Falle digerirt man das Berlinerblau am besten mit Salzsäure, und wäscht es alsdann hinreichend mit Wasser aus. Gewöhnlich ist auf zwey Theile Blau ein Theil mässig concentrirter Salzsäure hinreichend. Wenn man ein von Kalk freyes blausaures Eisen hat, so kann man sich einer in ökonomischer Hinsicht vortheilhaften Mischung von Schwefelsäure und salzsaurem Natron bedienen. Zu 3 Theilen fein gepülvertem Berlinerblau mische man zwey Theile salzsaures Natrum, und sechs Theile Wasser, und füge dem Gemenge noch einen Theil concentrirte Schwefelsäure zu. Diese wird sich mit dem Natrum verbinden, die

Salzsäure hingegen an die Thonerde und an das überschüssige Eisenoxyd des Berlinerblaues treten. Nach einer Digestion von ungefähr 24 Stunden süsse man den nun höchst dunkelblauen Rückstand zuerst mit kochendem, dann mit kaltem Wasser so lange aus, bis weder die salzsaure Baryt- noch die salpetersaure Silberauflösung von dem ablaufenden Wasser mehr getrübt wird.

Vier Unzen fein gepülvertes blausaures Eisenkali, in eine geräumige Retorte mit zwey Unzen nordhäuser, mit dem doppelten Gewichte Wasser verdünnter Schwefelsäure gethan, und mit einer Vorlage, worin vier Unzen destillirtes Wasser enthalten waren, versehen, wurden, nachdem alle Fugen genau mit Blase verklebt worden waren, so lange einem gelinden Feuer ausgesetzt, bis keine Flüssigkeit mehr überging. Die Blausäure findet sich in flüssiger Gestalt in der Vorlage, und verräth sich durch einen höchst erstickenden, den bittern Mandeln ähnlichen, doch zugleich etwas schwefelichten Geruch; sie treibt die salzsaure Barytauflösung und röthet das Lacmuspapier, ein Beweis, dass sie mit etwas zugleich mit übergegangener Schwefelsäure verunreinigt war, wovon sie durch ein nochmaliges Uebertreiben über gebrannte Talkerde leicht befreyet werden kann. Sie ist nun wasserhell und verändert weder die Lacmus- noch die Curcumätinctur; der Geruch ist auf eine schwer zu beschreibende Weise erstickend, den bittern Mandeln oder dem Kirschlorbeer ähnlich; der Geschmack anfangs fade, dann aber beissend und bitter; keine Auflösung irgend einer Erde oder eines Metalls; das salpetersaure Silber und Quecksilber ausgenommen, wird dadurch verändert; der Schwefel wird nie aus der wässerigen Lösung des Schwefelkalis niedergeschlagen; die geistige Seifenauflösung wird dadurch nicht im mindesten getrübt, welches gegen Scheele's Behauptung ist; endlich verschwindet durch ätzende Kalilösung der eigenthümliche Geruch der Blausäure plötzlich, wobey jedoch die alkalische Reaction gegen Pflanzenfarben gar nicht vermindert wird. Das Nämliche geschieht durch reines Natrum, Ammonium, Kalk, Baryt und Strontian. Eben diese Stoffe aber, in vollkommen kohlensaurem Zustande angewendet, bringen bey der Blausäure nicht die mindeste Veränderung hervor.

Ausser der angegebenen Methode, reine Blausäure zu erhalten, wird auch öfters die Scheelische angewendet. Beyde Bereitungsmethoden gewähren einen gleich günstigen Erfolg, jedoch ist die erstere in ökonomischer Hinsicht vortheilhafter, als die letztere. — Das blausaure Gas ist leicht entzündlich, und knallt, mit atmosphärischer Luft oder gar mit Sauerstoffgas vermischt, heftig. Entwickelt man es in einem Glase mit enger Mündung aus einer Mischung von Schwefelsäure und blausaurem Kali mittelst erhöhter Temperatur, und entzündet das Gas während dem Entweichen, so hält die gelblicht, blau und roth gemischte Flamme bis zur gänzlichen Zersetzung des blausauren Kali's an. Dieses Gas wird sowohl vom Wasser, als auch vom Alkohol in beträchtlicher Menge aufgenommen. Im erstern Falle lässt sich die Blausäure, ohne ihre Natur zu ändern, nicht lange aufbewahren, sondern verliert ihre wasserhelle Farbe, wird zuerst gelb, dann hellbraun, und setzt einen dunkelbraunen Satz ab. Je concentrirter die Säure ist, desto schneller geschieht diese Aenderung, das Glas mag noch so genau verschlossen und ganz vor dem Zutritte des Lichts bewahrt seyn. Der Verf. hat noch einige Irrthümer von Proust und Simon bey dieser Gelegenheit berichtigt und gibt sodann folgende Bestandtheile der Blausäure an: Kohlenstoff, Stickstoff und Wasserstoff. Weder Sauerstoff, noch Phosphor gehören zu den Bestandtheilen der Blausäure. — Clouet's Versuch, die durch die Analysis gefundenen Bestandtheile der Blausäure zur Zusammensetzung dieser Säure zu benutzen, gelingt nicht ohne Mühe und es scheint die starke Glühhitze der die Kohlen enthaltenden Porcellanröhre eine nothwendige Bedingung des Gelingens zu seyn.

Fourcroy's Methode, die Blausäure durch Uebergiessung des coagulirten Blutwassers mit mässig starker Salpetersäure zu erhalten, hat dem Verf. nicht so vortheilhaft, als die beyden andern Methoden, geschienen: er bekam wenig Blausäure, und bedurfte einer grossen Menge thierischen Stoffes und Salpetersäure, um nur einige Unzen mit blausaurem Gas vollkommen angeschwängertes Wasser oder Alkohol zu erhalten. — Dem Verf. misslangen alle Versuche, die Blausäure zu oxygeniren. — Die Verhältnisse der drey Bestandtheile der Blausäure zu einander sind schwer zu bestimmen: am besten möchte diese Untersuchung gelingen, wenn man eine genau abgewogene Menge von möglichst trocknem blausauren Gas in reinem Sauerstoffgas verbrennte und die Producte mit gehöriger Genauigkeit in Lavoisierschen Gasarten untersuchte. — Die vom Alkohol absorbirte Blausäure hält sich Jahrelang, ohne sich zu zersetzen. — Aetherische Oele nehmen das blausaure Gas ebenfalls, der Schwefeläther aber die grösste Menge davon auf. Zwey Quentchen rectificirten Schwefeläthers wurden in einem mit Schnee umgebenen Glase mit blausaurem Gas gesättigt. Die Verbindung ist ausnehmend flüchtig. Wenn das Glas, worin sie aufbewahrt wird, nur einige Zeit in der Hand gehalten und dann geöffnet wird, so entweicht das blausaure Gas, mit Aether verbunden, unter starkem Schäumen. Das Einathmen dieses Dampfes ist äusserst gefährlich. Fette Oele scheinen nur wenig davon aufzunehmen.

Die Verbindungen der Blausäure mit Alkalien haben folgende Eigenschaften, dass sie durch *alle* Säuren zersetzt werden; dass die Gegenwirkung der Basen gegen Pflanzenfarben bey ihnen nicht einmal vermindert, vielweniger aufgehoben; dass ihr Geschmack alkalisch, sogleich aber von einem bitter scharfen Kerngeschmack begleitet ist, und dass endlich ihre Auflösungen ohne Ausnahme bey anhaltendem Sieden zersetzt werden, die Basis kohlensauer zurückbleibt und dass sich zu gleicher Zeit Ammonium mit etwas noch unzersetzter Blausäure entbindet. Sie verlieren diese Eigenschaften völlig, wenn sie mit den blausauren Oxyden des Goldes, Silbers, Kupfers und des Eisens zusammen kommen. Ein Theil dieser Oxyde wird von ihnen wirklich aufgelöst, und es entstehen dreyfache Verbindungen, welche von den vorherigen binären gänzlich verschieden sind. Die mehresten der nun entstandenen regelmässig krystallisirten Salze haben ihre alkalische Reaction verloren, werden weder in der Siedhitze, noch selbst durch die schwächern Säuren zersetzt, und verhalten sich wie Neutralsalze. — Der Verf. gibt nun die von ihm befolgten, zum Theil eigenen Verfahren an, wie er sich blausaures Kali, Natrum und Ammonium, blausauren Kalk, blausauren Baryt, blausauren Strontian und blausaure Talkerde zubereitet, und fügt von jeder dieser Verbindungen die chemischen Eigenschaften bey. Da das blausaure Kali ein so gesuchtes Reagens auf Eisen ist, so darf man sich nicht wundern, dass die Scheidekünstler sich so viele Mühe gegeben haben, ein eisenfreyes blausaures Kali zu erhalten. Hr. v. J. geht einige der berühmtesten Methoden prüfend durch, z. B. die Richtersche und Hildebrandtsche. — Das blausaure Ammonium wird entweder nach Scheele's Methode durch die Destillation des in Wasser gelösten blausauren Eisenammoniums erhalten, wobey weisses blausaures Eisen zurückbleibt, und das Ammonium mit Blausäure verbunden in die Vorlage übergeht, oder er vermischt drey Theile salzsaures Ammonium und zwey Theile blausaures Eisenkali, wohlgepülvert, mit zehn Theilen Wasser, schlägt eine etwas grosse, mit einigem Wasser angefüllte Vorlage, die beständig mit nassen Tüchern kühl erhalten werden muss, vor und destillirt bey einer gelinden Siedhitze beynahe alle Flüssigkeit herüber. Allzulange darf man die Destillation nicht fortsetzen, um das blausaure, in der Retorte niedergeschlagene, Eisen nicht zu zersetzen, und das Uebergetriebene nicht zu verunreinigen. Das angegebene Verhältniss ist das vortheilhafteste. Wird das blausaure Ammonium aus trockenem blausauren Eisenkali und salzsaurem Ammonium entbunden, so entweicht es grösstentheils gasförmig, und muss unter Gefässen, die mit Quecksilber gefüllt sind, aufgefangen werden. Das flüssige, blausaure Ammonium besitzt einen durchdringenden Geruch, in welchem weder das Ammonium, noch die Blausäure zu verkennen sind, und eben so verhält sich der Geschmack. Durch Sieden wird es nicht zersetzt, indem es schon lange vor diesem Hitzgrade flüchtig ist. — Den blausauren Kalk befreyte er dadurch am leichtesten von dem überschüssigen Kalke, dass er dem durchgeseiheten blausauren Kalke so lange freye Blausäure zusezte, bis er eine Auflösung der salzsauren Talkerde nicht mehr trübte. Er krystallisirt sich nicht, denn kaum kommt die Flüssigkeit ins Kochen, so sondert sich höchst fein zertheilter kohlensaurer Kalk in solcher Menge ab, dass die Flüssigkeit in kurzer Zeit undurchsichtig weiss wird. Wenn das Ganze zur Trockne abgedampft ist, so findet man den blausauren Kalk grösstentheils zerlegt. Man muss ihn in sehr genau verschlossenen Gläsern aufbewahren, weil er die Kohlensäure sehr stark anzieht. — Blausaurer Baryt wird beym Sieden eben so zersetzt, als die blausauren Alkalien. Die nach dem Erkalten sich nebst dem kohlensauren Baryt noch findenden kleinen Krystalle von unzersetztem blausauren Baryt schienen dem Verf. tafelförmig zu seyn. — Die blausaure Talkerde kann man erhalten, wenn man eine Lösung des blausauren Kalks anhaltend mit kohlensaurer Talkerde schüttelt und dann filtrirt.

Unter den dreyfachen Verbindungen der Blausäure nimmt das *blausaure Eisenkali* den ersten Platz ein. Es ist diess eine Verbindung von Eisen auf dem Minimum seiner Oxydation mit Blausäure und Kali. Weder das Eisen- noch irgend ein andres Metalloxyd kann mit blausaurem Kali etc. in Verbindung treten, ohne vorher selbst im blausauren Zustande zu seyn. Der Verf. hat die beyden bekannten Methoden, blausaures Eisenkali zu verfertigen, beurtheilt, und mit einer dritten, weit leichtern vermehrt. Eine beliebige Menge durch Säure und Auswaschen gereinigtes, höchst fein gepülvertes Berlinerblau wird mit einer hinreichenden Menge Wasser bis zum Kochen erhitzt; sodann gepülverter ätzender Kalk in kleinen Mengen so lange, unter beständigem Umrühren, zugesetzt, bis die blaue Farbe gänzlich verschwunden ist; die Flüssigkeit durchgeseiht und der Rückstand noch einmal mit kochendem Wasser ausgewaschen. Den etwa in der Flüssigkeit noch vorhandenen freyen Kalk scheidet man dadurch ab, dass man die Flüssigkeit leicht bedeckt an einem Orte stehen lässt, dessen Atmosphäre Kohlensäure enthält: der freye Kalk scheidet sich als kohlensaurer ab. Der hellen Flüssigkeit wird nun eine Lösung des milden, aus dem sauren weinsteinsauren Kali durchs Verbrennen erhaltenen Kali's so lange zugesetzt, bis der letzte Tropfen keine Trübung mehr hervorbringt. Das Ganze wird zum Sieden erhitzt und durchgeseiht. Die Lauge wird langsam bis zum Krystallisations-Punkte abgedampft. Sollte das

blausaure Eisen, oder der blausaure Kalk etwas Schwefelsäure enthalten, so muss der blausaure Kalk erst bis zur Trockne abgedampft und in wenigem kalten Wasser wieder aufgelöst werden, wobey der schwefelsaure Kalk zurück bleibt. Die Krystallisationsform ist sehr verschieden. Der Verf. erhielt fast immer vierseitige Tafeln, zuweilen nähert es sich der Würfelgestalt. Ihre Farbe ist hellgelb und durchsichtig; ihr Geschmack ist süsslich gesalzen, nachher etwas bitter. Kochendes Wasser löst von diesem Salze mehr, als kaltes, Alkohol gar nichts auf. Es bestehen 100 Theile aus Krystallisationswasser 12, Kali 39, blausaurem Eisen 39 und aus Blausäure 11 Theilen. Die Bestandtheile sind fest mit einander verbunden; daher hat weder der Schwefelwasserstoff, noch die schwelwasserstoffen Alkalien einige Wirkung auf das in dem blausauren Eisenkali enthaltene Oxyd, und nur erst in der Glühhitze zerlegt es sich. Endlich handelt der Verf. auch noch von der Verfertigung des blausauren Eisenkalis zum technischen Gebrauche.

Blausaures Eisennatrum wird am füglichsten durch die Zersetzung des blausauren Eisenkalkes mit mildem Natrum erhalten. Um zu krystallisiren, fordert es eine starke Eindickung der Auflösung. Die Form der Krystallen ist unregelmässig und abweichend, ihre Farbe ist schwachgelblicht und gänzlich durchsichtig, ihr Geschmack ist sehr schwach salzig und etwas bitter. Hundert Theile dieses Salzes enthielten Krystallisationswasser 45, blausaures Eisen 24, Natrum 23 und Blausäure 8 Theile.

Blausaures Eisenammonium kann durch Schütteln einer Mischung von verdünntem ätzenden Ammonium und fein gepulvertem blausauren Eisen, oder wenn man blausauren Eisenkalk vorräthig hat, durch Fällen desselben mit mildem Ammonium erhalten werden. Seine Farbe ist gelblicht und sein Geruch ziemlich stark; sein Geschmack beissend und bitter.

Blausauren Eisenkalk erhält man am besten durch Kochen des ätzenden Kalks und blausauren Eisens im Wasser. Es wird so lange fein gepulvertes Blau hinzugesetzt, bis die letzten Portionen nicht mehr entfärbt werden. Der auf dem Filtrum zurückbleibende Rückstand wird noch einmal ausgewaschen und die Flüssigkeit bis zum beliebigen Grade abgedampft. Dieses Salz krystallisirt nicht, sondern muss bis zur Trockne abgedampft werden, wenn man es in fester Gestalt haben will. Seine Farbe ist gelb, und es zieht Feuchtigkeit aus der Luft an sich.

Blausaurer Eisenbaryt wird auf die vorige Weise bereitet, mit ätzendem Baryt, anstatt des ätzenden Kalks. Die Auflösung muss noch heiss filtrirt werden, weil sich beym Erkalten schon ein Theil blausaurer Eisenbaryt ausscheidet. Die Flüssigkeit wird dann noch weiter abgedampft. Dieses Neutralsalz ist ein gutes Mittel, die übrigen blausauren Eisensalze von ihrer etwa noch anklebenden Schwefelsäure zu befreyen. Um dasselbe in grössern Quantitäten zu bereiten, gibt der Verf. eine leichtere Verfahrungsart an.

Blausauren Eisenstrontian hat der Verf. nicht selbst zubereitet. Die *blausaure Eisenkalkerde* schiesst in kleinen tafelförmigen Krystallen an, die im Wasser leicht auflöslich sind, von selbst an der feuchten Luft zerfliessen und einen bitterlichen Geschmack besitzen.

Da die Scheidekünstler über das Verhalten der blausauren Eisenkalien zu den Auflösungen der *Thonerde* nicht einig sind, so stellte der Verf. sorgfältige Versuche hierüber an, aus welchen als Resultat hervorgeht, dass die thonerdigen Mittelsalze allerdings durch die blausauren Eisenalkalien zersetzt werden, dass aber nicht ein doppelter Umtausch der Basen Statt finde, sondern nur ein einfacher, indem die Schwefelsäure sich des Kali's des blausauren Eisensalzes bemächtige, die Thonerde hingegen nebst dem weissen, blausauren Eisen zu Boden falle, ohne sich mit der Blausäure verbinden zu können. Dieser Versuch erfordert, wenn die Mischungen kalt sind, oder eine niedrige Temperatur haben, einige Zeit; wird aber in eine siedende Auflösung von schwefelsaurer Thonerde ein blausaures Eisensalz gebracht, so erfolgt die Zerlegung sogleich.

Ueber die Verbindungen der Blausäure mit den Metallen hat der Verf. viele Versuche angestellt. Bey dem blausauren Silber bemerkt er, dass, wenn man nur die Blausäure einst wohlfeiler erhalten könnte, dieselbe das vorzüglichste Mittel wäre, chemisch reines Silber zu erhalten. Das blausaure Silber reducirt sich auch in gelinder Hitze, und man wäre folglich der so beschwerlichen Reduction, welche mit dem salzsauren Silber vorgenommen werden muss, überhoben. — Nach Proust und Scheele soll das blausaure Kupfer gelb gefärbt seyn; nach dem Verf. apfelgrün. — Alle blausauren Metalloxyde werden ohne Ausnahme in erhöhter Temperatur zersetzt; es bildet sich Ammonium, Kohlenoxydgas und Kohlensäure; das Oxyd bleibt, mehr oder weniger reducirt, mit etwas Kohle gemengt, zurück. Die Niederschläge, welche in den Metalllösungen durch die blausauren Eisenalkalien bewirkt werden, unterscheiden sich von den rein blausauren Metallen beträchtlich; sie besitzen beynahe alle eine ganz von diesen verschiedene Farbe und werden von den Säuren nicht leicht angegriffen; die Kalien entziehen den meisten die Blausäure und das in ihnen enthaltene blausaure Eisenoxydul, es regenerirt sich blausaures Eisenkali und das Oxyd bleibt

rein zurück. — Das blausaure Eisenkali ist eins der besten Mittel, den Kupfergehalt irgend einer Flüssigkeit zu entdecken. und das Ammonium steht ihm weit nach. In zwey Gläser, deren jedes 1 Pfund Wasser enthält, lasse man einen Tropfen reiner, stark verdünnter Kupferauflösung fallen. Schüttet man in das erste Glas etwas Ammonium, so wird selbst das geübteste Auge kaum einen bläulichen Schimmer entdecken können; aber einige Tropfen reiner blausauren Eisenkalilösung werden in dem andern Glase binnen einigen Secunden eine sehr bemerkbare karmosinrothe Farbe hervorbringen. — Das Berlinerblau muss als eine dreyfache Verbindung von Blausäure, von schwarzem und rothem Eisenoxyde angesehen werden, und die Fabricanten des Berlinerblaues hoben sich daraus die Regel zu abstrahiren, dass sie zur Präcipitation ihrer Blutlauge immer eine Eisenauflösung anwenden müssen, die noch nicht zum Maximum oxydirt ist. Nach Prousts und Grindels Beobachtungen entzündet sich der Rückstand, welcher bey Destillation des Berlinerblaues zurückbleibt und aus Kohle und reducirtem Eisen besteht, bey Berührung der atmosphärischen Luft; aber nach dem Verf. nie, wenn er ein reines, mit Säure und Wasser vollkommen ausgewaschenes blausaures Eisen anwendete, und er vermuthet daher mit Recht, dass dieser Erfolg wohl von Schwefelsäure oder schwefelsaurem Kali herrühren möge, welche dem käuflichen Berlinerblau meistens ankleben, und mit der Kohle einen Pyrophor bilden. — Unser Verf. tritt in Ansehung der Farbe des blausauren Eisenmanganes der Johnschen Meynung bey, dass die röthliche Farbe des Niederschlags von einem Kupfergehalte herrühre. Auf die nämliche Weise geht der Verf. die übrigen Metalle durch, und zieht aus seinen Versuchen das allgemeine Resultat, dass die meisten der blausauren Eisenmetalle in ihren Eigenschaften von den rein blausauren Metallen verschieden sind; dass die mehresten den Wirkungen der Säuren widerstehen, aber leicht durch Alkalien und in höherer Temperatur alle zersetzt werden.

Die Scheeleschen Versuche geben dem Verf. auch Gelegenheit, die dreyfachen Verbindungen zwischen Blausäure, Kali und Gold-, Silber- und Kupferoxyden zu untersuchen. Aus den angestellten Versuchen geht hervor, dass die auf diese Weise gebildeten dreyfachen Salze die Pflanzenfarben nicht verändern, regelmässig krystallisiren, durch Kohlensäure nicht zerlegt werden, und mit den Metalllösungen eigenthümliche Niederschläge geben. In Rücksicht des künftigen Zusammenhangs ihrer Bestandtheile verdienen sie ihren Platz neben dem blausauren Eisenkali einzunehmen, unter welchem sie jedoch wieder in anderer Hinsicht stehen. —

Der Streit, ob die Blausäure eine wahre Säure sey, liesse sich bald entscheiden, wenn man darüber einig wäre, ob Oxygenation, oder die Fähigkeit, Basen zu neutralisiren, den Charakter der Säuren bestimmte. Dass die Blausäure diese letztere Eigenschaft im hohen Grade besitze, ist bekannt. Mehrere Eigenschaften hat sie mit der Hydrothiansäure gemein, welche auch keinen Sauerstoff enthält, und in ihren Verbindungen mit den alkalischen Basen sogar der Kohlensäure nachsteht.

Hr. v. I. hat viele Versuche angestellt, um das Daseyn der Blausäure in Pflanzen darzuthun, welches zuerst Bohm und Schrader, beynahe zu gleicher Zeit, durch Versuche erwiesen. Bittere Mandeln, Kirschkerne und Pfirsichblätter lieferten destillirte Wasser und Oele, welche mit Kali und Eisenauflösung blausaures Eisen geben. Ob die erhaltene Blausäure durch die Wirkung der ätzenden Alkalien vielleicht erst erzeugt werde, oder als Educt anzusehen sey, war noch zu untersuchen, und die mit aller Vorsicht und Sachkenntniss angestellten Versuche bewiesen, dass das aus den bittern Mandeln und Pfirsichblättern gewonnene destillirte Wasser und Oel wirklich schon gebildete Blausäure enthalte. — Das ganze Geschlecht Prunus und Amygdalus scheint nicht ganz frey von einem blausauren Gehalte zu seyn. Ob auch in der Petersilie, welche Papageyen und andern Vögeln tödtlich ist, und ein schweres im Wasser zu Boden sinkendes Oel liefert, Blausäure enthalten seyn mag?

Die Wirkungen der Blausäure auf den thierischen Organismus sind fürchterlich. Der Verf. hat besonders Hunde dazu genommen, weil dieselben starke Gaben narkotischer Gifte ohne Nachtheil für ihr Leben vertragen. Einige Tropfen Blausäure verursachten in dem Augenblicke, wo sie in den Magen gebracht wurden, die fürchterlichsten Zuckungen. Koth und Harn gingen unwillkührlich ab, die Extremitäten waren steif, der Rachen weit aufgesperrt, die Respiration äusserst erschwert, die Inspiration war mit einem dem Röcheln eines Erstickenden ähnlichen Tone verbunden, die Augen starr, gegen das Licht empfindlich, das Gehör nicht mehr afficirbar, und nach einigen Stunden der Tod. Bey der Section fand sich der Magen und der Anfang der dünnen Gedärme leicht entzündet, die Leber und Milz schwarzblau und voll Blut, die Lungen blau, mit kleinen schwarzen Flecken gesprenkelt und voll Blut, die grosse Schlagader nebst der linken Herzkammer blutleer, die rechte nebst den Hauptvenenstämmen von Blut strotzend, das Blut nicht geronnen, sondern dicklicht flüssig, wie Oel, blauschwarz und klebricht. Noch schneller erfolgte die tödtliche Wirkung, wenn die nämliche Menge Blausäure unmittelbar ins Blut eingesprützt worden war. Die Erfolge waren die nämlichen,

welche *Fontana* von dem in die Venen eingesprützten Oel und Wasser des Kirschlorbeers anführt: die Gefässe der harten Hirnhaut, die Lungen, die Leber und Milz waren voll von schwarzem zähen Blute, desgleichen die Venen, hingegen die grössern Schlagadern waren gänzlich leer. — Die Ausdünstungen der Blausäure, besonders wenn sie mit Alkohol oder Schwefeläther verbunden worden ist, verursachen eine vorübergehende Betäubung und leichten Schwindel im Kopfe. Auch hat der Verf. öfter 4—5 Tropfen der verdünnten Blausäure, auf ein Stückchen Zucker getröpfelt, eingenommen. Betäubung im Kopfe, mit Begleitung von Schwindel, war die jedesmalige, bald erfolgende Wirkung. Aber als ein Gläschen voll mit blausaurem Gase angeschwängerten Aether von dem Verf. einmal in blosser Hand gehalten, und durch die Wärme derselbe zum Ueberlaufen und Verdünsten gebracht worden war, empfand er von den eingeathmeten Dämpfen starke Beklemmungen auf der Brust und erschwerte Respiration: nach Verlauf einer Viertelstunde befiel ihn heftiger, mit einer brennenden Hitze abwechselnder Frost, Betäubung im Kopfe und Schwindel; das Fieber dauerte ungefähr 12 Stunden, der anhaltende Schwindel mit Beklemmung und Mattigkeit wohl gegen 8 Tage, während welcher er das Bett hüten musste. Die ersten Tage hatte er ein nicht wohl zu beschreibendes Gefühl in der Milz, deren Lage und Ausdehnung er mit dem Finger so deutlich angeben konnte, als ob sie ausserhalb dem Körper läge. Nach Verlauf von 14 Tagen war er völlig hergestellt. Auch zwey andere Personen, welche bey jenem Unfalle zugegen waren, bekamen Schwindel, Hitze und Uebelkeiten, und mit Erbrechen endigte sich das Uebelbefinden.

Gegenmittel sind Kalien, aber nicht im vollkommenen kohlensauren Zustande, weil die Kohlensäure nicht von der Blausäure ausgetrieben werden kann; also gewöhnliche Pottasche, Salmiakgeist, Eau de Luce und im Nothfalle eine gewöhnliche Aschenlauge. Werden diese Mittel mit etwas Eisenvitriol versetzt, so werden sie noch wirksamer seyn. Sonderbar ist es, dass man über das Gegengift des Kirschlorbeers ehedem nicht mehr Untersuchungen angestellt hat. Mead's wichtiger Versuch, dass Salmiakgeist einen Hund, welcher durch Kirschlorbeerwasser dem Tode nahe gebracht worden war, rettete, ist nicht wiederholt worden. Fontana's Versuch mit trocknem Aetzkali und Kirschlorbeeröl scheint noch rectificirt werden zu müssen, ehe er Beweiskraft erhält. Schaub und Stammler entdeckten, dass Kirschlorbeerwasser, mit Kali vermischt, in den stärksten Gaben ohne Nachtheil verschluckt werden könne.

Wie wirkt die Blausäure auf den thierischen Organismus? In sofern dieselbe zu den narkotischen Mitteln gehört, und die Wirkungen dieser kohlenstoffwasserstoffhaltigen Substanzen mit dem beträchtlichen Kohlenstoffgehalte nicht immer im Verhältnisse stehen, scheint der beträchtliche Antheil des Stickstoffs, welcher zu den Bestandtheilen der Blausäure gehört, die ausserordentlichen und von den kohlenstoffwasserstoffhaltigen Substanzen so abweichenden Wirkungen auf den Organismus auszuüben. Die Blausäure ist das eigentliche Narcoticum; sie zeigt die reinsten narkotischen Wirkungen, und hebt die Sensibilität auf Kosten aller andern Functionen so hoch, dass bey etwas stärkern Gaben der schnellste Tod erfolgt. Der Kampf der Irritabilität gegen dieses ausserordentliche Steigen der Sensibilität äussert sich vergebens in den Convulsionen; das Odemholen versucht umsonst, das Blut zu oxydiren. Auch in geringern, länger fortgesetzten Gaben muss sie der Reproduction schädlich werden. — Die Blausäure lässt ausgezeichnete Wirkungen erwarten, welche in manchen Fällen jene des Opiums beyweitem übertreffen; und besonders hat sie diesen Vortheil, dass sie in jedem beliebigen Grade der Concentration erhalten werden kann. In Krämpfen wird die Blausäure gewiss günstige Erfolge hervorbringen: vorzüglich wären Versuche mit ihr beym Starrkrampfe wünschenswerth. — Sie ist das wahre Antidotum der Lunge, wie sich diess durch das beschwerliche Athemholen und durch die totale Desoxydation des Blutes zu erkennen gibt: sie musste daher bey der Phthisis pulmonalis sehr nützlich seyn. Kirschlorbeer ist daher in Holland gegen Lungenkrankheiten sehr häufig angewendet worden. Bey Milzanschwellungen, die keinem Mittel, selbst dem Eisen nicht weichen, hat das nämliche Mittel vorzügliche Dienste geleistet. Und Wechselfieber, welche der Fieberrinde hartnäckig widerstanden, wichen den bittern Mandeln. Die Thätigkeit der Leber muss, da dieses Organ der Milz und den Lungen entgegengesetzt ist, durch die Blausäure sehr erhöht werden. Cameron hat durch den Gebrauch des Kirschlorbeers sehr hartnäckige Leberverstopfungen öfters geheilt, und bey melancholischen Personen ist dieses Mittel, so wie auch bey atrabilarischen Constitutionen, von gutem Nutzen gewesen. Auch in mehrern Arten der Gelbsucht würde sich die Blausäure heilsam beweisen, wo nämlich die Leberfunction erniedrigt ist, und der Kohlenstoff des venösen Blutes, statt als Galle abgesondert zu werden, sich auf die Haut absetzt. — In allen solchen Krankheiten, welche durch ein Contagium entstehen, das stickstoffwasserstoffiger Natur ist, muss die Blausäure schädlich werden.

Wollte man die Blausäure als Arzney brauchen, so wäre es am schicklichsten, sie aus dem krystallisirten blausauren Eisenkali zu bereiten, so dass man aus 4 Theilen dieses Salzes acht Theile flüssige

Blausäure, auf die von dem Verf. näher bestimmte Art, erhielt. Die Gabe wäre Anfangs 6—8 Tropfen in 24 Stunden. Die 6—8 Tropfen müssten in 8 oder mehrere Dosen abgetheilt werden. Beym Gebrauche dieses Mittels müssen alle Substanzen, welche freyes Alkali enthalten, vermieden werden. Bey dringenden Fällen und bey fortgesetztem Gebrauche dieses Mittels kann mit der Gabe gesteigert werden.

Es sind nun die Einflüsse der chemischen Verbindungen der Blausäure auf den Organismus zu untersuchen übrig, welche für den denkenden Arzt ein weites Feld öffnen. Wir wünschen nur, dass diese Untersuchungen von Männern angestellt werden mögen, welche diesem so äusserst wichtigen Gegenstande vollkommen gewachsen sind; und indem sie den Arzneymittelvorrath mit neuen und kräftigen Arzneyen zu bereichern streben, auch zugleich die Wichtigkeit der ihnen anvertrauten Gesundheit ihrer Nebenmenschen berücksichtigen mögen.

PHILOSOPHIE.

Elementa philosophiae logicae (.) scholarum (Sch.) in usum conscripsit *Ern. Antonius Moebius.* Lemgoviae, e libraria Meyeriana, cIↃIↃcccx. 112 S. kl. 8. (8 Gr.)

Der Verfasser dieser Logik ist, nach der Unterschrift der Vorrede, Lehrer an dem Gymnasium zu Detmold. Da das Buch den beschränkten Zweck hat, Gymnasiasten zum Leitfaden bey ihrem ersten philosophischen Unterrichte zu dienen, so darf die Kritik gegen dasselbe in Hinsicht auf Wissenschaft nicht allzu streng seyn. Der Verf. schrieb es lateinisch, weil er meynt, dadurch das Studium der römischen Sprache selbst befördern zu können; sein Styl ist eben nicht der gefälligste und reinste, aber doch lesbar und ohne gröbere Sprachfehler. In der Logik selbst schliesst er sich vorzüglich an die *praecepta philosophiae logicae* von *Dan. Wyttenbach* an, und behandelt sie daher ganz nach der gewöhnlichen Weise. Wir wollen mit ihm darüber in pädagogischer Hinsicht nicht rechten, ob wir gleich überzeugt sind, dass durch den Vortrag der Logik in dieser dürren, geistarmen Gestalt der jugendliche Geist in keinem Falle geweckt und für höhere Wissenschaft empfänglich gemacht werden könne. Zum Beweise, wie trocken und ohne Hinweisung auf das innere Wesen der geistigen Natur der Verf. seine Logik behandelt, stehe hier der 11te §.

De intellectu.

Intellectus est facultas cogitandi. Cogitare vero nihil aliud est, quam, quomodo plures informationes seu formae in una sint conjungendae, vel separandae, perspicere. Cogitatio igitur formas rerum, quae menti obversantur, complectitur, atque est materia, in qua Logica versatur.

Inde consequitur, materiam a forma cogitationum cogitando esse distinguendam. *Materia* est varietas informationum atque formarum, quam cogitando in unam includimus ideam. *Forma* est conjunctio harum informationum, quatenus illud non nisi solo mentis auxilio fit. Ita v. c. ex hisce individuis, *platanus*, *abies*, *cerasus*, *fagus*, similitudo *arboris* colligitur atque una forma comprehenditur, quam tute communi nomine arborem vocare soles. Sin autem plurium formarum similitudinem, ut *arboris* et *fruticis*, una idea complexus fueris, ideam *plantae* efficies, quae *genus* omnium arborum et fruticum appellatur. Sed quum cogitandi materies et forma sola cogitandi notione nondum sit definita, de harum differentia consideratur in Logica, quae nulla alia est scientia, quam quae ex cogitandi notione hauritur.

Auch von fehlerhaften Behauptungen und Ansichten ist diese Logik nicht frey. Unbestimmte Ausdrücke lassen sich schon in dem mitgetheilten §. mehrere auffinden. Weiter aber heisst es §. 6.: „intellectus non est res, quae in sensus cadit. Hinc notio eius est notio pura, cet.“ allein theils gibt es eine Wahrnehmung der Verstandesthätigkeit durch den innern Sinn, theils ist auch nicht jeder Begriff eines unsinnlichen Gegenstandes deswegen ein reiner, noch die Wissenschaft, welche sich damit beschäftiget, eine reine Wissenschaft zu nennen. Aus demselben Grunde ist es falsch, dass nach §. 9. nur der angewandte Theil der Logik sich auf die Psychologie gründe, der reine Theil aber oder der analytische nicht. Woher möchte dieser seine Lehren sonst nehmen, wenn nicht aus innerer Erfahrung und Selbstbeobachtung? und welche Psychologie müsste es seyn, aus welcher sich nur die Quellen des Irrthums, die Mängel und Vollkommenheiten des Gedächtnisses u. s. w. erkennen liessen, und nicht auch die Natur des Denkens und sein Verhältniss zu andern Arten des Vorstellens überhaupt? — In dem, was der Vf. §. 13. von den Principien der Identität und des Widerspruchs sagt, ist von eigentlichem *Principe* keine Spur, sondern es bleibt bey dem tautologischen Satze: was sich widerspricht, lässt sich nicht denken. Für das princ. exclusi medii ist gar die Formel noch beybehalten: „inter esse et non esse nil est medium.“ — Die logische Wahrheit wird §. 22. zuerst in die innere Uebereinstimmung der Merkmale, gleich darauf aber in die Uebereinstimmung derselben mit den Objecten der Empfindung gesetzt. — Dass das dictum de omni et nullo als Princip der Schlüsse aufgestellt wird, mag hin-

gehen, da der Verf. der scholastischen Lehre von den vier Figuren treu bleibt. Aber eben dann ist es falsch, §. 40., dass der Untersatz immer bejahend seyn müsse; und noch weniger sehen wir ein, wie der Vf. schreiben konnte, dass der Schlusssatz und Obersatz immer einerley Qualität haben. — So liessen sich leicht mehrere Ausstellungen machen, z. B. wenn es von Plato heisst, er habe *summum momentum philosophiae* in die Dialektik gesetzt. Am auffallendsten aber unter allen ist es dem Rec. gewesen, dass in dieser Logik die Lehrstücke von der Conversion und Contraposition, von den unmittelbaren Schlüssen, so wie von mehreren zusammengesetzten, ja sogar, — Rec. traute anfangs seinen eignen Augen nicht, — die Lehren von der Definition und der Eintheilung, *gänzlich fehlen*. Der sogenannte angewandte Theil ist, wie er sich hier findet, für die Logik heterogen, und dabey höchst trivial bearbeitet.

Aphorismen für Denker. (Mit dem Motto): „Le secret d'ennuyer est celui de tout dire." Voltaire. (Und auf der Kehrseite: „Nicht immer die Gelehrtesten sind die Leute, die die neuesten Ideen haben;" aus Lichtenbergs verm. Schriften.) 1809, (ohne Druckort und Verlagshandl.) 55 S. kl. 8. (6 Gr.)

Ein Gewinn für die Wissenschaft ist die Erscheinung dieser Bogen nicht, und sie hätten wohl ungedruckt bleiben können. Wenn die Absicht des uns unbekannten Verfs. war, „nicht Andere zu belehren, sondern selbst noch besser belehrt zu werden," so konnte er seinen Zweck durch Mittheilung seiner Handschrift in irgend einem Kreise gebildeter Aerzte und Psychologen eben so vollständig erreichen. Da der Verf. es indessen redlich zu meynen scheint, so wollen wir ihm, seinem Wunsche gemäss, „frey und ohne Vorurtheil für Altes oder für Neues beurtheilt zu werden," unser Urtheil über seine hier dargelegten Ansichten nicht vorenthalten.

Das erste Fragment handelt von den Begriffen der Gesundheit, Krankheit und Heilung. Wir halten die Ansichten des Vfs. für richtig in praktischer Hinsicht, und loben es, dass er selbst zu denken und keinem Systeme sclavisch ergeben zu seyn scheinet. Allein seine Grundbegriffe von animalischer Natur und Organisation sind noch nicht geläutert genug, und müssen freyer werden von der Atomistik, welche er aus seiner Schule mitgebracht zu haben scheinet. *Justa cohaesio interna cujuslibet partis, et omnium partium inter se* ist keinesweges der Ausdruck für die ganze Naturkraft des organisirten Körpers, sondern nur für die äussere Erscheinung derselben in ihrem Normalzustande; das Wort „*interna*" steht überdiess müssig, denn alle Cohäsion ist eigentlich eine äussere, und wenn der Verf. damit die innere Thätigkeit bezeichnen wollte, so durfte er seine Erklärung nicht auf das Verhältniss der *Theile* zu einander beschränken, welche nur das Product der innern selbstthätigen Kraft sind, aber die eigenthümliche Beschaffenheit derselben weder durch die Cohäsion allein, noch auch überhaupt zur Genüge für den Physiologen, zu erkennen geben. — Das ist aber eben der Geist wahrer Naturwissenschaft, dass man das Aeussere als schlechthin bedingt durch das Innere erkenne. Wo man bey der Betrachtung des Aeusseren stehen bleibt, da ist man noch nicht durchgedrungen; wo aus dem Aeussern, als solchem, erklärt wird, da herrscht die Atomistik vor; beydes scheint noch bey dem Vf. der Fall zu seyn.

Das zweyte Fragment betrifft zunächst die Freyheit des Geistes. Wir müssen dabey das über die atomistische Ansicht der Dinge Angedeutete wiederholen. Der Vf. erklärt sich die Möglichkeit freyer Handlungen aus der in dem Menschen bestehenden Verbindung zweyer Substanzen, der materiellen und der immateriellen. Durch diesen Dualismus wird die in dem Begriffe der Freyheit liegende Schwierigkeit nun weiter hinausgeschoben, nicht gehoben; denn das Daseyn dessen, was man sich *nach jenem Systeme* unter immaterieller Substanz zu denken meynet, ist eben so unerweislich, als seine Verbindung mit der angeblich materiellen Substanz unbegreiflich bleibt. Auch streitet die in jenem Systeme ganz consequente Behauptung, dass die Seele nur das Gute, nicht aber das Böse, mit Freyheit thue, offenbar gegen die Aussprüche des Gewissens, welches in Zuerkennung der *Schuld* bey bösen Handlungen wenigstens eben so streng gegen uns ist, als bey Ertheilung eines etwanigen Verdienstes nach einer guten That. Ueberdiess scheint der Vf. das, was eigentl. *Natur* des Geistes (im engeren Sinne des Wortes) ist, ganz unbeachtet gelassen zu haben; die Betrachtung desselben würde ihn überzeugen, dass auch in der (nach seinem Ausdrucke) immateriellen Substanz wahre Natur, so wie in der materiellen, sey, und dass also das Problem, die Freyheit zu retten, ganz ohne Rücksicht auf die körperliche Natur des Menschen aufgestellt und gelöst werden müsse.

Charakteristisch für die, nach unserm Urtheile irrige, Vorstellung des Vfs. von dem wahren Wesen der geistigen Natur ist noch diess, dass er das *Selbstbewusstseyn* als das *wichtigste* Prädicat des *vernünftigen* Geschöpfes betrachtet. Das Selbstbewusstseyn ist für die Vernunft nur ein Mittel zum Zwecke, u. die Freyheit wurzelt in ihm keinesweges. Die Vollkommenheit des Selbstbewusstseyns involvirt daher eben so wenig die vollständige Erkenntniss der Dinge, als sie mit Sicherheit zu der wahren Weisheit des Lebens hinführet. Um aber hierin klarer zu sehen, wird sich der Verf. von einem gewissen halbverstandenen Kantianismus, von der Meynung, dass die Seele, getrennt vom Körper, die Dinge an sich kennen lernen werde u. dergl., vor allen Dingen erst frey machen müssen.

NEUE

LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

126. Stück, den 19. October 1810.

REISEBESCHREIBUNG.

Lettres écrites en Allemagne, en Prusse et en Pologne dans les années 1805. 6. 7. et 8, contenant des recherches statistiques, historiques, litéraires, physiques et médicales; Avec des détails sur les monumens publics, les usages particuliers des habitans, les établissemens utiles, les curieusités, les savans et leurs decouvertes etc. ainsi que des notices sur divers hôpitaux militaires de l'armée et des fragmens pour servir à l'histoire de la dernière campagne par *Jean Phil. Graffenauer*, M. D. ancien médecin de la grande armée etc. etc. à Paris et Strasbourg, chez König, 1809. 8. Pag. X et 314.

Der Verf., welcher im October 1805 als Feldarzt bey der grossen französischen Armee angestellt wurde, hatte Gelegenheit, mit dem Corps, bey welchem er engagirt war, Würzburg, Hessen, Hannover, Hamburg, Meckleuburg, Pommern, Preussen, Litthauen bis an die Ufer des Niemen, einen Theil von Polen zu durchreisen, und bey dieser Gelegenheit einige statistische, historische, literärische und medicinische Bemerkungen zu machen, welche er hier in Briefform bekannt macht.

Der *erste* Brief beschäftiget sich mit den würtembergischen Landen, ihrer glücklichen Lage, Fruchtbarkeit und ihren Erzeugnissen. Besonders weitläufig ist der Vf. mit der Beschreibung von Stuttgard. Das neue Schloss, welches im J. 1746 von einem Italiäner, Leop. Retti, angefangen worden ist, hat grosse und reich decorirte Zimmer. In der Nähe befindet sich der Opernsaal, in welchem aber, wegen seiner bedeutenden Grösse, nur grosse Stücke aufgeführt werden. Das königliche Naturalienkabinet, welches in dem alten Schlosse aufgestellt ist, besitzt eine schöne Suite von norwegischen gewachsenen Silberstufen, welche der Herzog Carl von dem Könige von Dänemark als Geschenk erhielt, und deren Werth man auf einige tausend Ducaten schätzt. Die Goldstufen sind unbedeutend. Von mehrerem Werthe ist die Folge von isländischen Zeolithen und Chalcedonen, und von norwegischem Coccolith und Arendalith. Die grösste Aufmerksamkeit des Naturforschers verdient die Sammlung von Versteinerungen und fossilen Knochen, wovon die neuesten 1805 aufgefunden sind. Unter andern ein Elephantenzahn von sieben Fuss Länge und sieben Zoll im Durchmesser, Schenkelknochen, deren Köpfe acht Zolle im Durchmesser halten u. s. w. Ein versteinerter Fötus, welcher 46 Jahre in einer Muttertrompete gelegen hat; die Frau, der dieser Fötus ausgeschnitten wurde, ist nachher noch zweymal niedergekommen, und im 96sten Jahre gestorben. Von der königl. Bibliothek, der Bildhauer- und Malerakademie, einigen Gelehrten und Künstlern in Stuttgard einige Worte.

Im *zweyten* Briefe beschreibt der Verf. die Umgebungen Stuttgards, besonders Ludwigsburg, seine Gärten, und das hier dem Minister Grafen Zeppelin von dem Könige errichtete Grabmal, welches aus Anhydrit bestand, der aber der Verwitterung unterworfen ist, und daher im J. 1808 mit einer dauerhaftern Steinart vertauscht werden musste. Ueber der Thür zu dem Tempel, welchen das Grabmal vorstellt, liest man die Worte: *Dem vorangegangenen Freunde*, und weiterhin: *Die der Tod getrennt, vereinigt das Grab*. In der Mitte des Tempels ruht auf einem Piedestal von polirtem Granit ein schwarzmarmorner Sarkophag, vor welchem eine weinende weibliche Figur, die sich an den Sarkophag lehnt, steht: sie ist aus weissem cararischen Marmor. Das Portrait des Grafen ist am Relief, der Thüre gerade gegenüber, in der Wand angebracht. — Das Lustschloss Mon Repos ist in einer Niederung gelegen und mit vielem ste-

benden Wasser umgeben, weswegen man für die Gesundheit des Königs besorgt ist. — Die Festung Asperg erinnert an den unglücklichen Schubart, welcher hier in einem scheusslichen unterirdischen Kerker 377 Tage schmachtete, und seine Klagen mit wenigen, aber herzergreifenden Worten in die Mauer eingrub.

Der *dritte* Brief ist der Beschreibung der Solitüde vorzüglich gewidmet, in deren Pferdeställen das erste französische Militärspital errichtet wurde, an welchem der Verf. als Arzt angestellt war. Das Schloss, von welchem man eine grosse und malerische Aussicht hat, (denn bey heiterem Wetter kann man zehn bis zwölf Meilen weit sehen), ist von einem französischen Baumeister, Guebieres, erbauet. Da der jetzige König dieses Lustschloss und Hohenheim, welche beyde von dem Herzog Karl so sehr geliebt wurden, vernachlässiget, so sind keine Meubeln mehr da, und blos der Plan der Stadt Venedig, en Relief, welchen der Doge dem Herzog Karl, der sich lange dort aufgehalten, zum Geschenke gemacht hatte, befindet sich noch dort. Die Summen sind ungeheuer, welche die Erbauung dieses Schlosses gekostet hat, und jetzt fällt es entweder in Ruinen, oder Theile desselben werden abgetragen, und die Materialien anderwärts benutzt. Diess letztere ist der Fall mit den Pferdeställen, welche im Jahr 1807 abgetragen und in Stuttgard in der Königestrasse wieder aufgebauet worden sind. Das Gebäude war für 304 Pferde eingerichtet. Bekanntlich hatte Schillers Vater die Aufsicht über die Solitude. Das Wasser wird durch eine hydraulische, von Menschen in Bewegung gesetzte Maschine 140 Fuss hoch gehoben. — Hohenheim.

Im *vierten* Briefe kommt die Beschreibung des Spitals vor. Die Betten befanden sich auf beyden Seiten des Saales in den Abtheilungen, worin ehedem die Pferde standen. Jeder Kranke hatte folglich sein eignes Zimmer, und war von dem andern durch eine niedrige Scheidewand getrennt. Die Säle sind hoch, von zwey Seiten erleuchtet, nicht sehr tief, aber dafür desto länger. Der grosse Saal kann auf 200 Kranke fassen. Die Lage dieses Spitals war sehr gesund, und es darf uns daher nicht wundern, dass von 591 Kranken, die sich im November und December 1805 hier befanden, nur 13 theils an Fieberkrankheiten, theils an Wunden starben. In den beyden folgenden Monaten entstanden typhöse Fieber, faulige Ruhren, bösartige Brustentzündungen und andere Krankheiten, welche durch die russischen und österreichischen Kriegsgefangenen, womit das Spital überhäuft wurde, veranlasst worden waren. Die Krankheit, welche viel Schaden anrichtete, fing mit Schwindel, Kopfschmerzen, Einschlafen der Glieder und Müdigkeit an; das Odemholen war beengt, die Lippen blass, die Zunge unrein. Nach 2 — 3 Tagen, wo noch kein Fieber zugegen war, fing der Puls an klein, aber schnell zu gehen, und Leibschmerzen und Durchfall stellten sich ein; die Zunge und die Lippen wurden roth und trocken, und die letztern belegten sich mit Borken; die Haut war ebenfalls trocken und brennend heiss; der Kranke klagte über einen unauslöschlichen Durst, über einen gänzlichen Mangel an Appetit und unruhigen Schlaf, welcher durch Träume sehr unterbrochen wurde. Die Müdigkeit vermehrte sich, das Auge wurde matt, roth, thränend und lag tief in der Augenhöhle. Das Fieber wurde, ohne merklichen Nachlass, heftiger, die Stühle häufiger, und erfolgten oft, ohne dass der Kranke etwas davon wusste. Häufig kamen Zuckungen in den Gesichtsmuskeln und Flechsenspringen. In der dritten Periode war die Kraftlosigkeit ausserordentlich stark, der Stuhlgang wurde blutig und der Tod erfolgte oft unvermuthet schnell. Die Krankheit endigte sich bey einigen nach sieben bis acht Tagen, bey andern später; nach dem ein und zwanzigsten Tage war gewöhnlich die Todesgefahr vorüber. Das Nachlassen des Durchfalls war das erste gute Zeichen der anfangenden Besserung. — Die vorzüglichste Heilanzeige bestand in der Erhaltung und Stärkung der Kräfte: wenn gastrische Symptomen zugegen waren, leistete ein Brechmittel die herrlichsten Dienste. Im Verlaufe der Krankheit waren flüchtige Reizmittel von besonderm Nutzen. Am meisten leistete der Wein. Die Russen bekamen mit Honig versetzten Alkohol. Ausser jenen innern Mitteln spielten bey der Cur Einreibungen von Kamphersalbe, geistige Fomentationen des Unterleibes, erweichende oder besänftigende Klystiere, Senfpflaster auf die Waden u. s. w. eine grosse Rolle. Diese Krankheit herrschte überall, wo jene Kriegsgefangenen durchzogen oder verweilten, epidemisch.

Um die Ansteckung zu verhüten und das Miasma zu zerstören, fand der Verf. nichts wirksamer, als die Morveauschen Räucherungen. Nur solche Personen, welche schwindsüchtig oder überhaupt mit Brustkrankheiten beschwert waren, konnten diese Räucherungen nicht, ohne stark zu husten, vertragen. Ausser diesem Mittel liess der Verf. auf einem grossen, vom Spitale entfernten Platze die Effecten der Verstorbenen und die Strohsäcke, worauf sie gestorben waren, verbrennen. Alle Personen, welche dabey beschäftigt waren, wurden angesteckt. In den Monaten März, April und May waren Wechselfieber vorzüglich gemein. — Die einfachen, sporadischen Frühlings - Wechselfieber können während der ersten acht Anfälle, bey Beobachtung eines schicklichen Regime, der Natur überlassen, aber die endemischen oder epidemischen müssen so schnell als möglich, d. h. zwischen dem dritten und vierten Anfalle, unterdrückt werden. —

Der Verf. hat von zwey Quentchen der Tinctur des rothen Fingerhutes, welche er zu sechs Unzen eines leichten Aufgusses des Baldrians that, und wovon er alle Stunden in fieberfreyen Zeiten einen Esslöffel voll nehmen liess, in dreytägigen und doppeltdreytägigen Fiebern den besten Nutzen gesehen. Die Anfälle werden immer schwächer, endlich fühlen die Kranken blos noch ein leichtes Frösteln im Rücken. Ehe man die Kranken für vollkommen geheilt entlassen kann, müssen sie noch einige Tage Gebrauch von bittern Mitteln machen. Am 8ten Oct. 1806, wo das Militärspital aufgehoben wurde, befanden sich nur noch 24 Kranke in demselben, wovon die mehresten, für den Dienst unbrauchbar, nach Frankreich geschafft wurden.

Im Sommer 1806 wurde die Vaccination aller bey der grossen Armee befindlichen Individuen, welche die Blattern noch nicht gehabt hatten, vorgenommen. In dem grossen Militärspitale zu Passau war ein kleiner Saal bestimmt, um von jedem Bataillon oder Escadron zwey Individuen aufzunehmen; sie wurden hier vaccinirt, und wenn man sah, dass die Impfung gelungen war, zu ihren Regimentern geschickt, um dort die Materie zu weitern Impfungen herzugeben. Vor der Mitte des Julius waren schon 753 mit glücklichem Erfolge vaccinirt worden.

Im *sechsten* Briefe wird die malerische Lage von Würzburg, die Stadt selbst, die Brücke über den Main, das grossherzogliche Schloss, die Gärten, die Kathedralkirche, das Theater, die Universität, das Kabinet der Naturgeschichte, das physikalische Kabinet und das Juliusspital beschrieben.

Im *siebenten* Briefe beschreibt der Verf. seine Reise nach Lüneburg, über Hanau, Frankfurt, Marburg, Cassel. Hier geht er ein wenig in die Beschreibung der Merkwürdigkeiten dieser Stadt und ihrer Umgebungen. Von Cassel durchfliegt er Minden, Göttingen, Einbeck, Hannover, wo er etwas über das Leibnitzische Monument, das königliche Schloss, die Veterinärschule, das Grabmal des berühmten Botanikers Ehrhardts, den Garten zu Herrenhausen und über Wendland sagt, und Zelle, wo blos das Monument der Mathilde, welches die Einwohner dieser Stadt dieser unglücklichen Prinzessin in dem königl. Garten, welcher zur öffentlichen Promenade dient, errichtet haben, mit zwey Worten erwähnt worden ist.

Im *achten* Briefe kommt Einiges von Lüneburg und dem durch seine schönen Boraciten, welche dort bis jetzt allein gefunden worden sind, berühmten Kalkberg vor. Sonst kannte man dieses Fossil unter dem Namen des Würfelspathes, bis Westrumb durch seine Analyse bewies, dass Boraxsäure, Talk-, Kalk- und Alaunerde, Eisenoxyd und Kieselerde die Bestandtheile dieses Fossils ausmachen. Der Apotheker Backhaus in Lüneburg besitzt eine vortreffliche Sammlung dieser Boraciten; unter diesen den grössten Krystall dieser Art, welcher von der Grösse einer kleinen Nuss ist. — Das Militärspital, welches in Lüneburg in dem Schulgebäude errichtet wurde, konnte nur 120 Betten fassen, und hatte noch den Nachtheil, dass keine Abtritte in dem Hause waren. Es kamen keine merkwürdigen Fälle darin vor.

Der *neunte* Brief beschäftigt sich mit Hamburg. Im Krankenhofe sah der Verf. eine 32jährige Frau, die in einem Anfalle von Hysterie im J. 1802 ein Päckchen Nähnadeln, ohne damals eine nachtheilige Folge davon zu empfinden, verschluckt hatte. Am 1. Jul. 1806 kam sie wegen einer skirrhösen Verhärtung in der rechten Brust ins Krankenhaus. Auf den Gebrauch erweichender Breyumschläge wurde die Härte weicher, und man zog am 12. Jul. eine Nadel, am 18. zwey andre, und bis zum 9. Dec. noch 9 andere heraus. Sie hat sich nie über Leibschmerzen beschwert. — Einige Nachrichten von dem D. Reimarus, und von Klopstocks Leichenbegängnisse und seinem Grabmale zu Ottensee.

Der *zehnte* Brief beschreibt die Reise nach Anclam, theilt allgemeine Bemerkungen über das Herzogthum Mecklenburg mit, redet von Boitzenburg, Schwerin mit seiner malerischen Lage und dem herzoglichen Schloss, Bützow, Rostock, der dortigen Universität, der Belagerung von Stralsund u. s. w.

Im *elften* Briefe liest man die Beschreibung des dritten Militärspitals, welches das achte Armeecorps während der Belagerung von Stralsund zu Dargum einrichtete. Es war Anfangs nur auf 300 Kranke berechnet, aber in der Folge befanden sich 500 und darüber darin, welche mehrentheils an Fiebern litten. Den 21. März befanden sich 515 Kranke dort, wovon 370 an Fiebern, 60 an Verwundungen, 45 an der Krätze, und 38 an der Lustseuche litten. Die Sterblichkeit war sehr gering. Die Witterung war äusserst unbeständig, und daher war Unterdrückung der unmerklichen Ausdünstung an der Tagesordnung, und mithin alle aus dieser Quelle entspringende Uebel, z. B. Rheumatismen, Halsbeschwerden, und besonders unechter Seitenstich. Der Verf. wendete in diesem Spitale den Calmus häufig gegen hitzige asthenische Krankheiten an. Am Ende dieses Briefes eifert der Verf. noch gegen die Gewohnheit, eben Verstorbene sogleich zu entkleiden, und sie so in ein Gewölbe oder an einen feuchten und kalten Ort zu stellen, wo, wenn noch ein Funken Leben in ihnen wäre, derselbe rein verlöschen müsste.

Aus dem *zwölften* Briefe, welcher die anfänglichen siegreichen Fortschritte der Schweden, ihre Wegnahme von 24 mit Reis beladenen Wagen,

welche für die grosse Armee in Polen bestimmt waren, die Plünderung von dem Militärspitale in Dargun u. s. w. beschränkt, zeichnen wir blos die sehr gerechten Wünsche des Verf. aus, dass alle kriegführenden Mächte die Militärspitäler für neutral erklären möchten.

Im *dreyzehnten* Briefe liesst man vorzüglich die kurze, aber höchst traurige Beschreibung von den durch die letzte Belagerung in Danzig angerichteten Verwüstungen mit Antheil: von 23000 Mann, welche die preussische Garnison ausmachten, waren bey der Uebergabe nur noch 7000 übrig; 700 Häuser waren ganz zerstört, über 2000 andre mehr oder minder beschädiget, das Pflaster der vornehmsten Strassen aufgerissen. Auf der Motlau, welche durch die Stadt fliesst, sah man die Fahrzeuge noch, welche mit sehr dicken Baumstämmen queerüberlegt, und überdem noch dick mit Erde und Dünger bedeckt worden waren, und worein sich viele Kaufmanns-Familien während der Belagerung geflüchtet hatten.

Der *vierzehnte* Brief bringt noch mehrere Nachrichten über Danzig bey. Die dortige Gesellschaft der Naturforscher hat von Banks und und Solander eine Sammlung otaheitischer und neuseeländischer Instrumente, Geräthschaften, Meubeln, Kleidungsstücken, Waffen u. s. w. erhalten, weswegen beyden Gelehrten ein Denkmal der Dankbarkeit in diesem Kabinette von der Gesellschaft errichtet worden ist. Ausser dieser Sammlung besitzt diese Gesellschaft noch eine scientifisch wichtigere, eine von dem berühmten Ornithologen Klein angelegte Sammlung der skelettirten Füsse und Köpfe aller bekannten Vögel. Unter den Mineralien ist ein Stück gewachsen Eisen, welches 1 Pf. 2 Unzen 7 Quentchen wiegt. — Der Bernstein beschäftigt in Danzig viele Künstler, und der Handel damit war sonst besonders stark in die Levante. In kochendem Baumöle erweicht sich der Bernstein. Sollte es nicht vielleicht möglich seyn, ihn in diesem Zustande in Formen zu bringen? Denn man behauptet, dass einige Künstler das Geheimniss besässen, den Bernstein, ohne seiner Schönheit den geringsten Eintrag zu thun, zu schmelzen. Die Bernstein-Fischerey wird am besten nach heftigen Nord- oder Nordwestwinden unternommen. In Preussen gehört dieselbe bekanntlich zu den Regalien, und trägt jährlich über 17000 Thaler ein.

Aus dem *funfzehnten* Briefe zeichnen wir blos aus, dass Napoleon, als drey Meilen von Preussisch-Eylau bey einem protestantischen Prediger das Hauptquartier war, in ein zufällig offen daliegendes Stammbuch folgende Worte geschrieben hatte: Asyle délicieux de la paix et de la tranquillité! pourquoi faut-il que tu deviennes le théâtre des horreurs de la guerre?

Im *siebzehnten* Briefe ist die Beschreibung der Zusammenkunft des französischen und russischen Kaisers auf dem Niemen enthalten.

Der *achtzehnte* Brief enthält die Reise des Vf. durch Pohlen, und wiederholt das so oft uns schon vorgehaltene Bild von der unglücklichen Lage des grössten Theils seiner Einwohner, der über alle Vorstellung gehenden Unreinlichkeit derselben, der allgemeinen Verbreitung der Juden durch alle Gewerbe u. s. w. — Ueber den Weichselzopf. Die Meynung, dass derselbe venerischen Ursprungs sey, scheint dem Verf. darum nicht annehmbar, weil diese endemische Krankheit zwey Jahrhunderte vor der Erscheinung der Lustseuche, nach dem zweyten Einfalle der Tartaren, entstand.

Aus dem *neunzehnten* Briefe zeichnen wir blos die galvanischen Versuche, welche der Oberforstmeister Köhler zu Rhein mit Pflanzen angestellt hat, und seine Entdeckung eines Mineralwassers, welches freye Flusspathsäure enthält, aus. Der Vf. sah mehrere gläserne Flaschen, in welchen dieses Wasser eine Zeitlang gestanden hatte, und die dadurch an ihrer innern Oberfläche angegriffen waren. Er glaubt, dass die Gegend um Lyck vielleicht viele fossile Knochen enthalte, in welchen Klaproth Flusspathsäure entdeckt hat, und dass jenes Mineralwasser über diese Knochen wegfliesse, und diese Säure in sich aufnehme.

Der *zwanzigste* und die zwey folgenden Briefe beschäftigen sich mit Berlin, der *drey und zwanzigste* mit Charlottenburg, Potsdam und Sans-Souci. Die Gegenstände, womit der Verf. seinen Freund unterhält, sind zu bekannt, als dass wir uns dabey aufhalten könnten.

Im *vier und zwanzigsten* Briefe, wo von Spandau die Rede ist, wird eines erfinderischen Mannes, Thiele, gedacht, und mehrere seiner Erfindungen namhaft gemacht. Eine Schwimmmaschine, mittelst welcher ein Soldat mit seinen Waffen und Gepäcke in einer senkrechten Richtung durch das tiefste Wasser gehen und seine Flinte abschiessen kann, brachte ihm von dem vorigen Könige von Preussen eine jährliche Pension von 500 Thlr., und dem Soldaten, welcher sich zu dem Versuche hergab, eine Gratification von 20 Friedrichsd'or ein. Eben dieser Thiele hat Kugeln erfunden, welche ein entstandenes Feuer auslöschen; sie sind von Holz, hohl und äusserlich mit einem Ueberzuge von Ziegelmehle und Wasser, inwendig aber mit einer Masse versehen, welche sich durch die Hitze entzündet und ein mephitisches Gas entwickelt, wodurch das Feuer ausgelöscht wird. Eben derselbe hat ein Packpappier und Pappen aus Tannen- und Fichtennadeln zu machen gelehrt, aus den Abgängen von Leder eine harte und so compacte Masse zubereitet, dass man sie sägen, hobeln

und drehen kann. Es können wasserdichte Sohlen, Tabaksdosen, Etuis u. s. w. daraus verfertiget werden. Endlich hat dieser Künstler Schiessgewehre gemacht, welche sowohl mit Pulver, als mit Wind geladen, und beyde in dem nämlichen Augenblicke losgeschossen werden können, wenn man es zuträglich findet.

ANTHROPOLOGIE.

Der Mann. Ein anthropologisches Charaktergemählde seines Geschlechts. Ein Gegenstück zu der Charakteristik des weiblichen Geschlechts. Von *Carl Friedrich Pockels*, Hofr. und Canon. des Stifts St. Blasii zu Braunschweig. 4ter und letzter Band. Hannover, bey Ritscher. 1808. XXXII und 544 S. 8.

Der Verf. stellt in diesem Bande den Mann als „*Oberherrn des Weibes*" auf; und derselbe bildet in sofern ein Ganzes, das auch für sich gar wohl bestehen kann. Man erkennt schon in der bemerkten Bezeichnung die feste und entschiedene Ansicht und kann vorläufig vermuthen, dass diese Schrift in gewissem Sinne auch ein Gegenmittel gegen diejenige Vermischung und Ausgleichung der Geschlechtscharaktere sey, womit unsere Zeit unt. A. ein Beyspiel ihrer neuerungssüchtigen Paradoxien zur Schau gegeben hat. Auch lautet der Rechtsgrund dieser Herrschaft bey dem Verf. wirklich dahin: „dass der Mann, wegen der ihm von der Natur (selbst) verliehenen *Vorrechte*, auch *von Rechtswegen* obenan stehe; dass seine Oberherrschaft demnach keinesweges nur allein das Werk der Zeit und der Gewohnheit sey; und dass gerade durch diese Art der Unterordnung *die Humanität*, selbst bey nicht gebildeten Nationen, im Geleise erhalten werde, bey ihrer Verkehrung aber das gesellige Leben kaum noch zu denken sey." (S. IV.) — Die allgemeine Lage und Geschichte des Naturverhältnisses wird (— IX.) mit wenigen, aber treffenden, Zügen bezeichnet. Die Stärke des Mannes erzeugt zuerst nur eine ungebildete *Geschlechtsehre:* sich den Schwächern nicht hinzugeben. Indem aber die Reflexion: dass dem Weibe eine menschlichere Behandlung zukommt (die Bemerkung einer gewissen Gleichartigkeit und darauf sich gründenden gleichartigen Ansprüche) hinzutritt, finden von selbst die *edleren* Zwecke sich ein. Der Mann lernt das Untergebene als einen Gegenstand des Schutzes betrachten; Pflichten erscheinen ihm, und damit wird seine Stärke *frey*. Der Naturegoist wird ein gemischteres, demnach weicheres Wesen; in seiner Beschützung anderer Vernunftwesen erscheint er sich selbst in einer höhern Vernunftmässigkeit; und es wird nun eine *Ehrensache* für ihn, des Weibes Beschützer zu seyn. Das Weib, *entgegen kommend*, empfindet dieselbe Unterordnung, in seiner Schwäche immer mehr als ein *heilsames* Naturgesetz: so dass ihm die *Empfindung* dieser Unterordnung so gar zum Bedürfniss wird, und dieses um so mehr, da endlich, bey fortschreitender Cultur und veredelten Empfindungen des Mannes, in ihr das beglückende (das Weib in seiner Schwäche doch als Vernunftwesen völlig befriedigende) Gefühl erzeugt wird, dass der Stärkere um ihre *Liebe* doch *werben* müsse. Uebrigens komme die Unterordnung doch niemals in Abhängigkeit von einer *verhältnissmässig höheren Cultur*, oder werde verwirrt durch entstehenden Vernunftstreit, weil das Weib, die Cultur schreite auch fort soweit sie wolle, den Mann doch im Grunde der Sache sich nicht anders als den Stärkern denkt (empfindet) und überhaupt gar nicht weiss, *was* er ist, wenn er ihr nicht unter dieser Form erscheint.

Ueber die empfindsame Auslegung, welche der Zustand der Weiber unter den Wilden etc., von den Grossstädtern aus London oder Paris erhalten hat, werden richtige Bemerkungen gemacht. Wenn der Barbar die ihm gegenüberstehenden Menschenrechte wenig zu fühlen scheint; so empfindet auch sein Weib dieselben eben so wenig; oder um es in kurzem auszudrücken, *diese Empfindung so wohl als jene Anerkennung sind Cultur-Erzeugnisse, die gleichen Schritt halten.* Wir empfehlen die Parallele, S. XII. XIII. Wenn auch auffallende bedauernswerthe Seiten solcher Verhältnisse übrig bleiben; so ergab sich doch dem Verf. aus seiner historischen Untersuchung, was wir als die Summe alles Nachdenkens über den Gegenstand so ausdrücken: die Unvollkommenheit ist nicht zu läugnen, aber sie ist *nicht einseitig*; sie drängt *im Ganzen* der Lage zu demjenigen Fortschreiten in der Cultur, welches Bestimmung ist. In der Geschichte der Menschheit muss wahr bleiben und ist wahr, was freylich in der Geschichte einzelner Menschen, und ihrer Geschlechtsverbindungen, ja selbst auf den vorübergehenden Standpunkten gewisser einzelner Völker als *nicht* wahr erscheint: „dass nemlich das Weib sich besser befinde, je cultivirter der Mann sey." (s. bey dem Verf. S. XV. ff.) Man wird aber selbst in jenen vorübergehenden Erscheinungen ohne Ausnahmen finden, dass der Unvollkommenheit des Zustands an einer Seite doch eine gewisse entsprechende Unvollkommenheit auch an der andern, immer gegenüber stehe. Und so mochte denn auch manchen feinsinnigen Griechen des Alterthumes, z. B. der Wunsch wohl oftmals aufsteigen, bey seinem Weibe sich eines ähnlichen Genusses in Ruhe erfreuen zu können, als er ihn, unter den Haufen der Nebenbuhler gemischt, bey der siegstolzen Hetäre suchte. Auch diese Vernachlässigung häuslicher Verhältnisse war ein Uebel-

stand der Cultur, den ihr ungestörtes *Fortschreiten* endlich hätte ausgleichen müssen.

Diese Einleitung zeigt noch mit mancher feinen Bemerkung den Geist des Werks vorläufig an, und wir haben gern bey ihr verweilt. Nachdem aber der Verf. sehr wahr bemerkt hat, dass das neuerlich eintretende gänzliche Gegentheil aller wahren *Galanterie*, diese Gleichheit der Stellung beyder Geschlechter im gesellschaftlichen Leben, verursache, dass kein Geschlecht das andere besonders ehre (richtiger vielleicht ist Wirkung, was hier als Ursache lautet), so finden wir den Schluss, für den ganzen Sinn seiner Arbeit wenigstens zweydeutig gestellt in der andern Auslegung derselben Thatsache, wornach man auch behaupten könne: „wenn die Galanterie eine Art von Heucheley gegen das schwächere Geschlecht sey, so beweise ihr Verschwinden eher Achtung, als Vernachlässigung u. s. w. Wenn man die Sache so wendet, und sich auf *dieser* Uebergangsstufe erkennt; so sollte wenigstens die Nutzanwendung nicht fehlen: dieser sehr unbehagliche Zustand werde dann aufhören, wenn die eben so sichere Unterscheidung als wiederhergestellte Harmonie wahrer eigenthümlicher Geschlechtstugenden die natürliche Lage des Verhältnisses in veredelter Gestalt zurückgeführt habe.

Wir haben der Absicht des Vfs. und dem Sinne seines Unternehmens unsern Beyfall erklärt, und diese Gelegenheit benutzt, diejenigen Grundansichten des Gegenstandes bestimmt anzudeuten, die, als die Basis menschlicher Verhältnisse betreffend, und heutzutage nur zu oft compromittirt, nicht oft und klar genug ausgesprochen werden können. Die Schrift selbst zerfällt nun in die beyden Haupttheile: 1. *Der Wilde; der Despot seines Hauses*, S. 21—185. — 2. *Der Mann, des Weibes Herr, auf den Stufen der Cultur*, S. 186—344. — Der letztere Theil befasst, in abgesonderter Behandlung, eine *Betrachtung über die Galanterie, als ein scheinbares Aufhören der Herrschaft der Männer*, S. 244—344. Wir können dieses Detail nur noch mit wenigen Bemerkungen begleiten. Im ersten Haupttheile ist der Verf. seiner eigenen vorbemerkten Ansicht nicht gemäss verfahren, wenn er eine Wilde am Oronoko (S. 21.) eine Klage führen lässt, die auffallend europäisch klingt. Auch streitet es gänzlich gegen eine sorgfältige Bearbeitung des Gegenstandes, wenn nicht stets unmittelbar in die Quelle selbst gegangen wird, sondern fremde Zusammenstellungen, z. B. von *Meiners*, wie hier häufig, benutzt werden. Ohne Zweifel dürfte sich eine kritischere Arbeit dieser Art schon durch sorgfältigere Auszüge leisten lassen, da bey unserm Verf. sich Manches zusammengetragen findet, was an andern Orten die eigene Betrachtung entweder geradezu, oder mittelbar verwirft. Als Beyspiele führen wir die Aeusserung von Cranz über die Behandlung der Grönländerinnen, oder eine Stelle im neuveränderten Russland über das mit Dank erkannte Geschlagenwerden der Weiber an. Solche Auffassungen der Thatsachen veranlassen bey den Lesern unmittelbar diejenigen richtigern oder doch besonnen gehaltnern Ansichten, bey welchen aller Commentar zu ersparen ist. Bey dem Verf. findet sich ein solcher (S. 118 f.) unter der Ueberschrift: *Mildere Ansichten der Weibersclaverey* u. s. w., in welcher sich nun allerdings Manches schön und wahr bemerkt findet. Es ist, um es kurz zu sagen, so viel *Relatives* im Zustande der Völker überhaupt, und im Verhältnisse der Geschlechter zu einander insbesondere, dass wir völlig einstimmig mit dem Vf. sagen: „Die Erde ist überall des Menschen Mutter. Ueberall findet er sein Geschlecht, seine Nahrung, seine Bequemlichkeit, seine Freunde, sein Weib, und, wenn er will, seinen Himmel."

Wer mit dem Geiste unsers Vfs. aus frühern Schriften bekannt ist, wird denselben im vorbemerkten *zweyten* Haupttheile, der das in Frage stehende Verhältniss auf höheren Culturstufen darstellt, in seinem eigentlichen Elemente erwarten. Die Summe ist, dass die Herrschaft des Mannes nur eine freundlichere Form mache, übrigens aber eher noch vermehrt als vermindert werde, durch eigenes *Entgegenkommen* des Weibes, durch *Vertrauen* auf des Mannes Vernunft, Charakter und Ehre, durch *Eitelkeit* und Coquetterie, durch Natur der *eingerichteten* Societät. — Die feststehende Basis (die Männerherrschaft) wird hier auch unter dem Anschein von Störung und Umkehrung des Verhältnisses mit feinster Auffassung verfolgt; und es finden sich hier Charakteristiken von grossem Verdienste. Wir verweisen z. B. auf die Schilderung der *Verstandescoquetten* S. 208. Uebrigens erhält die *Weiberherrschaft* auch ihre eigene Episode S. 214., in welcher einerseits die schimpfliche Erscheinung von wirklicher *Mannessclaverey* in einzelnen Fällen gehörig gewürdigt; andererseits aber auch der wohlbegründete *Einfluss des Weibes* gehörig reclamirt wird. In letzterer Hinsicht ist es auf unserer Culturstufe allerdings gegründet, dass die Frauen, durch die in ihrem Geschlechte bewahrte grössere Sittenreinheit ein moralisches Recht haben, uns zu richten; und *in sofern*, und für die Mehrheit von Männern dieser Uebergangsstufe, dürfte wohl ohne Paradoxie gesagt werden: „*Die Männer selbst könnten wohl kein höheres Glück erreichen, als von der weiblichen Tugend beherrscht zu werden.*" (S. 229.) Demnach steht aber auch bey dem Verf. der moralische Anspruch fest: „*dass die Tugend allein das andere Geschlecht in seinen höchsten Ansprüchen auf unsere Achtung erhalten könne;* ein Wort, welches viele täuschende Abweichungen von der richtigen Ansicht der Sache am letzten

Orte niederschlägt. — Indessen bekommt das vorliegende Werk in der Beziehung auf scheinbare oder beschränkte Weiberherrschaft nun noch einen besondern ausführlichen historisch-philosophischen Anhang: „*Allgemeine Betrachtungen über die Galanterie*" S. 244 — 344. Spuren derselben aus der Verschiedenheit des männlichen und weiblichen Charakters bis in manche Thiergeschlechter hinein. — Die Galanterie der Ritterzeit möchte in ihrer allerdings stattfindenden Prose doch hier wohl etwas übermässig dargestellt seyn. Dass der Verf. kein Freund der Poesie ist, zeigt sich auch in seiner Würdigung oder vielmehr Herabwürdigung der Minnesänger, ja der Poesie überhaupt. Was er uns jedoch wenigstens in letzter Hinsicht zu sündigen scheint, wollen wir ihm für die feine und innige Schilderung der *besseren* Galanterie unserer Zeit, jener „*höheren Courtoisie der Herzen*" (S. 323. f.) gern verzeihen. Eine nicht oberflächliche Charakterisirung der durch beyderseitige Gebrechen genährten heutigen *Ungalanterie* schliesst das Ganze. Zeitige Mittel in der Erziehung der Jünglinge sind allerdings eben sowohl entgegenzusetzen, als wohlberechnete Einflüsse auf berichtigte weibliche Bildung. Fast zu viel redet der Verf. von der ästhetischen Culturziererey, welcher unsers Erachtens das *frühe* Hinarbeiten auf *ein tüchtiges* Können und Wissen am sichersten abhilft. Mehr abschreckend von weibl. Seite tritt doch die vorherrschende gänzliche Leerheit der Meisten entgegen, deren verzwergte Seelen, ausser dem fadesten Getriebe der putzsüchtigen Eitelkeit, fast nichts in Bewegung setzt. — Wir glauben genug gesagt zu haben, um zu zeigen, dass bey dem Verf. auch in dieser Schrift Lehre für beyde Theile zu finden sey.

ÖKONOMIE.

Nützliches Allerley für Haus- und Feldökonomie, von *I. C. W. Rehm*, Königl. Bayers. Polizeydirektor. Erster Theil, neue verbesserte Auflage 206 S. 8. 1810. Zweyter Theil 133 S. Ulm in der Stettinschen Buchhandlung 1810.

Der, wie wohl aus dem Buche von uns selbst abstrahirte, Zweck der vorliegenden Schrift, veranlasst in uns den Glauben, dass diese für den Bürger und Landmann bestimmt und daher mit Recht unter die grosse Zahl der Volksschriften zu setzen sey. Rec. gehört nicht zu denen, welche glauben, dass für das Volk auch das Geringere gut genug, und daher auch etwas Leichtes sey für dasselbe ein nützendes Buch zu schreiben, sondern er lebt vielmehr des geprüften Glaubens, dass in solchen Schriften nur einzig das Erwiesene aufgenommen werden dürfe. Der Ungelehrte geht nur nach den Buchstaben, hält das Gedruckte für ausgemacht wahr und berücksichtiget die Verhältnisse selten gehörig. Es erwächst auch daher dem Recens. die Pflicht, diesem Zweige der Volksbelehrung die strengste Aufmerksamkeit zu schenken, und sich zu einer strengern Kritik zu rüsten, als es Autor und Verleger wünschen. Dazu verbindet uns insbesondere jetzt noch der Umstand, dass nemlich das gegenwärtige Buch, wenigstens der erste Theil desselben sich sehr bald einer neuen Ausgabe erfreute, woraus abzunehmen ist, dass es bereits in vieler Hände sey und noch kommen werde. Rec. will der Verbreitung dieser Schrift aber keineswegs einen Schlagbaum vorziehen, sondern hofft vielmehr auf eine verbesserte Auflage treulichst mitzuwirken.

Der Titel: *Allerley* entspricht dem Inhalte, weniger aber der Beysatz *nützliches*, sollte und könnte es jedoch seyn, wenn der Verf. eine sorgsamere Wahl getroffen und in der Bearbeitung selbst seine Kräfte redlich entboten hätte. Sehen wir vollends darauf, dass der Verf. auf dem Titelblatte andeutete, dass er nur für *Haus- und Feldökonomie* sammeln wollte, so müssen wir ihm entgegnen, dass er keinesweges Gleis gehalten habe, wenn er, was wir bey näherer Ansicht bezweifeln, je mit dem Worte *Hausökonomie*, den allgemein angenommenen Begriff verbindet. Ueber ein Drittheil des ganzen Buches fällt der Heilkunde zu, ob schon diese auf dem Titel nicht mit angezogen worden. Ausser dem ist noch so manches aufgenommen worden, was man wenigstens hier keineswegs suchen würde, z. B. No. 22. „wie kann man den Bücherwurm aus grossen Bibliotheken vertreiben?" Nach unserer Meynung that der Verf. nicht wohl, dass er ganz und gar keine Ordnung des Materials beobachtete. Man würde in der Einrichtung ein ähnliches Buch zur Nath bringen, wenn man sich ein Heft hielte, worein man, ohne Wahl und nähern Zweck, alles schrieb, was uns bey der Lektüre, wie sie uns nur an die Hand käme, buchstäblich abschriebe und so dem Druck übergäbe. Auf die Art mag denn diess Allerley entstanden seyn, Rec. darf dreist hinzusetzen, dass keine Spuren vorhanden sind, aus welchen sich eine umsichtliche Belesenheit, welche doch zu einem solchen Unternehmen, ohnstreitig nützlich, wir wollen nicht einmal sagen, höchst nöthig ist. Ein Allerley muss nicht auch zugleich ein ohngefähres Gemengsel seyn. Vielmehr muss in einer solchen Sammlung gerade die beste Ordnung in der Zusammenstellung des Materials herrschen, damit man beym veranlassten Nachschlagen ohne Zeitverlust für den gegebenen Fall wählen kann. Leichte Uebersicht des Ganzen ist nach unserm Dafürhalten eine unerlässliche Bedingung. Damit lässt sich denn auch manches Nützliche verbinden, was bey ungeordneter Anhäufung nicht anzuzie-

hen ist. So muss es den Werth des Buches augenscheinlich erhöhen, wenn bey jedem, durch das Material bestimmten Abschnitt, eine bündige Einleitung vorausginge und nebenhey erläuternde, schärfer zur richtigen Ansicht führende Anmerkungen zugefügt würden. Denn es darf hier nie aus den Augen gesetzt werden, dass der grössere oder doch zum wenigsten der kleinere Theil, der Leser nicht die gehörige Vorkenntniss habe. Allerdings sind solche, wie die Eintheilungen schwer zu machen, weil sie eine umsichtliche Kenntniss eines so gemischten Materials voraus setzen und insbesondere macht sich das Rubriciren da schwierig, wo die angezogene Sache in mehrere Fächer des Wissens zu gehören scheint. Wie vereinzelt aber das Aufgenommene selbst ist, mag folgendes Beyspiel dienen. Wir wählen absichtlich den Gegenstand, womit das Buch selbst anfängt, nemlich die Mittel Insekten u. s. w. zu vertilgen: Nr. 1. 2. 3. 9. 22. 23 54. 55. 56. 82. 83. 86. 103. 104. 114. 120. 138. 139. 141. 151. 152. 155. 156. 157. 159. 160. 164. 165. 166. 167. 180. 199. 200. 202. bis 205. 220. 221. 226. 227. 231. bis 234. 238. 239. 247. Im zweyten Bande Nr. 12. 21. 24. 31. 34. 44. 45. 57 bis 59. 61 bis 63. 95 100. 102. 115. 116. 118. Eben so bunt ist es denn auch bey andern Artikeln. Hätte der Verf. das Material gehörig bearbeitet, so würden mehrere Nummern in eine geflossen und der Raum für vieles noch Vermisste erspart worden seyn. Es trift sich hin und wieder, dass dasselbe nur mit andern Worten gesagt worden, und was noch mehr sagen will, dass die Ueberschrift länger ist, als der Text.

Hätte der Verf. wirklich den löblichen Zweck vor Augen gehabt, dem Volke eine recht nützliche Schrift in die Hände zu geben, wozu er doch die schönste Gelegenheit hatte, so musste er ausser der schon gerügten mangelhaften Ordnung, auch in der Wahl vorsichtiger seyn, und würde sicher bey einer nähern Prüfung die Hälfte gestrichen haben. Rec. kann sich unmöglich des Glaubens erwehren, dass sich der Verf. sein Sammeln möglichst leicht gemacht habe, woher sonst die schon berührte unnöthige Wiederholung, woher anders das wörtliche, oder vielmehr buchstäbliche Abschreiben? Diess scheint denn aber auch mit ein Grund zu seyn, warum er unterliess, die benutzten Quellen zu nennen. Hie und da ist ein Buchstaben, welcher einen Namen anzudeuten scheint unterschrieben z. B. Nr. 145. wo die bekannte (hier englisch genannte) Lederschwärze angegeben wird, ist mit R. unterzeichnet. Ist Hr. R. des Verf. Stiefelputzer? Nr. 132. „Anwendung (besser Recept und Anwendung) des Cosmischen Mittels gegen den Gesichtskrebs." Dr. W — dt. Diess Mittel gehört beiläufig gesagt in keine Volksschrift, so auch Nr. 131. „Mittel gegen den bösen Kopfgrind. D. G — r. — Die Ueberschriften sind nicht immer treffend genug, gleich Nr. 1. „wider die Ameisen (was?) an Pfirsichbäumen. „Man soll nemlich Schnupftabak auf die Zweige streuen, was von den vielen eben so wirksamen Mitteln, gewiss eines der theuersten seyn würde — ist nicht allein bey Pfirsichen sondern auch bey andern Bäumen und Pflanzen anzuweisen. So Nr. 32. 34. 41. 123. etc. etc.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir insbesondere auch die vorgetragenen Sachen einer Kritik unterwerfen wollten. Recens. erlaubt sich nur im Allgemeinen einige Bemerkungen auszuheben. Er will dem Verf. gar nicht absprechen, dass er *Alles* ohne eigne Kenntniss aufgenommen habe, aber von Vielen muss er es doch glauben. Nirgends hat er bemerkt, dass das gepriesene Mittel auch von ihm selbst oder von seinen ihm bekannten Sachverständigen untersucht und bewährt gefunden worden sey. Es würde unsers Erachtens dem Buche einen bleibenden Werth verschaft haben, wenn sein Verf. offenherzig gesagt hätte, ob er es wirklich selbst versucht, und wie er es gefunden und was er auf Treu und Glauben von andern, weil es ihm nützlich geschienen, aufgenommen habe. Die Schuld fällt um so schwerer auf ihn, als er gar nicht selten in die Ueberschriften die hier verführerischen Worte: „Bewährtes „erprobtes „zuverlässiges „vortreffliches „sicheres „wirksames „eingefügt hat. Folgende Artikel unterschreibt Rec. aus eigner Erfahrung theils als höchst nützlich, theils als neben andern nicht verwerflich Nr. 2. 6. 19. 27 bis 29. 34. 37. 49. 50. 57. 58. 70. 74. 94. 113. 126. 136. 158. 230. 245. 253. 2r. Band. 14. 20. 35. 55. 87.

Schliesslich giebt Recens. dem Verfasser die Versicherung, dass seine ihm vielleicht streng scheinende Anzeige wirklich herzlich gut gemeynt sey, und wünscht eben so überlegt, dass diese Schrift durch eine neue Bearbeitung gediegen, wie es sich für eine Volksschrift geziemt, wieder erscheinen möge.

NEUE

LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

127. *Stück, den* 22. *October* 1810.

REISEBESCHREIBUNG.

Reise um die Welt in den Jahren 1803, 1804, 1805 und 1806, auf Befehl S. K. M. Alexander des ersten, auf den Schiffen Nadeshda und Newa unter dem Commando des Capitains von der kaiserl. Marine *A. J. von Krusenstern*. Erster Theil. St. Petersburg auf Kosten des Verf. (oder vielmehr des Kaisers.) 1810. 4. XX u. 353 S.

Die der so wichtigen Reisebeschreibung vorgesetzte Einleitung gibt allgemeine Bemerkungen über den Gang des russischen Handels im Laufe des letzten Jahrhunderts. Ungeachtet der Kaufmann in der ältesten Zeit, des wichtigen Activhandels wegen, den Russland trieb, in diesem Lande sehr angesehen war, indem die Grosshändler zu Gesandschaften gebraucht, an fürstliche Tafeln gezogen, mit ihren Forderungen andern Gläubigern vorgezogen, beynahe von allen Abgaben und von Einquartierungen als befreyet angesehen wurden u. s. w., so ist doch im Anfange des vorigen Jahrhunderts sein Ansehen sehr gesunken. Mehrere Umstände haben zwar den Zweck der Regierung, den ausländischen Handel zu erweitern, bis jetzt noch unerreicht gelassen, aber der Zeitpunct scheint gekommen zu seyn, wo das Joch der den Eingebornen drückenden Ausländer im Handel abgeworfen werden kann. Hundert Jahre sind die letztern im Besitze des activen Handels von Russland gewesen, und nur durch den Besitz von Kamtschatka und den daran stossenden Inseln sind die Russen aus ihrem Schlummer in Rücksicht auf ihren Handel geweckt worden. Die amerikanische Compagnie, welche erst im J. 1799 bestätiget wurde, ward von Irkutsk, wo vorher ihr Sitz befindlich war, nach St. Petersburg verlegt, und seit der Regierung des jetzigen Kaisers arbeitet man mit Eifer daran, diesem Handel unter der Direction des Ministers, Grafen von Romanzoff, eine andere und bessere Gestalt zu geben. Der Verf. führt die bedeutenden Veränderungen an, welche in jenem Handel, und besonders in der Communication mit den auf den aleutischen Inseln angelegten Kolonien vorgenommen wurden. Vorzüglich gehört hierher der unmittelbare Verkehr, welcher von der Ostsee aus um das Cap Horn oder um das Vorgebirge der guten Hoffnung herum mit der Nordwestküste von Amerika unterhalten wird. Diese Reise, die erste, welche Russen um die Welt herum gemacht haben, deren Veranlassung Hr. v. K. weitläufig erzählt, wird dem russischen Handel überhaupt und dem Pelzhandel mit China insbesondere von grossem Nutzen seyn.

Die Wahl des Capitains, welcher das andere Schiff unter dem Oberbefehl des Hrn. v. K. commandiren sollte, war dem letztern überlassen, und fiel auf den Capitain-Lieutenant Lisianskoy, der mit dem Schiffsbaumeister Rasumoff zu Erkaufung zweyer Schiffe nach Hamburg geschickt wurde. Da beyde hier das Gesuchte nicht fanden, so schifften sie sogleich nach London, wo zwey zu einer solchen Reise taugliche Schiffe für 17000 Pfund erkauft wurden. Noch 5000 Pfund mussten auf die Reparatur derselben verwendet werden. Das erste wurde Nadeshda (Hoffnung), das andere Newa genannt. Sie kamen im Jun. 1803 in Cronstadt an, mussten aber noch einmal hier ausgebessert werden. Der Kaiser nahm sie selbst in Augenschein, und schenkte hier der Gemahlin des Hrn. v. Krusenstern, welche dieser erst vor einigen Monaten geheyrathet hatte, ein Gut von 1500 Rubel Ertrag auf 12 Jahre. Die astronomischen und physikalischen Instrumente, die Sammlung von Seecharten und ausgewählten Büchern, desgleichen eine saubere Abschrift der Bürgschen neuen Mondstafeln, wovon bey dieser Expedition der erste Gebrauch gemacht wurde, die antiscorbutischen Mittel, und die besten Arzneyen waren in Menge herbeygeschafft, und alles zu einer glücklichen Erreichung

des Hauptendzwecks der Reise vorbereitet. Am 7. Aug. ging man unter Seegel. Zehn Tage später kamen beyde Schiffe auf der äussern Rhede vor Kopenhagen an, wo denn umgeladen wurde. Die dänische Regierung erleichterte diess Geschäft auf alle mögliche Art. Der Verf. machte hier die Bekanntschaft von dem Prof. Bugge, welcher den Gang der Chronometer beyder Schiffe auf der Sternwarte genau beobachtete, und von dem Hrn. v. Löwenörn, welcher die an den gefährlichen dänischen und norwegischen Küsten doppelt nothwendigen Leuchtthürme so sehr verbessert. Der von ihm neu erbaute Leuchtthurm auf Christians-Oe hat 9 parabolische Reflectoren von Messing, welche zweymal im Feuer vergoldet sind. Die 6 Seitenspiegel halten 4 Fuss im Durchmesser, die 3 mittlern sind etwas schmäler als die übrigen, alle nur wenig concav; die Brennweite 4½ Fuss. Vor jeder Lampe, dem grossen Spiegel gegen über, ist in einer Entfernung von 4½ Zoll ein kleiner Reflector, 2½ Zoll im Durchmesser, angebracht, welcher die sonst verloren gehenden Strahlen auffängt. Diese Reflectoren werden in sechs Minuten durch ein grosses, vortrefflich gearbeitetes Uhrwerk herum gedreht. Er ist auch Director des königl. Seecharten-Archivs. — Die Admiralität, welche unserm Verf. gleichfalls zu besehen erlaubt wurde, hat den Ruf von vorzüglicher Ordnung und der zweckmässigsten Einrichtung mit Recht. — Endlich trafen die Herren D. Horner, Tilesius und Langsdorf nach und nach ein, und am 8ten Sept. konnten die Schiffe die kopenhagener Rhede verlassen, und am 18. Sept. liefen sie in den Hafen von Fallmouth ein, um sich noch mit einer Menge irländischen Salzfleisches zu versehen, und das grössere Schiff ganz kalfatern zu lassen.

Am 5. Oct. verliessen sie Fallmouth. Die Empfindungen des Verf. beym Eintritte in den Ocean in einer hellen und wolkenfreyen Nacht sind so prunklos, und so wahr vorgestellt, dass man sich ganz an seine Stelle setzt und der weitern Reise das beste Glück von ganzem Herzen wünscht. Den 10ten Abends 8 Uhr wurde eine feurige Kugel beobachtet von einer solchen Helligkeit, dass das Schiff eine halbe Minute lang ganz erleuchtet war; sie entstand in Südw. und nahm in horizontaler Bewegung ihren Lauf mit mässiger Geschwindigkeit nach Nordw., wo sie verschwand. Die lichte Materie war so stark, dass ein heller breiter Streif in der nämlichen Richtung noch eine ganze Stunde hindurch sichtbar war. Am 19ten früh erschien unsern Reisenden der Pik auf Teneriffa in seiner ganzen majestätischen Grösse. Der mit Schnee bedeckte und von der Sonne erleuchtete Gipfel trug sehr viel zur Verschönerung dieses Anblicks bey. Von beyden Seiten nach Osten und Westen neigten sich, in mässigem Abhang, die bedeutenden Gebirge, welche die Natur gleichsam zu Grundstützen dieser entsetzlichen Masse bestimmt zu haben scheint. Jeder von diesen Bergen würde schon für sich sehr ansehnlich seyn, aber gegen ihn verschwindet ihre Höhe, und sie erregen kaum die Aufmerksamkeit des Beobachters. Beyde Schiffe legten in der Bay von Santa Cruz vor Anker und wurden, auch vor Ankunft des Befehls der spanischen Regierung, auf das beste empfangen und behandelt. Da der Einkauf verschiedener Bedürfnisse einen Aufenthalt von 5 Tagen nöthig machte, so ging Hr. v. Resanoff mit den Naturforschern der Hoffnung nach Laguna und Orotava, um den von dem Marquis de Nava angelegten botanischen Garten und einen grossen Drachenblutbaum zu besehen, dessen Stamm 10 Fuss über der Erde 36 und nahe an der Wurzel 45 Fuss im Umfange hat. Allgemeines Elend des Volks, Sittenlosigkeit des andern Geschlechts im höchsten Grade und ganze Schaaren von feisten Mönchen, die in den Strassen, sobald es dunkel wird, herumgehen, um ihren Sinnen zu fröhnen, diess sind die charakteristischen Merkmale von Santa Cruz. Das Stehlen wird hier mit einer solchen Fertigkeit getrieben, dass man glaubt, in eine Insel des Südmeers versetzt zu seyn.

Im Anfange des Novembers stellten die Naturforscher Versuche über die Ursache des Leuchtens des Meerwassers an. Das durchgeseihete Wasser leuchtete nicht mehr, aber auf dem Seihetuche blieben mehrere Puncte zurück, welche, sobald als das Tuch geschüttelt wurde, leuchteten. D. Langsdorf fand mittelst des Mikroskops, dass viele von ihnen, und zwar die grössern, krebsähnliche Thiere waren. Hofr. Tilesius wird über diesen Gegenstand am Ende dieser Reisebeschreibung eine vollständige Abhandlung mittheilen.

Die so bestrittene Insel Ascensão, die auch la Perouse vergeblich aufsuchte, machte auch bey unserm Verf., als er sich in der Länge und Breite befand, wo der französische Reisende mit seinen Nachforschungen aufgehört hatte, einen Gegenstand der Untersuchung aus. Allein auch er musste das Wiederauffinden dieser Insel einem glücklichern Seefahrer überlassen.

Am 21sten Dec. gingen sie auf der Rhede von Santa Cruz auf der Insel Atomery vor Anker. Der dortige Gouverneur unterstützte beyde Schiffe mit allem, was sie nöthig hatten, erlaubte, das Observatorium auf Atomery zu errichten, und war selbst zu einer schnellen Ersetzung der schadhaft befundenen Mittel- und Fockmasten der Newa behülflich. Der Verf. macht bey dieser Gelegenheit Bemerkungen über die unpolitische Vernachlässigung der Insel St. Catharina von Seiten der portugiesischen Regierung, ungeachtet ihre Lage, ihr gesundes Klima, ihr fruchtbarer Boden und ihre kostba-

ren Producte eine besondere Aufmerksamkeit verdiente. Die Stadt Nostra Senhora del Destero, der Sitz des Gouvernements, hat eine Batterie von 8 Kanonen, deren Lafetten fast alle verfault waren, und eine Garnison von ungefähr 500 Soldaten, die trotz der Menge von kostbaren Diamanten und den 20 Millionen Cruzados, welche jährlich aus Brasilien nach Lissabon geschickt wurden, schon in mehrern Jahren keinen Gehalt erhalten hatten, zu ihrer Beschützung. Der Chef dieses Regiments muss ein Abkömmling des berühmten Vasco de Gama seyn. Man baut sowohl auf der Insel St. Catharina, als an den Küsten des festen Landes, vortrefflichen Kaffee und Zucker. Da aber fremde Schiffe nur für baares Geld kaufen dürfen, und es den Einwohnern dieses Gouvernements nicht erlaubt ist, ihre Producte nach Europa zu verführen, so muss alle Industrie ganz darnieder liegen. Man hat die schönsten Holzarten (der Verf. machte sich eine Sammlung von mehr als 80 verschiedenen Hölzern, die der Schönheit ihrer Farben und ihrer Härte wegen ein wichtiger Gegenstand des Handels werden könnten), aber ihre Ausfuhr ist ganz verboten. Und doch ist St. Catharina ein Freyhafen!

Nach der Abfahrt von St. Catharina liess von Kr. das Wasser portionenweise austheilen, wobey die Japanesen eine grössere Menge bekamen, und dennoch waren sie über diese Einschränkung unzufrieden. Es sey, sagt der Verf., kaum möglich, sich schlechtere Menschen zu denken. Faul, schmuzig in ihrer Kleidung und an ihrem Körper, immer verdrüsslich, im höchsten Grade boshaft — diess sind ungefähr die Hauptzüge ihres Charakters.

Vier Wochen, nachdem sie Catharina verlassen hatten, umschifften sie Cap Horn, und in 24 Tagen das Staaten- und Feuerland; während dieser Fahrt stand das Barometer, bey gutem und schlechtem Wetter, um 6 Linien niedriger, als vorher und nachher. Am 7ten May erreichten sie die Insel Nukahiwa, deren ganze Küste eine fast ununterbrochene Reihe einzelner senkrechter Felsenmassen ist, an die sich eine ganze, tiefer ins Land hinein sich erstreckende Gebirgskette anreihet. Diese schroffen kahlen Felsen gewähren einen düstern Anblick, welcher nur einigermaassen durch die schönen Cascaden aufgeheitert wird, welche in geringen Zwischenräumen neben einander fliessen, und sich längs dem Felsen von einer Höhe, welche sich wohl auf 1000 Fuss schätzen lässt, ins Meer stürzen. Auf der Spitze eines dieser Berge sahen wir ein viereckiges, von Stein aufgeführtes, Thurmähnliches Gebäude, welches nicht hoch, ohne Dach, und mit Bäumen umgeben war. Anfangs wurde es für eine Morai, nachher aber für eine Art von Festung gehalten. Sie trafen hier zwey Europäer, einen Engländer und einen Franzosen, an, die mit einander in tödtlicher Feindschaft lebten. „Nicht genug, sagt v. Kr., dass die Ruhe des ganzen gesitteten Theils der Welt durch den Einfluss der hassenswerthen Rivalität beyder Nationen gestört wird, auch die Bewohner der kaum entdeckten Inseln dieses Oceans müssen diesen Einfluss fühlen.“

Kaum hatte der Verf. in Port Anna Maria geankert, so war auch das Schiff sogleich mit mehrern hundert Insulanern umringt, welche Cocosnüsse, Brotfrucht und Bananen zum Tausch brachten. Eisen war bey ihnen sehr beliebt. Für ein 4—5 zolliges Stück von einen alten eisernen Reifen gaben sie 5 Cocosnüsse oder 3—4 Brotfrüchte. Der König, Tapega Kettenowee, welcher mit seiner ganzen Familie an Bord kam, scheint hier kein grosses Ansehen zu besitzen: man lachte ihn aus, wenn er etwas befahl. Das weibliche Geschlecht, welches sich den Russen beynahe aufdrang, wird von dem Verf. entschuldiget, welcher dieses Preissgeben nicht sowohl in Leichtsinn und zügelloser Sinnlichkeit, als vielmehr in dem blinden Gehorsam gegen die unnatürlichen und tyrannischen Befehle der Männer und Väter sucht, die ihre Weiber und Töchter abschicken, um Eisen und andere Kleinigkeiten auf diesem Wege zu erlangen. Der Spiegel war ein vorzüglicher Gegenstand ihres Erstaunens, und alle untersuchten die Wand hinter dem Spiegel, um sich das Wunderbare dieser Erscheinung zu erklären. Der König gefiel sich besonders im Spiegel, und brachte oft ganze Stunden vor demselben zu. Besuch des Hrn. v. Resanoff, von Krusenstern und des grössten Theils der Officiere beym Könige. Sie wurden ungefähr 500 Schritte von dem Hause des Königs von dem Stiefvater des Königs, einem muntern Greise von 75 Jahren, empfangen und nach einem langen, schmalen Gebäude geführt, in welchem die Königin Mutter nebst allen Verwandten ihres Geschlechts in einer Reihe sassen, und sich auch der König sehen liess. Hr. von Kr. musste sich mitten unter die königl. Frauenzimmer setzen, welche ihn alle mit grosser Neugierde betrachteten. Die Tochter des Königs, ein junges Weib von ungefähr 24 Jahren, und seine Schwiegertochter, welche einige Jahre jünger zu seyn schien, würde man selbst in Europa für schön gehalten haben. Sie waren in ein gelbgefärbtes Zeuch eingehüllt; ihren Kopf zierte nichts, als ihr schwarzes, mit Cocosöl eingeriebenes Haar, das in einen Zopf dicht am Kopf gebunden ist. Ihr Körper, den die gelbe Hülle nicht ganz bedeckte, war weder gefärbt, noch tatuirt, und nur der halbe Arm nebst der Hand war schwarz und gelb tatuirt, welches ihnen das Ansehen gab, als wenn sie Handschuhe anhätten. Nach einigem Verweilen führte der König, bey dem alle seine Verwandten versammelt waren, seine Gäste nach einem andern, 15 Schritte vom erstern entfernten und bloss

zu Mahlzeiten bestimmten Gebäude. Hier wurden Matten ausgebreitet, auf welchen sie sich niederliessen, und jeder beeiferte sich, den Fremden seine Freude über diesen Besuch an den Tag zu legen. Der Stiefvater des Königs führte sie wieder dahin zurück, wo er sie empfangen hatte. Am 11ten May fand sich die Newa, welche sich seit dem 24sten März von der Nadehsda getrennt hatte, wieder in Port Anna Maria ein. — Eine falsche, von dem Franzosen herrührende Nachricht, brachte die Einwohner gegen die Russen beynahe zum Aufstande. Hr. v. Kr. benahm sich aber mit solcher Klugheit, dass das gute Einverständniss mit den Einwohnern bald wieder hergestellt wurde. Besonders trug ein nochmaliger Besuch bey dem König sehr viel dazu bey. Bey dieser Gelegenheit durchstrichen sie eine romantische, gut angebauete Gegend in einem Thale, das mit Cocos- und Brotfruchtbäumen von 70—80 Fuss Höhe bekränzt und durch eine Menge Bäche, welche die schönsten Cascaden bildeten, bewässert war. In der Nähe von den Wohnungen gaben grosse Anpflanzungen von der Tarowurzel und der Maulbeerstaude, welche in schöner Ordnung mit zierlichen Umzäunungen von weissen Stäben angelegt waren, dem Ganzen das Ansehen, als ob sie einem Volke zugehörten, bey welchem die Cultur schon ansehnliche Fortschritte gemacht habe. Diessmal trafen sie den König einige hundert Schritte von seiner Wohnung, welcher sie sogleich zu seiner Familie führte. Nachdem sie ausgeruht und sich mit Cocosmilch erfrischt hatten, sahen sie erst die Grosstochter des Königs, die, wie alle Kinder und Grosskinder aus der königlichen Familie, für ein göttliches Wesen (Etua) angesehen wurde und ihr eignes Haus hatte, zu welchem bloss die Mutter, Grossmutter und die nächsten Verwandten Zutritt haben; nachher besuchten sie einen Moray, welche gewöhnlich tief im Lande auf Bergen liegen. Jede Familie hat ihren eigenen. Hr. D. Tilesius hat eine Zeichnung davon genommen. Auf dem Rückwege besuchten sie den Engländer in seinem sehr romantisch gelegenen Hause. Dieser bey dem Könige zutrauuungsvoll unternommene Besuch stellte das Zutrauen der Inselbewohner wieder her.

Es wurde ein neuer, vorzüglicher Hafen aufgefunden und untersucht; er erhielt dem russischen Seeminister zu Ehren den Namen Port Tschitschagoff. Das Thal Schegua, welches genau in Norden von der Einfahrt in den Hafen liegt, ist sehr reizend und besser angebauet, als Tayo-Hoae. Der König Bauting zeichnete sich durch seine riesenhafte Gestalt aus. Die Ankunft der Russen verursachte eine allgemeine Freude. Die Weiber, welche durchgängig besser gebildet waren, hatten sich alle in lange Schawls von gelbem Zeuche eingehüllt, und trugen einen geschmackvoll aus einem Stück weissem Zeuge gebundenen Turban. Indessen war bey ihnen Keuschheit und weibliche Sittsamkeit eben so wenig zu finden, als bey ihren Schwestern in Tayo-Hoae. Einige hundert Schritte von der Wohnung des Königs befand sich ein grosser sehr ebener Platz, vor dessen Fronte ein Gerüst von Stein, ungefähr einen Fuss hoch und gegen 100 Faden lang, gelegen war. Hier sitzen die Zuschauer bey der Feyer ihrer Tanzfeste.

Die geographische Beschreibung der Washington-Inseln ist sehr genau gerathen. Vollkommen richtig ist das, was der Vf. über die so oft erfolgende Umwandlung der Namen neu entdeckter Länder sagt. Binnen zwey Jahren wurden diese Inseln viermal anders benannt. Die eigenthümlichen Namen dieser Inseln sind Nukahiwa, Uahuga, Uapoa, Mottuaity (unter welchem Namen zwey kleine unbewohnte Inseln begriffen werden), Hiau, Fattuuhu, und von der kleinen flachen Insel, welche nicht weit von Uapoa liegt, konnte er den eigentlichen Namen nicht erfahren. — Der Mangel an animalischer Provision ist auf dieser und den Mendoza-Inseln so gross, dass Seefahrer sie nicht besuchen werden, um sich mit diesem dringenden Bedürfnisse hier zu versehen. Der Verf. gibt daher Reiserouten an, welche für den Seefahrer, der entweder nach Kamtschatka, oder nach der Nordwestküste von Amerika, oder nach der Insel Kodiak will, gelegener sind. In der Bay Tayo-Hoae befindet sich ein Wasserfall, dessen Höhe man auf 2000 Fuss schätzte.

Der Nukahiwer ist durchgängig von grossem Wuchse und sehr wohl gebaut, hat äusserst regelmässige Gesichtszüge, aber dem Auge fehlt alles Feuer. Das starke Tatuiren, so wie auch das Einreiben mit einer dunkeln Farbe, gibt ihrem Körper ein schwärzliches Ansehen; sonst ist ihre natürliche Farbe sehr hell, wenigstens bey Knaben und Weibern, die sich nicht tatuiren. Sie steht selbst der Farbe der Europäer an Weisse höchstens nur in soweit nach, dass sie ein wenig ins Gelbliche fällt. Man bemerkt keine körperlichen Gebrechen unter ihnen; eben so wenig wissen sie von Krankheiten etwas. Die ganze Heilkunde besteht daher bey ihnen bloss in dem Verbinden der Wunden. Die Frauenzimmer haben durgehends einen wohl proportionirten Kopf, ein mehr rundes als länglichtes Gesicht, ein grosses funkelndes Auge, eine blühende Gesichtsfarbe, sehr schöne Zähne, gekräuseltes Haar und eine sehr helle Hautfarbe. Ihr Körper, gewöhnlich von kleiner Statur, hat gar keine Haltung; ihr Gang ist schleppend u. schwankend; ihr Unterleib unverhältnissmässig dick. Sobald die Nukahiwer mannbar werden, tatuiren sie ihren ganzen Körper. Nirgends hat man wohl diese Kunst auf einen so hohen Grad von Vollkommenheit gebracht, wie auf diesen Inseln. Indessen

zeichnen sich die Mannspersonen von den Frauenzimmern darin aus, dass die letztern sich nur Hände, Arme, Ohrenspitzen und Lippen tatuiren. Die niedern Classen sind weniger, einige gar nicht tatuirt. Ausser einem schmalen, groben Stück Zeuch aus Maulbeerrinde, welches sie um die Hüften gürten, haben die Mannspersonen gar keine Bekleidung, und selbst einige legen diesen Gürtel ab. — An Zierrathen fehlt es den Nukahiwern nicht: Schweinszähne und rothe Bohnen machen den wichtigsten Theil davon aus. Sie sind gerade so, wie sie Forster bey den Bewohnern der Mendoza-Inseln gefunden hat. — Den Kopf rasiren sie bis auf zwey Stellen an jeder Seite, von welchen sie das Haar in zwey Locken aufbinden, die wie Hörner aussehen. — Die Kleidung des Frauenzimmers besteht aus einem Gürtel, wie bey den Mannspersonen, und aus einem Stücke Zeuch, das sie nur dürftig bedeckt und bis an die Waden herabgeht. Alles diess werfen sie ohne Bedenken ab, wenn sie ins Wasser gehen. Sie tragen durchgehends einen rauten - oder auch halbzirkelförmigen, künstlich aus Gras geflochtenen Fächer, welcher mit Muschelkalke weiss gefärbt ist. — Die Wohnungen bestehen aus einem langen, schmalen Gebäude, das aus Bambusrohr und dem Stamme eines Baumes, Fau, aufgeführt und mit Cocosblättern und Farnkraut durchflochten ist. Nach hinten zu hat das Haus eine höhere Wand, als vorn; daher das Dach, welches einen halben Fuss dick mit trocknen Blättern des Brotfruchtbaums belegt ist, immer nach einer Seite zugeht. Das Innere dieser Wohnungen wird durch einen Balken, der auf der Erde der Länge nach durch das ganze Haus geht, in zwey Theile getheilt. Der vordere Theil ist mit Steinen belegt, der hintere mit Matten, auf welchen die ganze Familie mit ihren Hausgenossen ohne Unterschied des Geschlechts oder der Verwandtschaft schläft. In einer Entfernung von 20 bis 25 Faden von dem Wohnhause ist ein anderes Gebäude von der nämlichen innern Einrichtung, wie das eben beschriebene: nur steht es zwey Fuss höher über der Erde. Vor diesem Hause, dergleichen nur der König, seine Verwandte, die Priester und einige ausgezeichnete Krieger haben dürfen, ist eine grosse, mit grossen Steinen belegte Plattform aufgeführt, welche bis 12 Fuss breit, und eben so lang, wie das Haus ist. Dieses Gebäude dient zum Speisesaal: denn der Eigenthümer eines solchen Gebäudes muss immer eine grosse Anzahl Speisegenossen frey halten, welche eine geschlossene Gesellschaft ausmachen. Die Mitglieder dieser Klubs unterscheiden sich durch gewisse Zeichen, z. B. der königl., welcher aus 26 Personen bestand, unter denen sich auch der Engländer Roberts befand, hatte ein längliches Viereck auf der Brust. Was die Pflichten dieser Klubbisten seyn mögen, welche ihnen, für diese freye Unterhaltung auch bey der grössten Hungersnoth zu erfüllen obliegen, lässt sich nicht sagen. Der Engländer Roberts meynt, nur der äusserste Hunger habe ihn dazu gezwungen. Der Verf. glaubt, dass vielleicht mit dieser Aufnahme der Verlust eines Theils der natürlichen Freyheit verbunden sey. — Das weibliche Geschlecht darf nie Antheil an den Mahlzeiten nehmen, welche in diesen Klubbs gehalten werden, ob ihnen gleich erlaubt ist, mit den Mannspersonen, und auch selbst, jedoch diess selten, Schweinefleisch zu essen, wenn es nur bey ihnen zu Hause geschieht. — Ihre Kochkunst ist sehr einfach; ein Sauerpudding, welcher aus der Tarowurzel und Brotfrucht gemacht wird, einer sehr süssen Aepfeltorte an Geschmack gleich kommt, und sich in Kellern mehrere Monate lang erhält; ausser den auf otaheitische Art zubereiteten Schweinen, gebackenen Fischen, Yamwurzeln, Bananen und Zuckerrohr, essen sie auch Fische ganz roh, und tauchen sie blos in Salzwasser ein. — Ihre Werkzeuge bestehen aus einem scharf zugespitzten Steine, um Löcher zu bohren, und einem Beile, das in Ermangelung eines europäischen aus einem schwarzen harten Steine verfertiget wird. Zähne vom Hayfische brauchen sie als Rasirmesser. — Die Mannspersonen bringen ihre mehreste Zeit auf Matten liegend hin; denn ausser dem Baue ihrer Häuser und der Verfertigung der Waffen thun sie fast gar nichts: der Ackerbau wird wenig getrieben, der Fischfang verachtet, und daher nur der ärmsten Classe überlassen. Die Weiber haben mehr zu thun; sie drehen Schnüre, machen Fächer und andre bey ihnen gebräuchliche Zierrathen; endlich verfertigen sie auch die Zeuche zu Kleidungen. — Uebrigens stehen die Nukahiwer auf einer sehr niedrigen Stufe der sittlichen Cultur: sie schlachten während einer Hungersnoth mit der grössten Gleichgültigkeit Weib und Kind, und verzehren sie mit eben dem Appetite, mit welchem sie ihren gemordeten Feind aufessen. — Ein wesentliches Mitglied der königl. Familie ist der Feueranmacher. Sein Dienst besteht darin, immer um die Person des Königs zu seyn; entfernt sich derselbe aber länger, als auf einige Stunden, von seinem Hause, so darf er ihn nicht mehr begleiten, sondern er muss die Person des Königs bey der Königin in aller Hinsicht vorstellen.

Ein dunkler Begriff von einem höheren Wesen, welches sie Etua nennen, schwebt den Nukahiwern vor; auch sehen sie alle Europäer für Etuas an. Sie sind fest überzeugt, dass die europäischen Schiffe aus den Wolken kommen. Den Donner erklären sie sich dadurch, dass sie glauben, die europäischen, leicht in den Wolken schwebenden Schiffe kanonirten daselbst. — Die Kriegs - und Begräbnissgebräuche werden von dem Verf. sorgfältig beschrieben. Das beständige Einreiben der Leiche mit

Cocosöl macht dieselbe steinhart und unzerstörbar. Nach 12 Monaten wird die Leiche in Stücken zerbrochen, die Knochen in einen kleinen Kasten von Brotfruchtbaum eingepackt und nach dem Moray gebracht, welchen weibliche Personen bey Todesstrafe nicht betreten dürfen.

Der gänzliche Mangel an thierischer Nahrung auf der Insel Nukahiwa machte es nöthig, nach den Sandwich-Inseln zu gehen. Um jedoch so schnell als möglich nach Kamtschatka zu kommen, wurde beschlossen, nirgends zu ankern, sondern blos ein Paar Tage so nahe als möglich an der Küste von Owaihi zu halten. Das ganze Ufer dieser reizenden Insel war mit Cocosbäumen und einer Menge Pflanzungen und Wohnungen besetzt, und die vielen, am Ufer liegenden Canots liessen eine starke Bevölkerung voraussetzen. Der Berg Mowna-Roa ist 2254 Toisen hoch, folglich 350 Toisen höher, als der Pic von Teneriffa. Er führt mit Recht den Namen eines Tafelbergs: denn sein Gipfel, welcher in der damaligen Jahreszeit (Junius) ganz vom Schnee entblösst war, bildet bis auf eine fast unmerkliche Erhöhung an der Ostseite eine vollkommene Ebene, die beynahe 13000 Quadratfuss ausmacht. In einem Zeitraume von 10 — 12 Jahren musste eine grosse Veränderung in dem Zustande der Bewohner dieser Insel vorgegangen seyn, indem das Eisen, welches sonst den grössten Werth für sie hatte, jetzt von ihnen gar nicht mehr, sondern nur das geschätzt wurde, was ihrer Eitelkeit huldigte. Da also auch hier die Hoffnung, frische animalische Lebensmittel zu erhalten, gescheitert war, und sich bey keinem Individuum der Mannschaft beyder Schiffe die geringste Spur von Scorbut entdeckte, so seegelte v. Kr. nach Kamtschatka, die Newa hingegen nach Karakakua, dem Aufenthalte des Königs von Owaihi.

Im Osten von Japan soll eine Insel liegen, deren gold- und silberreicher Ertrag den Europäern zu ihrer Wiederauffindung starken Antrieb gegeben hat. La Perouse ist der neueste Seefahrer, welcher sich bemüht hat, dieses Eldorado aufzufinden. Da Hr. v. Kr. ebenfalls in seiner Instruction angewiesen war, die Wahrheit dieses alten Vorgebens zu prüfen, so seegelte er in dem Parallelkreise, wo sie liegen sollte, einige Zeit herum, aber seine Bemühungen fielen eben so fruchtlos aus, als die seiner Vorgänger.

Am 30. Jul. 1804 lief die Nadeshda in den Hafen von St. Peter und Paul ein. Der Gouverneur von Kamtschatka, welcher sich 700 Werste von diesem Hafen in Nischney-Kamtschatsk gewöhnlich aufhält, wurde durch eine Staffette von der Ankunft dieses Schiffes benachrichtiget, und er eilte so sehr, dass er schon den 12. Aug. ankam, ungeachtet man ihn unter 4 Wochen nicht erwartet hatte. Der Graf Tolstoy, der D. Brinkin, welcher kurz nach seiner Ankunft in Petersburg starb, u. der Maler Kurlandzof trennten sich hier von der Suite des Gesandten und gingen nach Petersburg zurück. Der Gouverneur hatte den ganzen Vorrath von Provision, den er für seine eigene Haushaltung zum Winter gemacht hatte, dem Hrn. v. K. überlassen. Ueberdem liess er aus Werchnoy-Kamtschatsk ausser 3 der Krone zugehörigen Ochsen noch zwey andre, welche sein Eigenthum waren, zum Gebrauche der Schiffe kommen. Die Uneigennützigkeit, welche hier so sehr hervorleuchtete, und die Schnelligkeit, womit alles aus einer Entfernung von 100 deutschen Meilen herbeygeschafft wurde, verdient gleich grosse Bewunderung. Ausser der ansehnlichen Menge animalischer Nahrungsmittel, womit sie sich im Peter Paulhafen versehen hatten, waren ihnen auch noch drey grosse Fässer wilden Knoblauchs zu Theil geworden, welcher vielleicht das kräftigste antiscorbutische Mittel ist. Am 30. Sept., wo sich die Nadeshda in der Nähe der japanischen Küsten befand, entstand ein Typhon, von dem Hr. v. Kr. versichert, dass eine wahrhafte Schilderung desselben zum Gebiete des Dichters gehöre. Das Quecksilber fiel so plötzlich, und so tief unter die Scale (27 Zoll 6‴) herunter, dass selbst bedeutende Schwankungen es nicht zum Vorschein brachten. Nach 3 Stunden kam es wieder zum Vorschein, und um Mittag stand es 29 Zoll 3½ Linien; binnen 5 Stunden betrug also das Fallen des Quecksilbers 2¼ Zoll.

Den 5ten Oct. liess Hr. v. Kr. in der Bay von Nangasaky den Anker fallen. Der erste Beweis des japanischen Misstrauens war die Wegnahme alles Gewehrs und Pulvers, und selbst der Jagdflinten der Officiere, welche erst nach 4 Monaten, und in einem völlig ruinirten Zustande, wieder zurückgegeben wurden. Jedoch durfte der Gesandte, aber erst nach langer Weigerung, nicht allein seine Ehrenwache mit ans Land nehmen, sondern diese durfte nicht einmal ihr Gewehr zurücklassen. Der der Schiffsmannschaft eingeräumte Spatzierplatz befand sich dicht am Ufer des Meers, war nach der Landseite mit einer hohen Wand von Bambusrohr umzogen; auf ihm grünte kein Grashalm, und nur ein einziger Baum; seine Länge betrug höchstens 100 Schritte, seine Breite kaum 40, und dennoch waren in seiner Nähe zwey Wachthäuser errichtet. Sobald ein Boot vom Schiffe nach diesem Platz hinfuhr, setzte sich allezeit eine japanische Flotille von 12 bis 15 Fahrzeugen in Bewegung, welche das Boot von allen Seiten umgaben, und es in eben dieser Ordnung wieder zurück begleiteten. Das Haus, das dem Gesandten in Nangasaky angewiesn wurde, stand auf einer Landspitze, so nahe am Meeresufer, dass das Wasser zur Fluthzeit bis unter die Fenster, d. h. unter die 1 Quadratfuss grossen und mit doppelten Gittern verschlossenen Löcher,

stieg. Sowohl von der Land- als von der Seeseite war es von einer hohen Wand von Bambusrohr umgeben, und so weit als bey der Ebbe das Wasser zurücktrat, war ebenfalls eine doppelte Wand von Bambusröhren geführt, damit die Böte nur beym Landen zwischen den Bambuswänden fahren könnten. Noch mehr: die Eingangspforte hatte zwey Schlösser, ein inneres und ein äusseres; zu diesem hatte ein wachthabender Officier, der in der Nähe des Schiffes wohnte, zu jenem ein in Megasaky sich aufhaltender Officier den Schlüssel. Beyde mussten bey jedesmaligem Oeffnen der Thür zugegen seyn. Ueber 5 Minuten blieb die Pforte nie auf. — Als das Schiff von seinem ersten Ankerplatze nach der Westseite von Papenberg hinbogsirt wurde, erregte die Ordnung, welche die fünf Reiben chinesischer Jonken dabey hielten, und die Geschwindigkeit, womit bey conträrem Winde 2 Meilen in einer Stunde zurückgelegt wurden, die Bewunderung des Verf. Als die chinesischen Jonken die Ostseite von Papenberg verlassen hatten, wurde die Nadeshda mit 100 Bogsierböten dorthin gebracht. Der Wunsch, in dem innern Hafen ankern zu dürfen, wurde aus dem Grunde abgeschlagen, weil es unschicklich sey, dass ein Kriegsschiff, das noch dazu einen so vornehmen Mann, als der Gesandte wäre, an Bord hätte, mit Handelsschiffen, wie die der Holländer, an einem Orte vor Anker liege. Am 17ten Dec. ging der Gesandte ans Land, wozu der Prinz von Fisen sein eigenes prächtiges Boot nach Nangasaky geschickt hatte. Die kaiserlichen Festungen waren mit neuen Vorhängen und Flaggen geziert, und von einer Menge japanischer Truppen in ihrem kostbarsten Costume besetzt Eine unzählige Menge von Böten umgab das Schiff; sie begleiteten den Gesandten bis zur Stadt. Kaum hatte derselbe aber seine Wohnung betreten, so wurden die Pforten auf beyden Seiten verschlossen, und die Schlüssel bey Sonnenuntergange zum Gouverneur geschickt.

Die grossen Spiegel, welche sich unter den für den Kaiser von Japan bestimmten Geschenken befanden, wurden mit aller Ehrfurcht, die alles geniesst, was nur den geringsten Bezug auf den Kaiser hat, behandelt, und sollten nach Jeddo getragen werden, ungeachtet jeder Spiegel wenigstens 60 Personen erforderte, die alle halbe Meilen gewiss abgelöset werden mussten, und ungeachtet die Entfernung von Nangasaky bis Jeddo wenigstens 30 Tagereisen gross ist. Einstmals wurde sogar ein Elephant, welchen der Kaiser von China dem Kaiser von Japan geschenkt hatte, von Nangasaky nach Jeddo getragen, und eine chinesische Jonke, welche in einem heftigen Sturme, worin sie Masten und Steuer verlor, an der östlichen Küste von Japan nach der Bay Owary verschlagen worden war, und einer alten Verordnung zufolge sogleich nach Nangasaky geschafft werden musste, brauchte über 100 Bogsierböte, und wenigstens 6 — 800 Mann Bemannung dazu, um nach Nangasaky zu kommen. Beym ersten starken Winde konnten überdiess alle diese Böte nebst dem bogsirten Schiffe völlig untergehen. Diese Bogsierreise dauerte 14 Monate!!

Da an dem nämlichen Tage, wo die Nadeshda in dem innern Hafen, ihrer Ausbesserung wegen, ankern durfte, einige chinesische Jonken ankamen, so theilt bey dieser Gelegenheit der Verf. einige Nachrichten über den chinesischen Handel nach Japan mit, die er selbst für unvollständig erklärt. Zwölf Schiffe aus Ningpo, wovon 5 im Jun. ankommen und im Oct. abreisen, 7 hingegen im Dec. eintreffen und im März oder April abgehen, haben die Erlaubniss, jährlich nach Nangasaky zu kommen. Ihre Ladung besteht vorzüglich in Zucker, Elfenbein, Zinnplatten, Bley, seidenen Zeuchen und Thee, welcher allezeit besser, als der japanische ist. Die Rückfracht besteht aus Kupfer, Kampher, lackirten Waaren, Regenschirmen, vorzüglich aber aus dem Tintenfische, welcher in China als Arzney gebraucht wird, einer Seepflanze und getrockneten grossen Muscheln, welche beyde letztern Artikel in China für eine grosse Delicatesse gelten, und nach der eigenen Erfahrung des Verf. keine üble Speise sind.

Den 19ten Febr. erfuhr der Gesandte officiell, dass der Kaiser ausser 8 angesehenen Personen noch einen so vornehmen Bevollmächtigten von Jeddo an ihn abgesendet habe, dass er die Füsse des Kaisers sehen durfte. Folglich war die Hoffnung, nach Jeddo zu kommen, ganz fehlgeschlagen. Es wurde der russischen Gesandtschaft untersagt, das Geringste in Japan zu kaufen: dagegen hatte der Kaiser befohlen, das Schiff unentgeltlich mit allen zu seiner Reparatur nothwendigen Materialien und mit Provision auf zwey Monate zu versehen.

Den 31. März und 1. April ward in Nangasaky ein Fest von grosser Wichtigkeit, mit Namen Mussume Matzury, gefeyert. Es soll vorzüglich darin bestehen, dass Aeltern an diesem Tage ihre Töchter mit Puppen beschenken. — Die Zusammenkunft mit dem japanischen Bevollmächtigten hatte am 4ten April das erste Mal Statt, und endigte sich in der zweyten Audienz mit dem Verbote, je wieder nach Japan zu kommen. Die Geschenke des Kaisers von Russland und selbst sein Schreiben wurde ausgeschlagen, dagegen, ausser den schon angeführten Geschenken, 2000 Säcke Salz, jeden von 50 Pfund, 100 Säcke Reis, jeden zu 150 Pf. nebst 2000 Stücken Capock oder seidner Watte, das Erstere als Geschenk für die Mannschaft, letztere als Geschenk für die Officiere, von Seiten der japanischen Regierung, als Geschenke abgeliefert wurden. Diese Abweisung der russischen Gesandtschaft soll eine

Revolution in Jeddo zur Folge gehabt haben, wie diess der Lieutenant Chwostoff, welcher die Japaner in den Jahren 1806 und 1807 besuchte, versichert hat.

In dem dreyzehnten oder letzten Capitel dieses Bandes ist, nach einer vorausgeschickten Skizze der frühesten Kenntnisse, welche die Europäer von den japanischen Inseln gehabt haben, und der Versuche verschiedener Nationen, mit den Japanern in Handelsverbindungen zu treten, die Länge und Breite von Nangasaky und ein Plan von dem dasigen Hafen mitgetheilt worden.

NATURGESCHICHTE.

Drey Abhandlungen über die Natur und Entstehung des fliegenden Sommers, zusammengestellt und vorgelesen in der Naturforschenden Gesellschaft zu Halle. Mit 1 Kupfer. Halle, in Hendels Verlage, 1810. 8. 62 S. (6 Gr.)

Die auf dem Titel dieser Schrift erwähnte Naturerscheinung hat immer die Aufmerksamkeit der Naturfreunde auf sich gezogen, und so verschiedene Meynungen über ihre Entstehung veranlasst, dass eine chronologische Sammlung derselben zu einer neuen Untersuchung dieses Gegenstandes eine sehr erleichternde Vorarbeit ist. Hr. *Joh. Ca. Bullmann*, Inspector der Realschule auf dem Waisenhause zu Halle und dermaliger Secretär der Hall. Naturforsch. Gesellsch., hat sich dieser Arbeit mit dem glücklichsten Erfolge unterzogen. Er hat bewiesen, dass weder Griechen noch Römer dieses Phänomen gekannt haben, dass es aber zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts nicht mehr unbeachtet gewesen sey. Die älteste Meynung über die Entstehung dieses Phänomens leitet dasselbe von Spinnen ab, welche sich dieser Fäden als eines Fuhrwerks zu Anstellung weiter Luftreisen bedienten. Die Feldspinne (aranea obtextrix), welche den sogenannten Mädchensommer liefert, ist, nach Bechstein, von der Grösse eines kleinen Stecknadelknopfes. Auf ihrem länglichten Vorderkopfe liegen in einem zirkelrunden Kreise 8 graue Augen. Der Hintertheil ist eyrund; der Körper selbst glänzend schwarzbraun, die Füsse von mittler Länge und gelblicht; das ganze Thier mit einzelnen Haaren besetzt. — Andre Naturforscher schreiben nicht *alle* diese Gewebe, sondern nur grösstentheils, oder auch nur zur Hälfte den Spinnen zu. Denn sie erschienen, ihrer Meynung nach, zu plötzlich, immer nur an stillen und heitern Tagen, nach feuchten und öfters stürmischen Nächten, und verschwinden an trüben, feuchten und nebelichten Tagen auch wieder zu plötzlich für die Dauer der Spinnegewebe. Kein Spinnegewebe sey so weiss und glänzend, keins klebe so zwischen den Fingern u. s. w. Es scheine also der fliegende Sommer mehr ein Product der Ausdünstungen aus den Pflanzen zu seyn. — Andere halten dafür, dass der fliegende Sommer aus einer zähen Materie bestehe, welche mit den Dünsten aufsteige, und indem sie von der Luft bewegt wird, sich an einander klebe und ausdehne, sodann aber durch eine gemässigte Sonnenwärme getrocknet werde, in feuchter Luft hingegen sich auflöse und mit andern Dünsten vermischt wieder verschwinde.

II. *Chr. Fr. Leber. Strack*, Lehrer am Gymnas. zu Werthheim: einige selbst gemachte Beobachtungen über den Sommerflug und die Spinne, welche ihn hervorbringt. Der Vf. sammelte von der aranea obtextrix eine grosse Menge in ein Zuckerglas, worein er vorher ein Stück Rasen gethan hatte. Sie fingen sogleich zu arbeiten an, und in wenigen Stunden war das Glas nach allen Richtungen mit den weissen, feinen Fäden durchzogen. Lange war es dem Verf. ein Räthsel, wovon diese Spinnen lebten. Als aber der Rasen im Glase anfing trocken zu werden, und mit einer feuchten Bürste besprützt wurde, so kamen die Spinnen eilig, und sogen mit sichtbarer Gierigkeit und Vergnügen die an den Fäden hängenden Tröpfchen auf. Sogar Milch und Bier sogen sie, oft selbst vom Finger des Verf., auf. Andre, welche trocken eingesperrt worden waren, starben nach ungefähr 14 Tagen. Der Verf. liefert hierauf eine sehr genaue Beschreibung der Spinne selbst, mit welcher er die Beschreibung einer andern Spinne verbindet, die zwar keinen Antheil an der Erzeugung des Sommer- u. Herbstflugs hat, aber weil sie noch nicht beschrieben zu seyn scheint, dieser Ehre werth war. Der Verf. nennt sie Aranea subreptans. Sie lebt von Fliegen oder kleinen Insecten.

III. D. *C. C. Schmieder* über das chemische Verhalten des Sommerflugs. Es wurden zehn Versuche mit Wasser, Alkohol, Schwefelnaphthe, ätzendem Kali, ätzendem Salmiakgeiste, verdünnter Salpetersäure, rauchender Salzsäure, concentrirter Essigsäure und wässerigem Galläpfelaufgusse angestellt, und die Resultate dieser Versuche fielen gerade so aus, als wenn die nämlichen Versuche mit dem Gewebe der Winkelspinne, das vorher im Sonnenschein gebleicht worden war, angestellt wurden. Wurde ein Gran Sommerflug in einem Löffel über der Lampe geglüht, so verkohlte sich derselbe bald mit dem nemlichen ammoniakalisch-empyreumatischen Geruche, als andere thierische Substanzen, und schmauchte den Löffel mit brandigem Oele an. Die Kohle war schwer entzündlich, und verbrannte an der Flamme des Lichtes endlich zu einer grauen, fest zusammenhaltenden Asche.

N E U E

LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

128. *Stück, den* 24. *October* 1810.

PHILOSOPHIE DER GESCHICHTE.

Die Geschichte philosophisch dargestellt von Doct. *Deuber*, Prof. der Geschichte an der philosophischen Section (*sic*) zu Bamberg. Bamberg, bey Vincenz Dederich. 1809. 134 S. 8.

Man hat schon längst die Nothwendigkeit gefühlt, dass Philosophie und Geschichte einander freundlich die Hand bieten und sich gegenseitig unterstützen. Diese Verbindung zweyer, beym ersten Anblick so heterogen scheinender, Wissenschaften kann auf doppelte Art Statt finden. Einmal kann die Geschichte die Philosophie zu ihrem Gegenstande machen. Dann stellt die Geschichte die Veränderungen dar, durch welche die Philosophie auf ihren verschiedenen Entwickelungsstufen hinduerh gegangen ist, um zu werden, was sie jetzt ist. So entsteht eine *Geschichte der Philosophie.* Es kann aber auch zweytens die Philosophie die Geschichte zu ihrem Gegenstande machen. Dann erforscht die Philosophie die Bedingungen der Möglichkeit und Wirklichkeit der Geschichte, damit diese nicht ein blosses Aggregat von Thatsachen, am Faden der Chronologie aufgereihet, werde, sondern sich zum Rang einer wahren Wissenschaft erhebe. So entsteht eine *Philosophie der Geschichte.* An die Versuche, wodurch man die letzte Idee zu realisiren gesucht hat, schliesst sich auch das vor uns liegende Buch. Zwar verspricht es dem Titel zufolge nur eine *philosophische Darstellung der Geschichte*, und der Verf. erklärt sich nirgends, nicht einmal in einer Vorrede, welche gänzlich fehlt, über seinen Begriff von einer solchen Darstellung. Es erhellet aber aus dem Buche selbst, dass ihm die eben angedeutete Idee einer Philosophie der Geschichte wenigstens dunkel vorschwebte, und darum nehmen wir sein Buch mit Recht für einen Versuch, diese Idee zu realisiren. Da nun der Vf. §. 4. sagt: „Wer in die *Mysterien der Philosophie* nicht *eingeweiht* ist, dessen Fuss betrete nicht das Heiligthum, worin dem göttlichen Bilde der saitischen Isis ähnlich die Geschichte thront“ — so müssen wir vorerst zusehen, ob und wiefern der Verf. selbst in jene Mysterien eingeweiht sey.

Am tauglichsten scheint uns zu diesem Zwecke der 11. §., wo der Verf. über die *ursprünglichen Bedingungen aller Geschichte*, nämlich *Raum* und *Zeit*, philosophirt. Wir wollen daher unsern Lesern diesen Paragraphen mittheilen und ihn mit einigen eingestreuten Bemerkungen begleiten. Nachdem der Vf. gesagt hat, dass alles, was wir sehen, in die *Formen* von Raum und Zeit *gegossen* sey, lässt er sich ferner so vernehmen: „Die *Zeit* ist das *ideelle*, der *Raum* das *reelle* Princip der Erscheinungswelt.“ — Was der Verf. unter einem idealen und realen Princip verstehe, sagt er gar nicht. Sonst verstand man unter jenem einen Erkenntnissgrund (*principium cognoscendi*), unter diesem einen Daseynsgrund (*principium essendi*). Dass diese Bedeutung hier nicht Statt finden könne, ist von selbst klar, weil so der Unsinn zu handgreiflich wäre, als dass es dem Verf. hätte entgehen können. Aber was bedeuten denn nun jene Ausdrücke hier? Und ist die obige Behauptung, welches auch ihr Sinn sey, so unmittelbar gewiss, dass auch nicht einmal ein Versuch eines Beweises nöthig war? — „Jene ist die *Bedingung*, das *vielfache Seyn* der Dinge *nach einander*, diese ist die *Bedingung*, das *einfache Seyn* der Dinge *ausser* und *neben einander* wahrzunehmen.“ — Wie? Das Seyn der Dinge ausser und neben einander ist ein einfaches? Wo kommt denn aber das *Ausser-* und *Neben-einander* her, wenn das räumliche Seyn ein einfaches ist? Und wenn die Zeit ein ideales, der Raum ein reales Princip ist, wie kann sich denn jene auf ein vielfaches, dieser auf ein einfaches Seyn beziehen? Endlich, wenn Raum und Zeit blosse Bedingungen der Wahrnehmung sind, wie kann denn jener zugleich ein reales Princip seyn? —

„Jene bewegt sich im *stetigen Flusse*, dieser ist der *erstarrte Zeitfluss*.“ — Wie mag der Zeitfluss erstarren und wie mag es zugehen, dass das Erstarrte sich auf ein Einfaches bezieht, während das Erstarrende sich auf ein Vielfaches bezieht? — „Die Zeit gleicht dem *Wasser*, der Raum dem *Eis*.“ — Ein sinnreiches Gleichniss! Schade, dass es so gewaltig hinkt! Denn leider gibt es auch Wasser, das nicht fliesst, und sein Fliessen ist selbst nichts anders als ein Streben nach Gleichgewicht und Ruhe; die Zeit aber bewegt sich, wie so eben gesagt wurde, im stetigen Flusse; auch dehnt sich das Wasser nach allen Richtungen aus und nimmt wegen des eben gedachten Strebens, sich selbst überlassen, die Kugelgestalt, also die Form eines nach allen Richtungen ausgedehnten Körpers an; die Zeit hingegen kann nur als reine Länge vorgestellt werden; weshalb auch jeder Vernünftige nur von Zeitpuncten und Zeitlinien oder Zeitreihen, aber nie von Zeitflächen oder Zeitkörpern spricht. Und wenn der Raum dem Eise gleicht, warum ist es denn unmöglich, sich ein Zerschmelzen oder Zerfliessen des Raums zu denken, da man ein Zerschmelzen oder Zerfliessen des Eises nicht nur denken, sondern sogar mit leiblichen Augen sehen kann? Will man aber von jenem Zerschmelzen oder Zerfliessen des Eises abstrahiren, so hätte der Verf. den Raum eben so gut mit Gold, Silber, Marmor, Holz oder jedem andern Dinge im Raume, ja mit einem stehenden Sumpfe, also mit dem ungefrornen Wasser vergleichen können. Das Gleichniss war in dem einen Falle so treffend als im andern. Doch wir hätten fast vergessen, dass es dem Verf. hier einmal beliebt, einen seiner Sätze zu beweisen. Er will also beweisen, dass das obige Gleichniss passe. Man höre! — „Denn während in der Zeit die Erscheinungen erzeugt werden, zieht sich die *Zeitlänge* in die *Breite*, und der Raum ist *also* die in Production der Erscheinungen *erloschene* Zeit.“ — Wie die Zeitlänge es anfange, sich in die Breite zu ziehen, während in der Zeit die Erscheinungen erzeugt werden, sagt uns der Verf. leider nicht. Auch bemerkt er gar nicht, dass das *Sich-in-die-Breite-ziehen* kein Erstarren des Zeitflusses, sondern vielmehr eine neue, ebenfalls stetige, Bewegung desselben, nur nach einer andern Richtung, ist. Endlich scheint er im Eifer des Beweisens ganz zu vergessen, dass das Ziehen in die Breite noch nicht zur Construction des Raums hinreicht, der nicht bloss Länge und Breite, sondern auch Tiefe oder Höhe hat, dass ferner das Erlöschen, also Verschwinden der Zeit, etwas ganz anders als ein Erstarren derselben zum Raume ist, und dass die Zeit schlechterdings weder erlöschen noch erstarren kann, während in ihr Erscheinungen producirt werden. — „Was im Raume die *Vergänglichkeit* ist, ist in der Zeit die *Vergangenheit*.“ — Die Vergangenheit ist die bereits verflossene Zeit, also ein Theil der Zeit überhaupt. Ist denn aber die Vergänglichkeit ein verflossner Raum oder Theil des Raums? Ist sie nicht vielmehr das Dahinschwinden einer Erscheinung, die von einer andern verdrängt wird, also ein Wechsel, ein *Nacheinanderfolgen* des Entstehens und Vergehens, folglich ein Zeitbegriff, obwohl das Vergängliche im Raume ist. — „Ein Körper vergeht, d. i., er löst sich in seine Bestandtheile auf; ein Zeitmoment vergeht, d. i., die *Differenzen* gehen an der Linie des Zeitflusses zur *Identität* zurück.“ — Ein Zeitmoment als solcher ist von dem andern gar nicht verschieden; sie gehören alle zu einer und derselben Zeitlinie, sind also insgesammt identisch; folglich können auch ihre Differenzen nicht zur Identität zurückgehen. Differenzen kommen nur an den Dingen in der Zeit vor; aber auch diese Differenzen gehen nicht zur Identität zurück, sondern sie wechseln nur beständig, indem eine Differenz an die Stelle der andern tritt; und nur in Beziehung auf diese Differenzen kann man auch von verschiedenen Zeitmomenten reden. — „Was im Raume die Dimensionen der *Länge*, *Breite* und *Tiefe*, sind in der Zeit die Perioden der *Vergangenheit*, *Gegenwart* und *Zukunft*.“ — Die Gegenwart ist gar keine Zeitperiode, sondern streng genommen ein stets verschwindender Punct in der Zeitlinie, die Synthese der Vergangenheit und der Zukunft. Diese beyden aber liegen in einer und derselben Zeitlinie, die man nach Belieben von jenem Puncte rückwärts und vorwärts in Gedanken durchgehen kann. Es findet also zwischen den Dimensionen des Raums und den Perioden der Zeit gar keine Analogie Statt. Ueberdiess kann man durch beliebige Abschnitte in der Zeitlinie so viel Perioden machen als man will; daher auch die Historiker, wenn sie die Geschichte nach gewissen Perioden darstellen, in der Bestimmung dieser Perioden gar sehr von einander abweichen. Der Raum hingegen hat nur drey Dimensionen, und es kann keinem vernünftigen Menschen einfallen, deren mehr oder weniger anzunehmen. — In dieser willkührlichen, grund- u. bodenlosen Manier fährt nun der Verf. immer weiter fort zu philosophiren, wenn man diess anders ein Philosophiren nennen kann. Er scheut sich z. B. nicht, §. 15. die Producte der Natur in deren verschiednen Reichen einzutheilen in *Mineralien*, *Pflanzen*, *Himmelskörper* und *Thiere*, als wenn die Himmelskörper, folglich auch die Erde, so recht mitten inne zwischen Pflanzen und Thieren ständen; er trägt kein Bedenken, allen diesen Dingen *Leben* beyzulegen und zu sagen, das Leben der Mineralien *sey* die *Starrheit*, das der Pflanzen die *Sensibilität*, das der Himmelskörper die *Centrifugens* (*sic!*), das der Thiere die *willkührliche Bewegung*, ohne auch nur mit einem Worte anzudeuten, was denn das *Leben überhaupt* sey, und wie dieses Leben bald als

Starrheit, so dass auch ein starrer Leichnam immerfort leben müsste, bald als *Centrifugenz*, so dass auch ein Schwungrad, so lange es umgedreht würde, eben so gut wie der Umdrehende lebte, bald aber auch als *Sensibilität* und als *willkürliche Bewegung*, wobey weder Starrheit noch Centrifugenz Statt findet, erscheinen könne. Das Menschengeschlecht aber lässt der Verf. §. 22., wo er von der *Weltschöpfung* redet, über die *ganze Schöpfung* hervorragen, gleichsam als wenn ihm das Weltganze so genau bekannt wäre, dass er bestimmt wüsste, es gebe in der Welt durchaus kein vollkommneres Geschöpf, als den Menschen, das Geschöpf der kleinen, sich wie ein Punct im Weltall verlierenden, Erde. An diesen Philosophemen wird es hoffentlich genug seyn, die Philosophie des Vfs. zu charakterisiren, ohne dass wir nöthig haben, noch aus §. 24. anzuführen, dass die wahre Philosophie den Ursprung der Welt nur als ein *negatives Hervortreten durch einen Abfall von Gott* erkläre, oder aus §. 26., dass die *Fixsterne* Symbols des *Rhythmus*, die *Kometen* ein Bild der *Melodie*, und die *Planeten* Zeichen der *Harmonie* seyen u. s. w.

Woher aber der Verf. seine Weihe in die Mysterien der Philosophie empfangen habe, wird der unterrichtete Leser leicht von selbst merken. Auch ist der Verf. offenherzig genug, auf die Schellingsche Naturphilosophie als die Quelle seiner Weisheit hinzudeuten, und seine unbedingte Huldigung gegen dieselbe in den stärksten Worten auszusprechen. Nachdem er nämlich §. 8. die weder durchaus wahre noch richtig ausgedrückte Bemerkung gemacht hat, dass die *Geschichte* der Sokratischen Schule der *Grundton* und *Einklang* aller echt griechischen Philosopheme sey, die man daher unter dem gemeinschaftlichen Namen des *Atticismus* zusammenfassen könne, fährt er also fort: „*Deutschland* feyert die Wiedergeburt der *attischen* Philosophie; sie hat sich in *Schelling's* Systeme mit dem Real-Idealismus *voll schönster Eintracht* vermählt, und nach einem neuen Umschwunge einen universalen Standpunct errungen, von dem aus, in *alle Sphären des positiven Wissens* herabsteigend, sie den *Wissenschaften* und *Künsten höhere* und *allgemeinere* Formen geben wird.“ — In der That, wer zwischen der Sokratisch-attischen und der Schellingschen Philosophie die schönste Eintracht finden, wer da glauben kann, dass diese Philosophie durch Herabsteigung in alle Sphären des positiven Wissens nicht bloss den Wissenschaften, sondern auch den Künsten höhere und allgemeinere Formen geben wird, wer sich endlich einbilden kann, dass dasjenige, was in Bamberg und einigen andern Orten Deutschlands von wenigen Individuen gefeyert wird, in ganz Deutschland gefeyert werde, wo doch so viele denkende Männer (Jacobi, Reinhold, Fichte, Schulz, Bouterweck, Köppen, Fries etc.) sich laut und öffentlich gegen die Schellingsche Philosophie erklärt haben und eben diese Philosophie sogar von ihren eignen Zöglingen (z. B. Wagner und Hegel) geschmäht und verläugnet wird: dessen Auge muss von dem vielen Dunst und Nebel, in welchen sich jene Philosophie gehüllt hat, ganz und gar verdunkelt seyn.

Was sich nun von einem Manne, der eine so blinde Verehrung gegen ein fremdes philosophisches System hegt und zugleich selbst auf eine so willkürliche, grund- und bodenlose Art philosophirt, für eine *Philosophie der Geschichte* erwarten lasse, kann man leicht denken. An eine gründliche Untersuchung und deutliche Erörterung des Verhältnisses der Philosophie zur Geschichte und der dadurch möglichen Bestimmbarkeit des einen mittelst des andern ist gar nicht zu denken. Die ganze Schrift ist ein vages Räsonnement über Philosophie und Geschichte, ein seltsames Gemisch von allerley Philosophemen und Thatsachen, ohne Haltung, ohne Streben nach irgend einem bestimmten Ziele, ohne Aufstellung irgend eines festen Princips oder Ableitung irgend einer sichern Regel. Dabey ist alles in einen hochtrabenden Wortschwall eingekleidet, der zwar grosse Prätensionen, aber auch das Unvermögen, sie zu erfüllen, verkündigt. Als Beleg hierzu kann gleich §. 1. dienen, welcher so lautet: „Nicht mit einseitiger Richtung darf der Blick des Geschichtforschers an losgerissenen Bruchstücken haften, *die aufgethürmt hinabrollen in den Zeitenstrom:* mit *allseitiger* Richtung muss er die Erscheinungen zusammenreihen in ein Ganzes und *die Vereinigung Aller in Eins ergreifen; muss ungeheure Massen in einem Moment überschauen; muss mit Verläugnung aller Subjectivität* eine objective Darstellung der Begebenheiten liefern, dem Wechsel der Dinge eine *allumfassende* Ansicht abgewinnen, und die *göttliche Urkraft erfassen*, die sich in der Erscheinungswelt offenbart.“ — *Quid tanto dignum etc.* fällt uns hier unwillkürlich ein.

Die *Geschichte* ist nach §. 6. die ideale Darstellung Gottes unter den wechselnden Formen der Erscheinungen, und nach §. 7. gar ein episches Kunstwerk Gottes. Man sieht also, dass der Verf. von der Geschichte wenigstens eine *erhabne Ansicht* hat. Verknüpfte er nun damit auch eine *tiefe Einsicht*, so möchte man ihm jene Ansicht immerhin gönnen. Aber von dieser Einsicht scheint dem Verf. noch nicht viel zu Theil geworden zu seyn, ungeachtet er sich auf dem Titel seiner Schrift als *Professor der Geschichte* an einer öffentlichen Lehranstalt ankündigt. Da lesen wir z. B. S. 11, dass das Platonische System der Philosophie das Kynische, Kyrenaische, Megarische und Skeptische *in Einer Philosophie wieder hergestellt habe* — dass das männliche Alter der griechischen Philosophie

zwischen die 80. *und* 100. *Olympiade* falle und mit Aristoteles die männliche Fülle derselben *versiegt sey* — dass Cicero, Seneca und Antonin die Philosophie *bloss nach der Brauchbarkeit für den Staatsdienst würdigten* — ferner S. 12, dass der Eleatismus eine aus Kleinasien nach *Hellas* versetzte Pflanze sey — S. 22, dass *Moses wie Plato* von einem Abfalle der *Seelen* von Gott spreche — S. 26, dass Homer, Orpheus, Pindar und die Jonische Schule eine *vernünftige Ursache* (νους) als Bildnerin der Welt aus einem Grundstoffe angenommen haben (in einer Note wird sogar einerseits von der dem Thales als Stifter der Jonischen Schule eigenthümlichen Hypothese, alles sey aus Wasser durch Verdichtung und Verdünnung entstanden, als einer jenen Dichtern und dieser Schule gemeinsamen Hypothese, und andrerseits von der Meynung, dass schon Thales eine vernünftige Weltursache angenommen habe, so geredet, als wenn dagegen gar kein Zweifel Statt fände, und des merkwürdigen Umstands gar nicht erwähnt, dass unter den Philosophen, die man gewöhnlich zur Jonischen Schule zählt, Anaxagoras beynahe einstimmig von den Alten als der erste, der zu dem materialen Principe der frühern Denker noch ein vernünftiges Princip als das formende hinzudachte, angeführt und deshalb auch sogar mit dem Beynamen νους beehrt wird) — S. 30, dass Kepler die verschiednen *Deutungen des Basses, Tenors* etc. auf das *Planetensystem* übergetragen habe — S. 32, dass mehrere Geheimnisse der Zoroastrischen Religion, z. B. die *Unsterblichkeit der Seele* und die *Auferstehung der Todten* in den *mosaischen Cultus* aufgenommen worden — S. 68, dass der Zeitenstrom *sogar die Trümmer* von *Balbek* [eigentlich *Heliopolis*, denn Balbek oder richtiger Baalbek ist der heutige Name der alten Heliopolis in Kölesyrien], *Palmyra* und andern Städten [deren majestätische Ruinen zum Theil noch jetzt von Reisenden bewundert werden] hinweggewälzt habe — eben so S. 75, dass von der colossalen Stadt *Babel* [deren Ueberbleibsel auf beyden Seiten des Euphrats Niebuhr in seiner Reisebeschr. ausführlich beschreibt] *keine Spur mehr übrig sey* u. s. w. Auch von den *Sprachkenntnissen* des Vfs., ob er sie gleich in häufigen Anmerkungen zur Schau stellt und aus dem Griechischen, Hebräischen, Phönicischen, Aegyptischen fleissig etymologisirt, erweckt es keine vortheilhafte Idee, wenn er S. 3 und 15 *Ellypse* u. *ellyptish* schreibt, und S. 18 gleich Hrn. Schelling *anorgisch* für *anorganisch* setzt, also nicht zu wissen scheint, dass ανοργος und ανοργανος zwey ganz verschiedne Wörter sind.

Wir wollen übrigens nicht läugnen, dass das Buch manche treffende Bemerkung enthält, dass es insonderheit beweist, der Verf. habe über die Geschichte gedacht und besitze eine gute Uebersicht derselben. Auch zweifeln wir nicht, dass der Vf., wenn er die Fesseln des philosophischen Systems, dem er so unbedingt huldigt, zerschlagen und sich eines der Würde der Philosophie sowohl als der Geschichte angemessnern Styls befleissigen wollte, so dass man in seinem wissenschaftlichen Vortrage weder „*das Lispeln des Zephyrs zum Concerte der Vögel*," noch „*das wilde Heulen des Nordwinds zu den Donnerstössen der Wolken*" (S. 13) hörte, noch einmal eine *philosophische Darstellung der Geschichte* schreiben könnte. Aber dass die gegenwärtige Schrift eine solche sey, wird ihm wohl niemand zugeben, der da weiss, was Philosophie und Geschichte ist.

AESTHETIK.

Ein Gastmahl. Reden und Gespräche über die Dichtkunst von *Ferdinand Delbrück.* Berlin, in der Realschulbuchhandl. 1809. kl. 8. 264 S. (1 Thlr. 4 gr.)

Wenn die Alten, die wir als Muster bewundern, in ihren Untersuchungen über die Gegenstände der Wissenschaft dialogisch verfuhren, und ihre Lehren dialogisch mittheilten, so erkennen wir hierin die eigenthümliche Lebendigkeit ihres Forschungsgeistes, ihre Freyheit im Denken und Handeln, vermöge deren jeder an den gemeinsamen Gütern des Lebens einen unmittelbaren Antheil nehmen musste, und endlich jenen hohen Kunstsinn wieder, der in aller Darstellung des Geistigen zur Gediegenheit und Vollendung strebte, und jenen Untersuchungen die Form des Dramatischen so vollendet einprägte, dass man vielleicht behaupten konnte, sie siegten in ihren wissenschaftlichen Darstellungen mehr durch die Form, wie umgekehrt die Neueren in dem Bestreben, die Wissenschaft objectiv zu machen, oft bis zur völligen Formlosigkeit fortgeschritten seyen. Wenn aber die Neuern sich bey wissenschaftlichen Untersuchungen des Dialogs bedienen, so verleugnen sie auch hierin nicht leicht ihren wissenschaftlichen u. didaktischen Charakter, und wir sehen sie oft hinter verschiedenen fremden Namen als Docenten stehen, oder das Schwanken in ihren Meynungen hinter diese verstecken, und mehrere entgegengesetzte Behauptungen in dem Laufe des Gesprächs unter verschiednen Charakteren hinwerfen, ohne sie in einem gemeinschaftlichen Puncte zu vereinigen, oder wenigstens auf den Weg zu leiten, von welchem aus die Lösung des Streites glücklich möchte unternommen werden. In beyden Fällen erscheint die dialogische Form der Untersuchung mehr *zufällig* und äusserlich, und wenn auch sonst Einkleidung und Diction aus dem Geiste jener Alten entlehnt zu seyn schiene. Dass auch der ge-

genwärtige Dialog von diesen Fehlern nicht frey sey, scheint selbst der Zusatz „Reden“ auf dem Titel zu welchem sich der Verf. genöthigt sah, anzu, deuten. Denn obgleich die Einkleidung so gewendet worden ist, dass man nur Lobreden auf die Dichtkunst erwarten soll, so treten doch auch entgegengesetzte Meynungen auf, z. B. der Angriff des Plato gegen die Poesie, oder vielmehr gegen die Poeten, und die Meynung des Vertheidigers Oswald, welche beyde aber nur *hinter einander*, nicht wie es die Lebendigkeit des Dialogs erfordert hätte, in *gegenseitiger Beziehung* und Einwirkung vorgetragen werden, wodurch doch die öftern und vielleicht zu gedehnten Einleitungen und Erzählungen hätten entrathen werden können; ja die eigentlich sokratische Methode ist nur zweymal am Ende des Ganzen, in einer Wechselrede der Frauen (deren weiblichem Charakter sie doch eben so wenig zuzukommen scheint, als ihre gelehrten Citationen), und in einem später erzählten Gespräche angewendet worden. Die Charaktere der Sprechenden sind daher auch mit Ausnahme des sich sehr treffend charakterisirenden *Hofmannes*, *Bilibald*, so wenig verschieden gehalten, dass uns immer nur die begeisterte Rede des Verfs. anspricht, die charakterisirenden Prädicate aber, welche erzählend hinzugefügt werden, ziemlich müssig da stehen. Die Ungewissheit endlich in mehreren Sätzen dieses Gesprächs — obgleich der Sprechende oft von dem Folgenden in etwas corrigirt wird, — könnte selbst durch die treffende Wahrheit nicht ganz gerechtfertigt werden, durch welche der Verf. das Werk der Wissenschaft, im Gegensatz der Befriedigung, welche das Kunstwerk gewährt, charakterisirt: „Jedes Werk der Wissenschaft reizt mehr die Wissbegierde, als dass es sie *befriedige*, und erregt, je lehrreicher es ist, in desto höherem Grade eine wehmüthige Sehnsucht in der Seele nach einer Klarheit und einem Umfang der Erkenntniss, in Vergleich womit das Erlernte als nichtig verschwindet.“ Da aber Sätze *jener* Art in dem Buche zu häufig vorkommen und zu wichtig sind, als dass sie hier einer gründlichern Untersuchung unterworfen werden könnten und dürften, so begnügen wir uns bey der Verfolgung des Ganges dieser Unterhaltung, durch welche wir unsere Leser auf dieses von dem Geiste des Alterthums Beseelte, und durch seine blühende Sprache ausgezeichnete Werk aufmerksam zu machen wünschten, nachdem wir, was uns an der Form desselben überhaupt zu tadeln scheint, freymüthig ausgesprochen haben, einige derselben aufzuheben.

Der Verf. führt uns erzählend in einen gebildeten Zirkel, in welchem bey Gelegenheit der zufälligen Aeusserung, dass die Poesie die Kraft habe, zu verjüngen, die Verabredung getroffen wird, dass jeder der Anwesenden nach der Reihe eine Lobrede halten soll. Dieses geschieht jedoch nicht sogleich, sondern am Abende, den man im Garten lustwandelnd erwartet. Doch schon hier kommt das Gespräch auf das streitige Verhältniss zwischen dem Schönen und Wahren, aber man lässt es hier bey der Bemerkung bewenden, dass man beydes von jeher unterschieden habe. Erst in jener Vertheidigung der Poesie wird dieser Punct näher ins Auge gefasst.

Der Abend erscheint, mit ihnen die Frauen, welche die Rollen schweigender Zuhörer übernehmen, im grössten Putze, „um ihrer stummen Gegenwart etwas Feyerliches zu geben.“ Man wird hierbey vielleicht bemerken, dass die Einkleidung zu gesucht und preziös behandelt worden ist. —

Likolf beginnt. Er preist die Dichtkunst wegen ihrer *Verwandtschaft mit der Liebe* (wobey doch eigentlich mehr von der letztern die Rede ist), und spricht seinen Hauptgedanken in den schönen Worten aus: Darin besteht die wunderbare Kraft der Poesie, dass sie unser Inneres bedeutungsvoll aufregend, uns in allen Puncten des Daseyns berührt, und was als Erinnerung und Ahnung in uns schlummert, erweckend, das ganze Leben in wenig Augenblicke zusammendrängt. Eine Liebe daher, welche nicht sich begnügend, zu geben, was sie hat, sondern was sie ist, Herz in Herz senken will, und Leben in Leben mischen, — keine solche Liebe ohne dichterische Begeisterung. *Almot* lobt sie wegen „des Unsinns, wodurch sie erfreut, oder wegen der Freude am Lächerlichen.“ Das Lachen (die Freude am Lächerlichen), sagt er, entstehe aus einem sehr schnellen Wechsel von Vorstellungen und Empfindungen, deren eine die Nichtigkeit der andern anschaulich macht. Daraus lasse sich erklären, warum das Gebiet des Lächerlichen von nicht so weitem Umfange sey, als das Schöne. Nur ja was Leben und Bewegung hat, und Bestrebungen, die sich vereiteln lassen, könne Lachen erwecken (nicht auch andere Gegenstände, wenn sie von dem Menschen dargestellt und dem Menschen analog behandelt werden?). Steine, Bäume, Wolken vermögen es nicht, wohl aber Thiere und diese desto mehr, als sie an Reichthum der Organe (?) und Fülle des Lebens sich dem Menschen nähern, welcher der Geschöpfe Lächerlichstes ist. Darstellen lässt es sich daher nur von denen Künsten, welche Menschliches bilden (bildet nicht jede Kunst solches?) und deren Werke aus auf einander folgenden Theilen bestehen. Almot wendet sich ein: Ausnahmen hiervon *machen, wie es scheinen könnte*, die Malerey und die Musik, setzt aber in Hinsicht der erstern hinzu: der Wechsel in den Wahrnehmungen der Aehnlichkeit und Unähnlichkeit zwischen dem Bilde und den Menschen, setze bey einem Zerrbilde die Seele in ein unaufhörliches Schwanken; in Hinsicht der letztern, sie könne

das Lächerliche einer komischen Dichtung wohl *erhöhen*, es aber nicht an sich *hervorbringen*. — Also bliebe doch die Musik wirklich eine Ausnahme, oder jener Satz wäre nur halbwahr. — Bey der Bestätigung seiner Erklärung vom Lächerlichen, welche darauf folgt, ist die Schilderung von der Wirkung des Lächerlichen augenscheinlich übertrieben, wie schon der geistreiche Recensent der Heidelberger Jahrbücher f. Phil. schöne Lit. und Kunst 2. Jahrg., 14. Heft treffend gezeigt hat. — Der Verf. spricht zwar S. 44 noch von einer *besondern* Gattung des Lächerlichen, wovon die Freude einen *edleren* Ursprung habe, diejenige nämlich, wo der untaugliche und verächtliche Stoff, den der edle Mensch nicht begeistern könne, in Gedanken vernichtet werde, welches durch den komischen Dichter geschahe. Allein ist wirklich das *Komische* (welches doch hiermit gemeynt ist), eine Gattung des Lächerlichen, so wäre wohl die gegebene Erklärung von dem Lächerlichen nicht umfassend genug, da sie „mehr als alles" durch die Wirkung bestätigt werden sollte, welche das Lächerliche in den Organen hervorbringt, diese aber nicht durchaus auf das Komische passt. Es müsste also vielleicht von einer Gradverschiedenheit die Rede seyn, wobey das mehr oder minder Sinnliche der Freude zum Maasstab gemacht würde, wie der Verf. auch thun zu wollen scheint, gerade in eben dem Sinne, in welchem man oft die Eintheilung in das niedrig und fein Komische in den Kunsttheorien findet; dann aber wäre das erstere das *Lächerlichere*, das letzte das *Komischere*, welches nicht durchgehends wahr ist. Es bliebe daher immer noch zu zeigen, wie sich das Komische von dem Lächerlichen, mit dem es so häufig verwechselt wird, unterscheide, und wollte man sagen, dass es das Lächerliche sey, *in sofern es von dem Künstler* (insbesondere von dem komischen Dichter) *behandelt werde*, so entsteht erst noch die schwierigste Frage, wie dieses der Dichter behandle? wobey es nicht genügt mit Almots Worten zu antworten: die Kraft der komischen Dichtung besteht eigentlich darin, durch den Schein des Wesenhaften zu täuschen, nur um diese Täuschung wieder aufzuheben — (denn auch die *tragische* Kunst gibt nur einen Schein des Wesenhaften, und es ist eben die Frage, wie die hier erforderliche Täuschung beschaffen seyn müsse) oder eine Reihe von Erscheinungen (ein Ganzes?) zu bilden, und um sie wieder zu vernichten (denn die Erscheinungen der komischen Kunst müssen doch wie jede Kunsterscheinung selbstständig und daher auch bleibend seyn, *sie* also können daher nicht eigentlich vernichtet werden, und man kann nicht sagen, dass der komische Dichter darauf ausgehe, den untauglichen, verächtlichen Stoff zu *vernichten*, welches höchstens von dem Satyriker überhaupt gelten könnte). Der Stoff des komischen Dichters aber ist, in sofern er von diesem gebildet wird, idealisch, denn er stellt die Widersprüche thörichter und verkehrter Ansichten und Bestrebungen in anschaulicher Vollkommenheit selbstständig dar, und weist mithin indirect auf das Ideale. —

Doch wenn wir auch nicht durchaus mit dem Sprecher einstimmig sind, so entschädigt er uns doch durch so manches schöne Wort, welches wir den Leser, besonders von S. 44—53, nachzulesen bitten. Nachdem die Frage über den Werth des Lachens im Gegensatz des Ernstes zu schnell bey Seite gelegt worden ist, erklärt *Thorald* seinen Tadel gegen beyde vorhergehende Redner, dass sie der Poesie (wir könnten sogar in Rücksicht der *letzteren* hinzusetzen, einer Gattung der Poesie) Lobreden gehalten hätten, um etwas, was ihr mit den übrigen Künsten gemein sey. (Scheint sich nicht hier der Vf. *selbst* zu verbessern?) Er selbst beginnt daher von dem eigenthümlichen *Verdienste der Poesie um die Bildung der Sprache* zu reden, wobey wir viel Vortreffliches über die Entwickelung der Sprache vernehmen. Nur möchte es nicht so klar seyn, als der Sprecher glaubt, wenn er, nachdem er zur Bildung der Sprache Innigkeit und Zartheit der Empfindung, eine ungemeine Einbildungskraft u. a. als Hauptererfordernisse angeführt hat, den angekündigten Satz schon *unmittelbar* aus denselben folgert, wobey er nicht nur genöthigt war, den umgekehrten Satz beyzufügen, sondern auch die Bedeutung des Ausdrucks Dichtkunst unvermerkt zu erweitern. Dann kann man aber auch dieses Lob der Kraft des Denkens überhaupt beylegen, von der das Dichten nur eine besondere *Art* ist; so ist aber das Lob nur ein halbes. Daher wird der Satz in der Folge richtiger ausgedrückt also: die Dichter haben die Sprache gebildet, aus den schon vorhandenen Worten und Fügungen die schönsten auswählend, und diese bereichernd durch neue u. s. w., welcher Satz sich leicht psychologisch und historisch nachweisen liess. — Der Nebensatz: „Uebten wir uns nach Art der Pythagoreer in der Selbstanschauung, wie würden wir erstaunen über die herrlichen Anlagen zur Poesie, die uns zu Theil geworden" bedarf grosser Einschränkung. Jene historische Schilderung aber der poetischen Entwickelung der Sprache und ihrer Wirkung in der Hand des Dichters, welche von S. 63 beginnt, verdient von Jedem selbst nachgelesen zu werden; nur die *rührende Zärtlichkeit* (S. 62) schien uns nicht an der rechten Stelle zu seyn. Köstliche Worte folgen dann von S. 71—73 über die *Kunst des wörtlichen Ausdrucks*, bey welchem wir den lockern Zusammenhang mit dem Vorigen nur zu gern übersehen. Durch bekannte Worte, heisst es, ehemalige Empfindungen zur Erweckung noch nicht gehabter ordnen, darin besteht die Kunst des wörtlichen Ausdrucks. Der folgende

Satz aber, welcher von der dichterischen Thätigkeit redet, möchte wohl nicht ganz *wörtlich* zu verstehen seyn: sobald nach der ersten Bewegung, worein jeder neue Gedanke versetzt, die „Seele sich beruhigt, *sucht der Dichter ihn in seine Elemente aufzulösen;*“ eben so der später folgende: „das einzige Mittel eine *umfassende Einbildungskraft* und die Kunst mit wenigem viel zu sagen, zu *erlangen*, sey das Studium der Dichter.“ — Darauf nimmt der alte *Herolt* das Wort, indem er den letzten Theil der vorigen Rede, über die Wirkung der Dichtkunst, beyspielsweise erläutert, und zwar durch die wunderbare Wirkung, welche Klopstocks Messias einst auf ihn gemacht hatte. Vortrefflich und tief sind die hier eingewebten Bemerkungen über Klopstocks dichterischem Charakter und seine Messiade, nur scheint uns die Darstellung der Bibel im Verhältnisse zu diesem Gedichte höchst ungerecht gewürdigt zu seyn, und gerade das entgegengesetzte Verhältniss zwischen beyden Statt zu finden in Hinsicht auf den Geist des Ganzen. Sonderbar ist auch das Geständniss: „so wie, wenn ich die Alten las, es mir für meine Gedanken an Worten fehlte, so fehlte es mir, wenn ich die Bibel las, für die schönen Worte (?) an Gedanken.“ Aber herrlich gedacht und ausgedrückt ist, was gegen jenes grosse Werk S. 90—93 gesagt wird, und dadurch eben nach unserer Meynung der Bibel zu Gute kommt; fein die Bemerkungen über Reim und Metrum (S. 96 ff.) in Beziehung auf das Klopstockische Epos.

Nun tritt *Walland* auf; dieser bestimmt zuerst genauer das Wesen der Poesie dadurch, dass sie die Kunst sey in einen Mittelzustand zwischen Betrachtung und Gefühl zu versetzen, und zeigt, warum sie sich der *Sprache* bediene. Hier sind treffliche Worte niedergelegt; nur würde der Gedanke: „Nichts unterscheidet die Poesie mehr von den übrigen Künsten als die Bestimmtheit dessen, was sie ausdrücken etc. kann,“ durch die Natur der bildenden Kunst offenbar gefährdet seyn, wenn man nicht die hinzugefügten Worte „und die Unendlichkeit dessen, was sie andeuten kann,“ mit leichter Veränderung in folgende verwandelte, *bey der Unendlichkeit dessen* u. s. w. — Dann geht der Sprecher zu der zarten *Kunst* über, den *Dichter zu verstehen*, und aus seinen Worten zu erahnen, welche er in zarten, tiefgefühlten Worten lobpreist (S. 106 ff.), wobey wir des Raumes wegen beklagen, nicht ausheben zu können, was von der gleichsam *vorherbestimmten Harmonie* zwischen den Dichtern und denen, welche ihre Werke auffassen und redend darstellen (Teonens Diener, nach Klopstock genannt,) und von der innern Verschiedenheit beyder gesagt wird, nicht unähnlich dem, was J. Paul in seiner Vorschule der Aesthetik von den s. g. passiven Genies sagt. Dieses wird an einem schönen Beyspiele bestätigt, und in einem echt platonischen Mythus aufgeführt.

Arnold tritt auf, und erhebt einen Einwurf gegen die Bestimmtheit der Dichtkunst, indem er fragt, ob und in wiefern jene noch bleibe, wenn das Gedicht in fremder Sprache vorgetragen werde, worauf sich die Bemerkung (S. 123) bezieht, dass die kunstmässige Declamation eines Gedichts selbst in unbekannter Sprache eine der Musik ähnliche Wirkung hervorbringen müsse? wogegen sich Vieles erwiedern liesse.

Es beginnt der zweyte Theil des Redefestes S. 125. *Adelmar tritt auf*, und preist die Dichtkunst wegen der Liebe zur Heimath, welche sie erweckt, an seinem eigenen Beyspiele. Hierbey eine Episode, in welcher Englands Staatsverfassung geschildert wird. Das Lob selbst aber bezieht und beschränkt sich doch auf deutsche Sprache und Literatur überhaupt. — Hier tritt nun der Hofmann ein. Dieser, aufgefordert zu reden, preist die Dichtkunst sehr charakteristisch, wie wir oben angedeutet haben, doch nicht ohne Spott wegen ihrer Verbindung, die sie mit den Grossen der Erde gewähre. Der dadurch entstehende Contrast, in welchem eine leichte Ironie durchblickt, gibt dem Leser, nach dem fast eintönig fortgesetzten Panegyrikus, einen neuen Reiz. Voltaire mit seinen images brillantes führt er sehr treffend als sein Vorbild an, und belustigt die Gesellschaft sowohl als den Leser durch die Erzählung von seiner poetischen Laufbahn. Den Streit, welcher Bilibalds Spott zu erregen in Begriff war, schlägt Bertha durch den Vortrag des schönen Göthe'schen Gedichts „die Phantasie“ nieder, dessen Ende nach Bilibalds Weggang eine Untersuchung über die *Verwandtschaft der Phantasie und Hoffnung* veranlasst, welche in dem schon angeführten sokratischen Gespräche zwischen Bertha und Theoda geführt wird und sich in die Frage verwandelt: welche Art der Hoffnung es sey, unter deren Einfluss die Phantasie *poetisch* wirke. Durch die herrlichsten Schilderungen von dem Zustande der Menschen in einem goldenen Zeitalter, wird diese den Ursprung der Dichtkunst selbst so nah berührende Auflösung herbeygeführt, deren Resultat in den Worten (S. 178) enthalten ist: „die Hoffnung einer dereinstigen Rückkehr des goldenen Weltalters und einer vollkommenen Eintracht der Menschen mit sich und der Natur.“ Der, in welchem zuerst, heisst es ferner vortrefflich (S. 183), diese Hoffnung die Phantasie erweckte, von den fast verschollenen Lauten und versunkenen Trümmern des ehemals (ehemaligen) harmonischen Menschenlebens einige dürftige Ueberreste sammelnd und ordnend zu erringen, was ehemals der Mensch als Geschenk empfangen hatte, war der erste Dichter. Hieran schliessen sich die tiefen Worte von dem Ursprung der Hoffnung,

und dem Verhältnisse der Phantasie zur Weisheit (180—189).

Zuletzt tritt Osmund auf, welcher, um den Triumph der Poesie noch mehr zu verherrlichen, sie mit platonischen Gedanken und Worten anzugreifen beginnt (S. 191—231), wobey wir die Reinheit bewundern, mit welcher der Verf. den platonischen Geist aufgefasst hat. Diesen Angriff bemüht sich der Verf. durch Arnold (S. 217) und zwar sehr glücklich (wenn auch nicht in der Einkleidung) abzuwehren. Hier ist manches weise Wort über das Verhältniss der Kunst zur Wissenschaft verborgen. Doch möchte sich einiges gegen den Hauptsatz (S. 236) vorbringen lassen; „Meynst du, dass man vermocht hätte, den nothwendigen Zusammenhang der Dinge zu erforschen, ohne vorher einen bloss möglichen anzuschauen, dass man vermocht habe, zur Wissenschaft zu gelangen, ohne sich vorher durch die Kunst geübt zu haben?" — so auch gegen den folgenden: „Die Kunst ausrotten, wäre nichts anderes, als die Quelle der Wahrheit versiegen machen, und aller Wissenschaft den Tod bringen." Das übrige, so wie der Mythus vom Homer S. 247 verstattet keinen Auszug, aber die bedeutende, so oft vernachlässigte Wahrheit dürfen wir nicht übergehen: „dass der Dichter durch *geschickte Verbindung vortrefflicher, mittelmässiger und schlechter Charaktere zu einem harmonischen Ganzen die Gottheit nachahme*, die unablässig wirkt das Ungleiche zu ebenen, das Feindselige zu befreunden," und dass die Kunst ohne Wissenschaft und Sittlichkeit keine gedeihlichen Früchte hervorbringen könne, aber in Verbindung mit beyden allein die Veredlung des Menschen zu vollenden vermöge. In einem Lobe des Vaters der Dichtkunst, auf welchen der hohe Gesang Göthe's von Mahomets Geist angewendet wird, schliesst die Unterhaltung mit der Erscheinung des feyerlichen Morgens; und wir schliessen diese Beurtheilung mit dem herzlichen Wunsche, dass uns der Verf. bald wieder eine ähnliche schenken möge.

KINDERSCHRIFTEN.

Unglücksgeschichten bey schädlichen und wilden Kinderspielen. Zur Warnung und Vorsicht für die unerfahrne Jugend in wahren Beyspielen herausgegeben von *M. E. C. Jacobi.* Mit einem illumin. Kupfer. Quedlinburg, bey Basse, (ohne Jahrzahl). VI und 160 S. Taschenf. (20 gr.)

Das Büchlein ist für das Alter bestimmt, in welchem der Hang zum Sinnlichen am regsten ist; denn Beyspiele nützen meist mehr, als die besten Lehre und Warnungen, sagt der Verf. Er liefert 22 Erzählungen, deren Gegenstände sind: Das unvorsichtige Armbrustschiessen, das Kopfstehen und Radschlagen, das Baden, das Spielen mit Schiessgewehr und andern tödtlichen Waffen, mit dem Feuer, mit Pulver, mit den Nadeln, das Baumklettern, Stelzengehen, Kinderspiele in der Nähe des Wassers, das Springen auf Wagen, das Schwingen oder Schleudern (Schaukeln), das Schaukeln auf Bauholzstämmen, das Quälen der Thiere (gehört, oder soll das auch zu den Kinderspielen gehören?), das Necken der Thiere, die Naschhaftigkeit, die unvorsichtigen Scherze. Manche werden in mehrern Erzählungen behandelt. Das Glittern und Schlittschuhlaufen ist übergangen, das zwar eben so wenig als manche andere hier erwähnte Spiele zu den schädlichen und wilden gerechnet werden darf, aber doch unvorsichtig betrieben werden kann. Unnütz wird das Lesen dieses Büchleins den lieben Kindern, auch manchen grossen Kindern, nicht seyn, obgleich der Verf. eben nicht eine ausgezeichnete Gabe des Erzählens und Correctheit der Sprache besitzt.

Neues moralisches Erzählungsbuch. Enthaltend eine Sammlung edler Thaten aus dem Leben guter Menschen für die erfahrnere Jugend beyderley Geschlechts. Mit einem illumin. Kupfer. Quedlinburg, bey Basse, (ohne Jahrz.) VIII u. 220 S. (1 Thlr.)

Für junge Leute von 10—14 Jahren bestimmt. Ist das auch schon eine *erfahrnere* Jugend? Die Erzählungen sind: Die Rückkehr oder die zärtlichen Geschwister; kindliche Liebe eines Negers; eine afrikanische Geschichte (nicht mit der Umsicht abgefasst, welche die Beziehung auf die Jugend fordert); der edle Sohn, eine Geschichte aus dem letzten österreich. französ. Kriege; Geschwisterliebe; der dankbare Lehrling; Ehrlichkeit; kindliche Liebe, ihr Sieg und ihre Belohnung; der gute Sohn oder das Wiedersehen. Der Styl ist oft zu geziert und romanhaft. Die illumin. Kupfer bey beyden Büchern sind, wie man es schon bey Kinderschriften gewohnt ist, sehr schlecht und geschmacklos.

NEUE

LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

129. Stück, den 26. October 1810.

GESCHICHTE.

Leben Kaiser Karls des Grossen, beschrieben von *Hans Carl Dippoldt*, Doctor der Philos. und Privatdocent der Gesch. auf der Univ. zu Leipzig (jetzt Prof. der Gesch. am Gymn. zu Danzig). Tübingen, Cotta'sche Buchh. 1810. X. 324 S. gr. 8.

Bekanntlich schrieb der Hr. Verfasser im J. 1808 eine Diss. de fontibus historiae Caroli M. et scriptoribus eam illustrantibus, die unter die Beylagen gegenwärtiger Biographie S. 278 ff., ohne Veränderung der Urtheile und des latein. Styls wieder abgedruckt ist. Schon damals kündigte er sein Vorhaben, eine Lebensbeschreibung Karls des Grossen, an der er während eines längern Aufenthalts in Dresden gearbeitet hatte, an, und erregte gerechte Erwartungen, die nicht unerfüllt geblieben sind. „In einer Zeit," sagt er in der kurzen Vorr. (und wir schreiben die Stelle ab, weil sie den Standpunct angibt, aus welchem die ganze Arbeit zu betrachten und zu beurtheilen ist, die Gesinnungen des Verf., die beachtungswerth sind, und die Manier der Darstellung und Erzählung beurkundet, mit welcher letztern wir, weil sie nicht so einfach und natürlich, wie es die Geschichte fordert, sondern gesucht und geschraubt ist, Joh. von Müllern und Schillern nicht nachgebildet, sondern nachgeahmt, am wenigsten zufrieden seyn können) — die ohne Gleichen ist in der Geschichte, wo Formen, durch eignen Werth, durch fromme Achtung für die Voraltern und hohes Alterthum geheiligt, im blutigen Kampfe der Völker zertrümmert werden, wo ein neuer Geist sich stürmend über den Erdball verbreitet, wo Weltgeschichte sich abermals als Weltgericht zeigt, wo manch' edles Gemüth über den Trümmern vormaliger Herrlichkeit des Grossen, Schönen und Guten vergisst, was unter Thränen und Blut für die Enkel bereitet wird, zu einer Zeit endlich, wo die Grösse des Helden, der ganz Europa erschüttert, wundersam an *den* mahnt, der vor nunmehr tausend Jahren die Verfassung unsrer Staaten, die Cultur des abendländischen Geschlechts in rohen Versuchen begründete, zu einer solchen Zeit — einzig in ihrer Art — lege ich diese *Frucht jugendlichen Strebens* auf dem Altare meines Vaterlandes nieder. Vernichtet ist das *römische*, geblieben ist uns das *heilige* Reich, der Geister Vaterland, das überall ist, wo teutsch gesprochen, gefühlt und gedacht wird. Wir sehen nur das Ende der alten, nur den Anfang der neuen Herrlichkeit und unter des gegenwärtigen Lebens oft kleinlichen Sorgen erliegt das Gemüth, das den Blick nicht in die Zukunft zu erheben vermag, für das die Geschichte ihr grosses Buch vergebens aufgeschlagen, wo alle irdische Weisheit so lesbar, so unnachahmlich schön geschrieben steht. — Was da untergegangen, wird verklärt wieder auferstehen, wenn erst alles abgestreift, was vom frühern Daseyn, vom unvollendetern, zurückblieb. Auferstehn wird, was da eines unvergänglichen Lebens allein werth ist: denn die Form, die bleiben soll, muss durch des Krieges Feuer geprüft werden. Von solcher Gesinnung erfüllt, wählte ich den Helden, dessen thatenreiches Leben, dessen gewaltiges Wesen ich zu schildern versucht, wie es der noch ungekünstelten Kraft möglich gewesen. Mit solcher Gesinnung, die mich die Geschichte gelehrt, voll dem regsten (des regsten, oder, von dem regsten) Mitgefühle für den Druck der Zeit, unter welchem auch ich seufze, bringe ich meiner Nation das Werk dar, das entscheiden mag, ob ich einst die Geschichte meines herrlichen Volks zu beschreiben würdig werden könne oder nicht."

Die Einleitung liefert eine Uebersicht der Geschichte der Franken unter den Merovingern und dann des Stifters der neuen Dynastie, Pipins, wie sie zum bessern Verstehen aller folgenden Erzählungen allerdings nothwendig war. In der Lebensbeschreibung Karls selbst macht der Hr. Verf. nur gewisse Zeitabschnitte (Geburt und Jugend Karls des Grossen 742 — 768, Karl und Karlmann Könige der Franken 768 — 71, Karl, alleiniger König der Franken 771 — 74, Karl, König der Franken und Lombarden 774 — 800.

Karl, römischer Kaiser 801 — 814), und eben so folgt er streng der Jahresordnung und schaltet bey verschiedenen Jahren gelegentlich ein, was Karl für Landescultur, Gesetzgebung, Religion, Wissenschaften, Sitten u. s. f. that, was die Verfassung, Einrichtung des Hofs, Lebensweise u. s. w. angeht. Allerdings kann bisweilen manches, was zu dem Angeführten gehört, durch die gleichzeitigen Umstände mehr Licht erhalten, die Erzählung der übrigen politischen und kriegerischen Thatsachen wird lebendiger, die Darstellung mannigfaltiger; aber auch zerstückelter, so dass man nicht leicht eine klare und wohl geordnete Uebersicht dessen, was durch innern Zusammenhang verknüpft ist, erhält. In dieser Hinsicht wünschen wir, so wenig wir auch die schulgerechte Abtheilung in Capitel und Sectionen bey biograph. und histor. Arbeiten fordern, doch auch nicht die Rückkehr der strengen annalistischen Methode, die am wenigsten geeignet ist, einen Totalüberblick zu befördern. Bey der chronol. Methode, die der Hr. Verf. befolgt hat, fühlt man den Mangel eines Registers, das seinem Buche fehlt, doppelt stark. Wer kann z. B. es sogleich finden, dass bey dem J. 793, wo von Karls Versuche durch einen Canal die Rednitz und Altmühl, folglich auch den Mayn und die Donau zu verbinden, geredet wird, nun auch S. 123 ff. seine übrigen Anstalten für den Handel, Maasse, Münzen, Viehzucht und andere Gegenstände der Landcultur durchgegangen werden? wer ahnen, dass gerade bey 787, wo Karl einen Streit zwischen römischen und fränkischen Sängern entschied, Karls Sorge für das Aeussere und Innere der Kirche, für Wissenschaften, Schulen u. s. f. (wodurch selbst die übrige Erzählung zu lange unterbrochen wird) vorkommen? Wir meynen, dass allerdings da, wo etwa gewisse ausgezeichnete Anstalten und Einrichtungen gemacht wurden, oder etwas Bedeutendes für sie geschah, die Geschichte derselben und dessen, was mit ihnen zusammenhängt oder auf sie Bezug hat, eingeschaltet werden könne; aber wo verschiedene Zeitpuncte einen Unterschied machen, wo zu vieles verbunden werden muss, das einer eignen Darstellung für sich werth und bedürftig ist, da rathen wir nicht zu solchen Einschaltungen und Unterbrechungen. Ein Gemälde von Karls Leben theilt sich von selbst in drey Scenen ab, die Karln als Regenten und Eroberer, als Stifter einer neuen Cultur seiner Völker (durch Gesetze mancherley Art, Schulen, Kirche u. s. w.) und als Haus- und Landesvater erblicken lassen. Sie greifen freylich oft in einander und haben manche Berührungspuncte, die nicht unbeachtet bleiben dürfen, aber sie lassen sich auch trennen und müssen getrennt werden, weil sonst der Blick auf das Gemälde zu sehr zerstreut und wohl gar verwirrt werden kann. — Die Darstellung der Begebenheiten, Thaten und Anstalten Karls selbst ist sehr ausführlich, ohne zu weitschweifig zu werden, kein nur einigermassen erhebliches Factum, keine der Auszeichnung würdige Notiz ist übergangen, und die Biographie ist daher vollständiger und reichhaltiger, und doch auch meist gedrängter als die bisherigen. Selbst die verschiedenen Angaben und Ansichten, die man bey verschiedenen, vorzüglich frühern Schriftstellern findet, sind, wenigstens in den Noten, erwähnt. Alles ist überhaupt mit untergesetzten Citaten aus den ältern Schriftstellern und Documenten, die als eigentliche Quellen anzusehen sind, aber auch aus neuern belegt; ausgehoben aus ihnen sind charakteristische Stellen, aus denen Denkart des Zeitalters, Sitte der Vorzeit, oder irgend etwas Merkwürdiges hervorleuchtet. Einige Urkunden sind auch aus demselben Grunde ganz oder zum Theil übersetzt dem Texte einverleibt. Nicht unbemerkt ist es geblieben, wenn nur aus einem Zeugen eine Nachricht entlehnt ist, oder wenn sie nach dem Sinne, den der Verf. in den Worten des Annalisten fand, gefasst ist (wie S. 151 wo oben doch die Worte der Annalisten hätten angeführt werden sollen). Wo eine solche Nachricht oder die Worte des alten Berichterstatters einer Erläuterung aus der Sprache, dem Alterthümlichen, der Geographie bedurfte, ist sie gegeben worden. Und überhaupt ist auf vollständige und genaue Erklärung der damaligen Verfassung und des gesammten Zustandes rühmlicher Fleiss verwandt worden. Manche Erläuterungen waren für Noten zu ausführlich und wurden daher in Beylagen verwiesen. Wohl möchte die lange Note über Karls Bibliothek S. 101 auch lieber in eine Beylage gebracht werden. Gelegentlich werden auch manche moderne Ansichten gerügt, wie S. 55. eine von Velly mit den Worten: das ist französisch, nicht fränkisch. Vorzüglich ist der Scharfblick des Vfs., mit welchem er aus der grossen Menge unbedeutend scheinender Angaben der Annalisten diejenigen zu scheiden und hervorzuheben wusste, die doch eine nicht unwichtige Beziehung haben. Eben so lobenswerth ist die Bescheidenheit, mit welcher er sein Urtheil über Handlungen zurückhält, wo es an entscheidenden Datis fehlt, eine Bescheidenheit, die wenigstens keine gemeine Tugend unsers Zeitalters ist. Wir führen nur zwey Beweise an. Von Karls Verstossung der langob. Prinzessin Desiderata (denn vielleicht war das selbst der Eigenname der Tochter des Desiderius) auf päpstliche Mahnung, sagt Hr. D.: „Ihn, der in Allem über seine Zeit (war), überheben Glück und Grösse einer gemeinen Rechenschaft (doch wohl nicht vor dem Richtstuhl der Nachwelt!): Karl diente der Religion wie diese ihm (Worte Mösers). Aber er war von Herzen fromm, wie Gesetze und Briefe klar bezeugen und wenn auch kein blinder Knecht der Kirchensatzungen, musste ihn doch das Ansehen des heil. Stuhls, gegründet im höchsten Alterthum der ersten Kirche (diess ist unhistorisch ausgedrückt; oder ist die zweyte Hälfte des 2ten Jahrh. das Alterthum der ersten Kirche? denn höher steigen doch die Versuche röm. Bischöfe, sich eines grössern Ansehns zu bemächtigen, nicht hinauf —) über alles ehrwürdig seyn; wenn auch späterhin sein Uebergewicht gegen diese sichtbar wird, so konnte er doch damals dem Bannstrahle nicht trotzen; was auch nie geschehen konnte, weil er in Religion sein Urtheil

immer dem der Kirche untergeordnet, und ihren höchsten Stellvertreter, wo nicht immer von Herzen, doch zu allen Zeiten, angemessen seinem Verstande, mit allen Zeichen äusserer Achtung geschmückt hat. Vielleicht dass ihn auch dieser merkwürdige Brief (Stephans) zum Nachdenken über sich selbst und zur Einsicht seines Leichtsinnes brachte. Freylich kam die Drohung spät, aber nicht zu spät, um ein vorläufig geknüpftes Band wieder aufzulösen." Die andere Stelle betrifft die Uebernahme der alleinigen Herrschaft, mit Uebergehung der Söhne seines Bruders: „Wie leicht mag man, sagt der Verf., zusammt der frühern Freundschaft mit dem Bruder, einen vielfältigen Zusammenhang herein denken, aber wie weit auch im Felde der Muthmassungen die Wahrheit hinter sich lassen, wo alle Denkmäler schweigen!" Die Erzählung wird auch noch an anderen schicklichen Orten bisweilen durch allgemeine Urtheile unterbrochen. Man wird in Folgendem die Denkart unsrer Zeit, das die Ammenmährchen und Kindersagen der Vorzeit wieder als Heiligthümer anstaunt, nicht verkennen: „Jedes Mährchen ist, wie echte Geschichte (auch eben so?) ehrwürdig, denn es spiegelt sich das Wahre selbst oder doch der Geist der Zeit in ihm. Ein dichterisches Gemüth schildert ein seltnes Ereigniss wunderbar; es will die Schrift der That gleich machen und schreibt mit gutmüthigem Sinne Fabeln, wie hier (bey Karls Zuge nach Italien), wo etwas Grosses geschah." (S. 145.) Ueber die Kaiserwürde Karls stellt der Verf. S. 162 folgende Betrachtung an: „Karl stand jetzt in seines Lebens höchster Glorie: was er war, war er durch sich. Nur zwey herrschten auf Erden (auch im Orient?), der Kaiser und der Papst, jeder auf wunderbar grosse Weise; nicht nach Gesetzbuch und Herkommen, denn sie selbst waren das lebendige Gesetz: am meisten der grosse Karl, wie jeder Regent zu aller Zeit, der, wie er, über sein Volk ragt. Da fragt keiner bey seinem Thun, ob's hergebracht, ob's erlaubt, ob's gewöhnlich; sein Wille ist Gesetz, doch nur, weil er eben das Gesetz will (schön gesagt, wenn es nur sich als wahr bewährte!) während der Geistesarme seinen Willen und sich immer dem Gesetze unterwerfen muss. Uebrigens war es ein unsicherer Grund, auf welchem des Papstes und des Kaisers wechselseitiges Verhältniss beruht, den Karl durch Klugheit fest machte, aber nur für sich, auf Lebenszeit." Wir billigen es sehr, dass der Vf. nicht, wie gewöhnlich, am Schlusse der Biographie eine weitläufige Schilderung und Würdigung des Charakters Karls nach allen Seiten und Zügen beygefügt hat. Nur die Nachricht von der allgemeinen Trauer über Karls Tod veranlasst ihn zu folgenden wenigen, aber kräftigen, Worten: Möchte der Held auch oftmals das Schrecken der Völker gewesen seyn, seine Unterthanen mitten im Blühen des unermesslichen Reiches unter dem Drucke des Heerbannes und vielfacher Kriegsbeschwerde geseufzet und gegen den Eroberer gemurrt, die ganze Klerisey und die mächtigen Laien das scharfe Auge ihres unerbittlichen Richters Zeit ihres Lebens gescheut haben: so hatten doch Bedrückte, Arme, Wittwen und Waisen und alle Hülfsbedürftige Schutz und Recht unter seinem gewaltigen Zepter gefunden, so hatte Er doch zuerst des Menschen Würde wieder achten und suchen gelehrt, so hatte Er doch für Aller Wohl, wie gut Er's vermochte, gesorgt, so waren doch mitten unter den zerstörenden Gewalten des Kriegs die stillen und schaffenden Künste des Friedens im Schirm seiner klingenden Waffen und durch sein edles Muster gediehen, dem Reiche seine furchtbar grosse Gestalt, der Nation ein mächtiger Wirkungskreis gegeben worden, also dass ein Ihm (Seiner) würdiger Thronfolger sammt seinem Volke die Früchte seines schweren, thatenreichen, dem Ganzen geweihten Lebens mit froher Erinnerung an den gefürchteten Stifter hätte geniessen mögen!"

Von den Beylagen betrifft die erste Karls Geburt, und die Sagen davon, die zweyte die Irmensäule, die dritte das Patriciat (etwas zu kurz), die vierte Poesien und Sagen von Karl d. Gr. (am ausführlichsten S. 234 — 267, wo auch eines handschriftlichen Romans in altfranzös. Prose auf der kön. Bibl. zu Dresden von de Montmorency gedacht wird, der nur ein Auszug aus der grossen handschriftl. Chronik aus dem 15ten Jahrh. in der kais. Bibl. zu Paris zu seyn scheint, von welcher Hr. D. durch seinen Freund Hrn. Hartmann in Paris Nachricht erhielt;) die fünfte gibt Karls Schreiben an Offa; die sechste die fränkischen Namen der Monate und Winde; die siebente verbreitet sich über die vermeyntlichen Bardenlieder; die achte erörtert die Frage, ob Karl schreiben konnte? die neunte berührt nur die libros Carolinos; in der zehnten ist ein Verzeichniss der Namen von Ländern, Flüssen u. s. w. wie sie in den Quellen vorkommen, aufgestellt. Den Inhalt der letzten haben wir schon erwähnt. Die ganze Arbeit ist ein rühmliches Denkmal des Forschungsgeistes und Fleisses des Verf., so wie seines historischen Talents, dessen fernere Ausbildung, wenn davon ein zu starker Einfluss eines einseitigen Zeitgeistes und Zeitgeschmacks immer mehr entfernt wird, uns die trefflichsten Früchte verspricht. Es gibt treffliche Muster von Biographien, wie die Geschichte Kais. Friedrichs II. Züll. 1792.

Geschichte Maximilians I. und seiner Zeit. Pragmatisch aus den Hauptquellen bearbeitet von *Peter Philipp Wolf. Dritter Band.* Herausgegeben von *Carl Wilhelm Friedrich Breyer.* Mit dem Bildnisse Alexanders von Haslang. München 1809, bey Lindauer. VIII. 682 S. gr. 8.

Der grösste Theil dieses Bandes ist noch von dem verewigten Wolf ausgearbeitet und nur die letzten fünf Capitel, die er in den letzten Tagen seines Lebens vollendet hatte, mussten völlig umgearbeitet werden,

und sind daher so gut, wie völlig, die Arbeit des Herausgebers, von dem wir auch die Fortsetzung und Vollendung des grossen trefflichen Werks zu hoffen haben. Auch der gegenwärtige Band enthält einen Reichthum neuer, aus handschriftlichen Quellen entlehnter, Nachrichten, die mit Genauigkeit ausgehoben, mit Prüfung aufgestellt, mit Unparteylichkeit und Wahrheitsliebe erzählt, mit Sachkenntniss beurtheilt und mit Würde und Anmuth vorgetragen sind. Den wahren Verlauf verschiedener Begebenheiten des Zeitalters, das mit grossen Revolutionen schwanger ging, die geheimen Bestimmungsgründe mancher Unternehmungen, die Charaktere der vornehmsten damaligen Fürsten lernt man hier theils genauer kennen, theils erhält man neue Bestätigungen dessen, was man schon aus andern Quellen wusste, theils auch Berichtigungen bisher gewöhnlicher Urtheile. Das *sechste Buch* erzählt den Verfolg der katholischen Unionshandlungen, die Fehde mit dem Erzb. von Salzburg, und die Geschichte des Landtags zu München. Unbegreiflich scheint es fast, sagt der Verf. im Eingange, wie es in der Folge noch zu einem so viele Jahre dauernden Kriege habe kommen können, nachdem schon durch den ersten kriegerischen Versuch in wenigen Monaten die Finanzkräfte der kampflustigen Partheyen solcher Gestalt erschöpft waren, dass diese sich jetzt in nicht geringer Verlegenheit befanden, wie sie einen der Hauptpuncte des zu München geschlossenen Waffenstillstandes erfüllen und woher sie das zur Abdankung eines Theils ihrer im Felde stehenden Kriegsvölker nöthige Geld nehmen sollten. Ueberall fehlte es schon am Gelde, überall jammerten die Unterthanen über unerträgliche Lasten." Die verschiedenen Vorschläge, die in Beziehung darauf bey der evangel. Union geschahen, werden aus dem Mspt. angeführt. Den begüterten Adel um Geldunterstützung zu ersuchen, fand man bedenklich, aber die Städte sollten angegangen werden, und bey Bürgern und Bauern in kleinen Posten zu 6 Procent Zinsen, jedoch in möglichster Stille, geborgt werden. Die Glieder des kathol. Bundes, meist geistlichen Standes, waren, wie der Verf. sich ausdrückt, kalte und filzige Egoisten, daher fehlte es da eben so sehr an dem nöthigen Gelde. Maximilian hielt daher den 29. Nov. bis 8. Dec. 1610 einen *Bundestag* zu *Augsburg*, aus dessen Protocoll der Verf. im ersten Capitel die erforderlichen Nachrichten gibt. Die Hauptpuncte waren: Ratification des mit der protest. Union in München abgeschlossenen Vergleichs, die einstimmig erfolgte; Herbeyschaffung des zur Abdankung der Truppen nöthigen Geldes, auf die Max. sehr ernstlich drang, mit der Erklärung, dass er keine weitern Vorschüsse thun wolle. Man kam endlich überein, jedes Bundesglied sollte seine noch restirende Quota ungesäumt abtragen, und dazu die Kammergefälle angreifen und vom Klerus den fünften oder auch einen noch grössern Theil der jährl. Einkünfte fordern. Aber das Letztere wurde doch, weil man dazu die Einwilligung des Papstes erst suchen müsste, verworfen. Auch über manche andere Puncte kam man zu keinem festen Entschluss. Ein mächtiges nicht kathol. Fürstenhaus, das sächsische Gesammthaus, ging jetzt mit dem Vorhaben um, sich in den kathol. Bund aufnehmen zu lassen. Wie diess bewirkt worden sey, wird im zweyten Cap. entwickelt. Christian II., Churfürst von Sachsen, war schon längst gegen die Häupter der protest. Union eingenommen, und von den beyden Churfürsten von Mainz und von Cölln gewonnen. Die Jülich'schen Angelegenheiten kamen dabey ins Spiel. Verschiedene über diesen Gegenstand gewechselte Briefe und des baier. Agenten, Wilh. Boden, eben nicht vortheilhafte Schilderung des Churfürsten werden aus dem Mspt. mitgetheilt; aber auch aus des Daniel Eremita Iter German. eine lange Stelle angeführt. Maximilian sträubte sich aus politischen Gründen, die er dem Churf. von Mainz (mit dem er auch nicht sehr zufrieden war), und dem Erzh. Ferdinand eröffnen liess, und die hier aus der Handschrift angegeben sind, gegen die Aufnahme dieses Hauses: aber endlich willigte er ein, dass er nebst andern friedfertigen Augsburg. Confessionsverwandten eingeladen werden solle, auf dem nächsten Bundestage zu Würzburg 18. April 1611 zu erscheinen. Aber der Churfürst erschien weder selbst noch durch Gesandte, und diese Sinnesänderung war durch ein Warnungsschreiben des Herz. Julius von Braunschw. (25. Dec. 1610), das man hier zuerst lieset, bewirkt worden. Der Bundestag zu Würzburg wurde demungeachtet vom 18. April 1611 an gehalten und dauerte bis zum 30. April. Der Bundesabschied ist aus dem Mspt. mitgetheilt. Manche Puncte, über die man vorher zu keinem Schlusse hatte kommen können, wurden hier abgemacht, namentlich auch die Ausdehnung der Defension gegen einen Angreifer. Inzwischen war Max. durch die Fehde mit Salzburg sehr beschäftiget worden. Der Ursprung der Irrungen zwischen Baiern und Salzburg wird im dritten Capitel erzählt. Der Erzb. von Salzburg, Wolf Dietrich (aus dem gräfl. Geschlechte Rabenau), obgleich eifriger Katholik, weigerte sich stets, den Jesuiten bleibende Sitze in Salzburg zu verstatten, weigerte sich in den kathol. Bund zu treten, machte 1603 eine mächtige Parthey gegen Maximilian; am meisten aber war dem Herzog Max. der 1594 mit Salzburg geschlossene Salzcontract lästig, und um ihn los zu werden, machte er von dem 1609 erhaltenen kais. Privilegium in seinen Landen, doppelte Zölle erheben zu dürfen, gegen die Salzburg. Salzfertiger Gebrauch. Die darüber gewechselten Schriften und geführten Unterhandlungen werden aus den Handschriften sehr umständlich angeführt. Wenn gleich der Vf. sagt, der Erzb. von Salzb. habe zuerst den förmlichen Bruch mit Baiern angekündigt, oder dem baier. Hofe Anlass gegeben, förmlich mit S. zu brechen, so ergibt sich doch, dass Max. diesen Bruch mehr als einen gütlichen Vergleich wünschte, oder, wie der Verf. selbst sich ausdrückt, wünschte (und dahin arbeitete) dass von Salzburg zuerst die Salzcontracte umgestossen werden möchten. Vergeblich waren die Versuche, die

einmal entstandenen Irrungen auf gütlichem Wege beyzulegen, wovon im vierten Cap. gehandelt ist. Allerdings lieferten jetzt die Reichenhaller Salzwerke für Baiern so viel Salz, dass man das Halleinische nicht bedurfte, und zur Beförderung der einheimischen Salzwerke wurden nachher noch eine künstliche Wasserleitung und grosse Brunnenhäuser erbauet. Zu den Commissionen und Conferenzen in dieser Salzb. Sache wurde stets der einsichtsvolle und friedfertige Landschaftscanzler, *Herwart*, gezogen. Ein von ihm dictirtes Gutachten unterschrieb an seiner Stelle sein College, der geheime oberste Canzler, mit dem Beysatze: „Anstatt des Landschaftscanzlers, der weder Hände noch Füsse, aber um so besser die Zunge rühren kann." Die gegenseitigen Erklärungen bey den mit vielen Intriguen verbundenen Verhandlungen, wurden immer kriegerischer. Der Erzbischof rechnete dabey auf fremden Beystand und auf die öffentliche Meynung, die mehr für ihn als den Gegner war. Denn, so viel Mühe sich auch Max. gab, die Schuld der Irrungen auf den Erzb. zu wälzen, so wenig gelang es ihm; die histor. und jurist. Information, die er an alle Höfe herumschickte, wirkte nichts, denn das Recht war zu klar auf Seiten des Erzbischofs. Auch protest. Unionsverwandte nahmen an diesen Irrungen Antheil, und setzten sich mit Salzburg in vertrauliche Correspondenz. Die Geschichte des Kriegs wird im fünften und sechsten Cap. erzählt. Da der Erzb. nicht mehr das zum Reichenh. Salzwerke nöthige Holz schlagen liess, und von der Propstey Berchtolsgaden militär. Besitz nahm, so erliess Max. den 10. Oct. 1611 eine (aus dem Mspt. mitgetheilte) Aufforderung an den Erzb., die den 20. Oct. beantwortet wurde, und rückte am 22. Oct. an der Spitze seiner Truppen ins Salzb. Gebiet ein, nahm Tittmaning ein, wobey Blut vergossen wurde; nach neuen vergeblichen Unterhandlungen verliess der Erzb. mit seiner Concubine und zehn Kindern, die er von ihr hatte (nach handschriftlichen Nachrichten) Salzburg 23. Oct., das Domcapitel wandte sich nun an Max. und dieser zog 26. Oct. friedlich in Salzb. ein. Der entflohene Erzbischof wurde auf der kärnthischen Gränze 28. Oct. von baier. Soldaten eingeholt und gefangen genommen. Um aber den üblen Eindruck, den diess machen musste, zu schwächen, erklärte Max., dass der Erzbischof nicht sein, sondern des Domcapitels Gefangener sey, blieb nur bis zum 6. Nov. in Salzburg, und schloss 22. Dec. 1611 einen neuen Salzcontract mit Salzburg ab (der aus der Handschrift abgedruckt ist), aber freylich so wie er wollte; was er suchte, erhielt er. Gern hätte Max. auch das Erzbisthum S. an sein Haus, an seinen Onkel den Churf. von Cöln, oder seinen Bruder den Coadjutor von Cölln, Ferdinand, gebracht, aber, schrieb er an diesen seinen Bruder: „ich trage nicht unzeitig die Beysorge, man werde mir österreich. Seits überall, wo es geschehen kann, Prügel unter die Füsse werfen." Der gefangene Erzbischof wurde veranlasst zu resigniren, durch einen d. 10. Nov. 1611 geschlossenen Vergleich, der für den Erzb. noch immer sehr günstig war. Nun hatte man aber noch vom Papste Paul V. manches zu befürchten, daher liess Max. am päpstlichen Hofe gegen den Erzb. arbeiten, worüber aus handschr. Quellen die interessantesten Nachrichten ertheilt werden; der Erzbischof wurde dem Papste vorgestellt als suspectus de haeresi, manifestus concubinarius, irregularis, exactor pauperum et viduarum. Doch diess waren meist Verbrechen, die am päpstl. Hofe leicht verziehen werden konnten. Denn der Verdacht, die Ketzer begünstigt zu haben, war nicht bewiesen. Der Papst setzte eine Congregation von Cardinälen zur Untersuchung der Sache nieder, und vermied, ihr Oeffentlichkeit zu geben. Der päpstliche Nuntius musste, der Gegenvorstellungen des Capitels ungeachtet, dem Erzb. noch einmal seine Resignation (7. März 1612) abnehmen und erklären, dass er des Papsts Gefangener sey. Statt der vom Domcapitel bewilligten jährl. Summe von 32,000 fl. musste der resignirte Erzb. sich mit 24,000 fl. begnügen. Max. aber behielt ihn doch bis zu seinem Tode in seiner Gefangenschaft auf dem Schlosse zu Werfen, und Niemand, selbst der päpstl. Nuntius nicht, durften ihn, ohne Wissen und Willen Maximilians, besuchen. Auf einen Prinzen seines Hauses konnte Max. die neue Wahl nicht leiten; er suchte daher wenigstens einen dem baier. Hause ergebenen Domherrn zur Würde eines Erzbischofs zu befördern. Auf österr. Verwendung hatte Paul V. schon 1607 ein älteres domcapitul. Salzb. Statut, nach welchen beyde fürstl. Häuser, das österr. und baier., auf ewig vom Erzstifte Salzburg ausgeschlossen seyn sollten, aufgehoben, und diese Aufhebung wurde erst jetzt dem Herzoge Max. bekannt, so wie, dass Oesterreich den Erzh. Leopold zum Erzbisthum zu befördern suche. Doch Max. liess gegen dessen Habilitation zu Rom Vorstellung thun; dort fürchtete man doch den Herzog. Der Papst erklärte, die Wahl solle frey seyn; aber es war nur eine Scheinfreyheit. Drey baierisch gesinnte Capitularen brachte Max. in Vorschlag, und fand es gar nicht hinderlich, dass Marx Sittich (aus dem gräflichen Geschlechte der Hohen-Ems) nicht „gestudirt" sey. Wirklich wurde er gewählt, aber Max. fand bald Ursache es zu bereuen, dass er seine Wahl befördert habe. Denn er hatte noch nicht von seiner neuen Würde Besitz genommen, als er mit Max. wegen der Kriegs- und Expeditions-Kosten Streit anfing, und erst nach einigen Wochen kam unter Vermittelung des päpstl. Nuntius ein Vergleich zu Stande. Aber es entstanden späterhin noch andere Irrungen, da der Erzbischof in Verdacht kam, einem österr. Erzherzoge die Nachfolge verschaffen zu wollen, auch über den neuen Salzcontract. Der ehemalige Erzbischof war in sehr hartem Arrest, und alle Verwendungen für seine Befreyung blieben fruchtlos. Er starb erst 12. Jan. 1617. Adlzreiter, der in der Geschichte der Salzb. Händel unrichtig und parteyisch ist, lässt doch seinem Charakter Gerechtigkeit wiederfahren.

Der zweyte, aber auch letzte Landtag, den Max. während seiner 53jähr. Regierung zu München vom 10. Jan. 1612 an hielt, wird im 9. und 10. Cap. beschrieben, und zwar nach handschriftl. Acten. Ausser der Hauptproposition liess Max. den Ständen noch eine Nebenproposition eröffnen, und überdiess noch eine kleine Schrift austheilen, welche die Gründe aufstellte, warum München befestigt werden müsse, wogegen aber, so wie gegen manche andere Puncte der Proposition, die Stände Vorstellungen machten, auch einen Vorschlag thaten, wie künftig zu verhindern sey, dass nicht so viel Geld aus dem Lande gehe; ja die Stände liessen sich sogar verlauten, es komme ihnen seltsam vor, dass sie in allen Dingen, die zur Beschützung des Landes gehörten, zwey Drittel beytragen sollten, da doch der Landesfürst als solcher sein fürstl. Einkommen zum Schutz und Schirmung seiner Unterthanen und Länder erhalte. Die allgemeinen und besondern Landes- und Standesbeschwerden waren auch zahlreich. Die erste war, dass man noch immer Mangel an tauglichen Räthen auf der Ritter- und der Gelehrten-Bank verspüre, und dieser Mangel daher rühre, dass ihre Besoldung in keinem Verhältnisse mit den Lebensbedürfnissen stehe. Die wichtigste aber des dritten Standes betraf das Bestreben Max's. den bürgerlichen Magistraten in Städten ihren grossen Einfluss nach und nach zu entziehen. — Das *siebente* Buch geht mehr die allgemeine deutsche Geschichte jener Zeit, als die baierische an, die letzten Regierungsjahre Rudolphs II. und die neue Kaiserwahl. Im 1. Cap. nemlich wird erzählt, dass der Erzh. Matthias seinen Bruder Rudolph II. gezwungen, ihm Oesterreich und die Krone von Ungarn abzutreten, und die Unruhen, die in Böhmen entstanden. In Ansehung der letztern hatte der Vf. die handschrifl. Berichte, welche der baier. Agent am kaiserl. Hofe, Wilh. Boden, nach München schickte, vor Augen, und theilt das Neue, was sie enthalten, aus ihnen mit. Uebrigens hält er sich an Khevenhüller, Senkenberg und Schmidt. Kaum hatte der Kaiser am 12. Jul. 1609 den böhm. Majestätsbrief unterzeichnet, oder, wie der Verf. sich doch nicht ganz billig ausdrückt, den „sehr nachtheiligen“ Frieden mit seinen protest. Ständen geschlossen, als er in neue Händel mit seinem Bruder gerieth, von denen das 2te Cap. handelt; er musste diesem auch die böhmische Krone abtreten. Dem von seinem Bruder und von seinen eignen Unterthanen so arg gemisshandelten Kaiser blieb zuletzt noch die Hoffnung übrig, von den Churfürsten des d. R. Hülfe zu erhalten, allein auf dem Churfürstentage im Oct. 1611 schlug man die geforderte Geldhülfe ab, führte Klage über die schlechte Beschaffenheit der kaiserl. Regierung und drang auf die Wahl eines röm. Königs, ein dem Kaiser am meisten verhasster Gegenstand, wegen dessen die Churfürsten sogar eine Gesandschaft an den Kaiser nach Prag schickten. Eine neue Tagfahrt, die sie im April 1612 halten wollten, erlebte Rudolph nicht, der am 20. Jan. 1612 starb, unerwartet schnell. Auch über diesen Tod wird aus Bodens Berichten Einiges angeführt. Die ausführliche Schilderung seines Charakters, und die aus Daniel Eremita ausgehobene und übersetzte Stelle gehörte eigentlich nicht hieher. Das 4te Cap. beschreibt den Wahlconvent zu Frankfurt, die Bewegungen der kathol. und protest. Parthey, und die Wahl und Krönung des Matthias. Frankreich suchte die Kaiserwürde von Oesterreich ab und an das baier. oder an ein anderes fürstl. Haus zu bringen. Maximilian aber verhielt sich sehr ruhig. Wenn er sich auch Hoffnung zur Kaiserkrone machte, so wollte er sie doch nicht auf Schleifwegen suchen, sondern erwartete, dass man sie ihm anbieten würde. Diess wird in einer Note bemerkt, die vermuthlich vom Herausgeber herrührt. Aus dem handschriftlich vorhandenen Briefwechsel mit seinem Bruder, dem Churfürsten von Cölln, ist manches Erhebliche angeführt. Eine persönliche Zusammenkunft mit Matthias lehnte Max. ab. Das handschr. Protokoll des Wahltages zu Frankfnrt gab dem Vf. vornemlich Gelegenheit, die Reformationsvorschläge vollständiger auszuzeichnen. Die protest. Parthey war mit der Wahl des Matthias mehr zufrieden, als die katholische. Daher aber auch, und wegen der noch fortdauernden Unruhen, Max's. beharrlicher Eifer in den Angelegenheiten der Liga, wovon das 5te Cap. spricht. Er hatte mit nicht geringen Schwierigkeiten zu kämpfen, da die meisten Bundesglieder säumige Bezahler waren. Ja der Churfürst von Mainz führte um diese Zeit mit dem kaiserl. geheim. Rath und Bischof von Wien, Melchior Clesel, eine geheime Correspondenz, die dem Max. höchst unangenehm war. Max. stellte einen Convent der kathol. Stände zu Frankfurt an (3. März 1613), nicht nur wegen der Angelegenheiten der Union, sondern auch wegen des bevorstehenden Reichstags. Die Verhandlungen sind aus handschr. Quellen, so wie das Meiste in diesem Cap. angeführt. Unter andern wurde auch wegen einer längst schon beschlossenen Gesandtschaft nach Frankreich gehandelt. Sie wurde aufgegeben, weil man erfahren hatte, Frankreich wolle an keiner Union Antheil nehmen, sondern sich neutral verhalten. In dieser Neutralität wollte man Frankreich zu bestärken durch die Jesuiten bemüht seyn. Die Versuche die Liga zu vergrössern waren fruchtlos. Clesel bestrebte sich die kathol. Union zu vernichten, oder vielmehr eine andere nach eignem Plane zu errichten. Die Gründe der kaiserl. Parthey, welche mehrere Nachgiebigkeit gegen die Protestanten empfahlen, beantwortet Max. in der Instruction an seine Gesandten. Von dem Religionsfrieden hatte Max. die Ansicht der Jesuiten, dass er nur ein Interimsfriede sey, angenommen. Burkards (Erstenbergers) Autonomie, die Hauptschrift, welche jene Ansicht begünstigt, wurde unter baier. Begünstigung mehrmals in München gedruckt. Auf dem Convent zu Frankfurt wurden zwey Recesse (11. und 15. März) abgefasst; nur den erstern kannte der Verf. der diplomat. Geschichte der deut-

schen Liga. Beyde werden hier in der Hauptsache, und zwar aus dem Mspt. mitgetheilt, und mit einigen freymüthigen Anmerkungen begleitet. Das ganze Cap. ist wegen der neuen Nachrichten aus handschr. Quellen sehr wichtig. Weniger das 6te von der Zusammenkunft der protest. Unionsverwandten zu Rotenburg an der Tauber, wo keine solche Quellen dem Vf. zu Gebote standen. Im 7ten Cap. ist von dem Reichstage zu Regensburg, dem Max. persönlich beyzuwohnen, anfangs entschlossen war, gehandelt. Hier ist wieder mehreres aus den Handschriften angeführt, ohne dass die gedachten Quellen übergangen wären. An einem glücklichen Ausgange des Reichstags verzweifelnd suchte der Kaiser sich durch eine Nebenproposition 30. Sept. 1613 zu helfen, die aus dem Mspt. mitgetheilt wird. Die correspondirenden (protest. unirten) Stände erschienen in keiner Session mehr und alle Nachgiebigkeit des Kaisers war vergeblich; und da er ihnen ihren Ungehorsam durch den Reichsvicecanzler verweisen liess, so übergaben sie 19. Oct. eine endliche Erklärung und Protestation, wogegen 21. Oct. des Kaisers Schlusserklärung, so wie 22. Oct. 1613 der Reichsabschied erfolgte, gegen den die correspond. Stände schon deswegen protestiren mussten, weil man ihre Unterschriften darunter setzte, als hätten sie an den Berathschlagungen Theil genommen. Wenn man, setzt der Vf. bey Beurtheilung des ganzen Reichstags hinzu, unparteyisch das Betragen jeder Partey auf diesem Reichstage prüfen will, so muss man fast gestehn, dass das Unrecht auf Seiten der protest. Partey sey.

Das *achte* Buch beschäftigt sich mit neuen Bundestägen der Liga, dem Uebertritt des Neuburg. Pfalzgrafen zur kathol. Kirche, und dem Ausbruch der Unruhen, vornemlich in Böhmen. Erstes Cap. Bundesversammlung der kathol. Ligisten zu Regensburg, weil auf dem letzten Bundestage noch acht Puncte unentschieden geblieben waren. Während des Reichstags liess Max. schon an seinen Gesandten in Regensburg eine hier aus dem Mspt. mitgetheilte Instruction, die Bundesangelegenheiten betreffend, ergehen. Manches hatte Max. dieser von D. Wilh. Jocher verfertigten Instruction mit eigner Hand beygeschrieben. Aber die baier. Gesandtschaft konnte dort nur wenig Gebrauch davon machen. Denn in den Conferenzen der kathol. Bundesstände kamen Puncte zur Sprache, die in der Instruction nicht erwähnt waren. Einen Tag später, als der Reichsabschied, den 23. Oct., wurde der Regensburger Bundestagsabschied ausgefertigt, worin nur das neu war, dass der Bund, statt zwey Directoren, drey haben sollte. Er wird übrigens aus dem Mspt. mitgetheilt. Max. war mit ihm nicht zufrieden, und liess ein Gutachten, warum es nicht rathsam sey, diesen Bundesabschied anzunehmen, abfassen, das auch aus der Handschr. mitgetheilt wurde, wieder mit eigenhändigen Zusätzen Max's. am Rande.

Vom zweyten Cap. (Uebertritt des Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelms von Neuburg zur kathol. Kirche u. s. w.) fängt die Arbeit des Herausgebers an. Dieser Pfalzgraf vermählte sich nicht nur 1613 mit der baier. Prinzessin Magdalena, jüngsten Tochter Herz. Wilhelms V., sondern trat auch 1614 zu Düsseldorf öffentlich zur kath. Kirche über, was er vor der Vermählung schon insgeheim gethan hatte. Zuvörderst werden die verschiedenen Berichte von dem Verlauf und den Beweggründen dieses Uebertritts angeführt. Damals, erinnert Hr. Br. unter andern, kämpften Fürsten noch mit einer kunstvollen Dialektik für die Religion oder das, was ihnen dafür galt, und wurden von Jugend auf in der theol. Polemik wie in der eigentlichen Kriegskunst geübt. Leicht konnte der Pfalzgraf am Münchner Hofe, wo geistreiche und gewandte Gegner für die alte Kirche kämpften, besiegt werden. Selbst der Umstand, dass der Pfalzgraf der Sohn eines strengen Lutheraners war, konnte seine Umstimmung befördern; denn, sagt Hr. Br., ist es denn nicht gewöhnlich, dass die Söhne von dem, was die Väter übertreiben, gerade das Gegentheil wählen? Doch den eigentlichen Verlauf der Sache beschreibt er nach den Zeugnissen der ersten Quellen anders als gewöhnlich. Die vornehmste Quelle ist das Concept eines Berichts von dieser Bekehrung nach Rom in italien. Sprache. Vielleicht war *Johann Buslidius*, Jesuit und Beichtvater Max's., der selbst wegen dieser Angelegenheit nach Rom gesandt wurde, Verfasser dieses schätzbaren Actenstücks. Die Worte in einer Note: „obwohl dem Verfasser ein sehr grosser Reichthum von Materialien zu Gebote stand, so haben sich doch seine Quellen an einigen Stellen unter dem Sand verloren; vielleicht gelingt es ihm, an einem andern Orte einige Aufhellungen zu diesem Cap. nachzutragen," sind wohl absichtlich etwas dunkel. Aus den Nachrichten ergibt sich, die erste Veranlassung zu des Pfalzgrafen Schritte gab die Jülich'sche Angelegenheit und der Wunsch, Max's. Schwester, Magdalena, zu heirathen; beyde Gegenstände betrieb er bey seinem Aufenthalt zu München 1612 im Januar. Der Magdalena bot er sogleich, wenn sie seine Gemalin würde, freye Religionsübung für sie und ihr Gefolge an. Allein es wurde ihm bald genug zu erkennen gegeben, dass die Prinzessin keinem protest. Fürsten zu Theil würde. Der Pfalzgraf schlug ein vertrautes Religionsgespräch in München nicht aus (April 1612). Priester und Religiosen wurden von diesem Gespräch ausgeschlossen. Zweymal unterredete er sich, aber fruchtlos, doch versprach der Pfalzgraf wieder zu kommen, und erschien im May 1613 mit vielen theolog. Büchern. Siebenmal unterredete man sich, jetzt wurde der Pfalzgraf schon sehr wankend gemacht (sah er etwa die schöne Magdalena oft?). Grossen Antheil hatte der Graf von Rechberg, wahrscheinlich der Edelmann, der die Unterredung mit grosser Gewandheit führte. Das Geschäft der Bekehrung verzog sich ein ganzes Jahr lang, doch entdeckte der Pfalzgraf seinen Wunsch, die Magdalena zu heirathen,

seinem Vater, dem wackern Philipp Ludwig, der nichts dagegen hatte, zumal da der Sohn ihm auch Hoffnung machte, das Fräulein könne wohl gar für die luther. Kirche gewonnen werden. Denn die Religionsverschiedenheit machte dem alten Pfalzgraf Bedenklichkeit und er fürchtete vom Anfange an die Jesuiten, die am baier. Hofe so viel galten. Die Unterhandlungen wegen der Vermählung gingen daher auch langsam, aber das Bekehrungsgeschäft rascher. Schon im Frühjahr 1613 liess Max. einen Bericht davon nach Rom erstatten. Noch ehe die Antwort von Rom kam, war Wolfgang Wilhelm schon Mitglied der kathol. Kirche geworden. Am 19. Juli 1613 legte er im fürstl. Pallast sein Bekenntniss des röm. kathol. Glaubens im Beyseyn weniger Personen ab. Wenige Wochen darauf kam die päpstl. Dispensation zur Ehe. Manche Umstände verzögerten die Vermählung noch, die erst 10. — 16. Nov. n. St. 1613 zu München gefeyert wurde. Zu Ende 1613 zogen die Neuvermählten nach Düsseldorf, wo unangenehme Auftritte ihrer warteten. Aber eben diese Lage bewog den Pfalzgrafen, gegen den Rath seiner Schwäger, des Herzogs Max. und des Churf. von Cölln sich am 25. May 1614 öffentlich in der Kirche zu Düsseldorf zur kathol. Kirche zu bekennen. Der Vater, dem das Gerücht von dem Uebertritte des Sohns bekannt geworden war, und den man schändlich getäuscht hatte, hatte am 1. May den Sohn um bestimmte Antwort wegen des Gerüchts gebeten, und erhielt nun ein Schreiben des Sohns und Gesandte aus München, die ihm das schmerzliche Geheimniss, das nur ihm Geheimniss gewesen war, aufdeckten. Er sorgte noch dafür dem Herz. Neuburg nach seinem Tode die evangel. Religion zu erhalten, und starb 12. Aug 1614. — Das ganze Cap. ist wegen der Auszüge aus Handschriften höchst wichtig. Im 3ten Cap. wird die Geschichte des Bundestags in Augsburg 9. — 12. März 1614 (ebenfalls nach handschriftl. Bundesacten, in denen wieder die Thätigkeit Max's bemerkt werden kann); im 4ten der Bundestag der rheinischen Stände zu Bingen (im Jun. 1614, der Abschied vom 25. Juni); im 5ten der Bundestag zu Ingolstadt (wozu der öffentlich bekannt gewordene Uebertritt des Pfalzgrafen Veranlassung gab); im 6ten die Geschichte der Unruhen in Oesterreich, Ungarn und Böhmen (zum Theil nach Bodens Berichten) dargestellt. Hr. Br. gibt die handschriftl. Quellen etwas genauer als sein Vorgänger an, und bemerkt auch wo Urkunden fehlen; eine Genauigkeit, die wir, wie die grössere Lebhaftigkeit des Vortrags, rühmen müssen. Nur aus dem 6ten Cap. theilen wir noch folgende interessante Nachrichten mit. Boden berichtete über die zunehmende Kränklichkeit des Kaisers Matthias unter andern 10. Nov. 1617. „Ich vernehme, dass die Aerzte sollen ausgegeben haben, der Kaiser werde es nicht lange treiben, weil das humidum radicale fast consumirt und calor naturalis deficire. So hat man diese Tage den frommen Kaiser in einen grossen Schrecken und Perturbation gebracht, indem man ausgegeben, dass etliche prognostica melden, der Kaiser werde dieses Jahr gewiss in Böheim sterben, daher denn ihre Majestät selbst aus diesem Lande hinweg trachten, wenn nur die Kräfte suffizirt wären." Die allgemeine Gährung dieser Zeit griff in allen Theilen der Regierung immer weiter um sich. In Siebenbürgen begannen die Unruhen. Auf der allgemeinen Ständeversammlung seiner Staaten, die der Kaiser zu Linz 1614 (ungeachtet sie bedenklich schien), hielt, wurde der Krieg mit der Pforte sehr widerrathen. Grössere Bewegung erregte des Erzh. Maximilian Bestreben, dem Erzh. Ferdinand die Succession zuzuwenden. Auch Boden schrieb davon mehrmals. Der Erzh. Max. hatte den Cardinal Clesel in Verdacht, dass er sich seinem Entwurfe widersetze und das Gutachten desselben sogar dem Churf. von der Pfalz mitgetheilt habe. Hierüber wird aus dem handschr. Bericht des Priors der Karthause Maurbach, das böhmische und ungarische Unwesen betreffend, Einiges mitgetheilt. Churpfalz gab sich alle Mühe, eine Zusammenkunft des Kaisers mit dem Churf. von Sachsen zu verhindern. Um so mehr eilte der Kaiser dem Erzh. Ferdinand wenigstens die Nachfolge in den österr. Erbstaaten zu sichern, und er wurde zum König von Böhmen ernannt. Der Kaiser reisete bald darauf (August 1617) doch nach Dresden, und hier lernte Ferdinand die verwittw. Churfürstin Hedwig kennen und lieben. Die Religionsverschiedenheit hinderte wahrscheinlich eine Verbindung, die für Deutschland hätte folgenreich werden können. In Böhmen, wo nun bald die Unruhen grösser wurden, hatte man seit Ferdinand König war, vorzüglich über die Jesuiten zu klagen. Diese Klagen sind selbst in der aus einem Mspt. (der böhmischen Stände Zusammenkunft auf dem Prager Schloss, dann deren Correspondenz und Abordnung des von Wartenberg u. s. w. an Churf. Maximilian in Baiern de 1618 et 1619) mitgetheilten langen Stelle sehr stark und kräftig ausgedrückt. Bey dem Fortgange der Unruhen vermissen wir sehr Nachrichten von Boden oder aus andern handschriftl. Quellen, die vielleicht noch manches aufklären könnten. Der Verf. hält sich hier vornemlich an die Andere Apologia und berichtigt daraus auch einmal Schmidts Angaben, die nicht immer genau genug bey diesen und andern Vorfällen der spätern Zeit sind.

NEUE LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

150. *Stück, den* 30. *October* 1810.

Akademische u. andere kleine Schriften.

Rechtsgeschichte. Diss. iur. inaug. de grati animi officiis atque ingratorum poena, jure Attico et Romano, quam pro gradu Doctoratus — in Vniuersitate regia Hollandiae — eruditorum examini submittit ad d. XVII. Nov. MDCCCIX. *Janus Pan.* Leyden, b. Haak u. Comp. 1809. 154 S. 8.

Die angezeigte Disputation, welche dem Titel nach den 17. Nov. 1809. zu Leiden vertheidigt worden ist, beweist, dass der Sinn für fleissiges Studium aller Quellen des Rechts, der Eifer etwas Durchdachtes und scharfsinnig Bearbeitetes zu liefern, der Wunsch der Welt von der würdigen Anwendung seiner akademischen Jahre Rechenschaft abzulegen, in Holland noch an der Tagesordnung ist, während er auf manchen deutschen Universitäten sich etwas seltner gemacht zu haben scheint.

Die Zuschrift an die Leser zeigt, dass der Verf. hauptsächlich durch die Stelle Xen. Cyr. I. 2. 7., die auch als eine Art Motto vorausgedruckt ist, auf die ganze Untersuchung hingeleitet worden ist. Hierauf folgt eine Einleitung, worin der Verf. anzeigt, dass er die Gesetze der Griechen und Römer durch das Ansehen, in dem die Dankbarkeit bey ihnen stand, erzeugt, sammeln wolle, und einige allgemeine Bemerkungen über die Möglichkeit und Existenz einer actio ingrati vorausschickt. Wir können es hierbey nicht billigen, dass der Verf. die Sache von der moralischen Seite betrachtet, da, wenn von einer Sammlung der Gesetze über diesen Punct die Rede ist, wohl die historische vor allen andern berücksichtigt werden muss. Der Verf. widerlegt sodann die, welche eine allgemeine Klage gegen Undankbare nach der angef. Stelle der Cyr. bey den Persern finden wollen. Er erklärt die Stelle bloss von den bey Erziehung der Kinder befolgten Grundsätzen, was jedoch nicht neu, sondern schon von Weiske in den Noten erinnert ist. Der Verf. geht zu weit, wenn er aus den Worten ὥσπερ ἀνδράσιν im 6. §. den Schluss zieht, Xen. habe selbst die Klage den Kindern eigen erklärt. Wohl hätte er aber im Allgemeinen anführen können, dass Xen. in der Cyr. weniger eine geschichtliche Darstellung als das Ideal eines Reiches liefert, weniger wirkliche Einrichtungen der Perser darstellt, als die vorzüglichsten anderer Völker, besonders der Lacedämonier auf sie überträgt.

Die Abhandlung selbst zerfällt in 3 Theile, 1) von den Pflichten gegen die Aeltern, und der Strafe undankbarer Kinder a) nach Attischem, b) nach Römischem Rechte. 2) Von den Pflichten Freygelassener und ihrer Bestrafung im Falle der Undankbarkeit, a) nach Attischem, b) nach Röm. Rechte. 3) Von der Dankbarkeit gegen andere und der Strafe des Undankes, a) von der act. ingrati bey den Atheniensern und den eranis, b) Römisches Recht. Von der Dankbarkeit bey Schenkungen.

1) a) Schon Triptolemus hatte die Eltern zu ehren befohlen, und Solon das Gesetz zum Strafgesetz erhoben. Doch war dabey nicht an das ius vitae et necis zu denken. Zu den Pflichten gegen die Eltern, welche der Vf. jedoch nicht eben in der besten Ordnung aufgeführt hat, indem er vor allen der Pflicht sie zu beerdigen gedenkt, gehörte nach den Gesetzen vorzüglich die Pflicht, die Eltern zu ernähren, die auf alle Ascendenten, Lehrer und Ammen ausgedehnt, jedoch nach des Vfs. Meynung nur den Söhnen oblag. Sie waren in 3 Fällen davon frey, wegen schlechter Erziehung, natürlicher Geburt und Preisgebung. Jedoch ist der 2te Fall eigentlich keine Ausnahme, sondern eine natürliche Folge des Verhältnisses, in dem aussereheliche Kinder zum Vater stehen. Sie kennen keinen Vater, also können sie auch keinen ernähren. Die Pflicht für Beerdigung der Eltern zu sorgen, hatte nie eine Ausnahme. Ehe Einer Archon wurde, stellte der Rath der 500 eine Untersuchung darüber an, ob er alle Pflichten gegen seine Eltern erfüllt habe.

Als Strafe der Vernachlässigung nimmt der Verf. im Allgemeinen die Ehrlosigkeit an, deren Umfang weniger richtig mehrere Blätter später aus einander gesetzt ist. Es scheint, dass er hier zu weit gegangen sey, denn theils

lässt sich recht gut die ἀτιμια mit andern Strafen vereinigt denken, theils zeigen die angeführten Stellen nicht immer darauf hin. So dürfte wohl S. 27 die Erklärung des αισχρον bey Aristoph. zu künstlich und nur überhaupt die Missbilligung des Gesetzes gemeynt seyn. Dagegen nimmt er S. 16 u. 28 eine Gradation der ἀτιμια an, die er wenigstens ohne allen Beweis gelassen hat. Das allgemeine Gesetz hierüber war ὁ νομος της κακωσεως, die Klage δικη της κακωσεως, eine actio priuata, aber zugleich popularis. Sie wurde bey dem archon Eponymus angestellt, und war besonders gegen gewaltentlassene Kinder üblich, gegen Andere fand die ἀποκηρυξις, eine völlige Lossagung des Vaters, nach gerichtlich geführtem Beweise mit Enterbung verbunden, Statt.

b) Die Römer bezeichnen die Pflichten der Kinder gegen die Eltern gewöhnlich mit dem Worte obsequium. Mehrere Kaiser vor Justin. empfehlen sie nachdrücklich. Der Vf. trennt S. 37 die officia liberorum von der sanctitas parentum ganz ohne Noth. Der Zusammenhang beyder ist so innig, dass eins ohne das andere gar nicht gedacht werden kann. Auch mischt er hier schon einiges ein, was in den 2ten Theil gehört. Zur sanctitas parentum rechnet er die härtere Strafe bey Beleidigungen, die Versagung der Restitution gegen Eltern, das Verbot, sie nach altrömischer Weise vor Gericht zu stellen, eine ehrenrührige Klage gegen sie anzustellen, die Verurtheilung nach dem Vermögenszustande, den Erlass des iurisiur. calumniae, wobey er zugleich der widersprechenden L. 34. §. 4. de iureiur. gedenkt, handschriftliche, jedoch unbedeutende, Noten von Schulting, von Smallenburg mitgetheilt, anführt, und die Vermuthung gibt, dass die Negation sich aus der l. 14. eod. eingeschlichen habe. Endlich leitet er aus der reuerentia den Erlass der cautio usufructuaria und de restituenda hereditate her. Unter den gesetzlichen Pflichten der Kinder steht die Pflicht, die Eltern zu ernähren, oben an; der Vormund musste sogar bey Unmündigen dafür sorgen; sie erstreckte sich auf alle Ascendenten. Uneheliche Kinder mussten nöthigenfalls ihre Mutter ernähren. Durchaus keine Ausnahme fand Statt; konnte doch selbst die *dos* deshalb während der Ehe von der Tochter zurückgefordert werden, wenn der Vater im Exil war. Prätorische Klagen fanden auf Ernährung Statt, und konnten bis zur Auspfändung verfolgt werden (was der Verf. fehlerhaft unter den Strafen S. 50 aufführt). Kinder mussten ferner ihre Eltern in der Krankheit pflegen; die Söhne mussten, wenn der Vater Schulden halber gesetzt war, sich für ihn, jedoch nur so weit es sie nicht selbst ganz entblösste, verbürgen. Auch Loskaufung aus der Gefangenschaft war Pflicht, die Bedingung den Vater nicht loszukaufen oder nicht zu ernähren contra bonos mores. Verstorbene Eltern mussten ein Jahr lang betrauert werden.

Strafe des Undanks war, so lange die väterliche Gewalt Statt fand, eine mässige Züchtigung, eine härtere konnte nur durch Haltung des iudicii domestici bewirkt werden (und späterhin, was man aus der angef. l. 3. C. de patr. pot. schliessen kann, unter Auctorität des praes. prouinc.). Ein emancipirter Sohn konnte wegen groben Undanks nach den Gesetzen wieder in die väterliche Gewalt genommen werden. Der Vf. widerlegt dabey die, welche dieses Gesetz im Festus zu finden glauben, und fügt die Vermuthung bey, dass bloss eine analoge Anwendung der alten Rechte über undankbare Freygelassene Statt gefunden habe. Unterlassene Beobachtung des Trauerjahres hatte in ältern Zeiten die Strafe der Ehrlosigkeit. Die ἀποκηρ. der Att. kommt als abdicatio vor, aber die Gesetze hatten ihr alle Wirkung genommen. Sie war meist mit der Entfernung des Sohnes (relegatio) verbunden. Der Vf. rechnet zur abd. die l. 5. §. 16. de agn. et al., die aber etwas ganz anderes sagt. Auch kann Rec. die Meynung nicht billigen, dass die abd. eine inuitorum emancipatio gewesen sey, da nach Nov. 89. c. 11. die Einwilligung der Kinder zur Em. wesentlich und nur bey Adoptivkindern erlassen war. Vorzüglich fand auch bey Undank die Enterbung Statt. Der Verf. liefert eine kurze Geschichte des Instituts, das er aus den 12 Taf. ableitet. Die frühere Existenz aus königlichen Gesetzen widerlegt er mit dem ziemlich sonderbaren Grunde, dass durch die 12. Taf. die Königl. Ges. ausser Gebrauch gekommen wären. Eben so wenig zweckmässig hat der Verf. die von Justin. Nov. 115. aufgestellten Enterbungsursachen für den Zweck seiner Disputation zu weitläufig auf 8 Seiten abgehandelt, ja er lässt sich sogar auf die Frage ein, ob bey ihnen eine Extensiverklärung möglich sey.

Zwischen Eltern und Kindern entschieden in Rom der praefectus vrbi, galt es aber die Alimente der Consul, und bey der querela inoff. die Centumviri, in den Provinzen trat die oberste Behörde ein. Ungern vermisst man hier eine Untersuchung über das ältere Recht.

2) a) Worin die Pflichten der Freygelassenen bestanden, lässt sich nur durch Vermuthungen beantworten. Plato de legg. XI. p. 657. ist zu wenig zuverlässig. Mit Wahrscheinlichkeit kann man die Analogie der Gesetze über die inquilinos, und die Röm. Gesetze benutzen. Gegen undankbare Freygelassene hatte die δικη ἀποστασιου (verschieden von der δικη ἀπροστασιου gegen inquilinos, die ohne Patron lebten) Statt, über deren Zulässigkeit im Foro Bürger erkannten S. Harpocr. s. v. διαμαρτυρια. Wurde dabey die Undankbarkeit erwiesen, so trat die Sclaverey wieder ein, und bisweilen nach Einsperrung durch den bisherigen Patron, wo nicht, völlige Freyheit. Die Klage wurde bey dem Polemarchus angestellt. Jedoch hätte der Verf. etwas genauer auf die Meynung des Petitus, dass die tribules competent gewesen wären, eingehen sollen, das blosse non obstat entscheidet nichts. Vielleicht hätte der Verf. diess am leichtesten durch die gedachte Stelle des Harp. entwickeln können. Indem tribules, Bürger, über die Zulässigkeit der Klage entschieden, entschieden sie im Grunde auch über den Freygelassenen selbst.

b) Die Pflichten der Freygelassenen gegen den Patron waren denen der Kinder gegen die Eltern sehr ähn-

lich, und erstreckten sich auch auf die Kinder des Patrons, ja selbst bis zu Valent. III. auf dessen fremde Erben. Der Freygelassene, welcher seinen Patron ohne Erlaubniss des Prätor vor Gericht gezogen hatte, wurde um 50 aureos oder mit Prügeln bestraft, es müsste denn wegen sclavischer Begegnung gewesen seyn. Der Gebrauch einer actio famosa, des iurisiur. calumn., die peinliche Anklage in den meisten Fällen war verboten, selbst die accusatio suspecti tutoris. Pflicht war es, den kranken Patron zu pflegen, dem dürftigen Alimente nach Grösse des eignen Vermögens und Ausspruch eines arbiter zu reichen, des verstorbenen Leichenbegängniss, waren sie erst im Testament freygelassen, mit dem Hute bekleidet, zu begleiten. Auch die Vormundschaft über die Kinder des Patr. konnten sie nicht ablehnen. Der Verf. stellt diess so, als wäre es eine Obl. ex lege gewesen, da doch eine Aufforderung dazu vorhergegangen seyn musste; die l. 2. C. qui put. tut. spricht von der Pflicht, die Nothwendigkeit einen Vormund zu bestellen, dem Prätor anzuzeigen, auch zugleich taugliche Personen vorzuschlagen. Ueber die Grösse der Leistungen (operae) wurde meist eine Stipulation eingegangen, auch versprachen die Freygelassenen sie eidlich. Der Verf. hätte den Unterschied zwischen den offic. und operis genauer angeben können; überhaupt hat er diese Materie sehr kurz abgefertigt, und zuletzt behauptet, der Eid sey vor der Freylassung abgelegt, nach derselben wiederholt worden. Aus den Gesetzen geht diess nicht hervor, nach l. 7. §. 2. de op. lib. erfolgte die Eidesleistung stets nach der Freylassung. Gegen übermässige Forderungen des Patrons schützte der Prätor durch das Edict.

Im Allgemeinen wurde das Vergehen eines Freygel. gegen seinen Patron und dessen Familie härter als andere gleicher Art bestraft. Der Patron stellte gegen den lib. ingratus die actio ingrati an. Sie war eingeführt durch die L. Aelia Sentia, für den Freylasser und dessen Sohn und nächsten Erben (filio, eidemque heredi proximo, patroni potestatem esse, vt libertum ingratum defuncti accuset), woraus sich L. 70. de V. S. erläutert. Die Strafe der L. Ael. S. war damnatio in lautumias (lapicidinas), vielleicht auch relegatio. Claudius bestrafte mehrere Freygelassene, über welche ihre Patrone geklagt hatten, extra ordinem mit dem Rückfall in die Sclaverey; das Beyspiel eines Decrets dieser Art findet sich in L. 5. de iure patr. Ein allgemeines Gesetz hierüber konnte er, selbst von Freygelassenen gänzlich beherrscht, nicht wohl geben. Unter Nero wurde im Senat über die Bestrafung des Undanks durch neue Sclaverey gesprochen, allein Nero verweigerte ein Gesetz. Sein SC. Pison. oder Neron. bezog sich mit auf die Freygelassenen. Vitellius liess einige undankbare Freygelassene hinrichten.

Nach Trajan sollte der Freyg., der ohne Wissen und Willen seines Herrn zur ciuitas gelangt war, als Latinus sterben, auch nie der Patron auf Anklage des Freyg. ins Exil geschickt werden. Er dehnte das SC. Silan. auf die bey Lebzeiten des Herrn freygelassenen Sclaven aus (was schon unter Nero vorgeschlagen worden war). Hadrian bestimmte nichts Neues, und im Ael. Spart. Hadr. c. 18. muss liberorum st. libertorum gelesen werden.

Commodus führte durch eine Constit. generalis bey groben Vergehen der Freyg. den Rückfall in die Sclaverey ein. Doch blieben gelindere Strafen, körperliche Züchtigung, das exilium temporale, die datio in metallum bey Kräften, und es kam wahrscheinlich auf den Willen des Patrons an, ob er die neue harte Strafe, oder eine gelindere bis dahin übliche ergreifen lassen wollte. Auch blieb die neue Strafe immer noch eine ausserordentliche, sogar dem ius commune entgegen gesetzt. Besserte der Rückfall in die Herrngewalt des Patr. den Freyg. nicht, so musste er nun öffentlich verkauft werden (und nicht übel will der Vf. in l. 6. §. 1. de agr. et al. lib. statt des zu sehr beschränkenden praeside gelesen wissen praecone). Eine Menge Gesetze, besonders auch die mehrmals bestrittenen l. 6. de in int. rest. und L. 21. quod met. c., nicht aber die l. 10. §. 1. de manum. test. zeigen, dass diese Strafe üblich geblieben ist. Sever. und Anton. Caracalla gestatteten Procuratoren beym Processe. Sie verordneten, dass der patron. fideicommiss. (der eben so wenig operas fabriles fordern konnte) den Freygel. nie in die Sclaverey zurückführen könne, und Antonin allein, dass demselben die act. ingrati nicht zustehe. Zwey Rescripte von Gordian, und eins von Philipp, A., die der Verf. anführt, gehören nicht hieher, sondern zur Bestimmung der Pflichten, und Wiederruflichkeit der Schenkungen. Diocletian und Maxim. bestätigten die Verordnung des Commodus.

Constantin M. verbot alle Anklage des Patrons bey Strafe der Kreuzigung, bloss das Majestätsverbrechen nahmen später Gratian und Arcadius aus. Der undankbare Freyg. sollte, auch wenn er nach dem Willen des Patr. nur ein Latinus geworden wäre, doch sein Vermögen nicht auf seine Kinder vererben können, sondern der Patron etc. es erhalten. Auch sollte derselbe wegen jedes, auch des leichten Vergehens, in die Sclaverey zurückfallen. In der l. 2. C. de libert. wurden die Rechte der früher gebornen Kinder des Freygelassenen aufrecht erhalten. Honorius und Theodosius iun. bestätigten frühere Verordnungen, und gaben den Erben des Patrons die actio ingrati. Theod. iun. und Valent. III. (und dahin ist die Aufschrift in l. 4. C. de libert. zu ändern) schlossen die Freyg. von Civil- und Kriegsdiensten aus (was auch schon in frühern Zeiten einmal galt), auch ihre Söhne konnten nicht jede Stelle erhalten. Der Dienst befreyte nicht von der Pflichtenerfüllung gegen den P. und dem gesetzlichen Rückfall in die Sclaverey, dagegen versagten sie den Erben des Patrons die actio ingrati. Diese stellte Justin. für die Söhne des Patr. wieder her. Hatte der Freyg. die Vormundschaft über Kinder oder Enkel des P. betrügerisch geführt, so bestrafte ihn der Pr. vrbi. Dieser hatte die Cognition bey der act. ingrati in der Stadt, auch erwähnt Dosith. sent. Hadr. c. 3. einmal den Praef. aerario, wie der Vf. vermuthet, weil er die Aufsicht über die lautumias hatte. In den Provinzen cognoscirte der praeses, bes. der proconsul.

3) a) Ausser den angegebenen gab es keine δικη ἀχαϱιςίας bey den Athen., beyde wurden aber wahrscheinlich mit diesem Namen belegt. Das erstere sagt Xen. Mem. II. 2. 13. ausdrücklich. Der Vf. untersucht hierbey die Natur des ἐϱανος oder ἐϱανον. So schätzbar auch dieser Abschnitt ist, so scheint er doch etwas zu weit hergeholt zu seyn, denn weder besondere Ansprüche auf Dankbarkeit, noch eine Strafe des Undanks fand Statt. Es waren die Geldunterstützungen Reicher an verarmte Freunde. Er. priuati wurden auf vorgängiges Bitten unter der Bedingung des Rückzahlens bey bessern Umständen gegeben, und waren ganz das Röm. precarium, ehe der Prätor es klagbar machte, folglich ohne obl. ciuilis. E. εἰσφεϱειν war das Geben, ἐϱανιζειν das Sammeln. Er. publici wurden von eigenen Gesellschaften, die diesen Zweck hatten, den dürftigen Mitgliedern gegeben. Sehr richtig bemerkt der Verfasser, dass die Eintheilung in ordinarios und extraord. nicht bestand. Zu Erwartung des E. publ. berechtigte ein Vermögensverlust durch richterlichen Ausspruch (der Verf. bemerkt, dass in Antiph. Apol. in Orr. Gr. p. 611. T. VII. R. λειΦθεις st. ληΦθεις gelesen werden müsse), feindliche Gefangenschaft, Unvermögen eine Tochter auszustatten. Eine andere Beziehung scheinen die ἑδνα zu haben, wenn gleich der Verf. sie hierzu rechnet. Es waren mehr 'E. priuati, wie die Stelle im Apollodor. II. 4. 2., wobey der Vf. fälschlich Heyne's Comm. statt der untergesetzten Noten citirt, beweist.

Die Mitglieder dieser Gesellschaften hiessen ἐϱανιςαι, oder auch, wenn sie volle Beyträge gaben, πληϱωται. Sie kamen monatlich zusammen, und steuerten wahrscheinlich auch da in die Casse, το κοινον. Bisweilen waren ausserordentliche Beyträge nöthig. Die Beyträge wurden an den durch das Loos, oder die Wahl bestimmten Vorsteher, ἐϱαναϱχος, πληϱωτης, dessen Pflichten Nepos in v. Epam. c. 3. schildert, gegeben.

Wer ein E. publ. empfing, konnte wahrscheinlich durch Klagen zur Wiederbezahlung im iudicio cranistico angehalten werden, doch lässt sich die gegebene Frist nicht ausmitteln. Auch über die Weigerung Beyträge zu geben, wurde jeden Monat im iudicio eran. cognoscirt durch die Thesmothetas, Deputirte der Archonten.

b) Bey den Römern kam eine Strafe des Undanks hauptsächlich bey undankbaren Beschenkten vor. Die Donatio simplex erzeugte keine Klage auf Dankbarkeit, wenn gleich eine obl. naturalis ad remunerandum vorhanden war, und eben so wenig konnte eine don. remuneratoria angefochten werden. Doch kannte schon das alt. Röm. Recht Gründe zu Wiederrufung einer Schenkung, und Justin. bestimmte dazu heftige Beleidigungen, Schläge, zugefügten Vermögensverlust, verursachte Lebensgefahr, Nichterfüllung eingegangener Verbindlichkeiten, wo jedoch nur die cond. causa d. c. n. sec. Statt fand. — Sie mussten völlig erwiesen werden; schwankte der Richter, so erstattete er in frühern Zeiten Bericht an den Kaiser. Der Wiederruf einer gemachten Schenkung war dem Vater, Grossvater etc. erlaubt, und im ältern Rom auch der Mutter. Später war er der Mutter nur erlaubt, wenn sie Röm. Bürgerin, nur einmal verheyrathet — ausser wegen lebensgefährlichen Nachstellungen, Schlägen, oder verursachten Verlust des Vermögens — und nicht liederlich war. Auch konnte die Mutter früherhin nur die Hälfte der zur Zeit des erhobenen Processes noch vorhandenen Schenkung zurückfordern, später jedoch die ganze Schenkung durch eine dem undankbaren Freyg. gemachte Schenkung konnte der Patron zurückfordern.

Die Klage war die actio ingrati. Sie ging nicht auf die beyderseitigen Erben über, nur die Erben des Vaters hatten sie vielleicht in frühern Zeiten. —

Der Disputation sind noch mehrere gutgewählte Theses, und Gedichte auf den Vf. beygefügt. Wenn sie auch den Fehler mit den meisten Holländ. Disp. gemein hat, dass sie etwas zu gedehnt und breit ist, so theilt sie auch mit ihnen die unverkennbaren Spuren eines emsigen Fleisses, einen reinen Styl, und die möglichste, oft zu grosse Vollständigkeit. Auch wenige Druckfehler entstellen sie, der bedeutendste ist wahrscheinlich S. 71 in den Worten de quaestione vtrum etc. zu finden, deren Sinn nur errathen werden kann.

Byzant. Geschichte. Zur Feyer des Andenkens der Kirchenreformation, besonders in Dänemark, zu Kopenhagen, den 8. Nov. 1808. erschien im Namen der Universität folgende Einladungsschrift, deren Anzeige nachgeholt zu werden verdient: *De re Byzantinorum militari sub Imperatore Justiniano I.* nonnulla commentatus est Mag. *Laurent. Engelstoft*, Hist. et Geogr. Prof. P. Extr. Coll. Reg. pro administr. re acad. et scholast. Secret. Kopenhagen, gedr. b. Schultz. 1808. 68 S. in 4.

Es gereicht, nach einer im Eingange vom Verf. gemachten Bemerkung, der ältern Geschichte zur Empfehlung, dass sie so vielen Stoff zur Vergleichung neuerer Begebenheiten und ihrer Erfolge darbietet. „Habet, setzt er hinzu, inprimis hanc commendationem Historia romana, quod illa per *seriem viginti seculorum*, per *nullas non vicissitudines vnius ciuitatis* decurrens, experimentorum quasi universitate complectitur, quicquid in sapientia et stultitia, in virtutibus vitiisque, in potentia et debilitate, in secundis et adversis, in fortuna aut infortunio summum aut imum, laetissimum aut miserrimum existere possit, ut in rebus politicis vix novo cuidam, quem non cognoverit historia romana, causarum effectuumque nexui locus relictus videatur.“ Insbesondere kann davon Anwendung gemacht werden auf gewisse Ereignisse der neuesten Zeit, die allgemeines Erstaunen erregt haben. Man hat in Ländern und vor Städten, die durch

ihre Lage unzugänglich oder durch ihre Entfernung vom Kriegsschauplatz über jede Gefahr erhaben zu seyn schienen, plötzlich feindliche Heere auftreten oder als Sieger einziehen sehen. Die römischen Jahrbücher stellen so viele ähnliche Ereignisse dar, dass kaum ein neueres dieser Art für ganz ungewöhnlich angesehen werden kann. Vornemlich stellt das justinianeische Zeitalter mehrere solche plötzliche Gefahren auf, und ist auch dadurch schon merkwürdig, dass es mit stolzer Machtäusserung die deutlichsten Beweise der Schwäche, mit glänzendem Kriegswesen Niederlagen vereinigend, vielen Stoff zum Nachdenken über das Schicksal der Sterblichen und den Fall der Staaten darbietet. Daher beschloss der Hr. Verf. in dieser Abhandlung „ex *illius regni* historia nonnulla decerpere, quae *barbarorum* incursiones iniuriasque ab iis illatas, in specie vero periclitantem a. 559. ipsam *Constantinopolim* attineant, praemissis et, quantum patiantur huius instituti angustiae, interspersis observationibus, quae ad res rerumque causas rectius intelligendas facere posse videantur."

Die Donau war längst schon die Grenze zwischen den Barbaren und dem röm. Reich; ihr linkes (nördliches) Ufer bewohnten Völker, die ehemals *Geten* und *Dacier* hiessen, auch mit einem allgemeinern Namen *Sarmaten* (d. i. Slaven), und die leicht über den gefrornen Fluss in die benachbarten röm. Länder eindrangen. August stellte am südlichen Ufer gegen sie Legionen auf, Trajan drang in ihr Land, drängte sie weiter zurück, und die Ruhe, die er dem Reiche gab, dauerte, bis andere Völker vom Norden her in diese Länder eindrangen, die östlichen Vandalen (die von den westlichen, welche nach Gallien etc. kamen, wohl zu unterscheiden sind) und Gothen, denen Aurelian das Land über der Donau überlassen musste, indem er die röm. Einwohner nach Mösien versetzte, dessen mittlerer Theil nun Dacia Aurelianensis genannt wurde. Die Gothen, die jetzt alles Land über der Donau vom schwarzen Meer bis zur Theiss (Bessarabien, Moldau, Wallachey, Siebenbürgen) besassen, wurden nun gefährliche Nachbarn der Römer. Doch gewährten die innern Kriege zwischen ihnen und andern Völkern dem römischen Reiche noch eine Zeitlang Ruhe, und der Sieg des Valens J. 369. schien sie befestigt zu haben, als plötzlich die Hunnen (die der Verf. für eine tatarische Völkerschaft hält, weil er, was jetzt nicht mehr geschehen sollte, Mogolen und Tatarn zu verwechseln scheint) nach dem Uebergang über die Wolga und Besiegung der Alanen an den Don kamen, und also die Grenzen der Gothen berührten, 375 die Ostgothen (Greuthunger) überwältigten, und die Westgothen zur Flucht an die Donau nöthigten, wo sie die Aufnahme in das röm. Reich erhielten. Die folgenden Ereignisse und Völkerwanderungen sind sehr bekannt. Justinians Regierung (seit 527) ist darin den frühern ähnlich, dass es ihr an Gefahren und Einfällen der Barbaren nie fehlte, darin verschieden, dass sie mit Siegen und Triumphen, Unterwerfung von Völkern und neuen Einrichtungen prangt, so dass das Urtheil der Geschichte über dieselbe zweifelhaft werden muss. *Procopius* ist der vornehmste Geschichtschreiber, aber noch erwartet er eine tiefer eindringende kritische Prüfung. Die Gepiden waren damals im Besitz von Ungarn, den ihnen (um 565 erst) die Longobarden entrissen, denen die Avaren folgten. In den übrigen Ländern jenseits der Donau von Siebenbürgens Grenzen bis zum schwarzen Meer, Mäotischen See und Don herrschten die *Slaven* und *Bulgaren* (oder vielmehr *Ugern*), jene von Gothen und andern deutschen Völkern ganz verschieden, selbst in mehrere Stämme getheilt, unter welchen drey Hauptstämme, *Wenden*, eigentliche *Slaven* und *Anten*, den Römern im 6ten Jahrh. bekannt geworden waren. (Hier erwähnt der Verf. bey einer kurzen Uebersicht ihrer Geschichte, auch das sehr seltne Werk: Mauritii Imp. Strategicus, herausgeg. von Joh. Scheffer, hinter Arrians Taktik, Upsal 1664. 8., worin ein Capitel zeigt, wie man den Kampf mit den Slaven und Anten einrichten müsse.) Die Wenden wohnten über den Karpathen gegen die Ostsee zu, die Slaven von den Grenzen Steyermarks und Kärnthens bis zum Dniester und nordwärts bis zur Weichsel, die Anten nomadisirten zwischen dem Dniester und der Donau. Die Slaven hatten noch im 6ten Jahrh. keine Wohnsitze am südlichen Ufer der Donau, sondern erst im 7ten Jahrh. siedelten sich sieben Kolonien der Slaven über der Donau an, und wurden nachher von den Bulgaren unterjocht. Auch der Name *Bulgaren* ist ein allgemeiner Name. Hr. E. rechnet sie zum tatarischen Stamm (wie *von Engel*, den er nicht gebraucht zu haben scheint), nicht zum finnischen. Zu Justinians Zeit wohnten sie im Astrachanschen, Caucasien, Circassien, der Ukraine, Bessarabien, Theilen der Moldau und Wallachey. Diese Barbaren wohnten in ältern Zeiten der Wolga nahe, wurden unter dem Namen *Ugern* begriffen, und umfassten drey Stämme, *Urogen* (Bulgaren, Burugunder), *Onoguren* (Ungarn) und *Saraguren*. Diese Ugrischen (Ungrischen) Stämme wurden von den Saviren, die von den *Avaren*, so wie diese von den *Türken* oder Turkmanen, gedrängt waren, aus ihren Wohnsitzen um 460 vertrieben, setzten über den Don und erschienen ums J. 500 in Europa, vereinigten sich mit den Ueberresten der Hunnen, daher sie auch von den Byzantinern oft Hunnen genannt werden. Die Saraguren waren schon nach einer Niederlage durch die Perser 469 verschwunden. Die Ungarn waren in zwey Stämme getheilt, Utriguren und Cutiguren (von letztern stammen, nach Gatterer, die Magyaren ab). Die Bulgaren näherten sich der Donau mehr, mussten sich aber, wie die Cutriguren ums J. 561 den Avaren unterwerfen. Den Byzantinern darf, in Rücksicht der Namen dieser Stämme, nicht immer geglaubt werden, man muss die Kritik, Geographie und Chronologie zur Beurtheilung ihrer Angaben zu Hülfe nehmen. Sie verrathen im Gebrauche jener Namen bald Unkunde bald Nachlässigkeit und Unbeständigkeit.

Gegen die Einfälle dieser Barbaren waren im byzant. Reiche grosse Anstalten getroffen (S. 16 ff.). Von Singidunum (unweit Belgrad) bis zum schwarzen Meer

hatte Justinian 80 Forts theils errichten theils herstellen lassen; nicht wenigere waren an der Seeküste von der Donau bis zur thrac. Meerenge angelegt; das Innere Mösiens, Thraciens, Macedoniens etc. hatte viele Schlösser und Thürme. In Asien waren vom taurischen Chersones und den tetrachitischen Gothen (die im östlichen Theil Tauriens und am östlichen Ufer des mäot. Sees wohnten) an der Küste des schwarzen Meeres bis Trebisond und von da über das Gebirge bis zu den Quellen des Euphrats die nördlichen Grenzen des Reichs gegen die Barbaren wohl vertheidigt. Ueber die Befestigung der Caucasischen Pforten wird noch in der Anmerkung Einiges nachgetragen, und des Hrn. de Ste. Croix Charte der Länder zwischen dem schwarzen und caspischen Meer (bey seinen Mémoires histor.) der Charte von Reineggs zu s. Beschr. des Caucasus vorgezogen. 152 Legionen waren übrigens theils auf den Grenzen aufgestellt, theils im Lande vertheilt, und doch geschahen jährlich Einfälle der Barbaren und ganze Provinzen wurden verwüstet, ja oft drangen die Barbaren bis an die Vorstädte von Konstantinopel. Die Ursachen davon lassen sich leicht auffinden. Die damalige röm. Armee war sehr verschieden von den Legionen, welche ehemals die Welt erobert hatten, der röm. Name war in tiefe Verachtung gesunken; ferox erat (sagt schon Ammianus) in suos miles et rapax, ignavus vero in hostes et fractus; so schlecht betrugen sich die Soldaten gegen die Bürger, dass diese selbst die Barbaren herbey wünschen mussten; die Waffen waren den weichlichen Soldaten zu schwer, und sie warfen sie häufig weg; das Volk war durch Despotismus niedergedrückt, der Waffen entwohnt, abergläubig und lieber zu dulden als zu handeln geneigt. Römer nannten sich zwar die Byzantiner, und sie affectirten sogar römische Worte zu gebrauchen, wo ihre Sprache recht gute gleichbedeutende Ausdrücke hatte, aber sie waren keine Römer. Im Kriegswesen selbst war vieles verschlimmert und fehlerhaft eingerichtet worden. Die Legionen hatten jetzt kaum 1500 Mann, und so bestand zu Justinians Zeit die röm. Armee aus kaum 150000 Mann. Sie hatten selbst kein Zutrauen mehr zu sich. Ehemals machte das Fussvolk die Hauptstärke der röm. Armee aus, jetzt war die Reuterey am angesehensten; denn auf den Pferden konnte man leichter davon kommen. Der Unterschied zwischen den Palatinis (Garden) und Limitaneis (Feld- oder Grenztruppen) war ebenfalls nachtheilig. Am verderblichsten war es, dass man Barbaren in röm. Kriegsdienste für Sold nahm. Freylich musste in der damaligen Lage des Reichs auf sie viel gerechnet werden, aber man musste doch bald fühlen, dass das Heilmittel schlimmer sey, als das Uebel, welches man heilen wollte. Die Söldner duldeten keine Disciplin, handelten oft treulos, besonders wenn sie gegen Landsleute kämpfen sollten, und ihre rohen Anführer, die alle Wissenschaften verachteten, wurden oft zu den ersten Aemtern erhoben. Ehemals waren Kenntnisse der Wissenschaften und militärische Talente in der engsten Verbindung gewesen. Das Unrühmliche in der neuern Einrichtung wusste man durch scheinbare Namen zu verdecken; *socii* und *foederati* heissen die Barbaren, welche jährlichen Sold empfingen, *clientelae* die erkauften Bündnisse, *salaria*, *stipendia*, *dona* der Tribut, der ihnen gezahlt werden musste. Das byzant. Reich war so schwach, dass es auf Bestechung und List allein seine Hoffnung setzen musste, und doch die Barbaren von Einfällen und Plünderungen nicht abhalten konnte. Nur den persönlichen Eigenschaften des Belisarius und Narses sind die Siege über die Vandalen und Ostgothen zuzuschreiben. Dem Zeitalter Justinians schienen die furchtbarsten Einbrüche der Barbaren vorbehalten zu seyn. Selbst die Hauptstadt kam in grössere Gefahr. Es kommt gewiss nicht wenig auf die Lage und Sicherheit der Hauptstadt eines grossen Reiches an. Hr. E. stellt in dieser Rücksicht eine Vergleichung zwischen Rom und Konstantinopel an. So sehr auch Rom als Mittelpunct der Herrschaft über Italien gut gelegen war, so wenig taugte es zur Hauptstadt des ganzen Reichs, da es ihm an einer leichten und schnellen Communication mit allen Provinzen und Theilen des Reichs fehlte, da es sogar von ihnen abgeschnitten werden konnte. Es lag auch in der Ebene und nicht an einem grossen Flusse, so dass es oft an Zufuhr fehlen konnte. Daher konnte es auch im 5. und 6. Jahrh. so oft belagert und erobert werden. Konstantins Entschluss, die Residenz zu verlegen, war also nicht ohne Grund, und wenn ihm ein Engel (wie vorgegeben wurde) den Ort dazu angewiesen hätte, ein schicklicherer konnte kaum gefunden werden. Ihre Lage auf einer Halbinsel, ihre allmälige Vergrösserung (erst unter Theodos II. wurde sie urbs septicollis wie Altrom), die grossen Vortheile der Lage, wodurch sie zwey Erdtheile verbindet, werden vom Vf. genauer beschrieben. In 1500 Jahren ist Konstantinopel nur zweymal erobert worden, und die Lage dieser Stadt selbst hat gemacht, dass das östliche Reich, obgleich lange zum Untergange reif, sich doch eine geraume Zeit erhielt. Gleich anfangs wurde auch für die Befestigung der Stadt gesorgt durch Mauern und andere Werke, auf der Landseite sowohl als auf der Seeseite. Die eiserne Kette, mit welcher der Hafen gesperrt wurde, und das griech. Feuer (über dessen Ursprung Hr. E. noch einige Nachrichten nachweiset) gehören zwar nicht in Justinians, sondern in spätere Zeiten, aber doch waren auch schon unter Justinian Vertheidigungsanstalten in Menge vorhanden. Dahin gehört auch die lange vom Kaiser Anastasius errichtete Mauer, die doch nicht die erwünschte Sicherheit gewährte. Im J. 559 gerieth die Stadt in die grösste Gefahr, die S. 50 ff. ausführlicher geschildert wird. Um diese Zeit waren die Utriguren (jenseits des Dons und mäot. See's, in Asien) und die Cutriguren (Bulgaren, vom schwarzen Meer bis zur Donau) dem griech. Reiche vornehmlich beschwerlich. Der damalige Anführer der letztern hiess Zambergan, der erstern Saldick. Die Donau war 559 so gefroren, dass die Barbaren ungehindert über den Fluss gehen konnten. Der Zustand des Reichs war gerade jetzt höchst traurig; verwüstete Provinzen, Erdbeben, Seuchen, Verschwendung am Hofe, Tribut an die Barbaren, eine geschwächte und vertheilte Armee, schlecht unterhaltene Befestigungs-

werke, alles vereinigte sich zum höchsten Elende des Reichs. Die Cutriguren und Slaven brachen über die gefrorne Donau über Mösien und den Balkan in Thracien ein. Auch die Utriguren, obgleich mit Justinian verbündet, kamen herzu, um an der Beute Theil zu nehmen. Zambergan, der seine übrigen Leute vertheilt hatte, um überall zu plündern, rückte selbst gerade auf Konstantinopel los, und schien durch nichts aufgehalten werden zu können. Die Bestürzung war in Konstant. allgemein. Dem Belisarius wurde die Vertheidigung übertragen, und nur durch seine Klugheit und Tapferkeit die Stadt gerettet. Mit dieser Begebenheit schliesst die lehrreiche Abhandlung, die mehr umfasst als der Titel eigentlich erwarten liess.

Exegese des N. Test. *De vera natura atque indole orationis graecae Novi Testamenti Commentatio.* Qua ad audiendam orationem, an et quatenus historico-critica interpretatio in libris N. T. adhiberi debeat, Prof. Theol. extraord. in acad. Götting. muneris rite adeundi gratia d. VIII. Sept. MDCCCX. habendam observantissime invitat M. *Henr. Planck.* Göttingen b. Röwer. 67 S. 4.

Es war bekanntlich ehemals und bis gegen die Mitte des vor. Jahrh. herab ein lebhafter Streit darüber, ob das N. Test. rein griechisch oder in einem hebräisch-artigen griech. Style abgefasst sey. Denn eine von den beyden entgegengesetzten Meynungen wurde gewöhnlich vertheidigt. Nur drey Männer nahmen auf die Beschaffenheit der griech. Sprache seit Alexanders des Gr. Zeiten überhaupt Rücksicht, Saumaise, Fischer und Sturz (unter denen nemlich, die über diesen Gegenstand *geschrieben* haben; doch können auch noch manche Erklärer des N. T. und die, welche aus Josephus, Philo, Polybius etc. das N. T. erläutert haben, hieher gerechnet werden). Saumaise hat die Natur der Sprache, die unter der Macedon. Herrschaft aus den verschiedenen Dialekten sich bildete, nach des Hrn. P. Bemerkung nicht genau genug aus einander gesetzt; Fischer's Absicht konnte nicht seyn, alles aus den Schriften des N. T. zu sammeln, was zu dem Maced. Alexandrin. Idiom gehört, und es fehlt vornehmlich die histor. Darstellung, wie die griech. Mundarten sind unter den Macedoniern vermischt worden. An Hrn. Sturz hatte der Vf. schon ehemals getadelt, dass er einen besondern Alexandrin. Dialekt annehme. (Es kömmt theils alles darauf an, in welchem Sinne man das Wort dialectus braucht, theils gab es gewisse Wortformen und Wörter, die den Griechen in Aegypten so eigenthümlich waren, dass man ihren Inbegriff, wie dem Rec. scheint, eben so gut einen Alexandr. Dialekt nennen kann, wie man von einem Attischen spricht.) Es ist aber auch noch manches, was zu der spätern gemeinen griech. Sprache und zu dem Hellenismus des N. T. gehört, unbemerkt geblieben, verschiedene Wörter und Wortformen, mehrere tempora und modi der verborum, die von den Attikern nicht gebraucht werden, manche Constructionen, die dem Alt-Griechischen fremd sind, neue Bedeutungen der Wörter u. s. f. Die Ausleger und Kritiker des N. Test. haben öfters aus Unkunde oder Unachtsamkeit auf diesen spätern Sprachgebrauch geirrt. So würde die Menge ungewöhnlicher Worte und Redensarten, die im 1. Br. an Timoth. vorkommen, nicht als Grund seiner Unächtheit aufgestellt worden seyn, wenn man den ganzen Charakter und Umfang der spätern griech. Sprache vor Augen gehabt hätte. So muss *παιδεύειν* 1 Tim. 1, 10. nothwendig castigare, *εὐσχήμων* Marc. 15, 43. wohlhabend (wie auch die Parallelstelle Matth. 27, 57. zeigt), *τὰ γενέσια* Matth. 14, 6. den Geburtstag bedeuten, weil die griech. Grammatiker diese Bedeutungen der gemeinen Sprache zuschreiben. In Matth. 25, 36. muss die Form, welche die vorzüglichsten Handschr. haben, *ἤλθατε*, der auch im Griesb. Texte noch befindlichen *ἤλθετε* vorgezogen werden. Diese Form kömmt nicht nur in den LXX. häufig vor, sondern die Grammatiker rechnen sie auch ausdrücklich zum spätern Sprachgebrauch (sie muss gewiss auch noch in mehrern Stellen des N. T. aus einigen der ältesten Mspte hergestellt werden). Apgsch. 22, 7. ist *ἔπεσα* nach mehrern codd. dem gewöhnlichen *ἔπεσον*, 11, 28. *λιμὸν μεγάλην* dem gewöhnl. *μέγαν* (da die Dorer *λιμὸς* als Femininum brauchten, aus dem dorischen Dialekte aber Vieles in den gemeinen aufgenommen worden ist), und so auch Luk. 15, 14. *λιμὸς ἰσχυρὰ* vorzuziehen. Was die Orthographie (oder vielmehr, unrichtige Schreibart) anlangt, so muss 1 Cor. 13, 2. *οὐθὲν* (statt *οὐδὲν*, da jene Schreibart von den Grammatikern ausdrücklich als neu verworfen wird), Matth. 17, 24. *δίδραγμα* mit mehrern Mspp. (da Thomas Mag. die Schreibart *δραγμὴ* tadelt), Luk. 2, 24. *νοσσοὺς* gelesen werden. Aus diesen Beyspielen schon erhellt, dass eine neue Untersuchung *über die Beschaffenheit der spätern griech. Sprache*, deren häufige Spuren im N. T. angetroffen werden, nicht überflüssig sey. Sie zerfällt in zwey Theile, deren ersterer sich über den Ursprung, Zeit, Ursachen derselben, und Quellen, aus denen sie zu erkennen ist, verbreitet, das zweyte aber das classificirt, was in dem Ausdrucke der Schriften des N. T. jener gemeinen Sprache angehört. Da aber der Hr. Vf. den Gegenstand in einer *philologischen Einleitung in das N. Test.* genauer und ausführlicher zu behandeln gedenkt, so schränkt er sich jetzt vornehmlich auf das ein, was von Fischer und Sturz noch nicht bemerkt, oder nicht so, wie es dem Vf. nöthig schien, erläutert worden ist.

Im 1. Th. wird zuerst als ausgemacht angenommen, dass die Schriftsteller des N. T., auch Paulus, nur dem gemeinen griech. Sprachgebrauche gefolgt sind; davon mussten alle ausgehen, die über die Sprache des N. Test. etwas sagen wollten. Es fehlt uns an Mitteln, den gemeinen griech. Sprachgebrauch, wie er in ältern Zeiten beschaffen war, genau kennen zu lernen. Es gab ausser den vier Hauptdialekten mehrere Mundarten einzelner griech. Völker, und jene vier Namen, auf welche man gewöhnlich alle griech. Völker zurückführt, beziehen sich nicht sowohl auf die Verschiedenheit ihrer Sprachen, als ihren verschiedenen Ursprung, verschiedene Staatsverfassung und Verbindung und Verhältnisse unter einander. Aus dem, was die alten Grammatiker über die vier Dialekte sagen, lässt sich

die Natur und der Unterschied der gemeinen Sprache nicht erkennen. Vor der macedon. Herrschaft hatten schon prosaische Schriftsteller die vaterländischen Mundarten zum Schreiben gebraucht; denn die Dichter bedienten sich gewöhnlich der für jede Dichtart gebräuchlichen Sprache oder bedienten sich doch nicht eines einzigen reinen Dialects. Nach der Unterjochung Griechenlands bedienten sich die Schriftsteller gewöhnlich nur eines Dialects des Attischen, der aber bald durch Einmischung von Worten und Redensarten, die in der Schriftsprache nicht gebräuchlich waren, verfälscht wurde. So entstand die κοινὴ oder Ἑλληνική. Zweytens wurden, da die Macedonier über alle griech. Völker herrschten, die verschiedenen Dialecte unter einander vermischt, wovon die verschiedenen Ursachen angegeben werden, die in der Ausbreitung der macedon. Herrschaft, der Zusammensetzung der macedon. Heere aus verschiedenen Völkern, der Anlegung neuer griech. Städte und Kolonien in Asien und Afrika liegen. Nun blieb zwar in den einzelnen Ländern viel von den ehemals dort herrschenden Dialecten übrig (so blieb in Attika der Atticismus vorherrschend), doch war überall die Sprache aus mehrern Dialecten zusammengesetzt. Daher kann auch, nach Alexanders Zeiten, nicht mehr von mehrern Dialecten, und also auch nicht von einem alexandrinischen die Rede seyn. Denn auch in Alexandrien herrschte die gemeine griech. Sprache nur mit manchen Eigenheiten. Will man eine jede Sprachverschiedenheit, ohne Rücksicht auf eine Nation die dadurch von andern unterschieden werde, Dialect nennen, so hatte die spätere Gräcität sehr viele Dialecte, die aber doch alle das mit einander gemein haben, dass sie, was ältern einzelnen Dialecten eigenthümlich war, vermischen, und mit neuen Abänderungen bereichern. (Die neue gemeine Sprache wird deswegen, nach des Rec. Ansicht, macedonischer Dialect genannt, weil sie unter und durch die Herrschaft der Macedonier sich bildete, und der den Macedoniern eigne Dorismus überhaupt genommen darin vorherrschte. Eine der merkwürdigsten Unterarten derselben, Dialect der gemeinen Sprache, war die Alexandrinische, weil sie in Worten und Wortformen sich anfangs von der übrigen sehr unterschied und ursprünglich unter den Griechen in Alexandrien einheimisch war, obgleich manche ihrer Eigenheiten nach und nach in die allgemeine Sprache übergingen. Zur Unterscheidung dieser spätern Sprachart sowohl von den ältern Dialecten als der allgemeinern Gräcität der spätern Zeit, ist sie dialectus macedonico-alexandrina genannt worden, ohne dass sie deswegen nur den Alexandrinern oder den griech. redenden Juden beygelegt würde.) Die Grammatiker nannten nicht die Sprache, die nach Alexanders Zeit im gemeinen Leben gebräuchlich war, κοινή, sondern die der spätern Schriftsteller, die *fast* alle sich nach der attischen Schreibart accommodirten. Drey Quellen der Kenntniss der spätern Gräcität werden angegeben: 1. die Schriftsteller nach Alexanders Zeit (οἱ κοινοί), deren Reihe Aristoteles anführt. Sie haben aber meist attisch, nur nicht rein attisch, geschrieben. Unter den neuern Herausgebern derselben hat nur *Irmisch* in den Noten zum Herodian alles was in seinem Schriftsteller dem spätern Sprachgebrauche angehört, genau bemerkt. 2. Die Atticisten, Scholiasten und Lexicographen, welche den spätern Sprachgebrauch bemerken. 3. Die Uebersetzungen des A. T., Apokryphen, apostol. Väter, N. T., ingl. Inschriften, Münzen, auch Reste der Komiker. (Von diesen Komikern der zweyten und dritten Gattung ging eigentlich die Bildung der spätern Schriftsprache aus. Sie nahmen, was die ältern seltner gethan hatten, die Ausdrücke und Wortbedeutungen aus der gemeinen Sprache auf, und erhoben sie dadurch zu einer Würde die ihnen nicht gebührte. So war χορτάζεσθαι bey den ältern Schriftstellern nur von Vieh gebraucht worden, der gemeine Mann brauchte es wahrscheinlich auch von Menschen, die neuen Komiker, wie Menander, thaten diess in ihren Lustspielen, so wurde dieser Gebrauch endlich allgemein.)

Im 2ten Theile gibt Hr. Prof, P. nun erstlich das an, was aus den ältern Dialecten in die spätere Sprache aufgenommen worden ist, und im N. Test. vorkömmt, dann das, was neuern Ursprungs zu seyn scheint. Manches, insbesondere die Syntax des N. Test. musste der Grenzen dieser Schrift wegen übergangen werden. Zu der gemeinen Sprache, die dem Hellenismus des N. Test. zur Grundlage dient, werden gerechnet: 1. Worte die aus den fremden Sprachen in die griech. Sprache aufgenommen worden sind. 2. Schreibart und Aussprache mehrerer Worte. 3. Veränderte Flexion gewisser Worte, wovon ein Theil aus verschiedenen ältern Dialecten herrührt, ein Theil neu ist, ein Theil den Alexandrinern, auch nach der Bemerkung alter Grammatiker eigenthümlich. Es kommen auch mehrere tempora verborum vor, die in ihrer Bildung nichts Anomalisches haben, und doch bey guten Schriftstellern nicht vorkommen, wie ἐλεύσομαι, ἄξω, ἀκούσω, ἁμαρτήσω u. s. f. einige Aoristi, Imperativi u. s. w. 4. Die heterogenea, wie ἡ λιμὸς, ἡ βάτος. 5. Formen von Wörtern und Zusammensetzungen, die theils aus ältern Dialecten entlehnt, theils neu gemacht sind, und von denen hier genaue Verzeichnisse, mit mehrern ausgesuchten Sprachbemerkungen erläutert, aufgestellt worden sind. Vornehmlich sind in den spätern Zeiten mehrere verba in όω gemacht worden, von denen auch viele im N. Test. vorkommen. 6. Worte die in ältern Zeiten nur gewissen Dialecten angehörten und in die gemeine Sprache aufgenommen worden sind, und andere ganz neu gebrauchte. Die letztern sind unter drey Classen gebracht, a. solche, welche die alten Grammatiker ganz eigentlich zur gemeinen Sprache rechnen, b. die welche von ihnen zwar nicht verworfen werden, aber doch nur bey den κοινοῖς vorkommen, c. die, deren sich nur die Schriftsteller bedienen, welche in der Volkssprache schreiben. 7. Neue Bedeutungen der Worte. 8. Veränderter Sprachgebrauch. Wir müssen die wohlgewählten Beyspiele, durch welche alles erläutert wird, übergehen, da die ganze Erläuterung selbst sehr gedrängt und kurz gefasst, aber doch sehr lichtvoll und belehrend ist.

Inhalts - Verzeichniss

des

October-Heftes der N. Leipz. Literatur-Zeitung 1810.

I. Angezeigte Schriften.

NB. Die erste Zahl bezeichnet das Stück, die zweyte die Seitenzahl, wo das angeführte Buch beurtheilt worden ist.

In diesem Monate sind 44 Schriften angezeigt worden.

II. Buchhandlungen.

III. Intelligenzblatt.

NEUE

LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

131. Stück, den 2. November 1810.

REDEKUNST.

Ueber den mündlichen Vortrag des Redners mit erläuternden Beyspielen. Zur Beförderung der geistlichen Beredsamkeit; von *Georg Pureberl.* Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. Salzburg, in der Mayrschen Buchhandlung, 1810. kl. 8. 260 S. (8 Gr.)

Dass die Nachlässigkeit und Gleichgültigkeit, mit welcher die Declamation und Action in unserm Zeitalter grossentheils von denen, welche sich zum Predigerstande bilden wollen, oder bereits in diesem Wirkungskreise leben, behandelt wird, ohnstreitig unter die Ursachen gerechnet werden müsse, warum selbst gute und zweckmässig gearbeitete Kanzelvorträge nicht immer die beabsichtigte Wirkung hervorbringen, und den gewünschten Eingang finden, darüber sind gewiss alle diejenigen, welche das menschliche Gemüth richtig kennen und beobachten, mit dem Verfasser der vorliegenden Schrift einverstanden. Obgleich bereits mehrere classische Werke über diesen wichtigen Gegenstand erschienen sind, so wünschte doch auch der Verfasser durch Sammlung dessen, was er selbst darüber gelesen, und durch eigenes Nachdenken und Erfahrung erfunden hatte, in dieser einzig auf *den mündlichen Vortrag des Redners* (namentlich *des Kanzelredners*) sich beschränkenden Schrift, (welche hier mit Bemerkungen und Beyspielen bereichert und verbessert erscheint), dem Publicum nützlich zu werden. Lobenswerth ist allerdings der Eifer, mit welchem er sich für die Belebung des mündlichen Vortrags interessirt. Mehrere der einzeln von ihm aufgestellten Bemerkungen, Beobachtungen und Regeln haben wir, zwar keinesweges neu, aber doch wahr, und die gewählten Beyspiele grösstentheils zweckmässig gefunden. Richtet man aber von diesem Einzelnen einen prüfenden Blick auf das Ganze, so bemerkt man leicht, wie viel der Verf. theils in Ansehung der Gründlichkeit, Ordnung, philosophischen Bestimmtheit, mit welcher dieser Gegenstand hätte behandelt werden sollen, theils in Hinsicht des Vortrags zu wünschen übrig gelassen hat, und fühlt sich zu dem Urtheil gedrungen, dass mehrere der neuern Schriftsteller (von denen einige, wie man aus S. 16. sieht, dem Verf. wohl ganz unbekannt geblieben sind, z. B. Maass in seiner trefflichen Rhetorik, Rambach über Declamation, Schmiedtgen über die Euphonie) eben diese Materie schon auf eine vollständigere und mehr befriedigende Art bearbeitet haben.

Wer eine erschöpfende und wirklich fruchtbare Theorie des mündlichen Vortrags, wie sie der eigentliche Redner, und insbesondere der Kanzelredner bedarf, zu liefern gedenkt (nicht ein blosses Aggregat einzelner Bemerkungen), muss sich zuvörderst über die Natur und den höchsten Endzweck der eigentlichen Beredsamkeit (namentlich der Kanzelberedsamkeit) genau und bestimmt erklären, sodann die Begriffe der Declamation und Action (als der beyden Hauptbestandtheile des mündlichen Vortrags) möglichst scharf bestimmen und zergliedern, aus diesen Begriffen und dem allgemeinen Endzweck des mündlichen Vortrags überhaupt die allgemeinen Gesetze der Declamation und Action (welche nicht blos für den Redner, sondern überhaupt für jeden gelten, der sich des mündlichen Vortrags bedient,) kurz und bündig entwickeln, und nun durch Vergleichung dessen, was Declamation und Action überhaupt ist, was sie leisten und bewirken kann und soll, mit der Aufgabe, welche der Redner, und insbesondere der Kanzelredner, zu lösen hat, die speciellen Grundsätze und Regeln aufzufinden suchen, welche den mündlichen Vortrag des Predigers, mit steter Hinsicht auf die verschiedenen Gattungen und Theile seiner Vorträge, leiten und beherrschen müssen, wenn er seinem Endzweck auch von dieser Seite gehörig entsprechen soll. Hätte der Verf. diesen

Weg betreten,' so wäre es ihm gelungen, ein erschöpfendes, wohlzusammenhängendes, und in seinen Principien begründetes System zu liefern. Allein über das Wesen und den eigentlichen Zweck der Kanzelberedsamkeit erklärt er sich nirgends bestimmt. Der Begriff der Declamation wird zwar definirt, aber unbestimmt und schwankend. Die Declamation ist dem Verfaeser (S. 17.) „der im lauten Vortrage vollkommene Ausdruck der durch Worte bezeichneten Gedanken und Empfindungen." Kann nicht dasselbe auch von der Action behauptet werden? Ist nicht auch diese, sobald insbesondere von dem öffentlichen mündlichen Vortrage des Redners gesprochen wird, ein im lauten Vortrage herrschender Ausdruck der Gedanken und Empfindungen, welche durch Worte bezeichnet werden? Offenbar fehlt es dieser Begriffsbestimmung an einer genaueren Angabe des der Declamation eigenthümlichen, und dieselbe von der Action unterscheidenden Mittels, wodurch sie einen vollkommenen Ausdruck des Innern zu gewähren sucht, d. i. der Töne und Tonsprache. Ueberhaupt vermisste Rec. an mehreren Orten die erwartete Genauigkeit in der Entwickelung und Scheidung der Begriffe. Schwerlich wird man z. B. durch das, was der Verf. S. 49 folgg. über die Emphase und den declamatorischen Accent bemerkt, eine deutliche Vorstellung davon gewinnen, wie sich das Eine von dem Andern unterscheidet. Am meisten befremdete es Rec., dass der Verf. fast nirgends die allgemeinen Principien der Declamation und Action überhaupt und die speciellen Regeln der *rednerischen* Declamation und Action nebst ihrer besondern Anwendung auf die einzelnen Gattungen und Theile rednerischer Vorträge von einander abgesondert, und das Specielle aus dem Allgemeinen abgeleitet hat. Gewiss liegt eben darin die Hauptursache des Mangels an systematischer Einheit und Zusammenhange, welcher in dieser Schrift vom Anfange bis zu Ende herrscht, und schon aus der Uebersicht der Hauptrubriken, in welche das Ganze eingetheilt worden ist, deutlich hervorleuchtet. Das Ganze zerfällt natürlich in zwey Haupttheile. I. *Von der Declamation.* 1. Nutzen des guten mündlichen Vortrags. 2. Geschichte der Declamation und Action. (Diese ist sehr dürftig ausgefallen. Der Verf. begnügt sich damit, einige der ausgezeichnetesten Redner älterer Zeiten, z. B. den Perikles, Demosthenes, Cicero, Chrysostomus, kurz zu erwähnen, und etwas zum Lobe eines jeden hinzuzufügen, ohne jedoch von neueren, durch den mündlichen Vortrag ausgezeichneten Rednern, und von den Fortschritten, welche die Theorie des mündlichen Vortrags gemacht hat, ein Wort zu sagen, und ohne mit pragmatischem Geiste *verschiedene Perioden* in der Geschichte jener Kunst zu unterscheiden und ihr Charakteristisches herauszuheben). 3. Was Declamation sey? (Hier wird zweyerley zur Declamation gerechnet, S. 19. 20. a) Die richtige Aussprache einer Rede ohne Beziehung auf den Sinn, b) die einer Sache angemessene Verschönerung des Ausdrucks aller menschlichen Gedanken und Empfindungen, vermöge welcher die rauhen, harten Töne gemildert, die schönen noch schöner gebildet werden. Wollte der Verf. die einzelnen Hauptbestandtheile, aus denen jede gute Declamation bestehen muss, genau und deutlich angeben, so mussten die Eigenschaften, welche die Declamation ohne Beziehung auf den Sinn der Rede besitzen muss, d. h. die absolute Reinheit, Richtigkeit, Deutlichkeit, Schönheit der Aussprache von den Vollkommenheiten, welche in der genauesten Angemessenheit der Declamation zu dem, was der mündliche Vortrag jedesmal darstellen soll, bestehen, unterschieden werden. Was der Vf. die Verschönerung des Ausdrucks nennt, vermöge welcher die rauhen Töne gemildert und die schönen noch schöner gebildet werden, gehört offenbar zu jener ersten Classe, indem darauf die absolute Schönheit und Anmuth der Declamation beruht, und konnte unmöglich zu nr. b. gerechnet werden.) 4. Reinigkeit und Deutlichkeit der Aussprache. (Der Verf. schliesst diesen Abschnitt S. 25. mit den Worten: „Die Schönheit des mündlichen Vortrags besteht in noch mehreren Stücken; sie erfordert auch vollkommenen Ausdruck der Gedanken und Empfindungen, wovon wir auch jetzt weitläuftig handeln wollen." Er reducirt also, wie man sieht, Alles auf die Schönheit der Declamation, ohne sich doch über diesen Begriff, und über den Grund, warum die Declamation dem ästhetischen Sinn Genüge leisten müsse, vorher bestimmt erklärt zu haben. Und, wie soll man diess verstehen, dass er hier den *vollkommenen Ausdruck der Gedanken und Empfindungen* als einen *Bestandtheil* der Schönheit des mündlichen Vortrags darstellt, da er im Vorhergehenden S. 17. mit denselben Worten den *ganzen Begriff* der Declamation zu umfassen und zu erklären suchte?) 5. Darstellung der Ideen durch richtige Betonung der Pausen, (Hier scheint der Verf. eine gewisse Ordnung und Eintheilung festhalten zu wollen. Er bemerkt nämlich S. 26., die Declamation sey sowohl eine Darstellung von Ideen, als von Empfindungen, und in Rücksicht auf die Ideen müsse vor allen Dingen die Angabe der verschiedenen Sätze und Glieder, aus welchen eine Rede besteht, betrachtet werden. Gleichwohl spricht er in demselben Abschnitt S. 35. über den Vortrag der Exclamationen, welche offenbar der Sprache der Empfindung angehören, und nicht blosse Ideen als Ideen darstellen.) 6. Der Accent und die Anzeige der Beschaffenheit einzelner Ideen. (Was in diesem Abschnitt S. 49 ff. von der Emphase und dem declamatorischen Malen der Gedanken gesagt wird, gehört ebenfalls grösstentheils zur Darstel-

lung *der Gefühle.* Uebrigens beruht die Anzeige der Beschaffenheit einzelner Ideen nicht bloss auf der sogenannten declamatorischen Malerey, sondern eben so sehr auch auf der richtigen Betonung der Pausen, welche der Verf. in den 5ten Abschnitt geworfen hatte.) 7. Fernere Darstellung der Ideen, um den Vortrag gut, schön und vollkommen zu machen. (Was soll man sich bey der Ueberschrift dieses Abschnitts denken? Es wird hier gezeigt, wie der Ton nach den verschiedenen Materien, welche der Redner behandelt, nach dem verschiedenen Eindruck und der grössern oder geringern Wichtigkeit der Ideen, nach den verschiedenen Redetheilen, bey Antithesen, bey Vorbereitungen, bey einer Häufung gleichgeltender Ideen, bey Gradationen, bey dem verschiedenen Zeitmaasse der Ideenreihe verschieden seyn müsse. Der Verfasser kommt hier in der That ohne allen Plan von einem Punkte zum andern, stellt Regeln auf, welche zum Theil erst in die folgenden Abschnitte gehörten, in denen von der Darstellung der Empfindungen gesprochen wird, zum Theil mit eben dem Recht unter die vorhergehenden Rubriken gebracht werden konnten, und liefert ein unzusammenhängendes Aggregat von Bemerkungen.) 8. Darstellung der Empfindungen. Der Verf. zeigt, welchen Ton die verschiedenen Empfindungen und Gemüthsbewegungen des Menschen nöthig machen. 9. Das Steigen und Fallen der Empfindungen, und ihre übrigen Abwechselungen. 10. Mittel zum guten Vortrage. 11. Fehler, welche zu verbessern sind. II. *Von der Action.* 1. Ihre Nothwendigkeit. 2. Ihr Begriff. 3. Ihre Beschaffenheit im ruhigen Vortrage. (Auch hier wird Seite 132. Manches eingemischt, was vielmehr dem Ausdruck der Affecten angehört.) 4. Ihre Beschaffenheit im affectvollen Vortrage. 5. Besondere Regeln, um die Action schön und vollkommen zu machen. (Man begreift abermals nicht, was dieser Abschnitt an diesem Platze sagen will? Denn dass das Geberdenspiel klar und deutlich, lebhaft, reizend und fliessend seyn müsse, diess sind *allgemeine* Grundsätze und Regeln, welche den besondern Regeln über die Action im ruhigen und im affectvollen Vortrage hätten vorausgehen sollen. Und, was der Vf. von der nöthigen Uebereinstimmung des Geberdenspiels mit den Gedanken und Empfindungen, welche jedesmal ausgedrückt werden sollen, bemerkt, ist ja ebenfalls ein Grundprincip der Action überhaupt, dessen Nothwendigkeit und Umfang im 3ten und 4ten Abschnitte gezeigt wurde, als der Vf. von der Verschiedenheit der Action im ruhigen und affectvollen Vortrage sprach.) 6. Von den Mienen. 7. Mittel zur Action. 8. Fehler, die zu verbessern sind. Bey diesem Mangel an Plan und Ordnung kann es auch nicht an mannichfaltigen unnützen Wiederholungen derselben Ideen und Bemerkungen fehlen. So werden S. 24 folg. fast alle die Regeln von der richtigen Aussprache, welche der Verf. S. 21. folg. schon gegeben hatte, mit andern Worten wiederholt. S. 65. lesen wir noch einmal, was schon unmittelbar vorher über die Grenzen der declamatorischen Malerey gesagt worden war. Ebendaselbst werden folgende zwey Regeln, als *verschiedene*, aufgestellt: „a) man hüte sich vor Uebertreibung in der Tonmalerey, male nicht zu viel — nicht alles. b) Es ist zweckmässig, das Interessante, Wichtige durch den Ton darzustellen; aber zweckwidrig ist es, hierin über die Grenze hinauszugehen.“ Wie unterscheiden sich wohl diese Regeln? Ein ähnliches Beyspiel fanden wir S. 84. „Die Darstellung der Empfindungen durch den Ton sey 1) natürlich, wahr, stark, lebendig, fein oder angenehm, nach der Beschaffenheit der vorkommenden Gemüthsbewegung; und hiermit 2) sey sie auch harmonirend, mit den noch übrigen Abwechselungen der Rede ganz übereinstimmend.“ Wie tautologisch und unbestimmt! In dem ersten Haupttheile von der Declamation ist fast der ganze eilfte Abschnitt überflüssig. Uebrigens ist der Vortrag des Verf. vom Anfange bis zu Ende äusserst breit und wortreich. Indem er zierlich sprechen will, häuft er nicht selten leere Declamationen, welche weder Eindruck machen, noch einen bestimmten Begriff geben, und geräth auf sonderbare Ausdrücke und Bilder. Man vergleiche nur als Proben seines Styls die Stellen S. 104., wo er über die Frage spricht: ob der Redner Thränen vergiessen dürfe: „Indessen sind und bleiben Thränen, die wahren Ausdrücke des Innern; freywillige Ergüsse des Herzens sind, Thränen der Freude und des Dankes, Thränen über allgemeine Noth, über herrschende Laster und ihre Folgen; solche Thränen mit Behutsamkeit verbunden sind kostbare Perlen, eine Zierde und gute Wirkung auf das Herz des Zuhörers.“ Welche Construction! Oder S. 109. „O würde nur die Theilnahme allgemein die Herzen der Redner besitzen, wie um so begieriger würde man Zuhörer sie anhören sehen! Wie bald vielleicht würde man auch unter den Sterblichen das Reich der Wahrheit und Tugend mehr blühen sehen!“ Auffallen müssen Ausdrücke, wie folgende: „die Declamation zeigte sich überall im hellen Glanze.“ S. 13.: „die Angabe der verschiedenen Sätze und Glieder, aus denen eine Rede besteht, durch welche *der hervorströmende Haufe von Ideen,* so zu reden, in Reihen und Glieder dargestellt wird u. s. w.“ S. 28. „eine Menge angerichteter Fragen.“ S. 49. „ein sonderheitlicher Platz.“ S. 124. Sehr oft findet sich das unrichtige *selber* oder *selbiger* statt *derselbe.* Besser ist im Ganzen der Styl der dieser zweyten Ausgabe angehängten *Predigt über die Wichtigkeit unsers Glaubens an Unsterblichkeit,* (am Osterfeste gehalten), welche zur Uebung mit der nöthigen Betonung und Action bezeichnet worden ist. Befremdend sind die im Drucke allzu häufig ange-

brachten Absätze, welche die Bogenzahl der ganzen Schrift unnöthiger Weise vergrössert haben.

PREDIGTEN.

Predigten zur Belebung des Glaubens an die göttliche Weltregierung von *N. Funk*, Prediger in Altona. *Zweytes Heft.* Altona, bey Joh. Fried. Hammerich, 1810. kl. 8. 116 S. (12 gr.)

Bey der bedeutenden Anzahl von Predigten und Predigtsammlungen, welche sich zwar durch Richtigkeit, Klarheit, und Ordnung des Ideenganges empfehlen, aber in Ansehung der Form keinesweges das leisten, was man eigentlich von *Predigten* (d. h. von wahrhaft *erbauenden Reden*) zu erwarten berechtigt ist, muss es in der That eine erfreuliche Erscheinung seyn, auch bisweilen homiletische Arbeiten, welche mit jenen Vorzügen des Materiellen zugleich eine wahrhaft rednerische, Geist und Herz erhebende und belebende Form vereinigen, dem grössern Publicum mitgetheilt zu sehen. Diese seltene Vereinigung gibt den angezeigten Arbeiten des Hrn. Pred. Funk, deren erstes Heft schon bereits mit sehr gerechtem Beyfalle aufgenommen worden ist, einen eigenthümlichen Werth. Das vorliegende zweyte Heft enthält 5 Predigten: 1) *die Zeiten auffallender Veränderungen im Zustande der Völker sollten den Glauben an die göttliche Weltregierung in uns eher stärken als schwächen* (über Luc. 21, 25—28.); 2) *dass ein oft wiederholter ernster Rückblick auf wichtige Umstände im Gange unsers bisherigen Lebens ein ausnehmend wirksames Mittel zur Belebung unsers Glaubens an die göttliche Vorsehung werden könne* (über Jerem. 6, 16.); 3) *dass selbst der Verlust unsrer Angehörigen in der Hand der göttlichen Vorsehung Gewinn für unsre wahre bleibende Vervollkommnung werden könne* (über Joh. 16, 7.); 4) *Beruhigungsgründe bey der befremdenden Erfahrung, dass es guten Menschen oft äusserlich übel, bösen hingegen vielmals wohl geht* (über Luc. 16, 19—31.); 5) *der Triumph der göttlichen Weltregierung bey den Ausbrüchen menschlicher Leidenschaften* (über Matthäi 27, 20—26.). Man bemerkt auch in diesen Vorträgen durchgängig den edlen Zweck ihres Vfs. seine Leser und Zuhörer auf die Erscheinungen des Menschenlebens, sowohl in dem Gange der grössern Angelegenheiten der Staaten und Völker, als in den Schicksalen des einzelnen, hinzuleiten, welche den Glauben an eine alles ordnende und das wahre Wohl des menschlichen Geschlechts befördernde Weltregierung Gottes beleben und befestigen, und zu den höhern Ansichten der Religion und Moral erheben, welche selbst über das, was uns in den Angelegenheiten des Ganzen, und in den Schicksalen des Einzelnen dunkel und verworren scheint, ein befriedigendes Licht verbreiten. Sehr glücklich hat er diesen Zweck theils durch den gehaltreichen und fruchtbaren Inhalt seiner Predigten erreicht, indem er nicht bloss bey allgemeinen Sätzen und Bemerkungen verweilt, sondern seine Zuhörer in das wirkliche Leben und die Erfahrung selbst hineinführt, theils durch die im Ganzen sehr wohl gelungene wahrhaft rednerische Form seiner Darstellung. Seine Sprache vereinigt Fülle und Kraft mit lebendiger Anschaulichkeit. Auch der Periodenbau besitzt einen gewissen oratorischen Rhythmus, der sich grösstentheils mit Anmuth und Leichtigkeit bewegt. Gewinnen wird ohnfehlbar diese Leichtigkeit der Sprache, und fasslicher wird sein Vortrag auch der ungebildeten Classe werden, wenn er sich noch mehr daran gewöhnen wird, allzulange und etwas dunkel gebaute Perioden (wie z. B. S. 6. Einprägen, unauslöschlich einprägen würden wir uns dann u. s. w. S. 64. Sind diese und ähnliche Thatsachen u. s. w.) zu vermeiden. Als eine zur Lektüre des Ganzen einladende Probe der Beredsamkeit des Hrn. Verf. theilt Rec. folgende Stelle aus der dritten Predigt mit (S. 65.): „Weine, klage also nicht, christliche Versammlung als solche, die keine Hoffnung haben, wenn deine Lieben und Getreuen sterbend von deiner Seite weichen. Scheiden *sie* gleich von dir, *Gott* ist und bleibt mit dir, so lange du dich selbst nicht verlässest. Verdunkelt sich auch mit und bey ihrem Tode der Himmel deines äussern körperlichen Daseyns; reiner und schöner geht dir die Sonne deines innern geistigen Lebens auf, wenn ihr Grabgeläute dir Ruf, Antrieb und Ermunterung wird, mit verdoppelter Kraft nach Weisheit, Heiligung, und Frömmigkeit zu streben." Wir erwarten mit Vergnügen eine baldige Fortsetzung dieser interessanten Sammlung.

BIBLISCHE GESCHICHTE.

1) *Auserlesene biblische Historien aus dem alten und neuen Testamente, nach Hübner.* Zweyte Auflage. Schwelm, bey Moriz Scherz 1809. 325 S. (12 Gr.)

2) *Hübners biblische Historien zum Gebrauch für niedre Volksschulen.* Umgearbeitet und herausgegeben von M. *Friedrich Christian Adler*, Pastor zu Kistriz bey Weissenfels. Erster Theil; die Historien des alten Testaments 176 S. Zweyter Theil; die Historien des neuen Testaments. 166 S. gr. 8. Neue mit zwey Kupfern vermehrte Ausgabe. Leipzig, bey Hinrichs 1810. (8 Gr.)

3) *Die biblische Geschichte des alten und neuen Testaments für Bürgerschulen.* Von *F. P. Wilmsen*, Prediger an der Parochialkirche in Berlin. Berlin bey Georg Decker 1809. (8 Gr.)

Hübners biblische Historien waren zu unsrer Väter Zeiten ein sehr beliebtes Volksbuch, wie die vielen Auflagen derselben in allen Gegenden Deutschlands und der lange Gebrauch derselben in den Volksschulen hinreichend zeigen. Allerdings macht die dadurch auf eine angemessene Weise beförderte Bekanntschaft mit der Bibel, so wie die vielen trefflichen moralischen und religiösen Wahrheiten, die sich auf eine vornehmlich behaltbare Weise fürs Volk daran knüpfen lassen, ein solches biblisches Historienbuch noch immer sehr wünschenswerth, aber Hübners Auswahl und Einkleidung, so wie auch zum Theil seine untergesetzten Fragen und angehängten Nutzanwendungen sind nicht mehr dem Geist unsrer Zeit selbst in den geringeren Ständen angemessen, und darum verdienen die Männer Dank, die, nachdem man eine Zeit lang im Taumel einseitiger zu Afteraufklärung führender Verstandesbildung weder von Bibel noch biblischer Geschichte in den Schulen etwas wissen wollte, sie daselbst wieder einführen, und dazu durch ihre Schriften Veranlassung geben. — Es ist nun die Frage: *was* denn ein solches biblisches Historienbuch zweckmässiger Weise aufnehmen, und *wie* es dasselbe darstellen soll? Nach dem Ideal, was dem Recens. davon vorschwebt, sollte aus dem reichen Schatz der Bibel keine Begebenheit aufgenommen werden, die nicht auf irgend eine Weise zur Lehre, Ermunterung oder Warnung auch dem weniger Einsichtsvollen dienen kann; das Aufgenommene sollte nach der kräftig das Gemüth ansprechenden einfachen religiösen Ansicht der Bibel, die alles ohne Umschweife auf Gott bezieht, ohne Einmischung von allerley Versuchen der neueren Zeit alles recht alltäglich menschlich zu erklären, und so viel als möglich in den eignen Worten der Bibel erzählt werden; weggelassen würde dabey, was unserer Zeit gar zu fremd ist, und vielleicht gar anstössig werden könnte; und schon die Ueberschriften, so wie noch mehr die Nutzanwendungen enthielten kurz und bündig in edler herzlicher Sprache einen Wink, wie Lehre, Ermahnung und Trost aus dieser Geschichte herzunehmen wäre; könnte hie und da ein vornehmlich angemessener Bibelspruch oder Liedervers und für den minder geübten Leser an schwierigen Stellen ein Wink wie er fragen soll, hinzugesetzt werden, so wäre es noch besser.

Prüfen wir nach diesen Grundsätzen die vorliegenden Bücher, so verdient No. 1. in jeder Rücksicht den Preis, indem es bey Rec. nicht eine seiner Erwartungen unbefriedigt liess. Unbedenklich empfiehlt er es deshalb jedem Prediger und Schullehrer, der ein solches biblisches Historienbuch zu gebrauchen wünscht und versteht; nur möchte ein wohlfeilerer Abdruck von diesem trefflichen Buche zur Erleichterung der allgemeinern Einführung in Schulen zu wünschen seyn. Wie viel diese 2te Auflage sich von der ersteren unterscheidet, kann Rec. nicht angeben, da ihm diese nicht zur Hand ist.

Viel weniger gefällt dem Rec. No. 2. Der Verf. hat durchaus keine feste Ansicht der biblischen Begebenheiten. Bald wird der Bibel ein Wunder wörtlich nacherzählt, bald wird ein anderes wegerklärt, bald wirkt Gott oder ein Engel unmittelbar, bald finden sich mehr oder weniger versteckte Winke dabey, wie wohl alles natürlicherweise zugegangen sey. Eben so unbesonnen fragt und belehrt der Verf. Wie kann er, um nur ein Beyspiel anzuführen, so schlechtweg bey Erzählung der Begebenheiten bey der Geburt Jesu eine Belehrung über das thörichte Merken auf Himmelszeichen und über Aufklärung wunderbarer Naturerscheinungen durch genauere Untersuchung anknüpfen, ohne die übrigen ganz ehrbar im Text erzählten Thatsachen selbst wenigstens verdächtig und halb lächerlich zu machen? warum nicht lieber von dem stille geschwiegen, worüber Reden nicht frommt? Dergleichen schadet gewiss dem religiösen Glauben des Volkes sehr, und Rec. kann nicht umhin in Beziehung darauf den gewiss gutmeynenden Verf. zu einer abermaligen sorgfältigen Erwägung jedes Satzes seines Buches aufzufodern.

Mit mehrerem Bedacht und Gelehrsamkeit ist Nr. 3. geschrieben, welches in einer fortlaufenden Erzählung und mit wenig eingestreuten Anwendungen die bibl. Geschichte erzählt. Rec. findet diesen Mangel an Absätzen für ein Volksschulbuch nicht zweckmässig. Auch verfällt der würdige Vf. mehrmals in die gänzlich divergirenden Ansichten des Verstandes und des religiösen Sinnes, und die Darstellung der Geschichte des alten Testaments, die mehr in der ersteren, und des neuen Testaments, die mehr in der letzteren Ansicht geschrieben ist, contrastiren sehr mit einander. Möge der geachtete Verf. doch bey einer neuen Auflage in dieser Beziehung vornehmlich die erste Abtheilung umarbeiten.

CHRISTLICHE RELIGIONSLEHRE.

Das Christenthum. In einem kleinen Katechismus aufs neue der Jugend vorgestellt und gepriesen. Von *J. Harms*, Diaconus zu Lunden in Nord-

Dithmarschen. Kiel in der akademischen Buchhandlung 1810. 48 S. 12. (2 Gr.)

Ein kleines leicht übersehenes Büchlein, welches aber nach Rec. Bedünken schon so, wie es vorliegt, allgemeine Aufmerksamkeit verdient und einmal, vom achtungswerthen Verf. immer mehr geläutert von dem, was Logik und Aesthetik noch hie und da aussetzen möchten, schwerlich jemals wieder ganz vergessen werden wird. Der Verf. kündigt seinen Katechismus selbst in der Vorrede so an: „Was Lutheri Katechismus noch immer seyn soll, ein Lehrbuch der wichtigsten Wahrheiten unsrer Religion und ein Bildungsbuch zum frommen Leben, das erste Lehr- und Bildungsbuch und das einzige für Schwache am Geist, eben dazu bietet sich auch gegenwärtiger Versuch an. Blos Unterrichtsmittel soll der Katechismus nicht seyn. Solcher haben wir unzählige unter verschiednen Namen, auch verständliche, bestimmte, vollständige, wohlgeordnete, aber keiner hat sich grossen Credit erworben, selbst nicht durch landesherrliche Befehle. Was wollen die Menschen denn? Sie wollen eine Religionslehre, die keine Religionsleere ist, was den Geist erhebt und den Willen stärkt, was den Glauben nährt und die Sitten regelt das ganze Leben lang." — Was er eben so leise als bescheiden über Religionsunterricht überhaupt in der Vorrede trefflich hinzufügt, überlassen wir jedem Lehrer selbst zu lesen, und wünschen, dass es von manchem beherzigt werde. — Das Büchlein selbst zerfällt in 7 Hauptstücke. — Im *ersten Hauptstück* kommen 10 *Gebote* vor, die sich alle auf Nächsten - und Selbstpflichten beziehn. Ungern vermisste Rec. schon hier die Pflichten gegen Gott als Grundlage der ganzen Pflichtenlehre, und sehr angemessen schien ihm hier das alte Mosaische: *du sollst nicht andre Götter haben neben mir!* an der Spitze; so wie sich überhaupt diese Gebote mit wenigen Abänderungen und Umsetzungen, noch angemessener dem Volke, mehr den gewöhnlichen zehn Geboten hätten anpassen lassen. Beym zweydeutig ausgedrückten siebentem Gebot: *lass dich nicht schlagen und locken von der Ehrlichkeit!* hätte wenigstens *weg* hintenanstehen müssen. Auch hätte das 10te Gebot vollständig ausgedrückt werden sollen: *Erhalte deine Seele gesund.* — Im *zweyten Hauptstücke* vom *Worte Gottes* wird ungemein schön die *Welt* das *Gewissen* und die *Bibel* als Stimme Gottes dargestellt, und, wie man dieselben hören und verstehen lernt, gezeigt. — Das *dritte Hauptstück* vom *Glauben* ähnelt dem im Katechismo Lutheri eben so überschriebenen Hauptstücke, führt aber alles trefflich den Ansichten unsrer Zeit gemäss aus. Nur gleich zu Anfang war beym zweyten Artikel dem Rec. mehreres dunkel, was der Verf. bey einer neuen Auflage gewiss deutlicher ausdrücken wird. — Das *vierte* Hauptstück handelt auf eine vorzüglich schöne Weise von *den beyden Sacramenten*, Taufe und Abendmahl, wozu das *fünfte Hauptstück von den Heiligkeiten* (ein etwas unbequemer Ausdruck für *heilige Dinge*) ein sehr zweckmässiger, im Unterrichte meistens versäumter Anhang ist, und worin von den allen Christen heiligen Büchern, Oertern, Zusammenkünften, Tagen, Handlungen (Confirmation, Beichte, Trauung, Eid), so wie von dem ihnen heiligen Stande, Gebete, Segenssprüche und Zeichen beynahe durchweg vortrefflich gehandelt wird. Nur beym Vaterunser und dem Segensspruche vermisste Rec. hier eine kurze kräftige (nicht wasserreiche, wie die meisten sind) Umschreibung. — Das *sechste Hauptstück* handelt vom *Beten*, und das *siebente* von den *letzten Dingen*, Sterben, Auferstehn, Gericht, Himmel und Hölle. — Zur Probe der Behandlung will Rec. ein Paar Sätze aus dem vorletzten Hauptstücke ausheben:

„*Wie lern ich beten?* Darin bist du besser dein eigner Lehrer. Beten ist das Leichteste und das Schwerste; solche Dinge werden nicht gelehrt, sondern gethan. — *Wie ist Beten das Schwerste?* Mit tausend Banden an die Erde gebunden sollen wir uns zum Himmel erheben; mit leiblichen Augen den Unsichtbaren erkennen; wie Staub vor dem Könige aller Könige reden; wie Sünder vor dem Heiligsten erscheinen, der uns kennt bis in die verborgensten Tiefen. Darum, wer betet, thut die grösste Menschenthat, mehr als wer Königsthronen umwirft und aufbaut, er thut über Vermögen, und alle Dinge sind ihm ein leichtes Werk, weil er beten kann. — *Wie ist beten aber das Leichteste?* Wovon das Herz voll ist, davon gehet der Mund über. Schöpfe daher fleissig in dein Herz hinein, wo Gott sich allmächtig, weise, gütig, gnädig, gerecht bewiesen, und es wird sich schon ein Seufzer auf deine Lippen drängen. Sieh deine eigne grosse Nothdurft an, was alles dir fehlt und du selber dir nimmermehr verschaffen kannst, dass dein Herz darüber voll Wehmuth wird und Verlangen — dann wirst du schon zu rufen wissen: Hilf Gott im Himmel! — — *Welche Zeit und Stunde ist etwa zum Beten besonders gelegen?* Die Morgenstunde hat Gold im Munde. Denn des Morgens neue Auferstehung verkündigt die Macht und Herrlichkeit Gottes und sein Leben in allen Lebendigen. Werd es inne Mensch, dass Gott auch in dir ist, dann gehe hin und zeige deinen Gott in deinen Werken, d. h. bete und arbeite! mit andern Worten: Bete ohn Unterlass! — Abendsäuseln, süss und bang, verkündiget des Herren Gang; aus Licht gewebt und dunkelhell, ist des Unsichtbaren Kleid; wo's einsam ist und todtenstill, redet Gott und hörst du viel! — Wer dann in solcher Gottesnähe nicht betet, der will nicht, und legt sich selbst ein Schloss auf die Lippen. Aber insgeheim betet

die Seele dennoch: Gott du meine Furcht und meine Liebe!" —

In dieser Manier sind alle Hauptstücke behandelt, und das angeführte, was gar nicht als das vortrefflichste eben ausgehoben ist, wird genug seyn, zu zeigen, was man hier zu erwarten habe. Dass es nicht für Kinder ist, scheint Rec. einleuchtend zu seyn; aber es ist ein Katechismus für höher gestimmte Seelen überhaupt, und unbefriedigt legt gewiss kein edlerer Mensch diess Büchlein aus der Hand. — Was wohl ein Jean Paul über dasselbe sagen würde, wenn es bis zu ihm hin käme? —

SCHULBÜCHER.

Der Schleswig-Holsteinische Kinderfreund. Ein Lesebuch für die Jugend der vaterländischen Volksschulen. Schleswig und Flensburg, bey Röhss, Christiani und Korte, 1810. 200 S. (4 Gr.)

So wie mehrere Länder ihren eigenen Kinderfreund erhalten haben, der auf das Specielle derselben neben dem Allgemeinen Rücksicht nimmt, so ist diess nun auch vorliegend (wie man sagt durch einen Schullehrer in Angeln, *Lorenzen*,) für die Herzogthümer Schleswig und Holstein geschehen. In der *ersten Abtheilung* kommen 64 *Erzählungen* vor, die die hauptsächlichsten Pflichten anschaulich machen, und von denen mehrere aus der vaterländischen Geschichte genommen sind. Im Ganzen hat Rec. die Auswahl gefallen, wenn gleich ein und anderes für die Schulen, denen diess Buch zunächst bestimmt ist, etwas zu hoch seyn möchte, (z. B. gleich in der ersten Erzählung Franklins bekannte Grabschrift); ein Paar Erzählungen wohl durch zweckmässigere substituirt werden könnten, (z. B. Nr. 29. 88., wohin Rec. auch die bekannten biblischen Geschichten 38. und 63. rechnet, da diese in den Religionsstunden ohnedem behandelt werden müssen, und hier mehrere oder keine vorkommen sollten); und hie und da die Fehler, für die gewarnt werden soll, gar zu genau beschrieben werden, (welches vornehmlich mit der mit Recht durchschnittenen Geschichte eines Knaben, der Onanie trieb, S. 13 fgg. der Fall war). Sehr angemessen scheint Rec. die beständige Hinweisung auf den Landeskatechismus und das Gesangbuch, wodurch diese erste Abtheilung des Kinderfreundes zugleich neben der Bibel ein zweckmässiges Exempelbuch für den Lehrer bey dem Unterricht in der Sittenlehre wird. — Die *zweyte Abtheilung* enthält einen ganz kurzen, aber recht zweckmässigen, Abriss *der Erdbeschreibung*, wo das Vaterland mit Recht weitläuftiger behandelt ist, *der Naturbeschreibung*, *der Anthropologie* (wo die Lehre *von der Seele* wohl noch etwas bestimmter und genauer hätte behandelt werden mögen), der *Gesundheitslehre* (wobey auch von der *geistigen Gesundheit* wohl hätte mehr die Rede seyn sollen), der *Naturlehre*, (die wohl vor der Naturbeschreibung hätte aufgenommen werden mögen, wo dann auch ausser der Vermischung des Endes der Erdbeschreibung mit dem hier vom Weltgebäude Aufgenommenen wäre vorgebeugt worden), und der *Geschichte* (wo zwischen der Vaterlandsgeschichte und Religionsgeschichte wohl ein kurzer Abriss der Menschengeschichte hätte eingeschoben werden können). Auch etwas aus der *Anstandslehre*, aus der *deutschen Sprachlehre*, und vornehmlich aus der *Vaterländischen Rechtslehre* hätte Rec. gerne hinzugefügt gesehen, damit so im Lesebuche ein Abriss zu allen in Volksschulen zu behandelnden gemeinnützigen Kenntnissen dem Lehrer und den Schülern in die Hand gegeben wären. Ueber die vaterländische Rechtslehre entschuldigt sich der Vf. in der Vorrede mit dem Mangel einer populären Bearbeitung derselben; sollte aber dazu nicht irgend ein denkender schleswigischer oder holsteinischer Rechtsgelehrter zu vermögen seyn? — Rec. kann nicht umhin, diess Büchlein, bey dem auch der wohlfeile Preiss rühmliche Erwähnung verdient, vornehmlich in dem Lande, wofür es zunächst bestimmt ist, für empfehlungswerth zu erklären, und hofft, dass es bey einer zweyten Auflage noch mehr vervollkommnet erscheinen werde.

GESCHICHTE.

Die wichtigsten vaterländischen Begebenheiten und Lebensbeschreibungen der merkwürdigsten Personen von den ältesten Zeiten bis auf die heutigen Tage. Ein Lesebuch in der Vaterländischen Geschichte für Anfänger und Unstudirte; von *C. Munthe*, Rector der gelehrten Schule in Nyborg. Aus dem Dänischen übersetzt von *H. C. Wolf*, Prediger zu Oeddis im Amte Hadersleben. Altona, bey Hammerich, 1810. 420 S. (1 Rthlr.).

Munthe's dänische Geschichte, die von den ältesten bis zu den neuesten Zeiten nicht nur die merkwürdigsten Begebenheiten Dänemarks sehr populär und interessant in 4 Abtheilungen erzählt, sondern auch die Lebensbeschreibungen, Thaten und Aussprüche der merkwürdigsten dänischen Männer und Frauen am gehörigen Orte einschaltet, verdiente wohl für jeden, dem die brave dänische Nation nicht gleichgültig ist, als auch besonders für Schullehrer in den Herzogthümern Schleswig und Holstein, die in der vaterländischen Geschichte in den Volksschulen unterrichten sollten, und dazu bisher kein zweckmässiges Buch zum Nachlesen besassen, und überhaupt für unstudirte Freunde der vaterländischen Geschichte im deutsch redenden Theil der dänischen Monarchie ins Deutsche übersetzt zu werden. Diese Arbeit hat denn der Pastor Wolf zu Oeddis vorliegend übernommen, und er

hat das Original noch mit einigen Schleswig und Holstein besonders betreffenden Anmerkungen aus Holberg, Gebhardi und Christiani vermehrt, so wie dieselbe bis auf die gegenwärtige Zeit durch Zusätze des Justizraths und Professors Kierulf zu Copenhagen fortgesetzt. Rec. kann nicht leugnen, dass er gerne noch mehrere Anmerkungen, Schleswig-Holsteinische Begebenheiten, Personen, Orte, Gewohnheiten, Gesetze u. dgl. betreffend, wozu die obengenannten Schriftsteller so reichlich Stoff geben, hier gefunden hätte, so wie er auch gewünscht hätte, dass die neueste Geschichte minder dürftig, und durchwebt mit den mannigfaltigen Zügen hohen Patriotismus, der sich vornehmlich 1801 und 1807 bey den Raubanfällen der Engländer zeigte, erzählt wäre. Dagegen hätte manches mehr den eigentlichen Dänen, und oft nur Einzelnen unter ihnen Interessirendes bedeutend zusammengezogen werden können, welches unter andern Rec. bey der weitläuftigen Lebensgeschichte Suhm's am meisten auffiel. — Auch hätten hie und da noch vorkommende Danismen wohl vermieden werden sollen. Welcher Deutsche schreibt unter andern wohl, wie hier gleich auf dem Titel hinter der Vorrede geschieht, „die wichtigsten Begebenheiten des Vaterlandes und der merkwürdigsten Personen aus den ältesten und neueren Zeiten Lebensbeschreibungen?" — Uebrigens verdient der sichtbar auf diese Arbeit gewandte Fleiss des Verf., so wie Uneigennützigkeit des Verlegers, der diess nützliche Buch für einen so wohlfeilen Preiss lässt, alles Lob.

SCHULSCHRIFTEN.

Philologie. Husumsche Schulsachen, 32. Samml. Vorangeschickte kleine Zusätze zu Schneiders griechisch-deutschem Wörterbuche; von *J. H. C. Eggers*, Doctor der Philos., Mag. der freyen Künste und Rector des Lyceums. Schleswig 1810.

Der Hr. Dr. Eggers gibt hier, nach Vorgang des gelehrten Rectors und Prof. Ahlwardt in Oldenburg, den Anfang einer Sammlung dessen, was er sich bey seiner Lection der griechischen Classiker als noch fehlend in dem trefflichen Schneiderschen Lexicon anmerkte. Diese Zusätze erstrecken sich hier nur über den Buchstaben A. So angenehm nun diese Zusätze dem Sprachforscher nicht nur, sondern selbst einigen Schülern des Verf. seyn mögen, so scheint es dem Recens. doch angemessener, dieselben in einem kleinen Bändchen vollständig mit einmal ins grössere Publicum zu bringen, und ein Programm, was zunächst für die Einwohner der Stadt, wo die gel. Schule ist, u. die umliegende Gegend bestimmt ist, eine das dortige Publicum allgemein interessirende, u. seine Theilnahme an dem Ganzen oder Einzelnen der daselbst rege haltende Materie zu behandeln. — In der Husumschen Schule wurden seit 21 Jahren 115 Primaner inscribirt. Jetzt besteht diese Prima aus 12 Schülern.

Naturwissenschaften. Einladung zur Schulweihung an der Schleswigschen Schule; von *H. P. C. Esmarch*, Dr. der Phil. und Rector der königl. Domschule. Enthaltend *die erste Fortsetzung von der kurzen Beschreibung der Gewächse in der Schleswigschen Gegend.* Schleswig 1810.

Die zur vierten und fünften Classe nach dem Linnéischen System gehörenden Gewächse in der Schleswigschen Gegend finden hier auf die schon beym vorjährigen Programm angegebenen Weise ihre Stelle. Nachrichten von Schulsachen, wie sie das eben vorher erwähnte Programm über die vollendeten Lectionen, den Anwachs der Schulbibliothek, und die Zahl der Schüler in allen Classen gibt, fehlen hier ganz.

Allgemeine Sprachkunde. Om Tegn- eller Gebärde-Sproger med Hensyn paa dets Brug af Dov stumme og dets Anvendelighed ved deres Undervisning. (Ueber die Zeichen u. Gebehrdensprache, mit Hinsicht auf ihren Gebrauch von Taubstummen u. ihre Anwendbarkeit bey deren Unterweisung); von *P. A. Castberg*, Ritter vom Dannebrog, Prof. u. Dr., Vorsteher u. erstem Lehrer am Cophg. Taubstummeninstitut. 2tes Heft. Einladung zur vierten Jahresfeyer des Instituts am 28. Jan. 1810.

Der rühmlich bekannte Vf., der bey Gründung des Instituts am 28. Jan. 1806 durch einen *biograph. Versuch über l'Epee* das folg. Jahr an diesem Tage durch eine Abhandl. *über die Natur der Taubstummheit und die phys. Behandl. der Taubstummen*, das Jahr darauf durch eine *kurze Darstellung des Zwecks u. der Einrichtung des Kopenhagner Taubstummeninstituts* einladete, fing in der Einladungsschrift von 1809 einen interessanten Aufsatz *über die Gebehrdensprache* an, den er jetzt fortsetzt. Nach einigen vorangeschickten Anmerkungen über Sprache überhaupt vergleicht er die beyden Hauptarten derselben, die Ton- und Zeichensprache mit einander, weilt bey letzterer hauptsächlich, wie er sie bey Taubstummen findet, theilt interessante Bemerkungen über die Unbestimmtheit der natürlichen Zeichensprache derselben mit, und verweilt dann am längsten bey der Ausbildung, die l'Epee derselben zu geben suchte, indem er dieselbe auch auf unsinnliche Gegenstände anwandte, und alle Verhältnissausdrücke der Tonsprache durch Zeichen auszudrücken suchte. — Von der Anwendung dieser methodischen Gebehrdensprache beym Taubstummenunterricht wird er künftiges Jahr reden, vorher aber die sonst hier vorgeschlagene Unterweisung durch Fingersprache und durch Bilder berühren.

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

132. Stück, den 5. November 1810.

MATHEMATIK.

Im grossen Reiche der Wissenschaften kennen wir kein Gebiet, wo der Forschungsgeist sowohl als die ihn begleitende Kritik sichrer und besonnener gehe, als in dem der reinen Mathematik. Weil sie im strengsten Sinne des Wortes Vernunftwissenschaft ist, bedarf sie zur Erkenntniss und Prüfung nur der Vernunft, die in ihren Grundvesten unerschütterlich ist; und weil ihre Aussprüche überall auf unbezweifelte Principien zurückgeführt werden können, so ist sie dem Widerspruch und den versteckten Täuschungen des Irrthums weniger unterworfen, als irgend eine andre Wissenschaft. Darum hat der Wechsel der Zeitbegriffe und der Eigensinn individuellen Geschmacks so wenig Einfluss auf selbige, als die Stimme gebietender Autorität. Die mathematische Erkenntniss kann verdunkelt oder vermindert werden, für einzelne Völker oder Zeiträume sogar verschwinden; aber in erleuchteten Zeiten kehrt sie immer wieder, als dasselbe hellstrahlende Gestirn, mit derselben Kraft, den entschiedensten Beyfall zu gewinnen. Wenn daher Umwandlungen in andern Wissenschaften auch den Stoff selbst angingen, so haben dagegen die Umänderungen in der Mathematik immer nur die Form der Begriffe, die Kunst der Darstellung und die Methode der Beweise betroffen. Darin konnte, weil in keinem Falle die Entwickelung menschlicher Kraft sprungweise, sondern in allmähligen Stufenfolgen vor sich geht, auch die Kenntniss der Mathematik immer mehr ausgebildet werden. Ihre einzelnen Theile wurden durch ausgezeichnete Köpfe immer vernunftmässiger geordnet, das System wurde immer harmonischer, in sich geschlossner und dadurch fester. Es ist sehr wahrscheinlich, dass eben hiermit die Wege zu so vielen neuen Entdeckungen der letztverflossenen Jahrhunderte im Gebiete der reinen Mathematik gebahnt worden sind. Geordneter Fleiss mit der Kraft des Genies gepaart, verrichtet wunderbar Vieles. Diess bedenkend, kann uns der weite Abstand nicht befremden, den wir zwischen einem sehr verständigen Euclides, einem genialen Archimedes des Alterthums, und einem Newton u. Leibnitz der neuern Zeit erblicken. Wir würden nach einem Jahrtausend schon dieselben erstaunlichen Abstände zwischen diesen gefeyerten Helden im Denken und den grossen Geistern, die dann entstanden sind, wieder finden, wenn es uns dann vergönnt wäre, noch einmal auf die Erde forschend zurückzukehren. Niederschlagend ist der Gedanke, dass wir noch in keiner Wissenschaft, auch in der Mathematik nicht, am Ziele der Vollendung stehen, gewisslich nicht; aber er legt jedem Zeitalter, das für jetzt und bey der Nachkommenschaft geehrt seyn will, die Pflicht auf, nicht bey dem Inhalt überlieferter Geisteswerke gemächlich stehen zu bleiben, sondern weiter zu streben, und mit gleicher Willfährigkeit, wie die Vorfahren uns, den kommenden Geschlechtern entgegen zu arbeiten. Dadurch setzen wir uns im Voraus mit der Nachwelt in eine Art geistiger Verbrüderung, und sichern uns zugleich vor jenem Ueberdruss, der die heitern Genüsse des Geistes eben sowohl ergreifen kann, als den äussern Sinn bey oft wiederholter Beschauung schon bekannter Erscheinungen. Wir bemerken mit Vergnügen, dass jener Fleiss, die Wissenschaften weiter zu fördern, unser Zeitalter sehr rühmlich auszeichne. Der Druck der Zeiten hat den Eifer der Gelehrten eher erhoben als getödtet; gewiss ist es, dass durch so herrliche Geistesgenüsse die Uebel der Aussenwelt um Vieles gelindert, und weniger schmerzlich empfunden werden. Das Land der Deutschen, die Geburtsstätte so vieler grossen Geistes- und Kunstprodukte, behauptet, noch einen ausgezeichneten Rang als Gelehrten-Republik unter den cultivirten Nationen; und wir hoffen und glauben, dass es diesen Rang und diese Selbstständigkeit bey allen Erschütterungen der Zeit fortdauernd behaupten werde. Doch

wir gehen zu weit und wissen diese Abschweifung mit nichts zu rechtfertigen, als mit dem freudigen Antheil, den wir an dem ununterbrochnen Fortgang der wissenschaftlichen Cultur in unserm Deutschland nehmen; und zwar erwähnen wir hier namentlich des regen Fleisses, der sich auch in der Bearbeitung der mathematischen Wissenschaften durch deutsche Gelehrten ausdrückt. Insbesondere aber loben wir das redliche Streben, solche Kenntnisse allgemeiner zu verbreiten und sie auch den nichtgelehrten Classen des Volkes mitzutheilen. Den Beweis dazu glauben wir in der Erscheinung so vieler neuen Schriften zu finden, welche die Elemente jener Wissenschaft behandeln. Solche Arbeiten, wenn sie mit Fleiss und Verstand ausgeführt sind, haben in ihrer Art eben so hohen Werth, als die Entdeckung neuer Wahrheiten; und da sie zum Zweck haben, die Methode des Vortrags immer mehr zu berichtigen, so sind sie ebenfalls als ein Gewinn für die Wissenschaft zu achten. Indem wir somit unser Urtheil über die Verdienstlichkeit der mathematischen Elementarbücher aussprechen, gehen wir zur Anzeige eines derselben über, dessen weitere Bekanntwerdung wir wünschen und befördern möchten. Es ist diess ein

Lehrbuch der Arithmetik zum Gebrauche auf hohen und niedern Schulen wie zum Selbstunterricht, von *Joh. Carl Friedr. Hauff*, Professor der Mathematik und Physik. —. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. Marburg, akadem. Buchhandl. 1807. X und 412 S. 8.

Laut der Vorrede war die erste Auflage dieses Lehrbuchs dem Privatunterricht und dem Gebrauch gelehrter Schulen gewidmet. Der gegenwärtigen zweyten Auflage hat der Verfasser, als akademischer Lehrer, das Bedürfniss eines zweckmässigern Lehrbuchs, als ihm das von Lorenz war, empfindend, durch mancherley Abänderungen und Zusätze die erweiterte Bestimmung gegeben, auch für akademische Vorlesungen als Handbuch zu dienen. Das Ganze zerfällt in 12 Abschnitte und mehrere Zugaben. In den ersten 9 Abschnitten werden, wie gewöhnlich geschieht, die Grundoperationen der Arithmetik in ganzen und gebrochenen, in benannten und unbenannten Zahlen, gleicherweise die Theorie von den Verhältnissen und Proportionen, die Potenzrechnung und Ausziehung der Quadrat- und Kubikwurzeln, endlich die Lehre von den arithmetischen und geometrischen Reihen (erster Ordnung) und von den darauf sich gründenden Logarithmen vorgetragen; immer in Bezug auf das dekadische Zahlensystem. In den letzten Abschnitten stellt der Verfasser die wichtigsten der schon abgehandelten Lehrbegriffe noch einmal mit allgemeinerer Bezeichnungsart auf, nämlich mittelst der sogenannten Buchstabenrechnung. Für den Ausdruck *Buchstabenrechnung* würde Rec. in allen Lehrbüchern lieber den gewiss deutlichern Ausdruck: *Allgemeine Regellehre der Arithmetik*, gesetzt sehen. Dadurch würde dieser Lehre nicht nur der mysteriöse Schein, den sie bis jetzt in den Augen der Nichtkenner gehabt hat, benommen, sondern auch die Scheu vor ausserordentlichen Schwierigkeiten, denen man in derselben begegnen zu müssen noch immer grossentheils vermeynt, radical geheilt werden. Eine Namensveränderung würde sich die Lehre, unter der Bedingung, mehr Freunde zu gewinnen, gewiss gern gefallen lassen. Uebrigens kann Rec. in einem Werke, das auf wissenschaftlichen Vortrag berechnet ist, die Trennung der bestimmten Zahlenrechnung und der Buchstabenrechnung nicht billigen, ob sie gleich den meisten Lehrbüchern der Arithmetik eigen ist. Der algebraische Buchstabenausdruck ist in der That nichts anders als eine symbolische Darstellung der Regeln, die schon in der bestimmten Zahlenlehre gegeben werden, nur mit dem Unterschiede, dass jene symbolische Form eine weit kürzere und schnellere Uebersicht der Regeln verschafft. Neben jedem Lehrsatz müsste unsers Erachtens die kurze Darstellung desselben in Buchstaben, und die Erläuterung durch einen speciellen Fall in Zahlen zusammengestellt werden. Der Sinn des angenommenen dekadischen Zahlensystems, und die Art und Weise, wie dasselbe bey Anwendung der allgemeinen Regeln berücksichtigt werde, müsste kürzlich in einem besondern Abschnitt erläutert werden. Dass diese Methode nicht allein die kürzere, sondern auch deutlich genug sey, davon hat sich Recens. durch vielfältig angestellte Versuche mit noch ganz ungebildeten Kindern überzeugt. Fähigere Köpfe waren schon nach einigen Stunden an die Abstractionsform der Buchstaben gewöhnt. Bedürfte es zur Empfehlung der allgemeinen Lehrmethode noch einer andern Autorität, als des guten Erfolgs, so könnten wir die triftige Meynung des grossen Mathematikers Laplace anführen;

> Préférez, dans l'enseignement, les méthodes générales; attachez-vous à le présenter de la manière la plus simple, et vous verrez en même tems, qu'elles sont presque toujours le plus faciles.
>
> V. Ecoles norm. tom. IV. p. 49.

Nach einer aufmerksamen Durchsicht der einzelnen Theile des angezeigten Werks kann Rec. das unpartheyische Urtheil fällen, dass diese Arbeit zu den vorzüglich gelungenen gehöre. Der Verf. hat seinen Gegenstand mit Klarheit, mathematisch richtig und vollständig abgehandelt. Seine Methode, die zum Theil ihm eigenthümlich angehört, wird selbst den Anfängern das Eindringen in den innern Sinn der Lehrsätze sehr erleichtern. In sofern überall der strengste Beweis geführt, der Zusammenhang zwischen den Sätzen deutlich nachgewiesen, und der

ganze Vortrag philosophisch räsonnirend ist, zeichnet sich diess Lehrbuch unter der Schaar der (mechanischen) Rechenbücher, die den Verstand in Ruhe lassen, so vortheilhaft aus, dass wir ihm lieber einen ehrenvollen Rang unter den wissenschaftlichen Werken zugestehen. Diess gerechte Lob ist Rec. keinesweges gesonnen, wieder zu schwächen oder verdächtig zu machen durch die kritischen Bemerkungen, welche ihn einzelne Stellen des Lehrbuchs machen liessen, und von denen er die erheblichsten, mehr für gelehrte Zwecke, hier beyfügt.

Der Verf. sucht überall deutliche Einsicht und geistige Anschauung zu bewirken. Aber indem er sich die Fassungskraft der Lernenden fast zu gering vorstellt, wird sein Vortrag hin und wieder zu reich an Worten. Diesen Mangel an Präcision bemerken wir besonders im Anfang des Buchs, wo der Begriff *Zahl*, der an sich so klar ist, dass er zur Erläuterung kaum mehr als der Setzung eines gleichverständlichen Wortes, z. B. *Menge*, *Vielheit* etc. bedarf, mit einer zu ausführlichen Abhandlung über Einheit des Begriffs, logische Gemeinsamkeit der Merkmale etc. umgeben ist. — In der wichtigen Lehre von Verhältniss und Proportion, welche sehr plan- und lichtvoll abgehandelt ist, erkennt der Verf. selbst stillschweigend die Nothwendigkeit einer allgemeinen Bezeichnungsart schon beym ersten Unterricht an, gegen die er sich früher äussert. Denn ob er sich gleich noch im Gebiet der bestimmten Zahlenlehre bewegt, gebraucht er doch schon allgemeine Symbole, wie diese: G, G'', I : I x E etc. Ist die Bestimmung der gewöhnlich gebrauchten Buchstaben eine andere? — (Der) *Exponente*, überall statt Exponent gesetzt, widerstreitet dem Sprachgesetz der Analogie; gleichergestalt müssten wir auch der *Praesidente* etc. sagen.

Der 5te Abschn. enthält eine sehr ausführliche Anweisung zum praktischen Gebrauch der Proportionslehre. Hier wäre zu erinnern, dass ein echtwissenschaftlicher Vortrag, um weniger unterbrochen und leichter überschauet zu werden, sich mit wenigen Beyspielen begnügen müsse. Dem industriösen Schüler kann eine zahlreichere Sammlung von Beyspielen, für jeden Fall, in einem besondern Anhang gegeben werden. Auch würden wir die sogenannte *regula falsi* ganz aus den Grenzen eines solchen Lehrbuchs verbannen, als der Mathematik unwürdig, die überall gerade zum Ziel führt, streng erweiset und kein Probiren gestattet.

Im 9ten Abschnitt konnte die Wissbegierde des Lernenden gereizt werden durch die vorläufige Andeutung, dass es ausser den hier erklärten arithmetischen und geometrischen Reihen erster Ordnung noch viel Reihen anderer Natur gebe; und dass die höhere Analysis viel kürzere Wege kenne, die Logarithmen für jedes System sicher zu berechnen.

Der 10te Abschn. enthält unter andern eine einfache Erklärung des oft mit Bitterkeit bestrittenen Begriffs von positiven und negativen Grössen, nach Kantischen Principien. Rec. empfiehlt sie mit Wohlgefallen der Aufmerksamkeit der fähigern Leser; denn der Vortrag ist hier sehr philosophisch, und nur für einen gereiftern Verstand fasslich. Wir sind auch der Meynung, dass die Dunkelheit, welche im Begriffe von entgegengesetzten Grössen zu herrschen scheint, erst durch die Behandlung desselben mittelst eines fehlerhaften Sprachgebrauchs hineingebracht worden ist, indem man die Rechnungssprache unrichtig in die Sprache des gemeinen Lebens übersetzt hat. Geht es in andern Wissenschaften nicht eben so? und beruhten die bittersten Federkriege der Gelehrten nicht öfter auf ein Paar falschverstandnen Worten, als auf Sachen? Eine scharfbegrenzte Syntaxis der Kunstsprache der Wissenschaften wäre auf jeden Fall ein sehr wünschenswerther Beytrag zu dem Studium derselben, so wie eine sichere Garantie des Friedens unter ihren Bekennern. Mit der Darstellung des Verf. vergleiche man die scharfsinnigen Abhandlungen eines Klügel und Busse über denselben Gegenstand.

Im 11ten Abschnitt wird gegen La Grange und Lacroix gesprochen, welche den Ausdruck: *Verhältniss* und *Proportion* bloss auf die eigentlichen geometrischen angewendet wissen wollen. Der Streit betrifft also wieder Worte, nicht die Sache. Der Vf. hat Recht nach dem weit ausgedehnten Sinne, den er in das Wort *Verhältniss* legt: es sey nämlich die Art der Bestimmbarkeit der Quant. einer Grösse aus der Quant. einer andern. Aber La Grange's und Lacroix Streben, in den Wortausdruck des Verschiedenartigen mehr Distinction zu bringen, verdient Beyfall.

§. 214. Der Unterschied der Vorstellung zwischen einem Verhältniss A : B und einer Division A : B — hätte, nach des Rec. Ermessen, kürzer und sachgemässer unter diese zwey Gesichtspuncte gestellt werden können:

a. In dem Verhältniss A : B wird B gleichartig mit A gesetzt, und der Exponent gesucht, mit welchem multipl. B = A wird.

b. Bey der Division A : B hingegen wird B als Exponent (reiner Zahlenbegriff) gesetzt, und der mit A homogene Theil X gesucht, der mit B multipl. die Quantität A gibt.

Der Theorie von den Proportionen wird §. 243. der hohe Lobspruch ertheilt, dass man mittelst derselben sicher durch die ganze Mathematik und alle ihre Anwendungen ausreiche. Rec. mag kaum glauben, dass der Sinn dieser Behauptung allgemein und wörtlich zu nehmen sey. Viel höhere Theorien der Mathematik reichen kaum hin, alle Probleme zu lösen. Wäre es aber wirklich dem Verf. mit seinen

Worten in dem Sinne Ernst, wie es fast scheinen mag, so wählen wir unter der unendlichen Menge von Aufgaben nur eine der leichtern, die noch dazu mit der Theorie der Proport. nahe Verwandtschaft zeigt; und begehren sehr, zu erfahren, wie die Auflösung durch die aufgestellte Theorie des Verf. (aber durch nichts weiter) bewerkstelligt werde. Beyspiel:

> Vier unbekannte Zahlen stehen in geometrischer Progression; die bekannte Summe derselben heisse f; die bekannte Summe der Quadrate dieser Grössen heisse S. Man finde den Werth der unbekannten Grössen mit f und S ausgedrückt?

Wenn Lacroix die Theorie von der Proport. unter die blossen *Schaustücke* im *Zeughause der Wissenschaften* verweiset, so drückt er offenbar mit scherzhafter Laune nur sein Misfallen aus über das bizarre, mit vielen Falten und gelehrten Schnörkeln verzierte Gewand, in welches sonst die höchst einfache Lehre der Prop. eingekleidet und dadurch bis zur Unkenntlichkeit entstellt wurde — zum Theil noch immer wird. — Der Werth einer guten Theorie der Prop. wird wohl von keinem sachverständigen Manne verkannt. Auf der andern Seite möchten wir auch der Würde einer so schönen Acquisition der neuern Zeit, wie die Erfindung der analytischen Kunst in der Theorie der Gleichungen ist, mit nichts zu nahe treten.

Ungern vermissen wir bey diesem Werke eine Anleitung zur Behandlung algebraischer Gleichungen. Sie konnte wenigstens in ihren Grundzügen aufgestellt werden; und würde mit solchen Vorkenntnissen, wie sie das Buch enthält, von solchen Schülern, wie sie der Verfasser voraussetzt, sicherlich begriffen werden. Wenigstens konnte ganz füglich die Auflösung der Gleichungen vom ersten und zweyten Grade gewiesen werden.

Unter den, dem Ganzen angehängten, Zusätzen begegnet uns ohne Beweis der merkwürdige Fall, dass jegliches Vielfache von 9 ein Product liefert, dessen Stellenzahlen summirt, immer durch 9 genau theilbar sind u. s. w. An diesem Fall, so wie an einem ähnlichen, den der Verf. seinen Schülern gleich einem gordianischen Knoten schliesslich zu lösen gibt, mögen dieselben ihre eigene Kraft versuchen. Ein besonderer Anhang liefert eine kurz detaillirte Geschichte der Lit. der Element. Arithm. Der Beyname des Lucas Pacioli ist unsers Wissens: dal Borgo san Sepolcro. Noch konnte erinnert werden, dass um diesen Zeitraum die Beweise zu den Lehrsätzen gewöhnlich weggelassen wurden. Für das 17. Sec. verdiente auch der scharfsinnige Fermat ehrenvolle Erwähnung. — Das Ganze beschliesst mit einem Verzeichniss der wichtigsten Schriften über Elem. Arithm. in chronologischer Ordnung.

Rec. wiederholt das diesem Lehrbuche oben ertheilte Lob noch einmal dergestalt, dass er ihm einen sehr ausgedehnten Wirkungskreis wünscht, und zugleich das Verlangen zum Besten der wissbegierigen Jugend ausdrückt, dass das Werk mit gleicher Gründlichkeit auch bis zu den schwierigern Theilen der Zahlenlehre möchte fortgeführt werden.

Die kritische Anzeige eines mathematischen Lehrbuchs, das sein Vf. auch für den Gebrauch höherer und niederer Schulen bestimmte, hat Rec. zugleich aufs Neue an ein schon lange gefühltes Bedürfniss dieser Bildungsanstalten erinnert, dem noch immer nicht in dem Maasse abgeholfen ist, wie es wohl möglich wäre. Es sey ihm erlaubt, hierauf den Mangel oder die Dürftigkeit des mathematischen Unterrichts in mehrern unserer niedern, zum Theil auch höhern Schulen aufmerksam zu machen, und zu gleicher Zeit mit Anstand ein Wort der Empfehlung für diesen gar sehr vernachlässigten Lehrgegenstand zu reden. Bey aller Achtung, die man für die mathematischen Kenntnisse fast allgemein hegt, und ungeachtet der Bemühungen mehrerer Gelehrten, das Studium derselben durch verbesserte Methode zu erleichtern, hat selbiges doch den Eingang in die Volksschulen noch nicht gefunden, den es verdient. Ueberall, einige höhere Gelehrten-Schulen abgerechnet, wird jener Unterricht noch so dürftig, oder doch so mechanisch und mangelhaft betrieben, dass wir uns nicht entschliessen können, ihn mit dem ehrenvollen Namen der Mathematik zu bezeichnen. Kenner mögen prüfen und erfahren, ob wir Wahrheit reden. Die Schuld liegt nicht in einer Abneigung der Jugend gegen ernstere Uebungen der Geisteskräfte — denn wir glauben überall das Gegentheil bemerkt zu haben — sondern in Unkunde der Lehrer selbst. An diese könnte die gewiss nicht unbillige Forderung gemacht werden, dass sie sich in den Besitz der Elemente der Arithmetik und Geometrie zu versetzen bemüht seyen; wenigstens könnte diess in der Folge von allen jüngern, neuantretenden Lehrersubjecten als eine unerlässliche Bedingung zur Amtsübernehmung begehrt werden. Es ist klar, dass in dieser Bedingung keine Härte liege, weil die Forderung, wenigstens an die Lehrer niederer Schulen, nicht so weit gehet, dass sie bey gutem Willen nicht leicht, zuletzt selbst mit Freuden könnte erfüllt werden. Denn keinesweges gehet unsere Meynung dahin, dass solche Lehrer, deren Gedanken und Sorgen nach so vielfältigen Richtungen beschäftigt sind, vollendete Mathematiker seyn müssten. In sehr vielen andern Fällen kommt mehr auf die Qualität, als auf die Quantität an; also auch hier. So viel Mittel und Zeit werden fleissigen Lehrern immer bleiben, in das Maass von Kenntnissen, das sie besitzen und mittheilen wollen, Klarheit und ver-

nunftmässige Einsicht zu bringen; ja sie würden schon hierbey das Maass ihrer Kenntnisse unmerklich vermehren. Wir sind überzeugt, dass der geistlose und geisttödtende Mechanismus, mit dem gewöhnlich die Rechnenkunst in Schulen gelehrt wird, sogar den Lehrern selbst die Arbeit versäure, sie die goldne Zeit verlieren, und erst nach Jahrelanger Quaal und Mühe kaum genüglich zu dem Ziele der Befriedigung kommen lasse, welche die Zwecke und Bedürfnisse des bürgerl. Lebens von der Schule erwarten. Ob aber, auch von diesen Bedürfnissen des bürgerlichen Lebens abgesehen, der mathematische Unterricht ein wesentlicher Bestandtheil des Lehrcyklus sey? sind wir bereit, jedem zu bejahen, der uns zugibt, dass nebst der Bildung des sittlichen Gefühls auch möglichst vollkommene Cultur des Verstandes die hohe Bestimmung gelehrter und ungelehrter Schulen sey. Wes Standes der Mensch auch sey, er soll und kann denken lernen. Wir kennen aber keinen Stoff, an dem sich jene hohe Himmelsgabe, der menschliche Verstand, leichter entwickele und kräftiger stärke, so wie der Geist der Ordnung und des bewusstvollen Zusammenhangs an nichts mehr befestigt wird, als an mathematischer Wahrheit. In Schulen gelehrt, würde sie das Nachdenken der flatterhaften Jugend schärfen, ihre schwankende Aufmerksamkeit fixiren, ihren Fleiss lebendiger üben, und sie zur Ordnung, Genauigkeit und leichter Uebersicht auch in andern Arbeiten gewöhnen. Ermunternd genug ist schon die Mathematik mittelst des vielseitigen Einflusses, den sie auf andere Wissenschaften und auf die Geschäfte des Lebens zeigt; aber noch empfehlender, wir möchten sagen heilig, erscheint sie uns, wenn wir sie als das wirksamste Mittel zur Vernunftentwickelung betrachten. Wer da glaubt und will, dass die Mathematik bloss zum Markt- und Hausgebrauch da sey, steht — man erlaube uns eine Vergleichung — in einem fast eben so gefährlichen Wahn, als der wäre: dass der Mund bloss zum Essen da sey. — Warum übrigens eine Wissenschaft, die zum Verstehen nur ihrer selbst und keines anderweitigen gelehrten Apparats bedarf, ein Geheimniss einiger wenigen Eingeweiheten bleiben, und nicht auch, zum Theil wenigstens, in die Bildung ungelehrter Stände übergehen solle, ist wirklich nicht einzusehen. In Frankreichs höhern und niedern Schulen ist wissenschaftlicher Vortrag der Mathematik — in grösserer oder beschränkterer Ausdehnung — schon ein bestimmter Lehrgegenstand, wie sich Rec. bey seiner Reise in diesem Lande selbst überzeugt hat; und er hat sich durch den Umstand, dass mathematische Kenntnisse unter den Franzosen allgemeiner verbreitet sind, oft sogar zu dem paradox scheinenden Gedanken hinreissen lassen, dass die Mathematik den Franzosen ihre zahlreichen Siege zugleich mit habe erringen helfen. — Indessen wollen wir keineswegs so übertriebene Lobredner der Mathematik seyn, dass wir mit ihr die übrigen Lehrgegenstände aus den Schulen verdrängen wollten. Vielmehr halten wir es thunlich und wohlgerathen, sie alle neben und mit einander befreundet bestehen zu lassen. Trennung und Ausschliessung wünschen wir nicht, so wenig wir es billigen, wenn ein Gelehrter so streng Mathematiker ist, dass er unablässig über Linien und Zahlen gebückt sitzt, und sich von allen andern Zweigen der Literatur, so wie von den Werken der schönen Kunst entfernt hält. In diesem Sinne, aber auch in keinem andern, mag sogar der Vorwurf gegründet seyn, den einige Uebelunterrichtete gegen die Mathematik erheben, dass sie dem menschlichen Gemüthe eine gewisse Dürre und Trockenheit aneigne. Wir haben darauf nichts anderes zu erwiedern, als dass in einer und derselben Seele Mathematik und zugleich der Sinn für andere schöne Genüsse des Geistes und Herzens gar füglich bestehen können. Daran mögen uns die Beyspiele der berühmtesten Mathematiker, eines Leibnitz, Newton, d'Alembert, Kästner u. a. m. immer erinnern.

Diese wenigen Worte der Empfehlung haben wir nur aus Liebe zum Besten der Schulen, und zwar in diesen Blättern niedergelegt, weil wir erwarten dürfen, dass der wohlgemeynte Vorschlag auf diesem Wege leichter, als auf einem andern, zur Prüfung und Entscheidung solcher Männer komme, welche mit hellen Einsichten viel edlen Willen verbinden, und dazu eine bedeutende Vollmacht zur Leitung der Volkscultur in Händen haben. Auf solche Männer käme es an, ob wir bald wieder an die Eingangspforten unserer höhern Schulen Plato's bekannte Inschrift setzen könnten:

ουδεις αγεωμετρητος εισιτω

zuvor aber die viel gelindere Inschrift über die Pforten niederer Schulen:

ουδεις αγεωμετρητος εξιτω.

A S T R O N O M I E.

Die Gesetze der Bewegung der Erde als einer fortrollenden Kugel. Ein mathematischer Beweis: Dass eine jede fortrollende Kugel, in Beziehung auf ihren Weg, eine ungleichförmige Bewegung hat. — Dass sich die Erde mit uns des Nachts schneller umdreht, als am Tage. — Dass ein jedes fortrollendes Wagenrad oben geschwinde läuft und unten langsam geht. — Die Ursachen der Ebbe und Fluth des Meeres, der schiefen Stellung der Erdachse, nebst andern Folgen dieser ungleichen Bewegung. Von *C. F. Werner.*

Mit 2 Kupfertaf. Leipzig und Erfurt auf Kosten des Verf. 1810. kl. 8. 120 S.

Der Verf. hat sich bereits durch mehrere ökonomische Schriften zum Theil vortheilhaft bekannt gemacht; dass er aber über astronomische Gegenstände zu schreiben gar keinen Beruf hat, davon gibt die vorliegende Schrift desselben einen unläugbaren Beweis. Eine Widerlegung der meisten darin aufgestellten Sätze wird für diejenigen, welche nur die Grundbegriffe der Mechanik inne haben, unnöthig seyn, weil ihre Unrichtigkeit zu evident ist. Recens. wird sich daher begnügen, den Ideengang des Verf. darzustellen, und wo es ihm nöthig scheint, einige Bemerkungen hinzuzufügen.

Der Verf. stellt zuvörderst den Satz auf, dass die obern Puncte einer fortrollenden Kugel oder eines Wagenrades sich schneller bewegen als die untern, und gibt S. 7 ziemlich deutlich zu verstehen, dass er sich für den Entdecker dieser längst bekannten Thatsache hält. Jeder Punct eines fortrollenden Rades, ausgenommen der Mittelpunct desselben, hat bekanntlich eine doppelte gleichzeitige Bewegung, eine rotirende und eine progressive; in allen Puncten desselben sind diese beyden Bewegungen in Hinsicht ihrer Richtungen mehr und weniger, in den untersten sogar ganz entgégengesetzt; in den obersten Puncten dagegen haben beyde gleiche Richtungen. Hieraus folgt nun natürlich, dass die absolute Bewegung irgend eines ausserhalb der Axe angenommenen Punctes, bey gleichförmiger Fortbewegung des ganzen Rades, ungleichförmig seyn muss, sie wird nämlich schneller oder langsamer als die bloss progressive Bewegung der Axe seyn, je nachdem sich der Punct so eben in der obern oder in der untern Hälfte des Rades befindet. Der Verf. begnügt sich diesen Satz ohne Beweis als richtig aufzustellen, und erläutert bloss die ungleichförmige Bewegung eines Punctes im Rade, durch ein hier nicht passendes Beyspiel, nämlich durch die verzögerte und beschleunigte Bewegung eines aufwärts geworfenen Körpers während seinem Steigen und Fallen. Weil eine auf einer, Reibung verursachenden. Ebene fortlaufende Kugel allemal ausser der progressiven auch eine rotirende Bewegung besitzt, so schliesst der Verf., dass die Erde eben deshalb, weil sie um die Sonne läuft, sich auch um ihre Axe drehen muss. *Nur zwey* Hindernisse stellen sich *ihm* bey dieser Betrachtung entgegen: nämlich dass der Umfang der Erde, 365mal genommen, nur etwa den 65sten Theil der Länge ihrer Bahn um die Sonne ausmacht, und dass die Erde während ihrer Bewegung durch keine Friction zurückgehalten wird. Um das erste Hinderniss zu heben, nimmt der Verf. an, dass nicht die Erde unmittelbar, sondern vielmehr die sie umgebende Atmosphäre sich in der Bahn um die Sonne fortwälzt. Den Durchmesser der letztern setzt er nun gerade so gross, dass ihr Umfang 365mal genommen die Länge der ganzen Erdbahn gibt. S. 31 beweiset er sodann aus dem Zutreffen seiner Annahme, dass sein Raisonnement über diesen Gegenstand überhaupt richtig ist, und ermuntert zugleich die Astronomen, diese handgreifliche petitio principii für die elliptische Bewegung der Erde durchzuführen. Das zweyte Hinderniss beseitiget der Verf., wenn anders Recens. ihn recht versteht, dadurch, dass er die der Sonne wegen ihrer Axenbewegung beyzulegende Centrifugalkraft, am Umfange seiner Erdatmosphäre wirksam sich denkt, und eine Umdrehung dieser in demselben Sinne bewirken lässt, der denn natürlich auch die von ihr umgebene Erde folgen muss; dieses nennt er die *Resistenzkraft* der Sonne. Die Unhaltbarkeit dieses ganzen Raisonnements fällt von selbst in die Augen, so dass Rec. darauf aufmerksam zu machen nicht weiter nöthig hat. S. 20 zeigt der Verf., dass ihm die Existenz der Trägheit nicht bekannt ist, indem er behauptet, dass ein von einer Tafel herabrollender Billiardball, während er von dieser zur Erde fällt, seine drehende Bewegung nicht fortsetzt, sondern dieselbe erst, nachdem er den Boden erreicht hat, und weiter fortrollt, wieder annimmt. Wegen dieses Irrthumes musste ihm natürlich die Annahme seiner Resistenzkraft der Sonne, welche fortdauernd die Erde in drehender Bewegung erhalten soll, nothwendig scheinen. Daher behauptet denn auch der Verf. S. 36, die schnellere und langsamere Bewegung der Erde hänge von der schnellern und langsamern Bewegung der Sonne um ihre Axe ab. Der Verf. geht nun weiter zur Erklärung der Ebbe und Fluth, deren Ursache er, wie man aus dem Vorhergehenden leicht vermuthen kann, in der ungleichförmigen Bewegung der Erdoberfläche findet, welche aus der zusammengesetzten Bewegung der Erde entspringt. Schon Galiläi hat diese auf dieselbe Art, wie der Verf., als Ursache der Ebbe und Fluth angegeben, da sie doch gar keinen Einfluss darauf haben kann. Denn denkt man sich die Erde als flüssig und einer geradlinigen progressiven Bewegung unterworfen, so wird ihre Gestalt durch diese, weil alle Puncte eine gleiche Beschleunigung haben, schlechterdings keine Aenderung erleiden können. Ist nun die Erde, wie es wirklich der Fall ist, ausser der progressiven auch einer rotirenden Bewegung unterworfen, so kann die aus beyden zusammengesetzte Bewegung derselben keine andere Einwirkung auf ihre Gestalt haben, als die rotirende allein genommen. Diese letztere aber ist gleichförmig und kann daher nie eine schwankende Bewegung des Meeres hervorbringen. Dass der Mond gegen die Erde eben so gut, wie diese gegen ihn, eine anziehende Kraft äussert, scheint dem Verf. unmöglich; denn nach seiner Behauptung (S. 48) müsste alsdann ein

Luftballon, der in den Wirkungskreis des Mondes geräth, nothwendigerweise zu ihm hinfliegen, und dergl. m. Der Verf. erklärt nun weiter die Schiefe der Ekliptik aus dem ungleichen specifischen Gewichte der nördlichen und südlichen Erdhälfte, indem er annimmt, dass die schwerere nördliche Hälfte im Winter, wo die Erde der Sonne näher steht, als im Sommer, wegen ihrer grössern Centrifugalkraft, im Sommer dagegen aus derselben Ursache die leichtere südliche Hälfte von der Sonne weggeschleudert wird, weil dann die Erde von der Sonne entfernter ist und sich langsamer bewegt. Zur Erläuterung des Gesagten muss Rec. noch hinzufügen, dass der Verf. hier von den bey der Centralbewegung erfolgenden Erscheinungen ausgegangen ist, vermöge welcher specifisch schwere Körper, wenn sie in Verbindung mit leichtern im Kreise geschwungen werden, sich immer am weitesten von dem Mittelpunct entfernen, und zwar um desto weiter, je schneller die Drehung erfolgt. Ueber diese Erklärung verliert Rec. kein Wort, so wenig als über die bald darauf folgende Behauptung, dass der Mond sich nicht um seine Axe drehe, weil er der Erde immer dieselbe Seite zukehre. Von S. 77 bis zu Ende stellt der Verf. Betrachtungen über Kant's mechanische Entstehung des Weltgebäudes, und über seine im ersten Theile des Buches aufgestellten Sätze an, aus welchen Rec. nur folgende heraushebt. S. 98 und zuvor lernt der Leser, dass zu jeder Bewegung einer Kugel um ihre Axe eigentlich 3 Kräfte erforderlich sind, eine nämlich hält den Mittelpunct unbeweglich, und die beyden andern treiben in entgegengesetzten Richtungen die eine die obere, die andere die untere Hälfte der Kugel herum. S. 99 erfährt man, dass das Aufwärtssteigen des leichtern Armes eines Hebels, während der schwerere sinkt, unmöglich eine Wirkung der Schwerkraft seyn kann; weil ja diese die Körper nicht aufwärts, sondern niederwärts treibt; nein dieses wird durch die Resistenzkraft des Hypomochlions bewirkt. Hievon macht der Verf. eine Anwendung auf das Herausheben der Holzstöcke, und belehrt den Holzhacker, dass nicht er durch Niederdrücken des längern Hebelsarmes den Stock heraushebt, sondern vielmehr dieser durch die Resistenzkraft des Hypomochlions herausgehoben würde; so widersinnig diess auch einem Holzhacker scheinen möge! Wenn der Holzhacker nur einen mässigen Antheil gesunden Menschenverstandes von der Natur empfangen hat, so muss ihm diese Erklärung allerdings sehr widersinnig scheinen.

Bevor Rec. diese Anzeige beschliesst, bemerkt er noch, dass diese Schrift unter Anleitung eines Lehrers ganz zweckmässig von Anfängern in der Mechanik als Prüfstein ihrer bereits erworbenen Kenntnisse gebraucht werden kann. Dazu ist aber auch sie allein hinreichend, und es bedarf nicht noch des Pendants zu ihr, dessen Erscheinung zur Ostermesse der Hr. Vf. vor einigen Wochen in der Leipz. Zeitung angekündiget hat. Wenn es noch möglich ist, so ersucht Rec. den Verf. angelegentlich, den Abdruck dieser angekündigten Schrift zu unterlassen, denn dass sie etwas Wahres und Nützliches, der Astronomie Beförderliches enthalten kann, ist nach den Proben, die der Verf. in der gegenwärtigen Schrift von seinen Kenntnissen in der Mechanik abgelegt hat, wohl ganz unmöglich. Auch in französischer Sprache ist die hier angezeigte Schrift zu haben, da werden also unsere Nachbarn sehen, dass auch auf deutschem Grund und Boden neben den ausgezeichnetsten Werken in der Astronomie ähnliche Missgeburten wie Mercier's impossibilité du système astronomique de Copernic et Newton entstehen können.

R O M A N E.

Schmerz der Liebe. Ein Roman von der Verfasserin des Romanes: Louise oder kindlicher Gehorsam und Liebe in (im) Streit. Berlin, bey Salfeld, 1810. 216 S. 8. (18 gr.)

Kein gehörig durchdachter Plan, keine bestimmte moralische Tendenz, keine richtige Charakterzeichnung, am allerwenigsten eine poetische Einigung zu einem Ganzen, oder irgend ein Anhauch des romantisch Schönen, erhebt dieses Produkt nur einigermaassen über die grosse Menge alltäglicher Romane empor, ja es sinkt sogar noch unter viele derselben hinab, indem es Scenen enthält, die eben so unnatürlich als indecent sind. — Dass ein als edeldenkend und bieder geschilderter junger Mann ein durch Verrath gekränktes, von Seelenschmerz überwältigtes, von aller Welt verlassenes Mädchen *mitten in der Ohnmacht* schändet; dass ein *rechtschaffener, braver Vater* des ersten Ranges in der bürgerlichen Welt die geheime Liebe seiner *höchstgebildeten* Tochter zu einem *verheyratheten Gatten* billigt, ja sogar, als sie in dieser Liebe bis zum Tode erkrankt, im Einverständniss mit dem Arzt ein geheimes Tête-à-tête der Liebenden veranstaltet, in welchem sie sich die Gewalt ihrer wechselseitigen Neigungen für einander gestehen dürfen u.s.w., das erwartet man eigentlich in einer Dichtung, die aus einer *weiblichen Feder* fliesst, nicht; aber hier finden wir es so. — Auch sind uns mehrere Personen mit aufgeführt, von denen wir nicht sagen können, von wannen sie kommen, noch wohin sie gehen, oder was sie überhaupt hier wollen. — Uebrigens ist der Styl, bis auf eine oft zu gehäufte u. affektirte Participialconstruction, nicht ganz übel.

DRAMATISCHE SCHRIFTEN.

Sechs Schauspiele von *J. Koller.* Leipzig, b. J. C. Hinrichs. 1810. Nämlich:

1. *Das Debüt.* Eine Posse in einem Aufzuge. 3½ Bogen. 8. (6 gr.)
2. *Die wechselseitige Ueberraschung.* Ein Lustspiel in zwey Aufzügen. 4 B. 8. (6 gr.)
3. *Der Spuck.* Ein Lustspiel in einem Aufzuge. Nach dem Französischen. 4½ B. 8. (8 gr.)
4. *Liebe ist die beste Lehrmeisterin.* Ein Lustspiel in einem Aufzuge. Nach dem Französischen. 3¼ B. 8. (5 gr.)
5. *Der Zauberstein.* Eine Posse in einem Aufzuge. Vierte Fortsetzung der beyden Billets. 3 Bogen. 8. (5 gr.)
6. *Der Almanach.* Ein Trauerspiel in drey Aufzügen. Nach einer wahren Geschichte. 5 B. 8. (8 gr.)

Diese sechs dramatischen Piecen sind, was ihre fortlaufende Seitenzahl vermuthen lässt, wahrscheinlich schon früher in einer geschlossenen Sammlung erschienen, und nur neuerdings erst wieder vereinzelt, mit besondern Titelblättern versehen und als für sich bestehende Stücke ausgeboten worden, was in mancherley Hinsicht auch wohl bequemer und zweckmässiger seyn dürfte. — Die Musen haben im Ganzen genommen zwar wenig Einfluss auf die Bearbeitung derselben gehabt, und das Gebiet der Kunst ist — in sofern nämlich von einer höheren Tendenz und einem genialischen Aufschwunge die Rede ist — eben nicht sonderlich dadurch bereichert worden. Indessen sind sie immer Produkte eines gutes Kopfes, der gar wohl zu wissen scheint, was man eigentlich zur Befriedigung des *allgemeinen* Geschmacks des Publicums auf die Bühne bringen müsse; und eben deshalb verdienen sie von jeder Gesellschaft zur Abwechslung einstudirt zu werden. Besonders aber sind sie für Privat- und solche Theater geeignet, an welche die Anforderungen der *höheren* Kunst nicht zu geschehen pflegen. — Obgleich die fünf ersten nach französischen und andern fremden Originalen bearbeitet sind, so tragen sie doch nichts weniger als die Spur einer gezwungenen Nachbildung an sich, sondern verrathen vielmehr eine geübte Feder, die, was auch das Trauerspiel: *der Almanach* — beweiset, zu Originalarbeiten Beruf hat. — Der Plan ist meistens durchdacht; die Verwickelung hier und da sinnvoll; die Auflösung mit unter befriedigend; die Sprache gebildet; der Dialog ungezwungen, natürlich; die Charaktere ziemlich correct gezeichnet, und die Handlung schreitet so leicht und lebhaft fort, dass man wohl nicht leicht bey einem dieser Stücke über Langeweile klagen wird. — Besondere Schönheiten oder Gebrechen finden wir bey keinem einzigen auszuzeichnen; mithin können wir es bey diesem sie alle umfassenden Urtheile bewenden lassen.

GEDICHTE.

Gedichte religiösen Inhalts von *Johann Niclas Bandelin*, Collegen an der Catharinenschule zu Lübeck. Sechste, verbesserte und auch vermehrte, Ausgabe. Lübeck, auf Kosten des Verfassers. 1809. XVI und 168 S. 8. (20 gr.)

Bereits vor 32 Jahren erschien der erste Versuch dieser religiösen Gedichte, die ganz den frommen Sänger athmen, der damals allerdings seine Freunde finden musste. Zu bewundern ist es aber in mancherley Hinsicht, dass er in diesem langen Zeitraume auch noch immer wieder neue Freunde gefunden, so dass er sich im Jahre 1792 zu einer 4ten, im Jahre 1801 zu einer 5ten, und 1809 zu einer 6sten Ausgabe veranlasst sahe. Diese letzte ist mit sechs Schulgesängen und vier andern Liedern vermehrt worden, wovon hier das „*Lied an einem heitern Morgen*“ zur Probe stehen mag:

Da zeigt sie sich, emporgehoben,
Die Sonne, ganz in Stralenpracht.
Anbetung dem! der sie dort oben
Zum Licht für ferne Welten macht!
Wo ist, so weit der Himmel reicht,
Wohl Ein Licht, das der Sonne gleicht.

Sie weckt auf dieser weiten Erde,
Vom Ost zum Westen eine Welt;
Dass Alles — reg und thätig werde,
Was Kräfte durch den Schlaf erhält.
Dein Erdball, Gott! — er würde nie
Für uns bewohnbar, ohne sie.

O welche Segnung, welche Wonne
Verbreitest Du, Allgütiger,
In deiner Schöpfung — durch die Sonne
So weit, so gränzenlos umher!
Dir bringt die Schöpfung ihren Dank;
Und ihn begleite mein Gesang.

Preis Dir! Mein Standort ist weit höher
Als der, auf dem die Sonne steht.
Ich bin Dir, Gott, unendlich näher;
Ein Geist — der bleibt, wenn sie vergeht!
Dir sey durch edle Thätigkeit
Auch dieser Tag von mir geweiht.

NEUE

LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

133. Stück, den 7. November 1810.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Briefe an Freunde von *E. M. Arndt.* Altona, bey Hammerich 1810. 300 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

Wer in diesen Briefen, in einzelnen Zügen, den Vf. einer vor mehr als sechs Jahren erschienenen bekannten Schrift sucht, wird freylich auch ihn hie und da wieder finden. Das Ganze sind indessen *Nachklänge*, nicht sowohl von dem, was in jener Beziehung zureichend ausgesprochen war, sondern von dem besonders frischen und warmen Jugendleben, welches in frühern Schriften des Vfs. athmet, und hier freylich unter dem zweyfachen Streit mit der Gestalt der Zeit und dem reifern Alter, ein geschwächtes, kälteres Abbild hat. Wer den Vf. einmal kennen gelernt hat, dem dürfen wir nicht erst sagen, wie kräftig belebt, oder hell erheitert wir uns in vielem gefunden haben, was auch hier gesagt worden. Fragt man uns aber, ob diese Schrift ein Ganzes darstelle, welches, als ein Kunstwerk geschlossen und vollendet, befriedige, und von welchem man sich im Ganzen und ununterbrochen angezogen und getragen finde; so verweisen wir auf unsere obige Beziehung. Vieles Schöne und Treffliche, einzeln ausgehoben, liegt doch auf dem Ganzen wie eine aufgetragene Farbe; und was das Ganze als seinen Zweck ankündigt, ist eigentlich und grösstentheils wohl nur Einkleidung, um diesen und jenen Stoff, dessen Bearbeitung freylich die Zeit meistens dringend ans Herz legte, ans Licht zu fördern.

Dass das Ganze, oder vielmehr die beyden Ganzen, in welche das Buch zerfällt, nicht durchgehends als Ganze befriedigen, liegt am tiefsten freylich wohl darin, dass gewisse Jugendansichten und Jugendgefühle über ein gewisses Alter hinaus nicht unverändert zu bringen sind. Ausserdem war aber auch der Vf. dem Kunstwerke, welches er, bey der gewählten Form, zu liefern hatte, nicht gewachsen, oder wollte doch soviel Arbeit nicht darauf verwenden, als die Ausgleichung gefordert hätte. Es fehlen nemlich in diesen Briefen *an* Freunde, die Briefe *von* den Freunden. Und es wird auch wenig Kunst darauf verwandt, den Zweyten, der in diesen schriftlichen Zweygesprächen redet, in den Eingängen oder im Lauf der Unterhaltung durch hinreichende Einverwebung der gegenüberstehenden Ansicht zu ersetzen.

Die Ganzen nemlich, von welchen wir reden, sind zwey einseitige Briefsammlungen. Die *erste:* Briefe, geschrieben an F. A. M., geschrieben im Jahr 1805. Die *zweyte:* Briefe, geschrieben an C. E. W. Sommer 1807. Was Form und Haltung betrifft, so würden wir den früher geschriebenen Briefen unstreitig den Vorzug geben. An Trefflichkeit im Einzelnen sind auch die späteren reich. Ein Kunstwerk nach Zweck und Hauptgegenstand, erscheint aber in ihnen noch weniger, und kenntlicher noch ist hie und da *die einzelne Arbeit.*

In der ersten Sammlung redet der Vf. zu einem Freunde seiner Universitätsjahre, „dem tapfern und redlichen Jünglinge.“ *vormals,* welchem „aus Thränen Begeisterung, aus Milde Kraft blühte“ *jetzt:* „dem Verzagten, Verwirrten, Befangenen.“ Das Andenken der vorigen Zeit wird in hellen Farben aufgefrischt, indessen auf eine Apologie Göthe'ns übergeleitet, die sich schon in diesem ersten Briefe etwas zu kalt und ausführlich zwischen eindrängt, um nicht das angekündigte und warm begonnene Werk der Freundes-Aufrichtung unangenehm zu unterbrechen. Einer der Freunde hatte in einer akademischen Musenstunde den Göthe *nach* 1780, als den Universell- und *Griechisch*gewordenen, über den deutschen Göthe erheben wollen, der den Götz geschaffen. Unser Vf. hatte den neuern G als den immer noch deutschen, *Deutsch-Universellen,* zu retten gesucht. Wir selbst halten dieses für ein schwieriges Werk. Desto aufrichtiger stimmen wir aber dennoch ein, wenn es hier heisst: „Welch ein Mensch, der ohne Volk, ohne Helden und Könige, ohne Glorie und Glanz des Lebens solche Kraft, Heldenthum und Blüthe darstellen darf.“ Was

aber der Vf. von der Schwierigkeit, in *solchen* Tagen, wie die unsrigen, noch *ein Solcher* zu seyn ausspricht, mögen *Arndts* alte Freunde selbst lesen. Aus manchem, was hier schon vorkommt, geht hervor, dass die Entstehung und der Zweck der Briefe allerdings nicht, was die Wärme vieler einzelnen Stellen wohl gedenken liesse, Freundesröstung, sondern Kritik mancher poetischen und philosophischen Ziereryen und Fehlgriffe war, an welche man sich daher auch, um das Ganze geniessbar zu finden, zu halten hat. Wie der Dichter auf zwey andere Weisen und zwar *von innen heraus*, als durch von aussen her angezogene Griechheit u. s. f. werde, wird S. 13 f. dargestellt. Im Stoffe können *diese* nicht wiederkehren; in Form und Würde der Darstellung möchten aber „die Dohlen, die am Achelous und Parnassus krächtzen" von G. *hellenisiren* lernen. Uebrigens: „Ein grosser Mensch nennt das Grösste und Höchste aller Zeiten und Völker *durch Geburtsrecht* sein, weil er der Hochgeborne ist. Göthe's Allgemeinheit ist doch deutsch, weil sein Sinn seines Volkes ist. Er hat immer das Beste und Feinste seines Volkes dargestellt. Möge ein besseres Enkelgeschlecht seine Herzen und Schwerdter nur so gebrauchen lernen für sich, als er ihre Sprache für sie." — Im zweyten Brief wendet der Vf. sich wieder zu seinem Werke zurück, zur Selbstversöhnung des Freundes, der „ihn und sich selbst verloren hatte." Es folgt eine Schilderung desselben, wie er als Kind und Jüngling sich zeigte. Eine Reihe feiner Züge, die manchmal wirklich *Portraitscharakter* haben; oder auf Wahrheit deuten. Bemerkungen, die den tiefblickenden Pädagogen zeigen, kommen auch vor, z. B. „diese Kindeszartheit schien sich in den Jahren zwischen dem siebenten und zwölften auch bey Dir zu verlieren: Jahre, die alle Triebe der Kinder in der Ueppigkeit der leiblichen Entwickelung zu vergraben scheinen." — Was den geliebten Freund betrifft, so hatte er seine eigne Natur später verlassen und aufgeopfert. — „Warum arbeitest Du Dich — so heisst es — in endloser Mühe ab, *wo für Dich keine Palmen grünen?*" — Indessen hatte (Br. 3.) der Freund in dem Bilde seiner Kindheit sich selbst wieder erkannt, und war dadurch *auf den Weg gebracht*, sich selbst wiederzufinden. Und der Helfende hofft, „er werde wieder lernen, dass es im schlechtesten Falle ewig besser sey, mit eigener Narrheit ein glücklicher, als mit fremder Weisheit ein unglücklicher Weiser zu seyn." Der Freund hätte werden sollen, was zu werden er bestimmt war; wie das Lob der Universalität, oder Vielversuchung, von den Deutschen gesprochen, ihm stets einen bösen Klang gehabt, auch jetzt seine Früchte zeige. (S. 39. 40.) — Wir können nur andeuten, wie der Vf. auch in dieser Schrift seinen Reichthum an Poesie und Prosa des Lebens ausgeschüttet habe. Viel Schönes und Liebliches müssen wir ganz unberührt lassen. — „Und es ist Raum auf Gottes Erde, und auch noch Geduld der Andern, uns gewähren und machen zu lassen. Die keuchenden und pflügenden und dreschenden Menschen lassen sich den Spieler zwar gefallen, der ihnen die Mühe erheitert, die Sorge erleichtert und Scherz und Wechsel in ihr einförmig heisses Leben bringt. — Warum soll das zarteste Leben sich vergebens zur Arbeit dringen?" Hier schliesst sich dann endlich an, wo eigentlich das Siechthum des Freundes liegt. — „Ich sah, wie *die heurigen Gewaltmänner*, die *neuesten Philosophen*, dich verwirrten. Und endlich *das Katheder, dieser gefährliche Phaetonswagen!*" — Indessen ists dem Vf. (Br. 4.) kein Ernst, *alle* Katheder zu stürmen. Er hat nur mit denen zu thun, bey welchen „in der Schande unwissender Nachbetung und gelehrter Dunstmachung alle Ehre und Liebe stirbt, die Wissenschaft gemein, das Wort Wind, die Gesinnung Trug wird, mit denen, die sich und das Leben *jedem Neuesten* verkaufen, um in jedem Jahre *neu zu glänzen.*" Goldene Worte (Br. 5.) über die verderbliche, auf ursprüngliche Leerheit zurückweisende, und Leerheit zurücklassende Leichtigkeit, fremde Systeme anzuziehen; über das Heer solcher *Flaumenbärte* u. s. w. Die Folgen sind vielleicht noch immer so dargestellt, wie hier S. 57. und mögen diejenigen warnen, denen noch zu helfen ist. Auch die nachfolgende Unterscheidung zwischen den Abergläubischen, Selbstbetrogenen und den Lügnern, die selbst wohl ihr Blendwerk kennen, ist zu ihrer Zeit gemacht. — Niemand wähne, in dieser Kathederkritik sey Uebertreibung, wie es wohl an einzelnen Stellen den Schein hat. Sie greift *weit* und *tief*, und dürfte wohl das Schätzbarste uns am Werk, und vielleicht auch das seyn, was dem Vf. am meisten Zweck war. — „Dieser Zeit-Charakter ist, nichts festzuhalten und in sich selbst zu begründen und zu gestalten; *sie stürzt sich nur wie Welle auf Welle in Vergänglichkeit und hat keine andere Freude als die des Fortschiessens und Zerstörens.*" — Die vielen trefflichen, gediegenen Worte, welche wir haben übergehen müssen, hatten gewirkt. (Br. 6.) Es waren wenigstens Schmerzen bewirkt über die Verstörung *im Nebel;* für die nachfolgende Erkenntniss war Hoffnung zu fassen. Was die Partey des Freundes für sich zu sprechen pflegt, ist (S. 72) wohl aufgestellt. — „Ein Zeitalter könne so hoch stehen in seinem Streben, dass alle Form und Grenze ihm mit Recht verächtlich dünken dürfe; dass es das Feste in Politik und Kunst ohne Traum dürfe vergehen sehen; dass in Andeutungen und Anspielungen hoher Naturen mehr Kraftoffenbarung liege, als in allem Thun und Wirken derer, die sich vergebens dagegen sträuben. Die Menschen, die nun gleichsam in der Musik das Universum zerfliessen, die das Wirkliche, was jetzt geschehn, anekele, seyen die Edelsten u. s. w." — Heilsame Antwort erfolgt S. 73. „Von den Menschen, die in Nebeln wandeln, die sich auf Worte berufen, von Andern Erklärung verlangen, sind die meisten im Anfange Schwächlinge, endlich durch Noth Betrüger. Wer nicht arbeiten mag, und doch geniessen und etwas scheinen will, wird ein Gauner und Taschenspieler in Krügen und auf Jahrmärkten, ein politischer Täuscher an Höfen

und in Lägern, und ein geheimnissvoller, von unaussprechlichen Ideen überströmender Philosoph u. s. w." Der Vf. läugnet übrigens eben so wenig, „dass dieser trügerische Schein mit der wirklichen Wahrheit grosser Naturen etwas gemein habe, als: dass es in dieser Zeit vorzüglich schwer sey, Maass und Gestalt zu gewinnen. Aber das flache, gemüthlose Gesindel sey nicht zu vertheidigen, das ohne Arbeit und Kampf geniessen und herrschen wolle." — Jetzt kommt der Vf. auf die Gefahr des *Docirens*, alles Vielredens überhaupt, wie alles Vielhörens. „Ich zweifle fast, ob dem Geiste sein Bestes so leicht durch Worte ausgesprochen werden kann. Es ist etwas in uns, was uns verstummen lässt, wenn wir uns am seligsten fühlen. Wir sind am glücklichsten, wenn wir schweigen; wir sind am frommsten in der Einsamkeit." — Ueber den bekannten Ausspruch: dass der Mensch *Alles*, was er wolle, *durch die Idee* seyn und machen könne: Eine classische Stelle S. 89. — „Arbeit und Mühe ist — nach der damit zusammenhängenden Behauptung — der Bedarf gemeiner Naturen, die nur sich selbst und Andere zu füttern da sind und schwer erwerben müssen, was den Glücklichen mitgeboren wird. Ohne Arbeit und Studium, ohne durchwachte Nächte und fleissige Tage kömmt diesen durch blosses Ideenspiel, durch die Klarheit und Reinheit innerer Anschauung alle Weisheit und Kunst, alle Wissenschaft und Erfindung aus ihnen selbst. So werden sie durch Einen grossen Schlag, durch Eine aufblühende Wetterleuchtung des innern Gemüths Aerzte und Naturkundige, Metaphysiker und Philosophen, Poeten und Seher u. s. w." Mit dieser vorgegebenen Idee-Gewalt hängt dann das *Allerley* zusammen, was man treibt, und das *Fremdartige*, welches den Baum von seiner wahren Wurzel reisst; und worin eben auch das Unglück des Freundes lag. Aber auch andererseits in Rücksicht des Sich-Mittheilens an Andere muss man sich zuerst *durch* sich selbst *auf* sich selbst *gegründet*, dem eigenen Leben Maass und Gestalt gesetzt haben, wenn es mit Erfolg geschehen soll. Wie angenehm und heilsam oft die Ruhigen, die bey beschränkten Kräften den eigenen festen Boden, die eigene Harmonie haben, auf uns wirken; wie widerlich hingegen die Genialischen, Stürmischen, in welchen noch keine Einheit des Seyns und Strebens geworden. Der Freund müsse den Doctormantel von sich thun, weil das Dociren seine Sache nicht sey. Es gebe *keine Wissenschaft*, die, nach neuerem Vorgeben, alles Ding unter der Sonne zur Lust und Leichtigkeit der Kunst erhebe: Kunst komme von *können*. Das *Leben in der Kunst* erhält eine treffliche Darstellung. Der Musiker; der Maler (vorzüglich der wahre, der Lichtmaler, Landschaftmaler im Gegensatz des Gestaltenmalers); der Bildhauer u. s. w. — Der Freund (Br. 8.) konnte doch von seinem Nebelwesen noch nicht lassen. „Du wirst, heisst es, zuletzt so räthselhaft und unausfindbar, dass ich kaum etwas verstehen würde, *wenn ich Dich selbst nicht ein wenig verstände*. Es war viel vom *Ideal* die Rede gewesen. So erhält nun auch dieses Schiboleth der Zeit hier seine Erklärung und — Abfertigung (S. 115). Das beyläufig berührte Ideal der Alten führt auf das freylich ganz anders geartete *Ideenleben* der Neuern, das, einer verzehrenden Flamme gleich, ausdörrt, und wohl das Schöne scharf anschauen, nie aber gemächlich umarmen lässt." Es wird hieran der Versuch geknüpft (Br. 9), zu zeigen, dass des Vfs. bekanntes sogenanntes *Heydenthum* mit dem Ideen- und Christenthum wohl verträglich sey. Wir gehören nicht zu denen, die es dem Verf. übel deuten könnten, wenn er von einer *schönern* Kraft, *als* der moralischen, redet, von einer solchen nemlich, welche die Ganzheit des Geistes und Leibes in Einem halte. Wir wollen diese Schrift nicht Unbärtigen empfehlen, wohl aber Männern, die noch nicht abgestorben sind an dem Sinne und an der Sehnsucht, die den Vf. begeistert, und die von Allen wohl einmal empfunden wurde. Er weiss gar wohl was er redet und will. Wir verweisen z. B. auch auf die Bestimmung: dass zwar allerdings alles Schöne auch zweckmässig, nicht aber alles Zweckmässige schön sey. (S. 131.) Den Brief schliesst wieder eine Schilderung des Ideals mit wahrhaft idealischen Farben. — Jetzt (Br. 10.) hatte die Genesung begonnen. Die Rede des Freundes wird wieder frisch und einfältig. „*Erst, wann die Worte nicht mehr klüger scheinen, als der Mensch, von welchem sie kommen, erst dann ist der Mann geboren.*" Der Raum gebricht uns, das Zarte und Tiefe was über den Unterschied zwischen dem Süd- und Nordländer eingeschaltet wird, auch nur anzudeuten. Genug, dass der Vf. dafür hält, auch der Nordländer könne noch Harmonie und Gleichgewicht in sich schaffen; und der Deutsche vor Allen, den er noch immer werth hält und seiner würdig sich zu halten ermahnt, stehe Niemanden nach. „Wenn Ideen die rechte Götterspeise des Menschen sind und ihn als den Herrn und Meister der übrigen Dinge auszeichnen, wer ist unserm Streben hierin gleichgekommen?" Nur freylich müssen wir auch, wie unser Vf., mit Wehmuth gestehn, dass dieser himmlische Reichthum uns irdisch arm gemacht und dass Andere unsere Erde zu besitzen kommen, während wir für sie den Himmel erobern. — Sollte aber der Vf. nie bereuen, was er gegen Jean Paul, den wir warlich auch den unsrigen nennen dürfen, ausgestossen hat? (S. 150). Hat Er, der Jeden so gern gewähren lässt und eines Jeden eigenes inneres Leben schont, keine Nachsicht für das Unmaass seines Humors, der überdem so oft noch ganz eigene Entschuldigungen in den Gegenständen hat? Nur Nachsicht fordern wir und Achtung des Grossen, Schönen, auch Echtdeutschen, was in den Werken eines Mannes zu finden ist, dem unser Vf. häufiger ähnlich sieht, als er wohl selber es weiss. Dagegen wollen wir zugeben, dass freylich Gestaltlosigkeit und Ineinanderrasseln von disharmonischen Tönen keine Musik sey. — Das Werk war vollbracht, das Katheder verlassen (Br. 11.), das Landleben gewählt, um die Typen eines bessern Menschenlebens, einige klare Bilder dessen zu

finden, was unsere freudigen Väter waren. Aber aus sich selbst herausgehen müsse auch der Freund, und Menschen aufsuchen. Ein sicherer, besonnerer Freund stand ihm gegenüber und der Verf. hält seine Erneuerung gesichert.

Die angedeutete Bekehrungsgeschichte könnte kunstreicher, treffender angelegt und ausgesichtet werden: dass sie aber auch hier Gehalt habe und Stoff gebe, wo es dessen bedarf, wird auch unser Skelett darthun. Wer freylich eine genügende, vollständige Kurgeschichte suchte, müsste sich nicht dahin wenden, wo so viel eigenthümliche besondere Genialität ist, die bey unvorsichtigem Gehör wieder in andere Extreme leiten könnte. Indessen mag hier sehr heilsam das, was selbst wahrhaft genialisch ist, gegen das gestellt seyn, was der Genialität sich so gern rühmt, und von ruhiger und besonnener Kritik gar nicht hören will.

Die ersten Stücke der zweyten Sammlung der um zwey Jahre später geschriebenen Briefe zeichnen den Lebensgang des Schreibenden selbst, durch Kindheit und Jugend, so anziehend, als man es von dem Vf. erwarten kann. Manche Monate der Entwickelung und Bildung überhaupt werden auch bey dieser Gelegenheit treffend aufgefasst. Sehr merkwürdig ist der jahrelang geführte Kampf gegen Fleisch und Blut, die aufs dringendste forderten, und dem Standhaften einen räthselhaften Schatten und Zwang über den grössten Theil seiner Jugend warfen, so dass er den Nächsttheilnehmenden unbegreiflich wurde. Das Studententhum erhält eine feurige Lobrede in seiner derbsten Gestalt. Lehrreicher für Viele mag Folgendes bemerkt seyn: „Obgleich Andere Etwas auf meine Kenntnisse hielten, so dünkte mich doch immer, dass ich nichts lernte, weil Alles so todt und witzlos in mir liegen blieb. Sollte es nicht Vielen vom 17ten bis 25sten Jahre eben so gehen? Es gibt gewiss eine Zeit im Menschen, wo Alles nur in ihm untergeht, um nach Jahren als ein vergrabener Schatz wieder emporzukommen.“ — Der Freund sucht hier einen Lebenszweck, nicht prosaisch jedoch die Sache verstanden; sondern so, dass der schöne Sinn und Geist, der in Momenten sich darstellt, in das Ganze als ein Ganzes gebracht werde und das Leben erfülle. So bekommt, was anfangs misslich schien, wieder eine belehrende, heilsame Wendung, um gegen vergebliche Ansprüche, Hoffnungen und Plane zu warnen. Ganz andere Verhältnisse der Zeit, als die philosophischen, werden hier berührt; und man kann denken, wie der Schreibende hier häufiger, als in der ersten Sammlung, *wie ein Mit-Leidender* erscheint. Indessen wird dem Freunde, der es mit den Zeitgenossen gar nicht mehr aushalten kann, ein alter guter Hausrath ertheilt: ein Weib soll er nehmen und Kinder zeugen! Die Weiber seyen in dieser Zeit noch immer etwas erträglicher als die Männer u. s. w. Da der Freund, der *zuviel* mit Weibern gelebt, um sie nach Würden zu schätzen, nichts davon hören will, so tritt hier eine Apologie und Geschichte des Geschlechts hinein, die einen bedeutenden Theil dieser ganzen zweyten Sammlung füllt. Das weibliche Ideal ist, wie sich versteht, bey dem Vf. ein gesundes. „Die gelehrten philosophischen Schwätzerinnen scheinen wie die Pest des Lebens und der Gesellschaft. Sie sind von allen Grazien verlassen und ängstigen uns, die der Unruhe im Leben genug haben und in ihnen Ruhe finden wollen, durch ihre Eitelkeiten mit neuen Reizen und Stacheln.“ Das wollen wir aber dem Verf. nicht bergen, dass wir von der Liebe doch etwas mehr halten, als er S. 285 f., obwohl es bis auf einen gewissen Punct wahr ist: „Das Weib will Kinder, wenn sie den Mann ansieht.“ Für Thorheit wird doch in spätester Zeit Niemand das gelten lassen, was er einmal als die edelste und zarteste Blüthe des Daseyns empfand. Auch reicht *uns* nicht hin, dass „der *blinde* Amor ins Brautbett führe.“ — Indessen ruft der Freund, der für diesesmal nicht bekehrt worden, selbst einen andern Deus ex machina: er verkauft Haus und Hof und geht nach — London. Rührende, treue, poetische Worte werden ihm nachgerufen. Der Schreibende zieht nicht mit. *Er* kann nie vergessen, was allein auf die Dauer beruhigt, und, es geschehe was da wolle, doch in der eignen Brust allein zu finden ist.

Kleine Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miscellen, von *August v. Kotzebue.* Sechstes Bändchen. Leipzig, 1810, bey Kummer. 398 S. 8. Mit einem Kupfer.

Auch hier bietet Hr. v. K. der begierigen Lesewelt eine mannigfaltige Unterhaltung an. Zuerst hat er sich an die Damen gewendet; ob es ihm aber gelungen seyn möchte, denselben durch die s. g. *Skizzen* einen Geschmack an dem griechischen Alterthume beyzubringen, wenn sie diesen nicht schon aus einer andern Quelle geschöpft haben, möchte Rec. bezweifeln. Hr. v. K. besitzt zwar ein eigenes und ungemeines Talent, das Pikanteste aus der Geschichte zusammenzusuchen, um damit den Gaumen der Lesewelt zu reizen; auch findet man hier s. g. Curiosa genug, aber manches ist doch auch in einem gar zu schulmässigen, trocknen und allgemeinen Tone referirt, als dass diese Schilderungen einen Begriff vom Alterthume geben, und nicht vielmehr endlich ermüden sollten. Ueberdiess ist auch die Genauigkeit nicht eben dieser Schilderungen Sache, und des Vfs. gemeine Ausfälle gegen die Gebrüder Schlegel drängen sich auch hier höchst widerlich in die Darstellung ein. Für alles dieses folgende Stellen zum Beweise. Zuerst der sehr eilfertig geschriebene Eingang: „Von den Göttern selbst kamen die Orakel, Menschen äfften sie nach. Die *Sybillen* (*Sibyllen*) schwollen, schäumten, heulten, zuckten, gleich der Pythia, bekränzten auch ihr Haupt mit Lorbeern, rühmten sich auch der unbefleckten Keusch-

heit (obgleich Cassandra Agamemnons Beyschläferin war) — [man sieht also, der Verf. rechnet die Cassandra unter die Sibyllen, und achtete nicht, dass sie des Agamemnon gezwungene Sklavin war], kauten Lorbeerblätter, assen Herzen und Lebern mancher Vögel und Thiere. [Welche lebendige Vorstellung von den Sibyllen werden nun dadurch unsere Damen erhalten haben? Doch der Verf. fährt noch seltsamer fort:] „Bauch*redner* (die Sibyllen?) wovon die Meisten nur galten für Besessene von Dämonen u. s. w. So lag der Cretenser Epimenides u. s. w. [der Leser sieht, dass, wenn man diesen nicht auch für eine Sibylle halten will, man zu der entfernten Ueberschrift des ganzen ersten Capitels: „*die Wahrsager, Zauberer*“ zurückkehren muss.] — Eine andere Stelle: „Merkwürdig ist, dass besonders *Selbstlob* den Göttern missfällig war, und dass daher die *Schlegels* jener Zeit, mehr als andere von Bezauberungen zu fürchten hatten. Merkwürdig ist ferner, dass unsere alten Weiber, die Gewohnheit, bey dem Lobe eines Kindes auszuspucken, oder *Gott behüte es* zu sagen, von den Römern gelernt haben. (Bey dieser Gelegenheit sey es bemerkt, dass, obgleich die gemeinschaftliche Ueberschrift dieser Skizzen ist: „die Griechen,“ doch Griechisches und Römisches überall unter einander gemischt wird.) Eine andere Art die Bezauberung zu entkräften, war, wenn man dreymal in seinen eigenen Busen spuckte, darum pflegte man den *Schlegels* jener Zeit scherzend zuzurufen: „Spucket geschwind in euern Busen.“ — Der zweyte Abschnitt handelt von den *Festen der Griechen*, wo es unter andern (S. 23) so heisst: der Erigone weihten die Athenienser einen festlichen Tag. Aus Verzweiflung über den Tod ihres Vaters Ikarius hatte sie sich erhängt, und zuvor alle Jungfrauen Athens zu gleicher Todesart verwünscht, wenn jener Mord (welcher?) ungerochen bliebe. Diese Verwünschung brachte eine Wuth, sich zu erhängen, unter die Jungfrauen, die nicht eher nachliess, bis jenes Fest die Erigone versöhnte. — Auf der Insel Rhodus, dem vermeyntlichen Geburtsort der Sonne, wurden dieser zu Ehren jährlich Kampfspiele von Männern und Knaben gehalten. Der Preiss des Siegers war ein Pappelkranz. — Die Früchte der Erde opferten die Athenienser am Feste der Ceres und des Bacchus. Ein häusliches Fest begingen sie nach der Geburt jedes Kindes, wobey es um den Heerd getragen wurde. (S. 27.) — Das Fest des Aesculap zeichnete sich aus durch einen Wettstreit zwischen Dichtkunst und Tonkunst. III. *Die öffentlichen Spiele der Griechen.* IV. *Das Kriegswesen der Griechen.* Hier war es Rec. ganz neu, zu hören: „von den Einwohnern der balearischen Inseln entlehnte man die Schleuder.“ Plinius schreibt die Schleuder doch wenigstens den Phöniciern zu, obgleich leicht jedes Volk diese Erfindung machen kann. V. *Das Seewesen;* wo der Vf. mit der Erfindung und ersten Einrichtung der Schiffe überhaupt anfängt. VI. *Die Leichenfeyer der Griechen.* Dieser Abschnitt gehört zu den gelungensten in Hinsicht auf jenen Zweck. VII. *Von der Liebe unter den Griechen*, zuerst von der Liebe zu Jünglingen. Von der besondern Natur der Geschlechtsliebe bey den Griechen, in Vergleich mit der Liebe der neuern Völker, hätte man hier vielleicht etwas zu lesen erwartet. — Nun folgen *Erzählungen:* 1. *Das arme Gretchen;* leicht erzählt, aber doch von gar zu gemeiner Erfindung und gewöhnlicher Ausführung. Die Lüsternheit eines Vornehmen, welcher dem unschuldigen Mädchen gierig nachstellt, und sie, da er seine Zwecke nicht erreichen kann, des Diebstahls beschuldigen und als sie heroisch jede Vertheidigung ausschlägt, wirklich an den Galgen bringen lässt, von wo sie, indem sie schnell den Geist aufgibt, auf Bitten eines berühmten Arztes auf das anatomische Theater gebracht, und daselbst von einem jungen Menschen, der, um ihre Hand zu erhalten, sich der Arzneywissenschaft gewidmet hatte, erkannt, wieder ins Leben gebracht, und verborgen gehalten wird, dann der Verwahrung entkommt, ihren Mördern einen erschreckenden und Gewissen-empörenden Besuch macht, und dann, ohngeachtet aller von dem redlichen Liebhaber angewandten Mittel, und ihrer entdeckten Unschuld im Wahnsinn stirbt. — Das ist der Gegenstand dieser Erzählung, und es drang sich uns die Beobachtung auf, dass der Verf. um seine *Tugendhelden* zu heben und seine Leser für sie zu gewinnen, erst meistens die doppelte Dosis gemeinster Schlechtigkeit mit allem Aufwand von prosaischer Umgebung anwenden müsse. 2. *Die Schwestern*, eine Skizze; mag für manche Dame belehrend genannt werden. 3. Madame *Fiquet.* Geschichte aus den Zeiten Ludwig XIV. und 4. *Lucia Melvill:* nicht uninteressant, erstere mehr durch den Charakter der Frau, obgleich die *Facta* der Erzählung über ihre Schuld oder Unschuld noch in Zweifel lassen, letztere mehr durch das besondere Schicksal dieser Dame. 5. Eine *literarische Anekdote* über eine von Milton dem Grotius angeblich entwendete Stelle, nebst einem breiten Raisonnement über Stehlen und Finden der Schriftsteller. 6. *Miscellen.* Nicht uninteressante Schilderung von der Lottowuth der Neapolitaner, worauf ein merkwürdiges Beyspiel von Elend und Unbarmherzigkeit folgt, welches der Verf. in Neapel 1804 sah. — *Die Selbstständigkeit*, eine locker und lose zusammengebaute Erzählung — genannt Skizze, welche den Zweck hat, an mehreren Personen zu zeigen, dass die Selbstständigkeit eine seltene Sache ist. Hierauf folgen zwey merkwürdige Beyspiele von der Betrügerey und Bosheit der Jesuiten, nach einem alten Buche: *Les Jesuites marchands, usuriers, usurpateurs und ihre Grausamkeiten in der alten und neuen Welt* u. s. w., welche den Zweck haben, „besonders die russische Regierung auf die Jesuiten aufmerksam zu machen, und gegen sie Zeter zu schreyen.“ — Auszug aus einem alten Buche, enthaltend einen *Prozess des Teufels gegen Christum*, dessen Verf. ein Rechtsgelehrte, D. Jakob Ayrer genannt wird; zu weitläufig, auch gar nicht

unbekannt. — Eine neue Scene zu dem Lustspiele: *Unglücklichen*, statt einer dort veralteten einzuschieben. Es wird hierin ein Landchartenhändler aufgeführt, welcher seine Verarmung dem Wechsel der politischen Ereignisse in der von dem Verfasser bekannten Manier beylegt; eine Scene, die an Ort und Stelle Effect machen musste. Allein leider ist auch diese Scene schon veraltet; s. S. 320. — *Brief aus Japan*, geschrieben im J. 1805. Recht lebendig, aber vielleicht doch etwas zu übertrieben ist diese Schilderung von *Nangasacki* und seinen Einwohnern. Eine Stelle setzen wir her: „Eine wunderliche Manier haben die Japanesen, einen Menschen zu kuriren, der Bauchgrimmen hat. Sie ergreifen nemlich ohne Umstände eine dünne spitzige Nadel von Gold oder Silber, und stechen ihm ein Loch in den Bauch. Dazu bedienen sie sich sogar eines Hammers, mit dem sie die Nadel in den Leib schlagen, wie wir einen Nagel in die Wand zu treiben pflegen. Ich bezweifle nicht, wie es zugeht, dass sie ihre Patienten nicht ermorden, und noch weniger begreife ich, dass sie wirklich schnelle, oft wunderähnliche Hülfe dadurch verschaffen. Bey uns auf dem Lande habe ich wohl gehört, dass man geschwollenes Rindvieh bisweilen auf diese Weise sticht, aber der Mensch ist doch kein Rindvieh, wenigtens nicht immer. — Uebrigens soll die Kunst, jene Nadeln zu verfertigen, schwerer seyn, als die, sie in den Leib zu stossen. Das allerreinste Gold und Silber muss dazu genommen, und denselben ein hoher Grad von Härte gegeben werden. Deshalb darf sich auch niemand unterstehen, ohne ausdrückliche Erlaubniss Sr. kaiserl. Majestät, ein solcher Nadelmacher zu werden." — *Paradoxen oder Schwärmerey, wie man will.* Da „Erziehung, Moral, Religion, Gesetze zur Veredlung der Menschen nichts, oder doch nicht viel helfen, es lauter Palliativmittel sind, so schlägt der Verf. vor *Vermischung der Raçen.* Der Verf. stellt folgenden Hauptsatz auf: Je weniger zahlreich eine Gattung von Menschen ist, und je strenger sie das naturwidrige Gesetz befolgt, bloss durch ihre eignen Mitglieder sich fortzupflanzen, je schneller sinken ihre edlen Kräfte, je unaufhaltbarer nähert sie sich der Verthierung (Abrutissement)." Ist dieses ganz wahr, so möchte man manchem Verfasser, dessen Produktivität degenerirt ist, rathen, durch Vermischung mit einer kräftigeren Raçe für ein späteres Publicum Sorge zu tragen. — Uebertrieben sind die Folgerungen, welche Hr. v. K. daraus herleitet. — Reflexionen über das *Burschikose*. Der Verf. macht die tiefe Bemerkung, dass es in *dem Triebe des Menschen nach Ungebundenheit* beruhe. Der Verf. gibt zur Verbannung desselben den Rath: „die Quelle zu verstopfen, aus der jetzt so mancher burschikose Jüngling seinen Unterhalt schöpfe — die ungezügelte Schriftstellerey. Der Buchhandel muss durchaus einer strengen Polizey unterworfen werden." Der Verf. scheint aber hierbey theils an die Dürftigkeit des jetzigen Buchhandels im Allgemeinen nicht gedacht zu haben, theils nicht einzusehn, dass, wenn selbst dieses möglich wäre, nur die *gedruckte* Gemeinheit, und auch diese nur zum Theil, nemlich die *grobe* — nicht die *matte*, aufhören, und sich daher vielleicht auf eine *andere* Weise doch Luft machen würde. Ferner wünscht der Verf. eine *Buchhändlerschule* errichtet, in welcher Männer von altem Schrot und Korne die Kunst lehrten, Bücher zu beurtheilen, bevor man sie druckt u. s. w. — In der That, es steht dem Vf. artig, gegen die Schreibseligkeit unsers Zeitalters zu Felde zu ziehen, die doch soviel Antheil selbst an *diesem Buche* hat. Und wenn er nach einigen andern Tiraden der Art auch sagt: *die feinste Regierungskunst bestehe darin, die Noth gehörig zu unterhalten*, so steht er mit sich selbst im grössten Widerspruche, oder er drückt sich noch paradoxer aus, als jene, gegen die er immer in Harnisch geräth, und die längst aufgehört haben, von seinem Toben Notiz zu nehmen. Mindestens dienen die Worte nicht zur Entschuldigung: hätte ich das vor funfzig Jahren gesagt, so hätte ich eine grausame Denkungsart verrathen; doch heut zu Tage ist das Uebel weit grausamer, als das Mittel dagegen; denn wahrlich! ein vernünftiger, ordentlicher, bescheidener Mensch (wahrscheinlich Hr. v. K.) kann es unter dem burschikosen, egoistischen Volke kaum mehr aushalten." Zum Schlusse empfiehlt er noch als Heilmittel die *Wiederherstellung des römischen Censoramts.* — Der übrige Theil des Buchs enthält eine Zusammenstellung einiger *berühmter Einäugiger*, *allerley Fragen, die einem Leser von allerley Büchern einzufallen pflegen*, die meisten uninteressant, besonders aber für diejenigen geschrieben sind, welche Kotzebues, mitunter nicht ganz feine, Anspielungen auf Zeitverhältnisse lieben; *Anekdoten*, zum Theil sehr bekannt; und eine Art von Allegorie, welche nur etwas plump ist, überschrieben *Philosophen und Hunde.*

THEOLOGIE.

Doctrina christiana velut institutio Felicitatis consequendae. In usum Juventutis. Editio altera correcta et aucta. Posonii (Pressburg in Ungarn), 1807, sumptibus *Andreae Schwaiger.* 88 S. in 8.

Eine freye lateinische Uebersetzung von Dietrich's Anweisung zur Glückseligkeit nach der Lehre Jesu. Ihr Verfasser, der sich in der Unterschrift der Vorrede nennt, ist Hr. Michael Tekusch, vormals Subrector des evangelischen Gymnasiums zu Pressburg, jetzt Senior und Prediger zu Brünn in Mähren. Die erste Ausgabe erschien noch in den neunziger Jahren und wurde in den niedern Classen einiger Gymnasien in Ungarn, z. B. zu Pressburg und Oedenburg, als Schulbuch eingeführt.

Die zweyte Ausgabe ist allerdings verbessert und vermehrt. Viele nicht echt-lateinische Ausdrücke der ersten Ausgabe wurden glücklich verbessert, und der Abschnitt von den Pflichten gegen die Thiere S. 69 kam neu hinzu. Der lateinische Styl des Vfs. verdient nun im Ganzen Beyfall.

Rec. kann nicht ganz in das Lob einstimmen, welches Hr. T. in der Vorrede der Dietrich'schen Anweisung zur Glückseligkeit ertheilt, weil diese kleine Schrift zu sehr nach eudämonistischen Grundsätzen verfasst ist, und zu wenig auf reine, uneigennützige Tugend dringt. Uebrigens will Rec. diesem Compendium seinen sonstigen Werth nicht absprechen und zieht es weit dem Seilerschen Compendium Doctrinae Christianae, welches an mehreren ungarischen Gymnasien eingeführt ist, vor. Der auf vier Seiten (S. 85 — 88) abgehandelte Anhang von der Geschichte der Lehre des Christenthums ist viel zu kurz.

Von dem Styl des Vf. theilen wir folgende Probe mit. S. 69: „*Animalia* non secus ac nos ipsi, Dei sunt creaturae, ab eoque *jus vitae* fruendae et *sensum doloris* voluptatisque accepere. Sunt ea quasi nostrae curae tradita, atque *usu* multiplici, *structura* insigni, quaedam etiam *imagine virtutum*, ut industria, vigilantia, fide, grato animo sese commendant. Itaque nostri est, *ab omni crudelitate* erga animalia cavere, sed ea benigne atque elementer habere, ita, ut *onera* viribus attemperemus, *pabulum* debitum praebeamus, *aegra* ne destituamus, levitate aut petulantia ne ullo modo *excruciemus*, denique, ubi opus est, celeri ac *levissima morte* enecemus."

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

1. *Gebete zum gottesdienstlichen Gebrauche für evangelische Gemeinen* (Gemeinden). Zweyte vermehrte Ausgabe. Oedenburg 1808, im Verlag und zu finden bey Michael Gottlieb Schrabs. Mit einem Kupfer von Blaschke. 195 S. in 8.

2. *Gesangbuch zum gottesdienstlichen Gebrauch* (Gebrauche) *für evangelische Gemeinden.* Zweyte unveränderte Ausgabe. Oedenburg 1810, im Verlag und zu finden Ebendaselbst. 483 S. in 8. (ausser dem Register). (Ladenpreis des Gebet- und Gesangbuches 2 Gulden in Wiener Bankozetteln).

Ein zweckmässiges Gebet- und Gesangbuch, welches zu Oedenburg und bey andern deutschen Gemeinden eingeführt ist. Das Gebetbuch ist von den evangelischen Predigern zu Oedenburg verfasst und für gebildetere Christen berechnet. Nur hin und wieder stiess Rec. auf crasse jüdische Begriffe von Gott, z. B. S. 31: „Dein Zorn vom Himmel wird offenbaret über alles gottlose Wesen." S. 58: „Wer kann vor deinem Zorn stehen?" Das Gebetbuch enthält zwey Abtheilungen. Gebete bey der öffentlichen und bey der häuslichen Gottesverehrung. In der ersten Abtheilung kommen vor: Gebete an den Sonntagen, an den Wochentagen und an den Festtagen; in der zweyten Abtheilung Morgen- und Abendgebete, Beicht- und Abendmahlsgebete, Gebete um geistliche und leibliche Wohlthaten.

Das Gesangbuch ist nach der ersten Ausgabe, die der verstorbene evangelische Prediger zu Oedenburg, *Samuel Gamauf*, mit vieler Umsicht besorgt hat, unverändert abgedruckt worden. Es enthält alte verbesserte und ausgewählte neue geistliche Lieder. Man stösst darin nicht, wie in so vielen ältern, und zum Theil auch neuen, Gesangbüchern, auf Gottes-unwürdige Religionsbegriffe, z. B. von dem Einflusse des Satans auf die Menschen, und mystische Ausdrücke. Die Verbesserungen alter Lieder sind gelungen. Die verschiedenen Lieder sind in 32 Rubriken gebracht. Es gereicht den Oedenburgern zur Ehre, dass sie dieses treffliche Gesangbuch, ohne alles Vorurtheil für das ältere, einführen liessen und annahmen. — Der Druck ist ziemlich correct. Das Kupfer, welches die Stärkung des Erlösers durch den Engel darstellt, ist von Blaschke in Wien mit weniger Fleiss gestochen, als man sonst an seinen Arbeiten findet. Der Preis ist bey der jetzigen Theurung des Papiers und des Druckes sehr billig.

LATEINISCHE LITERATUR.

Ciceronische Anthologie, oder Sammlung interessanter Stellen aus den Schriften des Cicero. Für die mittlern Classen in den Gelehrtenschulen, bearbeitet von M. *Karl Heinrich Sintenis*, emeritirtem Director des Zittauer Gymnasiums. Erster Theil. Züllichau und Freistatt 1808, bey Darnmann. LVI. und 252 S. 8.

Den Zweck dieses in seiner Art gewiss sehr brauchbaren und nützlichen Schulbuchs gibt der würdige Vf., ein wahrhaft gelehrter und durch vieljährige Praxis geübter Schulmann, welcher in frühern Zeiten seine Abneigung gegen dergleichen Anthologieen, Chrestomathieen und wie sie sonst heissen mögen, gestützt auf das Vorurtheil des Ansehns seiner Lehrer, eines Krebs, Hiller und Ernesti, laut und öffentlich erklärt hatte, anjetzt aber aus Gründen, die in der Vorrede nachzusehen sind, eine andere Ueberzeugung angenommen hat, folgendermassen an: „Ich verlange von einem solchen Werke folgende wesentlich nothwendige Eigenheiten: es muss nicht allein bloss solche Stellen ent-

halten, welche dem Inhalte nach, besonders für die Jugend, anziehend sind, und welche, von allem Zusammenhange getrennt, wie eine besondere Materie vorgetragen werden können; sondern es muss auch für eine bestimmte Classe unter den drey obersten in den Gelehrtenschulen, sowohl in Ansehung der Stellen als der Noten berechnet, und mit einem doppelten Register über die abgehandelten Gegenstände, und über die wichtigsten in den Anmerkungen erklärten Namen, Wörter, Redensarten und Sachen versehen seyn." Diesem richtig gedachtem und scharf gezeichnetem Plane einer Chrestomathie hat der Verf. eine solche Ausführung gegeben, welche wenig zu wünschen übrig lässt, und die früher erschienenen lateinisch prosaischen Anthologieen über einen bestimmten Autor, wenn nicht gar übertrifft, doch gewiss nicht vermissen lässt. In diesem ersten Theile sind fast ausschliessend aus den philosophischen Werken des Cicero die interessantesten Stellen ausgehoben, und mit historischen, antiquarischen und grammatischen Anmerkungen, bey welchen letztern auf die Paragraphe der Bröderschen Grammatik hingewiesen ist, reichlich versehen, auch hie und da über den moralischen Werth gewisser besonders glänzender Handlungen unbeantwortete Fragen aufgeworfen; so dass ein geschickter Lehrer vielfältige Gelegenheit erhält, sowohl eine richtige Kenntniss der Sprache zu begründen, als auch die sittliche Urtheilskraft zu schärfen, dem Schüler aber die Vorbereitung, noch mehr aber die Wiederholung, auf eine das Nachdenken und den eignen Fleiss keinesweges ertödtende Art, erleichtert wird. Nur zweifeln wir, dass die Schüler der dritten Classe, wie sie auf den meisten Schulen noch immer zu seyn pflegt, schon fähig seyn sollten, von diesem, nach des Verf. Geständniss besonders für sie bestimmten Handbuche, einen nützlichen Gebrauch zu machen. Nach der jetzigen Lage der Dinge könnte es wohl überall erst in Secunda den meisten Nutzen stiften. Als eine vorzügliche Zierde dieses Buchs betrachten wir die in der Vorrede befindliche zweckmässige Abhandlung, in welcher auf eine sehr bündige und gründliche Art die Frage beantwortet wird: *„Ist aber wohl Cicero, als Schriftsteller und Stylist, der Mann, von dessen Grösse und Wichtigkeit Studirende nicht früh genug unterrichtet werden können?"* Es beginnt dieselbe mit einer Lebensbeschreibung des Mannes, womit eine kurze Darstellung des Inhalts seiner noch wirklich vorhandenen Schriften zusammenhängt, an die sich zuletzt eine Schilderung der innerlichen und äusserlichen Vorzüge der Ciceronischen Schreibart anschliesst. Ueber welche Gegenstände sich der Verf. so bestimmt und deutlich ausgedrückt hat, als man es in Lehr- und Lesebüchern für die Jugend vorzüglich erwartet, aber leider so selten anzutreffen pflegt.

Um dem Hrn. Verf. einen Beweis zu geben, wie sehr uns die Erscheinung seines Buchs interessirt hat, fügen wir einige kleine Bemerkungen bey, die uns bey der Lectüre der ersten 55 Seiten in den Noten aufgestossen sind. S. 2. *ordinare sua*, entspricht nicht dem Texte, wo es heisst: *commendandorum suorum*. Nach S. 6 soll *gratia* niemals von den Römern *active* gebraucht worden seyn. Dagegen lässt sich wohl manches einwenden. S. 11 heisst es: die Tarentiner, ein Volk in Neapolis. S. 13 consularis sc. viri. Dieser Genitiv darf hier, wo *dignitatis* dabey steht, wohl nicht supplirt werden. S. 19 not. *) muss es nicht *cardinalibus*, sondern *ordinalibus* heissen. S. 21 *vocari in ius* entspricht nicht dem Texte, wo es heisst: *in iudicium vocatus est.* Ebendas. n. 11. Oedipus war König in Theben, *geboren zu Colonos* bey Athen. S. 31 *instituta dare.* Wo kommt diese Phrasis vor? S. 36 effluere ausgiessen.

Auf die Correctheit des Textes ist eine Sorgfalt verwendet worden, wie sie billig bey allen der Jugend bestimmten Schriften Statt finden sollte; daher wir bis zu der oben angegebenen 55sten Seite nur einen einzigen Druckfehler gefunden haben: nemlich S. 16 steht vt ingressus *esset* statt *est.*

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Johann David Köhlers Anweisung mit Nutzen zu reisen, und Sammlungen von Natur-, Kunst- und antiquarischen Gegenständen gehörig zu besehen; umgearbeitet und mit Anmerkungen versehen von M. *J. F. A. Kinderling. Erster Theil*, von Bibliotheken, Münzkabinetten und Antiquitätenzimmern. Neue Ausgabe, Magdeburg 1810. Creuzsche Buchh. *Zweyter Theil*, von Bildersälen, Naturalienkabinetten und Kunstkammern. Ebendas.

Ist nur neuer Titel einer Ausgabe, die in einen andern Verlag übergegangen ist. Das Werk selbst aber verdient bey dieser Gelegenheit ins Andenken zurückgebracht und empfohlen zu werden, da es sehr brauchbare Belehrungen verschiedener Art enthält.

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

134. Stück, den 9. November 1810.

ÖSTERREICHISCHE LANDESKUNDE.

Naturwunder des österreichischen Kaiserthumes. Von Dr. *Franz Sartori.* Erster Theil. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. Wien 1810. im Verlage b. Ant. Doll. 271 S. in 8. Mit vier Kupf. Zweyter Theil. Zweyte verm. und verbess. Aufl. Wien 1810, im Verlage b. Ant. Doll. 256 S. in 8. Dritter Theil. Wien 1809, im Verlage bey Ant. Doll. Mit zwey Kupfern. 256 S. in 8. Vierter Theil. Wien 1809, im Verlage bey Anton Doll. Mit zwey Kupfern. 259 S. in 8. (Pr. 10 Gulden.)

Naturmerkwürdigkeiten (wofür man gewöhnlich, obgleich etwas unschicklich, *Naturwunder* sagt,) dienen in einer Sammlung zusammengestellt dazu, den In- und Ausländer mit der Natur- und zugleich mit der Landeskunde eines Reichs vertrauter zu machen. Hr. Dr. Sartori verdient also den Dank der Einwohner des österreichischen Kaiserthums und der Ausländer für diese reichhaltige Sammlung von Naturwundern des österreichischen Kaiserthums. Das lesende Publicum hat auch den Bemühungen des Hrn. Dr. Sartori dadurch offenbar Gerechtigkeit wiederfahren lassen, dass die Auflage der ersten zwey Bändchen innerhalb drey Jahren vergriffen war, und eine neue Auflage gewünscht wurde.

Dass nicht alle in dieser Sammlung beschriebenen Naturwunder des österreichischen Kaiserthums unmittelbar aus der Feder des Herausgebers herrühren können, sondern grossentheils fremdes Eigenthum sind, lässt sich leicht einsehen, und kann dem Herausgeber nicht verargt werden, da er nicht alle Naturmerkwürdigkeiten des grossen österreichischen Kaiserthums selbst sehen und nach eigener Ansicht beschreiben konnte. Viele Aufsätze, besonders von steyermärkischen und kärnthischen Merkwürdigkeiten, rühren von ihm selbst her, die andern entlehnte er aus guten, zum Theil vielen Lesern gar nicht bekannt gewordenen Quellen. Hr. Dr. Sartori hat seine Quellen in der Vorrede zum ersten und dritten Theil genannt. Rec. hätte gewünscht, dass er einige Quellen, z. B. Bredetzky's Beyträge zur Topographie des Königreichs Ungarn, mit mehr Kritik benutzt, und dass er hin und wieder noch mehr gefeilt, gestrichen, verbessert und zugesetzt, und dadurch auch den Styl gleichförmiger gemacht hätte, als selbst in der zweyten verbesserten Auflage geschehen ist. Auch hätte Rec. gewünscht, die Aufsätze über die Naturwunder der verschiedenen Provinzen des österreichischen Kaiserthumes nicht in einer bunten Reihe, sondern nach den Provinzen in Rubriken gebracht zu finden: doch der Herausgeber bezweckte wahrscheinlich für seine Leser mehrere Abwechslung, und Recensent will daher deswegen nicht mit ihm rechten. Schade, dass es dem Herausgeber nicht gefallen hat, seine Quellen nicht bloss namentlich in den Vorreden, sondern bey jedem einzelnen Aufsatze anzuführen, damit vorzüglich die mit den benutzten Quellen weniger vertrauten Ausländer wissen könnten, von wem jeder Aufsatz herrühre, und wie gehaltreich die Quelle sey, aus welcher der Herausgeber den Aufsatz entlehnte. Die Aufsätze erstrecken sich über alle Provinzen, die vor dem Wiener Frieden zum österreichischen Kaiserthume gehörten.

Lesenswerth ist die Vorrede zum ersten Theile *über die Kenntniss der Naturmerkwürdigkeiten des österreichischen Kaiserthumes* (S. V—XVIII.), die Dr. Sartori im Junius 1806 für die erste Ausgabe schrieb. Rec. glaubt dieselbe dem Auslande näher anzeigen zu müssen. Herr S. zeigt in dieser Vorrede, von welchen Provinzen des österreichischen Kaiserthumes man mehrere oder wenigere Naturmerkwürdigkeiten kennt, und welchen Schriftstellern man sie verdankt. Von *Ungarn* sagt Hr. S. S. VII.: „Uebrigens würden wir ausser den Bemü-

hungen der Herren von Windisch, Korabinsky und Dr. Lübeck, wovon die zwey erstern nur Geographen und nicht Naturhistoriker sind, und ausser den Nachrichten einiger Reisenden von dem merkwürdigen Ungerlande, von Kroatien und Siebenbürgen eben so wenig wissen, als von Neuseeland, wenn nicht der genialische Hacquet durch volle 10 Jahre die nördlichen Karpaten bereiset, wenn nicht Marsigli und Fichtel, Mitterpacher und Born, Griselini und Delins, Jacquin der ältere und Lumnitzer, Professor Kitaibel und Graf Waldstein, und letzteres Genersich und Rumi die verwahrlosete Naturgeschichte dieses Landes in Schutz genommen hätten." Der Verf. hätte noch beyfügen können die Namen: Winterl, Schönbauer, Földi, und von Ausländern, die sich um Ungarns Naturgeschichte verdient machten, Townson und Esmark. Von dem eigentlichen Lande *Oesterreich* wissen wir, nach des Verfs. Versicherung, in Ansehung der Naturmerkwürdigkeiten am wenigsten; doch lässt er den Bemühungen eines Stütz, Host u. s. w. Gerechtigkeit wiederfahren. Ueber *Steyermark* schrieben mehr in geographischer als naturhistorischer Hinsicht Liechtenstern und Kindermann; Bruchstücke über die Naturgeschichte Steyermarks verdankt man den Schriftstellern Hermann, Biwald, Hacquet, Schreber, Poda, Cranz und Schultes, welche Dr. Sartori bey der Ausarbeitung seines Werks: „Skizzirte Darstellung der physikalischen Beschaffenheit und der Naturgeschichte des Herzogthumes Steyermark" benutzte. Von *Krain*, *Friaul* und dem *Küstenland*, welche Provinzen nun nicht mehr zur österreichischen Monarchie gehören, sagt der Verf. S. XI.: „Nur das glückliche *Krain* allein ist vielleicht unter allen Provinzen der österreichischen Monarchie seiner natürlichen Beschaffenheit nach am besten bekannt. Es hatte aber auch einen Valvasor, dessen rege Thätigkeit ein mühvolles Werk zur Ehre des Herzogthumes Krain lieferte; es hatte einen Hacquet, der durch viele Jahre seine Alpen durchwanderte und beschrieb; es hatte einen Scopoli, der die Zoologie und Mineralogie dieses interessanten Landes bearbeitete; und noch mehrere Gelehrte, als Ferber, Gruber, Muha, Steinberg, Baron Zois u. s. w. trugen das Ihrige zur Kenntniss dieser Provinz bey. Das angränzende *Friaul* und *Küstenland* war hingegen minder glücklich. Zwar haben sich da einige ältere Gelehrte, und nach ihnen Hacquet und Host für diese Länder verwendet, allein die Hindernisse, welche die dort angesiedelten Deutschen und die neidischen Italiener einem Scopoli in den Weg legten, waren Ursachen genug, jeden für die Wissenschaften thätigen Mann aus jenen Gegenden zu verscheuchen." Die wahre terra incognita der österreichischen Monarchie war bis auf unsere Zeiten *Galizien*. Hacquet und Fortis, Carosi und Fortis waren vor Kurzem noch die Einzigen, die von den Naturmerkwürdigkeiten dieses Landes etwas in den Druck gegeben haben; die grössten Verdienste um die Naturgeschichte Galiziens erwarb sich in unsern Tagen der geniale D. Schultes. *Schlesiens* Naturmerkwürdigkeiten haben ausser Mattuschka, Zöllner und Krocker wenige Bearbeiter gefunden. Die Naturgeschichte *Mährens* fing erst unter Graf Mittrowsky und unter dem Rath Andre zu keimen an. Dagegen sind die *Böhmen* einem Born und Ferber, Peinthner und Schaller, Fuss und Strnadt, Preissler und Mayer, Schmidt und Rössler, Reuss und Hoser, für die Bearbeitung der Naturgeschichte ihres Landes viel Dank schuldig.

Die Quellen, welche Hrn. Sartori zur Bearbeitung seiner Naturwunder dienten, und welche er in den Vorreden zum ersten und dritten Theil anführt, sind folgende: Andre's patriotisches Tageblatt, die Annalen der österreichischen Literatur, der Antiquarius des Donaustromes, die Beschreibung von Karlsbad, die Beschreibung von Teplitz in Böhmen, Bredetzky's Beyträge zur Topographie des Königreichs Ungarn, Fucker's Beschreibung des Tokayer Gebirges, von Griselini's Geschichte des Temeschwarer Bannats, Hacquet Oryctographia Carniolica, Hacquet's Reisen durch die dacischen und sarmatischen Karpaten, Hermann's Reisen durch Oesterreich, Steyermark u. s. w., Hoser's Schilderung des Riesengebirges, Kindermann's vaterländischer Kalender der Steyermärker, Klein's Naturseltenheiten Ungarns, Korabinsky's topographisches Producten-Lexicon von Ungarn, Moll's u. Schrank's naturhistorische Briefe, Sartori's physikalische Beschreibung und Naturgeschichte Steyermarks, Schultes Reise auf den Glockner, Schultes Reise auf den Schneeberg, Teleky's Reisen durch Ungarn und Siebenbürgen, Townson Voyage en Hongrie, tradnit de l'Anglais par le C. Cantwel, von Valvasor's Ehre des Herzogthums Krain, Siebenbürgische Quartalschrift, Vaterländische Blätter für den österreichischen Kaiserstaat, Vaterländische Reise von Grätz über Eisenerz nach Steyer, Rohrer's Abriss der westlichen Provinzen des österreichischen Kaiserstaates; Wiedemann's Streifzüge durch Inneröstreich und einen Theil der Terra ferma, und dessen Streifzüge in die interessantesten Gegenden von Wien, von Windisch ungrisches Magazin, von Windisch Geographie von Ungarn, Zeichnungen auf einer Reise von Wien über Triest nach Venedig und von da zurück durch Tyrol und Salzburg. Auch Leberecht's Erdbeschreibung von Siebenbürgen ist benutzt, aber in den Vorreden nicht angeführt worden. Schade, dass es dem Herausgeber nicht gefallen hat, auch Esmark's mineralogische Reise durch Ungarn und Siebenbürgen zu benutzen.

Rec. kann die einzelnen Aufsätze nur kurz anzeigen, da die grössere Anzahl derselben aus an-

dern Werken entlehnt ist, und da eine ausführliche Kritik zu viel Raum erfordern würde.

Erster Theil. Die Bergwerke zu Kremnitz und Schemnitz in Ungarn. Aus Teleky's Reisen. In Esmarks mineralogischer Reise durch Ungarn und Siebenbürgen, und in Borns mineralogischen Briefen hätte der Herausgeber über diese wichtigen Bergwerke mehrere und zum Theil zuverlässigere Nachrichten gefunden. *Die Höhlenreihe mit Menschen- und Thiergerippen bey Funatza im Biharer Comitate in Ungarn. Die Zugheuschrecken in Siebenbürgen. Das Karlsbad in Böhmen.* Seite 64. sollte anstatt: zu Anfang *dieses* Jahrhunderts, stehen: zu Anfang des *vorigen* Jahrhunderts. *Der Strudel und Wirbel in der Donau, in Unterösterreich. Die Mixnitzer Höhle am Drachentauern in Steyermark.* Vom Herausgeber, der diese merkwürdige Höhle im October des Jahres 1804 besucht hat. Rec. gibt der Meynung des Herausgebers, dass die Knochen in dieser Höhle, die zum Theil versteinert sind, als Ueberbleibsel des sogenannten Höhlenbären und anderer Waldthiere betrachtet werden müssen, seinen Beyfall. Ausser Petrefacten hat die Höhle auch Tropfsteine. *Der Untersberg bey Salzburg. Der Zirknitzer See in Krain. Die Adelsberger Grotte in Krain. Die Salzwerke von Wieliczka in Galizien. Die mährischen Kalkhöhlen. Der Neusiedler See in Ungarn.* Ein Auszug aus Bredetzky's Beschreibung dieses Sees, in seinen Beyträgen zur Topographie des Königreichs Ungarn. *Die Höhle bey Aggtelek in Ungarn.* Nach Townson. Eine detaillirtere Beschreibung dieser merkwürdigen Höhle haben Reiss (in Bredetzky's neuen Beyträgen zur Topographie des Königreichs Ungarn) und Bartholomaeides (in seiner Notitia Comitatus Gömöriensis) geliefert. *Ausgegrabenes Elephanten-Gerippe in Ungarn.* Es wurde im J. 1793 bey dem Dorfe Hont durch einen Gussregen, der einen Hügel durchriss, zum Vorschein gebracht, und leider grösstentheils stückweise verschleppt. *Die Karpaten bey Käsmark und Lomnitz in Ungarn.* (S. 159—200.). Aus den bekannten Beschreibungen von Christian Genersich, Berceviczy und Asbóth in Bredetzky's Beyträgen zur Topographie des Königreichs Ungarn zusammengestellt, und in der zweyten Auflage mit einer Nachricht über den Wolkenbruch auf den Zipser Karpaten am 26sten July 1809 aus den Annalen der österreichischen Literatur vermehrt. *Die herkulischen Bäder im Temeswarer Banat. Der Brühl in Unterösterreich.* Dieser Brühl ist eine interessante Gebirgsgegend bey der Kaiserstadt Wien. *Die heidnische Kirche am Zigölerkogel bey Köflach in der Steyermark.* So nennen die Landleute in der Steyermark eine Höhle am Zigölerkogel. *Der Speikvogel bey Schwanenberg in Steyermark.* So wird der höchste Gipfel der Schwanberger Alpen von der darauf wachsenden aromatischen Pflanze, Speik (Valeriana celtica) genannt. *Das Quecksilberbergwerk zu Idria in Krain. Die Magdalenen-Grotte in Krain. Das Wildbad zu Gastein im Salzburgischen. Die Biber in Galizien.* Sie halten sich in einem sanften Thale, eine Meile weit von dem Städtchen Grudeck, auf. *Sehr alte Menschen in Ungarn. Ausserordentliche Stärke eines Ungars.* Die Erzählung ist aus den Zeiten des heiligen Stephan, und scheint Recens. nicht zuverlässig zu seyn. *Das Schelmenloch bey Sooss nächst Baaden in Unterösterreich.* Eine Tropfsteinhöhle. *Die Schneelawinen in Steyermark, Kärnthen und Salzburg. Der Karst, ein furchtbares Gebirge in Krain. Der Mönchberg bey Salzburg.*

Die vier Kupfer dieses Theils stellen vor: den Strudel in der Donau (nach der Natur von Maillard, gestochen von Blaschke), die Mixnitzer Höhle (nach der Natur von Stark, einem gebornen Steyermärker), die Karpaten in Ungarn und das Wildbad zu Gastein.

Zweyter Theil. Das Tokayer-Weingebirge in Ungarn. Aus Fucker's Beschreibung. *Das Steinsalzwerk zu Maros-Ujvár in Siebenbürgen. Die Räuberhöhle bey Mehadia im Temeswarer Banat. Das Berggrün in Ungarn.* Eine sehr kurze Notiz. *Die Cementwässer in Ungarn.* Aus Teleky's Reisen. *Versteinerte Linsen auf der Insel Schütt in Ungarn.* Diese Aufschrift passt gar nicht zu dem Inhalt des Aufsatzes, denn in diesem ist nicht von den sogenannten versteinerten Linsen auf der Insel Schütt, sondern von den sogenannten versteinerten Bauerpfennigen (einer Art versteinerter Schnecken, die man in der Liptauer und Neutraer Gespannschaft findet,) die Rede. *Die Höhle zu Blasenstein in der Pressburger Gespannschaft in Ungarn.* Die Beschreibung dieser Tropfsteinhöhle rührt von Caroline Pichler, gebornen von Greiner, in den vaterländischen Blättern für den österreichischen Kaiserstaat her. *Das Badnerbad in Unterösterreich. Der Erzberg zwischen Vordernberg und Eisenerz in Steyermark. Das Kalb mit der Hirschklaue auf dem Rücken, aus Steyermark.* Vom Herausgeber, der dieses Monstrum mehrmals sah. Das Kalb war damals gegen sieben Monate alt, befand sich übrigens wohl, und war munter und stark. Die Klaue, oder vielmehr der ganze Fuss des Hirsches, der auf dem Vordertheil des Rückens herausgewachsen ist, hängt auf der linken Seite herab, und kann sich nach Willkür, ohne dem Thiere Schmerzen zu machen, hin und her, sowohl auf- als abbewegen; er nimmt sogar mit dem Wachsthume des Kalbes zu. *Der Speik* (Valeriana celtica), *eine besondere Alpenpflanze in Steyermark. Die Lueger Höhle in Krain. Der Wasserfall der Ache im Salzburgischen. Die Adersbacher Steine in Böhmen. Das Thal Scharka bey Prag in Böhmen. Das Teplitzerbad in Böhmen. Der Glockner in Kärn-*

ten. Nach D. Schultes. (S. 114—155.). *Der verrückte Berg bey dem Dorfe Pollau nächst Nikolsburg in Mähren. Die verschluckte Gerstenähre in ihren Wirkungen bey einem jungen Manne in Mähren.* Der merkwürdige Fall ereignete sich im J. 1802. *Der wunderbare Berg in Galizien.* Dieser Berg liegt im Krakauer Kreise, und wird der wunderbare genannt, weil die Natur nichts gespart hat, um ihm alle Reize der Anmuth und der Sonderbarkeit zu verleihen. Ausgezeichnet merkwürdig ist eine Quelle in seiner Mitte, deren Wasser mit Zu- und Abnahme des Mondes sich vermindert oder vermehrt. Das Wasser hat in der Quelle selbst einen sehr starken Geruch und einen Geschmack beynahe wie Milch. Hält man ein brennendes Licht daran, so entzündet es sich plötzlich wie Weingeist mit einer dünnen lichten Flamme, die wie ein gaukelnder Irrwisch spielend auf der Oberfläche hin und her läuft. Rec. vermuthet, dass diese Quelle Naphtha enthält. *Die Höhle Scheikofen im Salzburgischen. Der Plattensee in Ungarn. Die Kolumbaczer* (Kolumbatscher) *Mücken im Temeschwarer Banat.* Die Stelle S. 160.: „Bey alle dem weiss man bisher noch nicht, von welcher Gattung unsere Mücken sind, und was sie für einen specifischen Charakter haben"— kann Rec. berichtigen. Die Kolumbatscher Mücke ist nichts anders, als Culex reptans oder die Beissfliege, die man auch im gebirgigen Lappland und im südlichen Sibirien findet. Ihr specifischer Charakter ist kürzlich: niger, alis hyalinis, pedibus nigris annulo albo. Vergleiche die treffliche Monographie dieses Insects vom seligen Professor Anton Schönbauer in Pesth: Geschichte der Kolumbatscher Mücken im Banat. Wien 1795. 4. *Die Erdbrände in Ungarn.* Bloss von der Entzündung der Erde auf dem Berge Schalgo in der Neograder Gespannschaft. Recens. kennt mehrere Erdbrände in Ungarn. *Ausserordentliche Missgeburten in Ungarn. Die Drachenhöhle unweit des Dorfes Deménfalva im Liptauer Comitate in Ungarn.* Nach Bredetzky's Beschreibung in seinen Beyträgen zur Topographie des Königreichs Ungarn. *Ein Kakerlake bey Sieghartskirchen in Unterösterreich.* Er ward vom Doctor und Professor Schmidt und von mehrern Naturforschern und Aerzten in Wien untersucht. *Der Leopoldsteiner See in Steyermark. Der ausgebrannte Vulcan bey Klech in Untersteyermark.* Vom Herausgeber. Rec. hält den Taras nicht für eine sichere vulcanische Anzeige, denn er fand ihn auch auf Bergen, die offenbar neptunischen Ursprungs sind und gewiss nie Vulcane waren. *Der Wocheiner Wasserfall in Krain. Das Salzwerk zu Hallein im Salzburgischen.* Aus den Vaterländischen Blättern. *Das Riesengebirge in Böhmen und Schlesien.* Nach Hofer. *Der Franzensbrunnen bey Eger in Böhmen. Die Macocha, eine berühmte Höhle in Mähren. Seltsame Missgeburt in Mähren.* Sie wurde am 20. März 1803 lebendig geboren und wird im Weingeist aufbewahrt. Sie stellt Zwillinge vor, deren Körper vom Kopfe abwärts bis an den Nabel mit den Vordertheilen zusammengewachsen sind, so dass der gemeinschaftliche Rumpf ein förmliches Parallelepipedum bildet. *Goldwäschererz in Kroatien. Die Eishöhle bey Szilitze in Ungarn.* Aus Telcky's Reisen. *Die zusammengewachsenen Mädchen in Ungarn. Der Breynaskogel zu Lankowitz in Steyermark, ein ausgebrannter Vulcan.* Vom Herausgeber. *Der polnische Weichselzopf* (plica polonica), *eine gewöhnliche sonderbare Krankheit in Galizien.*

Die vier Kupfer des zweyten Theils stellen dar: den Leopoldsteiner See (nach der Natur von Loder, gestochen von Blaschke), die Räuberhöhle bey Mehadia, die Aderbacher Steine in Böhmen, den Wocheiner Wasserfall.

Dritter Theil. Der Oetscher in Unterösterreich. Vom Herausgeber. Anziehend und belehrend, wie die übrigen grösseren Aufsätze des Herausgebers. *Der Traun-* oder *Gmundnersee in Oesterreich ob der Ens.* Vom Herausber. Lesenswerth. *Die Eishöhle am Brandsteine in der Gems, in der Steyermark.* Gleichfalls v. Herausgeb. *Die Fladnitzer, Reichenauer und Villacher Alpen in Kärnthen.* Wahrscheinlich auch vom Herausgeber. *Der Proteus angvinus, ein seltsames Thier in Krain. Der Brennberg und der Oedenburger Wein in Ungarn.* Aus Bredetzky's Beyträgen zur Topographie des Königreichs Ungarn. *Die Schwefelhöhle am Berge Büdösch in Siebenbürgen.* Aus Leberecht's Erdbeschreibung von Siebenbürgen. *Der Steinregen in und um Stannern in Mähren.* Aus den vaterländischen Blättern für den österreichischen Kaiserstaat. *Die Steinböcke im Salzburgischen. Der Bartholomäussee in Berchtesgaden.* Aus Schultes Reise durch Salzburg und Berchtesgaden. *Das Thal von Buchberg in Unterösterreich. Das Höllenloch bey Goisern in Oesterreich ob der Ens. Der Natterrigl, ein hoher Berg im Ensthale in der Steyermark.* Vom Herausgeber. *Die zusammengewachsenen Kinder bey Feldbach in Steyermark. Die Saline zu Sovár in Ungarn.* Aus Bredetzky's Beyträgen zur Topographie des Königreichs Ungarn. *Der Königsberg in Ungarn.* Aus Windisch's ungrischem Magazin. *Der blutziehende Bach bey Trztina im Arver Comitate in Ungarn. Der Gesundheitbrunnen bey Lebelang* (keine Mineralquelle) *in Siebenbürgen. Die Schneelähnen und Murren im Salzburgischen. Die zahmen Bären in Pohlen. Der Sirningfall am Schneeberge in Unterösterreich. Johnsbach, eine der schauerlichsten Gebirgsgegenden der Steyermark. Die Erdfälle zu Csetes im Neograder Comitat in Ungarn. Der merkwürdige Tropfstein am Fusse der Karpaten in Ungarn.* Nach Bredetzky. Dieser zellichte Tropfstein ist nicht so selten, als Hr. Bredetzky glaubt.

Der geschäftige Nachtwandler in Ungarn. Die Doppelhöhle zu Thuin in Kroatien.

Die zwey Kupfer des dritten Theils stellen vor: den Gmundner See (gestochen von Blaschke) und das Ensthal (gestochen von Blaschke).

Vierter Theil. Die Tauern in Steyermark, in Kärnthen und in Salzburg. Vom Herausgeber. *Der Wasserfall der Mira bey Muckendorf in Unteröster- reich. Der Hallstädtersee und der Waldbachstrub, einer der schönsten Wasserfälle in Oesterreich ob der Ens.* Vom Herausgeber. *Der Brand der Quecksilberminen zu Idria in Krain im Jahre* 1803. *Die Steinsalzerzeugung zu Rhonasek* (Rhonaszék) *in Ungarn.* Von Karl Anton von Gruber in Bredetzky's Beyträgen zur Topographie des Königreichs Ungarn. Diesen Aufsatz hätte der Herausgeber von den darin vorkommenden Irrthümern säubern sollen. Z. B. falsch ist die Behauptung des Verfassers, dass wir keine Nachrichten von der Erzeugung des Steinsalzes und über die Ausbeute desselben in dem österreichischen Kaiserstaat haben, da doch Hacquet u. Fichtel über diese Gegenstände gründlich schrieben; und irrig ist die Behauptung, dass eine Flinte oder Pistole in der Salzhalle losschiessen und auf Waldhörnern blasen eine gefährliche Erschütterung für die Saline sey. *Die Thorenburger Kluft in Siebenbürgen.* Aus Leberecht's Erdbeschreibung von Siebenbürgen. *Der Guringfall bey Gölling im Salzburgischen;* vom Herausgeber. Sehr anziehend. *Das Riesengebirge und seine Naturschönheiten;* ein Pendant zu der im zweyten Theile befindlichen Schilderung desselben. *Der Pass von Gutenstein in Unterösterreich. Die Kunstfertigkeit und Geselligkeit der Murmelthiere in den Hochgebirgen Steyermarks, Kärnthens, Salzburgs und auf den Karpaten in Ungarn. Ueber Tolnau* (Tolna) *u. den Sexarder Wein in Ungarn.* Von Joh. Karl Unger in Bredetzky's Beyträgen. *Berge und Höhlen im Burzen- u. Zeckellande* (soll heissen Szeckler-Lande) *in Siebenbürgen. Die Sümpfe im Pinzgau im Herzogthume Salzburg.* Aus den vaterländischen Blättern für den österreichischen Kaiserstaat. *Der Obersee mit dem Schreinfalle in Berchtesgaden. Der Schneeberg in Unterösterreich.* Aus Dr. Schultes Reise auf den Schneeberg. *Der Zwerg mit dem Kopfabsatze aus Steyermark.* Vom Herausgeber, der ihn im May des Jahres 1807 sah. Er war damals 22 Jahre alt, hatte ungefähr die Grösse eines Knaben von vier Jahren, war aber übrigens so wohl gewachsen, dass vielleicht noch nie ein Zwerg von so gutem Baue gesehen worden ist. Das Merkwürdigste an ihm war der sonderbare Absatz des Hinterkopfes: es schien, als wollte aus demselben ein zweyter kleinerer Kopf herauswachsen. *Die schwarze Höhle bey Demanova in Ungarn. Die Soda-Seen im Biharer Comitate in Ungarn.* Nach Rückert. *Ein wilder Mensch, gefunden im Jahre* 1781 *an der Gränze unweit Kronstadt in Siebenbürgen. Der Kampel, ein hoher Berg in der Steyermark.* Vom Herausgeber. Dieser hohe Berg ist ungefähr 5218 Pariser Fuss über dem Meer erhaben. *Die Felsen von Szulgo in Ungarn.* Von Fräulein Therese von Artner in Oedenburg, in Bredetzky's Beyträgen zur Topographie des Königreichs Ungarn. Die Schilderung ist theils in Prosa, theils in Versen. Die Versification ist mitunter hart. S. 216. sollte statt Silnin *Silein*, und S. 217. statt Silniner *Sileiner* stehen. *Die Salzafahrt im Salzburgischen. Die seltene Grossmuth eines Löwen zu Wien in Unterösterreich. Der Sandling, ein schon über tausend Jahre bearbeiteter Salzberg in Steyermark. Ein halb versteinerter Ochsenschädel und eine versteinerte Raupe zu Poprad in Ungarn.* Vom Prediger Fabricius zu Poprad, in Bredetzky's Beyträgen. *Steine, im Gedärme eines Pferdes zu Bebentsch in Böhmen. Der Pass Lueg im Salzburgischen. Die Veteranische Höhle im Banate.*

Die beyden Kupfer des vierten Theils stellen vor: die Obersee und den Riesenkoppe. Beyde sind von Blaschke gestochen.

Recensent ist bey der Anzeige der grösseren Originalaufsätze des Herausgebers absichtlich nicht ins Detail gegangen, weil er sie in den gehaltreichen Reisen des Herausgebers durch Unterösterreich, Steyermark u. s. w., an welchen so eben in Wien gedruckt wird, erweitert bald zu lesen hofft, und dann ausführlich in diesen Blättern zu beurtheilen gedenkt.

Der Verleger hat dieses Werk gut ausgestattet. Die Kupfer sind schön gestochen. Möge dieses Werk fortwährend dazu beytragen, die Bewohner des österreichischen Kaiserstaats mit den Naturschätzen ihres Vaterlandes bekannter und auf dieselben aufmerksamer zu machen.

Länder- und Völker-Merkwürdigkeiten des österreichischen Kaiserthumes. Von Dr. Franz Sartori. *Erster Theil.* Mit zwey Kupfern. Wien, im Verlage bey Ant. Doll, 1809. 288 S. 8. *Zweyter Theil.* Mit zwey Kupf. Wien 1809. Ebendaselbst. *Dritter Theil.* Mit zwey K. Ebend. 1809. 296 S. *Vierter Theil.* Mit zwey Kupfern. 272 S. (4 Rthlr. 16 Gr.)

Die gegenwärtige Sammlung hat gleiche Vorzüge mit der Sammlung der Naturwunder, und überdiess durch grössere Mannigfaltigkeit der Gegenstände noch ein stärkeres Interesse für die Leser. Dagegen hat der Herausgeber zu der Sammlung der Naturwunder mehr selbst beygesteuert, als zu der vorliegenden.

Es leidet keinen Zweifel, dass vielleicht kein Staat in Europa des Merkwürdigen in Land und Volk so Vieles aufzuweisen habe, als der österreichische. Richtig bemerkt Herr D. Sartori in der Vorrede: „Nicht bloss die prächtigen Palläste, die Prunkgärten unsers erlauchten Kaiserhauses und unserer Grossen mit ihren Sehenswürdigkeiten; nicht bloss die hundert und hundert Anlagen, die Reichthum, Geschmack, Ruhmsucht oder Gefühl des Schönen mit tausend Reizen ausgestattet haben; nicht bloss die Menge unserer Bergschlösser, an die, als theure Ueberreste der Vorzeit, noch die Thaten unserer Ahnen geheftet sind; nicht bloss die Anstalten, wo Natur und Kunst und menschlicher Fleiss mit einander im Streite sind, und dennoch so harmonisch zu einem Ziele wirken, nicht bloss diese sind es, die der menschlichen Aufmerksamkeit werth, es verdienen, unter die Länder- und Völkermerkwürdigkeiten des österreichischen Kaiserthumes gezählt zu werden; sondern auch die Eigenheiten der mannichfaltigen Völker, die das österreichische Zepter beherrscht, ihre Sprache, ihre Art sich zu kleiden, zu wohnen, zu nähren, zu heirathen; ihre übrigen Gebräuche und Sitten, ihr physischer und moralischer Charakter sind es, die derjenige wissen und kennen soll, der sich einen Unterthan des österreichischen Kaiserhauses nennt." Dass diese Gegenstände nicht uninteressant und geringfügig sind, erhellt aus der Lectüre des vorliegenden Werks.

Man findet zwar in verschiedenen Werken eine Menge von Beschreibungen der Länder- und Völkermerkwürdigkeiten der österreichischen Monarchie, aber theils sind diese in zu trockene Form gekleidet, theils sind die Werke zu voluminös, um von vielen gelesen zu werden, theils sind diese Werke nur für eine Provinz, folglich für einen zu kleinen Kreis von Lesern berechnet, und bleiben so dem ganzen Auslande unbekannt. Diese einzelnen Materien zu sammeln, die Bewohner einer Provinz mit den Vorzügen und Eigenheiten der übrigen bekannt zu machen, in ihnen allen den Funken des gemeinsamen Patriotismus zu entflammen, der nur eines in jeder Zeit und Provinz — das Gute — will, diess war der Zweck des Herausgebers, der die mannichfaltigen Blüthen mit Fleiss gepflückt und mit Umsicht in einen Kranz gebunden hat. Die Werke, die der Herausgeber als Quellen bey seiner Sammlung benutzt hat, und die er in der Vorrede angibt, (Schade, dass diess nicht bey jedem einzelnen Aufsatze geschehen ist,) sind folgende: Windisch's ungarisches Magazin, siebenbürgische Quartalschrift; Benditsch's topographische Kunde von Grätz; Skizze von Grätz; Schallers Beschreibung von Prag; Schultes Reise nach dem Glockner; Schultes Ausflüge nach dem Schneeberge; Hosers Uebersicht des Riesengebirges; Hawliks Taschenbuch für Mähren und Schlesien für 1808; die Stadt Pesth und ihre Gegend; Patriotisches Tageblatt; Grellmanns Versuch über die Zigeuner; Leberecht's Erdbeschreibung Siebenbürgens; Hacquet's Abbildung und Beschreibung der südwest- und östlichen Wenden, Illyrer und Slawen; mahlerische Streifzüge durch die interessantesten Gegenden um Wien (von Wiedemann); Beschreibung von Wien; Bredetzky's Beyträge zur Topographie von Ungarn; Meissner's Darstellungen aus Böhmen; Reisen in das südliche Deutschland. Recens. hätte gewünscht, die Länder- und Völkermerkwürdigkeiten des österreichischen Kaiserthums nach den Provinzen unter Rubriken gebracht zu sehen; aber der Herausgeber hat, wie bey den Naturwundern, Abwechselung bezweckt, und damit wird freylich den meisten Lesern ein Gefallen geschehen seyn.

Da die in der vorliegenden Sammlung beschriebenen Länder- und Völkermerkwürdigkeiten des österreichischen Kaiserthumes keine Originalaufsätze sind, so wird es hinlänglich seyn, sie bloss namentlich anzuführen.

Erstes Bändchen. Der fürstlich Schwarzenbergische Park Dornbach bey Wien in Oesterreich unter der Ens. Die Bergfeste Trossky in Böhmen. Die Hochzeitfeyerlichkeiten der Podluzaken in Mähren. Die Brücke zwischen Ofen und Pesth in Ungarn. (Aus der Schrift von Tobolds: Die Stadt Pesth und ihre Gegend.) Die alte Ritterfeste Strechau in Steyermark. Die Heiligenbluter-Bauern in Kärnthen. Die Karster oder Poyker in Krain. Die Spiegelfabrik zu Neuhaus in Oesterreich unter der Ens. Die jährliche Aufgebotsfeyer in Oesterreich unter der Ens. Die Hochzeitfeyerlichkeiten im Riesengebirge in Böhmen. Der Palitscher Salzsee in der Bätscher Gespannschaft in Ungarn. Der merkwürdige Entenfang in Slavonien. Die Grätzer Mädchen in Steyermark. (Möchten doch die schönen Mädchen zu Grätz den Schluss des Aufsatzes wohl beherzigen!) Die Domkirche zu Salzburg. Die kaiserliche Burg zu Wien. Die Akademie der bildenden Künste zu Wien. Das Benedictiner-Kloster Opatowitz in Böhmen. Die Zigeuner in Ungarn und Siebenbürgen. (Aus Grellmanns Versuch über die Zigeuner. Herr D. Sartori hätte diesen Aufsatz aus den „Bemerkungen eines Ungars über sein Vaterland", worin der Abschnitt über die Zigeuner in Ungarn einer der besten in dieser Schrift ist, leicht ergänzen und berichtigen können). Die St. Stephanskirche zu Wien. Das alte Oberstburggrafenamt zu Prag in Böhmen. Sonderbare Gebräuche des Riesengebirgsbewohners in Böhmen. Der Augarten zu Wien. Das Benedictiner-Stift Kremsmünster und seine Merkwürdigkeiten in Oesterreich ob der Ens. Das Dorf Bezdiekau in Böhmen. Die Juden in Galizien. (Nach D. Schultes in den österreichischen Annalen.) Das Denkmal der Erz-

herzogin Christina vom Ritter Canova zu Wien. Die Prager Brücke in Böhmen.

Die beyden schönen Kupfer des ersten Theils enthalten: die Ansicht von Pesth von der Ofner Festung (gezeichnet von Rauschmann, gestochen von Blaschke) und den Dianentempel in Dornbach (gezeichnet von Loder, gestochen von Blaschke).

Zweyter Theil. Die Merkwürdigkeiten von Eisgrub in Mähren. Die Feuerprobe in Ungarn. Die Likaner in Kroatien. Der Wall am Grätzerfelde. Das Zollfeld in Kärnthen. Die Hochzeitgebräuche der Istrianer. Oeffentliche Plätze und Denkmale in Wien. Die k. k. Porzellainfabrik zu Wien. Das k. k. Antiken- und Münzcabinet zu Wien. Das Bergschloss Bürglitz in Böhmen. Die Herzhaftigkeit der Frauenzimmer in Ungern. Die Ruinen von Starhemberg in Oesterreich. Der Wischebrad zu Prag. Das Friedensdenkmal zu Leoben. Die ehemalige Erzbischöfliche Residenz in Salzburg. Das Lustschloss Vöslau bey Baden. Das Schloss Friedland in Böhmen. Das Stadtwäldchen bey Pesth. (Nach Tobolds.) Das Stift Klosterneuburg bey Wien. Die Brigittenau bey Wien. Die Babia Gora in Galizien. (Nach D. Schultes in den österreichischen Annalen.) Das Chorherrenstift St. Florian in Oberösterreich. Die Lebensart der Riesengebirgsbewohner.

Dritter Theil. Das k. k. Lustschloss Schönbrunn und seine Merkwürdigkeiten bey Wien. Die alte Bergfeste Habichtstein in Böhmen. Die Straniaken in Mähren. Bewunderungswürdige Tapferkeit der Ungarn. Die Heldenburg im Burzenlande in Siebenbürgen. Die schönen Umgebungen von Grätz in Steyermark. Die Geilthaler oder Silauzi in Kärnthen. Die Hochzeitgebräuche der Krainer. Das Lustschloss und der Garten Hellbrunn im Herzogthume Salzburg. Der Leopoldsberg bey Wien. Die k. k. Hofbibliothek zu Wien. Der Riesengebirgsbewohner in Böhmen. Die Schafhirten (Juhász) in Ungarn. (Nach Bredetzky's Schilderung in seinen Beyträgen zur Topographie des Königreichs Ungarn.) Die Uskoken oder Skoko in Bosnien, Servien, Kroatien u. in Krain. Die Trotteln in Steyermark. Der Park zu Aigen im Herzogth. Salzburg. Das bürgerliche Zeughaus zu Wien. Das Schloss Raby in Böhmen. Das Innere des Universitätsgebäudes zu Pesth in Ungarn. (Nach Tobolds.) Das Mausoleum Ferdinands II. zu Grätz. Die k. k. Gemälde-Gallerie zu Wien. Der Park zu Baden in Oesterreich unter der Ens. Die königl. Burg zu Prag in Böhmen. Der neue Canal in Oesterreich unter der Ens. Die Wollenzeugmanufactur zu Linz in Oesterreich ob der Ens. Die Goralen in Galizien. (Nach Dr. Schultes in den österreichischen Annalen.)

Die zwey schönen Kupfer dieses Theils stellen vor: Die Ruine in Schönbrunn (gezeichnet von Maillard, gestochen von Blaschke,) und den Hafen des neuen Canals in Oesterreich unter der Ens (gezeichnet von Maillard, gestochen von Gerstner).

Vierter Theil. Das k. k. Lustschloss Laxenburg und seine Sehenswürdigkeiten bey Wien. Die Festung Sternberg in Böhmen. Die Kunstuhr am Rathhause zu Ollmütz in Mähren. Der gräflich Orczysche Garten zu Pesth in Ungarn. (Nach Tobolds.) Die Clementiner in Syrmien. Die Fogarascher Brücke in Siebenbürgen. Der Schlossberg zu Grätz in Steyermark. Der Pallast des Fürstbischofes von Gurk zu Klagenfurt in Kärnthen. Die Gothscheer in Krain. Die Festung Hohensalzburg im Herzogthume Salzburg. Der Kahlenberg bey Wien. Das kaiserl. Mineralien-Kabinet zu Wien. Das Bergschloss Karlstein und seine Merkwürdigkeiten in Böhmen. Ueber das Reisen in Galizien. (Nach D. Schultes in den Annalen.) Die Bergstadt Topschau in Ungarn. Nach M. Gotthard in Bredetzky's Beyträgen zur Topographie des Königreichs Ungarn.) Die Quasi-Cretins zu Grätz. Die Luchberger Bauern in Oesterreich unter der Ens. Die k. k. privilegirte Kunstgallerie am Rothenthurm-Thor zu Wien. (Diese Kunstgallerie hätte eine ausführlichere Beschreibung verdient.) Der Garten bey Gratzen in Böhmen. Die alte Feste Rauheneck bey Baden in Oesterreich unter der Ens. Der Park zu Schönau und seine Sehenswürdigkeiten bey Wien. Das Denkmal Kaiser Joseph's II. zu Wien. Der Park zu Schönhof in Böhmen. Die polnischen Bauern in Galizien. (Nach Dr. Schultes in den Annalen.) Der Prater zu Wien.

Die zwey schönen Kupfer, mit welchen der vierte Theil geziert ist, stellen vor: die Ansicht von Karlstein in Böhmen (gestochen von Blaschke) und das Ritterschloss in Laxenburg (nach der Natur gezeichnet von Maillard, gestochen von Blaschke).

Der Verleger hat diese Sammlung, so wie die Naturwunder des österreichischen Kaiserthumes, gut ausgestattet.

UNGARISCHE LITERATUR.

Horátzius Levelei Wielandnak magyarázó jegyzéseivel. Fordította *Kis János.* Első Kötet. Sopronyban, Sziesz' Maradéki' betűjivel. (Horazens Briefe mit Wielands erklärenden Anmerkungen. Uebersetzt von *Johann Kis.* Erster Band. Oedenburg, mit Schriften der Szieszischen Erben.) 1811. 299 S. in 8.

Horazens Episteln, an welchen sich geschmackvolle Leser nicht satt lesen können, verdienten

längst eine ungarische Uebersetzung, die ihnen endlich jetzt durch Herrn Kis, evangelischen Prediger zu Oedenburg zu Theil wurde. Horazens Episteln sind satyrisch-didaktische Gedichte in Briefform voll feinen Spotts in einer leichten muntern Manier. Horazens Zweck war, durch seine Sermones und Epistolas in einem muntern, aber nicht komischen, Ton für sich und andere eine Philosophie des Lebens auszudrücken. Horaz hat sich hier und da poetische Sprünge erlaubt, so wie in seinen Oden, so dass man oft einige Gedanken einschieben muss, daher auch die Uebersetzung schwierig wird. Aber eben durch diese poetischen Sprünge verliert er allen Schein von Pedantismus, denn der satyrische Dichter darf nicht predigen.

Hr. Joh. Kis, ein rühmlich bekannter ungarischer Dichter und ein geschmackvoller Kenner der classischen Literatur der Römer, war dem schwierigen Unternehmen einer ungarischen Uebersetzung der horazischen Episteln gewachsen. Noch glücklicher würde sie aber ausgefallen seyn, wenn es ihm gefallen hätte, die horazischen Episteln im Metrum des Originals (wie neulich Voss mit so vielem Glücke that) zu übersetzen und nicht zu *reimen*. Hr. Kis führt zwar zu seiner Entschuldigung in der Zueignung seiner Uebersetzung (sie ist dem verdienstvollen Patrioten Freyherrn Alexander von Prónay gewidmet) den bekannten französischen Vers an:

Des beaux vers pleins de sens le lecteur est charmé;
Corneille, Despréaux et Racine ont rimé.

Allein Corneille, Despréaux und Racine sind zwar gute französische Dichter in ihrer Art, aber ihre gereimte Verse halten keinen Vergleich mit den metrischen der im griechischen Versmaasse dichtenden vortrefflichen Dichter Virgil, Horaz und Ovid unter den Römern, Klopstock, Schiller und Voss, unter den Deutschen, Virag, Kazinczy und einigen andern unter den Magyaren aus. Und ungeachtet Recensent den gereimten Original-Gedichten in neuern Sprachen ihren Werth lässt, behauptet er doch mit andern, dass metrische Gedichte der Griechen und Römern auch in die neuern Sprachen metrisch übertragen werden müssen, und dazu ist die ungarische Sprache, so wie die deutsche, vollkommen geeignet. Die gereimte ungarische Uebersetzung der horazischen Episteln, die vor uns liegt, liesst sich zwar so angenehm als De Lille's französische Uebersetzung der Georgica Virgils, allein in beyden vermisst man wegen des Reims und wegen des Mangels des Metrums des Originals den color antiquus der Originalgedichte, und glaubt mehr ein modernes Gedicht zu lesen. Dazu kommt, dass der Reim dem Uebersetzer Fesseln anlegt, und ihn oft zu Umschreibungen, Einschiebseln oder Ausdehnungen veranlasst, wodurch die Treue der Uebertragung, eines der Haupterfordernisse guter Uebersetzungen, gefährdet wird. So übersetzt z. B. unser Kis folgende zwey Verse der ersten Epistel im ersten Buch:

Solve senescentem mature sanus equum, ne
Peccet ad extremum ridendus, et ilia ducat

in vier gereimten Versen (S. 26.):

„Ha eszed van, Kíméld a' tsúftól magadat,
Botsássd nyúgalomra jókor vén lovadat,
Ne hogy azon pályán, hol egykor fejedre
Borostyánt nyert, utóbb váljék szégyenedre."

Voss sah sich in seiner Uebesetzung zu solchen Ausdehnungen und Umschreibungen nicht veranlasst.

Hr. Kis nahm sich bey seiner ungrischen Uebersetzung Wielands deutsche Uebersetzung der horazischen Episteln zum Muster, und folgte ihr auch hin und wieder in der Uebertragung. Ein besseres Muster wäre unstreitig Vossens im Jahre 1806 erschienene Uebersetzung des Horaz gewesen; denn so schätzbar auch Wielands nicht gereimte Uebersetzung ist, so steht sie doch der Vossischen an Treue weit nach. Sie enthält oft nur — wenn gleich meistens vortreffliche — Nachbildungen, nicht eine eigentliche Uebertragung des Originals; der Uebersetzer muss aber den alten Dichter wieder geben, nicht wie er jetzt unter uns und in unserer Sprache schreiben würde, sondern wie er damals schrieb, also nicht trockener und schwerer, aber auch nicht launiger und leichter. Und Herr Kis ist in dieser Hinsicht in Wielands Fusstapfen getreten.

Diese Missgriffe (nach Recensentens Ueberzeugung) abgerechnet, ist die vorliegende ungarische Uebersetzung der horazischen Episteln alles Beyfalls und aller Empfehlung werth, und als eine wahre Bereicherung der ungarischen Philologie und Literatur anzusehen. Rec. wünscht die baldige Erscheinung des zweyten Bandes.

Die gelungene ungarische Uebersetzung der geistreichen Wielandischen Anmerkungen sind eine schätzbare Zugabe. Auch die lesenswerthen Einleitungen sind nach Wieland.

Schade, dass dieses auch für die Bibliotheken der ungarischen Magnaten geeignete Werk in der Oedenburger Buchdruckerey auf schlechtem Papier ganz unelegant gedruckt worden ist. Die ungarische Orthographie ist nicht übereinstimmend. Dass man besser cs und cz als ts und tz schreibe, haben schon mehrere Kritiker erinnert.

NEUE

LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

135. *Stück, den 12. November 1810.*

LITURGISCHE SCHRIFTEN.

Versuche zur Verbesserung der Katholischen Liturgie. Erster Versuch. *Prüfung des Werthes und Unwerthes unsrer liturgischen Bücher.* Von *Anton Winter*, Prof. auf der Ludwig-Maximilians-Universität zu Landshut, und Stadtpfarrer etc. München, in Commission der Lindauerschen Buchhandlung. 1804. 8. XII und 176 S. (16 gr.)

Hr. Prof. W. fühlt, wie gegenwärtig so viele Katholiken, das Bedürfniss einer Reform der Liturgie seiner Kirche sehr lebhaft. Aber während dem Andere nur in der Stille seufzen, oder schüchtern nur vertrautern Freunden ihren Unmuth zu erkennnn geben, dass man von Seiten derer, von denen verfassungsmässig in dieser hochwichtigen Angelegenheit Hülfe kommen sollte, gar keine Anstalt dazu treffen sieht: unternimmt er es muthig, die vorhandenen Gebrechen aufzudecken, auf Fortschaffung des Zwecklosen, und noch mehr des Zweckwidrigen anzutragen, und zur Ausfüllung der, dadurch etwa entstehenden, Lücken mit wahrer Geistesnahrung Vorschläge zu thun. Sein Buch zerfällt in drey Theile. Im ersten verbreitet er sich über die vorzüglichsten, sowohl echten als unechten, Schriften von den Zeiten der Apostel bis zum Römischen Bischof Marcus, welche auf die Liturgie Bezug haben, und prüfet den Werth derselben. Im zweyten beschäftigen ihn die drey bekannten Sacramentarien des Leo, Gelasius und Gregor des Gr. Man sieht, dass der Inhalt dieser beyden Theile ausser den, durch den Titel bestimmten, Grenzen seiner Schrift liegt. Hr. W. aber glaubte in das graueste Alterthum zurückgehen zu müssen, um die Richtung, welche die Römische Liturgie von ihrer Entwickelung an genommen hat, bemerkbar zu machen, und eben dadurch den Vertheidigern des Hergebrachten ihre letzte Stütze, das vorgebliche Alterthum, zu entreissen. Kenner eines Muratori, Mabillon, Bingham u. s. w. werden jedoch nichts Neues darin finden, ausser dass das Leoninische Sacramentarium aus nicht unwichtigen Gründen dem Leo abgesprochen, und für ein Product erklärt wird, welches unter dem Papste Marcus im Jahre 336. zusammengetragen, und in der Folge durch mehrere seiner Nachfolger interpolirt und vermehrt worden ist.

Der dritte Theil endlich enthält eine Kritik der liturgischen Bücher, welche seit der Reformation in der kathol. Kirche eingeführt worden, und noch heut zu Tage im Gebrauche sind; nämlich das Missal, Ritual und Brevier. Letzteres, als Erbauungsbuch des Geistlichen, gehört nicht hierher; ausser in sofern, als nach demselben Gottes Lob öffentlich angestimmt und die Gemeine erbaut werden soll. Das bemerkt Hr. W. selbst, und dennoch trifft in der Folge seine Kritik das Brevier nur in ersterer Eigenschaft. Doch abgesehen davon, so ist sein Urtheil über dieses Buch, so wie über das Missal und Ritual, sehr treffend, und jeder unbefangene Geistliche wird dasselbe um so lieber unterschreiben, je öfterer er auf Bemerkungen stösst, die sich ihm selbst bey vorschriftmässiger Verrichtung liturgischer Handlungen mehr als einmal unwillkürlich aufgedrungen haben. Damit soll jedoch nicht gesagt werden, dass der Hr. Verf. manche zu hart und derb ausgedrückte Stelle nicht milder und schonender hätte ausdrücken können und sollen. Aeusserungen, wie S. VIII gegen das Ende, und S. 127 werden gewiss nicht für ihn und seine Sache einnehmen. Was §. 56. als erster Beweis steht, dass es dem Verfasser des Rituals an Kenntniss der Physik gebrach, würde Hr. Winter schwerlich angeführt haben, wenn er mit mehrern Erfahrungen bekannt wäre, die das dort angezogene Axiom der Aerzte zweifelhaft machen, oder wenigsten modificiren.

Die Ideen zur Umbildung des Unzweckmässigen und Zweckwidrigen sind von S. 146 bis 176

aufgestellt. Entschlossen, eine Theorie der öffentlichen Gottesverehrungen, die nun schon erschienen ist, zu schreiben, glaubte Hr. W. sich hier kürzer fassen zu dürfen. Seine Vorschläge gehen dahin, das Messbuch Theilweise, und das Ritual ganz zu reformiren; das Brevier aber abzuschaffen, und demselben die Lectüre der heil. Schrift zu substituiren, wozu denn Rec. mit voller Beystimmung sein „Amen!" sagt.

Es war vorauszusehen, dass ein solcher Angriff auf die eingeführten liturgischen Bücher gewissen Lesern ein Gräuel seyn würde. Einer derselben machte seinem gepressten Herzen Luft durch

Zwey Worte an den Reformator der katholischen Liturgie, oder: *Prüfung des ersten Versuches zur Verbesserung* u. s. w. Geschrieben in der Hollathau in Baiern. 1808. 8. 23 S.

worin, nach der bescheidenen Meynung des Verfs., nichts Geringeres „handschriftlich erwiesen wird," als dass der Prof. Winter „ein Erzketzer sey, weil sein Werk nicht nur 2, 3 oder 4 Ketzereyen, sondern fast alle wieder auftischet, welche von den Aposteln, Kirchenräthen und von der heil. katholischen Kirche durch alle Jahrhunderte sind verdammt und verworfen worden."

Eine Schrift, wie diese, zu widerlegen, wäre überflüssig gewesen, da sie diesen Dienst in den Augen eines jeden Unbefangenen sich selbst leistet. Indessen mag es doch mancher Leser wegen bedenklich geschienen haben, sie ganz unbeantwortet zu lassen, und die „Zwey Worte" veranlassten einige Gegenworte unter dem Titel:

Verketzerung im neunzehnten Jahrhunderte, oder: *Geheime Correspondenz zwischen dem Verfasser der Schrift: Zwey Worte an den Reformator u. s. w. dem Tit.* Hrn. *S. Winter*, kön. baierisch. geistl. Rathe und churkölnischen Hofkapellan in Alten-Oettingen, und *Gabriel Himmelschlüssel*, dessen wohlbestelltem Agenten in Landshut; von einem *Freunde der Wahrheit* zum Druck befördert. Geisenhausen, unweit der Hollathau im Isarkreise. 1810. 8. 38 S.

Schon dieser Titel verräth, dass der Tit. Herr S. W. mit seinen Zwey Worten hier persiflirt wird.

Ohne sich durch das Geschrey derer irre machen zu lassen, die über seinen „Ersten Versuch" das Anathema aussprachen, setzte Hr. Prof. Winter auf dem einmal betretenen Wege seine Untersuchungen fort, und that neue Vorschläge in dem wichtigen Werke, zu dessen Anzeige wir jetzt übergehen:

Erstes deutsches, kritisches Messbuch. Von *V. A. Winter*, Prof. etc. München, bey Jos. Lindauer. 1810. 8. VIII u. 438 S. (1 Thlr. 8 gr.)

Nachdem der Hr. Verf. einige, dem ganzen Werke zu Grunde liegende, übrigens bekannte, philosophische Ideen über den Begriff des höchsten Wesens u. die Verehrung desselben vorausgeschickt hat, unterwirft er die Bestandtheile der Messanstalt einer Prüfung. Bey einem jeden derselben wird der Ursprung und die gesetzliche Einführung in die Römische Liturgie aus bekannten Schriften nachgewiesen, und dann das Verhältniss, in welchem er zum Zwecke aller äussern Gottesverehrung steht, beurtheilt. Auf diesem Wege gelangt der Leser zu einer Uebersicht des vorhandenen Guten, so wie des der Verbesserung Bedürftigen. (§. 44 — 51.) Rec. enthält sich, hier weiter ins Detail einzugehen, sondern verweiset auf das Buch selbst, welches ohnediess von Keinem ungelesen bleiben wird, den die Liturgie der katholischen Kirche interessirt.

Nachdem der Verf. das Gute und Zweckmässige von dem Schlechten und Zweckwidrigen in der Messanstalt gesondert hat, geht er S. 219 zur Umbildung derselben über, und würdiget zuerst die von Andern in dieser Hinsicht aufgestellten Ideen. Sein Urtheil ist streng; jedoch nicht ungerecht. Sodann folgen S. 270 seine eigenen Vorschläge. Diese gehen dahin, der Messe die Gestalt wieder zu geben, welche sie, den Nachrichten Justin des M. und Tertullians zu Folge, zu den Zeiten des aufblühenden Christenthums hatte, und die Entstellungen zu verdrängen, welche sich aus dem finstern Mittelalter herschreiben. Herr W. möchte die Messe gern zu einer solchen Stufe der Vollkommenheit erheben sehen, „dass sie, wie sie den Katholiken bisher schon das Heiligste war, wirklich in allen Theilen zur Heiligkeit führe; dass sie für das *non plus ultra* der religiösen Belehrung und Erbauung erkannt werden müsse." (S. VIII.) In dieser Absicht trägt er S. 305 darauf an, dass die Summe aller Messen das Jahr hindurch die ganze „Volkstheologie" (sollte wohl heissen: alle Religionswahrheiten, die in den Volksunterricht gehören) umfasse, und die einzelnen Messen sich darin verhalten, wie Theile zum Ganzen, d. h. eine jede soll eine besondere Wahrheit dem Verstande und Herzen des Volkes nahe bringen. In einer Messe nach W's. Vorschlage stehen daher alle Theile im genauesten Zusammenhange unter einander, und drehen sich um die gewählte Hauptwahrheit als um ihren Mittelpunct. Um des Verf. Ideen in ein helleres Licht zu stellen, erlaubt sich's

Rec. aus den S. 331—411 gelieferten Formularen die Skizze einer solchen Messe herzusetzen. Der Liturg beginnt die heil. Handlung mit einer Anrede, womit er die Aufmerksamkeit der Versammelten in Anspruch nimmt; und nachdem sich diese durch ein kurzes Lied in die geforderte Gemüthsstimmung zu versetzen gesucht haben, spricht Jener ein Gebet; schreitet darauf zum Verlesen der Epistellection und der Evangelienstelle fort; knüpft an diese, so wie an jene sogleich eine kurze Angabe des Inhalts, und bahnt sich dadurch den Weg zu einer Homilie, welche bey einer feyerlichen Messe nie fehlen darf. Auf die Predigt folgt unmittelbar das, damit in Verbindung stehende, Hauptgebet und Hauptlied. Ersteres nimmt die Stelle der sogenannten oratio secreta, letzteres die der Präfation des Röm. Messbuches ein. Während des Hauptliedes fällt, ohne alle weitere Auszeichnung, das Offertorium. Eine neue Anrede des Liturgen an das Volk leitet sodann die Segnung oder Consecration des Brotes und Weines ein, welche des Wechsels wegen bald laut, bald in der Stille vorgenommen wird. Die bisher gewöhnliche Elevation ist beybehalten. Nach einer kurzen feyerlichen Pause folgt ein passendes Gebet, an welches sich eine Umschreibung des Vater unser, mit steter Beziehung auf den jedesmaligen Hauptinhalt der Messe, anschliesst. Der Communion, die entweder von dem Geistlichen allein, oder mit ihm zugleich von der Gemeine unter Anstimmung eines zweckmässigen Liedes gehalten wird, muss wieder eine kleine Anrede vorangehen, und ein Gebet folgen. Hierauf wendet sich der Liturg mit dem Zuruf: die gehörten Wahrheiten zu bewahren, und Sinn und Wandel darnach einzurichten, an die Gemeine, die sich denn auch durch ein Lied von einer oder zwey Strophen dazu ermuntert und verpflichtet, und so die Gottesverehrung beschliesst.

Diese Skizze wird hinreichen, den Vorschlägen und den darnach ausgearbeiteten Formularen des Hrn. W. in den Augen aller unbefangenen Kenner des Römischen Missals den Vorzug vor diesem zuzusichern, und die Lectüre des Werkes selbst wird einen jeden überzeugen, dass in demselben bey weitem das Beste unter allem, was schon über die Umbildung der Messanstalt geschrieben worden, enthalten ist. Hieraus aber folgt nicht, dass alle Vorschläge des Hrn. W. und insbesondere die ganze Einrichtung der oben erwähnten Formulare gut zu heissen sind. Der erste Tadel trifft die darin vorkommenden, auf drey Octavseiten langen, wenn gleich an sich nicht schlechten, Gebete. Der zweyte die Zumuthung, dass der Liturg die, zwischen dem Eingangs- und dem Hauptliede von S. 362—370 vorkommenden Gebete und Lectionen nebst der Predigt; und nach dem Hauptliede beynahe eben soviel ununterbrochen vortragen soll, ohne dass das Volk seine Theilnahme auch nur Ein Mal durch irgend ein Responsorium zu erkennen zu geben angewiesen wäre. Das fällt um so mehr auf, da doch Hr. W. S. 432 selbst sagt: „dass das Volk an einer Andacht, wobey der Mund nicht beschäftigt ist, wenig Geschmack findet; und in seinen Gedanken so leicht der Zerstreuung Preis gegeben wird, wenn man dessen Aufmerksamkeit nicht zu Zeiten weckt." Um das endlose Sprechen des Liturgen zu unterbrechen, dürfte ja nur das Volk, der schönen Sitte des Alterthums gemäss, den Chor bilden, und nach jedem Gebete, nach jedem Zurufe seine Beystimmung durch einige Worte zu erkennen geben. In gleicher Absicht könnte auf die Predigt unmittelbar das Hauptlied folgen, und das Hauptgebet die Stelle der Präfation vertreten. Diese Stellung beyder lässt sich eben so gut rechtfertigen, als die von dem Hrn. Verf. beliebte.

Bey dem Streben in die Theile der Messe Einheit zu bringen, und auch das Vater unser mit Beziehung auf die jedesmalige Religionswahrheit, welche den Stoff der Messe ausmacht, zu umschreiben, ist das Gezwungene sehr merkbar, wie einen jeden auch nur ein flüchtiger Blick auf S. 304 überzeugen wird. Die Feyer des heil. Abendmahls aber ist noch viel zu isolirt stehen geblieben. Da in ihr so viel Belehrendes, Ermunterndes und Tröstendes liegt; da sie bald an den Grund unsers Glaubens lebhaft erinnert; bald unsere Hoffnungen belebt, die Thätigkeit anspornt, und derselben eine bessere Richtung gibt: so bietet sie Seiten genug dar, von welchen aus sie sich mit jeder Religionswahrheit in Verbindung setzen, und in jeder Messe das Gesetz der Einheit befolgen lässt.

Für unzweckmässig und überflüssig hält es Rec., dass Hr. W. immer durch seinen Liturgen der Gemeine anzeigen lässt, welches Lied sie gemeinschaftlich singen wollen, da diese durch in der Kirche aufgehängte Tafeln zu derselben Notiz gelangen kann. Der Effekt ist weit grösser, wenn die ganze Versammlung, ohne vorher erst wie ein Schülerhaufe die laute Weisung erhalten zu haben, mit einer Liederstrophe einfällt, und dadurch ihre Einstimmung in das, was gebetet wurde, oder ihren Vorsatz, den an sie ergangenen Aufforderungen zu entsprechen, oder ihre Empfindungen beym Ueberdenken einer Wahrheit ausdrückt.

Einer besondern Beurtheilung der W'schen Privatmesse glaubt sich Rec. überheben zu können, da sie mit einigen Auslassungen und Abkürzungen der feyerlichen durchaus ähnlich ist. Was der Vf. über den, nach dem Muster der vier Patriarchalkirchen zu Rom einzurichtenden, Altar, über Messkleider, Lichter und Räucherwerke sagt, muss dem Leser zum Nachschlagen überlassen bleiben. Auch die Bemerkungen muss Rec. unterdrücken, die sich

ihm über die Unfreundlichkeit, mit welcher Herr W. die Fürbitten für Lebende und Todte, so wie die Sammlungen für die Armen während der Messe anzusehen, und ihnen kaum einen Platz mehr gönnen zu wollen scheint; und über die jedesmalige Auslassung der Worte: wie wir vergeben unsern Schuldigern, im Gebete des Herrn, aufdrängen, weil diese Anzeige ohnediess schon zu lang geworden ist. Ob der Singechor, die Kirchenmusik und das deutungsvolle Symbol des Besprengens mit Wasser vor den Gottesverehrungen auch verbannt werden sollen, und ob es nicht räthlich wäre, dass der Liturg manches Gebet, z. B. das Hauptgebet sänge: darüber wird sich Hr. W. wohl noch in Zukunft erklären. Möge er übrigens in den hier angeführten Ausstellungen nicht ein unbilliges Verkennen seines Verdienstes, sondern das Streben erblicken, mit ihm vereint einer, den Katholiken ehrwürdigen, liturgischen Anstalt eine höhere Vollkommenheit zu geben!

Allgemeine Gottesdienstordnung für alle rheinische Bundeslande des Bisthums Konstanz, mit einer vorausgeschickten kurzen Abhandlung über die wahre Ansicht der Religion. Den Herren Geistlichen des Herzogthums Nassau zur Beherzigung. (Ohne Druckort.) 1810. kl. 8. 32 S. (3 gr.)

Der Zweck der, S. 16—32 abgedruckten, Verordnung ist die öffentliche Gottesverehrung dem Geiste des Christenthums gemässer einzurichten, den Mechanismus daraus zu verdrängen, und sie zu echten Belehrungs- und Erbauungsanstalten umzuschaffen, so weit eine untergeordnete geistliche Behörde in ihren beschränkten Verhältnissen dieses vermag.

Die vorangeschickte kurze Abhandlung über die wahre Ansicht der Religion enthält, wie S. 2 eingestanden wird, nichts Neues. Sie wurde geschrieben, um mit dem Verf. gleichdenkende Amtsbrüder aufzufordern, ihre hellern Einsichten in ihren Umgebungen zu verbreiten, und für die gute Sache recht Viele zu gewinnen.

ENGLISCHE SPRACHE.

Wörterbuch über Goldsmith's Vicar of Wakefield, welches Sprache und Sachen vollständig erklärt. Von *J. B. Frise*. Altona, bey Joh. Friedr. Hammerich, 1810. II u. 268 S. 8. (16 Gr.)

Unter allen Werken englischer Schriftsteller ist Goldsmith's Landprediger von Wakefield wohl dasjenige, das von denen, die die englische Sprache erlernen wollen, am häufigsten gelesen wird; ein Vorzug, den es sowohl seiner classischen Sprache wegen, als auch wegen seines Inhalts verdient, von jedem, der für treue Charakterschilderungen des häuslichen Lebens, aus der Natur selbst geschöpft, Sinn hat. Indessen ist keine von den vielfachen Ausgaben dieses Werks mit einem solchen Wortregister versehen, welches dem Lernenden, ohne Beyhülfe eines Wörterbuchs, über Alles hinlängliche Auskunft geben könnte. Auch würde ein Wortregister dieser Art an Umfang dem Werke selbst gleich kommen, und sich daher besser zu einem für sich bestehenden Buche eignen. Hr. F. hat daher nichts Ueberflüssiges zu thun geglaubt, wenn er für dieses so häufig gelesene Werk ein eigenes Wörterbuch bearbeitete, welches nicht nur über alle darin vorkommende Wörter, sondern auch über die Sachen vollständige Erklärungen enthielte. Man muss auch gestehen, dass, wenn auch ein eignes Wörterbuch für Goldsmiths berühmten Roman nicht durchaus nothwendig seyn sollte, es doch Anfängern, da es sehr reichhaltig ist, eine Zeitlang ein grösseres allgemeines Wörterbuch entbehrlich machen kann. Auch werden sie bey diesem hier, ausser den Worterklärungen, die meistentheils ausführlicher sind, als sie es in einem allgemeinen Wörterbuche seyn können, noch den Vortheil der Sacherklärungen haben, der natürlich, bey einem Wörterbuche, nur für die Sprache im Allgemeinen bestimmt, wegfallen muss. Da der Verf. in diesem Wörterbuche den Sacherklärungen oft eine grössere Ausdehnung gibt, als sie für den Leser des Vicar of W. zum Verständniss des Gelesenen gerade nöthig wäre, (z. B. in dem Artikel Aesop und einigen andern,) so wäre zu wünschen gewesen, dass nicht hin und wieder manches unerklärt geblieben wäre, wo der Leser eben so sehr, als bey den Artikeln, welche Erklärungen von schon mehr bekannten Dingen enthalten, (z. B. America, Amsterdam u. a.) oder wohl noch mehr, als bey jenen, Auskunft zu haben wünschte. So ist z. B. im 6ten Cap. des Vicar die Stelle: (Mr. Burchell) —— gave the children the story of the Buck of Beverland, with the history of Patient Grissel, the adventures of Catskin and then Fair Rosamond's bower, wo der Leser, dem es auch um Sachen, und nicht um die Worte allein zu thun ist, gewiss im Wörterbuche nachschlagen wird, um zu erfahren, was für Volksmährchen hier Mr. Burchell wohl erzählt haben möge, aber durchaus keine Erklärung darüber finden wird. Nur bey dem Art. Rosamond steht „Tochter des Walther von Clifford unter Heinrich dem Zweyten." Indessen, da einige Ausgaben des V. o. W. in den Anmerkungen wirklich Notizen über die in der angeführten Stelle erwähnten Volksmährchen enthalten, so konnten sie hieraus in das Wörterbuch übergetragen werden. Eben so ist im 7ten Cap., wo Mr. Thornhill

sagt: strike me ugly, if I should not find as much pleasure in choosing my mistress by the information of a lamp under the clock at St. Dunstan's, in dem Wörterbuche keine Erklärung der Worte by the information — Dunstan's zu finden, denn die Notiz, dass Dunstan Erzbischof von Canterbury war u. s. w., trägt zum Verständniss der Worte hier nichts bey. Allein auch diess findet man bereits in den Anmerkungen einiger Ausgaben erklärt, indem Mr. Th. hier auf eine Gegend von London wo Priesterinnen der Venus volgivaga sich versammeln, unter denen er lieber beym Schimmer einer Lampe seine Geliebte wählen wolle. — Bey den Worterklärungen wird man selten eine Bedeutung vermissen, welche ein Wort haben kann, und diejenigen Redensarten, in welchen das Wort einen eignen Sinn hat, sind immer dabey mit angeführt. Die Erklärungen mancher Wörter sind, wo es die Natur der Sache erforderte, zugleich mit Sacherklärungen geworden, als in den Artikeln: Gentleman, Gentry, Lord (bey welchem letztern indessen doch die Bedeutung, *der Herr*, in sofern es *Gott* bezeichnet, und in der es im theologischen Style doch häufig vorkömmt, weggelassen ist:) Feeder, (wo aber ohne Zweifel der Mann, der Hrn. Thornhills Jagdhunde zu füttern hatte, nicht aber ein Fütterer seiner Streithähne zu verstehen ist, indem nirgends von Herrn Th. gesagt wird, dass er Streithähne gehalten habe). — Noch wäre wohl zu wünschen, dass die Wörter in diesem Wörterbuche mit Accenten, und bey den schwierigsten mit beygesetzter Aussprache, oder auch mit einer Einleitung zum richtigen Aussprechen versehen seyn möchten, wodurch es an Brauchbarkeit sehr gewinnen, und dem Lernenden eine Erleichterung mehr gewähren würde, um unter der Leitung eines richtig aussprechenden Lehrers, der ihm sagt, wie er ein so oder so betontes Wort auszusprechen habe, schnellere Fortschritte in einer reinen und richtigen Aussprache zu machen. — Am Ende sind zwey Anhänge in engl. Sprache beygefügt; der erste zur Erklärung der Stelle, wo im 4ten Cap. von den Landleuten des Orts, wo D. Primrose als Pfarrer hinging, gesagt wird: (they) sent true love-knots on Valentine morning, und der zweyte über den Ausdruck: to throw the house of the window.

Englische Chrestomathie, mit einer grammatischen Einleitung und einem Wörterbuche, von *Friedr. Ludw. Andr. Regel*, Prof. am Gymnasium zu Gotha. Gotha, in der Ettingerischen Buchhandlung, 1810. IV und 516 S. in 8. (1 Thlr. 12 Gr.).

Gegenwärtiges Lesebuch ist nicht bloss für die Bedürfnisse des ersten Anfängers berechnet, sondern soll vorzüglich, der Absicht des Verf. zufolge, als eine Art von Cursus, zunächst für das Gymnasium in Gotha dienen, um dadurch den Lernenden in den Stand zu setzen, ohne weitere Beyhülfe eines Lehrers jedes englische Werk zu lesen. Voran geht eine grammatische Einleitung (S. 1—14.), welche aber, wenn sie die Stelle einer Sprachlehre ersetzen soll, etwas zu kurz seyn dürfte. Doch ist sie, wegen der darin enthaltenen Paradigmen der Declinationen und Conjugationen, beym Gebrauche des Lesebuchs für Anfänger sehr nützlich, nur hätten billig die abweichenden Zeitwörter nicht gar zu kurz abgefertigt, und ein Verzeichniss davon, das doch nur ein Paar Seiten einnehmen konnte, zum Nachschlagen beygefügt werden. Zwar findet man sie im Wörterbuche, und dabey die abweichenden Zeiten angegeben, allein eine solche Tabelle würde die Uebersicht derselben sehr erleichtern, und sehr viel dazu beytragen, sie schneller dem Gedächtniss einzuprägen. — Die Stücke zum Lesen (S. 15—330.) sind durch Mannichfaltigkeit unterhaltend und durch ihren Inhalt anziehend. S. 1—226. sind prosaische Aufsätze, S. 227—330. Stücke aus englischen Dichtern. Die erstern enthalten: Gullivers Reise nach Lilliput und Brodingnag, einige morgenländische Erzählungen, Anekdoten, einige Briefe der Lady Montague, Roderick Randoms Reise nach London, Bruchstücke aus Mungo Parks Reise in Afrika, aus Stedmanns Bericht eines Kriegszugs gegen die aufrührerischen Neger in Surinam; Briefe des Lord Chesterfield, Kaiser Diocletians Thronentsagung aus Gibbon, Karls des V. Thronentsagung von Robertson, Contrast des Land- und Stadtlebens aus Humphry Clinker, von Smollet; eine Predigt von Hugh Blair über die Pflichten junger Leute, und einige Stücke aus Ossian. Die letztern enthalten: Balladen, Oden, Fabeln von Addison, Goldsmith, Gay, Collins, Percy, Akenside, Broome u. a. Schäfergedichte von Pope; der Winter, von Thomson, aus Youngs Nachtgedanken die erste Nacht; einige Scenen aus Hamlet. Das Wörterbuch S. 331—516. ist, ungeachtet des beschränkten Raumes, sehr reichhaltig; auch sind darin mehrere Idiotismen der englischen Sprache angeführt. Die Einrichtung, dass zusammengesetzte Wörter, die man sogleich versteht, wenn man die einfachen Wörter, aus denen sie bestehen, kennt, daraus weggelassen sind, machte es möglich, eine grosse Zahl von Wörtern darin aufzunehmen. Bey dieser Einrichtung des Buches wird die Absicht des Verfs. nicht verfehlt werden, und es verdient eine möglichst weite Verbreitung.

Englischer Dollmetscher, nebst einer kurzgefassten englischen Grammatik zum Selbstunterricht für Deutsche (,) welche in Ermangelung eines Lehrers diese Sprache gründlich und bald erlernen

wollen. Nebst Anhang einiger Gespräche. Sechste Ausgabe, gänzlich umgearbeitet, vermehrt und verbessert von *J. A. Fahrenkrüger.* Hamburg, bey J. G. Gundermann, 1810. 318 S. 8. (10 Gr.)

Da Rec. die frühern Ausgaben nicht zur Hand hat, so kann er nicht entscheiden, welche Vorzüge gegenwärtige Ausgabe vor den vorhergehenden hat. Indess ist dieses Buch in seiner jetzigen Gestalt seinem Zwecke so sehr entsprechend, dass es gewiss Jeder, der sich desselben sowohl zur Selbstbelehrung, als auch zum Unterricht Anderer bedienen will, mit vielem Nutzen gebrauchen wird. Es enthält S. 1—22. die Regeln der Aussprache, dann S. 23—205. einen Auszug der nothwendigsten Wörter aus Walker's pronouncing dictionary mit beygefügter Bedeutung und Aussprache jedes einzelnen englischen Wortes, die zugleich mit Accenten bezeichnet sind. Hierauf folgt S. 206—288. die eigentliche englische Grammatik, und endlich S. 289—318. englische und deutsche Gespräche. Man sieht hieraus, dass fast zwey Drittheile des Buchs dazu bestimmt sind, die richtige Aussprache zu lehren, eine Sache, die auch bey der englischen Sprache fast noch mehr Mühe und Fleiss erfordert, als die Erlernung der Sprache selbst. Vorzüglich wird das Wörterbuch dem, der im Allgemeinen die englische Aussprache kennt, sehr nützlich seyn. Allein mit den Lauten der englischen Sprache vertraut muss er schon seyn, denn auch die sorgfältigste Anweisung zu einer richtigen Aussprache kann, ohne mündlichen Unterricht, nie den, der das Englische bloss durch eigenen Fleiss, ohne Lehrer, lernen will, dahin bringen, es auf eine, dem englischen Ohre erträgliche oder verständliche Weise auszusprechen. Der Verf. sagt selbst (S. 3.), dass „die engl. Sprache eine eigene Biegsamkeit der Organe erfordere, die nur durch lebendige Muster, nicht durch todte Buchstaben, den zum Zweck dienenden Ausdruck erhalten." Eben deswegen, dünkt uns, müssten in einer Anweisung zur richtigen Aussprache einer jeden fremden, vorzüglich aber der englischen Sprache, die Zahl der verschiedenen Laute, die jeder Vocal, Diphthong und Consonant hat, bestimmt, englische Wörter als Beyspiele, in denen sich diese verschiedenen Laute finden, aufgestellt, und dann für jeden derselben ein festgesetztes Zeichen gewählt seyn, wobey man jene Laute auch durch ähnliche, im Deutschen vorkommende, erläutern kann, die wahre Aussprache davon aber dem Munde eines geübten Lehrers überlassen muss. Kennt nun der Lernende den Laut, den die gewählten Zeichen ausdrücken, so kann er nun, ohne weitere Beyhülfe eines Lehrers, die Wörter in einem Wörterbuche, wo die Aussprache durch jene Zeichen bestimmt ist, richtig aussprechen lernen. So könnte man z. B. das breite englische a in all durch *ah*, das breite o, das zwischen a und o lautet, als in forty durch åh u. s. w. unveränderlich bezeichnen. Der Vf. hingegen versucht, wie es in den meisten Sprachlehren geschieht, die englischen Laute durch ihnen möglichst nahe deutsche Laute darzustellen, wobey dann oft dieselben deutschen Buchstaben, besonders in dem Wörterbuche, ganz verschiedene Laute ausdrücken müssen. So ist z. B. all durch *ahl* und forty durch *fahrti* bezeichnet, da *ah* im erstern ganz anders, als im letztern lautet. — In der Grammatik (Seite 206—238.) ist zwar der syntaktische Theil von dem etymologischen getrennt, doch sind auch in diesem einige Bemerkungen, — z. B. über den Gebrauch des Artikels, über die Verbindung des Zahlwortes one mit dem Adjectiv, um die Wiederholung eines vorhergegangenen Substantivs zu vermeiden —, welche wohl besser in dem syntaktischen Theile Platz gefunden hätten. Die abweichenden Zeitwörter sind in Classen abgetheilt, so dass dadurch die Uebersicht derselben erleichtert wird, und dann folgt ein alphabetisches Verzeichniss derselben zum Nachschlagen. — Die Gespräche (S. 239—318.) sind sehr gut gewählt, indem sie sich über die im täglichen Umgange am meisten vorkommenden Gegenstände verbreiten, und vorzüglich gute Belehrungen über manche Eigenheiten der Umgangssprache, die man oft in Sprachlehren vergebens sucht, enthalten; z. B. über den Gebrauch von Mr., Sir, gentleman, lady, Madam, Miss u. s. w. — Druckfehler sind uns nur wenige, und nicht bedeutende, aufgefallen. In den Regeln der Aussprache S. 2. Z. 18. v. u. steht: o laute wie *uh*, wenn es lang ist, ohne Zweifel auch nur ein Druckfehler für *oh*. — Hr. Fahrenkrüger hat übrigens im Int. Bl. der Jen. Lit. Zeit. 1810. St. 48. S. 381 f. dagegen protestirt, dass sein Name auf den Titel dieses Buchs gesetzt worden ist, und erklärt, dass er keinen Antheil an dieser neuen Ausgabe habe.

ÖKONOMIE.

Praktisch - zweckmässiges Verfahren bey Anlegung lebendiger Hecken, zur Beherzigung für sämmtliche Landwirthe; von *R—i—r* (Richter). Eisenberg, in der Schöne'schen Buchhandlung, 1809. 52 S. 8. (4 Gr.)

Recens. nahm vorliegende Broschüre mit der gerechten Erwartung zur Hand, darin eine zweckmässige Abhandlung in bündiger Kürze über den im Titel berührten Gegenstand zu finden. Die Literatur der Landwirthschaft hat darüber, unsers Wissens, noch kein wirklich zweckmässiges Büchlein, was sehr viel Gutes bewirken müsste. Allein der Vf.

der gegenwärtigen Schrift hat auf keinen Fall das allgemeine Bedürfniss befriediget. Wir wollen dieses Urtheil beurkunden. Das erste Capitel: „Beschaffenheit des Bodens und (der) Lage, in welcher verschiedene Arten Gesträuche am vortheilhaftesten anzuwenden sind." S. 2. wird behauptet, dass der Schwarzdorn nur in fetter und im hohen Grade trockner und loser Dammerde wachse. Diess widerspricht der gemeinsten Erfahrung. Recensent könnte selbst viele Plätze nachweissn, wo diese Strauchart an sumpfigen und oft der Ueberschwemmung ausgesetzten Standörtern sehr freudig wächst. Auch führt, nach Linné, der Schwarzdorn nicht den Namen Crataegus Aria, sondern Prunus spinosa. S. 3. Recens. kann aus eigener Erfahrung dem Verf. sagen, dass seine grosse Besorgniss, das junge Laub sey dem Viehe todtschädlich, ungegründet sey. — Genista germanica kann keinesweges als Zaunpflanze empfohlen werden. Eben so wenig auch der Brombeerstrauch, Rubus fruticosus L. Vielleicht meynt der Vf. eine andere Pflanzenart. — An nassen Orten wird eine Weidenart jedesmal einen bessern Zaun geben, als die Erle (Betula alnus L.). Die Buche heisst nicht Fagio silvatica, sondern Fagus silv.; auch kann es gar nicht die Rothbuche seyn, welche hier gemeynt ist, sondern die Hain- oder Weissbuche, Carpinus Betulus L. Cap. II. S. 6. „Bequeme Jahrzeit beym Verpflanzen." Der frühe Herbst sollte deswegen zum Pflanzen gewählt werden, damit die lose Erde, ehe der Frost eintritt, sich an die Wurzel legen könnte. Dagegen leiden die im Frühjahr gesetzten von der Frühlings- und Sommerhitze. Es ist aber übertrieben, wenn die im Frühjahr gepflanzten Hecken gegen die im Herbst gepflanzten um 2 Jahre später brauchbar werden sollen. Der Nachtheile, welche den Herbstpflanzungen zu Theil werden, ist keine Erwähnung geschehen. Cap. III. S. 8. „Verfahren beym Anziehen der Straucharten in der Pflanzschule." Ist wörtlich aus Andersons Versuchen aufgenommen. Cap. IV. „Anleitung, junge Weissdorn aus Saamen zu ziehen, und die beste Manier, selbige zu Hecken anzupflanzen." Ist gut und gehört wörtlich F. C. Bose. Cap. V. „Verschiedene Manieren, Hecken zu setzen." Man richtet sich nach der in einer Gegend gewohnten Manier. So legt man die Setzlinge auf Erdschollen in horizontaler Richtung, und bedeckt sie auf einige Zoll mit Erde, damit die Schösslinge desto kräftiger durchkommen. Eine Bedingniss hiebey ist, dass diese Erde trocken und fruchtbar sey. — Den Hagedorn pflanzt man nicht nur auf aufgeworfene Dämme oder sogenannte Bänke, sondern auch in Vertiefungen, d. i. grabenartigen, seichten Aushöhlungen. Diese Manier ist in einem trockenen, und jene in einem feuchtern Boden zu empfehlen. Die *Middletonsche* Manier, welche eben so gut auch die deutsche heissen könnte, besteht darin, dass man die Setzlinge in 2 Reihen, 1 bis 2 Fuss von einander pflanzt. Davon alle 5 bis 6 Jahre eine Reihe abzuschneiden, ist nicht nöthig, würde nur stets einen lichten Zaun bewirken. — Die Weite von 6 bis 7 Zoll wird in der Regel die richtigste seyn. Allerdings müssen die neuen Anlagen gegen die Anfälle des Viehes geschützt werden; aber wie der Verf. anräth, besondere Zäune zu machen, ist zu kostspielig, man erlangt den Zweck wohlfeiler, wenn man Dorngebüsch anheftet. Cap. VI. „Ueber das Beschneiden und Abstutzen der Hecken." Der Vf. hält das Beschneiden der Hecken für dem Wachsthum nachtheilig, und meynt, es wäre bloss fürs Auge. Diess können wir ihm im Allgemeinen aber keinesweges zugeben, ob wir ihm gleich Ausnahmen zu Gute rechnen. Ein unbeschnittener Zaun breitet sich weit aus, nimmt viel Raum weg und wird Stellenweise lichte. Aber darin stimmen wir wieder mit dem Verf., dass der Sommer die unrichtigste Zeit sey, Hecken zu beschneiden. Der beste Schnitt oder Form des Zauns ist, wenn dieser unten breit und nach oben zu schwächer wird. Denn dadurch bekommen alle Aeste und Zweige Raum. Das Abhauen, so wie das Niederlegen der Hecken ist nicht verwerflich, sondern in manchen Fällen sehr anzurathen. Im Cap. VII. „Verfahren, alte Hecken zu erneuern" wird dagegen dieser Methode wieder das Wort geredet. Cap. VIII. „Verfahren bey Anlegung der Hecken von Weiden oder andern Wasser liebenden Straucharten." Es sind 32 Weidenarten fast nur dem Namen nach verzeichnet, und ausser den Weiden ist nicht eine einzige Strauchart genannt, wie man doch nach der Ueberschrift erwarten sollte. Ueberhaupt dürfen wir die Bemerkung machen, dass der Titel und die Ueberschrift der Capitel ungleich mehr andeuten, als man findet. Auf die Art Bücher machen, kann nicht schwer halten, aber sie können auch nur an denen Käufer finden, die sich durch Titel und Buchhändler-Anzeigen verleiten liessen.

M E C H A N I K.

Beschreibung der verschiedenen Zeichnen- und vorzüglich beym Bergbau nöthigen Vermessungs-Instrumente; von *J. G. Studer*, königl. Sächs. Hof- und Münzmechanikus. Dresden, in Commiss. der Arnoldischen Buchhandlung, 1810. 110 S. mit 8 Kupfertafeln. (2 Thlr.)

Das Buch zerfällt in zwey Abschnitte und einen Anhang. Im ersten beschreibt der Vf. sowohl die zu geometrischen Zeichnungen nothwendigsten, als auch einige andere zu Verzeichnung und Abtra-

gung grosser Pläne bequeme Instrumente, als: Stangenzirkel, Federzirkel, Transporteur mit Regel und Nonius, ein aus Breithaupts Magazin für das Neueste der Mathematik entlehntes Instrument zu Ziehung kleiner Zirkellinien, ohne den Mittelpunct einstechen zu dürfen, ein von dem Verf. erfundenes Abtrage-Instrument u. e. a. Da die meisten dieser Instrumente theils schon hinlänglich bekannt, theils so einfach sind, dass man schon durch die blosse Anschauung der Abbildung einen ziemlich deutlichen Begriff davon erhält, so hat der Verf. die Beschreibung derselben sehr kurz gefasst, und sich vorzüglich auf Aufzählung der nothwendigen Eigenschaften derselben, wenn sie ihre Dienste gehörig leisten sollen, beschränkt. Diese Kürze gilt überhaupt von dem ganzen Buche, wie man schon aus der geringen Bogenzahl abnehmen kann. Indessen sind die Beschreibungen so, dass sie, verbunden mit den gut gezeichneten und gestochenen Abbildungen, Lesern, denen Instrumentalkenntnisse nicht ganz fremd sind, wohl genügen können; und für andere Leser möchte es überhaupt schwer seyn, Instrumente zu beschreiben.

Da man sich bey bergmännischen Vermessungen vorzüglich der Magnetnadel bedient, so beginnt der zweyte Abschnitt (S. 44 — 104.) mit einer kurzen Abhandlung über den Magnet im Allgemeinen, der Aufzählung der nöthigen Eigenschaften einer guten Magnetnadel und der Beschreibung des Verfahrens, wodurch man der Nadel die magnetische Kraft mittheilt. Hieran schliesst sich nun die umständliche Beschreibung des Grubencompasses, nebst Vorschriften zur Berichtigung desselben, die Beschreibung eines vollständigen Markscheideinstrumentes und des Winkelweisers. Da der Verf. die Eisenscheibe schon an einem andern Ort beschrieben hat, so ist sie, so wie ihr Gebrauch, in dieser Schrift kurz abgehandelt; da sie aber ziemlich einfach und die Abbildung gut ist, so reicht die Beschreibung wohl hin, um sich einen allgemeinen Begriff davon zu machen. Den Beschluss macht die Beschreibung eines grossen, im strengsten Sinn freylich nicht unter die bergmännischen Instrumente gehörigen, von dem Verf. für das königl. Sächs. Ingenieurcorps verfertigten Nivellirinstrumentes, dessen Bau sehr zweckmässig ist. Weniger, als alles Vorhergehende, hat dem Rec. die den Anhang (S. 105 — 110.) ausmachende Beschreibung der Probierwage befriedigt. Abgerechnet, dass wohl schwerlich ein Künstler durch diese Beschreibung in den Stand gesetzt werden wird, eine gute Wage zu verfertigen, welches doch der Zweck des Verf. zu seyn scheint, so ist das beschriebene Instrument auch vermöge seiner Construction den Wirkungen der Elasticität zu sehr unterworfen; ein Nachtheil, der zwar den Gebrauch jeder Wage beschränkt, auf dessen Verminderung aber bey dieser Wage gar keine Rücksicht genommen ist. Auch ist es unrichtig, wenn Herr St. es für unmöglich erklärt, eine Wage, bey welcher die Zunge unterwärts steht, eben so empfindlich zu machen, als bey umgekehrter Lage derselben, weil im erstern Falle die Zunge immer als Pendel wirke. Allein die grössere oder geringere Empfindlichkeit einer Wage hängt, wie bekannt, bey möglichst verminderter Reibung blos von der gegenseitigen Lage des Schwerpunctes und des Aufhängungspunctes ab, und die Entfernung dieser beyden Puncte von einander kann durch eine gehörige Vertheilung der Masse des Wagebalkens in beyden Fällen gleich gross gemacht werden.

Kurze Anzeige.

Reise um die Welt in den Jahren 1803. 1804. 1805. und 1806. auf Befehl Sr. kais. Majestät Alexanders I. auf den Schiffen Nadeshda und Newa, unter dem Commando des Capitains von der kais. Marine *A. J. von Krusenstern.* Zweyte rechtmässige, mit Bewilligung des Verf. veranstaltete und mit dessen Bildniss gezierte, *wörtlich* nach dem Original gedruckte Ausgabe. Berlin, bey Haude und Spener, 1811. XLII. 450 u. 10 S. Taschenf. (1 Thlr. 18 gr.)

Da die St. Petersburger Ausgabe bereits St. 127. angezeigt worden ist, die ihres hohen Preises wegen nur für Bibliotheken und Käufer, welche an Prachtausgaben Vergnügen finden, bestimmt war, so dürfen wir jetzt nur anzeigen, dass dieser, unter Genehmigung des Verfs. mit kleinern, aber sehr lesbaren Lettern, geschmackvoll veranstaltete wörtliche Abdruck für das minder begüterte aber wissbegierige und leselustige Publicum gemacht worden ist, und dass er noch das von Bollinger sehr ähnlich gestochene Portrait des Verfs., welches dieser den Verlegern zu diesem Behufe geschickt hatte, als Zugabe enthält. Der zweyte Theil wird mit der Originalausgabe zugleich erscheinen, indem die Verleger die einzelnen Bogen derselben, so wie sie aus der Presse kommen, von St. Petersburg erhalten. Hoffentlich wird man dieser Ausgabe nicht die Charten und übrigen Abbildungen der grössern fehlen lassen. Je belehrender und unterhaltender der sehr gebildete Vortrag des Verfs. ist, desto angenehmer muss jedem Freunde einer solchen Lectüre dieser Abdruck seyn, der mit Wohlfeilheit auch äussere Eleganz verbindet.

NEUE

LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

136. Stück, den 14. November 1810.

GESCHICHTE DER PHILOSOPHIE.

Magazin für Verstandesübungen, als Vorbereitung zu eigentlich wissenschaftlichen Studien, zum Gebrauch öffentlicher Lehranstalten und beym Privatunterricht, von *K. A. Schaller*, Prediger an der Ulrichskirche zu Magdeburg. Zweyter Theil. Halle, bey Hemmerde und Schwetschke, 1810. 8. XII u. 474 S.

Was diese zweyte Hälfte des hier genauer bezeichneten geistigen „Magazins" enthalte, besaget folgende, dem obigen Haupttitel linker Hand beygefügte besondere Aufschrift derselben: „*Handbuch der Geschichte philosophischer Wahrheiten durch Darstellung der Meynungen der ersten Denker älterer und neuerer Zeit über dieselben, mit Winken zu ihrer Prüfung.*" Sie erscheint um so viele Jahre nach der ersten, welche, grösstentheils eine praktische Logik darbietend, schon 1806 herausgekommen und 1807. St. 53. S. 845—47 angezeigt worden ist, dass man es dem Hrn. Verf. wohl zutrauen darf, es sey ihm voller Ernst damit gewesen, wenn er am Schlusse der Vorrede zur ersten in Beziehung auf diese zweyte sagt: „Aus Uebereilung will ich wenigstens nicht fehlen." Und in Wahrheit, er hat an diesem Buche ein mühvolles, gehaltreiches und in seiner Art recht nützliches Werk zum Daseyn gefördert. Ueber die Bestimmung seines Magazins überhaupt, und der vorliegenden zweyten Hälfte desselben insonderheit, erklärt er sich in der Vorrede zu dieser näher also: „Meine Absicht war, für den wissenschaftlichen Gebrauch des Verstandes das zu leisten, was die Schriften, welche wir bis jetzt unter dem Namen Denk- oder Verstandesübungen besitzen, für den praktischen Gebrauch des gemeinen gesunden Verstandes zu wirken bemüht gewesen sind. Für Gelehrtenschulen, und zwar für die zweyte philosophische Classe, welche mehrere Institute auch Vorbereitungsclasse zur Philosophie zu nennen pflegen, sollte der erste Band, für die erste Classe dieser zweyte Band dienen. Ob dieser letztere nicht auch für Universitäten brauchbar seyn könne, überlasse ich dem unparteyischen Urtheile der Kenner." Wir müssen zuvörderst das Buch selbst nach seinem Inhalte und seiner ganzen Einrichtung etwas ausführlicher beschreiben, um über die Zweckmässigkeit desselben in der doppelten vom Verf. angegebenen Rücksicht unsere Meynung, welcher es an Unparteylichkeit wenigstens nicht fehlen soll, gebührend aussprechen zu können; es wird sich alsdann auch dessen Werth überhaupt und an sich genommen desto leichter mit Wenigem bestimmen lassen.

Das Ganze dieser Schrift besteht aus zwey Haupttheilen, wovon der erste nur bis S. 160 reicht, der zweyte hingegen von da bis zu S. 467 sich erstreckt, so dass dieselben den Namen „Hälften," welchen der Verf. ihnen gegeben hat, sehr uneigentlich führen. Jener hat die Ueberschrift: „*Versuche der frühern Philosophen bis auf Sokrates*, und stellt diese Versuche, von S. 16 an, durchgängig nach einer gewissen Zeitordnung auf. Der besondere Titel des andern Haupttheils kündiget „*Meynungen der denkendsten Köpfe nach Sokrates bis auf die gegenwärtige Zeit über die wichtigsten philosophischen Wahrheiten*" an, und hier finden sich die zum Vortrag ausgewählten Philosopheme der ältern und neuern Welt nach einer gewissen Sachordnung zusammengestellt. Der erste Hauptth. beginnt (S. 1—16) mit einer kurzen *Einleitung* zum ganzen Werke, worin eine historische Entwickelung des Ursprungs der Philosophie, die Aufstellung des Ziels derselben, d. h. der von ihr zu lösenden Aufgaben, einige der merkwürdigsten Definitionen ihres Begriffs nebst Winken zu deren Beurtheilung, und eine Uebersicht der besondern Gegenstände, die man von jeher fast allgemein zum Gebiete der Philosophie gerechnet hat, vorkommen.

Darauf folgen zunächst, S. 16—86, „vorläufige Versuche der frühesten Völker des Alterthums, den Fragen der Philosophie ohne schärfere Sonderung Auflösung zu geben." Die hier aufgeführten Völker sind die Indier, Aegypter, Chinesen, Perser, Deutschen und Griechen; bey den letzten aber verweilt der Vortrag, wie natürlich, am längsten. Dann werden (S. 87—155) die Philosopheme der Jonier, der Pythagoreer und der Eleatischen Schule in besondern Darstellungen gegeben. Einige Notizen von den Sophisten machen für diesen Hauptth. den Beschluss, und zu dem folgenden zweyten den Uebergang. In diesem nun wird zuerst (S. 163—171) von Sokrates Leben und Verdiensten besonders gehandelt, welchem Abschnitte noch eine ganz kurze classificirte Aufzählung der Schüler desselben beygefügt ist. Hierauf werden die Aufgaben, welche „den Gegenstand der Philosophie ausmachen," bestimmter und vollständiger, als es zuvor (S. 7. 8.) schon geschehen war, in folgender Gestalt und Ordnung dargelegt: „die Quellen der menschlichen Erkenntniss zu erforschen; den Umfang derselben zu bestimmen; den Grund der Erkenntniss nachzuweisen; die Natur und Kräfte der menschlichen Seele zu erforschen; über Entstehung der Welt; über den Urheber derselben; über die Natur des menschlichen Willens; über die Grundsätze der Moral und des Naturrechts gegründete Untersuchungen anzustellen;" und eben diese acht Probleme sind es, welche die vorhin erwähnte Sachordnung bilden, die der Darstellung der philosophischen Lehren und Ansichten, welche den ganzen übrigen Inhalt dieses zweyten Haupttheils ausmachen, zum Leitfaden dient. Die einzelnen hieraus erwachsenden Abtheilungen sind nicht mit gleicher Weitläufigkeit behandelt. Wir führen als Beyspiel nur die erste, die, von S. 172—228 reichend, zu den ausführlichsten und geordnetsten gehört, im Auszug an. Hier heisst es: „Die Quellen der menschlichen Erkenntniss sind zu suchen: 1) nach der Meynung einiger Philosophen einzig in der Erfahrung. Diese werden Empiriker genannt. Sie unterscheiden sich nur in gewissen besondern Bestimmungen: Aristippus, Epikur, Bako von Ver., Hobbes, Locke, Condillac, Helvetius; 2) nach der Meynung Anderer allein in der Vernunft. Man nennt dieses System Idealismus: Plato, Berkeley. 3) Noch Andere fanden in der Erfahrung und der Vernunft zugleich die Quellen der menschlichen Erkenntniss, und behaupteten, dass die Erfahrungserkenntniss von der Vernunft bearbeitet, und dadurch verdeutlicht, bestimmt und verallgemeinert werden müsse: Aristoteles, Wolf. 4) Andere Philosophen sahen die Begriffe als angeboren an: Descartes, Leibnitz. 5) Andere Philoss. meynten, das Element aller menschlichen Gewissheit liege im Glauben. Der Einzige, der hier vor allen Andern genannt zu werden verdient, ist Fr. Heinr. Jacobi. 6) Noch Andere läugneten alle Gewissheit der Erkenntniss; man nennt sie Skeptiker: Pyrrho, Bayle, Hume. 7) Endlich suchte man auf einem neuen Wege sich über die aufgeworfene Frage selbst zu verständigen, die Natur und Wirkungsart der geistigen Kräfte des Menschen selbst tiefer zu erforschen, und die Grenzen zu bestimmen, bis zu welchen ihr Gebiet reiche. Man nannte diesen Versuch Kriticismus: Kant, Fichte, Schelling." Es erhellet aus diesem Beyspiele, wie der Verf. in diesem Haupttheile mit der von ihm erwählten Sachordnung auch die Zeitfolge der hier aufgenommenen Lehrmeynungen zu verbinden suchte. Die Lehrmeynungen selbst sind bald mit den Worten ihrer Urheber, bald nur dem wesentlichen Inhalte nach, welchem dann der Verf. die Einkleidung gab, vorgetragen; und in beyden Haupttheilen stehen hinter der historischen Darstellung eines jeden darin abgehandelten Gegenstands „Fragen und Aufgaben," welche die auf dem Nebentitel des Buchs versprochenen „Winke zur Prüfung" enthalten sollen. Der ganzen Abhandlung endlich sind noch S. 468 eine „chronologische Tabelle für (über?) die in dieser Schrift genannten denkwürdigen Philosophen" und S. 469—471 ein „Verzeichniss der Schriften, welche bey der Ausarbeitung dieses Buchs benutzt (worden) sind," angefügt.

Wir urtheilen über dieses Ganze zuvörderst, in sofern es der Verf. zu einem Lehrbuche der Geschichte der Philosophie (denn diess ist es doch unstreitig, seinem besondern Titel nach, überhaupt betrachtet) für *Gymnasien und ähnliche Gelehrtenschulen* bestimmt hat. Dass Geschichte der Philosophie auch in solchen, im Vergleich mit den schlechthin sogenannten hohen Schulen, den Universitäten, immer noch niedern Lehranstalten zu den Unterrichtsgegenständen mit Recht gezogen werde, wollen wir, in Erwägung dessen, dass ohne eine gewisse Kenntniss jener Geschichte selbst das Verstehen mehrerer Schriften des classischen Alterthums, und noch mehr das Eindringen in den Geist der Alten, denen wir diese Schriften verdanken, unmöglich ist, keineswegs bezweifeln; auch finden wir in dem vorliegenden Lehrbuche derselben Vieles, was für den angedeuteten Schulzweck nicht nur sichtbar berechnet, sondern auch sehr passend und anwendbar ist. Wir rechnen dahin namentlich u. vornehmlich theils die wörtliche Anführung vieler hieher gehöriger, lateinischer und griechischer Schriftsteller, theils die mehrmalige Verweisung auf solche, nebst der ausdrücklichen Aufforderung, mit ihnen sich näher bekannt zu machen. Auch dürfte sich die jezuweilige Einmischung trefflicher Stücke aus deutschen Dichtern, z. B. aus Tiedge's Urania, da sie, abgesehen von dem Interesse, welches schon ihr Inhalt gewährt, dem Geschmack des erwachsenern Schülers die heil-

samste Nahrung darbieten, aus diesem Gesichtspuncte am leichtesten rechtfertigen lassen. Dennoch entspricht dieses Werk unsers Hrn. Verfassers, nach Recens. Dafürhalten, nicht nur bey weitem nicht durchaus der Idee eines Lehrbuchs der Geschichte der Philosophie für Schulen, sondern es finden sich an demselben auch Eigenschaften, welche ihm mit dieser Bestimmung kaum vereinbar scheinen. Denn wenn Philologie, soweit der Jüngling im Schulalter für sie Empfänglichkeit und Fähigkeit besitzt, in jeder Hinsicht als Hauptgegenstand des diesem zu widmenden Unterrichts betrachtet, und daher alle Sachkenntniss, die man ihm beyzubringen für nothwendig erachtet, immer zuletzt mit jenem Zweige des menschlichen Wissens in Beziehung und Zusammenhang gesetzt werden muss; welches Rec. für ausgemacht hält: so wird es für den Schüler, selbst den der höhern Classen, einer Geschichte, nicht sowohl der Philosophie, welche er in seinen Jahren weder schon genug kennt, noch kennen zu lernen vermag, um eine Geschichte derselben zu verstehen, als vielmehr der Philosophen bedürfen; und in dieser Hinsicht also ist die ganze Anlage des gegenwärtigen Buchs seinem grössern Theile nach dem Zwecke, von welchem jetzt geredet wird, wenigstens nicht angemessen. Aber auch abgesehen von diesem Fehler des Plans enthält es, sowohl in den historischen Darstellungen selbst, als auch, und vorzüglich, in den zahlreichen, denselben angehängten, „Fragen und Aufgaben," eine Menge Dinge, welche, wir wollen nicht bloss sagen, für den Schüler eben so wenig interessant als fasslich sind, sondern sogar von dessen Lehrer, in welchem man ja doch nicht einen gemachten Professor der Weltweisheit voraussetzen kann, schwerlich so gekannt und durchblickt werden, dass er auf eine befriedigende Weise sich darüber zu erklären sollte im Stande seyn. In Rücksicht der Darstellungen mag es hier ein Beyspiel statt aller seyn, dass S. 427—429 die Freyheitstheorie Schellings bloss in einem wörtlich abgedruckten Fragmente einer Abhandlung desselben, der letzten nämlich in dem ersten Bande seiner vor Kurzem gesammelten philosophischen Schriften, mitgetheilt wird, welche Theorie eines seiner Natur nach über alle Theorie erhabenen Gegenstands natürlicher Weise Hr. Schaller selbst so wenig verstand, dass er lieber „den ersten Versuch, diese höchst dunkle Stelle in einer verständlichern Sprache wiederzugeben" denen, die sich seines Lehrbuchs bedienen würden, zur Aufgabe machen, als seine eigene Mühe daran verschwenden wollte. Ein Beyspiel von allzu schweren „Aufgaben" haben wir hiermit zugleich gegeben. Wer aber wird auch folgende und ähnliche „Fragen" für den Vortrag auf Schulen leicht genug finden: „Wie würden wir das Absolute und Bedingte nach Maassgabe der Verschiedenheit unsrer Seelenkräfte bezeichnen? Mögen die Schasters, oder die Vedams die ältern Schriften seyn? Gibt das bloss im Denken Zusammenhängende eine Uebertragung auf die Dinge selbst, oder richten sich die Dinge nach unserm Denken? Was ist unter einem consequenten Idealisten zu verstehen? Gibt es wo anders, als in dem Idealismus, systematischen Zusammenhang in den Vorstellungen? Warum nur hier? Kann aber die Consequenz des Idealismus je realistisch werden?" u. s. w. Es bedarf hoffentlich hier keines Beyspiels weiter, um das vorhin Gesagte damit zu erläutern, und eben so wenig eines ausführlichern Beweises für das ganze bisherige Urtheil, dass das vorliegende Buch zu einem Lehrbuche für Schulen grossentheils nicht geeignet sey.

Und, leider, können wir auch in Bezug auf die Bestimmung für *Universitäten*, die zweyte, welche ihm sein Verf. gern zuerkennen möchte, nicht günstiger über dasselbe sprechen. Zwar erklärt in dieser Hinsicht Hr. Sch. in der Vorrede es für den zweckmässigsten akademischen Vortrag der Philosophie, „wenn man den vorhandenen philosophischen Stoff in den originellsten Formen, die ihm die ersten Philosophen jeder Zeit gegeben haben, dem unbefangenen Urtheile seiner Zuhörer empfähle; wenn man sie bey der Prüfung unterstützte und (diese ihnen?) erleichterte; wenn man dazu so viele mathematische, naturwissenschaftliche und historische Kenntnisse in Anwendung setzte, als eben zu Gebote stehen mögen; wenn man selbst die wahrhaft grossen Dichter jeder Zeit, in denen so oft die Keime tiefer Wahrheiten, ja ganzer Systeme, verborgen liegen, nicht ungenutzt liesse;" bey welcher Art des Vortrags die gegenwärtige Schrift, wie man leicht bemerkt, als Compendium, nicht bloss der Geschichte der Philosophie, sondern sogar der letztern selbst, füglich gebraucht werden könnte. Allein Rec. kann weder der beschriebenen Methode, diese Wissenschaft auf Universitäten zu lehren, schon darum, weil sie selbst zu wenig wissenschaftlich seyn würde, seinen Beyfall schenken, noch des Hrn. Verf. vorliegendes Werk für ein schickliches akademisches Lehrbuch der Geschichte derselben, als dergleichen hier es nur, seinem Titel gemäss, beurtheilt wird, anerkennen. Es fehlt ihm dazu zuvörderst an der nöthigen Vollständigkeit, indem darin z. B. von den Philosophemen und der philosophischen Manier der Neuplatoniker und Scholastiker keine Sylbe vorkommt; wogegen es z. B. an dem Abschnitte (S. 16—58), in welchem von der sonst sogenannten barbarischen Philosophie die Rede ist, und noch mehr an so mancher aus Jerusalems, Spaldings, Herders, Jean Paul Richters etc. Schriften in den zweyten Haupttheil aufgenommenen Stelle einen Ueberfluss enthält. Es fehlt ihm ferner in gleicher Hinsicht an der erforderlichen Einheit des Plans, da, wie bekannt, für die vor-

sokratische Periode die Ordnung der Zeit, für alle darauf folgende Jahrhunderte eine gewisse Sachordnung, wobey überdiess kein einziges philosophisches System in seiner Totalität und Zusammenfügung, d. h. als System, erscheinen konnte, befolgt worden ist, und der Ausführung des an sich schon ungleichartigen Plans fehlt es in seinen Theilen, da die Unterabtheilungen und die Darstellungen der einzelnen Philosopheme, besonders in dem grössern zweyten Haupttheile, nicht nach der Wichtigkeit der Gegenstände, sondern, wie es scheint, nach der Reichlichkeit oder Armuth der benutzten Quellen, bald mehr, bald weniger Weitläufigkeit haben, an der gehörigen Proportion. Die überall angehängten „Fragen und Aufgaben" endlich sind für den akademischen Vortrag der hier abgehandelten Wissenschaft, wenn auch nicht zu schwer, doch ortwidrig und unpassend, in sofern der Inhalt vieler ausser dem Gebiete einer Geschichte der Philosophie liegt, und viele andere, welche zu demselben gehören, sollten sie gebührend berücksichtiget und gelöst werden, Lehrer und Zuhörer zu sehr zerstreuen und zu lange aufhalten würden.

Ueberhaupt genommen aber sprechen wir diesem historischen Werke keineswegs allen Werth und alle Brauchbarkeit ab. Wir glauben im Gegentheil, dasselbe, obgleich Hr. Sch. selbst es dazu nicht ausdrücklich bestimmt hat, zu einem angenehmen und nützlichen Selbststudium der Geschichte der vorzüglichsten philosophischen Meynungen, besonders derer, welche die neuere und neueste Zeit erzeugt hat, allen denen, die, Kenner oder Liebhaber der Weltweisheit, nicht im Besitz einer zahlreichen philosophischen Büchersammlung sind, nicht ohne Grund empfehlen zu können. Für diese wird weder der Mangel der Einförmigkeit im Plane, noch die Ungleichheit der Ausführung desselben, welcher sie durch gelegentliche Beyfügung des Fehlenden leicht abhelfen können, grossen Nachtheil haben; und die mehrmals erwähnten „Fragen und Aufgaben," so wenig sie den Bedürfnissen und Fähigkeiten des Lehrlings auf Schulen und Universitäten angemessen seyn möchten, werden den bezeichneten Lesern mannigfaltigen interessanten Stoff zum Nachdenken und Weiterforschen darbieten, für deren etwa gewonnene Resultate diese dem Verf., welcher dazu ihnen die erste Veranlassung gab, herzlich Dank wissen werden. Freylich werden eben diese Leser, auch für ihren Gebrauch, an dem gegenwärtigen Buche noch mancherley auszusetzen finden, z. B. dass man dem Ganzen desselben, so viel auch Hr. Sch., seinem eigenen Bekenntnisse (S. 8) gemäss, sich um die Unparteylichkeit in seinem Vortrage bemühte, doch leicht ansieht, welcher philosophischen Denkart er vor allen andern den Vorzug einräumt, und dass zuweilen sehr diverse Ansichten (s. S. 209 ff., wo Fichte und Schelling, gleich als wären sie ihrem Lehrer treu geblieben, unmittelbar auf Kant folgen) unter Eine Rubrik zusammengestellt wurden; der einzelnen, hie und da begangenen, Verstösse gegen die historische Wahrheit nicht zu gedenken. Aber ein Lehrbuch der Geschichte der Philosophie auszuarbeiten, welches von allen solchen Fehlern gänzlich frey wäre, — welcher Kenner der Wissenschaft und des Menschen wird diess nicht, vornehmlich in unsrer, auch für das Studium der Weltweisheit so verhängnissvollen Zeit, für eine der schwierigsten gelehrten Unternehmungen, wo nicht geradezu für Unmöglichkeit achten?

PHILOSOPHIE.

Rüge einer merkwürdigen Sprachverwirrung unter den Weltweisen, von *C. C. Reinhold*, Professor zu Kiel und Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu München. Weimar, in Commission im Landes-industriecomptoir, 1809. 34 S. (4 Gr.)

Diese kleine Schrift, die, wie aus der Anmerkung am Schlusse hervorzugehen scheint, wohl zunächst durch eine Recension im Februarheft des Jahrgangs 1809 dieser Litteraturzeitung, veranlasst ist, enthält das, was ihr Titel sagt. — Es ist allerdings wahr, dass mit den Wörtern *Einheit* und *Verschiedenheit* in der Kunstsprache der Logik und speculativen Philosophie bisher oft ein sehr verwirrender Misbrauch getrieben ist. „*Einheit*, sagt Hr. R. ganz recht, ist und heisst in derselben bald *Zusammenhang*, bald die *Wirkung des Zusammenhangs* (und zwar bald des Nexus, bald der Composition, bald der Coalition), bald *Uebereinstimmung* (das Gegentheil des Widerspruchs), bald *Einstimmung* (das Gegentheil des Widerstreits), bald *Einerleiheit* (Identität), bald *Einzigheit* (Unicität), bald *Einzelheit* (Individualität), bald *numerische Einheit* (Singularität), bald *Gleichheit* (Aequalität), bald *Gemeinschaftlichkeit* u. s. w., bald dieses Alles in und durch einander, und bald auch nur mehr oder weniger von diesem Allen. *Verschiedenheit* hingegen ist und heisst bald der *Unterschied* (Differenz), bald die *Getrenntheit*, bald das *Gegentheil des Zusammenhanges*, — und zwar bald das Gegentheil des Nexus, bald das Gegentheil der Composition (Decomposition), bald das Gegentheil der Coalition (Solution), — bald *Gegensatz*, bald *Ungleichheit*, bald *Widerstreit*, bald *Contrast*, bald *Mannigfaltigkeit*, bald *Vielheit*, bald *Mehrheit* u. s. w., bald dieses Alles in und durch einander, bald aber auch nur mehr oder weniger von diesem Allem." Auch ist es ganz richtig, was weiterhin hier durchgeführt wird, und was auch schon die obgedachte Recension zugab, dass eine strenge Sonderung des

Gebrauchs aller dieser Wörter durchaus und vornehmlich nöthig sey zu einer Zeit, wo auf Identität, Differenz u. s. w. ein ganzes System der Philosophie mit viel Kunst und Schein aufgebauet, und von den Anhängern dieses Systems mit jenen Worten in einer grenzenlosen Verwirrung beständig um sich her geworfen wird. Eben so wenig lässt sich leugnen, dass durch genaue Bestimmung dieser Worte die Grundprincipien der Logik für alle Zeiten sehr an Deutlichkeit und Bestimmtheit gewinnen werden. In allen diesen Rücksichten ist Rec. ganz einverstanden mit dem Verf., und dankt ihm, gewiss mit dem ganzen übrigen unparteyischen Publicum, diese Sache zur Sprache gebracht zu haben. — Allein dessen ungeachtet kann er nicht umhin, bey dem zu bleiben, dass von Bestimmung der Bedeutung dieser Wörter allein das *ganze Heil der Philosophie* nicht abhänge. Allerdings mag durch diese Unterscheidungen das Modesystem des Tages mit gestürzt werden; ist aber das Abschneiden *eines* Wegs, der zur Verirrung führt, schon das Abwehren aller Verirrung, geschweige das Einschlagen des zum wirklichen Ziel führenden Weges? Dieser ist, nach Rec. Bedünken, ein ganz anderer, wovon er seine Ansicht auch in seinem zufällig von der oben erwähnten Recension getrennten, aber im Intelligenzblatt des folgenden März-Monats 1809 dieser Literaturzeitung hinzugefügten *Nachtrag* dargelegt hat. Gereinigte Logik allein gibt gewiss noch keine vollendete Philosophie als Wissenschaft. Möchte in Beziehung darauf doch Hr. R. nie das schöne Wort vergessen, was *Köppen* seitdem in seiner *Darstellung des Wesens der Philosophie* sprach: „durch die Logik die Wissenschaft zu erweitern glauben, hiesse aus den grammatischen Gesetzen einer Sprache die Kunstwerke derselben zu erfahren hoffen!" — Auch war Rec. mit den zwar sehr witzigen, aber keinesweges deutlichen, antithetischen Erklärungen und Unterscheidungen mehrerer der obigen Sinnverwandten Wörter in der damals recensirten Fibel nicht zufrieden; und in Beziehung darauf kann Rec. auch jetzt, da der Verf. zum Schluss dieser Abhandlung die genaue Unterscheidung derselben in einer eigenen Abhandlung zu geben verspricht, nicht umhin, ihn um der guten Sache willen zu bitten, doch ja hier, ganz entfernt von Antithesensucht, bestimmt und mit Beyspielen erläutert, den Sprachgebrauch darzulegen. Ob übrigens aus dem, was Rec. damals über das nicht leicht zu Verwechseln von *Einheit* und *Zusammenhang*, so wie über den Sprachgebrauch der Wörter *Unterschied* und *Verschiedenheit* nach Eberhard nur beyläufig hinzufügte, alles das folgt, was der Verf. in seiner Schlussanmerkung daraus folgen lässt, muss Rec. andern Beurtheilern überlassen; nach seiner Ueberzeugung folgt nichts weniger als das daraus. Statt aber darüber mit dem Verf. zu rechten, bietet er ihm lieber freundlich die Hand, da der Verf. auf logischem (Rec. wünschte auch auf praktischem) Wege eine zwar schimmernde, aber gewiss nichtige, Ansicht unserer Zeitgenossen von den ehrwürdigsten Angelegenheiten der Menschheit, die Viele berauscht und auf Abwege führt, zu bekämpfen sich bemüht. — Nur sich hütend für Einseitigkeit und Uebertreibung auch bey dem, was ihm vornehmlich lieb ward, möge dann der Verf., wie jeder andere redliche Forscher, dem Wahlspruch: αληθευειν εν αγαπη, getreu, seinen Weg gehen, bis der Urquell aller Wahrheit, Schönheit und Güte ihm und jedem von uns in hellerem Lichte sich offenbart, und auf verschiedenen Wegen zu Einem Ziel uns bringt! —

THERAPIE.

Versuche für die praktische Heilkunde aus den clinischen Anstalten von Tübingen, von Prof. *J. H. F. Autenrieth.* Erster Band. Zweyter Heft. Tübingen 1808, in der Cotta'schen Buchh. 278 S. gr. 8.

Auch dieses zweyte Heft, mit welchem der erste Band der Versuche für die praktische Heilkunde geschlossen ist, enthält so mannigfaltige nützliche Bemerkungen, dass sich der Herr Verf. durch die Herausgabe desselben ein neues Verdienst um die praktische Heilkunde erworben hat. Es theilet Hr. A. in diesem Hefte folgende Aufsätze mit: *Nachkrankheiten, welche auf vertriebene Krätze folgen.* Es kann jungen Aerzten, besonders denen, welche in den Schulen gebildet worden sind, in denen man vor einiger Zeit Metastasen gänzlich leugnete, und die Behauptung, dass eine Lungenkrankheit durch eine Ablagerung eines Ausschlages von der Haut auf die Lungen entstehen könne, sehr lächerlich fand, nicht oft genug gesagt werden; dass schnell vertriebene, nicht zweckmässig behandelte Krätze Krankheiten durch Metastasen hervorbringen kann, welche dem Organismus den Untergang drohen. Man sollte, wie auch Hr. A. bemerkt, diesen Gegenstand in medicinisch-polizeylicher Hinsicht mehr berücksichtigen, und durchaus nicht zugeben, dass ohne Vorschrift des Arztes von Apothekern und Layen Salben zur Kur dieses Ausschlages ausgegeben werden, es können diese Salben eben so wie kleine Gaben von Arsenik den Kranken das Leben rauben. Schwindsucht, Convulsionen, Epilepsie, Lähmung der untern Extremitäten sind die Krankheiten, welche am häufigsten von unzweckmässig behandelter Krätze entstehen. Ausser diesen hat Hr. A. auch noch eine besondere hysterische Chlorosis bey mannbaren Mädchen oder bey solchen, die bald mannbar werden wollen, zweymal eine melancholische Geistesverwirrung und auch ein Glaucoma mit Amaurose an beyden Augen entstehen sehen. Beachtenswerth ist das, was der Verf. beyläufig über den Sitz des Glaucoma überhaupt sagt. Es ist eine Hypo-

these von Heister, dass es in einer Verdunklung des gläsernen Körpers in dem Auge bestehet, die in neuern Zeiten aufgestellte Meynung, dass die Markhaut des Auges der Sitz der Krankheit sey, ist eben so wenig bewiesen. Sollte die Krankheit nicht in einer Veränderung der Choroidea bestehen? Ueberhaupt hat man die Krankheiten dieser Haut noch nicht so berücksichget, wie es die genaue Kenntniss der Augenkrankheiten erfordert. Hr. A. vermuthet, dass bey dem Glaukoma, welches nach schnell vertriebener Krätze sich ausbildet, vielleicht ähnliche Pusteln aus der Choroidea entstehen, als die sind, welche er bey der Raudenschwindsucht aus dem Peritonäo und seinen Fortsätzen so deutlich gesehen hat. — Der Gebrauch der fetten Salben ist bey den meisten Erwachsenen nur mit vieler Vorsicht zur Heilung der Krätze anzuwenden. Nach Hrn. A. vielfältiger Erfahrung ist es viel sicherer, die Mittel in einer reizenden, nicht erschlaffenden Form anzuwenden. Er empfiehlt daher, einige Tage lang etwa alle vier Stunden, alle räudige Theile schnell mit einem in sehr heisses Wasser getauchten Schwamm zu überfahren, worauf die Pusteln gleichsam sichtbar hervorquellen. Dann lässt er ein Waschwasser von einem Theil kaustischer Kalischer Schwefelleber und 8 — 20 Theilen Wasser so anwenden, dass täglich mehrere Male nur ein Theil damit bestrichen wird, und erst nach einigen Tagen ein zweyter, wovon der erste abgeheilet ist, eben so behandelt wird. Nur einen Kranken unter mehrern Hunderten hat Hr. A. gesehen, bey dem übertrieben häufiges Abwaschen mit Schwefelleberlösung eine vorübergehende Kurzathmigkeit veranlasst hat. Rec. kann aus eigner Erfahrung dieses Waschwasser als sehr nützlich empfehlen. Der unangenehme Geruch, welchen dieses Mittel verbreitet, verursacht aber, dass es manche Kranke durchaus nicht gebrauchen wollen, dann hat Rec. von dem Gebrauch der verdünnten Salzsäure oder einer Sublimatauflösung, die er mit Behutsamkeit anwendete, die besten Wirkungen gesehen. Herr Geheimehofr. Wendt wendet auch schon seit vielen Jahren in der von ihm mit so vieler Uneigennützigkeit errichteten und bisher unterhaltenen klinischen Anstalt zu Erlangen, die Schwefelleberlösung mit an, und rühmt ihren Nutzen. Ein charakteristisches Zeichen der Raudenschwindsucht ist ein wässerigter, zuweilen schäumigter, farbenloser Auswurf, in welchem nur einzelne Klümpchen von dickem, gelbem Eiter schwimmen, welchen die übrigen Flüssigkeiten nur beygemengt, nicht in ihr aufgelöset sind. Von den rundlichen Körnern, welche öfters von Kranken ausgeworfen werden, welche an scrophulöser Schwindsucht leiden, die zwischen den Zähnen knirschen und einen übeln Geruch haben, unterscheiden sich diese Eiterkügelchen dadurch, dass sie wahrer, etwas dicker Eiter sind, weich, nicht weinsteinartig, und keinen Geruch von sich geben. Sie scheinen aus inneren einzelnen Pusteln der Luftwege ausgeschiedener Eiter zu seyn, welcher der vermehrten bloss wässerigten Secretion der gereizten übrigen Fläche dieser Luftwege gleichsam nur mechanisch sich beymischt. Es ist dieses Zeichen um so wichtiger, da man öfters, im Anfange wenigstens, von den Kranken selbst nicht erfahren kann, ob sie an der Raude gelitten haben. Hr. A. hat die Raudenschwindsucht immer nur bey jungen Männern in der Blüthe des Lebens von etliche zwanzig bis dreyssig Jahren entstehen sehen. Es stellt sich bald nach vertriebener Krätze ein Gefühl von Druck in der Magengegend ein, der Kranke glaubt voll zu seyn, auch wenn er nicht viel gegessen hat; hierauf folgt Mangel an Esslust, und nun entsteht ein Gefühl von Druck in der Mitte des Brustbeins, der Athem wird etwas beengt, vorzüglich aber beym Bergsteigen oder schnellen Laufen. Ein kurzer, anfangs trockner, unbedeutender Husten gesellt sich zu diesen Beschwerden, und bald eine bedeutende Mattigkeit in den Knien. So wie die Brustzufälle zunehmen, verlieren sich die vorher in der Magengegend gefühlten Beschwerden, einige Kranke behaupten sogar, nie welche daselbst gehabt zu haben. Der Husten fängt nun an mit einem geringen Auswurf begleitet zu werden, welcher von der oben beschriebenen Art ist, und das pathognomonische Zeichen darbietet, dass die Krankheit jetzt Raudenschwindsucht sey. Seltener ist Blutauswurf dabey. Es kommen einzelne Stiche auf der Brust vor, mehr aber sind es einzelne schmerzende Stellen derselbigen, über welche der Kranke beständig klagt. Nach und nach gesellen sich auch zu dieser Schwindsucht Verstopfung der Oeffnung, Abmagerung, ein anhaltender hektischer Puls, Nachtschweisse, während welcher der Auswurf immer stärker wird, und eine grössere Menge besonders wässerigter Eiter, der jetzt aus eigentlichen Lungenabscessen zu kommen scheint, hervorbringt. Die gewöhnlichen Begleiter jeder vollendeten Lungenschwindsucht kommen hinzu, und der Kranke stirbt gänzlich erschöpft. — Die eigentliche Raudenschwindsucht ist noch heilbar, so lange ihre charakteristischen Zeichen im Auswurfe noch vorhanden sind; sie ist unheilbar, so bald ganze Parthien von Eiter und nicht mehr kleine Klümpchen aus einzelnen Pusteln ausgeworfen werden. Hr. A. sah diese Schwindsucht nie über ein halbes Jahr dauern, aber auch nie, wie *Portal* behauptet, geschwind verlaufen. Der Hauptpunct der Therapie dieser Krankheit ist: das Hervorlocken eiternder Pusteln, oder das Erzeugen eiternder Geschwüre auf der Brust; je kürzere Zeit seit dem Vertreiben der ursprünglichen Krätze verflossen ist, je milder können die Mittel dazu seyn. In diesem Falle das Einreiben der Brechweinsteinsalbe, in hartnäckigern Fällen eine Salbe aus Spiessglanzbutter und corrosivem Quecksilbersublimat zu vier Theilen gewöhnlicher Cantharidensalbe. Baden in künstlicher Schwefelleber, innerlich Magnesia sulphurata mit etwas Opium; und so wie es die übrigen Umstände erlauben, Baldrian, Serpentaria, Campher, Senega, Alantwurzel, Gummi ammonicum. Zuletzt Cortex Peruvianus, Angustura, isländisches Moos. Die beygefügten Krankengeschichten sind sehr belehrend. Auf eine ähnliche Weise wird

auch die Rauden - Epilepsie behandelt. Die Lähmung der untern Extremitäten ist sehr schwer zu heben; eine eingewurzelte, vollkommene Paraplegie konnte Hr. A. nie heilen. — *Ueber die Form der Luftröhrenentzündung im Herbst und Winter* 1807. — Die Luftröhrenentzündung hatte im Herbst und Winter des Jahres 1807 einen andern Charakter, als im Frühjahre desselben Jahres. Das in dem ersten Hefte dieser Versuche über die Luftröhrenentzündung Gesagte gilt nur von der höchsten Stufe dieses Uebels, wie es sich im Frühjahre des Jahres 1807 ausgebildet hatte. Im Herbst und Winter konnte der Heilplan weniger kräftig seyn, doch musste man in schweren Fällen jenen Heilplan ohne Aenderung beybehalten. Es zeigte diese Krankheit im Herbst und Winter deutlich den Charakter der trägeren Erregung, die gastrischen Organe nahmen gleich von vornherein mehr Antheil an der Krankheit. Es wurde kein Quecksilber, sondern Meerzwiebelsaft mit etwas Brechweinstein oder Sulphur antimonii aniatum innerlich angewendet und die oben angeführte schärfere Salbe auf den Kopf eingerieben. Mit Scharfsinn hat der Verf. den Einfluss der Veränderung der Witterung auf die Veränderung der Krankheitsconstitution zu würdern gesucht. Auch auf andere gleichzeitig herrschende Krankheiten nimmt er Rücksicht, und untersucht mehrere wichtige Gegenstände genauer, die man bisher noch nicht gehörig beachtet hat. Dahin gehört besonders die Untersuchung des Blutes, die Umänderung desselben bey der Veränderung des Charakters der Krankheiten. Möge der Hr. Verf. doch fortfahren, seine mit so vieler Genauigkeit und echt practischem Talente angestellten Beobachtungen über den Verlauf der Krankheitsconstitutionen mitzutheilen. Es werden dieselben gewiss sehr viel zur Vervollkommnung der Pathologie und Therapie beytragen. — *Ueber die Anwendung einer Klappe bey durchdringenden und zugleich die Lungen verletzenden Brustwunden.* Da wo bey Lungenwunden eine den Tod drohende Hämorrhagie vorhanden ist, ist allerdings Verschliessung der äussern Wunde das einzige Mittel das Leben des Kranken zu retten, aber freylich wird dieses auch nur dann geschehen, wenn nur eine Lunge verletzt ist, und daher bey der verhinderten Ausdehnung der einen Lunge, doch die nicht verletzte das Geschäfte des Athems verrichten kann. In allen andern Fällen aber ist es nützlich, und in dem Falle, wo ausgetretene Luft in Brustwunden durch Zusammensinken der Lungen Erstickungs - Gefahr drohet, ist es nothwendig, während des Ausathmens die Wunde zu öffnen, während des Einathmens sie zu schliessen. Um dieses zu bewerkstelligen, empfiehlt der Hr. Vf. folgendes Verfahren: Man verfertigt eine Klappe aus einem dicken und glatten viereckigten Bäuschchen ausgezupfter Charpie, dessen Form man mittelst durchnähens mit einigen Fäden zu erhalten sucht; dieses Bäuschchen nähet man auf ein grosses Klebpflaster so an, dass an dem Rand das Pflaster einige Zolle über das Charpiebäuschchen hinausragt, an den drey übrigen Rändern das Pflaster aber nicht hervorsteht. Um das Ankleben zu verhüten tränkt man das Bäuschchen mit Oel, und legt die so bereitete Klappe über die Wunde des Brustkastens, so, dass der freye Pflasterrand bey dem auf dem Rücken liegenden Kranken am erhabensten Theil sich befindet, und die Klappe schon durch ihre Schwere die Wunde zudeckt. Der freye Rand des Pflasters wird auf die Haut angeklebt, und noch mit mehreren Heftpflastern befestiget, übrigens aber weiter kein Verband darüber gelegt. Der Verf. führt einen Fall an, der den Nutzen der Anwendung einer solchen Klappe vollkommen bestätiget.

MECHANIK.

Pet. Rieffelsen's *Beschreibung und Abbildung der von ihm erfundenen grossen Kraft- und Hebemaschine*, mittelst welcher in wenig Zeit Bäume von ansehnlicher Grösse samt ihren Wurzeln aus der Erde gehoben, und ungeheure Lasten von der Stelle geschafft werden können, wie solches im J. 1806 in Gegenwart Sr. Maj. Friedrich VI., Königs von Dänemark, Norwegen u. s. w. und vieler angesehener Zuschauer nahe bey Kiel öffentlich bewiesen und ausgeführt worden ist. Mit 3 Kupfertafeln. Hamburg, bey Gundermann, 1810. 4. 8 S. (1 Rthlr. 8 Gr.).

Als im J. 1806 die Versuche mit dieser Maschine in den öffentlichen Blättern bekannt gemacht wurden, fand sich Rec. von dem lebhaftesten Verlangen durchdrungen, dieser so äusserst wirksamen Maschine Bau und ganze Einrichtung kennen zu lernen. Er schrieb auch deshalb an mehrere im Hollsteinischen lebende Freunde, aber seine Bemühungen, die Zusammensetzung dieser Maschine auf diesem Wege zu erfahren, waren vergeblich. Desto grösser war seine Freude, als ihm auf einmal diese mit sehr deutlichen Zeichnungen versehene Beschreibung zu Gesichte kam. Aus derselben geht soviel hervor, dass die Zusammensetzung höchst einfach ist, und dass sich in der ganzen Maschine nur eine einzige Schraube ohne Ende befindet, alles Uebrige aber auf Walzen und einfachen Schrauben beruhe.

Die Maschine wird unter einem spitzigen Winkel an den Baum oder die zu überwältigende Last gestellt. Wird der mit mehrern Köpfen versehene Laufbaum gegen die Last hingetrieben, so wird dieselbe nicht um die ganze Länge des Laufbaumes zurückgeschoben, sondern ausser der mässigen Zu-

rückdrängung auch zugleich etwas in die Höhe gehoben. Bey dem ersten Versuche wurde der Baum um einen Fuss zurückgedrängt. Da aber hierdurch der Baum nicht umgestürzt wird, so ist der Maschine die Einrichtung gegeben worden, dass sie ohne grosse Mühe vorwärts geschoben, und dem Baume näher gebracht werden kann. Bey der zweyten Wirkung der Maschine wird der Baum immer stärker sowohl gegen die Erde hingedrückt, als in die Höhe gehoben.

Eine Maschine von dieser Wirksamkeit muss ein sehr festes Gestell haben; und diese Festigkeit mit der erforderlichen Leichtigkeit und Beweglichkeit zu vereinigen, ist das, was der Erfinder dieser Maschine sehr glücklich erreicht hat. Obgleich bey starkem Regenwetter und im tiefsten Kothe der erste Versuch mit der Maschine gemacht ward, und die Walzen fast ganz im Moraste versanken, so bewegten dennoch vier Mann das Gestell ziemlich leicht.

Ein Haupttheil dieser Maschine ist die Vorrichtung, welche den Baum umklammert. Sie besteht aus starkem verzahnten Eichenholze, ist dick mit Eisen beschlagen und ringsumher mit Zapfenlöchern versehen, durch welche eiserne Bolzen geschlagen werden, deren Endzweck darin besteht, dieser Vorrichtung eine der Dicke jedes Baumes angemessene Weite zu geben. In der Vorder- und Rückseite dieses Vierecks (denn diese Gestalt hat jene Vorrichtung) befinden sich Schraubenlöcher, wodurch Spitzen von Eisen in den Baum, zu stärkerer Festhaltung desselben, eingeschraubt werden.

Ein anderer, sehr wichtiger Theil dieser Maschine ist der Laufbaum, welcher erwähntermassen mit einer Menge von Köpfen versehen ist, in welche sehr feste Sparren hineinfassen, damit das Zurückgehen des Laufbaumes, bey rücktreibender Wirkung der zu überwältigenden Last, verhütet werde.

Die Kräfte, welche in dieser Maschine in Thätigkeit sind, um den Laufbaum vorwärts zu schieben, sind die Schraube ohne Ende, Zahn und Getriebe, und Hebel. Bey mässigem Aufwande an Kraft ist die Anwendung der Schraube ohne Ende, und der aus Zahn und Getriebe bestehenden Maschinerie völlig ausreichend. Wo aber die zu überwältigende Last zu gross ist, da muss noch überdiess von den beyden Hebeln Gebrauch gemacht werden, die am Ende mit Taudraht umwunden werden. Werden an jedem Hebel zwey Mann angebracht, deren Kraft = 200 Pfund gesetzt wird, so können diese Hebel mit einer Kraft von 15 bis 20tausend Pfund wirken. Diese angegebene Maschinerie setzt mittelst ihres Wirbels eine Schraube ohne Ende in Bewegung. Diese fasst, wie ein Kammrad, in ein andres Getriebe, welches ein drittes umtreibt und dadurch an den unten sichtbaren runden Erhöhungen das Aufrollen eines Seiles bewerkstelliget. Der Erfinder dieser Hebemaschine gab die Stärke dieser letztern mechanischen Vorrichtung zu 60000 Pfunden an. Bey dieser so bedeutenden Gewalt drehten sich doch die Schrauben leicht.

Man hat den ersten Andrang der Maschine, wenn alle Kräfte in Bewegung sind, zu 300,000 Pf. berechnet. Dass ihre Kräfte ungeheuer sind, erhellet daraus, dass ein zwölf bis dreyzehn Zoll starker, eiserner Bolzen mit ganz geringer Anstrengung so gesprengt wird, dass alle Fibern des Bolzens reissen. Der Verfasser hat einen solchen zerbrochenen eiserner Bolzen abzeichnen lassen.

Das Umstürzen der Bäume ist nicht der einzige Nutzen, welchen diese Kraftmaschine gewährt, sondern der Verfasser glaubt, dass sie bey unzähligen andern Dingen, wo kolossalische Kräfte erforderlich sind, mit dem schönsten Erfolge angebracht werden könne. Unter diesen Fällen hat er auch folgenden: ein Schiff soll zwischen Felsen eingeklemmt seyn, wo es sich schlechterdings, ohne von den Wellen zertrümmert zu werden, nicht losmachen kann. In diesem Falle solle die Maschine mit ihrer ganzen Kraft gegen den Felsen gerichtet werden, und der Erfolg werde zwar nicht das Umstürzen des Felsen, aber doch der seyn, dass der Felsen seine Beute fahren lassen müsse. — Recensent wundert sich, gerade einen solchen Fall zur Bestätigung des unleugbar grossen Nutzens dieser Hebmaschine angeführt zu sehen. Denn ihm scheint es eine Unmöglichkeit zu seyn, in dem vorliegenden Falle einen festen Stützpunct zu finden, von welchem aus die Kraft dieser Maschine wirken könne. Soll dieser Stützpunct das Meer, oder das Schiff, oder der zweyte Felsen seyn?

Ein Modell von dieser Maschine kann man bey ihrem Erfinder für 25 Thlr. bekommen.

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

137. Stück, den 16. November 1810.

BOTANIK.

Botanisches Taschenbuch, oder Flora der Gegend um Dresden. Von *D. H. Ficinus*. Erster Theil. Phaenogamie. Erste Abtheilung. 1807. Mit 1 ausgemahlten Kupfertafel. Zweyte Abtheilung. 1808. Dresden, in Commission der Arnoldischen Buchhandlung. XXXVIII und 428 S. ohne das Register. 12. (1 Thlr. 12 Gr.)

Dieses Taschenbuch ist bestimmt, einem längst gefühlten Mangel abzuhelfen. Zwar hatte man schon früher einzelne Beyträge zu einer Dresdner Flora. D. Schulze theilte vor 30 bis 40 Jahren Verzeichnisse wildwachsender Pflanzen der Gegend in einigen Zeitschriften mit; ein Gärtner, Pursch, verfertigte eine Aufzählung der im Plauischen Grunde vorkommenden Gewächse; der Buchhändler Gerlach liess die Namen der von ihm beobachteten Arten in die Monatsstücke: März, April und August der sächsischen Provinzialblätter auf 1797. einrücken; D. Erdmann lieferte mit ihm getrocknete Pflanzen; aber Vollständigkeit, systematische Ordnung und Richtigkeit vereinigte, so viel im Einzelnen dagegen zu erinnern ist, zuerst in einem höhern Grade die Schrift des Chirurgs Bucher: Florae Dresdensis nomenclator. Dresden 1806. Er musste sich jedoch aus mehrern Ursachen auf die Phanerogamen einschränken, und weiter geht auch das vorliegende Werk nicht.

Eine Vorerinnerung enthält auf 27 Seiten die Erklärung der Kunstausdrücke, aber zu mangelhaft, als dass sie dem Anfänger genügen könnte. Die Hüllen kommen z. B. erst unter den Nebenblättern, dann unter den Kelchen vor, an beyden Stellen als gemeinschaftliche Umgebungen mehrerer Blumenstiele; und doch werden den einblumigen Anemonen Hüllen zugeschrieben. Spatelförmig nennt der Verf. ein Blatt, dessen Basis zugespitzt, und die Spitze rund ist; gegenüberstehende Blätter sind ihm solche, die an zwey entgegengesetzten Seiten des Stengels stehen. Auch ein Paar sinnentstellende Druckfehler sind unberichtigt geblieben.

Die Flora selbst stellt 1054 Arten auf, ohne Definitionen, ohne Uebersicht der Gattungen, und selbst ohne Angabe des Schriftstellers, nach dem die Pflanzen benannt sind. Die Vermuthung, dass die Willdenowische Ausgabe der Species plantarum zum Grunde liege, wird durch verschiedene Abweichungen in den Beschreibungen, welche die Stelle der Definitionen vertreten sollen, zweifelhaft. Fast eben so sehr ist die Unbestimmtheit und die Sparsamkeit in der Anzeige der Standörter zu tadeln, zumal bey solchen Gewächsen, die vorher selten oder nie im mittlern Deutschlande angetroffen worden sind.

Die Reichhaltigkeit des Bezirks, den die Flora umfasst, und der ungefähr einen Durchmesser von 5 bis 6 Meilen hat, würde demnach für beträchtlich genug anzusehen seyn, wenn sie sich gleich durch das, was bis jetzt von andern aufgefunden worden ist, noch vermehren lässt; allein bey näherer Prüfung bleiben nicht 1000 Arten übrig.

Ungefähr 25 unstreitig fremde sind, und zwar dem Anscheine nach ohne festen Grundsatz aufgenommen. Das gewöhnliche Saatgetreide wird nämlich ausgeschlossen, dagegen Panicum miliaceum, Sinapis alba, Juglans regia, Cannabis sativa, aber auch Lycium barbarum, Ranunculus illyricus, Robinia pseudoacacia, Rudbeckia laciniata, Platanus occidentalis, und dergleichen mitgezählt. Freylich wird so lange, bis ein Schriftsteller von Ansehn eine gewisse Gränze verzeichnet, in den Urtheilen über das Indigenat immer Verschiedenheit Statt finden, und bey einem ganz strengen Verfahren Avena fatua z. B. nicht mehr Recht, als a. sativa haben; Delphinium Ajacis, Centaurea Cyanus, und dergleichen mit Roggen und Weizen, mit dem sie

ausgestreut werden, und auf Brachäckern oder Rainen sich fortpflanzen, zugleich verwiesen werden müssen; allein der Begriff wird offenbar zu sehr erweitert, wenn man alles, was ausserhalb einer Mauer oder andern Befriedigung, öfters nur ganz einzeln, Wurzel schlägt, einheimisch nennt.

Andere sind Varietäten aufgeführter Arten, als Campanula urticifolia von C. Trachelium, Pimpinella nigra von P. saxifraga, Polygonum incanum von P. Persicaria, Apargia hastilis von A. hispida, Orchis incarnata von O. sambucina, u. dergl. Der Nachtheil solcher Trennungen ist jedoch von geringer Bedeutung; und durch Vereinigung unleugbar verschiedener Arten, wie die der Cuscuta Epithymum mit C. europaea, versündigen sich ohnehin die Floren einzelner Städte selten.

In zahlreichen Fällen lässt sich aber die Vervielfältigung der Arten höchstens nur mit dem Beyspiele anderer Schriftsteller entschuldigen. So sind unter andern mit Unrecht gesondert: Briza minor von Br. media; Anchusa angustifolia von A. officinalis, Thesium Linophyllum von Th. alpinum, Herniaria hirsuta von H. glabra, Allium schoenoprasum von A. sibiricum, Juncus maximus von J. pilosus, Juncus articulatus von J. sylvaticus, Sedum rupestre von S. reflexum, Euphorbia Paralias von E. gerardiana, Lathyrus latifolius von L. sylvestris, Crepis pinnatifida von Cr. tectorum. Es versteht sich übrigens, dass diess nur von der Dresdner Flora gilt, in die auch Anemone Pulsatilla und Cnicus eriophorus nicht gehören, statt deren man an den nachgewiesenen Plätzen nur A. pratensis und Cn. lanceolatus antrifft.

Es fehlt auch nicht an andern Verwechselungen. Wenn es auch dem Verf. nicht zum Vorwurfe gereicht, dass er für Rubus corylifolius Smith. Rubus fruticosus aufführt, desselben Botanikers Atriplex angustifolia noch A. patula, und dessen Atriplex patula A. hastata nennt, und bey den Gräsern von den Belehrungen, die wir der Schraderschen Flora germanica verdanken, auch in den Nachträgen keinen Gebrauch machte, so hätte er doch vermeiden sollen Allium senescens für A. angulosum, Peucedanum officinale für P. Silaus, Arabis hispida für A. Halleri, Achillea nobilis für A. setacea zu setzen, Alyssum calycinum einzutragen und zu beschreiben, anstatt A. campestre, welches allein von diesen beyden im ganzen Markgrafthume Meissen gefunden wird, und Silene clavaecarpa Roehel. pl. pannon. so zuversichtlich für Cucubalus catholicus auszugeben, der eben so wenig da ist. Wenn gleich hiedurch die Anzahl der Arten sich nicht ändert, so werden doch viele andere Gewächse, wie Alopecurus agrestis, Sagina erecta, Campanula latifolia, Arbutus uva ursi, Rosa arvensis, Fragaria sterilis, Anemone vernalis u. s. w. verdächtig, zumal wenn man weiss, dass es zum Theil alte Gegenstände der Tradition, oder Namen aus dem, der Beckerschen Beschreibung des Plauischen Grundes einverleibten Pflanzenverzeichnisse, auf dessen Unzuverlässigkeit schon in der Regensburger botanischen Zeitung auf das Jahr 1802. Nr. 24. S. 376. aufmerksam gemacht wird, sind, und wenn man Festuca spadicea, Scilla bifolia, Convallaria latifolia, Vicia villosa, Salix praecox, als gemein, oder an Orten, wohin sie nicht aus benachbarten Gärten kommen konnten, angezeigt sieht.

Die Untersuchung der Beschreibungen bestärkt dieses Misstrauen. Man vermisst da bisweilen charakteristische Merkmale, z. B. bey Arundo arenaria, (deren Standort auch nicht richtig angegeben ist,) Rosa arvensis, Quercus pedunculata; noch öfter findet man bey einzelnen Arten Kennzeichen ausschliessend angeführt, die andern verwandten auch zukommen; theils stösst man auf irrige Bestimmungen. Carlina vulgaris soll gelbliche Blumen, Spergula arvensis weisse Saamen, Eriophorum vaginatum selten (also bisweilen) mehr als eine, *nach* dem Verblühen aufrecht stehende Aehre haben. Ueberhaupt fehlt es an Genauigkeit, z. B. in der Angabe der Farben. *Roth* werden sowohl die Blüthen von Allium senescens, Arenaria rubra, Lychnis viscaria, Asarum europaeum, Rosa villosa, Lamium purpureum, Lathyrus tuberosus und Orchis incarnata, als die Früchte von Cratägus oxyacantha und Sorbus aucuparia, und die herbstlichen Blätter von Cornus sanguinea genannt, und dennoch anderswo purpurroth, röthlich, blassroth, fleischroth, und ähnliche Ausdrücke, mitunter eben so unbestimmt, angewendet.

Vielleicht ist der Verf. selbst am besten im Stande, diese Flora durch wiederholte Untersuchungen zu berichtigen, und in einer zweyten Ausgabe brauchbar zu machen. Ein unbezweifelt grösseres Verdienst würde er sich hierdurch, als durch einen Versuch, die Cryptogamie zu bearbeiten, erwerben; denn jeder Andere bedürfte vermuthlich zu einer solchen Verbesserung einer längern Zeit, als auf das Taschenbuch selbst verwendet worden zu seyn scheint.

Die auf dem Kupfer vorgestellte für eine neue Art gehaltene Nelke kann man kaum für etwas anderes, als für einen auch in den Kronblättern verkümmerten Dianthus deltoides erkennen.

UNTERRICHTSKUNDE.

Materialien zu deutschen Stilübungen und feyerlichen Reden von *C. H. Hänle.* Zweyter Theil.

Frankfurt a. M., in der Andreäischen Buchhandlung. 1810. VIII u. 303 S. 8. (16 Gr. oder 1 Fl. 12 Xr. Rh.)

Nachdem Rec. von dem ersten Theile dieses brauchbaren Buches in diesen Blättern (v. 15. Sept. d. B. 1806. S. 1899. ff.) einen Bericht erstattet hat, welchen der Herr Prorector Hänle nicht unerwähnt und unbeachtet liess, werde diese gewünschte Fortsetzung auch unbefangen gewürdigt. Dass es derselben nicht an Mannigfaltigkeit und Wichtigkeit des gewählten Stoffes mangle, wird am besten durch Inhalts-Angabe beurkundet, welcher Rec. sogleich einige Bemerkungen beyfüget. Die ersten der (nicht bezifferten) Aufsätze sind geschichtlich. *Ueber Markgraf Ludwig von Baden*, den tapfern Zeitgenossen *Eugen's* und *Marlboroughs*. Ein willkommener Anfang. *Ueber die Jungfrau von Orleans*: zu breit eingeleitet, zu wenig ausgeführt. *Einige Gedanken bey Heinrich dem Vierten von Frankreich*. Vielleicht aus dem Französischen; wenigstens nicht ohne Gallicismen, wie S. 23; „*die Freundschaft machte allen Rang verschwinden*."

Ueber Stanislaus Lescinski, König von Pohlen. Ein guter Beschluss der historischen Aufsätze, denen nun vermischte folgen.

Zum Lobe der Teutschen, anfänglich nach *Meissner*, lässt der Verf. S. 32. auch eine *Repetiruhr* schlagen, deren Erfindung man doch bekanntlich dem *Engländer Barlow* nachrühmet. *Preiss des Handels*. S. 41. ff. *Die gute Seite des Krieg(e)s*, worüber schon im ersten Theile S. 186. ff. gesprochen wurde.

Empfindungen auf der alten Ritterburg Hohen-Gerolseck bey Lahr, wie *Rückblick und Selbstprüfung eines Jüngling(e)s* etc. zu reichlich mit Versen gespickt, woran man junge Leute, deren Styl noch gebildet werden soll, ja nicht gewöhne. Hier aber wird mehrwärts der prosaische Vortrag durch Strophen von *Matthisson*, *Salis*, *Gellert*, *Schiller* u. A. unterbrochen, welchen letztern man wohl weder durch Erwähnung des „ach! auf *immer erblassten Lautenspielers*" S. 105. noch durch Verfälschung der bekannten 2ten Strophe seines Hochgesanges an die Freude würdig ehret. Diese folget dem wohllautenden Schlusse einer bereits *sieben* mal durch Verslein unterbrochenen Declamation *über die Freundschaft* S. 132. also:

„Wem der grosse Wurf gelungen
Eines Freundes Freund zu seyn,
Der hat der Güter höchstes sich errungen,
Ja, wer auch nur eine Seele
Sein nennt auf dem *Erdenball!*
Und wers nie gekonnt, der stehle
Weinend sich aus diesem *Saal*."

Könnte *Schiller* solches noch gern für Seiniges erkennen? — *Der Herbst*. Ein Gemälde in Jamben. Zum Theil(e) nach *Thomson*. Zur Eröffnung eines Redeaktes im Herbst(e). S. 79. ff. *Ueber die Vaterlands-Liebe*. *Ueber das Mitleiden*. *Ueber die Hoffnung*, *die Moden*, *die Freundschaft*, meist Ausführungen im 1. Theile gegebener Entwürfe. *Ueber den Zweykampf* wird v. S. 145 — 152. freye Uebersetzung einer bekannten Stelle aus *Rousseau's nouvelle Heloise* zweckdienlich dargeboten. In „*überlegtem Vorsatze*" ist das Französische *propos deliberé* wohl zu kennbar geblieben.

Ein Programm *über die Musik*, in pädagogischer Hinsicht betrachtet, (v. J. 1808.) ist, wie Rec. dünkt, schon besonders angezeigt worden. *Ueber das Studium der Alten* ist S. 167 — 183. nach so vielfältiger Behandlung dieses wichtigen Gegenstandes von *Beck*, *Siebelis*, *Lauter*, *Walther*, *Schelle*, *Schletz* u. a. zu wenig Befriedigendes und beyläufig zu viel Fremdartiges, besonders über Romanen-Leserey gesagt worden. Noch weniger befriedigend sind S. 209 — 211. drey Octav-Seiten von dem *Werthe der Geschichte*, welchen ein *Bolingbroke*, *Wegelin*, *Schröckh*, *Wiggers* u. A. längst besser angedeutet haben. Mehrere der folgenden Skizzen sind, ihrer Bestimmung gemäss, für Schullehrer, denen das Gedränge vielseitiger Schulgeschäfte zu wenig Zeit übrig lässet, sich in gehöriger Ruhe Ideen zu deutschen Ausarbeitungen und Reden zu sammeln, allerdings recht brauchbar und weit mehr zu empfehlen, als die beyden Gespräche: *über den Sto(c)k* und *über die Botanik* S. 237 — 257. Für ersteres, in welchem man wohl nicht gern Milchsuppen-Gesichter, Educationsbesen, Birkenscepter u. dgl. genannt findet, hätte *Lichtenbergs Etwas über den Nutzen und die Taxe der Stockschläge* etc. bey verschiedenen Völkern benutzt werden, in letzterem für richtigeren Druck der Pflanzen-Namen gesorgt werden mögen. Lycopodium complanotum *Brabaverna*, Bärleppsame u. dgl. fällt hier noch widriger auf, als blos, Wiederstand oder kleine Herrgötter! Aber noch widerlicher war es Rec., dass man es S. 255. einen Knaben *lustig* (!) finden lässt, wie eine selige Grossmutter nicht unandächtig, das ganze Leiden Christi in den Kopf des stummen Hechtes eingedrückt gefunden habe," wobey der junge Schwätzer noch bemerken darf: „es begeben dergleichen Spielereyen auch manche Leute, die nicht Grossmutter heissen."

Der Anhang — S. 258 — 303. — enthält *Materialien zu lateinischen Stylübungen und Reden*, *mit meistens angezeigten Quellen und Hülfsmitteln*, die zwar nicht wenig Bekanntschaft mit altrömischen und neueren lateinischen Schriftstellern, wie *Gessner*, *Ernesti*, *Heyne*, *Hemsterhuis*, *Ruhnken*, *Wyttenbach*, *Eichstädt* u. a. bezeugen, doch noch

weit hinter dem, so reichhaltigen als wohlgeordneten *Handbuche der Materialien zu deutschen und lateinischen Abhandlungen aus der classischen Philologie*, und einigen ihrer Hauptwissenschaften. Für geübte Jünglinge in Gelehrtenschulen etc. von M. Karl Heinr. *Sintenis*, dem vormaligen Director des Zittauer Gymnasiums. Züllichau, 1808. gr. 8. welches Rec. wirklich eben zur Hand liegen hat und hiermit gern beyläufig noch bekannter machen möchte.

Die Materialien von Herrn Prorector H — le lassen übrigens auch sorgsame Druckberichtigung des Lateinischen nur zu sehr vermissen. Denn man findet in wenigen Bogen nicht nur: „Atti*ll*ius, Tranqui*l*itas, adu*t*atio, tur*b*itudo, vitiat*e*m memoriam, ami*ti*cia, infra scr*u*ptum, vitae honestas omn*e*s u. dgl. mehr, sondern auch bekannte Worte des *Sallustius*, Catil. 10. (S. 278.) folgendermaassen entstellet: „Ambitio*s* *nullos* mortales fals*us* fieri sub egit; ali*ad* etc. statt: Ambitio multos mortales falsos fieri subegit; aliud etc. Im Deutschen hat Rec. seltener Druckfehler gefunden, wie Giron*t*isten S. 175. Er meynt alle Mittel zu *besiegen* (S. 19.) statt zu *besitzen*, u. d. gl. Desto weniger mangelt es abermals an verschiedenen Schreib- und andern Sprachfehlern, wie: Bli*k*, Glü*k*, Ro*k*, erwe*k*t, befle*k*t, frohlo*k*t, Krei*ss*, Schmau*ss*, aufbrau*ss*end, dagegen: hei*s*, gro*s*e, mit Mu*s*e (otio), Siz, Kloz, Tummelplaz, nüzlich u. s. f. worin*nen*, wornach, meis*tens*; ausserhalb sein*em* geliebten Vaterland*e*, die manni*ch*faltige (*n*) Reize, die oberste (*n*) Rollen, die unerwarte(*t*)sten Begebenheiten; „der spanische Erbfolgekrieg *fiel ein*, Christian II. *stiftet* das Stockholmer Blutbad, eine Herzensgüte, *die* wir mit Freudenthränen *lesen* u. d. gl. Die, nicht selten zu wenig männliche, nüchterne Prosa wird bisweilen theilweise fehlerhaft metrisch, worüber der Herr Prorector wohl auch wird in *Cicero's* Oratore gelesen haben: „Multum interest, utrum numerosa sit, id est similis numerorum, an *plane e numeris constet* oratio. Alterum si sit, *intolerabile vitium*. etc. Bisweilen gereichen dem prosaischen Ausdruck auch eingemischte Gleichklänge zum Vorwurfe, wie S. 16: „Schrecken war im Feindes *Heer*, und das Unglü*k* trennte sich von ihm nicht *mehr*; fern von Eitelkeit ganz die Jungfrau *wieder*, legt nun den Feldherrnstab sie *nieder*, oder S. 130. Soll ich die Freude in mein Herz *verschliessen?* soll ich allein *geniessen?* Ich eil' in deinen *Arm*, o Freund! du hörst mein Glü*k* und freuest *warm* und lauter dich u. s. w. Uebrigens könnte Rec. auch noch Interpunctions-Fehler nachweisen, wenn er hier länger bezeugen dürfte, mit welcher theilnehmenden Aufmerksamkeit er diese, nur mit Bedacht und Auswahl zweckmässig zu brauchende, Fortsetzung durchgesehn habe.

UNGARISCHE LITERATUR.

Herczeg Rochefoucauldnak Maximái (*Maximájí*) *és Morális Reflexiói* (*Reflexióji*), három nyelven Németre fordította Schultz, Magyarra *Kazinczy Ferentz* (Ferencz). Bétsben és Triestben, Geisztinger Könyvárosnál. (Des Herzogs Rochefoucauld Maximen und moralische Reflexionen, in drey Sprachen, deutsch übersetzt von Schulz, ungarisch von Franz von Kazinczy. Wien und Triest, beym Buchhändler Geistinger.)

Auch mit dem Französischen Titel:

Maximes et Reflexions morales du Duc de la Rochefoucauld en trois langues. Traduits en Allemand par Frederic Schulz. En Hongrois par *François de Kazinczy*. Vienne et Triest chez Geistinger. 1810. 8. XXII und 202 Seiten. Mit einem Kupfer und einer Vignette. Preis 4 Gulden 40 Xr. (Gedruckt von Anton von Haykul in Wien.)

De la Rochefoucauld's Maximen und moralische Reflexionen glücklich ins Ungarische zu übersetzen war eine beynahe herkulische Arbeit. Hr. von Kazinczy, der im Jahre 1803 die von einem so eigenthümlichen französischen Atticismus angewebten moralischen Erzählungen Marmontels so glücklich ins Ungarische übertrug und dadurch die magyarische Literatur ansehnlich bereicherte, löste auch diese schwere Aufgabe zur völligen Zufriedenheit aller Kenner. Die französische Sprache hatte in dem goldenen Zeitalter Ludwigs XIV., in welchem Rochefoucauld lebte, bereits einen so hohen Grad der Bildung und Vollkommenheit erreicht, dass sie Rochefoucauld auf eine leichte Art benutzen konnte, um in ihr prägnante Maximen aus der höhern Welt- und Menschenkunde auszudrücken. Die ungarische Sprache wurde bisher in diesem Fach nicht ausgebildet, und um so grösser ist daher Kazinczy's Verdienst, hierin die Bahn mit so vielem Glück gebrochen und die magyarische Sprache auch in dieser Hinsicht bereichert und mehr ausgebildet zu haben. Rochefoucauld nimmt ferner manche Ausdrücke an verschiedenen Stellen in verschiedenen eigenthümlichen Bedeutungen, und diese hat K. mit mehr Scharfsinn aufgefunden und oft viel glücklicher ausgedrückt als Schulz. Der ungarische Styl K's. ist durchaus classisch. Die von ihm neugebildeten ungarischen Wörter bestehen vor der Kritik und bereichern den Sprachschatz der ungarischen Sprache, welcher der Bereicherung so fähig ist, als jener der deutschen Sprache.

Es verdient allen Beyfall, dass Hr. von K. seine ungarische Uebersetzung nicht einzeln, sondern zugleich mit dem französischen Text und der deutschen Uebersetzung von Schulz herausgab. So kann man durch Vergleichung den Genius dieser drey Sprachen kennen lernen; auch sieht man, wo die deutsche, wo die ungarische Sprache fähiger ist, die französische Präcision gleich gut auszudrücken, und wo der ungarische Uebersetzer seinen Vorgänger in der Uebertragung dieses französischen Meisterwerks übertraf. Zur Vergleichung wird für Kenner aller drey Sprachen folgende Stelle dienen.

S. 99. On peut dire de l'agrément séparé de la beauté, que c'est une symmétrie dont on ne sait point les règles, et un rapport secret des traits ensemble, et des traits avec les couleurs et l'air de la personne.

„Man kann sagen, dass Anmuth im Wesen, von der Schönheit getrennt, eine Art von Symmetrie ist, deren Regeln man nicht kennt: eine geheime Sympathie aller Züge mit den Tinten und dem ganzen Aeussern."

„Azt mondhatni, hogy a' Kecs, Különvére a'szépségtöl, eggy valamelly symmetria, mellynek reguiájit nem ismerjük; egy valamelly titkos sympathiája a' vonásoknak egymáshoz, 's a' vonásokmak a' színekhez és az egész Külsöhez."

In dieser kurzen Stelle drückt das ungarische *Kecs* das französische *agrément* vollkommen aus, im Deutschen kommen dafür die drey Wörter „*Anmuth im Wesen*" vor. Das französische „*On peut dire*" und das deutsche „*Man kann sagen*" wird im Ungarischen durch die zwey Worte *Azt mondhatni* ausgedrückt, u. s. w. Rec. enthält sich mehrerer philologischer Bemerkungen, die sich von selbst aufdringen.

In der langen noch im Jahre 1805 geschriebenen Vorrede handelt Hr. Prediger Johann Kis mit vieler Belesenheit und Einsicht von Rochefoucauld's Leben und Charakter und von dem Gesichtspunkt, aus welchem man seine Maximes et Reflexions morales sowohl im französischen Original als in der Uebersetzung ansehen muss. Die Schwierigkeiten der Uebersetzungen dieses Werks werden gut aus einander gesetzt. Nur können wir nicht in das Lob einstimmen, welches Hr. Kis der deutschen Uebersetzung von Schulz ertheilt. So sehr wir auch die Vorzüge derselben anerkennen, so zeigt doch eine kritische Prüfung derselben, dass Herr Schulz sie nicht genug gefeilt und manche Gnomen Rochefoucauld's schief übertragen hat. Dagegen hat Hr. von K. seine Uebersetzung mit mehr Fleiss und Umsicht verfertigt und sie wiederhohlt gefeilt, daher sie unstreitig vor der Schulzischen den Vorzug verdient.

Der fehlerhafte ungarische Titel rührt nicht von Herrn von Kazinczy her. Hr. von K. wählte den Titel: Herczeg Rochefoucauldnak Gnómaji (des Herzogs Rochefoucauld Gnomen). Der Verleger wollte den ungarischen Titel dem französischen ganz gleichlautend machen und liess daher von Jemanden in Wien den oben stehenden ungrammatischen Titel, der gegen die Lehre von den ungarischen Suffixen anstösst, und unnöthigerweise mit fremden Wörtern angehäuft ist, unterlegen. Hr. von K. hat gegen dieses eigenmächtige und unbillige Verfahren in Kultsár's ungarischer Zeitung „Hazai és Külföldi Tudósítások" öffentlich protestirt, und es verdiente allerdings eine Rüge.

Papier und Druck sind gut (aus Haykul's Buchdruckerey in Wien kommen fast nur allein elegant gedruckte ungarische Werke zum Vorschein) und auf die Correctur ist viel Sorgfalt verwandt worden. Aber die ungarische Orthographie in der Vorrede ist auffallend verschieden von der im Text.

Das Titelkupfer und die Vignette am Ende (beyde von Blaschke schön gestochen) haben nicht die geringste Beziehung auf dieses Werk. Allein sie wurden auch von Hrn. von K. nicht für dieses Werk, sondern für seine noch nicht gedruckte Uebersetzung von Ossian gewählt, und der Verleger benutzte sie ohne sein Wissen für dieses Werk. Auch dieses Verfahren verdient eine Rüge.

Möge Kazinczy sein Vaterland noch oft mit classischen Uebersetzungen classischer Werke erfreuen!

DEUTSCHE SPRACHLEHRE FÜR UNGARN.

Német Grammatika, ahoz tartozó grammatikai gyakorlásokkal, egy új Német olvasókönyvel és szókönyvel együtt. A' németül tanúló Magyar Ifjúság számára Készítette *Márton József*, a' Bétsi (Bécsi) Universzitásban a' Magyar Nyelvnek és Literaturának Profeszszora. Harmadik, újra megjobbított és bővített Kiadás. Bétsben (Bécsben), Pichler Antal betűivel (betűjivel). (d. i. deutsche Grammatik, sammt dazu gehörigen grammatikalischen Uebungen, mit einem neuen deutschen Lesebuch und dazu gehörigem Wörterbuch. Zum Besten der deutsch lernenden ungarischen Jugend verfasst von Joseph von *Márton*, Professor der ungarischen Sprache und Literatur an der Wiener Universität. Dritte, aufs neue verbesserte und vermehrte Ausgabe. Wien, mit Schriften des Anton Pichler.) 1810. in 8. VIII und 240 Seiten. (1 Fl. 20 Xr. in Conventionsmünze, 4 Fl. 30 Xr. in Bankozetteln.)

Herr von Márton hat sich schon seit mehreren Jahren durch Privatunterricht in der deutschen Sprache, durch seine deutsche Grammatik, sein deut-

sches Lesebuch für Ungarn und sein deutsch-ungarisches und ungarisch-deutsches Wörterbuch um seine Landsleute verdient gemacht. Die vorliegende dritte Ausgabe seiner deutschen Grammatik und seines deutschen Lesebuchs ist beträchtlich vermehrt und verbessert erschienen.

Rec. hat Hrn. Márton's deutsche Grammatik für Ungarn in dieser dritten Ausgabe sehr zweckmässig gefunden. Sein Führer ist Adelung. Die Regeln sind kurz und bündig vorgetragen und auf den Unterschied der Etymologie und Syntax der ungarischen Sprache von der deutschen hat der Verf. an schicklichen Orten aufmerksam gemacht. Adelungs acht deutsche Declinationen sind zweckmässig auf viere zurückgeführt worden. Die Syntaxe ist jedoch auf sieben Seiten viel zu kurz abgehandelt worden. Gegen einige grammatikalische Regeln könnte Rec. Erinnerungen machen, z. B. dass das Hülfszeitwort derjenigen Verba Neutra, die eine Ruhe anzeigen, *haben* sey, die zwey Zeitwörter bleiben und stehen ausgenommen: es leiden noch mehrere eine Ausnahme von dieser Regel.

Die Grammatik geht nur bis Seite 88. Dann folgen (bis Seite 168) deutsche und ungarische Uebungen auf die grammatikalischen Regeln, auf welche verwiesen wird. Diese Beyspiele sind nicht so läppisch, wie in Meidingers praktischer französischer Grammatik, sondern meistens für junge Leute lehrreich. Den Zeitwörtern hat aber Hr. von M. zu wenig Beyspiele, besonders zu wenig ungarische, gewidmet. Am Ende steht eine Sammlung von deutschen Redensarten.

Das besonders paginirte deutsche Lesebuch führt auch den eigenen Titel: „Deutsches Lesebuch zum Gebrauch für Ungarn. Herausgegeben von Joseph von Márton, Professor der ungrischen (ungarischen) Sprache und Litteratur an der k. k. Universität zu Wien. Német olvasókönyv, a' németül tanúló Magyar Ifjúság számára. Harmadik megjobbított kiadás. Dritte verbesserte Ausgabe. Wien, 1810. Gedruckt bey Anton Pichler." Es zerfällt in folgende zwölf Abschnitte: Kurze Beschreibung der im gemeinen Leben vorkommenden Dinge; witzige Einfälle und Anekdoten; Moral in Beyspielen und Erzählungen; Fabeln; Etwas aus der physischen Geographie; kurzgefasste Naturgeschichte; Geschichte; Folge der Regenten in Ungarn; von den Landesstellen und Reichsständen in Ungarn; Briefe und Schuldscheine; Gedichte; Wörterbuch. Für Abwechslung, Belehrung und Unterhaltung ist hinlänglich gesorgt. Das Lesebuch ist beynahe ganz compilirt und Hr. von M. hätte daher seine Quellen nennen sollen. Gedichte hätten in grösserer Anzahl mitgetheilt werden können. Das Wörterbuch ist mit Fleiss verfasst.

In dem ungarischen Styl verstösst Hr. von M. oft gegen Révai's richtige Grundsätze. Auch die ungarische Orthographie ist nicht fehlerfrey.

Für correcten Druck hätte mehr Sorge getragen werden sollen. Ob fehlerhafte deutsche Ausdrücke, wie z. B. S. 16. *der* Kopfweh statt *das* Kopfweh dem Setzer oder dem Verfasser selbst zur Last fallen, kann Recensent nicht entscheiden.

Die deutsche Sprachlehre des Hrn. von M. ist Seiner Excellenz, dem Grafen Ferdinand Pállfy dedicirt.

G E S C H I C H T E.

Geschichte von England, ein Handbuch von *Christoph Gottlob Heinrich*, Herz. Sächs. Weim. Hofr., ord. Prof. der Gesch. zu Jena etc. Vierter und letzter Theil. Leipzig, bey Kummer 1810. XII, 504, und 52 S. gr. 8.

Mit diesem Bande hat der verewigte Verf. noch kurz vor seinem Tode diess Handbuch der englischen Geschichte vollendet, das, wie sein etwas kürzeres Handbuch der Geschichte von Frankreich, zu den lehrreichsten Handbüchern der Geschichte einzelner Staaten gehört. Benutzt sind dabey nicht nur die Quellen, und was die neuere Geschichte betrifft, die verschiedenen Mémoires von Staatsmännern und Feldherren, sondern auch die Ideen und Darstellungen mancher neuerer Geschichtschreiber, z. B. eines Spittler, die bisweilen wörtlich wiederholt sind. Der gegenwärtige letzte Band der engl. Gesch. umfasst die siebente Periode oder die Regierung des Hauses Hannover und ist vornemlich von der zweyten Hälfte des vor. Jahrh. an sehr ausführlich. Nachdem zuvörderst nochmals an die protestant. Successionsacte und ihre verschiedenen Bestätigungen erinnert worden ist, wird bemerkt, dass der neue König Georg I. sich sogleich entschieden für die Whigs erklärte und erklären musste, da die Torys dem Prätendenten geneigt waren. Eben so hob er das Parlament auf, das ebenfalls ihm nicht sehr geneigt war. Ja es wurde selbst eine geheime Committée zur strengen Untersuchung des Betragens der vorigen Minister niedergesetzt, wobey *Rob. Walpole* den Vorsitz führte. Zwey dieser Minister, Ormond und Bolingbroke, entflohen und traten in die Dienste des Prätendenten. Die Jacobiten in Engl. und Schottl. geriethen in Bewegung. Der Prätendent, obgleich selbst der Hoffnung auf französ. Unterstützung beraubt, begab sich nach Schottland, wurde aber bald zur Flucht genöthigt und die Aufrührer bestraft. Dieser Versuch gab aber Gelegenheit zur Vermehrung der stehenden Armee, die unter Georg I. mehr kostete als die Flotte. Nach Erwähnung des Barrieretractats und der Tripleallianz kömmt der Verf. auf die Anschläge des Bar. Görz gegen Georg I., auf die etwas tiefer hätte eingegangen werden sollen. Denn von der Quadrupleallianz und dem Kriege gegen Spanien konnte doch fast nur das schon sonst Ge-

sagte wiederholt werden, und die nordischen Angelegenheiten gehörten hieher nur, in so fern England oder auch Hannover unmittelbaren Antheil daran hatte. Wichtiger ist die Darstellung der Versuche zur Verminderung der Nationalschuld, die bey Georg I. Regierungsantritt 53,681,000 Pf. Sterling betrug. Insbesondere wird die Südsee-Acte und Compagnie, das Gegenstück zu Law's gleichzeitigen Projecten erwähnt. Durch Rob. Walpole's weise Staatsverwaltung wurde das Capital der Nationalschuld in 18 Jahren um 7 Millionen vermindert. Eine neue Verschwörung wurde 1723 vereitelt, aber auch die Habeas-Corpus-Acte auf ein Jahr suspendirt. Kurz vor Unterzeichnung der Pariser Präliminarien hatte Georg I. noch eine Reise in seine deutschen Staaten angetreten, starb aber zu Osnabrück 22. Jun. 1727. „Nicht leicht hat ein König von England das Zutrauen seiner Nation in so hohem Grade besessen wie Georg I. Man verargte es ihm jedoch mit Recht, dass er die engl. Sprache nicht gelernt hatte, da er doch lange vorher wusste, dass er zum britt. Thronfolger bestimmt sey.“ Sein Sohn und Nachfolger Georg II. besass nicht die Fähigkeiten und Staatskenntnisse des Vaters, aber die besten Gesinnungen, Festigkeit des Charakters und ein ihm ergebenes weises Ministerium. Dem Rob. Walpole war es vornemlich zu verdanken, dass die ersten 12 Jahre dieser Regierung glücklich und segensvoll verflossen. Die Unterhandlungen von 1728 — 1732. Vertrag zu Sevilla, Vertrag zu Wien, (Aufhebung der Handelsgesellschaft zu Ostende) waren Meisterstücke einer Politik, die den Krieg zu vermeiden suchte. Die Zahl der Matrosen und der Landtruppen konnte in E. herunter gesetzt werden. Bey dem Kriege über die polnische Königswahl 1733 war es vornemlich Georg II. der den baldigen Abschluss des Friedens beförderte. Aber zu dem Kriege mit Spanien 1739. wurde die friedfertige Regierung durch das Geschrey der Londner Kaufleute genöthigt. Und zu diesem mit geringem Erfolge geführten Krieg kam bald ein kostbarer See- und Landkrieg mit Frankreich über die österreich. Succession, in welchem Georg II. zwar persönlich die Schlacht bey Dettingen 1743. kämpfte und den Sieg erfocht, aber ihn gar nicht benutzte. Walpole hatte schon 1742. resigniren müssen, weil der Prinz von Wales, der mit seinem Vater zerfallen war, ihn hasste und verfolgte. Die neuern Versuche des jungen Prätendenten 1744 — 1746. misslangen, wie bekannt ist, gänzlich. Mit zu grosser Strenge, ja selbst mit Grausamkeit verfuhr man gegen die Theilnehmer des Aufruhrs, und sogar die blosen Zuschauer. Der Krieg vermehrte die Nationalschuld von 47 bis auf 78 Millionen. Die Zinsen wurden von 1750. an auf $3\frac{1}{2}$ proc., von 1757 an auf 3 proc. herabgesetzt. Von J. 1752. an wurde auch in E. der neue verbesserte Calender eingeführt. Von S. 109 — 167. sind die Gränzstreitigkeiten über Acadien und der darüber entstandene neue Krieg beschrieben. Es werden jedoch meist nur die Feldzüge der Engländer und Alliirten in Deutschland, fast zu kurz aber die Begebenheiten zur See erzählt. Der wegen seines schlechten Betragens in der Schlacht bey Minden 1759. mit Recht entehrte Lord Sackville drängte sich doch unter der folgenden Regierung wieder ein und wurde Staatssecretär für die nordamerikanischen Angelegenheiten, des Unwillens der Nation ungeachtet. Mitten in dem Kriege starb am 25. Oct. 1762. Georg II. der in E. vorzugsweise der *ehrliche Mann* genannt wurde, und mit der Thronveränderung, da sein Enkel Georg III. König wurde, änderten sich auch die Grundsätze des brittischen Cabinetts. William Pitt musste seine Macht mit dem Günstling des neuen Königs, Grafen Bute, theilen, und da dieser, seiner Unfähigkeit wegen, nicht wohl im Kriege das Staatsruder führen konnte, so suchte er bald Frieden zu machen. Zwar machte der bourbon. Hausvertrag (1761) noch einen neuen Krieg gegen Spanien nothwendig, aber doch kam 1762. der Friede zu Stande, mit welchem das Volk höchst unzufrieden war. Die Erwerbungen der Engländer in Ostindien, die vorzüglich während dieses Kriegs aufingen bedeutender zu werden und der Verfall der ostindischen Compagnie (bis 1784.) sind hier nicht übergangen. Eben so wenig sind die engl. Schifffahrten und Weltentdeckungen nebst der Kolonie in Botany-Bay übersehen. Von S. 189. an, werden die Veranlassungen zum Abfall der nordamerikanischen Kolonien angegeben, und man hat vorzüglich Ursache mit der lichtvollen Art, wie die Theeacte (1773.) und die Bewegungen, die sie verursachte, aus einander gesetzt werden, zufrieden zu seyn. „Wäre, sagt der Verf., England im Stande gewesen, allen amerikan. Kolonien eine Verfassung zu geben wie Canada sie hatte, so würde die Empörung abgewandt worden seyn.“ Da diess nicht möglich war, so hätte es gleich eine stärkere Kriegsmacht nach Amer. schicken und dort gebrauchen sollen. Bey der Geschichte des daraus entstandenen Kriegs hätten wohl mehrere ausländische, englische sowohl als amerikan. Schriften gebraucht und erwähnt werden sollen. Sprengels Jahrbuch der neuesten Weltbegebenheiten, Busch, Eichhorn und die Geschichte der zweyten Decade Georg's III. sind die Hauptquellen. Doch sind die wichtigsten Ereignisse vollständig erzählt und auf genauere Erörterungen und politische Beurtheilungen konnte ohnehin das Handbuch nicht eingehen. Am Schlusse der Geschichte dieses Kriegs wird nur das allgemeine Urtheil beygefügt: „Durch die Theilnahme der bourbon. Mächte am nordamer. Kriege, und durch den darauf gefolgten Pariser Frieden, wurde der Hauptzweck, den sie dabey hatten, England zu schwächen und dessen Herrschaft auf den Meeren einzuschränken, oder zu vernichten, auf keine Weise

erreicht. In dem ganzen unglücklichen Kampfe mit dem Nordamerikanern und durch die Anerkennung ihrer Unabhängigkeit litt blos Englands Ehre, aber keiner der Vortheile ging verloren, die es sonst von Nordamerika hatte, vielmehr hat der Erfolg bewährt „dass Nordamerica's Freyheit für England ein wahrer Gewinn war." Es wird zuletzt noch erinnert, dass wegen der ungeheuern Ausdehnung des Kriegs England zwar sein Betragen in Ansehung der Seeherrschaft ändern, neutrale Schiffe undurchsucht durch den Canal segeln lassen, und selbst die Navigationsacte in Ansehung Portugalls suspendiren musste, dass es aber doch seit 1780 keine andern Grundsätze anerkannt habe, als es bis dahin auf den Meeren gegen andere Seemächte befolgt hatte. „Mehrmals wurde England durch die aufrührerischen Bewegungen in Irland seit 1779 in Unruhe versetzt. Durch Lord Gordon's Association gegen die den englischen Katholiken bewilligten Vortheile entstand 1780. in London der fürchterlichste Tumult. Dem irländ. Parlamente mussten 1782. dieselben Rechte ertheilt werden, welche dem brittischen zustanden und Irland wurde dadurch freyer und unabhängiger. Pitt's ostindische Bill 1784., wodurch die ostind. Compagnie eine bessere Einrichtung erhielt, der vortheilhafte Handelstractat mit Frankr. 1786., die Erneuerung der alten Verbindung mit Holland, seit Wiederherstellung der oranischen Parthey 1788. die Nootka-Sund Streitigkeiten mit Spanien bis 1790., die Krankheit Georg III. 1788., werden kürzer berührt. Von S. 273. fängt die Erzählung des französ. Revolutionskriegs und der dazwischen in England vorgefallenen Begebenheiten an. Da der Verf. diese Periode sowohl im 3ten Bde. seines Handb. d. Gesch. von Frankr. als im 9. Bde seiner Teutschen Reichsgesch. ausführlich behandelt hatte, so konnten freylich Wiederholungen nicht ganz vermieden werden, doch hat sich der Verf. hier in allem, was nicht in näherer Beziehung auf England steht, kürzer gefasst und auf die andern Schriften verwiesen, und da das Handbuch der Gesch. Fr. nur bis 1802., die T. R. G. bis 1803. geht, die Begebenheiten der folgenden Jahre (bis in den Sept. 1809.) umständlicher und ohne sich bloss auf das, was die engl. Geschichte zunächst angeht, zu beschränken, vorgetragen. In den frühern Jahren sind auch die Schriften von Herb. Marsh und Fr. Gentz gebraucht. Die auf verschiedenen Schauplätzen zu Lande und zur See vorgefallenen Begebenheiten sind gut vertheilt, um die Uebersicht zu erleichtern und den Zusammenhang nicht zu zerreissen. Die Gefahren, die England 1797 drohten, da sowohl die Bank zu London in Verlegenheit kam und ihre Zahlungen in baarem Gelde einstellen musste, als auch die zunehmende Theurung der ersten Lebensbedürfnisse unter dem Volke Unruhen erregte, sind nicht übergangen. Die Insurrectionen in Irland 1798. und die französ. Versuche, sie zu unterstützen, sind ebenfalls, so weit sie durch Zeitungsnachrichten zur öffentlichen Kenntniss kamen, behandelt; nur nach einer genauern Darstellung der geheimen Triebfedern sieht man sich vergeblich um. Wörtlich ist S. 332. f. die Stelle aus der T. R. G. IX. S. 69. f. über Pauls I. Note an den deutschen Reichstag und deren Erfolg wieder abgedruckt. Eben so S. 534. f. das Urtheil über den Rückzug der Russen aus IX. S. 74. f. Und dergleichen wörtliche Wiederholungen könnten wir mehrere aufführen. So ist was S. 334. f. über Buonapartes Rückkehr aus Aegypten und die Revolution vom 18. Brümäre gesagt wird fast wörtlich so in Handb. der G. F. III. 546. f. zu lesen. Bey den folgenden Operationen der Franzosen in Italien und Deutschl. verliert man England fast ganz aus den Augen; kaum kommt es bey einer neuen Allianz mit Franz II. 1800. wieder zum Vorschein. Wohl konnte man wünschen, dass die völlige Vereinigung Irlands mit Grossbritt. 1800. ausführlicher nach ihrem Hergang und nächsten Folgen wäre geschildert worden. Die Neutralitätsconvention der nordischen Mächte 1800. zog den Angriff Englands auf dieselben und vornemlich auf Kopenhagen nach sich, dessen Folgen nur Pauls I. Tod unterbrach, welcher hier seinen einzelnen Umständen nach beschrieben wird. Die Seefahrtsconvention zwischen Russland und England vom 17. Jun. 1801. ist im Auszuge mitgetheilt. Pitt's Resignation 16. März 1801. beförderte den Gang der Friedensunterhandlungen mit Frankreich zwischen welche die Erzählung der letzten Schicksale der Franzosen in Aegypten und der Rüstungen zu einer Landung in England eingeschaltet ist. Die Urtheile über den Frieden zu Amiens, welche man in London fällte, werden referirt und die Schwierigkeiten angegeben welche der Ausführung desselben entgegengestanden und die Erneuerung des Kriegs veranlassten. Die erneuerten franz. Landungsanstalten und die Gegenanstalten zu London, die Verschwörungen gegen die franz. Regierung, welche die Errichtung des Kaiserthums 1804. herbeyführten, die Rückkehr Pitt's in das engl. Ministerium, der Krieg mit Spanien, Napoleons abermalige Friedensanträge 1805., das Bündniss mit Russland und Oesterreich und der dadurch erzeugte neue Continentalkrieg, nebst den gleichzeitigen Verrichtungen der Engländer zur See, werden nebst einigen innern Angelegenheiten E's umständlich erzählt. Pitt's Tod (23. Jan. 1806. — die Schilderung dieses Ministers ist zu oberflächlich —) veranlasste neue Friedensunterhandlungen, die der zu frühe Tod des Min. Fox unterbrach, von dem auch zu wenig gesagt wird. Es folgt der Krieg mit Preussen, der neue Friedensantrag an Grossbritt. zufolge des Tilsiter Friedens, die engl. Unternehmung auf Konstantinopel, die Veränderungen in Portugal und in Spanien, die verschiedenen misslungenen Unternehmungen der Engländer, und mit dem Zweykampfe (21. Sept. 1809.) und der Resignation der beyden engl. Minister Castlereagh u. Canning bricht die Gesch. in diesem Bde. plötzlich ab, wo der Vf. vielleicht doch noch einiges über die (zu sehr aus den Augen gelassene) Verfassung Engl. die Vermehrung der Nationalschuld u. ähnliche Gegenst. beygefügt haben würde, wenn er länger gelebt hätte. Ein sehr vollständiges Register erleichtert den Gebrauch dieses Handbuchs.

NEUE

LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

138. Stück, den 19. November 1810.

PHYSIOLOGIE.

Curtii Sprengel Institutiones medicae, T. I. II. Doctrinae de natura humana pars I. II. Auch unter dem Titel: *Institutiones physiologicae* pars I. II. Amstelodami, sumtibus Tabernae literariae et artium, 1809. 8.

Die Anzeige dieses wichtigen Werkes ist durch zufällige Ursachen sehr verspätet worden. Doch der berühmte Name des Herrn Verfassers und die Thätigkeit anderer literarischer Institute machte auch eine baldige Anzeige entbehrlich: das Werk ist doch in aller Händen und unsere Leser haben den Vortheil, dass sie den Inhalt des Werkes, über welches wir unsre Meynung vorzutragen gedenken, bereits genau kennen.

Die Idee des ganzen Unternehmens ist höchst verdienstlich und patriotisch. Die medicinische Wissenschaft ist seit den letzten sechzehn Jahren vorzüglich so bearbeitet und so vielseitig beleuchtet worden, dass ein Werk, welches den Inhalt aller Bereicherungen derselben während dieser Zeit zusammenfasst, dem In- und Auslande Bedürfniss geworden ist. Dem Inlande; denn in dem Gewirre täglich entstehender und bekämpfter, widersprechender, so oft halb schätzbarer, halb sehr lächerlicher Behauptungen, Meynungen und Entdeckungen sieht sich selbst der geübte Denker und Kenner der Wissenschaft nach einem Führer um, der ihm Ordnung herstellen und das Neue und Gute von dem blos Wiederholten oder Irrigen scheiden helfe. Dem Auslande noch mehr: denn da wir in unserer von den cultivirten Völkern wenig gekannten Sprache zu schreiben, und was schlimmer ist, da wir in dieser Sprache seltsame Kunstworte einzuführen pflegen; so sind die Entdeckungen, welche in Deutschland gemacht werden, für die Wissenschaft grossentheils schon dadurch verloren, um so mehr, da die Nation selbst täglich tiefer sinkt, und der Zeitpunkt sich nähert, wo ihre Literatur und Sprache zu den todten gerechnet und wie griechisch oder lateinisch in Schulen studirt werden wird. Wem diess seltsam lauten möchte, der bedenke, dass dieser Zeitpunkt dann da ist, wenn deutsche Bücher nicht mehr gedruckt werden können, wegen Mangel an Abnehmern, und frage dann die deutschen Buchhändler, wie gross und reich der Markt jetzt noch ist, auf welchen sie die deutschen Schriften bringen können. Wir dürfen uns aber noch weniger wundern, dass die grossen Nationen von Europa keine Notiz von den Fortschritten der Wissenschaft in Deutschland zu nehmen pflegen, da nicht der Geist der Wahrheit, sondern ein elendes Schulgespenst in unsern Büchern und kritischen Instituten spukt, das uns blos lächerlich macht und verursacht, dass das von unsern Gelehrten geleistete Gute unter der vielen Spreu verborgen bleibt und mit ihr der Vernichtung preis gegeben wird. Ein Werk also, in lateinischer Sprache geschrieben, das die reellen Bereicherungen unseres Wissens, von der Spreu gesichtet, zusammenfasst, ist ein Ehrendenkmal der Nation und dem Wissen höchst förderlich.

Diess wollte Hr. Sp. stiften; nicht selbst auf Entdeckungen neuer Wahrheiten ausgehn, nur das vorhandene sammeln, gemeinnützig machen und von den Schlacken der Schulen reinigen wollte er. Und schwerlich lebt in Deutschland ein Mann, der einem solchen Unternehmen gleich ihm gewachsen wäre: seine grosse Belesenheit, seine mannichfaltigen Kenntnisse, sein unermüdeter Fleiss setzen ihn vor allen andern dazu in den Stand.

Den erschienenen ersten beyden Bänden, welche die Physiologie enthalten, geht ein Eingang voraus, welcher sich auf die ganze Medicin bezieht und eine kurze Geschichte derselben, so wie

man sie von der Hand eines Meisters erwarten kann, darstellt, dann aber auch die grosse Frage, mit Erwägung der Gründe beyder Parteyen, ventilirt, ob Vernunft oder Erfahrung die Quelle des medicinischen Wissens sey, und für die letztere entscheidet. Diese Frage konnte in unsern Zeiten nur in Deutschland entstehen, da die andern Nationen viel zu viel gesunden Menschenverstand haben, um bey der Gewissheit, dass wir nur aus Erfahrung wissen, dass wir einen Körper haben, und welchen, und dass neben uns andere Menschen, Thiere und unorganische Körper existiren, noch fragen zu können, ob es nicht angehe, die Erfahrung a priori zu construiren. Blos die Geschichte der deutschen Philosophie seit Kant, dem gänzlich missverstandenen, schnurstracks wider seinen Zweck gemissbrauchten, jetzt halbvergessenen Denker, verbunden mit dem unsrer Nation angebornen, vor und nach Lohenstein uns entehrenden, unheilbaren Pedantismus, gibt Rechenschaft von der Möglichkeit, wie es hat dahin kommen können, dass die grösste aller *Impertinenzen*, zu welcher der Menschenverstand sich je verirrt hat, bey uns Modesystem hat werden können. Diese Missgriffe der philosophirenden Vernunft erklären auch, wie Männer von Werth, selbst der Verf. (s. S. 33. 37.) auf das Urtheil gerathen können, die Philosophie sey weiter nichts, als ein Mittel, die Kräfte des Verstandes zu üben. — Dazu wäre ja wohl das Schachspiel noch besser. Wie weit muss die Wahrheit sich aus unsern Schulen verirrt haben, dass denkende Männer sagen können, das Forschen nach Wahrheit sey so viel werth, als eine Spielparthie!

Auch der Hr. Verf. schreibt, dass die Medicin *Kunst* sey, in so fern sie *Fertigkeit nach Regeln zu handeln* gewähre. Rec. hat schon lange einen Groll auf die „*technische*" Spielerey auf dem Herzen, die man jetzt so oft hört: Kunst ist, was auf Handfertigkeiten beruht. Der Operateur, der Zahnarzt, der Accoucheur treibt demnach eine Kunst; aber der Arzt? Man sollte glauben, er wirke allein durch Urtheilskraft. Fertigkeit, nach Regeln zu handeln, constituirt den Begriff von Kunst nur alsdann, wenn vom Handeln mit der Hand die Rede ist: oder man muss die Ausübung der Klinik nur in dem Sinne eine Kunst nennen, in welchem auch der Regent die Regierungs*kunst*, der Philosoph die *Kunst* zu demonstriren ausübt.

In der allgemeinen Physiologie hat der Verf. das Capitel von den imponderablen Stoffen mit besonderer Liebe bearbeitet, auch war das, der Haupttendenz seines Buchs wegen, von welcher bald mehr die Rede seyn wird, nothwendig. — Licht, Wärme, Schall, Magnetismus, Elektricität und Galvanismus werden als diese imponderablen Stoffe angeführt. Sie haben mit einander gemein, a) dass sie nicht nach mechanischen und chemischen Gesetzen wirken, sondern dass ihre Wirksamkeit der Vermehrung ins Unendliche fähig ist; b) dass sie in Distanz wirken; c) dass alle Körper gegen sie in einem dreyfachen Verhältniss stehn: entweder werden sie von ihnen durchdrungen, ohne die mindeste Veränderung zu erleiden, oder sie erhöhen ihre Wirksamkeit, oder sie sind ihnen undurchdringlich. (Diese Eintheilung passt nicht auf das Licht, das Körper, die ihm undurchdringlich sind, dennoch verändert, nicht auf die Elektricität, die von denselben Körpern isolirt wird, welche sie erregen, und die dagegen das Wasser, was sie am meisten leitet, ganz unverändert lässt. Dann hätte wohl gleich mit angeführt werden sollen, dass die meisten imponderablen Stoffe fähig sind, mit einigen Körpern chemische Verbindungen einzugehn, mit andern nicht.) d) dass sie nach doppelter Direction hinwirken; die Polarität. Es gibt eine chemische Polarität, die sich besonders beym Uebergang flüssiger Körper in feste zeigt; durch sie werden aus differenten Flüssigkeiten neutrale Körper gebildet. Diese geht in Polarität der Direction über. Beym Magnet, der Elektricität, dem Galvanismus ist diese Polarität klar, aber auch das Licht hat sie; so correspondirt nach Herschel roth dem Oxygen - violett dem Hydrogenpol; dem Schall und der Wärme wird gleichfalls Polarität zugeschrieben. (Für letztere bringt der Hr. Verf. einen unsicheren Beweis bey: weit gewisser beweiset die Polarität der Wärme, dass das Gefäss kalt ist, in welchem eine Flüssigkeit siedet, und heiss wird, wie diese zu erkalten anfängt. Ueberhaupt erklären sich die Erscheinungen der Kälte und Wärme leicht durch Polarität. e) Eine unterscheidende Eigenschaft der imponderablen Stoffe, dass sie andere Körper und sich selbst nach allen Richtungen durchdringen können, ohne sich im mindesten zu vermischen; f) dass sie zwar Zeit brauchen, sich zu sammeln, aber ohne Zeitunterschied ins Entfernte wirken; g) dass sie nicht für sich, sondern in Verbindung mit materiellen Stoffen chemisch wirken. (Ist das nicht schon eine chemische Wirkung, dass sie sich mit materiellen Stoffen verbinden? Wäre es daher nicht besser, zu sagen, sie seyen fähig, mit einigen materiellen Stoffen sich chemisch zu verbinden, mit andern nicht, oder erst, nachdem sie schon verbunden wären?) h) Dass sie alle unter sich nahe verwandt sind, so dass es schwer ist, zwischen mehreren einzelnen den Unterschied genau zu bestimmen.

In der That: die Physik hat durch Aufstellung dieser imponderablen Stoffe einen Riesenschritt gethan und sich ein unermessliches Feld zu noch grösseren Entdeckungen, zu noch tieferen Untersuchungen eröffnet: noch ist nicht erkannt, wie das Wägbare durch das Unwägbare bestimmt wird,

und dennoch könnte vielleicht alle Grundmischung der Stoffe von diesem Verhältniss abhängen. Wir können noch gar nicht sagen, wie weit uns die neue Entdeckung führen werde, doch das können wir wohl behaupten, dass der Hr. Verf. zu weit gehe, wenn er (§. 40.) die Lebenskraft und den Galvanismus für identisch erklärt. Rec. muss hierbey am meisten verweilen, denn gerade diese Idee ist es, welche dem grössten Theile des ganzen Werkes zum Grunde liegt.

Der Hr. Verf. sagt (§. 6.) ganz richtig: der dynamischen Ansicht gemäss ist alles lebendig, wenn Leben so viel ist, als Selbstthätigkeit. Attraction und Repulsion sind ihre allgemeinsten Aeusserungen. Die Schwere, den Magnetismus der Erde und einiger Metalle, die Cohärenz sehn wir in den Krystallen und einfachsten Pflanzen als Reproduction, d. i. als das Vermögen, fremde Theile anzuziehn und mit ihnen gemeinschaftlich eine eigenthümliche Gestalt zu gewinnen. Weniger richtig ist, wenn von der Expansionskraft gesagt wird, sie zeige sich in den Körpern der untersten Ordnung als Wärme und Licht, weiter hinauf als Elektricität und endlich als Irritabilität und Sensibilität. Wer sagt uns denn, dass die Irritabilität mehr auf Expansions- als auf Contractionskraft beruht? Sie ist ja das Gleichgewicht und die immerwährende Abwechselung beyder. Und ist die Expansibilität im Lichte nicht am allerhöchsten gesteigert, viel freyer, als in den Erscheinungen der Irritabilität? Diese muss gar nicht als der Charakter des Lebens dargestellt werden, denn sie ist blos das Mittel, die Art und Weise, wie die Individuen ihr Leben erhalten. Leben äussert sich in den niederen Körpern als Bildung allein, in den Pflanzen als Bildung mittelst der Irritabilität, d. i. mittelst des steten Schwankens zwischen Ausdehnung und Zusammenziehung; in den Thieren als Bildung und Vorstellung zugleich, mittelst derselben Irritabilität, die, als auf den Zweck der Vorstellung gerichtet, den Namen Sensibilität annimmt.

Doch erkennt der Hr. Verf. an, dass alles lebendig sey, dass alles von der ursprünglichen Differenz der Kräfte abhange, dass Selbstthätigkeit der allgemeinste Charakter des Lebens sey, und fährt §. 12. fort: „Hieraus erhellt, wie sehr sich diejenigen irren, die einem allgemein verbreiteten oder einigen Theilen besonders eigenthümlichen Elemente Lebenskraft ausschliesslich zuzusprechen gewagt haben. Schon zu Pythagoras Zeit schrieb man dem Lichte, der Wärme Lebenskraft zu, zu unseren bald einem Geiste, bald wieder der Wärme, bald der Luft oder einem höchst wirksamen Grundstoffe derselben, dem Oxygen. Aber alle diese Bemühungen sind an sich vergeblich, da die thätige Kraft früher ist als das Element, da sie das ursprünglich ist, von welchem die Materie selbst erst abstammt."

Hat nun nicht der Hr. Verf. sein Urtheil selbst gesprochen? „Es gibt keine besondere Lebenskraft: das Leben ist der ganzen Materie inhärent; sie selbst ist das abgeleitete, das Product der Thätigkeit!" Diess ist seine Lehre, und hier sagt er: „Der Galvanismus ist die Lebenskraft selbst." Kann ein Widerspruch klärer seyn? Ist nicht jene Stelle, in welcher die Bemühungen, das Licht, die Wärme, das Oxygen, den Archäus als Lebenskraft darzustellen, mit Recht verworfen worden, eben so richtig auf den Galvanismus auszudehnen? Oder will der Hr. Verf. bloss sagen: das allgemeine Leben stellt sich in den Pflanzen und Thieren, ausser der Reproduction, dar als Irritabilität, in letzteren auch als Sensibilität, und diese Kräfte sind an einen beständigen galvanischen Process gebunden? Diess ist höchst wahrscheinlich der Sinn seiner Behauptung, allein so viel Gründe dafür immer auch streiten mögen, so ist doch gewiss, dass das Leben der Thiere und Pflanzen ganz etwas anderes ist, als ein galvanischer Process. Alle so sinnliche und materielle Vorstellungen, dergleichen der Hr. Verf. vom §. 52. an aufstellt, entfernen weit von richtiger Würdigung der Lebenserscheinungen. Am meisten von der Wahrheit entfernt ist die im ganzen Buche durchgeführte Idee von der Scheidung des Wassers als dem wesentlichen Grunde aller Secretionen und Bildungen: hierin zeigt sich auffallend der Nachtheil der ganzen galvanischen Vorstellung, ohne welche ein so scharfsinniger, gelehrter, unbefangener Mann, wie Hr. Sprengel, gewiss nicht übersehen hätte, dass alle Bildung und Absonderung im Lebendigen stets synthetisch geschieht.

Die Kunst verfährt überall bey ihren chemischen Operationen analytisch; auch wo sie zusammensetzt, nimmt sie die Bestandtheile aus andern Körpern, die sie darum zerlegt. Der Galvanismus zeigt sich ebenfalls bloss als ein Mittel, Körper zu zerlegen, u. zwar als eines der allerwirksamsten: die Synthesen, die er veranlasst, kann er nur auf analytischem Wege vollbringen. Vom Wasser ist es zwar noch ungewiss, ob er nicht durch Verbindung andrer Stoffe mit demselben erst Wasserstoff und Sauerstoff hervorbringt, so dass es gar kein zerlegbarer Körper sey, oder ob die Lavoisiersche Meynung gerade durch ihn ihre höchste Bestätigung erhält; wenn aber auch das erstere wahr seyn sollte, so nimmt er die Stoffe, die er mit dem Wasser verbindet, doch anderswo her und setzt folglich eben so auf analytischem Wege zusammen, wie ausserhalb des Lebendigen allenthalben geschieht.

Gerade das ist der Hauptunterschied aller chemischen Thätigkeit innerhalb des Lebendigen (d. i. der Pflanzen und Thiere) von der ausserhalb, dass, wie in letzterer alle Verbindung selbst auf analyti-

schem Wege erfolgt und überall nichts als Scheidung und Auflösung sichtbar ist, in jenem gerade umgekehrt alles synthetisch geschieht und selbst da, wo Stoffe eliminirt werden sollen, noch die Ausscheidungen auf synthetischem Wege vollzogen werden. Gerade das macht den Reichthum der lebendigen Natur so unendlich gross. Sie braucht wenige Stoffe: Hr. Sprengel hat sie im 5ten Capitel sehr gut angegeben. Alle ponderablen und imponderablen Materien finden wir in der Mischung des menschlichen Körpers, aber es ist sehr wahrscheinlich, dass sich alle auf nur wenige Elemente, vielleicht nur auf die allgemeinsten Ausdrücke der ursprünglichen Duplicität der Natur, reduciren lassen. Sonach sind die Bestandtheile des Lebendigen dieselben, die sich auch in der unorganischen Natur überall finden. Schon der Gedanke ist gross, dass zwey Elemente hingereicht haben, aus ihrer verschiedenen, mannigfaltigen Verbindung die Erde, die Atmosphäre und die kosmischen Körper hervorzubringen: noch mehr aber werden wir mit Erstaunen erfüllt, wenn wir sehen, was in der vegetabilischen und animalischen Welt für eine Unendlichkeit qualitativ verschiedener Körper aus der immer fortgesetzten Mischung des schon gemischten hervorgeht. Die Natur spottet unserer armen Kunst, die sich bemüht, ihr nachzuweisen, wie und woraus sie mischt. Ein Beyspiel wird diess auffallend genug machen: man denke an das Fett, welches sich allenthalben im Unterleibe, unter und innerhalb der Bauchdecken, ins Mesenterium selbst, in die Nierengegend so reichlich absetzt. Wir finden in ihm Wasserstoff, Kohlenstoff, Stickstoff. Gerade dieselben Stoffe finden wir aber auch in den Excrementen, recht als wenn es darauf angefangen wäre, uns zu verwirren, dass wir nicht einmal zwischen so äusserst verschiedenen Dingen mit unserer Chemie einen Unterschied befriedigend nachweisen können. Hr. Spr. sagt, im Schleim prädominire der Sauerstoff: durch ihn gerinne das Serum zu Schleim. Wie? wenn nun durch Harn und Darmausleerungen offenbare Säure in Menge ausgeleert wird, besonders auf letzterem Wege, was doch besonders in Kinderkrankheiten so häufig geschieht: warum ist denn das Ausgeleerte doch ganz anders, als z. B. das Sputum eines am Catarrh leidenden Kranken? Wo kommt aber die Polarität, die galvanische Zerlegung im Darmcanal hin, wenn am Ende Fett, Excrement und wohl gar der Chylus selbst, einerley chemische Bestandtheile haben? Die Zerlegung des Harns, eines offenbar bloss zur Ausleerung bestimmten Stoffs, zeigt uns Mischungstheile, die durchaus nirgends anders, als allein im Harn, existiren; die ganze Secretion des Harns ist offenbar keine Abscheidung, sondern eine Production aus dem Blute. Reicht nicht diess allein hin, jeden zu überzeugen, dass die Natur im Thierischen allenthalben, auch da, wo es ihr um Scheidung und Ausleerung zu thun ist, nicht anders als synthetisch zu Werke geht?

So sehr ist die Synthesis dem Leben der Pflanzen und Thiere eigenthümlich, dass sich das lebendige Thier, die lebendige Pflanze ganz allein durch sie von der abgestorbenen unterscheidet. Das Capitel vom Tode ist im Sprengelschen Werke sehr mager gerathen: es konnte aber auch nicht besser ausfallen, da der Hr. Verf. aus dem Thiere eine galvanische Maschine machen wollte. Wie? hört denn der Leichnam auf, zu galvanischen Thätigkeiten geschickt zu seyn? Nicht eher als mit der Fäulniss: haben wir doch die Entdeckung des Galvanismus selbst seinem Erscheinen an todtem Muskelfleisch zu danken! Aber der synthetische Process hört auf. Die Aussenwelt wirkt auf das Thier unaufhörlich analytisch ein; seine eignen Stoffe streben, sich wechselseitig zu indifferenziiren, zu trennen, zu zerfallen, und eine Menge Thätigkeiten im Thiere, vielleicht alle Aussonderungen, sind der stete Beweis davon. Aber parallel mit diesen analytischen Thätigkeiten, die im Lebendigen nie aufhören, geht die synthetische allenthalben fort: sie hört auf, und im Augenblicke bleiben die analytischen allein übrig; die Fäulniss beginnt, und das Thier wird zum Cadaver, das nur durch Cohäsion noch seine Form zu behaupten im Stande ist.

Die Anhänglichkeit an die Idee, den Galvanismus für die Lebenskraft auszugeben, ist Schuld, dass Hr. D. Sprengel den Zweck seiner Unternehmung nicht so vollständig erreicht hat, als er es ausserdem wohl gekonnt hätte. Die Naturphilosophen können nicht mit seinem Werke zufrieden seyn, da er ihr erstes Princip bestreitet und von einer Menge ihrer Behauptungen keine Notiz nimmt; die parteylosen Aerzte sehen ihn Partey nehmen; die noch da stehen geblieben sind, wo die Physiologie vor dreyssig Jahren stand, verstehen ihn nicht und wollen ihn nicht verstehen; die Ausländer erfahren immer nicht die Summe der in Deutschland aussgesprochenen Ideen, sondern mehr die Ansicht des Hrn. Verf. Damit will aber Recens. gar nicht dem Werke grosse Verdienstlichkeit absprechen. Erst jeder Paragraph enthält die Resultate grosser Belesenheit; es ist wirklich eine ungemein grosse Menge von Kenntnissen gesammelt und zu diesem Werke verarbeitet worden, und so leicht ist dem Hrn. Verf. nichts von einigem Belang entgangen, was irgendwo vor ihm für seinen Zweck brauchbares von andern gesagt worden ist. Besonders schätzbar sind die Nachweisungen, wie jedes Organ sich in der Reihe der thierischen Körper von der grössten Unvollkommenheit an allmählig durch immer höhere Organisationen weiter und

vollkommner entwickelt, bis es seinen höchsten Grad erreicht. Die anatomischen Beschreibungen sind überall äusserst genau und umständlich, ja zu genau für eine Physiologie; dem Rec. schien es zuweilen, als wenn sich die Physiologie in der Anatomie verlöre, wie wir diess in den ältern Physiologien sehen, doch begreift er, wie schwer es ist, hier die rechte Grenze zu finden, und dass zu wenige Anatomie viel schlimmer ist, als zu viel. Einige höchst wichtige Entdeckungen sind später gemacht worden, als das Buch geschrieben ist, namentlich die des Metalls im Ammonium, und die von *Home* über die Eigenschaft der Milz, Flüssigkeiten unmittelbar aus dem Magen zu bringen.

Man würde eine Recension, so lang, als das Buch selbst, schreiben müssen, wenn man sich über alles verbreiten wollte, worüber sich noch disputiren liess. Vortrefflich bearbeitet ist das Capitel über Stimme und Sprache; nur im §. 233. begreift Rec. den Hrn. Vf. nicht, wenn er sagt: „Es findet eine besondere Verbindung oder Sympathie Statt zwischen Sprache und Gehör, so dass gewöhnlich beyde Functionen zugleich fehlen und die taub gebornen auch stumm zu seyn pflegen. Ich weiss nicht, ob diess aus Galls neuesten Entdeckungen von der Verbindung des Gehörnerven mit dem Zungennerven an der Stelle ihres Ursprungs zu erklären seyn möchte." — Der Fall ist sehr selten, dass Taubgeborne fehlerhafte Sprachorgane haben; dass sie aber stumm sind, d. i. nicht reden können, folgt nothwendig daraus, dass sie nie reden hören, ohne dass man im mindesten nöthig hat, deswegen an die Verbindung der Hör- und Sprachnerven zu denken.

Das Urtheil über Galls Schädellehre kann Rec. nicht ganz unterschreiben. Thut der Hr. Verfasser nicht Gall'n ein wenig Unrecht, wenn er von ihm sagt: der Hauptsatz seiner Lehre sey, dass jede geistige Kraft und jedes Begehren u. Verabscheuen in den einzelnen Theilen des Hirns gegründet sey und durch dessen Windungen von aussen erkannt werden könne? Gall hat freylich das von manchen behauptet und oft die Stellen nachgewiesen, wo jede einzelne Fertigkeit oder Neigung liege; seine ganze Cranioscopie beruht darauf. Dagegen hat Hr. Spr. sehr gegründete Einwürfe gemacht und manche Gall'sche Behauptungen bündig widerlegt, namentlich die, dass das kleine Gehirn das Organ des Geschlechtstriebes sey, welches offenbar falsch ist, da es bey einigen Thiergattungen, welche heftigen Geschlechtstrieb äussern, ganz fehlt. Aber ist das Galls Hauptsatz? Ist's nicht vielmehr der, dass das Gehirn nicht als Totalität wirke, sondern jedes Talent, jeder Instinct an einzelne Theile desselben, als an seine materielle Bedingung gebunden sey? Dieses Satzes wird im 363. §. erwähnt, auch schwache Gründe gegen denselben vorgebracht, aber er wird nur aufs Moralische bezogen. Er möchte wohl allen Einwürfen siegreich widerstehen und der grösste Gewinn seyn, den die Gall'sche Lehre für die Anthropologie liefert, auch würde er, dünkt Rec., weit weniger Widerspruch erfahren haben, wenn nicht Gall selbst manche Kräfte, die dem Hirn als Totalität zukommen, auch in einzelne Organe versetzt, wenn er das Materielle der Hirnoperationen vom Formellen gehörig getrennt hätte. Jenes hat ohne Zweifel in einzelnen Hirnpartheieen seine organische Bedingung; diess aber ist allen Hirntheilen offenbar gemein. Gedächtniss, Einbildungskraft, als dessen lebhafterer Grad, und vornehmlich die Vernunft, mit dem Verstande, der ästhetischen Urtheilskraft und der Sittlichkeit, als den drey Arten ihrer Aeusserungen, haben gewiss nicht ihren Sitz oder materiellen Grund in einzelnen Hirntheilen, sondern sind allgemein: nur dass sie von den einzelnen Individuen bald auf diese, bald auf jene Classe objectiver Vorstellungen besser und leichter angewendet werden, liegt in dem Hirnbau. Der Rechner z. B. braucht eben so nothwendig Gedächtniss, als der Historiker, der Wollüstling schwelgt in üppigen Phantasien so gut als der Tonkünstler, und die Vernunft beherrscht nicht bloss die abstracten, sondern auch die sinnlichen Vorstellungen. Sie urtheilt im Rechner, wie im Maler, im Philosophen, wie im Gauner, der auf List sinnt, im Mechaniker, wie im Tonkünstler: sie beherrscht alle Triebe, zwingt den Hungrigen, über eine besetzte Tafel nicht herzufahren, wenn es der Wohlstand verbietet, und den Verliebten, seine Regungen zu verbergen, wenn sie ihn entehren würden, eben so wie sie dem Gutmüthigen gebietet, einmal wider seine Neigung streng zu seyn, oder der zärtlichen Mutter, ihr geliebtes Kind zu strafen. Gall's Meynung streitet wider die Freyheit nicht, sie bestätigt sie, und die Erziehung ist die Kunst, den Menschen frey, d. i. seine Vernunft zur Beherrscherin seiner Triebe und Anlagen zu machen.

Die Temperamentenlehre des Verf. steht gegen der Gall'schen in Schatten. Gall allein hat diesen Unterschied unter den Menschen für alle Zeiten begründet und in seiner wahren Ursache nachgewiesen.

Dem Styl des Herrn Verf. muss man grosse Gerechtigkeit wiederfahren lassen, wenn man besonders an die Schwierigkeiten denkt, so viele Kunstausdrücke lateinisch zu sagen; nur hätten wir correcteren Druck gewünscht.

DEUTSCHES RICHTIG-SCHREIBEN.

Orthographische Vorlegeblätter und Übungsstücke. Ein Hülfsmittel zur Erleichterung und Beförderung des Unterrichts in der Rechtschreibung und *des* Gebrauchs *des* Dativs und Accusativs, (warum nicht lieber: über den Gebrauch oder im Gebrauche des u. s. f.) nicht blos(!) für Volksschulen in Städten und Dörfern, sondern auch für die untern *K*lassen höherer Schulen brauchbar, von *J. C. F. Baumgarten*, Vicarius und Lehrer der Erwerbschule zu Magdeburg. Leipzig, b. J. A. Barth, 1810.

Dass die Rechtschreibung mehr durch Anschauung im Lesen und Schreiben erlernt werden soll, als durch Regeln, die dennoch auch hier entschiedenen Werth behalten, ist nicht erst von dem berühmten Schulverbesserer zu *Reckan* und von dem verdienten Vice-Director *Dolz* anerkannt und befolgt worden, auf welche sich der rühmlichst bekannte Herausgeber jener Vorlege-Blätter beruft. Schon im XVIten Jahrhunderte hat ein deutscher Pädagog geäussert: *Orthographiam* onerosam et difficilem pueris ad noscendum, si per regulas et praecepta tradamus, *adsiduus legendi scribendique melius confirmat usus.* Letzteres ist denn auch durch Herrn *Baumgartens* Uebungs-Täfelchen in vielen Lehranstalten so bewährt worden, dass dieselben nach drey Jahren wieder aufgelegt werden mussten. Bey sorgsamer Bereitung dieser neuen Auflage haben gewissenhaft beachtete Meynungen prüfender Lehrer folgende Verbesserungen veranlasst. Den *obenan* stehenden (nicht *oben an*stehenden) Regeln ist noch ein Normal-Beyspiel für den Schüler beygefügt.

Die fehlerhaften, zu verbessernden Wörter sind, nach geäussertem Wunsche, durch den Druck ausgezeichnet worden; jedoch nur auf dem ersten Vorlege-Blatte von jeder Regel. Auf den übrigen Blättern sind die falschgeschriebenen Wörter unausgezeichnet geblieben, damit die Schüler ihr Aufmerken und Nachdenken erhöhen, um Unrichtiges unter dem Richtigen, auch ohne helfendes Auszeichnen, aufzufinden. Damit dieselben Gelegenheit haben, vorerlernte und eingeubte Regeln thätig zu wiederholen, hat Herr B... noch sieben Nachblätter (ohne Vermehrung der bisherigen 122 Numern gehörigen Ortes) eingeschaltet. Endlich sind einige, in der ersten Auflage zu gehäufte Fehler, besonders solche, die selbst von Schreibschülern nicht leicht begangen werden, gestrichen, auch wenige Druckfehler berichtiget worden.

Diese Vorlege-Blätter haben demnach an Brauchbarkeit und Zweckmässigkeit allerdings gewonnen. Dennoch sind dem Rec. nach ihrem prüfenden Gebrauche für hierin vernachlässigte Lehrlinge, Veranlassungen zu mancherley kleinen Rügen übrig geblieben. Am Anfange der ersten Regel: *Schreibe ein* u. s. w. war wohl der Hiatus nicht nur durch, sondern auch ohne den Apostroph zu vermeiden. In Nr. 2 und 18. wird (pleonastisch) von *kleinen* Spitz*chen* geschrieben, in Nr. 5. von einem sehr *angenehmen Vergnügen*, wogegen lebhaftes oder inniges stehen möchte. *Behindern* statt hindern oder verhindern fand Recens. in Nr. 6. verbessert, nicht aber „bis zum folgenden Tag(*e*) 24 Stunden“ und keine eisser*n* (statt äusser*e*) Ohren haben, in Nr. 7. und in Nr. 8.“ Des Rennthiers gefährlichster Feind ist der Vielfrass, der *sie* u. s. w. auch die Bäre*n*; Fehler, die so wenig nach der überstehenden Regel zu berichtigen sind, als in Nr. 9. „aus dem Sin(*ne*), oder in Nr. 11. 4. Z. v. u. im Ohr(*e*). In der vierten Regel (Nr. 13.) sollte wohl nach bekommen statt des ; ein . stehen, übrigens auf derselbigen Tafel nicht sechse*kk*igt statt sechse*ck*ig, tro*k*ne statt tro*ck*ne, zwischen „Gesang-Weisen und andere kleine Künste“ kein Comma, dergleichen eher in der vorhergehenden Zeile nach Weg und Geruches stehen möchte. Zudem war der fehlerhafte Gleichklang: Aller*lei* her*bei*, zu tilgen. Auf Nr. 15. steht wieder tro*k*nen und Brod*t*frucht, auf 16. *Cl*ima statt *K*lima; Nr. 18. Z. 3. *a*ndern statt *A*ndern, Nr. 23. Z. 1. von de*n* Andern, statt von dem — und in der letzten Zeile: geschah*e*. Nr. 25. Z. 2. der Beyspiele fehlt wohl wieder nach „und andern“ *vierfüssigen Thieren.* Weiterhin steht *neh*nadeln Z. 6. statt *Näh*nadeln, und Z. 12. „mit dickem pelz(e). Nr. 27. ist zwar in der ohnletzten Zeile nicht Staute statt Stau*de*, doch aber in der letzten, und eine statt einer geblieben. Mikroskop ist, nach seiner (bekanntlich griechischen) Abstammung, nicht, wie von Hrn. B... in Nr. 32. zweymal geschehen, Micros*c*op zu schreiben, eben so *K*omma, nicht *C*omma, *K*olon und Semi*k*olon, nicht *C*olon und Semi*c*olon, wie man es hier, von Nr. 33 bis 50. durchaus findet. Herr B. . . hat ja selbst die Regel wiederholen müssen: schreibe *der wahren Abstammung gemäss!* Zu Nr. 36. Z. 3. v. u. ist zu bemerken: dass man neuerlich Land-, Stern- und See*char*ten von Spiel*k*arten schriftlich dadurch unterschieden habe, dass man jene, nach der Abstammung mit *ch*, diese mit *k* schreiben wollte. In dem Normal-Beyspiele zu der zehnten Regel (Nr. 37—40.) hat auch unser Orthograph das Be*s*te, statt das Be*ſ*ste geschrieben. Will auch Er, gleich so vielen unserer besseren Schriftsteller, nicht bedenken oder zugeben, das be*s*te statt bessește (eigentlich bässeste, von dem veralteten Positivus *bass*) schlechterdings nicht mit st, sondern offenbar mit *ſst* geschrieben werden müsse?

Nr. 40. Z. 3. v. u. möchte statt „So(*h*)le und Wasser“ wohl „Sole und *anderes* Wasser“ ste-

ben; denn die Sole gehört ja doch auch zu den Wassern.

Die der XIten Regel beygefügte Normal-Periode (Nr. 41—44.) scheint dem Rec. nach „will“ nur ein Semikolon haben zu dürfen, statt eines Kolon, welches einer Periode nur einmal zustehet. In Nr. 43. hat Rec. an wehe thun, *solchergestalt* u. s. w. und an Insekten Anstoss genommen.

Der Punct sollte, wie das Punctum, nicht, der Abstammung zuwider, wie hier in Nr. 45—48, Pun*k*t geschrieben werden. In Nr. 47. war auch „im dritten Jahrhundert(e) vor u. s. w.“, im 14ten Jahrhundert(e) gebräuchlich, *Ae*gypter statt *E*gypter, *Ctesibius* st. *Crebesius*, Repetir-Uhren statt Repetiruhren, und nicht des berühmten Franklin*s* zu schreiben. Nr. 49. Z. 3. v. u. sollte nicht wieder vortre*f*lichen statt vortre*ff*lichen, Nr. 50. nicht Fra*ge*- und Ausrufungszeichen statt Frag'- und Ausrufungs-Zeichen stehen, noch weniger in Nr. 51. vermittelst de*nen* st. *derer*, und in der ohnletzten Zeile: Menge — künstlich zusammengesetzte*n* statt zusammengesetzter Theilchen. In der dritten Zeile v. u. ist in Nr. 53. *zu* vor haben überflüssig stehen geblieben, Nr. 54. Z. 2. fehlerhaft: hinter einem Zaun, statt Zaun*e*, Nr 58 und 59. Preis*s* st. Preis, Nr. 59. heut*e* erlangt st. heut' erlangt. Auf Nr. 63. sollte zwischen „dingen und beym“ ein . statt des ; stehen, Nr. 64. zum Schlusse Bass(*e*) u. Pass(*e*). In den Beyspielen von Nr. 66. ist der Schl*ö*sser statt Schlosser unrichtig, und *fort* nach Pfahl ganz überflüssig; auf Nr. 67. „in Thierhäute*n* gehüllt“ und „*der Hefen wird* beym Kuchenbacken gebraucht,“ fehlerhaft statt: *die Hefen werden* beym Kuchen-Backen gebraucht. Nr. 68. Z. 3. v. u. sollte zwischen vor und durch ein . statt des , stehen; Nr. 72. Z. 9. v. u. sammelt für samm*let*, Nr. 76. Z. 3. v. u. gebiert statt gebie*h*rt, und Z. 2. ins Ohr st. in das Ohr. Warum soll das bekannte Reimverschen: „Dem kleinen Veilchen gleich“ u. s. f. in Nr. 80. dadurch verdorben werden, dass Hr. B. . . statt „auch wenn dich niemand sieht“, „auch wenn du von keine*m* gesehn wirst“. gesetzt hat? Etwa nur um einen der vorgedruckten Regel zuwider laufenden Fehler hineinzubringen? Das hätte ja schon durch „wenn d*ir* Niemand sieht“, geschehen können.' Auf Nr. 97. fragt unser Sprachmeister: — „welche andere *orthographische Fehler* sind darin(n) zu verbessern? Rec. fragt ihn dagegen: kann es denn eigentlich *orthographische Fehler* geben? Was *orthographisch* oder richtig geschrieben ist, kann nicht fehlerhaft, und somit ein Fehler gegen die Rechtschreibung oder Orthographie; wenn wir richtig sprechen wollen, kein orthographischer Fehler genannt werden. Dieses wäre nicht weniger kakoëpisch, als jener (Fehler) kakographisch. Doch es ist nun den orthographischen, oder vielmehr orthographisch-syntaktischen Vorlege-Blättern des verdienstlich strebsamen Hrn. B... genug Aufmerksamkeit bezeiget worden, von welcher dieser bescheidene Schulmann selbst, nebst manchem Andern, welcher sich dieser zweckmässigen Vorlagen zu übender Beschäftigung zahlreicher Classen bedienet, erwünschten Gebrauch mache, sofern ihm die kleinen Rügen des Rec. treffend scheinen. Der beygefügten und mithin noch zu erwähnenden

orthographischen Schul-Tabelle

gebührt zwar das Lob der Reichhaltigkeit, so dass man unter einigen Numern wohl zu viel, mit zu kleiner Schrift zusammengedrängt findet. Anordnung und Auswahl kann aber dem Rec. gar nicht gefallen. Allgemeinen Schreibregeln folgt schon auf der ersten Spaltseite Belehrung über den Gebrauch der verschiedenen Zischlaute, dieser zunächst eine Numer von den Endsylben *ich* und *ig*, dann erst Unterscheidung von *das* und dass. Ueber Dehnung der Vocale, Verdoppelung der Consonanten, richtig unterschiedenen Gebrauch des c und k, Theilungs- oder Binde-Zeichen und Schriftkürzung ist theils gar nichts, theils zu wenig Bestimmtes zu finden, desto mehr Etymologisch-Syntaktisches, was eigentlich einer *orthographischen* Schultafel nicht zugehört. Ob demnach eine *Lehrtafel des deutschen Richtig-Schreibens*, welche zu Leipzig in Dyk's Buchhandlung für 1 Gr. zu haben ist, nicht, ihrer sparsameren, besonders in Beyspielen für schwache Lehrer zu kärglichen Ausstattung ungeachtet, die *Baumgarten*'sche durch richtigere Haltung und lichtere Ordnung übertreffe, muss Rec. der Beurtheilung Anderer überlassen.

SCHÖNSCHREIBUNG.

Deutsche Vorschriften zur Uebung im Schönschreiben, von *M. Bartel* in Kiel. Hamburg, bey J. H. Gundermann (in Commission), 1811. (11 Bl. gr. Quer-Octav).

Lateinische Vorschriften u. s. w. Von Demselben. Das. (12 Bl. dgl.)

Um ihrer Bestimmung, zu Vorlege-Blättern in zahlreichen Schulen, besser zu entsprechen, lassen die deutschen Vorschriften dieses Kalligraphen Einiges vermissen. Zuvörderst ist die so bekannte, fast allgemein angenommene genetische Darstellung unserer Current-Buchstaben verabsäumet, und nach einer Vorübungs-Zeile sogleich zu der Buchstaben-Folge fortgegangen. Sodann aber hat unser Vorschreiber das in sächsischen und andern norddeutschen Schulen vorzüglich durch *Rossberg*, in süddeutschen und rheinländischen Schulen aber nach *Diehl*, *Winkopp* u. A. eingeführte Verhältniss ver-

nachlässigt, nach welchem die auf- oder abwärts-steigenden Mitlauter vier Schrift- oder Grundstrichs-Höhen erhalten. Herr B. hat dagegen dem b, k, l, t etc. nur drey, dem d und s aber gar nur *zwey* Grundstrichs-Höhen gegeben, welche letztere Abweichung von dem Gewöhnlichen gewiss eben so wenig Billigung verdient, als die Folge der ersteren Vorlege-Blätter. Schon auf dem dritten Blatte befinden sich nämlich die Versal-Buchstaben, wieder nur in alphabetischer, nicht in genetischer oder genealogischer Folge. Ist es denn nicht rathsamer, ja nothwendig, den Schreibschülern zuvor Wörter ohne grosse Anfangs-Buchstaben vorzulegen, damit ihnen die Currentschrift geläufiger werde, ehe sie sich an die Versalschrift wagen? Uebrigens hätte der Verfasser die langen, zusammengesetzten Benennungen der Unterscheidungs-, Ausrufungs- und Anführungs-Zeichen gehörig theilen mögen. Seine *lateinischen* oder vielmehr *englischen* Schriftblätter sind wohl ungleich schöner und allgemeiner brauchbar, als die deutschen. Dem dritten Blatte möchte nur ebenfalls noch eines mit Wörtern ohne grossen Buchstaben folgen. Die französische Vorschrift (Nr. 11.) ist zu grad' und lateinisch, das gewöhnliche End-*r* und *s* der Franzosen gar nicht zu sehen. Mit dem Stiche dieser Vorlege-Blätter kann Rec. durchaus noch mehr zufrieden seyn, als mit dem Abdrucke, welchen er vor sich hatte.

KURZE ANZEIGEN.

Das Vermächtniss, oder hinterlassene Papiere meines Freundes N... Herausgegeben von *J. Nowak*. Breslau, im Kunst- u. Industrie-Comptoir, 1810. 80 S. 8. (8 Gr.).

Der Herausgeber erhielt nach dem Tode des Verf., der in seinen besten Jahren schnell starb, und dessen Lehren und Umgange er viel verdankte, ein versiegeltes Paket von ihm, mit Briefen und andern zerstreueten Blättern, die er hier bekannt macht, um das Andenken an ihn sich und seinen Freunden dauernder zu erhalten (Muss denn aber, um diess zu bewirken, alles von dem Freunde auch dem grössern Publicum durch den Druck mitgetheilt werden?) „Ich bin der Hoffnung, setzt der Verf. hinzu, und habe das Vertrauen zu meinen Lesern, dass sie die Zusammensetzung, so wie die Schreibart mit Nachsicht behandeln, und die Herren Recensenten bedenken *möchten*, dass in dieser Welt nichts vollkommen ist, und selbst ihre Recensionen wieder bekrittelt werden?" Uns scheinen diese Fragmente von Aufsätzen, Auszügen und Gedanken nicht eben schlecht, in Ansehung des Inhalts und Vortrags aber doch auch nicht ausgezeichnet und des Drucks vorzüglich würdig gewesen zu seyn. Die vorzüglichsten Aufsätze verbreiten sich über Leidenschaften, Freundschaft, Liebe, Umgang mit Frauenzimmern.

Ueber die Bundes- und Freundschafts-Symbole der Morgenländer, zur Erläuterung mehrerer biblischer Stellen, von *Joh. Gottlob Worbs*, Pastor in Priebus u. Superintendent des Fürst. Sagan. *Zweyte rechtmässige und vermehrte Ausgabe.* Görlitz, b. Anton, 1810. 24 S. 8. (2 Gr.)

Es ist diess zwar die fünfte, aber nur erst die zweyte vom Verf. selbst besorgte Ausgabe. Denn als 1792. die erste erschienen war, wurde sie zweymal nachgedruckt, in Sorau und in Halle; dann wurde 1793 eine neue, ebenfalls ohne Wissen des Vf., veranstaltet. Die meisten Exemplare, die man also bisher durch Buchhändler erhalten hat, sind Nachdrucke gewesen. Die gegenwärtige echte Ausgabe ist mit einigen wenigen Zusätzen vermehrt. Brod und Salz, ein Bissen Brod mit einem Trunke aus einem und demselben Gefässe verbunden, überhaupt Zusammen-Essen und Trinken, das sind die vorzüglichsten Freundschaftssymbole im Orient, von welchen hier aus Herbelots Orient. Bibl. und Reisebeschreibungen Nachrichten gesammelt, und auf mehrere Stellen des A. u. N. Test. angewendet sind.

Neue Trinksprüche für hundert ein und zwanzig verschiedene Fälle und Gegenstände; von *J. C. C. Moritz*, Verfasser der neuen Verse in Stammbücher. Berlin 1810, im Verl. des Vf. 60 S. in 12.

Grosse Mannigfaltigkeit und Decenz herrscht in diesen Trinksprüchen. Nur die *Schullehrer* hat der Vf. vergessen, gerade den ehrwürdigsten Stand. Mit seinem Versbau darf man es überall nicht so genau nehmen.

Hochzeitsgedicht von *Friedrich Schiller.* Hamburg, b. Gundermann, 1810. (Zum Besten der reform. Armencasse. 11 S. 8. (8 fsl. Cour. od. 2 Gr.).

„Schiller dichtete diess in fremden Namen, zur Vermählung eines seiner würdigsten Freunde. Er schrieb es, umgeben von mehrern Menschen, aus der Fülle seiner schönen Seele. Ohne es wieder durchzusehen, gab er es zum Drucke hin. Die ersten Verse beziehen sich auf die Schwierigkeiten, die sich der so schönen Wahl des Liebenden anfangs entgegenstellte." Diess ist die kurze Vorrede, die jeden Leser in den Stand setzt, den Werth des Gedichts mit erhöhetem Genusse zu lesen und zu beurtheilen.

NEUE

LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

139. Stück, den 23. November 1810.

GERICHTLICHE MEDICIN.

Die *Psychologie in ihren Hauptanwendungen auf die Rechtspflege*, nach den allgemeinen Gesichtspuncten der Gesetzgebung, oder die sogenannte *gerichtliche Arzneywissenschaft nach ihrem psychologischen Theile*, von *Joh. Christoph Hoffbauer*, der Rechte und Philosophie Doctor und ordentlichem Prof. der Philosophie zu Halle. Halle, 1808. bey Schimmelpfennig u. Compagnie. gr. 8. 406 Seiten.

Wir würden allerdings mit der Recension dieser Schrift zu spät kommen, wenn wir uns in Lobeserhebungen über dieselbe auslassen wollten, was von unsern Vorgängern über die Maassen reichlich geschehen ist. Allein wir wollen uns mit der Würdigung des Werkes beschäftigen; und hiezu kommen wir noch früh genug. Wir schicken, zum Behufe der Leser, welchen der Inhalt dieser Schrift noch nicht aus andern Anzeigen derselben bekannt ist, und zum bessern Verständniss des Folgenden, eine kurze Uebersicht dieses Inhalts voraus.

Der Herr Verf. erklärt sich über den Zweck und Gesichtspunct, nach welchem er arbeitete, in der Vorrede und Einleitung. Sein Zweck ist: die in civil- und criminalrechtlicher Hinsicht vorkommenden Anfragen wegen der rechtlichen Wurdigung gewisser Individuen in Beziehung auf Krankheiten der Seele, Naturfehler und vorübergehende Gemüthszustände so zu beantworten, dass er für den Richter zeigt: wie und wie weit dieselben rechtlich in Betrachtung kommen? und für den gerichtlichen Arzt: welche Fälle und Beziehungen er hier unterscheiden müsse und wie er ihre Erkenntniss auszumitteln habe? (Vorr. S. XI). Der Standpunct, welchen er zu diesem Behufe nimmt, ist, in civil-rechtlicher Beziehung, die Rücksicht auf das Unvermögen entweder seinen Verstand richtig zu gebrauchen oder seinen Willen gehörig zu erkennen zu geben; in criminal-rechtlicher Beziehung: erstlich die Rücksicht auf das Unvermögen, seinen Verstand richtig anzuwenden, und sodann auf den Besitz oder Mangel der Freyheit bey den Handlungen der in Anfrage kommenden Individuen. (Einleit. §§. 4. 5.) Diesem Allen zu Folge zerfällt sein Werk in zwey Theile. In dem ersten betrachtet er die Gegenstände, über welche nach den Umständen von dem gerichtlichen Arzt ein Gutachten erfordert wird; in dem zweyten die allgemeinen Regeln, welche bey Abfassung eines Gutachtens über einen solchen Gegenstand und auch bey Erforderung desselben (von Seiten des Richters) zu beachten sind (Vorr. S. XI). Der erste Theil handelt demnach zunächst von den Arten und Graden der Verstandeskrankheiten, sodann von dem Wahnsinn und den verwandten Krankheiten; ferner von der Manie und den verwandten Krankheiten; hierauf vom Nachtwandeln, von der Taubstummheit, von den vorübergehenden Seelenzuständen, welche rechtlich in Betrachtung kommen, als: Rausch, Zwischenzustand zwischen Schlafen und Wachen, Verwirrung; endlich von dem Zustande des ausserordentlichen Antriebes zu gewissen Handlungen, wo der Herr Verf. die Stärke des Reizes, den Anreiz durch gebundenen Vorsatz, die blinde psychologische (psychische) Ueberwältigung, wovon die Verzweiflung eine Art ist, den blinden psychischen Antrieb, und den plötzlich erzwungenen Vorsatz unterscheidet. Jeder der angegebenen Rubriken ist eine Betrachtung der rechtlichen Wirkungen jener verschiedenen Zustände und die Belehrung über ihre Ausmittelung beygefügt. Den Beschluss des ersten Theils macht eine Abhandlung über den Einfluss der betrachteten Krankheiten und Gemüthszustände auf die Tüchtigkeit eines Zeugen. Der zweyte Theil (wenn anders eine Reihe von Bemerkungen, welche nicht mehr als noch nicht ganz *funfzehn* Seiten einnehmen, da der erste Theil de-

ren 387 umfasst, der *Theil* eines Werkes und nicht vielmehr ein Anhang genannt werden soll) enthält eine „allgemeine Anleitung zur Ausmittelung einer etwaigen Krankheit der Seele oder eines anderweitigen Zustandes derselben, welcher rechtlich in Betrachtung kommt.“ Die Darstellung der einzelnen Momente aller angegebenen Rubriken müssen wir bis auf die besondere Kritik der Ausführung des Planes versparen, wo sie an ihrem Platze seyn wird.

So viel zur Uebersicht des Ganzen, und nun die Beurtheilung des Werkes selbst.

Es ist nicht zu verwundern, dass mehrere Recensenten dem Verfasser grosse Lobsprüche ertheilen, erstlich weil wirklich noch niemand vor ihm unternommen hat, die Gegenstände, wovon er handelt, im Ganzen und ausführlich zur Sprache zu bringen, sodann, weil das Werk selbst, auf den ersten Anblick, seine Aufgabe zur Gnüge zu lösen scheint, wie schon die allgemeine Uebersicht, welche wir gegeben haben, vermuthen lässt. Allein man kann einen Gegenstand zum ersten Male und sehr ausführlich behandeln, und dennoch weder unmittelbaren Nutzen schaffen, noch einen sichern Grund für eine fernere Behandlung legen. Dieser doppelte Tadel trifft, unserer Ueberzeugung nach, und nach reifer Prüfung, das vorliegende Werk in seinem vollen Umfange. Wir haben diess zu beweisen, und wollen, um mit Ordnung und zum Behuf besserer Uebersicht zu verfahren, zuerst den *Inhalt* des Hoffbauerschen Werkes, seinen Hauptideen nach, und nach ihrer Ausführung in den einzelnen Theilen, prüfen, und sodann noch einen untersuchenden Blick auf die *Form* (Art und Weise der Darstellung) werfen, wiefern diese für zweckmässig zu halten ist oder nicht. Zuerst also die Kritik der *Materie* dieses Werks.

Der Verf. hebt damit an, dass er uns über das Wesen und die Grenzen der gerichtlichen Medicin, deren psychologischen Theil er hier abhandelt, im Dunkeln lässt, oder vielmehr in Verwirrung bringt. Er leugnet, mit *Reil*, eine *medicinam forensem*, und gesteht gleichwohl einen Inbegriff von Grundsätzen zu, nach denen der Arzt die zu rechtlichem Behufe an ihn ergangenen Anfragen beantwortet. (Einleit. §. 1.) Gehört denn aber nicht die Entscheidnng über krankhafte körperliche oder physische Zustände in das Gebiet der Medicin? Oder es müsste die Erkenntniss jener Zustände nicht einen wesentlichen Theil der Wissenschaft des Arztes ausmachen! Wird diese Wissenschaft für rechtliche Fälle in Anspruch genommen, warum soll man sie nicht medicinam forensem nennen? Allein eben weil sie *Medicin* ist, darf sie sich auch keiner *rechtlichen Aussprüche* anmaassen, und die Vorschläge zu Milderung oder Schärfung von Strafen, die Aussprüche über die Tauglichkeit oder Untauglichkeit gewisser Subjecte zu rechtlichen Geschäften u. s. w. liegen ganz ausser ihrem Kreise. Der Arzt darf eben so wenig Recht sprechen, als der Richter das Daseyn oder Nichtdaseyn krankhafter Zustände entscheiden wollen. Geschieht diess in praxi, und hat ein alter Missbrauch, der aus Verworrenheit der Begriffe entstand, diesen Missgriff geheiligt, so muss Hr. H., der hier gewissermaassen als Reformator auftritt, jene Verworrenheit nicht durch sein Beyspiel und seine Beystimmung unterhalten. Er thut diess aber, weil er selbst keinen festen und klaren Begriff von dem Geschäft des Arztes in rechtlicher Hinsicht gefasst hat, laut der Vorrede (S. X), und überall im Werke selbst unter den Rubriken der rechtlichen Wirkungen. Er mischt sich hier offenbar in ein fremdes Gebiet, und verwirrt dadurch das eigene. Und woher diess? Daher, dass er, wiewohl selbst Jurist, keinen wahrhaft klaren Begriff von der Rechtspflege hat. Diese muss sich selbst verstehen, ihren Standpunct kennen, wissen, was sie selbst leisten kann, und wozu sie fremder Hülfe bedarf, und endlich diese Hülfe *auf bestimmte Weise* in Anspruch nehmen. Die Rechtspflege ist die Vollstreckerin der Gesetze, die Gesetze aber gehen von der Freyheit aus und sind an die Freyheit gerichtet: denn *Befehle* können wohl aus einer unfreyen Quelle ausgehen, aber *Gesetze* nicht; und für *unfreye Wesen* geht die Stimme des Gesetzes verloren. Welches Gesetz ist je an ein Thier, an ein Kind, oder an einen Wahnsinnigen ergangen? Im Kreise der Freyheit (der Intelligenz, oder des sich selbst bestimmenden Bewusstseyns) ist also die Rechtspflege einheimisch. Freyheit in allen Verhältnissen freyer Individuen ist ihr Zweck und ihr Geschäft. Für die freyen Verhältnisse dieser Individuen unter sich selbst sorgt die Civilgesetzgebung; für die physische Freyheit oder Sicherstellung jener Individuen vor äusserer, unfreyer Gewalt, so weit diese durch menschliche Kräfte abzuwenden ist, sorgt die polizeyliche Gesetzgebung; die durch Vergehungen freyer Wesen gegen sämmtliche Gesetze gestörten freyen Verhältnisse gleicht das Criminalrecht durch gesetzliche Strafen aus. Ueberall also, wo es die Rechtspflege bloss mit freyen Individuen zu thun hat, bedarf sie keines fremden Rathes. Im Augenblicke aber, wo ihr ein Zweifel an der Freyheit bestimmter Individuen aufstösst, oder auch, wo von rechtlicher Bestimmung anderer, die Freyheit *unmittelbar* nicht betreffender, dem Rechtserfahrnen fremder, Gegenstände die Rede ist, wendet sie sich an eine fremde Behörde, die ihr hierüber Aufschluss geben kann und soll; aber auch nur hierüber. Der Richter fragt also im ersten Falle (der zweyte gehört nicht hieher) bey der fremden Behörde, dem psychologischen Arzte, an: „ist dieses oder jenes Individuum für frey, d. h. für Intelligenz zu achten,

entweder für immer, oder bey gewissen Handlungen, welche Spuren vom Gegentheil verrathen?" Diess die ganze Aufgabe. Der Befragte hat nun nichts weiter zu thun, als nach angegebenen Gründen zu bejahen oder zu verneinen; alles Uebrige ist Sache des Richters. War die Antwort bejahend, so entscheidet das Recht-sprechende Gesetz: war sie verneinend, so schweigt es als Stimme des Rechts, aber es handelt nun als Vormund des Unfreyen und Anwald der freyen Wesen, die durch das Unfreye beeinträchtigt werden könnten. Die einzige Sorge des Befragten muss seyn, genau zu bestimmen und klar darzuthun, ob das Individuum, welches in Anfrage gekommen, überhaupt frey oder unfrey ist, oder in einem bestimmten Momente, über welchen das Gesetz entscheiden soll, war. Hier fallen alle Zweydeutigkeiten weg, welche so oft den Ausspruch des Gesetzes stören. Ist nun das Gesetz in sich selbst gerecht (die Sache des Gesetzgebers), so ist keine Ungerechtigkeit möglich. So ist der einfache Weg der Vernunft beschaffen: beyde, der Richter und der psychologische Arzt, begegnen sich im Begriffe der *Freyheit*, deren *subjective Bestimmung* (ob ein gewisses Subject überhaupt oder in gewissen Beziehungen für frey zu erklären sey oder nicht) die Sache des Letztern, deren *objective Bestimmung* (Rechtsspruch) die Sache des Ersten ist. Auf diesen Punct hätte Hr. H. die Aufgabe seines Werks zurückführen, er hätte die alte Verworrenheit durch eine klar aufgefasste Ansicht des Gegenstandes schlichten sollen; allein er unterhält sie, indem er von beschränkten Begriffen ausgeht, und auf einem viel zu niedrigen Standpuncte stehen bleibt. Ihm ist die Gerechtigkeit in Beziehung auf die Civilgesetzgebung eine blosse Pflegerin des Egoismus durch ihr einziges Augenmerk auf das Mein und Dein als solches, nicht als Ausdruck des Rechts und der Freyheit (Einleit. §. 2.); und in Beziehung auf die Criminal-Gesetzgebung, durch ihr Prinzip, die *Furcht*, (Vorr. S. VIII) eine blosse Zuchtmeisterin thierischer, oder ein hemmendes Instrument mechanischer Wesen. (Einleit. §. 5. in der Note.) Wenn Viele noch bis jetzt den Staat bloss für eine Maschine oder auch für eine Bändigungs-Anstalt wilder Kräfte, nicht aber für eine Vereinigung freyer Wesen zu allgemeiner Freyheit halten: so sollte diess doch Hr. H., der von einem *Geist der Gesetze* ausgehen will, (Vorr. S. VIII) nicht thun, da durch jene Ansicht der Begriff eines Gesetzes aufgehoben wird, der bloss von der Freyheit ausgeht, und bloss auf freye Wesen hingerichtet ist. Der Staat besteht durch das Gesetz und alles Gesetzes Grund und Ziel ist die Freyheit. Durch die Nichtbeachtung dieses Grundsatzes verrückt sich Hr. H. seine ganze Ansicht und verwickelt sich in eine Menge von Widersprüchen. Denn da er *seinem* Grundsatze nach (s. die angeführte Note im §. 5. der Einleit.) den Menschen „als Automat betrachtet, das durch Furcht vor Strafen in Bewegung gesetzt oder in seinen Bewegungen aufgehalten werden kann," folglich als eine Maschine oder als ein Thier, oder als beydes in Einem: da er aber gleichwohl im Verlaufe des Werkes nicht umhin kann, auf die moralische (freye) Natur des Menschen beständige Rücksicht zu nehmen: so schwankt er fortdauernd in einem Dilemma, welches allen seinen Untersuchungen und aller Lösung seiner Aufgabe eine schiefe Richtung gibt. Den bestimmteren Beweis hiervon wird die Prüfung der einzelnen Momente seiner Arbeit geben; jetzt nur Beyspielsweise einen aus der Mitte herausgehobenen Fall als Beleg für jene Inconsequenz und die aus ihr entstehenden Widersprüche. „Die *Strafe*, sagt Hr. H. (§. 132.), ist als eine üble Folge einer Handlung zu betrachten, die von dieser Handlung abschrecken soll, und der Staat belegt gesetzwidrige Handlungen mit Strafen, nur um sie zu hindern. Folglich: (§. 133.) je schwerer bey einem Individuum der Widerstand gegen gesetzwidrige Handlungen ist, desto härter muss die Strafe seyn. (id. §. 135.) Wo aber auch die Furcht vor den härtesten Strafen, welche die Gesetze kennen, nichts über ein Subject vermag, kann keine Bestrafung desselben Statt finden, sondern der Staat nur Sicherheitsmaasregeln ergreifen. (§. 135.)" In diesen drey Sätzen stecken drey Haupt-Schiefheiten und Widersprüche, deren Einflüsse sich auf einen grossen Theil des Werks verbreiten. Nach dem *ersten Satze* werden *begangene* Verbrechen, z. B. Mordthaten, nie gestraft, weil sie begangen sind, sondern um zu verhüten, dass nicht wieder ähnliche Verbrechen begangen werden. Lässt sich nun ein Verbrecher durch die Furcht vor der Strafe nicht abschrecken, oder hofft er ungestraft durchzukommen, indem er sein Verbrechen zu verheimlichen sucht, wie beydes so häufig der Fall ist: so ist die Einführung der Strafe ein eitles Unternehmen, weil sie nicht allgemein anwendbar ist. Gleichwohl ist Jedermann von der Nothwendigkeit der Strafen überzeugt, denn das Gefühl empört sich gegen den Gedanken, dass ein Verbrechen frey ausgehe, und die Vernunft verlangt, dass ein Verbrechen um sein selbst willen gestraft werde. Folglich liegt der Grund der Strafe ganz wo anders, und zwar in der Heiligkeit des Gesetzes. Das Gesetz, als Repräsentant der Vernunft, darf nicht verletzt werden: darum gleicht die Gerechtigkeit seine Verletzungen durch die Strafen aus. Durch die Strafe wird das Gesetz versöhnt und steht in seiner ursprünglichen Reinheit da. Folglich ist die Strafe weder Mittel, noch Zweck, (weder Besserungs- noch Hinderungs-Anstalt,) sondern sie ist nothwendige Folge und Compensation des verletzten Gesetzes. Ein Anderes ist *Strafe*, ein Anderes *Züchtigung*; und indem der Verf. diese beyden Begriffe verwechselt, verwirrt er sich in einer Menge von Missgriffen: denn nun

verwechselt er die *Principien des Rechts* und *die Acte der Gerechtigkeit*, welche bloss auf *freye Wesen* Bezug haben, mit den *Maassregeln der Disciplin*, denen auch die *Unfreyen* unterworfen sind; ein Irrthum, welcher auf des Verf. Beurtheilung der Gemüthszustände grossen Einfluss hat. Den Beweis hiervon giebt sogleich *der zweyte Satz*. Dieser vernichtet allen Begriff der Strafe, oder vielmehr, weil diess schon im ersten Satze geschehen war, es geht hier diese gänzliche Aufhebung des Begriffs der Strafe nur noch deutlicher hervor. Denn hier wird die Strafe offenbar nicht auf das Verbrechen selbst, sondern nur auf das Maass der Furcht bey Personen, die zum Verbrechen hinneigen, bezogen, und der Verf. schliesst: je geringer die Furcht, desto härter die Strafe! Das Widersinnige dieses Vorschlags ergibt sich, wenn man, dieser Behauptung gemäss, umgekehrt schliesst: je grösser die Furcht, desto geringer die Strafe. Es würde hieraus folgen, dass man bald auf die gröbsten Verbrechen die leichtesten Strafen, bald auf die leichtesten Vergehungen die schwersten Strafen zu legen hätte; und zwar nicht auf Verbrechen und Vergehungen, die schon geschehen sind, sondern die noch geschehen könnten: denn ein begangenes Verbrechen wird, wie schon oben gesagt, durch Erregung der Furcht niemals bestraft. Welche lächerliche Gerechtigkeit aber, wenn ein Verbrecher vor Gericht gezogen und bestraft würde, nicht, weil er schon gesündigt hat, sondern damit er ein andermal nicht wieder sündige. Das letztere ist noch nicht geschehen, und er wird also ungerechterweise bestraft, das Verbrechen selbst hingegen, welches bestraft werden sollte, wird ihm nicht angerechnet. Es folgt diess Alles streng aus des Verf. Prämissen. *Der dritte Satz* endlich ist die Krone jener Schiefheiten. Also, wo die Furcht nichts vermag, fällt die Strafe weg, und der Verbrecher geht frey aus. Der Verf. bezieht zwar diese Ausnahme von der Strafe nur auf Wahnsinnige, Tolle, u. dgl. Allein steht einmal der Satz so allgemein fest, so lässt er sich auch weiter ausdehnen. Denn es ist nicht bloss denkbar, sondern wird auch häufig durch die Erfahrung bestätigt, dass gerade über Menschen von der ruhigsten Besonnenheit die Furcht gar nichts vermag. Wir sehen diess ja schon bey trotzigen Kindern, die durch keine Züchtigung zu bändigen sind. Wenn sich nun ein solcher halsstarriger Verbrecher vor den Richter stellt und spricht: ich fürchte mich nicht vor eurer Strafe; ich weiss, was ich gethan habe, und es reut mich nicht: was soll der Richter, der von Hrn. Prof. Hoffbauers Grundsätzen ausgeht, anfangen? Diesen Menschen um sein selbst willen zu strafen wäre inconsequent; ihn zur Warnung für Andere zu strafen wäre ungerecht, denn hier würde er als freyes Wesen zu einem mechanischen Mittel für einen mechanischen Zweck gebraucht; ihn ins Tollhaus zu sperren wäre unvernünftig, weil er so gut bey Verstande ist wie irgend ein anderer Mensch. Es bliebe folglich nichts übrig, als ihn überhaupt einzusperren. Diess wäre nun abermals unweise, wenn es nur auf einige Zeit geschähe, weil ein böses Naturell auch nach Jahren, und trotz des Scheines von Besserung, doch dasselbe bleibt; und ungerecht wäre jenes Verfahren, auf die ganze Lebenszeit ausgedehnt, weil der Verbrecher seine Gesinnungen wirklich ändern kann, wo dann dem Individuum wie dem Staate der Vortheil freyer Wirksamkeit entzogen wird. Wie einfach richtet hier das Gesetz, welches sich selbst versteht: dem Verbrecher gebührt Strafe, weil er das Gesetz verletzt hat, mag er sich nun vor der Strafe fürchten oder nicht. Er ist als *freyes* Wesen zunächst ein Gegenstand der Gerechtigkeit und nur erst mittelbarer Weise wird er, wie die unfreyen Wesen, ein Gegenstand der Tutel oder Disciplin, wo nicht mehr von Strafe, sondern von Verwahrung oder Züchtigung, zur Sicherheit oder Besserung, die Rede ist. Man kann leicht denken, dass, da Herr Hoffbauer, diese Rücksichten durch sein ganzes Werk vernachlässigt, er erstlich die Gemüthszustände überall in rechtlich-schiefe Beziehungen bringt, und dass er zweytens eben so sehr psychologisch-schief urtheilt, indem er, von seiner mechanischen Ansicht der Rechtspflege verführt, die Freyheit des Bewusstseyns, (das Vermögen der Selbstbestimmung,) welche bey allen Gemüthszuständen das Wesentliche der Untersuchung bleibt, nur gar zu sehr über der Betrachtung von Zufälligkeiten oder minder bedeutenden Momenten aus dem Gesichte verliehrt.

Jedoch wir müssen eilen, wenn nicht die Recension dieses Werks selbst zu einem Werke anwachsen soll, die einzelnen psychologischen Rubriken der Reihe nach zu beurtheilen.

Der Herr Verf. schickt der besondern Betrachtung krankhafter psychischer Zustände, wiefern sie in rechtliche Beziehung kommen, eine allgemeine voraus, wo er gleich Anfangs (§. 16.) leugnet, dass alle Krankheiten der Seele in rechtlicher Hinsicht in Anschlag kommen. Allein jede wahre Seelenkrankheit ist, weil sie die Freyheit des Bewusstseyns stört, ein Gegenstand der gerichtlichen psychologischen Medicin. Unter den einzelnen Seelenkrankheiten die hier in Betrachtung kommen, nennt der Verf. zuerst die des Verstandes. Er rechnet hieher zunächst den Blödsinn und die Dummheit. (§. 17.) Der Blödsinn aber ist keine blosse Verstandeskrankheit, sondern bey dem Blödsinnigen ist ausser dem Verstande auch das Gefühls- und Willens Vermögen in gleichem Grade abgestumpft. Sodann rechnet er hieher den Wahnsinn. (§. 18.) Wenigstens folgt diess aus dem Vorhergehenden, weil er kein weiteres Eintheilungsprinzip angibt.

und auch hier, wie bey den folgenden Seelenkrankheiten immer auf die Störung des Verstandes Rücksicht nimmt. Wiewohl nun bey dem Wahnsinn der Verstand allerdings gestört ist, so ist dieser doch seiner Natur nach weit mehr Krankheit des Gemüths und der Phantasie, wie sowohl sein Ursprung als seine Symptome zeigen. Denn aller Wahnsinn entspringt aus Leidenschaften, als Liebe, Ehrgeiz, Eifersucht, u. s. w., und alle Aeusserungen des Wahnsinnigen geben ein höchst aufgereiztes Gemüth und eine heftig angespannte Phantasie auf das deutlichste zu erkennen. Eben so ist die Melancholie (§. 19.) keine Krankheit des Verstandes, sondern ganz eigentlich Gemüthskrankheit, wie ebenfalls ihr Ursprung, aus Leidenschaften, und ihre Symptome, das Nagen der Seele an *traurigen* Vorstellungen, zur Gnüge beweisen. Was die Manie (§. 20.) betrifft, so ist sie eine Krankheit des Willens, welche, wenn sie auch meistentheils den freyen Gebrauch des Verstandes aufhebt, doch nicht darum Seelenkrankheit ist, sondern, wie alle Seelenkrankheiten, darum, weil bey ihr der Mensch seiner Freyheit verlustig geht. Die Rücksicht auf die Störung des Verstandes bey allen diesen Krankheiten ist also sehr einseitig und muss der weit höhern Rücksicht auf den Verlust der Freyheit nachstehen und untergeordnet werden, einer Rücksicht, welche in Beziehung auf rechtliche Zurechnung ganz andere Resultate giebt, als die vom Verf. gewählte, wenn diese schon die gewöhnliche ist. Denn bey aller Freyheit des Verstandes kann ein Mensch doch ein sehr unfreyes Wesen seyn, wie z. B. eine Art der Tollheit beweiset, von welcher späterhin die Rede seyn wird. Der Verf. ist demnach in einem grossen psychologischen Irrthum, wenn er lediglich die Beschaffenheit des Verstandes zum Maasstab der Zurechnungs-Fähigkeit festsetzt. Nur der *Freye* ist der Zurechnung fähig, und man kann, wie gesagt, bey Verstande und doch sehr unfrey seyn. (Herr Hoffbauer spricht zwar auch von einer Freyheit der Individuen, die für die rechtliche Zurechnung vorausgesetzt werden müsse; es ist aber diess, wie späterhin dargethan werden wird, die bloss thierische Freyheit der Willkühr, die kein Gegenstand des Gesetzes und des Rechts ist. Nur was aus der Vernunft hervorgeht, ist ein Gegenstand beyder.) Verstandesverwirrung zeugt allerdings für Unfreyheit, aber die Unfreyheit kündigt sich nicht in jedem Falle durch Verstandesverwirrung an. Durch die Ansicht des Verfassers wird die Sphäre der Zurechnung widernatürlich erweitert; und der Arzt, der bey seinem Gutachten Herrn Hoffbauers Grundsätzen folgen wollte, würde den Richter häufig zu ungerechten Aussprüchen veranlassen. Alle jene Schiefheit des Urtheils entspringt aus dem Grundirrthum des Verf., vermöge dessen er den Menschen in rechtlicher Hinsicht nicht als moralisch-freyes Wesen anerkennen will, sondern ihn zur Maschine, wär' es auch eine Verstandes-Maschine, macht. Unter die Seelenkrankheiten, (die aber nicht in rechtliche Betrachtung kommen,) rechnet der Verf. nun noch (§. 22. ff.) 1) die Sinnenvorspiegelungen (hallucinationes); 2) die falschen Begierden (morositates), z. B. die pica, Tarantismus, u. s. w.; 3) den Trübsinn. Die beyden ersten Arten sind offenbar Nerven-, also körperliche Krankheiten, wenn man sie überhaupt Krankheiten nennen kann, und die dritte ist nur *Anlage* zur Seelenkrankheit (denn das Wesen der Seelenkrankheit besteht in der widernatürlich aufgehobenen Freyheit der Intelligenz, d. h. der Kraft des Denkens, Empfindens und Handelns), noch nicht aber Seelenkrankheit selbst. Zu jener schiefen Ansicht gelangt der Verf. ebenfalls dadurch, dass er auf das Wesen der Seele, die Freyheit (Intelligenz), keine Rücksicht nimmt.

Wir folgen jezt dem Verf. in den einzelnen Abschnitten, in welchen er die angegebenen widernatürlichen Seelenzustände mit ihren rechtlichen Wirkungen und ihrer psychologischen Ausmittelung besonders betrachtet.

Erster Abschnitt. Von den Krankheiten des Verstandes. (§. 26—81.) *Blödsinn.* (Ueber die Natur des Blödsinns haben wir uns schon oben geäussert.) Der Blödsinn soll in einem Mangel der *Schärfe* der Aufmerksamkeit seinen Grund haben. Nein! Der Grund des Blödsinns liegt in einer allgemeinen psychischen Abstumpfung, deren Kennzeichen nur zum Theil jener Mangel ist. Die Dummheit soll sich vom Blödsinn durch den Mangel an *Ausbreitung* der Aufmerksamkeit unterscheiden. Falsch! Der Blödsinnige hat diesen Mangel mit dem Dummen gemein, weil er an allgemeiner Stumpfheit leidet. Aber darin unterscheidet sich der Dumme von dem Blödsinnigen, dass er bloss Verstandes-krank ist, übrigens aber heftige Leidenschaften und einen kräftigen Willen haben kann, was beydes dem Blödsinnigen abgeht. Wichtig für rechtliche Wirkungen, und von dem Verf. ganz übersehen! Der Verf. unterscheidet Grade des Blödsinn's, (was schon Andere, z. B. *Metzger*, gerichtl. Arzneywissenschaft, vor ihm gethan haben,) aber nach keinen festen Kriterien. Die Anlage zum Blödsinn macht die Krankheit noch nicht aus. Die Krankheit ist da, wenn das Individuum sich *unfrey* zeigt, und die Unfreyheit kennt keine Grade, so wenig als die Freyheit. Ist nur jener Zustand ausgemittelt, so hat der Arzt für den Richter genug gethan. Das nehmliche lässt sich von der Dummheit sagen. Weiter lässt sich der Verf. über die Verstandeskrankheiten nicht ein. Wir vermissen aber hier den *Wahnwitz* und die *Narrheit*, als eigentliche *Verstandeskrankheiten*, welche der Verf. später (§. 95. ff.) an einem ganz unschickli-

chen Orte, nehmlich unter der Rubrik des Wahnsinns, welcher, allen Beobachtungen zu Folge, wahre *Gemüthskrankheit* ist, abhandelt. Hierüber im Folgenden mehr. Im zweyten Absatz dieses Abschnitts handelt der Verf. von den rechtlichen Wirkungen der Verstandeskrankheiten. Er verbreitet sich hier sehr weitläuftig über den Begriff von *Dolus* und *Culpa*, und der Psycholog wird hier ganz zum Rechtsgelehrten. Allein wir wiederholen hier, was schon früher erinnert worden, dass alle solche juristische Auseinandersetzungen über das Gebiet des psychologischen Arztes hinausgehen, welcher bloss im Allgemeinen über den *rechtlichen* oder *unrechtlichen*, d. h. *freyen* oder *unfreyen* Zustand des in Anfrage gekommenen Subjects zu entscheiden, nicht aber, auf welche Weise dieser Zustand unter das Gesetz falle, und noch weit weniger, wie das Gesetz gegen solchen zu verfahren habe, zu bestimmen hat. Sowohl für den Rechtsgelehrten, als für den Arzt, sind solche Erörterungen in einer medicina forensis psychologica überflüssig: für jenen, weil die Kenntniss dieser Gegenstände bey ihm vorausgesetzt wird; für diesen, weil er ihrer nicht bedarf. Wir erklären demnach nochmals diese Rubrik hier, so wie in allen folgenden Abschnitten, für einen fehlerhaften Auswuchs des Werkes, so sehr auch solche data Aerzten willkommen seyn mögen, die ihr bestimmtes Geschäft nicht kennen und einen besondern Beruf zu haben glauben, in das Amt des Anwalds oder Richters einzugreifen. Der dritte Absatz dieses Abschnittes handelt von der Ausmittelung einer wahren oder vorgeblichen Verstandesschwäche. Hier ist zu erinnern, dass eine blosse *Verstandesschwäche* noch gar nicht über die *Unfreyheit* eines Menschen entscheide, indem sie noch keinen Mangel des Bewusstseyns und freyer Willensbestimmung voraussetzt. Die Art und Weise, Verstandeskrankheiten auszumitteln, ist nur oberflächlich und ohne bestimmte Ordnung und Anweisung angegeben.

Zweyter Abschnitt. Von dem Wahnsinne und den verwandten Krankheiten. (§. 82 — 121.) Erster Absatz. Von den verschiedenen Arten des Wahnsinns. Der Verf. versteht, mit den Psychologen, wie er sagt, unter Wahnsinn die Krankheit, wo man Darstellungen der Einbildungskraft für die der Sinne hält. Da der Verf. aus dieser Definition bedeutende Folgerungen zieht, so ist es nöthig, sie zu prüfen. Die Welt des Wahnsinnigen ist allerdings die seiner Phantasie: allein da der Wahnsinnige, vermöge der verlornen Freyheit seines Bewusstseyns nicht reflectirt, so hält er auch nicht für Gegenstände der Sinne, was keine sind, sondern er ist in seinen Träumen verloren. Er weiss von seinen Sinnen nichts, und die Sinne haben nichts mit seiner Krankheit zu thun. Diess ist um des Folgenden willen zu erinnern. Nemlich der Verf. baut auf jene Erklärung die Eintheilung des Wahnsinns, erstlich, in den von Ueberspannung der Einbildungskraft, und zweytens in den von Abstumpfung der Sinne; und er macht diese Unterscheidung zum Behuf rechtlicher Wirkungen. Allein zuerst ist gar nicht einzusehen, wie der Verf. auf diese Eintheilung kommen konnte, da, selbst seiner Erklärung zu Folge, das Wesen des Wahnsinns in der Phantasie seinen Sitz hat, (weit richtiger noch würde er sagen: in dem von Leidenschaft aufgeregten Gemüth, welches die Phantasie unaufhörlich reizt und aufs höchste anspannt, wie alle richtige Beobachtung bezeugt,) folglich die Sinne hierbey gar nichts thun. Sodann widerspricht es allem Begriff von Naturgesetzen und aller Beobachtung, dass von allgemein abgestumpften Sinnen d. h. von allgemeiner höchster Schwäche des Nervensystems die innere bildende Kraft so aufgeregt werden könne, wie es beym Wahnsinn der Fall ist. Umgekehrt aber kann von übermässig aufgereizter Phantasie allgemeine Lähmung oder Abstumpfung der äussern Sinne erfolgen. Der Verf. hat also verkehrt beobachtet, wenn nicht überhaupt seine Eintheilung das Werk blosser einseitiger Reflexion ist, wie sich aus seiner ganzen Verfahrungsart vermuthen lässt. Denn um mit Einem Worte das Geheimniss seiner Manier zu verrathen (welche er auch in seinem Werke über die Seelenkrankheiten verfolgt hat): so besteht diess darin, dass er, nach Garve's Art, die Erscheinungen der Dinge oberflächlich auffasst, und sodann in logische Beziehung bringt. Wer will nun gegen die Wahrheit seiner Behauptungen etwas einwenden? Sie gründen sich auf Beobachtung und Logik, die beyden einzigen Quellen der Wahrheit; vorausgesetzt dass die Beobachtung treu und vollständig, und die Logik richtig ist. Doch verzeihe uns der Mann, den wir um seines rühmlichen und anspruchslosen Strebens willen achten, diese abgezwungene Bitterkeit. Ein Gefühl davon wandelt jeden Forscher allezeit da an, wo er sieht, dass man mit der grössten Beharrlichkeit die offenbarsten Irrwege verfolgt. Denn was für disparate Ansichten und Erklärungen, was für naturwidrige Eintheilungen gründen sich nun auf jene ersten verfehlten Unterschiede! So zählt der Verf. z. B. Personen, welche Geistererscheinungen zu haben sich einbilden, oder auch sich einbilden, Füsse von Glas zu haben, zu den Wahnsinnigen. (§. 84.) Jeder Wahnsinnige — man beobachte diese Kranken in den Irrenhäusern — zeichnet sich durch zwey Hauptsymptome aus, welche den Charakter seiner Krankheit zu erkennen geben: Bewusstlose Verrücktheit, und Heftigkeit. Der Wahnsinnige bildet sich nichts ein, er reflectirt nicht, sondern lebt in einer Traumwelt, deren Gestalten ihn mit sich fortreissen und ihn nicht zur Besinnung kommen lassen. Hinge-

gen, wer Geister zu sehen, wer Füsse von Glas zu haben meynt, ist übrigens bey sich, ist ruhig, urtheilt, bis auf diesen Punkt, vernünftig, und ist sogar in Beziehung auf seine Täuschungen consequent. Die Krankheit solcher Personen ist nichts als hallucinatio, Sinnenverstimmung, und ist meistentheils Hypochondristen eigen: ein Symptom der Hypochondrie, die nahe an Melancholie gränzt. Den Verf. hat die Etymologie des Wortes *Wahnsinn* irre geführt. Man kann in Bezug auf die *Sinne* etwas *wähnen*, ohne darum wahnsinnig zu seyn. Der Bauer oder das alte Weib, welche in der Nacht die alte Weide am Wege oder das Handtuch an der Wand für Gespenster ansehen, sind darum nicht wahnsinnig. Jene oben erwähnten Hypochondristen geben sich alle Mühe, Andere von der Realität ihrer Einbildungen zu überzeugen, oft mit grossem Scharfsinn und vieler Consequenz. Diess thut kein Wahnsinniger. Er kennt die Aussenwelt nicht mehr. Geisterseher und Glasfüssler waren neben ihren Marotten grosse Denker und Gelehrte. Diess ist kein Wahnsinniger. Ja die eben erwähnten Einbildungen sind nicht einmal, wie der Verf. thut, von überspannter Einbildungskraft herzuleiten, denn diese charakterisirt sich allezeit durch *Exaltation*, z. B. bey Schwärmern aller Art, und bey dem Wahnsinn selbst: jene hypochondrischen Symptome aber sind stets von Furchtsamkeit und Schüchternheit begleitet, also von *Depression*, der nothwendigen Folge eines kränkelnden Nervensystems. Wo eine Geistererscheinung *lebendig empfunden* wird, da hört die *Einbildung*, und mit ihr die *Reflexion*, das *Bewusstseyn*, auf, da tritt der wahre Wahnsinn, wenn auch nur auf kurze Zeit, hervor. — Wir sind in dieser Kritik einzelner Momente so ausführlich gewesen, um an einem Beyspiele zu zeigen, wie wenig bestimmt der Verf. auffasst, und in welche falsche Beziehungen er das Aufgefasste bringt. Wir überheben uns nun der Mühe, seine weitere Entwickelung jener von ihm aufgestellten doppelten Art des Wahnsinns zu verfolgen, da die Verkehrtheit der Prämissen alle Wahrheit der Folgerungen aufhebt. Der Verf. rechnet weiter hin (§. 90. ff.) die *Schwermuth* und die *Narrheit* zu der dem Wahnsinn verwandten Krankheiten. (Der Verf. versteht unter *Schwermuth* die *Melancholie*, (S. §. 91.) und hätte sich auch dieses Ausdrucks bedienen sollen, da sich jene zu dieser nur verhält wie *Anlage* zur *Krankheit*.) Die Melancholie aber ist eine Gemüthskrankheit von einer dem Wahnsinn geradezu entgegengesetzten Art. Denn wenn in dem *Wahnsinn* das Gemüth ausser sich, in der Welt der Phantasie lebt, so ist dasselbe bey der *Melancholie* in sich gekehrt und von allen Gegenständen, sowohl der reellen Welt als der Welt der Phantasie, abgezogen. Bey dem Wahnsinn ist das *Subject*, das freye, selbstbewusste *Ich*, bey der Melancholie das *Object*, die Gegenwart der reellen oder eingebildeten *Welt* verloren gegangen. Daher sind Wahnsinn und Melancholie gar nicht unter einander zu subsumiren. Was die *Narrheit* betrifft, so gehört sie aus einem andern Grunde nicht hieher, nemlich, weil sie nicht, wie der *Wahnsinn*, Krankheit des Gemüths, sondern, weil sie, wie der *Wahnwitz*, Krankheit des Verstandes ist. Die Narrheit ist eine Art des letztern, aber nicht des erstern. Desswegen sollte auch der Wahnwitz nicht, (wie §. 95. geschehen,) dem Wahnsinn beygesellt werden; wiewohl nicht zu läugnen ist, dass sich der Wahnwitz häufig, aber als fremdes Ingredienz, dem Wahnsinn beygesellt. Schlüsslich bemerken wir über den erklärenden Theil dieses Abschnitts, dass bey allen in demselben vom Verf. dargestellten krankhaften Seelenzuständen keine Rücksicht auf ihren tiefer liegenden Grund genommen worden ist. Sie sind bloss als Phänomene betrachtet, die in einander übergehen, oder von einander abstammen, ohne dass gezeigt wird: wie? Es ist diess zur Feststellung der gerichtlichen Fälle, so wie zur Gründlichkeit der Untersuchung selbst durchaus nothwendig.

Zweyter Absatz. Von den rechtlichen Wirkungen des Wahnsinns u. s. w. Da einmal in diesem Werke diese Rubrik jedes Abschnitts zu etwas Wesentlichem geworden ist: so können wir auch unser Urtheil darüber nicht vorenthalten. Zuerst was können wir von den rechtlichen Wirkungen eines Wahnsinns sagen, welcher, in der Gestalt wie ihn der Verf. annimmt, nicht existirt? Es bezieht sich diess auf den Wahnsinn von Abstumpfung der Sinne, welcher als eine erdachte Krankheit anzusehen ist; und über diese lässt sich kein rechtliches Urtheil fällen. Der Verf. spricht z. B. von freyen Zwischenzeiten des Wahnsinns, von Abstumpfung der Sinne, (§. 100.) die in rechtlicher Hinsicht in Betrachtung kommen könnten. Gerade aber die Abstumpfung der Sinne ist etwas, das keine freyen Zwischenzeiten kennt. Der Wahnsinn von Exaltation der Phantasie, im Sinne des Verf. ist gar kein Wahnsinn (wie oben gezeigt worden) und darf dem Richter nicht als solcher angezeigt werden; woraus grosse Verwirrung entstehen könnte. Der Verf. versteht unter diesem Wahnsinn, wie schon gesagt, die sogenannten fixen Ideen übrigens verständiger Personen. Von diesen sagt der Verf. (§. 103.): man müsse sie, in Rücksicht auf die Zurechnungsfähigkeit der Handlungen solcher Personen, nicht als Irrthum, sondern als Wahrheit betrachten, d. h. so, wie sie dem handelnden Subject selbst erscheinen. Also der Richter soll sich in die Traumwelt des Kranken versetzen, und den Traum nach Traumgesetzen richten? Fast sollten wir meynen, dass der Verf. diesen Einfall selbst

geträumt habe: er kommt aber weiter unten (§. 106.) wieder vor; der Verf. muss es also doch ernstlich damit meynen. Denn (sagt der Verf. §. 106.) bey einem fixen Wahnsinne, wo sich der Kranke eine falsche Vorstellung von sich selbst und seinen Verhältnissen macht, müssen seine Handlungen in criminalrechtlicher Hinsicht so betrachtet werden, als ob er sich wirklich in dem Zustande und Verhältnisse zu Andern befände, in welchen er sich zu befinden glaubt. Welch ein Grundsatz! Einen mente captum nach dem Begriff zu richten, den er von sich und seinen Verhältnissen hat! Soll man es Herrn Hoffbauer, einem Rechtsgelehrten, noch sagen, dass ein erwiesen *unfreyer* Mensch nicht vor den Richter, sondern vor den Arzt gehört? Um ja recht verstanden zu werden, bringt Herr Hoffbauer seine Meynung noch in einer Note zu diesem §. durch einen gegebenen Fall ins Klare. „Wenn ein Narr sich einbildet, Edelmann zu seyn, und in dieser Qualität Jemanden zum Duell fordert, muss diese Herausforderung als die Handlung eines Bürgerlichen oder eines Adlichen bestraft werden? Ich glaube, das letzte sey keinem Zweifel unterworfen." Diess heisst mit dem Richterstuhl Komödie spielen. In einem Tollhause kann so etwas wohl geschehen, als Farce, als Heilmittel, wenn man so will; aber kein bürgerliches Forum wird seinen Ernst zu einem solchen Spiele leihen. Man sieht hier ganz deutlich, wie Herr Hoffbauer das Geschäft des Verstandes vom Standpunct der Maschinerie aus betrachtet. Freylich denkt und handelt auch der Narr, der Verrückte; aber er denkt und handelt nicht mit *Freyheit* (mit Selbstbestimmung aus dem Bewusstseyn des Gesetzes); und nur *freye* Wesen gehören vor den Richterstuhl. Es zeigt sich hier ganz evident, wie auf den (gar nicht metaphysischen, sondern rein natürlichen) Begriff der Freyheit, den jeder nicht Seelen-kranke Mensch im Busen trägt, und welcher den Staat begründet und erhält, indem er der Stifter und der Träger des Gesetzes ist, wie dieser Begriff, und einzig dieser, die Frage entscheidet, ob jemand dem Ausspruche des Gesetzes und des Rechts unterworfen sey oder nicht. Es zeigt sich zugleich ganz deutlich, was in jedem Falle, wo Verdacht von Seelenstörung ist, der Richter zu fragen, der psychologische Arzt zu antworten habe.

Einen ähnlichen psychologischen Irrthum lässt sich der Verf. (§. 107. Note 2.) zu Schulden kommen, wo er, bey Gelegenheit des religiösen Wahnsinns, von der Straffälligkeit der Schwärmer spricht. Er behauptet, viele Schwärmer seyen Anfangs Betrüger, die aber nachher durch sich selbst betrogen werden. Es sey daher schwer zu entscheiden, ob Personen, welche zugleich im Verdacht der Schwärmerey und des Betrugs sind, als das erste oder das andere zu behandeln seyen. Wir behaupten hingegen ganz kurz: Betrügerey und Schwärmerey stehen sich einander entgegen, wie Einsicht und Verblendung, und können wohl in einer Verbindung mehrerer Individuen, aber nicht in Einem Individuum beysammen seyn: denn der Schwärmer meynt es aufrichtig, und der Betrüger falsch. Wie kann aus Einem Munde Kälte und Wärme gehen?

Dritter Absatz. Von der Ausmittelung des Wahnsinns und der ihm ähnlichen Krankheiten. Die Rubriken über die Ausmittelung der krankhaften Seelenzustände gehören bey weitem zu den gelungensten des Verf., wiewohl auch hier manche Verwechselungen und Schiefheiten sichtbar sind. So wird z. B. (§. 115.) die alienatio der Sinnenempfindungen mit einer Abstumpfung der Sinne verwechselt, indem gesagt wird, dass ein Kranker begierig Arzneyen für Branntwein verschluckt habe. Eben so werden (ebendas.) entgegengesetzte Krankheiten, nämlich die von Depression und die von Exaltation der Thätigkeiten entstehenden, mit einander verwechselt, indem einige auffallende Symptome des Blödsinnes dem Wahnsinn von überspannter Einbildungskraft zugeschrieben werden. Ferner soll (§. 121.) der Schwermüthige, weil er den Gegenstand seiner schwermüthigen Gedanken in sich zu verschliessen sucht, darum weniger schwermüthig scheinen wollen, als er ist. Warum diess? und wie wäre diess möglich? Der Schwermüthige *will* nichts scheinen, und *kann* auch nicht: denn er vermag nichts über sich, weil er von der Schwermuth niedergedrückt wird; und diess um so mehr, wenn wir unter dem Schwermüthigen, was er bey Herrn Hoffbauer auch bedeutet, den Melancholischen verstehen. Endlich behauptet hier der Verf., die Zeichen der wahren Schwermuth seyen um so sichtbarer, je weniger sich der Kranke beobachtet glaube. Nein! Nach aller Beobachtung bleibt sich der Schwermüthige gleich, er sey in Einsamkeit oder in Gesellschaft. Ja, wenn wir streng seyn wollen: er ist, so zu sagen, noch lebendiger in der Einsamkeit, weil er sich in der Gesellschaft gedrückter fühlt. Und gerade das Todte, Abgestumpfte, ist der Charakter der Melancholie.

(*Der Beschluss folgt.*)

NEUE

LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

140. Stück, den 26. November 1810.

Beschluss

der Recension von Hrn. Prof. *Hoffbauer's Psychologie in ihrer Anwendung auf die Rechtspflege.*

Dritter Abschnitt. Von der Manie und den verwandten Krankheiten. Erster Absatz, von den Arten derselben. (§. 122—151.)

Wenn Eine Rubrik in diesem Werke sorgfältige Prüfung verdient, um bedeutende Irrungen rechtlicher Art zu verhüten, so ist es diese. Sie zeichnet sich durch Fehlerhaftigkeit der Grundbegriffe und Schiefheit in den Folgerungen vorzüglich aus. Der Verf. geht hier abermals über die oberflächlichen, unvollständig aufgefassten, Erscheinungen nicht hinaus, und gründet hierauf seine Eintheilungen mit allem, was daraus folgt. „Da die Manie (sagt der Verf. §. 122.) eine Art der Tollheit ist, oder des *Zustandes, in welchem die Vernunft die Herrschaft über die sinnlichen Begierden verloren hat:* so gilt von ihr, was von der Tollheit gilt.“ Wir prüfen sogleich diesen von der Tollheit aufgestellten Begriff. Dass der Tolle in dem angegebenen Zustande sey, ist nicht zu leugnen; daraus folgt aber durchaus nicht, dass dieser Zustand den Begriff der Tollheit ausdrücke. Wäre diess, so wären alle Menschen ohne Ausnahme, wenigstens von Zeit zu Zeit, toll. Denn es gibt keinen, der nicht hier und da, von der Gewalt einer Begierde fortgerissen, gegen seine bessere Ueberzeugung handelte. Der Verf. thut hier, um es recht gelind auszudrücken, der Sprache die höchste Gewalt an. Wird man einen Menschen, welcher der Versuchung zu einem Diebstahle, wird man ein Mädchen, welches den Lockungen ihres Verführers nicht widerstehen kann, toll nennen, wenn sie sich „wider ihre bessere Ueberzeugung und wider ihre bessern Vorsätze durch die Gewalt der Begierde zu verbotenen Handlungen hinreissen lassen?“ Und gleichwohl sind beyde in einem Zustande, „in welchem die Vernunft die Herrschaft über die sinnlichen Begierden verloren hat.“ Es muss also nothwendig zu jenem Begriffe noch etwas hinzukommen, was den Charakter der Tollheit bestimmt. Und dieses *wesentliche*, was den Charakter aller Seelenkrankheiten ausmacht, und was Hr. Hoffbauer zum grössten Nachtheile seiner Forschungen überall übersieht, ist das *verlorne Vermögen der Selbstbestimmung* oder der *Freyheit*. Dieses ist das *Wesen* der Tollheit, wie jeder wahren Seelenkrankheit; das blinde ungestüme Handeln ist nur die *Form*, wodurch die Tollheit zur *besondern* Seelenkrankheit wird. Mit jenem Mangel an Freyheit ist aber auch die *Vernünftigkeit* verschwunden, indem gerade der Charakter der Vernünftigkeit in der Fähigkeit sich selbst zu bestimmen besteht. Bey aller Tollheit ist also die *Abwesenheit der Vernunft*, so lange der Zustand der Tollheit dauert, wesentliche Bedingung. Umsonst beruft sich der Verf. auf Beyspiele bey andern Schriftstellern (*Pinel*, *Reil* etc.), welche Fälle aufgestellt haben, wo die Tollen bey aller ihrer Tollheit doch vernünftig waren. Sie waren es nicht, *in den Momenten der Tollheit*, wie sich aus der genauen Betrachtung ihrer Zustände ergibt. *Pinel's* Kranker (s. Pinel üb. Geistesverirr. S. 162. der deutschen Uebers.) wurde in den Momenten seiner Tollheit durch körperliche Affection des Vermögens der Selbstbestimmung beraubt; wiewohl *Pinel selbst* diesen Umstand übersieht und den Menschen für vernünftig hält, weil er *in freyen Augenblicken* die ihn Umgebenden vor den Ausbrüchen seiner Wuth warnt. *Reil's* Fall, (Rhapsodien S. 391) welchen übrigens Hr. Hoffbauer sehr unvollständig wieder erzählt, wo ein Bauer noch des Abends Karte spielte und in der Nacht Frau und Kinder ermordete, lässt wenigstens auf periodische Tollheit schliessen: denn er war ebenfalls körperlich krank, wie das fortdauernde Bren-

nen im Unterleibe beweiset, und hatte dann und wann einen blinden Drang, alle Menschen mit Steinen zu werfen. Welcher gesunde und vernünftige Mensch thut so etwas? Mit Einem Worte: der Tolle ist unfrey, und der Freye (der Selbstbestimmung fähige) nicht toll. Daher denn auch die Beyspiele von Tollheit, die der Verf. selbst §. 126. und 133. anführt, durchaus unpassend sind, weil sie nur den Jähzorn, aber nicht die Tollheit selbst darstellen. Es ergibt sich nun aus Allem, was hier über des Verf. Begriff der Tollheit gesagt worden, dass die Arten der Tollheit und Manie, die er darauf gründet, in dem Sinne des Verf. durchaus nicht Statt finden können. Herr Hoffbauer schliesst so: „hat die Vernunft die Herrschaft über die sinnlichen Begierden verloren, so ist in solchem Falle entweder die Vernunft zu schwach, oder die Begierden sind zu stark. Die Manie also entsteht entweder aus Schwäche der Vernunft, oder aus Stärke des Zorns. Die erste Quelle begründet die *dumme* oder *stupide* Manie, die letztere die *wilde* oder *ausschweifende*." Wir wollen nicht erwähnen, dass hier den Verf. die Logik ganz verlässt, indem bey einer jeden Manie die Vernunft, wenn sie ja vorhanden wäre, zu schwach ist, und so auch jede Manie wild und ausschweifend ist; ferner, dass der Verf. ganz vergessen hat, dass sehr oft die Manie rein körperliche Krankheit ist, z. B. bey unterdrückten Blutflüssen, bey Unterleibskrankheiten, bey Kopfverletzungen, wo Vernunft und Leidenschaft gar nicht ins Spiel kommen; sondern nur unsern Prämissen zu Folge sagen wir: der Maniacus ist als solcher überhaupt nicht vernünftig, und folglich lässt sich auf ein minus von Vernunft und ein plus von Begierde gar keine Eintheilung bauen. Etwas anders wäre es gewesen, wenn Herr Hoffbauer eine asthenische und eine sthenische Manie (man erlaube uns diese Ausdrücke) unterschieden hätte, wo im ersten Falle eine widernatürliche Reizbarkeit der handelnden Kraft, *auf ihrer bestimmbaren Seite*, im andern Falle aber widernatürliche Reizbarkeit des *Wirkungsvermögens* der handelnden Kraft, den Charakter und die Art der Manie bestimmte. Es wurde so zugleich Rücksicht auf die körperlichen, wie auf die physischen Momente der Manie genommen und alle Verwirrung ausgeschlossen. Allein diesen Gesichtspunct hat der Verf. nicht ins Auge gefasst; und so verurtheilen wir denn alle seine Folgerungen zur Nullität. Doch wir müssen, ehe wir weiter gehen, noch der *scheinbaren Manie* gedenken, welche der Verf. (zu Ende des §. 123. und in der angehängten Note) berührt. Er nennt scheinbare Manie, wenn ein Mensch im Wahnsinn sich bis zur *Wuth* ereifert. Es ist ganz klar, dass, wenn ein Wahnsinniger sich zu Handlungen des Wüthenden hinreissen lässt, sein Wahnsinn den *Grad der Manie* erreicht hat, und also nicht *scheinbare*, sondern *momentane* Manie ist.

Zweyter Absatz. Von den rechtlichen Wirkungen der Manie. Welche Confusion in dieser Rubrik herrschen müsse, ergibt sich aus dem Vorhergehenden. Wir heben nur Einiges aus. Der Verf. setzt (§. 130.) zum Behuf der Bestimmung jener Wirkungen Grade der Manie fest, deren Maasstab der Grad der Furcht vor Uebeln ist, welche die Handlungen der Manie begleiten. Es ist Schade, dass ein so scharfsinniger Gedanke keine rechtliche Anwendung leidet. In medicinischer Hinsicht ist er sehr brauchbar, indem man, nicht die Strafe (wie der Verf. in rechtlicher Hinsicht will), sondern die disciplinarische Züchtigung nach diesen Graden abmessen kann. Ueberhaupt, sobald die Tollheit erwiesen ist, hört auch die rechtliche Beziehung des Falles auf und geht in das Gebiet der medicinischen Policey über; denn der Richter richtet über keine unfreyen Wesen, wie hinlänglich erwiesen ist. Durch die Anerkennung dieser Wahrheit wird abermals diese ganze Rubrik überflüssig, um so mehr, da, wenn von Strafen die Rede ist, der Verf. die Straffälligen nach einem andern Princip als dem des Rechts bestraft wissen will (nach 132.). Doch wir haben über diesen Punct früherhin sehr ausführlich gesprochen und beziehen uns hier nur auf das, was dort über die *Strafe* gesagt worden. Hieher gehört auch alles, was über §. 133. und 134. zu sagen ist. Nur Eines bleibt uns hierbey noch zu erinnern. Der Verf. nämlich behauptet (134.), dass die Ueberlegung, welche Jemand bey einer gesetzwidrigen That beweiset, entweder um die entgegenstehenden Hindernisse zu entfernen oder die daher zu befürchtenden Strafen abzuwenden, noch nichts für die Strafbarkeit der Handlung beweise. Wir sind dagegen gerade umgekehrt überzeugt, dass, wo sich Spuren wahrer Ueberlegung blicken lassen, ein solcher Mensch nicht als Kranker, sondern als Verbrecher anzusehen sey: denn alle wahre Ueberlegung setzt das Vermögen der Selbstbestimmung, folglich der Freyheit voraus, welche ein Gegenstand des Gesetzes ist. Und warum soll die Ueberlegung noch nichts für die Strafbarkeit beweisen? „Weil der Wille des Thäters so unwiderstehlich auf die Handlung gerichtet seyn könne, dass ihn nichts davon abzubringen vermag, woraus folge, dass er seiner nicht mächtig sey." Also jede Begierde, die uns hinreisst, sollte uns eben dadurch von der Strafe befreyen? Welche Psychologie! welche Moral! welche Jurisprudenz! Dazu kommt, dass es *Festigkeit* des Willens seyn kann, die zur That bestimmt; also gar nicht einmal *Ohnmacht*. Doch der Verf. meynt (§. 135.), wo keine Furcht zu erzwingen sey, sey auch keine Strafe anzuwenden. Nach die-

sem Terrorial-System (denn der Verf. will durch die Strafen nur *schrecken*) bleibt allezeit das *begangene* Verbrechen *frey:* denn die Strafe (oder vielmehr Züchtigung) ist dann immer nur ein (unsicherer) Gränzpfahl gegen ein künftiges Verbrechen. Welche Gerechtigkeit!

Dritter Absatz. Von der Ausmittelung der Manie. Könnte viel präciser und geordneter seyn. Das Ganze wäre dann viel leichter zu übersehen. Die Kennzeichen der vom Verf. sogenannten dummen Manie (§. 144.) deuten mehr positiv auf eine allgemeine Zerrüttung des physischens Wesens hin, als dass sie bloss negative Zeichen von Vernunftschwäche seyn sollten. Im Gegentheil sie sind Beweise von der völligen Vernunftlosigkeit, die wir als Charakter der Tollheit angegeben haben.

Vierter Abschnitt. Von dem Nachtwandeln. (152—162.) Die weitläufigen Discussionen des Vfs. hierüber sind eben so überflüssig als sie unbefriedigend sind. Der Verf. verliert den wichtigen Punct aus den Augen, dass das Nachtwandeln (vorausgesetzt dass keine Verstellung zum Grunde liege, welches der einzige Gegenstand ist, der hier in Betrachtung kommen kann) ein *unwillkührlicher* Zustand ist, frey von allem rechtlichen Einflusse in criminalistischer Hinsicht. Dass der Verf. den Nachtwandler als einen Wahnsinnigen betrachtet, ist eben so auffallend als ungegründet, da das Nachtwandeln allgemein als eine Art von Schlaf anerkannt ist, welcher nur Phänomene des Wachens zeigt, die aus krankhafter Nervenstimmung entstehen. In dem (§. 160.) angeführten Beyspiele eines Nachwandelns aus Verstellung, ist diese nichts weniger als bewiesen.

Fünfter Abschnitt. Von der Taubstummheit. (§. 163—185.) Die Erklärung der Zornmüthigkeit taubstummer Personen (§. 181.) ist ganz verfehlt. Erstlich sollen dieselben durch die Heftigkeit ihrer Geberden und körperlichen Bewegungen, welche aus dem Bemühen sich zu verständigen herrühren, zu heftigen Gemüthsbewegungen aufgereizt werden. Gerade umgekehrt: den äussern Bewegungen müssen ja nothwendig innere Empfindungen, Gedanken und Willensbestimmungen vorhergehen. Zweytens sollen die Taubstummen leichter zornig werden, weil ihre Aufmerksamkeit „meist immer auf Einen Gegenstand concentrirt ist.“ Auch diess ist nicht wahr, wenn es auch ein Grund der Zornmüthigkeit seyn könnte. Recens., welcher Gelegenheit gehabt hat, Taubstumme zu beobachten, hat bey den meisten Individuen dieser Art bemerkt, dass sie *auf Alles, was sie umgibt*, ausserordentlich aufmerksam sind. Es ist diess auch sehr natürlich, da das Auge der freyeste Sinn ist. Eher würde jene Bemerkung von den Blinden gelten. Beyläufig erinnern wir hier, dass der Zustand der Blindheit, dessen Betrachtung der Verf. ganz übergangen hat, ebenfalls ein Gegenstand der psychologisch-gerichtlichen Medicin ist, sowohl in civil- als in criminal-rechtlicher Hinsicht. Schlüsslich ist noch zu erinnern, dass der Verf. den Hauptumstand ganz übergangen hat, dass Taubstumme meistentheils hinterlistig und falsch sind; so wie er überhaupt auf ihren Charakter, auf welchen doch in rechtlicher Hinsicht (in Beziehung auf dolus und culpa) so vieles ankommt, gar keine Rücksicht genommen hat. Auch fehlen die Zeichen, an denen die *Fähigkeiten* der Taubstummen *zu rechtlichen Verstössen* zu erkennen sind, und deren sich bey solchen Personen viele darbieten.

Dritte Abtheilung. (§. 186—240.) Von den vorübergehenden Seelenzuständen, welche rechtlich in Betrachtung kommen. Der beste Artikel im ganzen Buche. Doch sind (§. 198 ff.) die Erklärungen von Schlaf und Wachen eben so undeutlich, als nichts bedeutend, da sie blosse magere Beschreibungen sind, die das Wesen jener Zustände nicht erschöpfen. Was (§. 213. Note 2.) von dem Ehrgefühl gesagt wird, als widerrechtliche Handlungen rechtfertigend, gilt nichts. Vor dem Forum der Gerechtigkeit entschuldigt keine moralische Schwäche. Und eine solche ist jedes Gefühl der Beleidigung unsers Subjects. Dieses Gefühl darf uns nicht verleiten, die Ehre der Vernunft (des Gesetzes) an die Seite zu setzen.

Zum Schlusse unsrer Beurtheilung der Materie dieses Werkes noch eine einzige Bemerkung. Wie sehr die Freyheit (das Vermögen der Selbstbestimmung) bey allen Handlungen, die vor das Forum kommen können, in Anschlag zu bringen ist, lehrt die Ansicht des Verfassers selbst von den *gebundenen Vorsätzen.* (§. 220. ff.) Hier tritt der Verf. gleichsam unwillkührlich und unwissentlich unsern Ansichten bey und bestätigt unsere Behauptungen in einem sehr wesentlichen Puncte.

Ueber die funfzehn Seiten am Ende des Werkes, welche der Verf. den zweyten Theil derselben nennt, ist nichts zu sagen. Hier sollte eine genaue Bestimmung aller Verhältnisse und Beziehungen angegeben seyn, die bey Ausmittelung aller Zustände, von denen bisher die Rede war, in Betrachtung kommen: was nur höchst oberflächlich und unvollständig, dazu ohne Ordnung und Präcision, geschehen ist. — Ein allgemeines, ja specielles Schema über die mannigfaltigen Puncte ärztlicher Untersuchung in rechtlichen Fällen, und über die Art und Weise, wie sie nach Maassgabe der verschiedenartigen Fälle anzustellen sind, kurz eine ars exploratoria, wäre hier am rechten Orte, und

gewiss vielen Aerzten, die für sich diesem Geschäfte nicht gewachsen sind und doch dazu aufgefordert werden, höchst willkommen gewesen.

Wir haben nun zweytens noch kürzlich das mitzutheilen, was wir an der *Form* des vorliegenden Werkes auszusetzen finden. Wir verstehen unter dieser Form die Anordnung des Ganzen und Einzelnen und die Art des Vortrags überhaupt und im Besonderen. Was den ersten Punct betrifft, so wäre es naturgemässer und der Sache angemessener gewesen, wenn der Verf. bey Schilderung der rechtlichen, in Frage kommenden Zustände eine Ordnung und Aufeinanderfolge in stufenweiser Entwickelung beobachtet hätte. Man fasst nichts leichter auf und übersieht nichts schneller und vollständiger, als was sich in Einfalt und Klarheit vor unsern Augen entwickelt hat. Und dieser Gegenstand bedarf so etwas. Vor allen Dingen hätte ein scharfer und bestimmter Begriff von der Wissenschaft, welche der Verf. vorträgt, aufgestellt und der Standpunct dargestellt werden sollen, auf welchem sich der Arzt in Beziehung zum Richter befindet. Denn diess ist ein wesentliches Bedürfniss der Zeit, dessen Befriedigung vielen Irrungen und Missverständnissen vorbeugen würde. Es lässt sich aber nur dadurch beseitigen, dass ein Punct ausgefunden wird, auf welchen alle Fragen des Richters hinaus, und alle Antworten des psychologischen Arztes zurückgehen. Diesen Punct haben wir im Vorigen angegeben: es ist die Freyheit, oder Fähigkeit zur Selbstbestimmung, auf welchen alle Fragen des Richters und alle Antworten des Arztes zurückgeführt werden müssen, und welcher, hätte ihn Herr Hoffbauer aufgefasst, so wie er ihn aus Missverstand (Einleit. §. 5. die Note) zurückgewiesen hat, ihn sicher durch alle seine Untersuchungen hindurchgeführt und alles Schwankende, Schiefe und Einseitige aus denselben verbannt hätte. Diess alles in der Einleitung. Das Werk selbst hätte dann am besten zuerst mit der *Uncultur* begonnen, deren wesentliches Moment die nicht entwickelte Fähigkeit zur Selbstbestimmung (Freyheit) ist, und aus welcher so mancherley rechtliche Folgen hervorgehen oder aufgehoben werden. (Die Taubstummheit hätte sich füglich in diese Rubrik einschalten lassen.) Dann wäre die Betrachtung der *physischen Unfreyheit*, in dem Zustande zwischen Wachen und Schlaf, in dem Zustande des Nachtwandelns u. s. w. an ihrer Stelle gewesen. Hierauf wäre die Untersuchung der vorübergehenden widernatürlichen Seelenzustände gefolgt. Nachher hätte die Betrachtung der Hypochondrie (deren Eigenheiten der Verf. unter die Rubrik des Wahnsinns aufgenommen und diesem zugeschrieben hat) der der Melancholie den Weg gebahnt; von wo aus nun die übrigen Seelenkrankheiten nach ihren Aehnlichkeiten und Unterschieden, so wie auch in ihren Verwickelungen hätten abgehandelt werden können. Sehr weise aber würde der Verf. gehandelt haben, wenn er überall auf den Unterschied zwischen Seelenkrankheiten und zwischen körperlichen Affectionen mit psychischen Symptomen aufmerksam gemacht hätte. Denn diese Rücksicht löst oft die grössten Zweifel in Beziehung auf Zurechnung u. s. w. Statt dessen finden wir eine beständige Vermischung dieser verschiedenartigen Zustände, ja eine unlogische Vermischung der Gattungen und Arten der Seelenkrankheiten selbst; was hauptsächlich von dem Mangel an einem durchgreifenden Eintheilungsprincip herrührt. Uebrigens hätten, wie schon erwähnt worden, alle juristische Discussionen entfernt werden müssen, weil sie nicht für den Arzt gehören, sondern Sache des Richters sind, welcher schon weiss, was er zu thun hat, so bald durch die Aussage des Arztes entschieden ist, der in Anfrage gekommene sey ein Gegenstand des Forums, oder nicht. Der Platz jener Discussionen hätte eine ausgeführtere ars exploratoria einnehmen können.

Anlangend die Art des Vortrags überhaupt, so finden wir die Gedanken des Verf. nicht immer hinlänglich geordnet und deutlich genug ausgesprochen. Zuweilen scheint sich ihm die Reihe der Begriffe nicht in einfache und natürliche Stellung fügen zu wollen, woraus dann Dunkelheit und Verworrenheit entsteht. So dunkel und schwerfällig ist z. B. §. 103. oder §. 134. Wir machen, um ein anschauliches Beyspiel hiervon zu geben, die Analyse des letztern. Dies ist die Gedankenreihe:

1. Der höchste Grad der Manie hebt die Strafbarkeit auf.

2. Ein Mensch, sonst bey Verstande, übrigens aber mit einem gewissen Grade der Manie behaftet, muss nicht gelindere, sondern härtere Strafe erhalten. Denn:

3. Um ihn vom Verbrechen abzuhalten, wird ein grösseres Uebel erfordert, als um andere abzuschrecken.

4. War er jedoch, als er die Handlung verübte, des Bewusstseyns seines gegenwärtigen Zustandes beraubt, so hört die Zurechnung ganz oder zum Theil auf.

5. Wo dieser Mangel des Bewusstseyns am Tage liegt, kann ihm die Handlung nur als solche, die er vorzunehmen glaubte, zugerechnet werden.

Hier folgt auf einander: erstlich ein allgemeiner Satz (1); sodann eine Limitation desselben mit ihrem Grunde (2. 3.) dann wieder eine Aufhebung dieser Limitation (4.) Und zum Schlusse (5) ein Widerspruch mit (1), und eine μετάβασις εἰς ἄλλο γένος. Dergleichen Anordnungen oder vielmehr Unordnun-

gen der Sätze kommen öfter vor, und erschweren die Lectüre des Buchs ausserordentlich, um so mehr, wenn sich zu der Verworrenheit der Form noch Dunkelheit oder Unrichtigkeit der Materie gesellt.

Dass sich endlich ein Schriftsteller über einen Gegenstand, wie der vorliegende ist, vorzüglich der Klarheit in den Begriffen und der Bestimmtheit und Richtigkeit in den Ausdrücken befleissigen müsse, versteht sich von selbst. Diess ist aber bey Hrn. Hoffbauer häufig nicht der Fall. Wir geben Beyspiele.

§. 5. §. 97. u. a. O. verwechselt der Verf. die *Willkühr* mit der *Freyheit*, oder das Vermögen zwischen mehreren Gegenständen zu wählen mit dem Vermögen der Selbstbestimmung nach einem inneren Gesetz. Willkühr besitzt das Thier, das Kind, auch in vielen Fällen noch der Seelen-kranke; Freyheit ist nur das Attribut des Menschen, der seiner selbst mächtig ist. Es ist nicht zu beschreiben, was für ein Unterschied in Beziehung auf die Lebensverhältnisse hieraus hervorgeht.

§. 26. *Verstandesschwäche* wird hier mit *Blödsinn* und *Dummheit* als gleichbedeutend gesetzt. Die letztern Begriffe schliessen zwar den ersten, dieser aber nicht jene in sich.

§. 90. 91. *Schwermuth* und *Melancholie* (wie wir an seinem Orte erwiesen) sind nichts weniger als gleichbedeutend.

§. 132. u. a. *Strafe* und *Züchtigung* gelten dem Verf. gleich, da doch jenes ein Rechtsbegriff, dieses ein disciplinarischer ist.

§. 133. (und 135. Note) verwechselt der Verf. den Begriff der *Strafbarkeit* mit dem der *Bestrafbarkeit*, dessen er sich richtig (§. 134.) bedient: denn er will nur die *Nothwendigkeit zu strafen* ausdrücken, nicht aber die (rechtliche) *Verdientheit der Strafe*. Ebendas. verwechselt er (wie an mehrern andern Orten) das *Bewusstseyn des Zustandes* mit der *Fähigkeit sich selbst zu bestimmen*. Man kann das erstere ohne die letztere haben.

§. 216. Der Ausdruck: *ausserordentlicher Antrieb* ist höchst unbestimmt, schwankend und zweydeutig.

Doch es mag an diesen Beyspielen genug seyn, um zu zeigen, wie der Verf. durch Unbestimmtheiten oder Verwechselungen der Begriffe das Verstehen seiner Schrift erschwert.

Zum Schlusse nun nochmals die Bemerkung, die äussere Form des Ganzen betreffend, dass uns niemals eine Schrift vorgekommen ist, in welcher sich der Umfang des ersten Theils zu dem des zweyten verhält, wie 387 zu 15.

JUGENDSCHRIFTEN.

Die Winterabende auf dem Landgute. Zur Unterhaltung für die gebildete Jugend beyderley Geschlechts (,) von *Wilhelm Julius Wiedemann*, Rector zu Neu-Haldensleben. Stendal, bey Franzen und Grosse. 1810. 8. XIV u. 192 S. (12 gr.)

Abermals ein Produkt einer sehr schreibseligen Feder! Die Schriften des Hrn. Verfs. haben bey weitem nicht alle gleichen Werth; einigen sieht man es gleich an, dass sie keiner heitern Stunde ihr Daseyn verdanken, andern, dass sie „nur in aufgelegten (?) Stunden zu Papiere gebracht worden sind." (Vorrede S. X.) Zu diesen letztern kann man mit Recht das vor uns liegende Buch rechnen. Der Titel zwar lässt nur für die *gebildete* Jugend eine Unterhaltung erwarten; indess, der Verf. hat sich überall einer edlen Popularität beflissen, dass diess Buch, wenn wir besonders die Stellen abrechnen, wo über englische und italienische Stücke gesprochen wird, selbst zum Gebrauche in Bürgerschulen empfohlen werden kann; Wir setzen nämlich voraus, dass in denselben die Anfangsgründe des Lateinischen, und die französische Sprache *gründlich* getrieben wird. Junge Leute beyderley Geschlechtes von 8 bis 16 Jahren werden hier gewiss auf nichts stossen, das sie in der Lectüre aufhalten, oder davon abhalten könnte. Der Verf. hofft, wie er in der Vorrede S. X sagt, in dieser Jugendschrift kleinern und grössern Kindern aus den mehr oder weniger gebildeten Ständen etwas, das Reiz für sie hat, zu geben, und auch überdiess manchem, noch nicht geübten, Jugendlehrer dadurch zu zeigen: wie er zur Abwechselung ausser der feststehenden Ordnung des Unterrichtes auf eine andere Art einmal seine Zöglinge nützlich beschäftigen könne. Wir glauben, dass der Verf. seinen Zweck erreicht habe, und er scheint uns so ziemlich den Ton getroffen zu haben, wie man bey solchen abgerissenen und an sich unwichtig scheinenden Unterhaltungen mit der Jugend sprechen muss, wenn wir einige Stellen abrechnen, wo der Vater seinen Kindern in *ihrer* Gegenwart ein übertriebenes Lob ertheilt, und wo der Principal und Hauslehrer sich gegenseitig, gleichsam um die Wette, mit Complimenten überhäufen, bey denen jeder, der Sinn für Maass und Anstand hat, erröthen musste, s. S. 40. 130 u. a. — Doch es ist nothwendig, dass wir zuerst auf die Einkleidung dieser Unterhaltungen sehen. Der Vf. schildert uns, wozu ihm ein in England herausgekommenes Buch die erste Idee gegeben zu haben scheint, eine Familie aus den höhern Ständen, die auf ihrem Landgute mit einem kenntnissreichen Hauslehrer sehr glücklich lebt. Die Kinder, an der Zahl 5, unter denen drey Söhne und 2 Töch-

ter, sämmtlich in einem Alter von 9 bis 15 Jahren, waren von den beyden sehr verständigen Eltern, und dem in sein Fach ganz eingeweihten Hauslehrer sehr gut erzogen, und für ihre Jahre fast zu sehr schon gebildet. Die Eltern waren übrigens Leute, die, *wie man das von jedem Einsichtsvollen erwarten sollte*, keinen ihrer Achtung werther hielten, als den Erzieher ihrer Kinder; und dieser konnte denn, in einer so glücklichen, aber leider selten gefundenen Lage, allerdings recht viel Gutes wirken. Die Abendunterhaltungen, die uns diess Buch, ihrem wesentlichen Inhalte nach, wieder gibt, wurden nach einer Uebereinkunft des Vaters und des Lehrers so eingerichtet, dass darin eine sorgfältige Wiederholung der Hauptgegenstände des Unterrichtes, in Gegenwart der Familie, vorkam. Zu dem Ende hatte der Hauslehrer in dem vorhergehenden Sommer diese Materien in einer schriftlichen Darstellung so behandelt, dass sie sich zu einer allgemeinen Unterhaltung eigneten, ohne dabey den äussern Schein des eigentlichen Unterrichtes zu haben. Das für jede Abendunterhaltung Bestimmte war in ein besonderes Heftchen geschrieben, welche zusammen in einer Schublade verschlossen, und unmittelbar vor dem Anfange der Unterhaltung einzeln von den Kindern nach Willkür gezogen wurden. Was denn die Ueberschrift des Heftchens besagte, darüber unterhielt man sich den Abend.

Wir wollen jetzt den Inhalt der einzelnen Abendunterhaltungen — es sind ihrer sieben an der Zahl — näher angeben, und einzelne Bemerkungen hinzufügen. Die *erste* und *zweyte* Abendunterhaltung (S. 1—45) handelt im Anfange von den Edelsteinen, besonders den Diamanten. Richtig werden hier die Edelsteine in ganz edle oder vollkommene, und halb edle eingetheilt, und unter den ersten der Diamant, Rubin, Sapphir, Topas, Beryll, Smaragd, Chrysolith und Hyacinth angeführt. Von den Diamanten nennt der Verf. die gefärbten und ungefärbten, von denen die letztern den erstern vorgezogen werden. Aber nicht ganz richtig möchte man mit dem Verf. nach S. 29 *jetzt* noch sagen können: „die brasilianischen Diamanten kommen jetzt sehr häufig durch die Portugiesen nach *Europa*," wofür wohl *England* gesetzt werden muss, da der Continent, so wie mit andern, auch mit den portugiesischen *Kolonien* jetzt in keiner Verbindung steht. In eben dieser ersten Abendunterhaltung oder in Nu*m*er 20 (der Vf. schreibt das Wort N*u m*er, nach der Ableitung von numerus, richtig mit *einem m*, ohne zu bedenken, dass im Lateinischen das *u* kurz ist, im alten Deutschen hinter dem *m* ein *b* steht, *umb*, und auch im Französischen nombre gesagt wird; daher gar leicht im Deutschen die Verdoppelung des *m* zugelassen werden kann; und Etymologie ist nicht das einzige Gesetz, nach dem sich die *lebenden* Sprachen gebildet haben, bey denen vielmehr auch der Sprach- und Sprechgebrauch von bedeutendem Einflusse ist — ungeachtet wir den Werth der Bemerkungen über Orthoëpie und Orthographie, S. 10, z. B. bey den Wörtern Justiz, Logik, Null, nicht verkennen wollen) kommt die rührende Geschichte von dem jungen Dalmaten (nicht: Dalmatier) Vukassovich, und seiner Kaiserin, Maria Theresia vor (womit die *Hecker's* französ. Lesebibliothek 1r 4r Abschn. Stück 3. „Zärtlichkeit gegen Eltern und Geschwister," und S. 373—375 der neulich bekannt gewordenen trefflichen Uebersetzung verglichen werden kann), welcher die von der letztern ihm wegen seines Fleisses und seiner guten Aufführung geschenkte Summe zur Unterstützung seines Noth leidenden Vaters verwandte, und diesem überdiess noch, da sein Edelmuth der grossen Kaiserin bekannt ward, eine Pension verschaffte. Hier bedarf S. 22 f. *jetzt* in so fern einer Berichtigung, als das daselbst erwähnte ung*a*rische (so schreibt der Verf. immer, gegen Gatterer und Schlözer, statt: ung*e*rische) Dalmatien, so wie das neuöstreichische Dalmatien durch den Wiener Frieden d. 14. Oct. 1809 von Oestreich an Frankreich abgetreten, und von letzterm zu den illyrischen Provinzen geschlagen worden ist; etwas, das der Verf., der seine Vorrede vom 8. Aug. 1809 datirte; indess noch nicht wissen konnte; wiewohl der Verf. den jetzigen östreichischen Kaiser (einen deutschen gibt es seit d. 6. Aug. 1806 nicht mehr) auf keinen Fall *Franz* II., wie er als deutscher Kaiser hiess, hätte nennen sollen, da er in seiner jetzigen Qualität, als Kaiser von Oestreich, *Franz* I. heisst. — Den Schluss der ersten Abendunterhaltung macht *Lichtwer's* Fabel: die Rehe, über welche am Ende des zweyten Abendes einige recht gute Bemerkungen gemacht werden, unter denen uns aber nur der S. 42. vorkommende Ausdruck „der Herr Papa von Reh" statt: Rehbock, für einen fünfzehnjährigen Knaben, wie Karl nach S. 2. ist, unpassend, theils zu läppisch und kindisch, theils unschicklich scheint. Die 3. Abendunterhaltung (S. 46—72.) enthält Belehrungen über die Perlenfischerey, nach Funke's bekannter Compilation; eine Geschichte von grosser Vaterlandsliebe, eines Genuesers, im Französischen, (nicht: eine französische Geschichte, wie es im Inhalte S. XIII. unrichtig heisst), und *Gellert's* bekannte Fabel: Hans Nord, über welche in der 5. Abendunterhaltung S. 100—102. einige Anmerkungen gemacht werden. Der Inhalt der genuesischen Geschichte ist kürzlich folgender: Nach der Eroberung Genua's im Jahre 1748 hatten die Oestreicher dieser Republik die schwersten Contributionen auferlegt. In den zur Repartition derselben versammelten Staatsrath trat einer der reichsten und angesehensten Genueser, und bestreute den ganzen Saal mit Stricken. Auf

die Frage: was das bedeuten solle, antwortete er: es sey menschlicher, dem schon genug ausgesogenen Volke diese Stricke zum Aufhängen zu geben, als es durch die neuen unerschwinglichen Auflagen in Verzweifelung zu bringen, und gänzlich zu Boden zu drücken. Auf die Frage: woher denn das doch einmal aufzubringende Geld genommen werden solle, erwiederte er: einzig und allein von den Reichen und Grossen. Mit diesen Worten verliess er den Saal, kehrte aber bald nachher in Begleitung einiger Bedienten zurück, die hinter ihm her die Summe von etwa 600,000 Livres brachten, und erklärte: „so schätze sich nur jeder nach dem Verhältnisse seiner Güter selbst ab, und das verlangte Geld wird bald aufgebracht seyn." Dadurch bewirkte er die Aufbringung der Summe und Rettung der Republik. — Die 4. Abendunterhaltung (S. 72 — 99.) schildert den Menschen, in Hinsicht auf seinen Körper, wo aber nur nicht S. 76. die aufrechte Stellung und der gerade Gang als ein *eigenthümlicher* Vorzug des Menschen genennnt werden sollte, da er sich auch bey einigen Affenarten findet, erzählt die Geschichte eines chinesischen Jünglings, der, seinen zum Tode verurtheilten Vater zu retten, sich selbst aufopfern will, und wegen seines Edelmuthes sammt dem Vater vom Kaiser begnadigt wird, französisch und so wie Gleim's Fabel: die Gärtnerinn und die Biene, über deren Verfasser in der 6. Unterhaltung (S. 152. ff. einige Nachricht gegeben wird. — Die 5. Abendunterhaltung (S. 100 — 149.) enthält einige Notizen über Südindien (warum nicht lieber: Polynesien, da jener Ausdruck zweydeutig ist?) eine Erzählung: der junge Perser Gelaleddin oder die getäuschte Erwartung (Eitelkeit, passte besser); die Beantwortung einiger arithmetischen Aufgaben, und Gleim's Fabel: das alte Pferd und der arme Mann, auch im Italienischen und Französischen, nebst Bemerkungen über diese Sprachen so wie die über diese Fabel in der 6. Unterhaltung S. 150 ff. vorkommen. — In der 6. Abendunterhaltung (S. 149—184.) finden wir, ausser dem bey der Inhaltsanzeige der vierten und fünften schon bemerkten, eine (nur zu) allgemeine Einleitung in die Weltgeschichte (wir verstehen unter *Geschichte* bloss die Erzählung dessen, was geschehen ist), einige sinnreiche, durch falsche Betonung entstandene Wortverwechselungen (z. E. Cour-tage, Huppel, caldo d. i. heiss, verstanden: kalt), und *Pfeffels* Fabel: der Perserkönig und die beiden Hirten, nebst Florian's Originale und Bemerkungen darüber. Die 7. Abendunterhaltung (S. 184 — 192.) giebt uns Friedrich's des Grossen Anrede an seine Soldaten vor der Schlacht bey Rossbach, im Englischen mit der deutschen Urschrift, und Bemerkungen über die einzelnen Ausdrücke im Englischen.

So hätte Rec. den Inhalt des interessanten Büchleins dargelegt, und erlaubt sich nur noch einige Anmerkungen und Berichtigungen, Behufs einer neuen Auflage, wobey zugleich die aufgefundenen Druckfehler anzeiget.

S. 12. sagt der Vater: „ich will doch sehen: ob ich den usus *est* tyrannus nicht auch in Nummer wegschaffen kann", wo offenbar das Wort *est* unrichtig da steht. Ebend. unten sagt die Mutter: „doch die Kinder sehnen sich gewiss darnach (richtiger: *danach*; das *r* wird nur zur Vermeidnng des Hiatus zwischen *da* und einer Präpos. eingeschoben z. E. darauf, darin etc. aber nicht: darbey), dass *das Heftchen* zur Sprache gebracht wird," statt: der Inhalt des Heftchens; warum der Verf. immer das Deminutiv *Heftchen* brauche, leuchtet uns nicht ein; es scheint zu tändelnd; — S. 14 unten muss es statt *geschweige denn*, heissen: *und noch mehr.* S. 15 unten und S. 16 oben, setze man: „bey allen Namen und bey allen Benennungen, Vater, möchte es doch wohl nicht der Fall seyn." Ebend. in der Mitte lies: *die Sprechregeln.* S. 18 in der Mitte, und S. 43 oben, setze: *ward*, statt *wurde;* das letzte wird als Hülfsverbum (seyn), das erstere, so oft in *werden* das völlige Prädicat liegt, gebraucht, nicht allein in der edlern Schreibart, wie *Adelung* will. S. 33, man sagt: sich in eine Sache, also *worein?* finden, da eine Bewegung verstanden wird. S. 34, man kann nicht absolut sagen: Fragen ergehen lassen, aber wohl: an einen eine Frage ergehen lassen; also muss hier hinzugesetzt werden: *an euch*, oder: „doch nur muss ich wohl wieder fragen." Ebend. würden wir das, was durch die Multiplication gefunden wird, nicht: *Erzeugniss* nennen, warum nicht den alten, freylich fremden Ausdruck: *Product*, den doch jeder Rechner versteht, beybehalten? Man kann durch übertriebenen Purismus à la Campe, wie hier, undeutlich, und wenn man wie S. 62. Prunkversammlung, statt: Assemblée, S. 63. unbestimmte *Art* (wobey keiner an den Kunstausdruck modus, sondern wohl eher an species denkt) statt Infinitiv, und *Gebefall* statt *Dativ* sagt, für den wissenschaftlich Gebildeten unausstehlich werden. S. 41. unten: eine Erlaubniss zugestehen, hiesse: eine Erlaubniss erlauben; das Wort *zugestehen* passt nur zu *Freyheiten.* S. 71. Der Name des dritten Wochentages ist nicht *Dienstag*, von *dienen*, sondern *Dinstag* oder noch richtiger: *Dingstag*, von dem alten deutschen Worte *Ding* d. i. Gericht. S. 73. *Erlernung* hat keinen Plural; setze: zur *Erlernung* aller wissenswürdigen Gegenstände. S. 91. passte z. B. statt subire *locum* eher: subire *poenam.* S. 93. l. *dass* crimen, für: *das crimen.* S. 95. z. 20. gehört hinter: der Datif, ein Semikolon. S. 97. unten sagt Herr Dunker zu spielend: „du bist freilich noch klein, aber *die Fabel ist doch kleiner, als du.*" S. 98. l. *kauen*, statt: *käuen.* S. 100. ist *vorhergehenden*, statt *Vorhergehenden* zu setzen.

S. 101. ist wohl das Gellertsche *drängen können* richtiger durch das selbst in Prosa, freylich aus Nachlässigkeit, ausgelassene *hatte* zu vervollständigen. S. 104. 107. und a. a. O. schreibt der Verf. gezwungen *gröss'ste, grösseste*, statt des längst angenommenen *grösste*. S. 109. Z. 13. l. *selbigen* statt *selben;* Z. 20. l. *jedem* statt *jeden*. S. 110. l. *durchbohrt* statt *durchbort* (*o* vor *r* ist an sich kurz); ebend. *Yamwurzeln*, so nach dem Englischen, statt: *Jammw.* S. 114. l. Soldaten statt Saldaten. S. 157. Es ist aus vielen, hier nicht zu erörternden Gründen gewiss, dass der Pentateuchus in der Genesis bloss von einer Umformung unsers Erdballes spricht.

Wir wünschen recht sehr, dass der Verf. öfters mit einem so interessanten Geschenke unsre Jugend und deren Lehrer erfreuen möge. Wahrscheinlich soll *das* ohne Namen des Verf. bey Schütz in Magdeburg herausgekommene *blaue Buch*, *Weisheit und Tugend in wirklichen Beyspielen enthaltend. Ein Weihnachtsgeschenk für die männliche und weibliche Jugend in den gebildeten Ständen. Mit Kupfern* (139 S. Taschenformat) eine Fortsetzung seyn, da es fast dieselbe Einrichtung, wie das eben angezeigte Buch hat.

ERZIEHUNGS-SCHRIFTEN.

Joseph Schwarzmantel. Ein Unterhaltungsbuch für die Jugend von *Christian Gotthilf Salzmann*. Mit 1 Kupfer. Schnepfenthal in der Buchhandlung der Erziehungsanstalt. 1810. 300 Seiten. 8. (20 Gr.)

Der würdige Verf. liefert an dieser Schrift bey weitem mehr, als der bescheidene Titel verspricht: es ist dieselbe kein blosses Unterhaltungsbuch für die Jugend, sondern zugleich auch ein sehr empfehlenswerthes Büchlein für Aeltern und Erzieher, welche durch dasselbe praktisch über eine ungemein zweckmässige Methode unterrichtet werden, wie man die Aufmerksamkeit der Jugend auf wichtige Gegenstände des menschlichen Denkens fixiren und ihr zartes Gemüth unfehlbar für Sittlichkeit und Religiosität, für Fleiss und Ordnung im Leben, für die gesellschaftlichen Tugenden der häuslichen und nachbarlichen Verbindung gewinnen, wie auch Vertrauen und Liebe zu der sie leitenden und erziehenden Hand einflössen könne; und was ist ein solcher Unterricht von einem so achtungswürdigen und erfahrnen Veteran des Erziehungswesens, der seinem Fache bis ins späte Alter mit gleicher Liebe und ununterbrochenem Eifer treu bleibt, nicht allein schon werth? — Was die jugendlichen Leser insbesondere betrift, so finden sie hier die Geschichte eines anfänglich rohen, von seinen wahren Aeltern theils verlassenen, theils verwahrloseten Knaben erzählt, den die Vorsehung in die Hände guter und vernünftiger Menschen führt, die ihn von seinen angenommenen Unarten mit Geduld, mit Sorgfalt und Liebe wieder entwöhnen, seine Verstandeskräfte entwickeln, in seinem Herzen Neigung zu dem, was recht, was heilsam, nützlich und gut ist, erwecken, ihm Thätigkeit, Fleiss und Ordnung zur andern Natur machen, und ihn dadurch auf einen Lebensweg leiten, auf welchem er zum nützlichen, geachteten und glücklichen Manne wird. Die Geschichte wird, wie es sich von einem *Salzmann* nicht anders erwarten lässet, so plan, so fasslich und anschauend erzählt, dass sie ganz nothwendig jeder jungen Seele interessant und bis ans Ende anziehend werden muss, wobey denn die Thorheiten und sittlichen Gebrechen des rohen und verdorbenen Menschen mit ihren natürlichen traurigen Folgen, so wie die entgegengesetzten bessern Eigenschaften des Gebildeten so charakteristisch und lebendig gezeichnet und ausgemalt sind, dass der Zweck der Belehrung unmöglich bey den Kindern verfehlt werden kann und verfehlt werden wird. — Der Verf. hatte diese Geschichte anfänglich eigentlich zur Unterhaltung und Belehrung des Volks bestimmt, und zu diesem Behuf wurde sie auch in den Jahrgängen 1808 und 1809 des Botens aus Thüringen abgedruckt. Da er aber wahrnahm, dass die Jugend an Lesung derselben viel Vergnügen fand, und er glaubte, dass sie mancherley, besonders den Werth einer guten Erziehung daraus schätzen lernen könne: so entschloss er sich, dieselbe für die Jugend, mit Weglassung dessen, was sich blos auf das Volk bezieht, besonders abdrucken zu lassen, wofür er sicher allgemeinen Dank erhalten wird.

Abriss der Vortragskunst. Von *D. H H. Cludius*. Hildesheim bey Gerstenberg 1810. XVI u. 159 S. 8.

Es ist diess zum Theil Auszug zum Theil Erweiterung des Grundrisses der körperl. Beredsamkeit, den der Verf. 1792. herausgab, brauchbar für den Lehrer der in Schulen oder Gymnasien über die hier angedeuteten Gegenstände unterrichten will. Diese sind; die Betonungskunst; die Geberdensprachkunst; die körperliche Redekunst; die Schauspielkunst; die schöne Tanzkunst. Ueber die drey erstern ist mehr als über die beyden letztern gesagt.

NEUE

LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

141. *Stück, den* 28. *November* 1810.

STATISTIK.

Salzburg u. Berchtesgaden, in historisch-, statistisch-, geographisch- und staatsökonomischen Beyträgen. Herausgegeben von *Joseph Ernst* Ritter *von Koch-Sternfeld*, (wirklichen(m) Regierungsrath(e). Mit vielen Tabellen. *Zwey Theile.* Salzburg 1810, in der Mayr'schen Buchhandlung. X und 272 S. XII und 383 S. 8. (3 Rthlr. 8 Gr.).

Rec. freut sich jeden gründlichen Beytrags zur Specialstatistik, besonders wenn es ein deutsches Land betrifft! Wir haben so viele schätzbare grössere statistische Werke über die meisten europäischen Reiche, (wer sollte sich nicht der Bemühungen *Hassels*, *Ehrmann's*, *Schorchs* u. a. dankbar erinnern?); wir besitzen auch sehr brauchbare Statistiken von mehrern grössern Staaten des Rheinbundes, namentlich von *Bayern*, *Sachsen* und *Westphalen;* aber noch immer fehlt es an einem zweckmässigen Anbaue der *Specialstatistik*, hauptsächlich was den Rheinbund betrifft. Sollten denn aber die deutschen Statistiker nicht endlich darüber im Klaren seyn, *dass die Specialstatistik der generellen vorausgehen und vorarbeiten muss?* Worin liegt der Grund von der *zuverlässigen* Statistik eines Staates? Darin, dass dem Statistiker von *allen* Provinzen und Theilen dieses Staates die *genauesten*, *umschliessendsten* und *neuesten* Angaben vorliegen; und dann besteht immer noch *sein* grosses, wissenschaftliches Verdienst darin, dass er die vorliegenden, vielleicht von mehreren hundert Individuen in den einzelnen Provinzen zusammengestellten statistischen Massen *gleichmässig verarbeitet* und zu der *höhern Einheit* und *lichtvollen Uebersicht* vereiniget, welche bey dem Statistiker es besonders beurkundet, dass *er* über den Stoff gebot, nicht aber, dass er von der Masse des Stoffes überwältiget wurde.

Man behauptet nicht ohne Grund, dass Deutschland die besten Statistiker habe. Demungeachtet wird für *unsere eigene Specialstatistik* nur wenig gethan, und deshalb fehlt es auch noch an einer *Statistik der Staaten des Rheinbundes*, während jede Messe mehrere Statistiken der übrigen europäischen Staaten zu Tage fördert, und *Ehrmann* sogar eine *Statistik von Afrika* bearbeiten konnte, die 6 Rthlr. im Ladenpreise kostet. Würde sich wohl ein Verleger zu einem statistischen Werke über den Rheinbund entschliessen, das im Ankaufe eben so hoch käme? — Das ist aber die Eigenheit der Deutschen, dass sie im Fremden bekannter sind, als im Einheimischen, und dass sie ihre Heimath gering achten, während sie das Ausländische anstaunen und anpreisen!

Jetzt, wo die Zeit der *absichtlichen Verheimlichung* statistischer Resultate mit der Säcularisation der geistlichen Länder und mit der Mediatisirung so vieler Gewaltigen, die mitunter über einige Quadratmeilen regierten, vorüber ist; jetzt, wo uns *Frankreich* mit mehrern trefflichen Specialstatistiken über einzelne Departements vorangeht; jetzt, wo die Statistik *das rechte Auge der Politik* geworden ist, und das Bedürfniss des Studiums derselben, wohl auch manchem eingeleuchtet hat, der sonst die nähere Kenntniss der Queergassen von Athen und Sparta für nöthiger und nützlicher hielt, als Bekanntschaft mit der gegenwärtigen Welt, welcher wir selbst nach unserm Thun und Leiden angehören; jetzt, wo endlich auch einige Studirende auf Universitäten (doch immer nur als Ausnahmen) die Unentbehrlichkeit der Statistik dunkel zu ahnen anfangen, um sie *nebenbey* mit den Brodcollegiis zu hören, (statt, dass keiner in Kammer- und Finanzcollegiis, in Justizhöfen und Cabinetten angestellt werden sollte, der nicht das *fleissige* Hören der Statistik, Politik, Staatswirthschaft und neuesten Geschichte durch beglaubigte Zeugnisse belegen könnte); jetzt, meynt der Rec.,

dürfte doch wohl die Zeit gekommen seyn, wo die Deutschen an *Specialstatistik* mit allem Ernste denken sollten! Das vorliegende Werk enthält einen trefflichen Versuch dieser Art; aber er umschliesst *nicht alle* nöthige Momente, die zu einer Specialstatistik gehören, und er ist *zu ausführlich*, folglich auch zu kostbar, um als Maasstab für ähnliche Bearbeitungen anderer Provinzen zu dienen. Diess soll keinesweges zur Herabsetzung des Werthes der vorliegenden Schrift gesagt seyn; nur wünscht Rec., dass dieser Versuch die Veranlassung zu ähnlichen über andere deutsche Länder werden möchte, besonders da viele von den zum *fürstlichen Collegium* des Rheinbundes gehörenden Staaten noch eine terra incognita sind. Dabey hat Rec. einen Wunsch auf dem Herzen, den er hier zur Sprache bringen will. *Winkopp's rheinischer Bund* hat allgemeine Verbreitung innerhalb des Rheinbundes. Manche *publicistische* Abhandlungen in demselben sind blosse Lückenbüsser; das ewige Geschreibe über die Standesherren, über das Bundesgericht u. s. w. wird die Politik gewiss zur rechten Zeit durch die Praxis mit Einem Schlage widerlegen. Statt dessen sollten *statistische Uebersichten über die einzelnen*, besonders über die kleinen — zur Bearbeitung in isolirten Werken weniger geeigneten — *Bundesstaaten* in diese Zeitschrift eingeschickt, und dadurch dieselbe das Vehikel werden, allmählig *innerhalb* des Bundes zu einer bestimmten Uebersicht *über* den Bund zu gelangen. Nur müssten sich die Einsender, denen so Vieles in ihrer Nähe wichtig scheinen könnte, was in der Entfernung unbedeutend ist, der Kürze befleissigen, und dem Redacteur das Recht gestatten, am rechten Orte abzukürzen. Ueber *Würtemberg*, über die *fünf Grossherzogthümer* (von *Baden* ist ein solches Werk — doch in 5 Theilen — angekündigt), über *Nassau*, *Meklenburg* und einige wenige andere müssten aber *eigne Statistiken* erscheinen, und diese Länder sollten in jener Zeitschrift nur nach Urkunden, nicht nach statistischen Uebersichten vorkommen, mit Ausnahme von *Berichtigungen*. Hingegen über die Länder der Fürsten von *Isenburg*, *Lichtenstein*, *von der Leyen*, von *Waldeck*, des Hauses *Lippe*, des Hauses *Reuss* und des Hauses *Schwarzburg* würden statistische *Uebersichten*, in *Winkopps* Zeitschrift eingeschickt, gewiss sehr willkommen seyn.

Möge dieser Wunsch in unserm fleissigen Deutschlande nicht flüchtig verhallen; möge *Kayser* uns eine Statistik von *Bayern* nach den neuesten Veränderungen, der sorgfältige Redacteur des *Würtembergischen Staatshandbuches* eine Statistik von *Würtemberg*, *Hassel* oder *Ersch* eine Statistik von *Westphalen*, *Winkopp* eine von *Frankfurt*, *Berg* und *Nassau*, *Crome* eine Statistik von *Hessen*, *Fischer* die von *Würzburg*, *Rudloff* die von *Mecklenburg* u. s. w. geben, und wir wären für die Statistik Deutschlands nach den gegenwärtigen Zeitverhältnissen um ein Grosses vorgerückt!

Doch nun zurück zu der vorliegenden Schrift, welche den Recens. zu jenen frommen Wünschen veranlasste. Sie enthält *einzelne* schätzbare Beyträge, die überall aus Localkenntnissen und aus den Quellen flossen, die aber zu keiner organischen Einheit des Ganzen verbunden sind, und also auch keine *vollständige und erschöpfende Statistik* der beyden Länder bilden. Der *erste* Theil erschien noch zur Zeit des verhängnissvollen Krieges zwischen Frankreich und Oestreich im Jahre 1809; vieles ward aus demselben zum Behufe der statistischen Arbeit des französischen Gouvernements in das Französische übersetzt (Th. 2. S. X. f.). Eine Hauptabsicht bey dieser Schrift scheint auch *die* gewesen zu seyn, die früher über *Salzburg* und *Berchtesgaden* von den meisten Statistikern angenommenen Angaben der Quadratmeilen, der Bevölkerung, der Revenuen u. s. w. zu *berichtigen* und *herabzusetzen*. Der Herausgeber sagt Th. 2. S. XV. ausdrücklich: „Es ist sehr zu wünschen, dass endlich die einfache Wahrheit jenen glänzenden Angaben von den Kräften und Hülfsmitteln unsers Landes, welche aus Unkunde herrühren, oder aus Nebenabsichten, auch wohl durch Gehässigkeit (?) untergeschoben wurden, den Rang abgewinnt; denn *schwer hat Salzburg in dieser Beziehung seit dem Jahre 1800 die Sünden auswärtiger Statistiker und Journalisten gebüsst*.“ Allerdings erscheint, nach den hier aufgestellten Resultaten, *Salzburg* und *Berchtesgaden* ganz anders, als wie man beyde besonders vor dem Reichsdeputationshauptschlusse vom Jahre 1803. darstellte, wo sie dem Grossherzoge von Toskana als Entschädigungsländer zufielen. Seit der *österreichischen* Besitznahme dieser beyden Länder machte (Th. 1. S. IV.) die k. k. österreichische Hofcommission in den Jahren 1806 und 1807 viele statistische Aufgaben, die von verschiedenen Mitgliedern der Landesstellen, jedoch in der Frist *weniger Wochen, und ohne Gestattung einer Correspondenz mit den Unterämtern* (?) beantwortet werden musste. So entstanden die meisten der in dem vorliegenden Werke enthaltenen Abhandlungen; einige Züge sind später darin (wie es bey jener Eile der Verfertigung auch nöthig war) nachgetragen worden. — Welche Anstrengungen Oestreich zu dem letzten Kampfe gegen Frankreich machte, erkennt man auch daraus, dass im Salzburgischen — ausser der Landwehr — in wenigen Wochen 1800 rüstige Jünglinge ausgehoben wurden, und eben so bedeutend war die Lieferung an Pferden und Hornvieh. Während des Krieges selbst fanden starke Naturalienlieferungen nach Tyrol und und Oestreich Statt; zahlreiche Spitäler und Requisitionen jeder Art bewirkten eine furchtbare Er-

schöpfung des Viehstandes und der Gewerbe, und vermehrten die Staatsschuld um 2 Millionen Gulden. Dazu kam endlich eine Contribution von 11,440,000 Franken. — Wir gehen nun zur nähern Anzeige des Inhalts der beyden Bände über.

Der *erste* Band enthält 15 Aufsätze. 1) *Generelle Uebersicht des Herzogthums Salzburg und Fürstenthums Berchtesgaden*, vom Herausgeber. „Die österreichische Epoche zeigte für den Umfang Salzburgs keine günstigen Aussichten. Man wollte die grosse Monarchie auf Kosten der kleinen Provinz arrondiren oder purificiren. Dieser *gefrässige Wurm der Zeitverhältnisse* benagte bereits die Stammwurzeln der alten ehrwürdigen Juvavia. Das Landgericht *Lengberg* war zu Kärnthen geschlagen; vom Pfleggerichte *Mattsee* sollte eben ein Landstrich von 99 Gütern mit 135 Häusern und 900 Menschen an das österreichische Innviertel abgetreten, der grössere Theil von *Töfereggen* für eine unbeträchtliche Enclave *Zillerthals* aufgeopfert werden." Während der östreichischen Administration ward aber Salzburg und Berchtesgaden durch den Generalstab triangulirt und in 64 Sectionen aufgenommen. Das Resultat dieser Vermessung war: dass Salzburg 163 und Berchtesgaden nicht volle 8, das ganze Land zusammen 171 Q. M. enthält, welches freylich von der frühern Angabe bedeutend abweicht. Im Detail hatte die Provinz an Feld- und Wiesenbau 360,000 Morgen Landes, an Waldboden 520,000 Morgen; an Felsen, Weiden und Alpen 1405,000 Morgen; an Gewässern u. Sümpfen 50,000. Diese letzte Zahl hält aber der Verf. für $\frac{1}{2}$ zu gering, wegen des täglichen Verlustes an Boden durch den ungezähmten Lauf der Flüsse. An Vieh nährt das Land 116,007 Kühe, 50,750 Schlacht-Rinder, 15,720 Pferde, 118,498 Schaafe, 6600 Böcke, 8850 Ziegen, 14,650 Schweine. Die *Bevölkerung* betrug bey der Zählung im J. 1806 für Salzburg 194,390 Einw., und für Berchtesgaden 8328 E., zusammen 202,718. Im Herzogthume Salzburg sind Städte: Salzburg, Hallein, Laufen, Titmanning, Radstadt, mit 957 Bürgern, 20,937 Einwohnern, 36 Kirchen, 79 landesherrlichen Gebäuden, 94 geist- und weltlichen milden Stiftungen u. s. w.; ausserdem sind in Salzburg und Berchtesgaden 28 Marktflecken. In Beziehung auf die vorzüglichsten *Nahrungsquellen* nimmt der Vf. folgende Axiome an: Mehr als $\frac{3}{4}$ der ganzen Bevölkerung leben von der Landwirthschaft; der Bergbau, die Salinen und die damit verwandten Gewerbe der Schiffahrt, der Holzwirthschaft u. s. w. ernähren einige tausend Menschen im Gebirge, in Hallein und Berchtesgaden; der Handelsstand der Hauptstadt ist bedeutend; der Transito belebt im Lande viele Gewerbe, Ortschaften und einige Marktflecken; Künste und bürgerliche Gewerbe aller Art mögen $\frac{1}{7}$ der Bevölkerung beschäftigen; in Hallein und Berchtesgaden wird viel Baumwolle verarbeitet; die Holz- und Beinwaarenmanufacturisten in Berchtesgaden bilden einen Verein von 800 Gewerken; beträchtlich sind die Marmor-, Stein- und Gypsbrüche, die Teppichträger in Töfereggen, die Oel- und Medicamententräger aus dem Zillerthale; die Viehschneider Lungau's und die Krautschneider des flachen Landes wandern alle Jahre aus. — 2) *Historisch-statistische Skizze von dem salzburgischen Ritterlehnhofe*, vom Herausgeber. Unter diesem Lehnhofe standen 63 Lehen im Lande Salzburg, 4 in Tyrol, 17 in Bayern, 4 in Oestreich, 74 in Steyermark, 45 in Kärnthen. — 3) *Oekonomisch-statistische Uebersicht der Production aus dem Mineralreiche im Herzogthume Salzburg und Fürstenthums Berchtesgaden*, mit besonderer Rücksicht auf Activ- und Passivhandel, auf die Mittel zur Beförderung der Production, und auf den Verkehr mit altöstreichischen Provinzen; von *Schroll*, Regierungsrath und Director des montanistischen Collegiums. Die *Goldbergwerke* lassen sich nicht leicht zu einer ungleich stärkern Production erheben, weil die inländischen Goldbergwerke von der Natur überhaupt nur mit sehr mittelmässig reichhaltigen Erzanbrüchen versehen sind, die jetzt öfters die Baukosten nicht vergüten, und daher unangebaut bleiben müssen. *Quecksilber* wird aus Idria eingeführt, und ist ein Passivhandelsartikel für Salzburg. Der Bedarf ist aber nicht stark, weil es hauptsächlich nur zum Goldquicken bey den salzburgischen Goldwaschwerken gebraucht wird. Obgleich etwas gediegen Quecksilber und Zinnober in Logang und am Salfenberge im Brixenthale gefunden werden; so ist doch die gefundene Quantität zu klein, als dass eine Zugutbringung Statt finden könnte. Eigne *Silberbergwerke* sind nicht im Lande. Silber kommt nur zufällig bey den Gold- und Bleybergwerken vor. Desto bedeutender ist die Ausbeute an *Kupfer*, wiewohl wegen der Messingfabriken keine Ausfuhr dieses Metalls, mithin auch kein Activhandel Statt findet. Dahingegen wird mit *Eisen* ein starker Activhandel ins Ausland getrieben. Es geht theils als Floss-, theils als Guss-Eisen dahin: doch ward bisher, wegen Mangel an hinreichenden Eisenhammerwerken, ein Theil des Roheisens an bayersche Hammerwerke verkauft. Von *Bley* und *Glätte* wird im Lande so viel erzeugt, dass die Ausfuhr die Einfuhr übersteigt. *Zinn* fehlt ganz, und muss im Auslande erkauft werden. Der Verbrauch von *Zink* ist gering, muss aber vom Auslande bezogen werden. Durch Verbesserung des Bergbaues könnte mehr *Galmey* und *Spiesglas* gewonnen werden; die *Kobaltgruben* zu Zinkwand werden jetzt nicht betrieben, obgleich vor mehreren Jahren mit Kobalterzen ein beträchtlicher Activhandel ins Ausland geführt wurde. Die Gewerkschaft ist gegenwärtig nicht im Stande, die Kobaltgruben mit Verlaggeld zu versehen. Mit *Arsenik* wird ein beträchtlicher

Activhandel, meistens nach Triest, getrieben. — Von Fabriken findet sich ein einziger *Kupferhammer* zu Ebenau, der mit der dasigen Messingfabrik vereiniget ist, und die inländischen Kupferschmiede hinreichend versorgt. Eine *Lionische Fabrik*, welche vor 40 Jahren zu Salzburg in einer Vorstadt errichtet wurde, ging ein; auch ist der inländische Bedarf an solchen Waaren unbedeutend. Es ezistirt keine *Messing-Veredlungsfabrik;* es müssen daher viele Geräthschaften von verarbeitetem Messing vom Auslande, vorzüglich von Nürnberg, eingeführt werden. *Glockengiessereyen* gibt es zwey in der Stadt Salzburg. Die *Eisenhammerwerke*, welche theils der Regierung, theils Privatpersonen gehören, gewähren einen beträchtlichen Activhandel; doch wäre die Errichtung von mehreren zu wünschen. *Eisenblechfabriken* und *Stahlhammerwerke* fehlen noch ganz. *Eisendrahtfabriken* gibt es vier. Selbst die vorhandenen 6 *Sensenschmieden* decken nicht ganz den Bedarf des Landes. *Pfannenschmieden* finden sich drey, desto mehr *Nagelschmieden*; aber keine eigentliche *Waffenschmiede. Schrotgiessereyen* werden nur im Kleinen von Privatpersonen betrieben. *Bleyweiss* und *Mennig* werden im Lande nicht, *Röthel* und *gelbe Farbe* nur für den inländischen Bedarf fabricirt. *Salpetersiedereyen* gibt es fast in allen Pfleg- und Landgerichten Salzburgs. Die Verhältnisse der *Salinen* zu Hallein und Berchtesgaden sind zu bekannt, um näher erörtert zu werden; doch könnte der Activhandel mit dem Steinsalze höher steigen. *Kupfervitriol* wird nur allein bey der Vitriolsiederey zu Mühlbach im Pinzgau erzeugt. *Eisenvitriol* fehlt. Doch ist der zu Mühlbach aus Schwefelkiesen von Rettenbach ausgebrachte, und unter dem Namen *Rettenbacher* Vitriol verkaufte, eine Mittelsorte zwischen Kupfer- und Eisenvitriol. *Vitriol*- oder *Schwefelsäure* ward bisher, grösstentheils aus Sachsen, eingeführt. Eine von Privatpersonen errichtete Schwefelsäurefabrik bey Grödig soll noch in ihrer Kindheit seyn. Salmiak, Bitter- und Glauber-Salz, so wie Alaun, müssen eingeführt werden. Die Menge des gefundenen *Schwefels* verstattet einen wichtigen Activhandel. *Braunkohlen* finden sich wenig; *Steinkohlen* und *Torflager* in beträchtlicher Menge. Von der bey Fügen im Zillerthale vorkommenden *Porzellanerde* wird noch kein Gebrauch gemacht, sondern Porzellan von München und Wien eingeführt. *Serpentinsteinbrüche* gibt es mehrere im Lande. Der *Marmor* macht einen starken Erwerbszweig und Activhandel aus. Es finden sich drey *Glashütten*, drey *Potaschesiedereyen* und 14 *Gesundbrunnen*, worunter aber nur zwey *warme* Quellen sind. — 4) *Numeräre Uebersicht der Production aus dem Mineralreiche*, bearbeitet vom Hofkammerrathe *Reisigl* und Oberrevisor *Auer*. — 5) *Ueber die inländischen Bedürfnisse an Nahrung, Kleidung, Prachtwaaren, Werkzeugen des Ackerbaues und der Handwerke; über Maasse und Gewichte;* vom Regierungsrathe *Bürger*. Eine beygefügte Tabelle zeigt, dass das Land jährlich 1½ Mill. fl. ans Ausland für das fehlende *Getreide* gibt; auch der *Wein* muss vom Auslande bezogen werden. Die Erzeugung des *Branntweins* aus Bierhefen, Waldbeeren und schlechtem Obste ist beträchtlich; demungeachtet geht noch ziemlich viel Tyroler-Branntwein ins Land. — Der Landmann kleidet sich in den meisten Gegenden des Gebirgslandes, wohin noch kein städtischer Luxus Eingang gefunden hat, aus der Wolle seiner Schaafe. Leinwand vom Flachse und Hanfe wird für die Bedürfnisse des gemeinen Mannes hinreichend erzeugt. Die Einwohner der Städte und Märkte kleiden sich grösstentheils in böhmisches und mährisches Tuch; holländische, französische und englische Tücher sind sehr selten. Seidenwaaren kommen aus Italien, Frankreich und Oestreich; feinere Baumwollenwaaren aus Sachsen. — 6) *Parallele zwischen Salzburg und der Schweiz, in Rücksicht ihrer Natur und Kunsterzeugnisse*, mit Vorschlägen zur Hebung der Industrie; vom Herausgeber. Ein interessanter Aufsatz, der die Aehnlichkeit und Verschiedenheit beyder Länder und deren Bewohner näher charakterisirt. — *Ueber das Nationaleinkommen aus der salzburgischen Viehzucht und Alpenwirthschaft*, vom Herausgeber. Dass Viehzucht im ausgedehntesten Sinne eine Grundlage der Staatsökonomie Salzburgs und Berchtesgadens sey, ergibt sich aus der Totalsumme der in beyden Ländern befindlichen Viehgattungen: 116,007 Kühe, 50,750 Galt- und Schlachtrinder, 15720 Pferde, 118,498 Schaafe, 6,600 Böcke, 8850 Ziegen, 14,650 Schweine. Bedeutend ist der Ertrag der jährlichen Ausfuhr. — 8) *Bericht des Pflegers zu Mittersill an die Regierung zu Salzburg über die Grundursachen des Geldmangels und des ökonomischen Verfalls der Staatsherrschaft Mittersill im Pinzgau vom 20. Sept.* 1808; ist für unsere Blätter zu speciell. — 9) *Ueber die Verhältnisse der Unterthanen und Grundherren; über Pfleg-, Land- und Hofmarksgerichte*, vom Regierungsrathe *von Mayrn*, mit einem Nachtrage vom Regierungsrathe *Felner*. Ganz local, und wird unter Bayerischer Administration sehr verändert worden seyn. — 10) *Ueber die Verhältnisse des Handels, des Geldkurses und des Mauthsystems*, im J. 1806 entworfen vom Regierungsrathe *v. Schallhammer*. Auch diess muss sich, seit Salzburg an Bayern gekommen, und der südliche Theil von Tyrol an das Königreich Italien abgetreten worden ist, sehr verändert haben. — 11) *Ueber den Münzfuss und Geldkurs im Zillerthale, Windischmatreg und Brixenthale*, vom Regierungsrathe *von Schallhammer* (vom 9. Aug. 1806). — 12) *Ueber die Steuerverfassung von Berchtesgaden*, vom Regierungsrathe *von Mayrn*. — 13) *Ueber das Steuerwesen im Herzogthume Salzburg*, vom Regierungsrathe *Felner*. —

14) *Ueber das Decimationswesen im Herzogthume Salzburg*, von *Felner.* — 15) *Die Stamm- oder Familiengüter im Herzogthume Salzburg*, von *Felner.*

Der *zweyte* Theil hat die Absicht, die Darstellung der vorzüglichsten Zweige der Staatsverwaltung zu vollenden. Er enthält: 1) *Urkunden von Berchtesgaden* gesammelt und erläutert vom Herausgeber 1809, die für den *Historiker* jener kleinen Landschaft nicht ohne Wichtigkeit sind. Ihr gehet eine *chronologische Uebersicht der Pröpste und Fürsten von Berchtesgaden*, voraus. Der Verf. erinnert S. 122, dass ein grosser Theil der wichtigsten Urkunden von Berchtesgaden, mit dem Salzburgischen Archiv, im Jahre 1807 nach Wien gewandert sey. 2) *Versuch einer ältern berchtesgadischen Bibliothek*, oder Anzeige von Schriften, worin Beyträge zur Geschichte der Verfassung von Berchtesgaden bis 1795 enthalten sind, von *Felner.* Es werden hier theils alte Urkunden für B. nachgewiesen, theils neuere Schriften, namentlich Reisebeschreibungen, angeführt, in welchen des kleinen Landes gedacht wird; auch verspricht der Verf. eine *Fortsetzung* dieser Bibliothek aus den neuesten Zeiten. 3) *Grundlinien zur Errichtung einer staatswirthschaftlichen Facultät*, als einer Section der philosophischen, auf der hohen Schule zu Salzburg, von *Schroll.* So gut gemeint diese Vorschläge sind; so fallen sie doch hinweg, seit im Jahre 1810 die Universität Salzburg von Bayern aufgehoben wurde. — 4) *Historisch statistische Uebersicht des Forstwesens im Herzogthume Salzburg und Fürstenthume Berchtesgaden*, vom Assessor *v. Koch-Sternfeld.* Dieser Aufsatz ist für die Bewirthschaftung des Forstwesens beyder Länder von grosser Wichtigkeit, weil er überall ins Detail gehet, und eine deutliche Uebersicht des Ganzen gewährt. — 5) *Statistische Angabe der vorzüglichsten Ursachen der seit mehreren Jahren eingetretenen grösseren Sterblichkeit im Herz. Salzburg und Fürst. Berchtesgaden*, mit besonderer Rücksicht auf das Jahr 1806, vom Medicinalrath *v. Barisani.* Interessant für die Sanitätspolizey, und zeigt, welche Vorurtheile und Missgriffe noch unter den Landleuten jener Gegenden getroffen werden. — 6) *Die hierarchische Verfassung von Salzburg und Berchtesgaden*, von Augustin *Winklhofer.* (Diese Abhandlung ist auch als eine *besondere* kleine Schrift in den Buchhandel gekommen.) Obgleich einige Behauptungen des Verf. die Prüfung der historischen Kritik nicht aushalten dürften, z. B. wenn er die Lebensbeschreibungen der Heiligen als Quellen citirt); so findet sich hier doch eine chronologische Uebersicht (wenn gleich nicht pragmatische Darstellung) der allmähligen Entwickelung und Ausbildung der kirchlichen Verfassung in beiden Ländern, welche mit Fleiss zusammengetragen worden ist, und durch die *Zusätze des Herausgebers* noch gewonnen hat. — Sehr interessant ist dem Rec. die letzte Abhandlung gewesen, 7) *Ideen über Sprache, Namen und Schreibkunde im Lande Salzburg, in historischer Beziehung*, vom Herausgeber. Männer, welche die Geschichte der deutschen Sprache als der Ausbildung derselben in den einzelnen Provinzen Teutschlands erforschen wollen, dürfen diese Beyträge nicht übersehen. Nach dem Verf. ist die heutige Sprache der Salzburger eine Mundart der oberteutschen, die im flachen Lande einigermassen mit der östreichischen, mehr aber mit der bayerschen verwandt ist, davon weicht die Mundart der Gebirgsländer, eben so, wie deren körperliche Bildung, Sitten und Gebräuche, in Hinsicht der Wörter, Redensarten und der Sprachweise ab. Es würde übrigens zu weit führen, zu untersuchen, ob nach dem Verf. und nach *Aretin* in dessen *literar. Handbuche für die bayrische Geschichte*) wirklich die *celtische* Sprache die in jenen Gegenden eingebohrne sey. Sprach- und Geschichtsforscher wissen, was darüber erinnert worden ist, obgleich der Verf. S. 336. behauptet, dass ein plötzlich nach *Hochschottland* versetzter *Pinzgauer* daselbst in seiner Heimath und unter seinen Nachbarn zu wandern glauben würde. — Im achten Jahrhunderte gewann die *slavische* Sprache an den südlichen Gränzen Eingang, und erhielt sich in vielen Ortsnamen. Ums Jahr 1260 verschwanden die lateinischen Urkunden in den Kauf- Tausch- Schenkungs- und Spruch- Verhandlungen; die Klöster behielten sie am längsten bey. Nur die Notarien verfertigten ihre Instrumente noch im 15ten und 16ten Jahrhunderte in lateinischer Sprache. Darauf folgen Angaben der provinziellen Aussprache, und ein (S. 344. ff.) nach dem Alphabeth geordnetes *Idiotikon.*

Schon S. IX. der *Vorrede* zum *zweyten* Bande erinnert der Verf., dass der Mangel am Raume ihn genöthigt habe, mehrere Aufsätze zurückzulegen, dass er aber, wegen der zufälligen Verspätigung des Abdrucks des zweyten Theiles, folgende Schrift *besonders* habe erscheinen lassen:

Das Innviertel, mit dem Hausruckviertel. Statistisch dargestellt am Anfange des Jahres 1810. und nach den Bestimmungen des Wiener Friedens, vom 14. Oct. 1809. Mit der vollständigen, politischen, kirchlichen und ständischen Topographie. Salzburg, 1810, in der Mayr'schen Buchhandlung. 56 S. gr. 8. broschirt.

Für die erste und allgemeinste Uebersicht des Inn- und Hausruckviertels, welche Oestreich bekanntlich im Wiener Frieden, der Disposition des Kaisers Napoleon überliess, um darüber zur Ein

verleibung in einen Staat des Rheinbundes ver ü gen zu können, war diese kleine Flugschrift allerdings geeignet. Sie erschien *anonym*, aber nach der Vorrede des eben angezeigten Werkes ist der Herausgeber desselben ihr Verfasser. Späterhin sind beyde Landschaften dem Königreiche Bayern einverleibt worden, zu welchem das *Innviertel* schon früher bis zum Teschner Frieden (13. May 1779.) gehört hätte.

Der Verf. beschreibt zuerst die *Gränzen*, welche, dem Friedenstractate zufolge, von einer französisch-östreichischen Commission vom Rec. 1809. März 1810 näher bezeichnet wurden. Unmittelbar bey dem Friedensschlusse hatte man die sehr unrichtig gezeichnete *Schmid'sche* Charte von Oberöstreich zur Hand, woher sich die sonderbare, weder militärisch noch natürlich gezogene erste Theilungslinie erklären lässt. Nach einer genauen Revision des Flächenraumes, fixirt der Verf. denselben für das abgetretene Innviertel und den Theil des Hausruckviertels auf 78 Q. Meilen. Nach der östreichischen (aber nicht in den Buchhandel gekommenen) Cabinetscharte, welche 1787 auf Josephs II. Befehl gestochen wurde, beträgt derselbe 83,3. Das abgetretene Land ist, seinem Boden nach, ein schöner und fruchtbarer Strich, im südöstlichen Winkel am Mond- und Attersee von hohen Gebirgen beherrscht, zwischen Frankenburg, Mattighofen, und Ried von grossen Wäldern eingenommen, und überall von anmuthigen Hügeln durchzogen. Der Boden, in der nördlichen Hälfte mit vorwaltenden Thon und Flussgeschieben, in der südlichen mit Kalkfelsen, verflächt sich gegen die Salzach, den Inn und die Donau zum weitläufigen Pfluglande, fällt aber gegen diese Flüsse steil ab. Das *Klima* theilt sich in zwey Grade. Der Winter hauset streng am Uttersee und zwischen dem Weilhart, Henhart und Hausruck; die Erndte fällt da um 14 Tage später, als um Linz, und die Saaten, leiden öfter durch Frost und Schauer; eine Folge der nahen Seen, Wälder und Gebirge. Von den lang gedehnten, allmählig aufsteigenden Bergrücken sind nur wenige Höhenmessungen bekannt. — Das Innviertel enthält über 108,000, der Antheil vom Hausruckviertel über 70,000 Joche (zu 1600 Q.Kl.) Dominical- und Rusticalwaldungen, grösstentheils auf dem Weilhart, Henhart, Hausruck und Sauwald. Doch hat der Forstetat durch die neuesten Ereignisse sehr gelitten. Nach dem dritten Artikel des Wiener Friedens behält Oestreich das Eigenthum der zum Salzkammergute bestimmten, und in der Herrschaft Mondsee gelegenen Waldungen; aber ohne alles Souverainitätsrecht über das Gebiet. — Schiffbar sind blos die *Flüsse:* die Salzach der Inn, die Donau. An *Seen*: der Irsee, der Mondsee, der Attersee. Die Gewässer nähren viele und sehr edle Gattungen von Fischen. Das Wildpret ist nicht mehr beträchtlich; reissende Thiere sind eine seltene Erscheinung. Im Innviertel sind 3 Mineralquellen, welche aber chemisch noch nicht untersucht sind. Im Hausruckviertel kennt man keine solche Quelle. Es finden sich Steinkohlen, feine Schmelztiegelerde und Kies für Glashütten aber keine Metallgruben. — Die Mastwirthschaft ist bedeutender, als die Milchwirthschaft. Der Viehstand hat besonders durch den letzten Krieg, durch lange Standquartiere und die Viehseuche gelitten. Am Atter- und Mondsee wird einige Alpenwirthschaft getrieben. — Der District baut Weizen, Korn, Gerste, Hafer, Flachs, und Hanf im Ueberflusse. Das Innviertel enthält 154,000 Joche Pflugland, ungefähr mit $\frac{1}{8}$ Weizen, $\frac{3}{8}$ Korn, $\frac{2}{8}$ Gerste und $\frac{2}{8}$ Hafer; das Hausruckviertel über 60,000 Joche mit $\frac{1}{7}$ Weizen, $\frac{2}{7}$ Korn, $\frac{1}{7}$ Gerste und $\frac{1}{7}$ Hafer bestellt. Die Güte des Bodens wächset vom dreyfachen bis zum sechsfachen Samen. Die Wache und Hutweiten haben noch beträchtlichen Umfang. An Wiesen zählt das Innviertel 71,000 Joche, das Hausruckviertel 38,000. Im Durchschnitte gewinnt man hier vom Joche 4 Ctn. Heu und 5 Ctn. Grummet; dort 8 Ctn. Heu und 4 Ctn. Grummet. Der Garten-Gemüse- und Obstbau wird besonders in der nordöstlichen Gegend, stark und gewinnvoll betrieben; die Bienenzucht bedarf der Verbesserung.

Nach den neuesten Angaben hat das Innviertel 122,000 Einw. der Antheil vom Hausruckviertel 70,000; zusammen 192,000 Einwohner. Doch glaubt der Verf. nach einer detaillirten Berechnung, $\frac{4}{7}$ der gesammten Bevölkerung des Hausruckviertels als für den rheinischen Bund abzutreten annehmen zu können, wornach der ganze District 195,000 Seelen enthalten würde. Das Innviertel sind 2 Städte (*Braunau*, *Schärding*,), 8 Marktflecken und 2303 Ortschaften; im Antheile vom Hausruckviertel 3 Städte (*Vöklabruck*, *Griiskirchen*, *Schwanenstadt*) 16 Marktflecken und ungefähr 1050 Ortschaften. Die meisten Einwohner bekennen sich zum Katholicismus; nur die reformirte Schweizergemeine zu Schwanenstadt, und einige Lutheraner im Hausruckviertel machen eine Ausnahme. — Der Menschenschlag ist stark und wohlgebaut; lebhaft, thätig, treuherzig, der Regierung sehr gehorsam, dem Herkommen hold. Ein grosser Theil, besonders die Landwirthe, nähren und kleiden sich, und wohnen gut. Die Brauerey des Innviertels ist berühmt; die übrigen Zweige der Industrie werden zum Theile von eingewanderten, Schweizern, Schwaben und Franken betrieben. Gegen 10,000 Menschen nähren sich von der Holzarbeit für das Salzkammerdepartement und für die Ausfuhr auf dem Inn und der Donau. Die Artikel der Ausfuhr sind: Holz, Steinkohle, Flachs, Hanf, Leingarn, Leinewand, Bier, Getreide, Vieh, Eisenwaaren, Töpfergeschirr, Glaswaaren, u. s. w.

Die *kirchliche Eintheilung* übergehen wir, da sie unter der neuen Regierung nach der Grundverfassung des Königreiches Bayern organisirt werden wird. — Belehrend ist die Uebersicht (S. 29.) über die Staatsgüter, ständischen Herrschaften, Hofmarken, Landgüter und Freysitze — mit Angabe ihrer Besitzer. S. 33. folgen die landesfürstlichen Forstämter, die Polizeycommissariate, die Landphysicate, die Kranken - und Armenanstalt, und die Poststationen.

Der Verwandschaft des Inhalts wegen, verbinden wir damit die Anzeige von folgender statistischer Schrift:

Vergleichende Uebersicht des Areals und der Volksmenge, der Cessionen und Acquisitionen: des östreichischen Kaiserstaates in den letzten fünf Jahren. Frankfurt am Main, 1809, bey Mohr. 6te Auflage in Folio. (12 Gr.)

Der Verf. (*Freyherr von Leonhardi*, in Frankfurt am Main) schliesst der Methode nach, bey dieser Schrift sich an diejenigen Männer an, welche die statistischen Uebersichten *durch Tabellen* erleichterten, an *Hassel*, *Ockhart*, *Crome*, *Krug* u. a. Seit man den Mysticismus der neuesten Philosophie auch auf Politik und Statistik anzuwenden, und den Organismus der Staaten *aus dem Absoluten* zu deduciren versuchte, sind von den Rittern der neuen Schule manche Fechterstreiche gegen die *gründlichen* Statistiker der ältern Schule geführt worden. Man hat solche tabellarische Uebersichten sogar *als gefährlich* verschrieen. Rec. bekennt sich aber zur alten Schule, durch welche die Statistik erst *als Wissenschaft* basirt worden ist, und ob er gleich recht gut weiss, und in seinen Vorlesungen es beständig wiederhohlt, dass *nicht alles*, was zur Statistik gehört, *durch Zahlen* sich ausdrücken, und tabellarisch darstellen lässt; ja dass alle solche Tabellen, mehr *in runden*, als in detaillirten Zahlen bearbeitet seyn sollten; so hält er solche Tabellen doch zur Uebersicht für unentbehrlich, und zur Grundlage bey akademischen Vorlesungen für sehr nützlich. Rec. hat es daher mit Freude bemerkt, dass sich der würdige *Crome* (*Germanien*, 4ten Bds. 1 St. S. 152. ff.) auf ähnliche Art darüber erklärte, „dass er das, von unwissenden Layen eben so frech, als widersinnig erhobene, und von seichten und bequemen Statistikern unterstützte Geschrey, nicht anders als mit Verachtung anhören könne, wodurch man uns glauben machen will, als sey durch solche Untersuchungen über die Grösse und Volkszahl der europäischen Staaten, unsre ganze geographisch - statistische Literatur verdorben, unzählig vieles Unglück für unsre Länder gestiftet, und Jammer und Elend über ganz Europa verbreitet worden! Solche Chimären wurden vorzüglich in *solchen* Ländern verbreitet, *wo einige Aristokraten wohlbehaglich regierten*, und gern gesehen hätten, wenn von allen statistischen Datis ihres Staates nie ein einziges bekannt geworden wäre, nach dem bekannten Ausspruche: bene vixit, qui bene latuit. Allein diese Herren sollten doch bedenken, *dass sie den Geist der Zeit, trotz alles Sträubens, nicht aufhalten werden, und dass dieser keinesweges dazu geeignet ist, solche statistische Data, die in gut regierten Staaten gar keine Geheimnisse sind, länger zu verschleyern.*" — Obgleich Herr *von Leonhardi* in vielen Angaben den *Lichtensternschen* und *Hasselschen* Arbeiten folgt; so gehört ihm doch die Verarbeitung und Zusammenstellung selbst an. Ueber einzelne abweichende Notizen wollen wir nicht mit ihm rechten, sondern deshalb lieber auf die *Cromesche* Kritik dieser Tabellen am angeführten Orte verweisen, und bloss noch anführen, was die Leser auf diesen Tabellen finden.

Die *erste* Tabelle stellt dar: die kaiserlich-östreichischen Staaten in den Jahren 1804 und 1805 vor dem Pressburger Frieden; die *zweyte* Cessionen und Acquisitionen, als Folge des Pressburger Friedens; die *dritte*; kaiserlich - östreichische Staaten, in den Jahren 1806 — 1808; die *vierte*: Cessionen, als Folge des Friedens zu Wien; die *fünfte*: kaiserlich - östreichische Staaten am Ende des Jahres 1809, und eine Totalübersicht von 1804 — 1809; die *sechste*: das Grossherzogthum Würzburg, Oestreich-Breisgau, und das Grossmeisterthum des deutschen Ordens.

HOMILETIK.

Die Leidens- und Todesgeschichte Jesu in Texten zu den Passionspredigten, aus den Evangelisten harmonisch zusammengezogen und mit erklärenden Anmerkungen. Marburg und Cassel. 1810. In der neuen akadem. Buchhandlung. XII u. 84 S. in 8. (6 Gr.)

Der Herr Verf. erklärt sich über die schon auf dem Titel angegebene Bestimmung dieser Schrift in der Vorrede ausführlicher. Es will nämlich ihm gar nicht gefallen, dass nur einzelne wichtige Theile und interessante Seiten der Leidensgeschichte in den Predigten darüber während der Fastenzeit dargestellt werden, sondern er hält es für ein nothwendiges Erforderniss, dass in jeder wiederkehrenden Passionszeit auch über die *ganze* Leidensgeschichte geprediget werde. Zu diesem Behufe fand er aber weder die alten Harmonien, noch das Herkommen, die Evangelisten der Reihe nach zu nehmen, passend. Er arbeitete daher selbst die vor uns liegende Leidens- und Todesgeschichte Jesu

so aus, dass er die Begebenheiten chronologisch ordnete und, so weit es nur immer möglich war, Luther's Uebersetzung beybehielt. Da er zugleich wünscht, dass auch an den Fastensonntagen statt über die Evangelien, über das grosse Thema dieser Zeit geprediget werde: so ist das Ganze in vierzehn Abschnitte getheilet, von denen auf jeden Sonntag, auf jede Woche, wenn nicht am Sonntage Nachmittags Predigt ist, und den grünen Donnerstag einer, auf den Charfreytag zwey kommen. Da wo die Nachmittags- oder Wochenpredigten zu wenig besucht werden oder nicht gewöhnlich sind, schlägt der Hr. Verf. vor, den Text zur Wochenpredigt vor dem Altare statt der Epistel Sonntags zu lesen, damit der Zusammenhang der Geschichte dem Zuhörer stets gegenwärtig bleibe.

Rec., der das Bestreben des Hrn. Verf., in seinem Amte mit Nachdenken zu arbeiten, ehret und den in dieser Schrift bewiesenen Einsichten volle Gerechtigkeit wiederfahren lässt, siehet sich doch zu einigen Erinnerungen genöthiget. — Wie kann und soll der Prediger der Forderung genügen, in jeder Fastenzeit allemal über die *ganze* Leidensgeschichte zu predigen, ohne sich auf Gemeinplätzen herumzutummeln und den Zuhörer nur stets an dem äussern Kreise der Begebenheiten festzuhalten. Gerade der ausserordentliche Reichthum des Stoffes, den diese Geschichte darbietet, die wichtigen, tief ins Leben eingreifenden Belehrungen, und Warnungen, die sie vor Augen stellet, scheinen es dem Prediger zur Pflicht zu machen, nur Eine Seite hervorzuheben und nach allen Beziehungen diese für den Geist und das Herz der Hörer fruchtbar zu machen. Das Ganze darf doch bey dieser Art, die Leidensgeschichte zu behandeln, nie aus den Augen verloren werden, da alle Umstände so eingreifend in einander wirken und die Absicht der Passionspredigten doch mehr ist, das Leiden und den Tod Jesu von der erbaulichen Seite zu zeigen, als die Zuhörer davon in Kenntniss zu setzen.

Was die Erzählung selbst anlangt, so sind die Begebenheiten chronologisch richtig und in gehörigem Zusammenhange vorgetragen. Nur ist auf der einen Seite zu viel, auf der andern zu wenig in den Umkreis der Leidensgeschichte aufgenommen worden. Zu viel; denn Jesu Einkehr bey Zachäus, die Auferweckung des Lazarus, der Einzug Jesu in Jerusalem sind in extenso erzählet und haben nebst den übrigen bloss einleitenden Umständen so viel Abschnitte eingenommen, dass erst mit dem achten, also in der vierten Woche, Jesu Kampf und Gefangennehmung in Gethsemane, der eigentliche Anfangspunkt der Leiden, in Betrachtung kommt. Zu wenig ist aufgenommen; denn die warnenden Stimmen der Apostel an Jesum, jetzt nicht nach Jerusalem zu gehen, so wie das unübertreffliche Gebet Joh. XVII. sind gar nicht erwähnet. Statt dessen hätte wohl die Parabel von den Weingärtnern und die versuchende Frage über die Zinsemünze übergangen werden können. Ueberhaupt scheinen die Wahl der Begebenheiten, die der Gefangennehmung Jesu vorhergingen, keine festen Grundsätze geleitet zu haben.

Die jedem Abschnitte beygefügten Anmerkungen trifft derselbe Vorwurf. In diesen ist kaum eine Spur zu finden, dass diese Schrift eine homiletische Bestimmung habe. Nirgends wird auch nur ein Wink zur fruchtbaren Behandlung irgend eines Abschnittes gegeben; man müsste denn dahin rechnen wollen, dass der Ueberschrift noch ein Porisma zugesetzt ist, das aber oft einseitig und gewöhnlich nicht erschöpfend ist. Z. B. Abschnitt X. heisst es: Jesus vor dem Gerichte der Juden oder der Satan verstellt sich in einen Engel des Lichts. Der kleinere Theil der Anmerkungen beziehet sich auf den Sinn der Worte; der grössere beschäftigt sich mit Erläuterungen aus der Geschichte, der Geographie, den Sitten und Gebräuche, ist mit einem Worte antiquarisch. Ueber ihren Werth hat das Publicum schon entschieden; denn sie enthalten häufig die Resultate aus Paulus Commentar wörtlich. Der Sprachbemerkungen sind nur wenig; aber von Zweyen derselben versichert der Hr. Vf. ausdrücklich, dass sie neu wären. Die erste betrifft die καινηἐντολη Joh. XIII, 34., welche er so erklärt: Ein neu Gebot ist so viel, als ein grosses, herrliches, vortreffliches, höchst wichtiges Gebot. Allein schon Suicer giebt es durch ἔξοχος και ἀναγκαια; Heinsius und Wolf führen dieselbe Bedeutung an u. Schleusner hat sogar auch die Stellen des A. T. angegeben, wo חדש eben so gebraucht wird. Dann wird noch eine Conjectur über das, schon im christlichen Alterthum ungewisse, σαββ. δευτεροπρωτον mitgetheilt. Wir wollen dieselbe, da schwerlich die Bedeutung dieses Wortes wird entschieden werden, wenigstens hersetzen: „Der Sabbath, heisst es S. 82., fiel diesesmal gerade auf den ersten Ostertag. Denn der Sabbath, der ins Fest fiel, war überhaupt einer der heiligsten Feyertage desselben, weil er allemal ein doppelter Festtag war. Fiel er z. B. auf den zweyten Feyertag, so wurde dieser dadurch heiliger als selbst der erste und hiess daher in solchem Falle (was meines Wissens noch keinem Ausleger beygefallen ist)" der zweyte (und doch) erste Sabbath. „In eine nähere Prüfung dieser so kurz und ohne die nöthigen Beweise vorgetragenen Conjectur einzugehen, verstatten die Gränzen dieser Recension nicht.

Aus den über diese Schrift gemachten Bemerkungen dürfte wohl deutlich erhellen, dass dieselbe ihrer homiletischen und asketischen (diese soll sie nach der Vorrede auch haben) Bestimmung nicht ganz entspreche; aber denen nützlich werden könne, die in der Kürze und ohne die hinlänglichen Belege sich über mehrere (nicht alle) wichtige Puncte der Leidens- und Todesgeschichte Jesu in antiquarischer Hinsicht Auskunft wünschen.

NEUE LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

142. *Stück, den 30. November* 1810.

Akademische u. andere kleine Schriften.

Biblische Geschichte.

Von den zu *Tübingen* im vorigen und gegenwärtigen Jahre herausgekommenen akademischen Gelegenheitsschriften glauben wir vorzüglich ein paar in die Schrifterklärung einschlagende Abhandlungen der Wichtigkeit ihres Gegenstandes wegen erwähnen zu müssen, die beyde Hrn. D. *Flatt* d. jüng. zum Verfasser haben. Die erste ist die gewöhnliche Einladungsschrift zum Weihnachtsfest des vorigen Jahres, die folgende Aufschrift führt:

Insunt Observationes exegetico-dogmaticae ad historiam ortus Jesu divini Luc. 1, 26—38. *relatum.* 25 S. 4.

Die zweyte aber, eine Fortsetzung derselben, ist im Monat September des gegenwärtigen Jahres von einigen Candidaten des theologischen Examens unter dem Vorsitze des Hrn. Verf. vertheidiget worden, und folgendermassen überschrieben:

Observationum ad locum Luc. 1, 26—38. *Pars II. Vindicatur narrationis Lucae veritas historica.* 24 S. 4.

Der Hr. Verf. glaubt die Meynungen derer, welche dem Menschen Jesus keinen andern, als einen gewöhnlichen Ursprung zugestehen wollen, auf zwey Hauptclassen zurückbringen zu können, indem sie ihm zufolge, entweder die Erzählung des Lucas, (an die er sich diessmal einzig und allein zu halten beschloss,) so erklären zu können glauben, dass sie nichts Wunderbares und Uebernatürliches enthalte, oder behaupten, dass sie nicht wahre Geschichte, sondern eine blosse Mythe, oder eine nach und nach immer mehr erweiterte und entstellte Sage von der Geburt Jesu enthalte.

In Rücksicht auf die Meynung der ersten, deren Widerlegung die erste Abhandlung gewidmet ist, zeigt der Hr. Verf., dass die Worte des V. 35. *πνευμα ἁγιον ἐπελευσεται ἐπι σε, και δυναμις ὑψιστου ἐπισκιασει σοι,* weder auf eine allgemeine *Hülfe* und *Unterstützung* Gottes, die sich bey der Geburt Jesu wirksam beweisen würde, noch auf die *göttliche Kraft* bezogen werden könne, mit der er von Jugend auf erfüllt seyn würde, und eben so wenig auch aus der Gal. IV, 29. vorkommenden Redensart: *κατα πνευμα γενναθαι*, welches eben so viel sey, als was V. 23. durch *δι' ἐπαγγελιας γενναθαι* ausgedrückt werde, noch auch aus dem in dem Buche Sohar Statt findenden Sprachgebrauche, zufolge dessen Kinder keuscher Eltern *vom heil. Geist geborne* und *Kinder Gottes* genennt würden, erklärt werden könnten, und stützt sich dabey vorzüglich auf den Zusammenhang dieses Verses mit dem vorhergehenden und nachfolgenden, der offenbar die Erzählung von einer übernatürlichen Geburt Jesu nothwendig mache, was gewiss kein unbefangener Ausleger in Zweifel ziehen wird, da es unverkennbar ist, dass der Schriftsteller eine solche allerdings habe erzählen wollen. Zuletzt begegnet der Hr. Verf. auch der noch verwegnern und anstössigern Muthmassung, dass der Engel, welcher der Maria die Geburt des Messias verkündigte, ein Mensch und eigentlicher Vater Jesu gewesen sey. Bey der zweyten Meynung aber, mit deren Widerlegung er sich in der neuesten Abhandlung beschäftiget, nimmt er zwey Fragen in Untersuchung: 1. ob es glaublich sey, dass eine solche Erzählung, wie die des Lucas ist, aus einer der von den Vertheidigern dieser Meynung angegebenen Quellen geflossen sey? 2. wie eine solche Erdichtung in das Evangelium Lucae habe kommen können? In Rücksicht auf das erste zeigt er zuerst, dass diese Erzählung nicht aus Jes. VII, 14. geflossen seyn könne, weil diese Stelle weder von dem Messias handle, noch auch von den Juden zu den Zeiten Jesu von demselben erklärt worden sey, welcher Behauptung jedoch die Stelle Matth. 1, 22., ungeachtet aller von dem Hrn. Verf. dagegen gemachten Erinnerungen, unverkennbar widerstreiten dürfte. Eben so wenig, zeigt er sodann ferner, könne aber auch diese Erzählung aus der Meynung älterer Völker von dem göttlichen Ursprunge ausgezeichneter Männer, oder aus der häufig von dem Messias gebrauchten Benennung: *Sohn Gottes*, oder den erhabenen Aussprüchen Jesu selbst, in welchen er sich einen göttlichen

Ursprung zugeschrieben hat, und noch weniger endlich aus der übergrossen Schätzung des ehelosen Lebens, oder den Meynungen der Doceten, oder der erhabenen Schilderung des Antheils, den Gott an diesem Kinde nehme, die in dem Lobgesange der Maria vorkomme, hergeleitet werden. In Rücksicht auf die zweyte Frage aber bemerkt der Hr. Verf. dass die Aufnahme dieser Erzählung, als einer erdichteten, entweder die Aechtheit der beyden ersten Capitel dieses Evangeliums, oder die Glaubwürdigkeit des Evangelisten überhaupt verdächtig machen würde. Da nun aber für die erstere so viele Gründe sprächen, so müsste nothwendig die zweyte aufgegeben werden, weil Lucas unmöglich eine solche erdichtete Erzählung habe aufnehmen können, wenn er ein so sorgfältiger Geschichtschreiber wirklich gewesen wäre, als er zu seyn behauptet habe. Könne nun aber seine durch so viele anderweitige Gründe unterstützte Glaubwürdigkeit nicht bezweifelt werden, so müsse auch diese Erzählung sich nothwendig im Allgemeinen auf Wahrheit gründen, gesetzt auch, dass in die dem Engel V. 28. in den Mund gelegten Worte einiges von jüdischen Erwartungen von dem Messias mit eingeflossen seyn sollte, obgleich übrigens weder Jesus, noch seine Apostel etwas von diesem übernatürlichen Ursprunge desselben erwähnt hätten. Ausser diesen beyden Abhandlungen sind auch noch von der von uns im vor. Jahr. St. 130. S. 1065 ff. angezeigten Abhandl. des Hrn. D. *Bengel* über das Verdienst des Christenthums um die Lehre von der Unsterblichkeit im vorigen und gegenwärtigen Jahre zwey Fortsetzungen erschienen, von denen wir uns aber zu anderer Zeit Bericht zu erstatten vorbehalten, wenn diese Untersuchung ganz von dem gelehrten Hrn. Verf. beendigt seyn wird.

Zur Ankündigung der Weihnachtsfeyer des vor. Jahres gab zu Erlangen der verdiente Hr. Consist. Rath D. *Ammon* eine Schrift heraus, die wir nicht unangezeigt lassen können, da sie billig beachtet zu werden verdient. Ihre Absicht gehet vorzüglich dahin, auf einige Schwierigkeiten, die bey dem, was die neutestamentlichen Schriftsteller von der Lehre und dem Unterrichte, so wie dem Tode Johannes des Täufers erzählen, eintreten, aufmerksam zu machen, und den Auslegern deren künftige Beseitigung zu empfehlen, und trägt dieselben unter folgender Aufschrift vor:

Insunt praeterita de doctrina et morte Johannis Baptistae. 16 S. 4.

In Rücksicht auf die Lehre und den Unterricht des Täufers ist es vorzüglich folgendes, was der Hr. Verf. als nicht ganz mit einander übereinstimmend aufstellt. Von dem Gabriel sey Johannes seinem Vater als ein grosser Prophet angekündigt worden, der von Jugend auf mit dem heil. Geiste erfüllt seyn würde (Luc. 1, 19 ff. 76.) und auch er selbst habe sich nachher für einen von Gott Gesandten und mit ihm in nähern Verhältnissen stehenden erklärt (Joh. 1, 32. ff.), gleichwohl aber habe Jesus öffentlich behauptet (Matth. XI, 11. Luc. VII, 28.), dass der kleinste Schüler seiner Religion grösser sey, denn dieser Johannes, der für diejenigen, die ihn dafür annehmen wollten (εἰ θέλετε δέξασθαι, Matth. XI, 14.), die Stelle des Elias vertrete. Bey der Taufe Jesu habe er ferner den heil. Geist unter einem äussern Symbol über Jesu Haupte schweben, und über ihn verweilen gesehen, und sey dadurch zu der sichern Ueberzeugung gebracht worden, dass dieser Jesus der Sohn Gottes und Messias sey, und habe diese Ueberzeugung selbst vor den Umstehenden ausdrücklich zu erkennen gegeben, gleichwohl aber habe er nachher, als er sich im Gefängnisse befunden, an der messianischen Würde desselben zu zweifeln angefangen, und habe daher Jesum durch seine Jünger darüber befragen lassen, ob er der Messias wirklich sey, oder man noch eines andern zu gewarten habe? Endlich werde zwar in mehrern Stellen des N. Test. erzählt, dass Johannes seine Taufe der Lehre Jesu nachgesetzt und seine Schüler selbst an diesen verwiesen habe (Joh. I, 26—37. III, 28 ff. Matth. III, 11 f.), gleichwohl aber sey jene Taufe nach andern Stellen eine göttliche Veranstaltung, und mit ihr Vergebung der Sünden verbunden gewesen, und auch Jesus selbst habe nicht weniger ehrenvoll von derselben geurtheilt, und ihr einen göttlichen Ursprung zugeschrieben (Joh. I, 33. Marc. I, 4. Matth. XXI, 25.), und auch Josephus erzähle (Antiqq. iud. XVIII, 5. 2.), dass er nicht bloss getauft, sondern auch Tugend und Gottseligkeit unter seinen Landsleuten verbreitet, und ihnen die nützlichsten und heilsamsten Lehren mitgetheilt habe, und es scheine daher, gar nicht ganz unwahrscheinlich zu seyn, dass er der Stifter einer von den Bekennern Jesu ganz verschiedenen Parthey gewesen sey. Daher wären schon bey der Entstehung beyder zwischen seinen und Jesu Schülern Streitigkeiten entstanden (Matth. IX, 14. Joh. III, 25 ff.), die nach seinem Tode noch immer mehr um sich gegriffen und einen ganz andern Lehrbegriff von dem Messias, als der Quelle des Lichtes, unter den Sabiern erzeugt hätten, als der apostolische sey.

Noch mehrere Schwierigkeiten und Widersprüche aber meynt der Hr. Verf. in den Nachrichten der Evangelisten von dem Tode des Täufers und den Erzählungen des Josephus zu finden. Wenn es nämlich Matth. XIV, 3. und Marc. VI, 17. heisse, dass Johannes dem Herodes Vorwürfe darüber gemacht habe, dass er die Herodias, die Gemahlin seines Bruders Philippus zur Frau genommen habe, so hätten diese Evangelisten dabey unstreitig an den Philippus, den Tetrarchen von Ituraea (Luc. III, 1.) gedacht. Gleichwohl aber könne dieser die Herodias nie zur Frau gehabt haben, vielmehr habe er die Tochter derselben, Salome, noch im hohen Alter geheyrathet. Dagegen aber sey die Herodias nach der Erzählung des Josephus an einen unbekanntern und bloss im Privatstande lebenden Herodes, den Herodes der Grosse mit der Mariamne erzeugt gehabt habe, verheyrathet gewesen, diesen aber habe Josephus nirgends Philippus genannt, und daher werde er von Michaelis und andern

Auslegern fälschlich unter dem in jenen Stellen erwähnten Philippus verstanden. Was endlich die Todesart des Täufers anbetrifft, so wisse Josephus auch davon nichts, dass er auf Anrathen der Herodias und Bitten ihrer Tochter Salome sey enthauptet worden, sondern erzähle vielmehr, dass ihn Herodes aus Furcht, dass durch das starke Hinzuströmen des Volkes zu ihm leicht ein Aufruhr veranlasst werden könnte, habe hinrichten lassen.

Zuletzt macht der Hr. Verf. noch darauf aufmerksam, dass überhaupt die Geschichte und Lehre des Täufers in den Schriften der Sabier ganz anders dargestellt werde, als in den Schriften der Evangelisten, und eben so auch Jesus in jenen in einem ganz andern und weit nachtheiligern Lichte erscheine, als in diesen, und glaubt aus diesem allen folgern zu können, dass Johannes zwar anfänglich mit Jesu vollkommen einstimmig gewesen sey, und ihn daher auch durch die Taufe unter die Seinigen aufgenommen habe, nachher aber, als dieser selbst der Stifter einer neuen Religionsparthey zu werden angefangen habe, weniger günstig von ihm geurtheilt, und dadurch auch die nachtheiligen Urtheile seiner Schüler von ihm veranlasst habe, und dass wenigstens in die griechische Uebersetzung des Matthäus einige jüdische Traditionen von dem Leben und Tode des Täufers übergegangen wären; welches Urtheil, so wie die sämmtlichen in dieser Schrift dargestellten vermeintlichen Schwierigkeiten und Widersprüche wir billig der eignen Prüfung sachkundiger Leser überlassen.

Bibelkritik. *De origine posterioris Petrinae ex epistola Judae repetenda.* Commentatio exegetico-critica, quam praeside D. H. A. Schott — e societate eorum qui scribendo ac disserendo privatim exercentur d. VI. m. Aug. MDCCCX. publ. defendet auctor *Ernest. Adolph. Richter*, Litt. SS. Cultor. Wittenberg, b. Seibt gedr. 20 S. in 4.

Der Verf. bemerkt im Eingange, dass die Schwierigkeit der Kritik und Erklärung der katholischen Briefe zum Theil daher rühre, dass sie lange nur in den Gemeinden der ersten Leser geblieben, erst im dritten Jahrh. gesammlet und allgemeiner bekannt geworden sind. Aus demselben Grunde lässt sich auch die Ursache der Uebereinstimmung des 2ten Briefs Petri und des Br. Judae mit so weniger Sicherheit angeben, dass Einige beyde Briefe, Andere einen von beyden für unecht erklärt haben. Wenn man aber mit dem Verf. dieser Abhandl. beyde Briefe für echt hält, so lässt sich ein dreyfacher Grund der Uebereinstimmung denken. Der erste nämlich ist: beyde Schriftsteller haben aus einer gemeinschaftlichen Quelle geschöpft. Diese Quelle selbst aber ist von denen, welche dieser Meynung zugethan sind, sehr verschieden angegeben worden. Der Verf. setzt aber folgende 3 Gründe entgegen: 1. in wenigen Stellen bedarf man der Voraussetzung einer solchen gemeinsch. Quelle; die Schriftsteller können recht wohl aus der jüdischen Ueberlieferung die Kenntniss jener Mythen entlehnt haben, 2. die Uebereinstimmung anderer Stellen lässt sich daraus nicht erklären, 3. es zeigt sich nicht einmal eine Spur einer solchen gemeinschaftl. Quelle. Nach einer zweyten und sehr gewöhnlichen Meynung, die auch am neuesten von dem verst. Dahl vertheidigt worden ist, hat Judas sich des Petrin. Briefs bedient, und aus ihm einen Auszug gemacht, entweder weil falsche Lehrer aufs Neue die Christen in Kleinasien beunruhigt hätten, oder weil, wie Dahl glaubt, ein Presbyter, Judas, den Brief des Petrus für zu lang hielt, und sich selbst einen kleinen Ruhm erwerben wollte, daher er auch eine Zeit lang den Petrin. Brief unterdrückt und seine Verbreitung gehindert habe. Der erste Beweis für die spätere Abfassung des Br. Judä wird daher genommen; dass im 2. Br. Petri nur der Anfang der Verbreitung falscher Lehren erwähnt, und diese Lehren zum Theil als zukünftig beschrieben werden, Judas aber sie als sehr bekannt und ihre Lehre als weit verbreitet schildert. Allein auch Petrus erwähnt sie als schon gegenwärtig (II, 3. 14. 15. III, 5.). Der Vf. versucht verschiedene Wege, diesen Widerspruch mehrerer Stellen in Petr. Br. zu heben. Beyde haben übrigens diese Lehrer nach ihrer Art und den Verhältnissen ihrer Leser geschildert. Es wird auch mit Unrecht vorausgesetzt, dass es zu der Zeit, wo Petrus schrieb, das ist, kurz vor seinem Tode, keine Ketzereyen gegeben habe. Und wie hätte auch Petrus eine vollständigere und lichtvollere Beschreibung seiner Irrlehrer geben können, als Judas, wenn sie damals noch nicht vorhanden gewesen wären. Es lässt sich auch hier nicht wohl an eine Weissagung denken, da der Zweck der Briefe forderte, auf das Gegenwärtige, nicht auf das Zukünftige, Rücksicht zu nehmen. (Doch schreibt auch Paulus an Timotheus von künftigen Irrlehrern und an die Thessalonicher von künftigen Dingen.) Ein zweyter Beweis ist daher entlehnt, dass es sich kaum denken lasse, Petrus habe den Theil seines Briefs, worin er falsche Lehren bestreitet, gerade aus einer andern Schrift genommen, da er sich doch sonst nicht abhängig von Andern zeige. Vielleicht hatte er aber doch nicht selbst Gelegenheit genug gehabt, diese Irrlehrer selbst zu beobachten und genauer kennen zu lernen, und musste sich an eine fremde Beschreibung halten. Ein dritter Grund ist so gefasst: Petrus schrieb nur an einige christl. Gemeinen, Judas wollte dasselbe allen christl. Gemeinen einschärfen. Man kann aber diesen Grund auch umkehren. Auch die Schreibart und Beschaffenheit beyder Briefe wird zum Erweis angeführt, dass Judas den Petrin. Brief compilirt habe. Doch auch hierüber ist der Verf. anderer Meynung. Er pflichtet nämlich einer dritten, von Herder, Hug, Welker und einigen Andern vertheidigten Behauptung bey, nach welcher Petrus den Brief Judä vor Augen gehabt hat, ohne zu bestimmen, was ihn veranlasst habe ihn nachzuahmen. Er glaubt nämlich erstlich einige Spuren einer früheren Abfassung des Briefs Judä entdeckt zu haben. Er hält den Jakobus und Judas, Verfasser zweyer Briefe, für ἀδελφοὺς κυρίου und Apostel,

und meynt, Judas habe sich deswegen nur *Bruder des Jakobus*, nicht *Apostel*, genannt, weil das Ansehen dieses Jakobus schon sehr gross gewesen, und übrigens diese Benennung unter den Aposteln und übrigen Christen sehr gemein gewesen sey. Dieser Judas, Thaddäus beygenannt, soll nach einer wahrscheinlichen kirchl. Tradition, das Evangelium in Persien und angränzenden Ländern gelehrt und in Phönicien den Märtyrertod erlitten haben. Diese Sage findet er zum Theil dadurch bestätigt, dass (nach Herder) im Briefe Spuren von Bekanntschaft mit persischer Lehre angetroffen werden. War aber Judas in Persien, so konnten ihm des Petrus für kleinasiat. Gemeinen geschriebene Briefe wohl nicht bekannt werden. Dagegen konnte Petrus leichter von einem Briefe des Judas, den dieser an Christen seines Vaterlandes oder der Nachbarschaft geschrieben hatte, Kenntniss erhalten. Der Brief Judä ist, so gut wie der zweyte Petrin., vor Jerusalems Zerstörung geschrieben. Denn ausserdem hätte er V. 7. unter den wegen ihrer Lasterhaftigkeit vernichteten Städten gewiss Jerusalem erwähnt. Auch ist der ἔσχατος χρονος V. 18. als noch zukünftig angegeben, und dieser Ausdruck wird, wie manche ähnliche, immer (?) von dem Untergange des jüdischen Staats gebraucht, kann aber nicht von den letzten Tagen der Apostel verstanden werden, wie Michaelis aus 1. Joh. 2, 18. zu erweisen glaubte. Wenn nun Petrus den zweyten Brief kurz vor seinem Tode schrieb (1, 14.), auf welchen drey Jahre später die Zerstörung Jerusalems folgte, so konnte dieser Brief schwerlich in so kurzer Zeit an den sich in den entferntesten Gegenden aufhaltenden Judas gelangen, da die Verbreitung solcher Schreiben damals nicht so schnell vor sich ging. Eher konnte dem Petrus Judä Brief zukommen (wenn nämlich dieser an Gemeinden gerichtet war, in deren Nähe Petrus lebte). Petrus pflegte auch die Schriften anderer Apostel zu gebrauchen und auf sie Rücksicht zu nehmen, wie aus einer Vergleichung des ersten Petrin. Briefs mit den Briefen Jakobus und Paulus erhellt. Er beruft sich selbst (3, 15.) auf Paulus. Warum hätte er also nicht auch Judä Brief brauchen sollen? Wichtig genug war für die damaligen Zeiten jener Brief. Einen noch stärkern Grund für seine Behauptung findet der Verf. in der Vergleichung beyder Briefe. Petrus gibt gleichsam eine kurze Umschreibung des Briefs Judä, indem er theils manche dunkle Stellen erklärt, theils andere weiter ausführt, theils einige in bessere Ordnung bringt. Petrus scheint aber deswegen den Brief Judä nachzuahmen, um aus dieser Quelle die Beschreibung der ihm übrigens unbekannten Gegner zu schöpfen; daher er auch andere Gegenstände auf seine eigne Weise behandelt, ohne sich an diesen Brief zu halten. Wäre Judas Nachahmer, so könnte man nicht begreifen, warum er nur einen kleinen Theil des Petrin. Briefs benutzt, und das Uebrige unbeachtet gelassen habe. Selbst der wenige Zusammenhang, in welchem das 2te Cap. des Petr. Briefs mit dem übrigen Theil steht, lässt sich nur befriedigend erklären, wenn man annimmt, hier hat Petrus Judä Brief nachgesehen und gebraucht. Der Vf. stellt sodann eine Vergleichung dieses Cap. mit dem Briefe Judä an, um zu zeigen, dass, wenn Judas Petrus Brief vor Augen gehabt hätte, er ganz anders bey Abfassung des seinigen hätte verfahren müssen. Denn die Art, wie Storr und Dahl den Judas bey Benutzung des Petrin. Briefs zu Werke gehen lassen, ist doch dem Vf. nicht sehr wahrscheinlich. Wohl konnte Petrus, wenn er den Brief Judä vor sich hatte, manches genauer ausführen und besser ordnen, als umgekehrt Judas auf eine so nachlässige Art schreiben, wenn er dem Petrus nachschrieb. Auch die Sprache im Br. Judä gibt zu erkennen, dass diese nicht nach einem vorliegenden Muster copirt sey. Denn dazu ist sie zu lebhaft, zu erhaben, zu originell. Auch haben schon manche erinnert, dass die Sprache im 2ten Cap. des 2. Br. Petri von der in den übrigen Theilen abweicht, obgleich sie andere Gründe davon angeben. Endlich haben auch mehrere Kirchenväter der frühern Zeit den Brief Judä für echt gehalten, den Petrinischen aber bezweifelt. So manches sich nun auch noch gegen des Hrn. Vfs. Vorstellung einwenden lässt, so wird man ihm doch Scharfsinn und Sorgfalt in Abwägung aller Umstände und Gründe nicht absprechen und nur den Vortrag etwas correcter wünschen können.

Coniecturae exegetico-criticae ad Matth. XXIV, 28. s. et *Marc.* XIII, 23. 24. quas sine praeside in audit. academ. d. XX. Nov. cIↃIↃcccx. defendere conabitur auctor *Ernestus Gustavus Weberus*, Vitebergensis, Rev. Minist. ac Theol. Cand. Wittenberg, bey Grässler gedr. XII u. 51 S. gr. 8.

Der Hr. Vf., von dem schon im J. 1808. eine *Oratio de Luthero cum Paulo Apostolo recte comparando* herausgegeben und auch von uns angezeigt worden ist, wurde durch seine Umstände abgehalten, die höchste philosoph. Würde zu suchen und sich dann zu habilitiren; daher schrieb und vertheidigte er mit Erlaubniss der theol. Facultät diese Abhandlung, weil, wie er bescheiden sagt, er wollte: non tam facultatem in hac academia *docendi*, quam potius una cum aliis *discendi*, acquirere, sicque praeparare me, ut tandem aliquando muneri religionis homines rusticos docendae utiliter praeesse, et, multis cum chorepiscopis non indoctis, splendidiore sorte haud indignis, inglorius cum honore latere possim, his praesertim temporibus, quibus multis Academicorum, qui non satis habent, unde vivant, vita academica ne *splendida* quidem, quae fuerit olim, sed *nuda* existimatur *miseria*, multo nunc minus toleranda, paucissimis contra sic placeat, ut extra eam nulla salus esse videatur. — Die etwas lange Vorrede enthält noch mehrere Entschuldigungen der Arbeit, die ihrem Verfasser gewiss nicht Unehre bringt, wenn sie auch nicht Beystimmung überall finden sollte. Er setzt eine doppelte Zukunft Christi, die frühere zum Gericht über die Juden und Zerstörung Jerusalems, und die künftige zum Weltgerichte, als deutlich in den Reden Jesu angekündigt voraus, und glaubt,

dass, als die Schüler desselben beyde verwechselten und ihm die Frage verlegten: welches das Zeichen seiner Zukunft und des Ende's der gegenwärtigen Zeit seyn werde, er darauf in zwey Abschnitten (Matth. 24, 4 — 31. und 24, 32. — 25, 46.) geantwortet, und in beyden Abschnitten von der doppelten Erscheinung gesprochen habe, und dass namentlich die Stelle Matth. 24, 29 — 31. auf die spätere Zukunft gehe. Dafür werden drey Beweise beygebracht: 1. aus dem Texte selbst; denn dieser enthalte a. vier Zeichen der Zukunft des Menschensohns, die, wenn sie eigentlich, und nicht, wie in der prophet. Sprache, verstanden werden, nur von der zweyten Zukunft gelten können, (das Zeichen des Menschensohns müsse wenigstens etwas ganz Eigenthümliches und Besonderes seyn, und der Vf. versteht am liebsten darunter die Auferstehung der Todten, die durch Christi Auferstehung vorgebildet sey, so wie diese durch das Ereigniss des Propheten Jonas,) b. die majestätische Ankunft des Menschensohns selbst, c. die Aussendung der Engel und Versammlung der Geliebten Gottes. 2. Aus dem Contexte, aus dem Zusammenhange sowohl mit dem Vorgehenden (V. 3. u. 21.) als dem Nachfolgenden (V. 35. und 25, 31. ff.). — Hier bemüht sich der Verf. auch darzuthun, dass Jesus seinen Schülern den Irrthum, als sey nur eine Ankunft von ihm zu erwarten, habe benehmen müssen, und erklärt vornemlich die Worte Luk. 17, 22. „einen der Tage des Menschensohns sehen. — 3. Aus dem Parallelismus, und zwar a. sowohl aus den Stellen anderer Evangelisten, welche dieselben Reden Jesu anführen (Marc. 13, 4. ff. und Luk. 21, 11. ff.) als andern Stellen der Evv., wo von dieser zweyten Zukunft Christi geredet werde (Matth. 13, 39. ff. 16, 27. f. 19, 28. 27, 64. Luk. 9, 26. f.). b. Aus Stellen der Briefe Pauli, Petri, Judä, und c. der Offenbarung Johannis. Hierauf werden noch folgende Einwürfe beantwortet: 1. die Frage der Schüler Jesu bey Luk. 21, 7. und der erste Theil der Antwort geht nur auf die Zerstörung Jorusalems; man muss, sagt der Verf., den Lukas aus Matth. erklären (der Uebergang vom Gericht über Jerusalem zum Weltgericht ist nur aber freylich nicht deutlich ausgedrückt). 2. Die Propheten haben den Untergang der Staaten mit ähnlichen Bildern beschrieben; daraus folgt aber nicht, dass Jesus diese Sprache beybehalten habe (nicht, in einer Prophezeihung?). 3. Die φυλαὶ τῆς γῆς sind die jüdischen Stämme — nicht nothwendig, und aus Luk. 21, 25. f. sieht man, dass φυλαὶ so viel sind als ἔθνη, ἄνθρωποι. 4. Die Zukunft Christi zum Gericht kann nur den Lasterhaften erschrecklich seyn, wäre also davon die Rede, so müssten αἱ φυλαὶ τῆς γῆς bloss die Bösen seyn (diesen unbedeutenden Einwand hat nur Mosche vorgetragen). — Gelegentlich bringt der Vf. auch seine eigne ziemlich unwahrscheinliche Meynung bey, dass in den drey Stellen, wo Christus κριτὴς ζώντων καὶ νεκρῶν genannt wird, κριτὴς von beyden Gerichten, dem particulären schon erfolgten über den jüd. Staat, und dem allgemeinen künftigen, zu verstehen, ζῶντες die lasterhaften Juden, νεκροὶ alle Lasterhafte, die dereinst von Christo verdammt werden sollen, sehen, und dass es also in dem symbolo apost. eigentlich heissen müsse: inde, uti venit iam iudicare viuos, ita mortuos quoque iudicare venturus est. 5. Matth. 26, 64 wird die Zukunft Christi zum Gericht über die Juden eben so beschrieben, also ist auch die gegenwärtige Perikope so zu verstehen. Allein, sagt Hr. W., man findet dort nicht gerade dieselben Worte, und überhaupt muss der parallelismus verbalis und realis wohl unterschieden werden. 6. Es heisst V. 33., die γενεὰ αὕτη werde nicht vergehen bis diess alles geschehe. Der Verf. antwortet, οὗτος steht bisweilen statt ἐκεῖνος, ταῦτα (πάντα) also hier statt ἐκεῖνα, und bezieht sich auf die erste, früher erwähnte, Zukunft. 7. Es heisst im 29. V. εὐθέως δὲ μ. τ. θλ. — aber die zweyte Zukunft ist nicht *gleich darauf* erfolgt. Nur durch eine Conjectur wird diese Schwierigkeit gehoben (honori Jesu equidem consulere non possum nisi coniecturarum critico-exegeticarum beneficio, sind die Worte des Verfs. Aber was würden die dogmatischen Ausleger dazu sagen, wenn Andere dieselbe Manier in andern Stellen befolgten?). Hr. W. liest also: συναχθήσονται οἱ ἀετοὶ εὐθέως. Μετὰ δὲ τὴν θλ. (wie schleppend ist aber das εὐθέως am Schlusse des Satzes?) und in Marc. 13, 23. ändert er noch mehr: ἰδοὺ, προείρηκα ὑμῖν πάντα ἐν ἐκείναις ταῖς ἡμέραις. Ἀλλὰ μετὰ τὴν θλίψιν — Die erstere Conjectur unterstützt er durch zwey Stellen (Luk. 17, 7. und Matth. 25, 15.), wo ebenfalls eine Verschiedenheit der Interpunction und Beziehung des εὐθέως Statt findet, und durch Job. 39, 30., wo in demselben Sprichwort es heisst: παραχρῆμα εὑρίσκονται näml. οἱ ἀετοί. In Marc. 13, 23. will er nach πάντα den Artikel τὰ, d. i. τὰ μέλλοντα γίνεσθαι ἐν ἐκείναις ταῖς ἡμέραις hinzugedacht haben. Auch ein gegen die erstere Muthmassung entstehender Zweifel wird gehoben.

Sprachunterricht. Zu den am 24. Sept. 1810. in dem hiesigen (Görlitzer) Gymnasio anzustellenden Feyer des J. R. v. Gersdorfischen Gedächtniss-Actus werden hierdurch — eingeladen von M. *Johann Traugott Trabert*, Subrector. Voran *Versuch einer Methodik zum Unterricht in den Anfangsgründen der latein. Sprache.* Görlitz, bey Heinze. 27 S. 4.

Dieser Versuch eines selbstdenkenden Lehrers, den Unterricht in den Elementen der latein. Grammatik zu erleichtern, mehrere Einsicht in die Natur dieser Sprache und festere Auffassung ihrer Gesetze, durch einen Stufengang der überall in Beyspielen aufgestellten Belehrung, zu bewirken, verdient Aufmerksamkeit. Die allgemeine Sprachlehre wird vorausgesetzt. Von den einfachsten Gegenständen wird zu den zusammengesetztern in natürlicher Ordnung fortgeschritten; durchaus sind Beyspiele durch Benennung sichtbarer Gegenstände gegeben, die man auch zu mündlicher Unterhaltung brauchen kann,

obgleich der Hr. Verf. nicht der Meynung ist, das Latein solle nur durch Sprechen gelernt werden. Den Beyspielen sind sodann allgemeine grammatische Bemerkungen, Resultate und Regeln beygefügt, so weit es der Umfang dieser Schrift erlaubte, die nur einen Versuch, kein vollständiges Methodenbuch verspricht. Die Belehrungen neuerer latein. Sprachforscher und Methodiker sind benutzt. Der Verf. fängt also mit der Benennung von Gegenständen an, welche zu den fünf Declinationen gehören. Er will dass der Lehrer bey den beyden ersten den Schüler die Verschiedenheit der Bezeichnung, nach Inhalt und Form, bey der dritten die Verschiedenheit der Endungen, in den gegebenen Beyspielen selbst auffinden lasse. Der Lehrer soll noch Beyspiele aller Endungen geben, um eine vollständige Uebersicht zu verschaffen. Weil es dem Herkommen entgegen ist, nur zwey Declinationen anzunehmen, und die erste und zweyte, die dritte, vierte und fünfte zu verbinden, so soll der Lehrer wenigstens auf die Aehnlichkeit der Endungen, die eine solche Verbindung verstatte, aufmerksam machen. Es folgt sodann die Angabe der Deminutiven; dann Beschreibung der Gegenstände durch Substantiva und durch Adjectiva aus denselben oder verschiedenen Declinationen, mit Bemerkung der verschiedenen Endungen der Adject. 3. decl.; Beschreibung von Gegenständen, welchen Adject. beygefügt sind. Nun erst wird die Erklärung des generis gegeben (sollte diese nicht früher ertheilt werden müssen?). Es folgen nomina generis communis (oder eigentlich terminationis communis), und Beyspiele der Geschlechtsveränderung; hierauf Ableitung der Adject. (verschiedener Form) aus den Substantiven und einiger Substantiven aus den Adjectiven. Von den Casibus ist hier nur der Gebrauch des Vocativs in Beyspielen gezeigt (in Zusammensetzung von Subst. und Adject.), und die Angabe der verschiedenen Personen im Sing. und Plur. ist auch beschränkt. Vermuthlich weil bey allen bisher aufgestellten Sätzen das verbum subst. so häufig vorkam, sind nun die tempora absoluta von *esse* angegeben. (Die Angabe der temporum absolutorum überhaupt wurde aus der allgemeinen Grammatik vorausgesetzt.) Weil die adverbia zur nähern Bezeichnung der verb. und adj. dienen, so wie sie sich oft unter einander näher bestimmen, so wird nun der Gebrauch und die Ableitung der adverb. angegeben. Das Aufzählen aller nach Rubriken classificirten Adverbien in einer Grammatik billigt der Verf., weil es zugleich als Denkübung benutzt werden kann. Der Gebrauch des Genitivs wird nach den drey Verhältnissen des Ursprungs, des Besitzes und der Theilung in Beyspielen gezeigt. Dann Vereinigung der Adject. mit dem verbo subst. zu verbis neutris, sowohl solchen, die die Eigenschaft, als denen die einen unthätigen Zustand anzeigen, mit Bemerkungen über die Endungen und über den Ausdruck verschiedener Verhältnisse. Darauf folgen verba neutra impersonalia, nomina mit dem Wort fio zu verbis inchoativis verbunden, verba activa intransitiva und transitiva, Gebrauch des Dativs, verba passiva, Ablativ und seine Construction mit dem verbo passivo, verba pass. impersonalia, verba reciproca und deponentia, Gebrauch des Ablativs bey verbis jeder Art, Gebrauch der Präpositionen und Weglassung derselben, Gebrauch des Infinitivs als Subject und Object, nebst einigen Bemerkungen über den Gebrauch des Accus. cum Infin. und der Partikeln *ut*, *quod*.

Lateinische Schriftsteller. *Symbolae ad crisin textus Cornelii Nepotis. Partic. II.* Ad solemnia scholae Catharineae in a. d. VII. VI. et V. Kal. Octobr. indicenda scripsit M. *Chr. Jul. Guil. Mosche*, Director et Professor. *Inest censura lectionum codicis Axeniani in Vitis septem prioribus occurrentium.* Lubecae, typis Römhild. MDCCCIX. 18 S. in 4.

In diesem Programm macht der Hr. Director den Anfang, aus der wichtigen Handschrift, die in dem vorhergehenden Programm ausführlich beschrieben worden war, die abweichenden Lesearten vollständig und genau, nach Vergleichung mit der Fischer-Harlesischen Ausgabe vom J. 1806. anzuzeigen. Lesarten der Handschrift, die schon von den frühern Editoren genau angezeigt waren, hat er, wenn er nicht eine Bemerkung beyzufügen hatte, übergangen, dagegen was falsch oder nicht genau genug aus dem Mspt angeführt war, berichtigt, und das Weggelassene ergänzt. Bisweilen hat er Beurtheilungen oder Erklärungen der Lesart der Handschr. beygefügt. Wir zeichnen einiges aus. Die Aufschrift weicht von allen, die in den übrigen Mspp. vorkommen, ab: *Emilii probi de excellentibus ducibus incipit feliciter Prologus.* — Die Verschiedenheit der Aufschriften in den codd. dieser Biographien ist dem Hrn. Director ein Beweis, dass sie ein Theil eines grössern Werks sind, der, da er vom Verfasser keinen eignen Titel erhalten hatte, späterhin nach Belieben überschrieben wurde. (Es musste dann auch wohl die erste Ausgabe dieses besondern Theils ohne Aufschrift gewesen seyn.) Im Prol. 5. wird die Lesart der Handschr. tota *fere* Graecia fuit, als nicht verwerflich angegeben. *fere* wird auch da gebraucht, wenn angezeigt werden soll, dass man etwas im Allgemeinen und von dem Ganzen nicht behaupten kann und will. Im 7. §. ist *Gynaeconitis* von einer zweyten Hand in den leer gelassenen Raum eingeschrieben. Der Abschreiber fand das Wort vermuthlich griechisch geschrieben in seinem Exemplar, und wagte es nicht, das Griech. nachzubilden. Das Leben des Miltiades hat die Ueberschrift: *Miltiadis vita*, und so auch die folgenden einzelnen Biographien. Der Hr. Dir. hält hier die Worte Miltiades, Cimonis filius, Atheniensis, für den eigentlichen Titel. Cap. I. Milt. §. 1. hält der Hr. Dir. die schon von Andern bemerkte Lesart der Handschr., *ut iam non solum*, für die einzig richtige (dass er jetzt nicht nur —). §. 2. wird *Nam tum* aus der Handschrift dem gewöhnlichen *Namque tum* (welches Nepos brauche, wenn er eine Er-

zählung oder umständlichere Auseinandersetzung anfange) vorgezogen. §. 4. lässt die Handschrift *delectus* nach Miltiades mit Recht weg. §. 5. schreibt sie *irridentes*, so wie sie überall einen weichern Wortklang vorzieht, z. B. 3, 3. *a* Scythis (st. *ab*). C. 4, 3. hat auch diese Handschrift *Philippumque*. Gleichwohl ist es wahrscheinlich, das Nepos, der in dieser Erzählung dem Herodot folgt, auch hier mit ihm *Phidippidem* geschrieben. Der bald darauf nach *qui* gelassene Raum beweiset, dass der Abschreiber hier ein griech. Wort gefunden habe. Nepos schrieb solche Worte griechisch, und so müssen sie auch in seinen Ausgaben gedruckt werden. §. 4. lieset die Handschrift anders, als gewöhnlich aus ihr angeführt wird: domi autem creati praetores — in eis Miltiades. C. 5, 3. lieset die Handschrift perterruerunt, aber perterruerint, und profligaverint, petierint, zieht der Hr. Director vor, weil der Schriftsteller sich sonst des Conjunctivs bedient, wenn er angibt, was bewirkt worden sey. VI, 2. ist ihm *quia* Athenas (st. qui) in der Handschrift viel annehmlicher. VIII, 1. hat auch die Handschrift *Namque* — und §. 2. die gewöhnliche Lesart: *multum imperiis magnisque*. Im 3. §. hält Hr. M. *retinebat* mit der Handschrift für das einzig Richtige; es entspricht dem *consecutus erat* (tempus imperf. rei praeteritae) völlig. — In Themist. I, 3. scheint ihm die Lesart *celeriter, quae opus erant, reperiebat*, vorzüglicher, wenn nur nach *sine illo* (so lieset die Handschrift st. *eo*) *gerebatur*, interpungirt wird. IV, 4. glaubt er, dass auf das Ansehen der Handschrift *ingratis* in den Text aufzunehmen sey. V, 1. zieht er die Lesart des cod. Ax. *iterum ab eodem gradu depulsus est* vor, da *Interim* hier keinen guten Sinn gibt. VI, 3. hat die Handschrift: *Hoc longe aliter animo spectabant*. Daraus entwickelt Hr. M. die richtigere Lesart: *Haec longe alio spectabant* atque videri volebant. In VIII, 3. glaubt er, dass *eius* vor principes civ. ausgestrichen werden müsse. Bald darauf zieht er die Schreibart der Handschrift: cum quo ei hospitium *erat* dem *fuerat* vor, und §. 4. *Inde vero prius egressus non est*. IX, 3. vermuthet Hr. M., dass Nepos *annuum tempus* geschrieben habe. In der Handschrift hat wahrscheinlich der Abschreiber selbst die letzten Buchstaben von *temporis* wegzulöschen versucht. In X, 5. ist die eigentliche Lesart des Mspts wohl: *his quidem verbis*. §. 4. hat die Handschrift nicht *optinenda* sondern *obtinenda*. §. 5. wird die Ordnung der Worte in der Handschrift: *ossa eius in Attica clam ab amicis sepulta*, gebilligt. Eben so zieht Hr. M. in Aristid. II, 3. aus der Handschrift vor: *delegerent sibi quos quo facilius repellerent*, und bestreitet mit wichtigen Gründen die gewöhnliche Schreibart der Stelle. — Im Paus. I, 2. erklärt Hr. M. die Worte *haud ita magna manu*, mit einer nicht gar grossen (nämlich im Verhältniss zu den Persern) Armee. III, 3. lässt die Handschrift die copula *et* aus, und lieset: *superba respondebat, crudeliter imperabat*. Im 4. §. hält Hr. M. das Wort *scytala* nicht für echt, weil Nepos kein fremdes Wort aufnimmt, ohne eine Erklärung oder Entschuldigung beyzufügen. Im 5. §. lieset er mit Heusinger *etiam tum*. Die Handschrift hat *etiam cum*. Im 6. §. wird die Lesart *Ilotae* (st. Helotes) als die einzig richtige in Schutz genommen. — In V, 2. ist wieder chalcioecus von späterer Hand eingeschrieben. Es stand also auch hier ursprünglich das griech Wort; *quae* vor demselben fehlt in der Handschrift. — In Cimon. II, 1. hat auch diese Handschrift *barbarorumque maximam vim uno concursu prostravit*. III, 3. hat die Handschrift deutlich, was schon Heusinger vermuthete: *quo* expulsus erat. Doch zieht Hr. M. das gewöhnliche vor. Dagegen billigt er IV, 1. *sed etiam in pace*. — In Lysandr. I, 3. wird die Schreibart *indulxit* erläutert. II, 1. zieht Hr. M. vor: *ne de eadem*. Im Cap. 3, 1. bemerkt Hr. M. nicht nur eine Lücke, sondern erhebt auch gegründete Zweifel gegen die Richtigkeit der hier stehenden Leseart. In IV, 1. stellt er, zum Theil nach der Handschrift, die Vermuthung auf: *ut aliud sibi ad ephoros testimonium daret*. Im 3. §. scheint die Lesart *Ipse sui fuit accusator* ausgesuchter, als dass sie dem Abschreiber beygelegt werden könnte. — Im Alcib. I, 1. zieht Hr. M. die Lesar des Mspts *nihil illo fuisse excellentius*, und im 3. §. die schon von Andern bemerkte Lesart desselben cod., *deinde*, vor. Der Anfang des 2ten Cap. müsse von den Worten *Ineunte adolescentia* gemacht werden. IV, 1. hat die Handschrift, was Heusinger muthmasste, *id ille metuens*. (Die Abreise zum Kriege musste Alcib. fürchten.) Aus der verdorbenen Lesart des cod. Axen. IV, 2. *qua re noceri* etc. bringt Hr. M. die wahrscheinlichere Lesart *quia ei noceri non posse* etc. heraus. Eben so führt die Lesart der Handschrift VII, 3. (die hier wie auch anderwärts öfters bemerkt ist, mit cod. Boecl. und Voss. 2. übereinstimmt) auf die schon von Heusinger gemachte Verbesserung des Textes: *Itaque huic maxime malorum putamus causam fuisse nimiam op. ing. atque virtutis*. In IX, 5. hat die Handschrift: id sine rege *per se* non posse fieri — (nicht *Perse*, wie gewöhnlich angeführt wird) und diess hält Hr. M. mit Recht für richtig, so wie im 6. §. *id si aperuisset, magnam se initurum gratiam videbat*. Ueber X, 2. wo die Handschrift mit mehrern andern in einer fehlerhaften Lesart übereinstimmt, verbreitet der Hr. Dir. sich ausführlicher. Er behält *societatem* bey, das in allen Mspten steht, findet aber in den folgenden Worten ein Glossem, und liest daher: — *statuit, accuratius* (ernstlicher) *sibi agendum cum Pharnabazo. Societatem huic ergo renuntiat, quae regi cum Lacedaemoniis esset, nisi* — oder auch: *Huic ergo renuntiat, societatem, quae regi cum Lacedaemoniis esset, irritam futuram, nisi etc.* Im §. 6. liest die Handschrift: *Quem barbari ut incendium* etc., und lässt *eminus* ganz weg. Die Lesart der Handschrift IX, 2. *Namque ea quae supra scripsimus*, vermuthet Hr. M., sey auch in andern Mspten, und nur von denen, die sie verglichen, oder den Herausgebern übergangen worden. Die übrigen Varianten der Handschrift wollte der Hr. Direct. in einem folgenden Programm mittheilen, das uns aber noch nicht zu Gesichte gekommen ist.

Schulschriften. *Katalog der sämmtlichen Studirenden an der königl. Studienanstalt zu Ulm*, im Schuljahre 180⁹⁄₁₀. Mit vorausgeschickter Rede *über den Geist der öffentlichen Erziehung*. Ulm, bey Wagner. 35 S. Fol.

Es ist schon zu anderer Zeit des Hrn. Rect. *Göss*, der auch Verfasser dieses Programms ist, Schrift über die neue Organisation der Schulanstalten zu Ulm, erwähnt worden. In gegenwärtiger Schrift sind eine Ober-, Mittel- und Unter-Gymnasialclasse, ein Progymnasium, eine Realschule, Oberprimärschule, Unterprimärschule und Elementarschule, mit ihren Lehrern, Lehrgegenständen, Schülern, vertheilten Preisen u. s. f. aufgeführt, und man wird dadurch über den gegenwärtigen äussern Zustand dieser Anstalten vollständig belehrt. Die Rede ist, nach des Hrn. Verfs. eigner Aeusserung, als Commentar über eine Stelle in *Steffens* Vorlesungen über die Idee der Universitäten S. 87—97 anzusehen. Die drey Hauptgegenstände, welche den Geist der öffentl. Erziehung bestimmen konnten, sind freylich nur angedeutet, nicht ganz ausgeführt worden. Sie erfasse, heisst es von der öffentlichen Erziehung, den Menschen nicht in seinen zeitlichen Beschränkungen, sondern als freyes Vernunftwesen und gewinne ihn frühzeitig für das Ideale und das damit verbundene Wahre, Gute und Schöne; pflegend verbreite sie sich auf alle Seelenkräfte mit gleicher Sorgfalt, und bringe in sie durch Religion und strengen Gehorsam, Eintracht und Frieden, dass sie harmonisch wirken und ungestört fortschreiten auf der Bahn zu demjenigen Ziele, wo mit dem Erwachen des Triebes zur Selbstforschung der Jüngling seiner eignen Leitung überlassen werden kann."

Ueber die Gesinnung, mit welcher der Vorsteher einer Schulanstalt sein Amt antreten muss, wenn er bey demselben den guten Muth nicht verlieren will. Eine Rede, womit zu dem feyerlichen Kür-Actus am 18. Jul. 1810. — einladet *Karl Gottlieb Anton*, Doct. der Philos. und Rector. Görlitz, gedr. b. Schirach. 26 S. in 4.

Es ist die Rede welche der verdienstvolle Verfasser bey Uebernahme des Rectorats am 2. Jun. 1809. gehalten hat. Die Beantwortung der Frage: wie muss der Vorsteher einer Schulanstalt sein Amt antreten, wenn er bey demselben den guten Muth nicht verlieren soll? fasst er in folgende 7 Puncte zusammen: er muss es im Vertrauen auf Gott, mit einem genügsamen Sinn, frey von Menschenfurcht, ohne Sucht nach Ruhm und Glanze, ohne zu grosse Erwartungen von seinen Mitbürgern, ohne Anmassung gegen seine Collegen und mit einem liebevollen Herzen gegen die Menschheit, antreten. Zu dem ersten, dem Vertrauen auf Gott, wird die Ueberzeugung, dass Gott ihn in das Amt gerufen habe, und in demselben beystehen werde, erfordert; die Genügsamkeit sowohl auf die körperlichen Bedürfnisse, als auf die Erholungsstunden bezogen; denn zu jener nöthigt den Schulmann überhaupt die kärgliche Einnahme, zu dieser die Menge von Schulstunden, die gewiesenhafte Vorbereitung erfordern, und von andern Arbeiten. Dass der Vorsteher einer Schulanstalt ohne Menschenfurcht einem wie dem andern Gerechtigkeit wiederfahren lassen, einen wie den andern mit unbilligen Forderungen abweisen müsse, das wird besonders in Rücksicht auf Schüler, auf Collegen, auf Eltern und Vormünder ausgeführt. Da manches, was hier mit Recht und streng getadelt wird, nicht immer nur aus *Furcht* entspringt, so hätte vielleicht an der Stelle der Menschenfurcht die Parteylichkeit überhaupt erwähnt werden können. Der Schulmann, und besonders der Vorsteher einer Anstalt, wird ferner gesagt, muss alles vermeiden, was nur glänzt nicht nützt, und den Ruhm seines Gewissens für den einzig wahren erkennen. So haben manche, um zu glänzen, statt der gelehrten Bildung, eine Menge anderer Gegenstände mit den Schülern getrieben, um ihnen den Schein vieler Kenntnisse zu geben; Andere nur darnach getrachtet, auf jede Art eine Menge Schüler zu erhalten. Es dürfen auch nicht zu grosse Anforderungen weder an die Einsicht noch an die Wohlthätigkeit der Mitbürger gemacht, und zu viel davon erwartet werden. Ein Schulrector muss die Verdienste seiner Mitlehrer anerkennen, und nicht glauben, dass alles Gute von ihm allein gewirkt werde, er muss ihren Rath hören und benutzen. Er muss die Menschen überhaupt wie seine Brüder lieben und ehren, und die Menschheit besonders in der Jugend achten. Alle diese Pflichten und Verhältnisse des Rectors, bey deren Auseinandersetzung leicht hie und da angestossen werden konnte, sind mit zarter Schonung der Meynungen und Personen, mit weiser Umsicht und mit Würde behandelt worden. Man lese nur das, was über die Erwartungen von der Einsicht und Wohlthätigkeit der Mitbürger oder über die Verhältnisse zu den Collegen gesagt wird. „Ich werde es nie übersehen," sagt der Verf. zu letztern, dass meine Wünsche und Bemühungen für das Wohl der Schule nur durch ihren kräftigen Beystand, um den ich sie daher hier feyerlich ersuche, mit Erfolg gekrönt werden können. Ich werde stets auf ihren geneigten Rath um so mehr Rücksicht nehmen, da ich ihnen an Jahren nicht überlegen bin, und sie manche Erfahrungen zu machen Gelegenheit gehabt haben, die ich nicht machen konnte."

Inhalts - Verzeichniss

des

November-Heftes der N. Leipz. Literatur-Zeitung 1810.

I. Angezeigte Schriften.

NB. Die erste Zahl bezeichnet das Stück, die zweyte die Seitenzahl, wo das angeführte Buch beurtheilt worden ist.

In diesem Monate sind 70 Schriften angezeigt worden.

II. Buchhandlungen.

NEUE

LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

143. Stück, den 2. December 1810.

BIBELAUSLEGUNG.

Johannes der Donnerer. Von *J. W. B. Russwurm.* Stendal, bey Franzen und Grosse. 1806. XII u. 272 S. 8.

Da dieses Werkchen in den vornehmsten kritischen Blättern bis jetzt nicht angezeigt ist und wenig bekannt geworden zu seyn scheint, so wollen wir wenigstens eine kurze Anzeige desselben hier nachholen. Der Verf. gibt seine Ansichten des Evangeliums Johannis, prüft die bedeutendsten Meynungen Anderer, und gibt eine Uebersetzung des Ganzen mit Anmerkungen, um zu zeigen, dass Alles mit seiner Vorstellung zusammenstimme. Hiernach muss man den ganzen Commentar beurtheilen, in welchem so wenig alle Auslegungsversuche geprüft, noch von Andern vorgetragene Sachen ausführlich wiederholt werden, sondern nur *das* kurz und ohne prunkende Gelehrsamkeit beygebracht wird, was zu des Verfs. Zwecke nöthig war. Nach ihm schrieb Johannes gegen oder für Leute, die den Täufer höher achteten, als Jesum, wobey es aber nicht nöthig ist, an eine eigene Secte unter dem Namen „Johannisjünger" zu denken, deren Daseyn übrigens Hr. R. annimmt; nicht gegen Cerinth, der vielmehr aus diesem Evangelium schöpfte; nicht gegen gnostische Secten, die sich erst später bildeten und ebenfalls aus dieser Quelle schöpften. Der Zweck des Evangeliums ist, zu zeigen, Jesus sey der Messias (XX, 31.), welcher sich allenthalben zu erkennen gibt, und auf den alle einzelnen Theile berechnet sind. Daher muss auch die Einleitung darnach ausgelegt werden. Darum gefallen dem Hrn. R. die Hypothesen, die den Anfang des Evangeliums zu sehr von diesem abreissen, eben so wenig, als diejenigen, welche den Johannes zum Gelehrten und Philosophen machen. Nach einer Prüfung der vornehmsten dieser Hypothesen erklärt er sich daher für die schon früher von ihm vertheidigte, auch schon von *Cameron* und *Cramer* angenommene Erklärung des Logos, als des „Versprochenen," für welche die Hauptgründe hier wiederholet, und dagegen erhobene Einwendungen beantwortet werden. Auszuzeichnen ist vorzüglich des Verfs Annahme, dass Johannes hier und öfter Worte und Aussprüche seines Lehrers ohne Deutung gebe, von deren wahrem Sinne der Jünger vielleicht selbst keinen „deutlichen" Begriff hatte. „*Johannes*," sagt er S. 60, „*kann* nie erklärt werden; aber *Jesus muss* erklärt werden. Ich und der Vater sind Eins! Ehe denn Abraham war, bin ich! — Wer diese Worte, diese Aussprüche versteht, versteht auch das Mystischscheinende im Prologe des Johannes. Dem Johannes waren diese Ausdrücke ein heiliges αυτος εφα: Und eben dieses αυτος εφα wehte ihn an bey Eröffnung seines Evangelii. Daher muss man das zur Erklärung der dunkelscheinenden Ausdrücke im Eingange erforderliche Licht in den Behauptungen und Aeusserungen Jesu selbst suchen, welche uns Johannes aufbewahret hat. Wie Jesus auf diese Vorstellungen und Behauptungen kam, verdient eine eigene Auseinandersetzung, die ich mir für eine glücklichere Musse vorbehalte. Ob aber eine Erklärung des Ursprungs und eine Deutung jener hohen Ideen in Jesu möglich sey, wird der künftige Versuch lehren. Jetzt weise ich nur hin auf Jes. IX, 2., vergl. Joh. I, 4. 5." Der Verf. macht von seiner Bemerkung, welcher der Rec. seinen ganzen Beyfall nicht versagen kann, einen sehr fruchtbaren Gebrauch, und auch das, was er S. 67 ff. darüber sagt, wie Johannes dazu komme, das Wort *Logos* zu wählen, hat unsers Bedünkens ungemein viel für sich; und wenn sich auch nicht erwarten lässt, dass andere Hypothesen nur wenige Vertheidiger finden sollten, so darf doch Hrn. R. Ansicht wenigstens von keinem ausser Acht gelassen

werden, der gründlich über das Ev. Johannis und seinen Eingang urtheilen will.

Jedem Abschnitte setzt Hr. R. einen Inhalt vor, gibt dann eine Uebersetzung, oft mit einem oder etlichen Worten, zur Erklärung oder zur Bezeichnung der Uebergänge, in einer Parenthese, und lässt endlich Anmerkungen folgen. Wir zeichnen noch einige Stellen aus, um von seiner Behandlungsart einen Begriff zu geben. S. 73 ff. „Die Worte: θεος ην ὁ λογος, sind die schönste Antithese von: εγενετο ανθρωπος απεσταλμενος παρα θεου. Der *Täufer* ist nur *Mensch*, den Gott gesandt hat. Der *Versprochene* war Gott. Sollte *der* nun nicht der *Messias* seyn? Diese Folgerung konnten die Johannisverehrer von selbst machen. — Jesus hat mehrmals von seiner engen Verbindung mit Gott gesprochen, z. E. X, 30. Die Juden verstanden eine Identität. Hierauf erklärt sich Jesus über das ἑν nicht bestimmt. Konnte nun nicht Joh. eben so folgern: Da Jes. sagt: ich und der V. sind *Eins* — so mus er ja wohl Gott seyn? Dass er diess Einsseyn so verstanden hat, beweisen seine Worte: θεος ην ὁ λογος. Noch mehr! Lässt sich aus V, 19. X, 38. XIV, 11. nach einer natürlichen Logik nicht auf eine *Identität* des Sohnes mit dem Vater schliessen? Ein *gelehrter* Exeget könnte freylich den Schlüssel zu den Worten X, 38. in XVII, 21. finden. Allein war Joh. auch *gelehrt?* Er gibt uns die Aeusserungen seines Lehrers unerklärt wieder. *Wie* aber war der Messias Gott? Das kann weder ich, noch Joh. erklären. Wer näher belehrt seyn will, frage *Jesum* selbst. X, 34—36 wird er vielleicht eine genugthuende Antwort ertheilen. Dort sind υἱος του Θεου und Θεος von Jesus synonymisch gebraucht. Wie? wenn man nun das Θεος I, 1. aus X, 36. erklärte und übersetzte: der Logos ist der Sohn Gottes? mithin, der (wahre erwartete) Messias?" — VI, 61—64. wird so übersetzt: „Da Jesus merkte, dass sich seine Schüler [Zuhörer] darüber aufhielten, so sprach er zu ihnen: schon diess [diese bildliche Sprache] ist euch anstössig? Wenn ihr nun den Messias wieder dahin gehen sehen werdet, wo er vorher war [wie anstössig wird euch dann diess seyn]? Der Geist [meiner Reden] beseliget. Der Wortverstand dient zu nichts. Meine Reden [— die wörtliche Interpretation bey Seite gesetzt —] haben Geist und Beseligungskraft. Aber Einige sind unter euch, die *mich nicht* für den Messias halten [und halten werden, wenn ich auch noch so deutlich sprechen werde]. Denn Jesus kannte gleich Anfangs die, welche ihn nicht für den Messias erkennen würden, und wer sein Verräther sey." — Wir wünschen dem Verfasser zu der Christologie, zu welcher er Hoffnung macht, die Musse und die dauerhafte Gesundheit, über deren Mangel er klagt.

D O G M A T I K.

Biblische Anthropologie. Von Dr. *Franz Oberthür*, ordentl. öffentl. Lehrer der Dogmatik an der hohen Schule zu Würzburg. Dritter Band. I. Abtheil. 294 S. II. Abtheil. 426 S. Vierter Band. I. Abtheil. 360 S. II. Abtheil. 544 S. Münster u. Leipzig, b. Peter Waldeck. 1808. 1809. 1810.

Mit diesen beyden Bänden beendiget Herr O. sein gehaltvolles Werk, von dessen ersten Theilen wir unsern Lesern zu anderer Zeit Bericht erstattet haben. (Jahrgang 1807. St. XIX. Jahrg. 1808. St. CIX.) Eine reinbiblische Anthropologie hat er freylich nicht geliefert; denn er ist nicht von der Exegese, sondern von der Dogmatik ausgegangen, und hat zu viel Philosophie in die Bibel hineingetragen. Auch hat er in diesem Bande den bey der Anzeige der frühern Theile gerügten Fehler der Weitschweifigkeit nicht vermieden, und in dem exegetischen Theile seiner Arbeit genug zu wünschen übrig gelassen. Allein kein Unparteyischer wird zu läugnen verlangen, dass Hr. O. ein ideenreiches, von vielseitigen Kenntnissen und reifem Urtheile zeugendes Werk geliefert habe, aus welchem der Religionslehrer reichen Stoff zu religiösen und moralischen Betrachtungen schöpfen kann, und es ist diese Schrift ein neues erfreuliches Zeichen von dem glücklichen Fortschreiten der katholischen Kirche in Deutschland. Folgendes ist der Inhalt dieser beyden Bände. Nachdem der Verf. im ersten Theile das Ideal des Menschen nach der Natur und der Offenbarung aufgestellt, und im zweyten Theile die Geschichte des Sündenfalls und die traurigen Wirkungen desselben beschrieben hat, kommt er im dritten Theile auf die Anstalten, welche Gott getroffen hat, um den Folgen des Falles der ersten Menschen zu begegnen. Der erste Abschnitt dieses dritten Theiles handelt von dem gnädigen Rathschlusse Gottes, das Menschengeschlecht wieder herzustellen. Zuerst ist von der feyerlichen Bekanntmachung dieses Rathschlusses durch Johannes den Täufer, durch Jesum und dessen Apostel, und durch die prophetischen Orakel die Rede, auf welche Orakel, nach des Hrn. Verfs. Ansicht, das N. Test. seine Vorstellungen von der Wiederherstellung des menschlichen Geschlechts fortbauet, indem es das ganze Menschengeschlecht, dessen Verfall und Wiederherstellung, mit dem jüdischen Volke in Parallele setzt. Auch nimmt Hr. O. an, dass es die Bestimmung des Cerimonialgesetzes gewesen sey, symbolisch zu erkennen zu geben, dass der Mensch stets in einem Sündenzustande vor Gott sey, und einer Genugthuung durch Substitution bedürfe. Hierauf zeigt der Verf., dass die Vernunft einen solchen Rathschluss ahne, ja postu-

lire, sobald sie von dem Falle der ersten Menschen Kenntniss erhalten habe, untersucht beyläufig, warum die Schrift keiner Begnadigung der gefallenen Engel gedenke, und macht dann den Versuch, die Schwierigkeiten zu lösen, welche die Lehre der Bibel von einer allgemeinen Gnade zu drücken scheinen. In das nähere Detail können wir dem Hrn. Verf. nicht folgen, und wir bemerken daher nur, dass es uns befremdet, unter den Erscheinungen, welche der Verf. als Schwierigkeiten in der Lehre von der allgemeinen Gnade betrachtet, die Abhängigkeit unsers Schicksals von dem Augenblicke, wo uns Gott aus der Welt ruft, erwähnt zu finden. Offenbar liegt dieser Aeusserung eine wenig geläuterte Vorstellung von der Wichtigkeit der letzten Lebensstunden zum Grunde. Rec. kann sich nicht überzeugen, dass die Gemüthsverfassung im Augenblicke des Todes, welche auch bey einem sonst guten Menschen nicht die beste seyn kann, für das künftige Schicksal der Menschen entscheidend sey. Auch können wir es nicht billigen, dass Hr. O. in einer dieser Untersuchung eingewebten Episode das Wort Gebet als gleichbedeutend mit Religiosität braucht (S. 127, wo das Gebet als die Stimmung des Geistes, die aus dem Gefühle unsrer Abhängigkeit von Gott, verbunden mit dem Gefühle der Dankbarkeit, entstehen muss, beschrieben wird, und S. 131, wo der Verf. das Beten innere Religion, religiöse Tugend nennt), weil hieraus leicht Missverstand entstehen kann, da zumal der Verf. die Seligkeit von dem Gebete abhängig macht. Der zweyte Abschnitt ist bestimmt, den Plan Gottes zu der Wiederherstellung des gefallenen Menschengeschlechtes im Allgemeinen darzulegen, und den dritten Abschnitt durch eine Schilderung der durch den Fall entstandenen Bedürfnisse des Menschengeschlechts einzuleiten. Dass der Verf. das Werk der Wiederherstellung des Menschengeschlechts zu der Erhaltung und Regierung Gottes rechnet, lässt sich rechtfertigen, dass er aber den Beweis dafür von dem bildlichen Ausdrucke: *neue Schöpfung*, mit welchem dieses Werk im N. Test. bezeichnet wird, entlehnt, kann man schwerlich billigen. Im dritten Abschnitte endlich wird die Ausführung des zur Wiederherstellung des menschlichen Geschlechts von Gott entworfenen Planes im Detail dargestellt. Die erste Unterabtheilung ist der Auseinandersetzung des von dem Sohne Gottes übernommenen Mittleramtes gewidmet, dessen Wirkung nach der Meynung des Verfs. (von welcher Vorstellungsart wir jedoch keine Spur in der Schrift finden können) gleich nach dem Sündenfalle des ersten Menschen-Paares angefangen haben soll. Auch können wir dem Verf. darin nicht beystimmen, dass er in einer dieser ersten Unterabtheilung vorangesetzten Einleitung die Gottheit Jesu a priori postulirt. In der Abhandlung von dem Mittleramte selbst wird Jesus zuerst als Lehrer, darnach als Erlöser, und endlich als Seligmacher betrachtet. In der Lehre von dem Erlösungswerke hat es uns befremdet, dass der Vf. nicht nur die Typologie des Aaronischen Ritus in Schutz nimmt, sondern auch behauptet, Gott selbst habe wahrscheinlich den ersten Menschen im Paradiese den Befehl gegeben, Schaafe zu opfern, um dadurch den Keim der trostvollen Lehre von einer Begnadigung durch fremde Vermittelung in dem menschlichen Geiste niederzulegen. Die Erklärungen über das Abendmahl als die unblutige und geheimnissvolle Fortsetzung des blutigen Opfers Jesu, sind aus dem Systeme der Kirche, welcher der Verf. angehört, geflossen. Am meisten hat uns in der Abhandlung von dem Erlösungswerke die Untersuchung über die Möglichkeit der Sündenvergebung und die Darstellung der Gründe befriediget, um deren willen sie Gott von dem Tode Jesu abhängig zu machen beschlossen habe. Ueber das Verhältniss der Lehre von der Sündenvergebung zu der Lehre von dem Fegfeuer bemerkt der Verf., dass die letztere, wenn etwa der Mensch zu leichtsinnig in Absicht auf seine Besserung würde, diesem Missbrauche vorbeugen, die erstere aber die Furcht vor der Reinigung in der dunkeln Zukunft mildern solle. Was endlich der Verf. über Jesum als Seligmacher sagt, stimmt grösstentheils mit den Vorstellungen der heil. Schriftsteller überein, nur können wir es nicht billigen, dass er das Wort *Seligmacher*, welches das ganze Mittleramt umfasst, gebraucht hat, um einen Theil desselben anzudeuten. Die zweyte Unterabtheilung des dritten Abschnittes ferner beschäftigt sich mit der Lehre von den Gnadenwirkungen des heil. Geistes, durch welche das, was Jesus im Grossen für das ganze Menschengeschlecht gewirkt hat, an jedem einzelnen Menschen ausgeführt und vollendet wird. Ein sinnreicher, wenn auch unhaltbarer Gedanke ist es, dass sich der Hr. Verf., um die Wirklichkeit dieser Gnadenwirkungen zu erweisen, ausser den aus der Schrift und aus der Erfahrung entlehnten Beweisen, darauf beruft, dass alle Kräfte nach dem Gesetze der Verwandtschaft und der Aehnlichkeit wirken, und also die Tugend, die Bildung zur Gottesähnlichkeit, auch von Gott selbst kommen müsse. Ueber vieles in der Bestimmung des Begriffes der Gnade und der verschiedenen Stufen derselben könnten wir mit dem Verf. rechten. Es ist uns aber nicht vergönnt in ein solches Datail einzugehen, und darum begnügen wir uns, nur noch zu bemerken, dass nach unserm Dafürhalten die Mittel, von denen die Heiligung des Menschen abhängt, sehr unvollständig angegeben worden sind, und dass es uns befremdet, unter denselben die Schutzgeister erwähnt zu finden. Als den unmittelbaren Urheber der Gnadenwirkungen ferner stellt der Verf. den heiligen Geist dar, welcher das von Jesu angefangene Werk theils durch seine Einwirkung auf Einzelne, theils durch seinen Einfluss auf

die Kirche im Ganzen fortsetze, zu welchem Einflusse auf das Ganze die Inspiration der Apostel, die Unfehlbarkeit der Kirche und die Wundergaben der ersten Kirche gerechnet werden. Den Beschluss macht eine Abhandlung von der Oekonomie des heil. Geistes, in welcher der Gedanke durchgeführt wird, dass die Gnadenwirkungen sogleich nach dem Falle angefangen hätten, aber nach der Erscheinung des Sohnes Gottes herrlicher u. glänzender geworden seyen. — Diess ist der Inhalt des dritten Bandes.

Der vierte Band, welcher die Eschatologie enthält, zerfällt in zwey Theile, von denen der eine die letzten Dinge der einzelnen Menschen, der andere die letzten Dinge der Welt und des Menschengeschlechts darstellt. Was hier zuerst über den Tod und die Unsterblichkeit gesagt wird, ist vortrefflich und auch die Vorschläge des Vfs. über die Art und Weise, wie der Staat und die Kirche durch angenehme Abbildungen des Todes, durch die Verzierung der Begräbnissplätze, durch Einweihung zum Tode u. s. w. dahin wirken können, dass richtige Ansichten vom Tode unter den Menschen verbreitet werden, lieset man mit Vergnügen, ob man wohl nicht einsieht, wie Untersuchungen dieser Art in eine biblische Thanatologie gehören. Von dieser Thanatologie geht der Hr. Verf. zu einer Untersuchung über das verschiedene Loos der einzelnen Menschen nach dem Tode fort. Nach seiner Sitte schickt er auch hier allgemeine Betrachtungen über den Zusammenhang zwischen dem gegenwärtigen und dem künftigen Leben, über die Art und Weise, wie der Richter Gerechtigkeit und Barmherzigkeit mit einander verbinden werde, über die Grade der Belohnungen und der Strafen und über andere Gegenstände voraus. Je mehr Befriedigung die meisten dieser Beobachtungen gewähren, desto mehr befremdet es, dass der Verf. nicht nur annimmt, dass Jesus seinen Jüngern eine Art richterliche Gewalt über die Menschen ertheilen werde, sondern auch nach S. 113 diese Gewalt auf alle Lehrer auszudehnen scheint. Auf diese allgemeinen Betrachtungen folgt die Abhandlung über den Zustand der Verdammten. Wenn der Vf. unter der Hölle den Zustand jedes Verdammten versteht, so dürfte der Exeget Einwendungen gegen diese Erklärung erheben, vollkommen aber muss jeder Schriftausleger darin mit ihm übereinstimmen, dass er das Leiden positiver Strafen zu dem Zustande der Verdammten rechnet. Die Erklärung des Verfs. über die Ewigkeit dieser Strafen kommt darauf hinaus, dass der Buchstabe der Schrift allerdings für die Ewigkeit derselben entscheide, dass aber der Geist der Schrift erlaube, dieser Lehre gewisse Modificationen zu geben; denn es sey hier eine Bedingung zu berücksichtigen, welche in der Natur der Sache gegründet, aber aus weisen Gründen von dem Gesetzgeber verschwiegen worden ist, nämlich die Bedingung der Bekehrung der Verdammten. Dass diese Bedingung möglich bleibe, scheint die Natur der Menschen zu fordern und man darf es für möglich halten, dass die Hölle einmal aufhöre. Doch, setzt der Verf. hinzu und nimmt damit das Bishergesagte grossentheils wieder zurück, doch bleibt es eine blosse Möglichkeit ohne Wahrscheinlichkeit, denn wir können nicht wissen, ob die Regierung Gottes ewige Strafexempel aufstellen wolle, und beynahe scheint die Bekehrung der Verdammten physisch (???) unmöglich zu seyn. An die Lehre von dem Zustande der Verdammten schliesst der Verf. unmittelbar die Lehre von der Seligkeit der vollendeten Tugendhaften im Himmel an, über welche wir nichts zu erinnern finden, und lässt darauf das Dogma von dem Uebergange noch unvollendeter Gerechter zum endlichen Besitze der himmlischen Seligkeit, oder das Dogma von dem Fegfeuer folgen. Dass diese Lehre nicht ausdrücklich in der Schrift enthalten sey, gibt der Hr. Verf. zu und spricht sich dadurch selbst das Urtheil, dass diese Lehre in eine *biblische* Anthropologie nicht gehöre. Demungeachtet nimmt er sie an und gründet sie, nachdem er von der Allgemeinheit des Glaubens an eine Reinigung nach dem Tode gesprochen, wie dieser Glaube in die christl. Kirche übergegangen sey, gezeigt und bemerkt hat, dass es zweifelhaft bleibe, ob der Ursprung des Namens *Fegfeuer* in der Stelle 1. Cor. III, 11 — 15., oder in der Analogie mit den Strafen der Verdammten, die man als durch Feuer gequälte sich vorstellte oder in der Gewohnheit des Orientalen, das Feuer als Symbol der Reinigung zu betrachten, gesucht werden müsse, und gründet, nachdem er diese Bemerkungen aufgestellt hat, die Lehre von dem Fegfeuer auf folgenden Beweis. Nichts Unreines, sagt er, kann in das Himmelreich eingehen, nur Tugend hat Antheil an der höhern Glückseligkeit. Nun aber lässt sich ein Minimum der Tugend denken, z. B. eine späte Bekehrung. Solche Menschen nun, bey denen dieses Minimum der Tugend vorhanden ist, kann Gott weder in den Himmel aufnehmen, noch auch als Sünder behandeln, und es lässt sich daher eine Anstalt denken, durch welche die unvollkommne Tugend zur Reife gebracht wird. Man kann die Verstorbenen nicht in vollendete Selige und unbussfertige Sünder eintheilen, es gibt auch eine mittlere Gattung und vielleicht wird der grösste Theil der Menschen, vermöge der Erbsünde, auf einer niedern Stufe der Vollkommenheit zurückgehalten. Hierzu kommt, dass jede Sünde gebüsst werden muss, und da nicht jede Sünde in dem gegenwärtigen Leben gebüsst wird, so sieht man sich auch dadurch auf die Idee eines Mittelzustandes, dergleichen das Fegfeuer ist, geleitet. Auf diese Weise gibt Hr. O. der Lehre von dem Fegfeuer eine empfehlendere

Gestalt. Indess auch in dieser Gestalt hat sie unsre Beystimmung nicht gewinnen können, theils weil wir nicht einsehen, warum nothwendig jede Sünde gebüsst werden müsse, theils weil wir keine so scharf trennende Grenze, wie Hr. O., zwischen die Seligen und die Verdammten stellen. Das Letzte endlich, womit sich der erste Theil der Eschatologie beschäftiget, ist das wechselseitige Verhältniss der Lebenden u. der Todten. Nach einer allgemeinen Betrachtung über den Umfang und die Verbindung des Geisterreiches oder über die Gemeinschaft der Heiligen werden die aus dieser Gemeinschaft fliessenden Verhältnisse der Lebenden zu den Todten und der Todten zu den Lebenden entwickelt. Zuerst ist von der Fürbitte der Lebenden für die Todten die Rede, welche nach dem Verf. die Wirkung hat, dass Gott in Rücksicht des Gebetes der Heiligen seine Gnade in grösserm Maasse ertheilt und den Reinigungsprocess der Verstorbenen beschleuniget. Hierauf wird von der Verehrung und Anrufung der seligen Geister des Himmels gehandelt, welche der Verf. durch Gründe, die uns wenig Befriedigung gewährt haben, zu rechtfertigen sucht. Doch bemerkt er, dass die Kirche diese Anrufung nur für gut und nützlich erklärt, nie aber behauptet habe, dass sie Pflicht sey. Den Beschluss macht eine Betrachtung über das Verhältniss der Todten zu den Lebendigen, in welcher die Verstorbenen als Schutzgeister und Schutzengel dargestellt werden. In dem zweyten Theile der Eschatologie ist von dem dereinstigen feyerlichen Gerichte, von der Auferstehung der Todten, von dem Ende oder der Zerstörung des Weltsystems, besonders der Erde, von den Ereignissen, welche vor dieser Katastrophe vorhergehen sollen und von dem Ende der Messianischen Periode in der Regierung der moralischen Welt die Rede. Die Ansichten des Verfs. stimmen meist mit den Ansichten der dem biblischen Systeme ergebenen Theologen der evangelischen Kirche überein, und es ist daher nicht nöthig, dass wir das Einzelne erwähnen. Nur das wollen wir bemerken, dass Hr. O. geneigt ist, die Ewigkeit der Welt a parte post anzunehmen und diese Ansicht mit der Bibel in Uebereinstimmung zu bringen versucht. — Durch diese Inhaltsanzeige glauben wir theils unsere Leser mit der Anthropologie des Hrn. O. hinlänglich bekannt gemacht, theils unser Urtheil über dieses Werk gerechtfertiget zu haben. Die Wissenschaft ist allerdings durch diese Arbeit nicht weiter gebracht worden. Die biblische Theologie hat nichts gewonnen; denn andere Schriftsteller, namentlich der evangelischen Kirche, haben unläugbar die biblischen Ideen über den Menschen richtiger, als der Verf., dargestellt, welcher auf den Namen eines tiefeingehenden Exegeten nicht Anspruch machen kann, auch von den Fesseln seines Systems sich nicht völlig zu befreyen vermag und viel zu viel in der Schrift findet. Eben so wenig ist die Anthropologie durch Hrn. O. bereichert worden; denn er dringt nicht in die Tiefen der Philosophie ein und besitzt nicht den feinen Beobachtungsgeist, welcher die verborgensten Seiten der menschlichen Natur zu entdecken weiss. Der Werth dieser Schrift beruhet vielmehr auf der glücklichen Verbindung, in welche er für den Zweck der Ascetik eine Menge trefflicher, moralischer und psychologischer Ideen mit der Dogmatik gesetzt hat, und auf den vielen gelungenen Versuchen, Lehren seiner Kirche, ohne ihr Fundament umzustossen, auf eine den Bedürfnissen des Zeitalters angemessene Weise vorzutragen. Darum sind wir überzeugt, dass Hrn. O's. Anthropologie besonders für die Lehrer seiner Kirche ein sehr nützliches Buch ist, welches beytragen muss, einen zweckmässigen Vortrag der christlich-katholischen Glaubenslehren zu befördern.

PÄDAGOGIK.

Vorlesungen über die Erziehungslehre und Erziehungskunst für Väter, Mütter und Erzieher. Von *Joh. Ludw. Ewald.* Mannheim, in der Schwan- und Götzischen Buchhandlung. *Erster Band.* 1808. 248 S. 8. *Zweyter Band.* 1808. 201 S. *Dritter Band* auch unter dem Titel:

Geist und Vorschritte der Pestalozzischen Bildungsmethode, psychologisch entwickelt; ein Versuch von *J. L. Ewald.* 1810. XXXII und 383 Seiten mit einer Kupfert. Alle 3 Theile 4 Thlr. 2 gr.

Die Pädagogik hat sich unter uns in neuern Zeiten zu dem Range einer eignen Wissenschaft erhoben, indem sie auch in wissenschaftlicher Hinsicht von den Deutschen mit einem Eifer und einer Sorgfalt bearbeitet ist, deren sich keine andere Nation rühmen kann. Aeusserst wohlthätig hat in dieser Hinsicht Herrn *Niemeyers* jetzt schon zum sechsten Male aufgelegtes Werk gewirkt. Denn selbst diejenigen, welche in ihrem Systemeifer gegen ihn aufs lebhafteste declamirten, werden nicht läugnen können, dass sie viel durch ihn gelernt, und bey ihm Materialien zu ihren Gebäuden gesammelt haben. Man fand in seinen *Grundsätzen* zuerst den ganzen Schatz von Erfahrungen und literärischen Notizen in einer wohlgeordneten Sammlung bey einander, weshalb dieselben auch noch jetzt ein unentbehrliches Handbuch für den Erzieher bleiben. Aber schon die Kantische Schule arbeitete dahin, dem Ganzen eine alle Glieder belebende Seele einzuhauchen; in welcher Hinsicht Greiling, Heusinger, Weiller u. a. eine ehrenvollere Erwähnung verdienen; und Kant selbst hat uns einen kleinen schätzbaren Beytrag hierzu hinter-

lassen. Auch unter den Fichtianern strebten mehrere, theils in einzelnen Aufsätzen (als Ritter, Sauer, Johannsen), theils in einem ganzen Umriss (als Fähse) nach gleichem Ziele, und J. J. Wagner nahm hierzu selbst die Naturphilosophie in Dienst. So einseitig unläugbar auch manche dieser Bemühungen noch waren, so haben sie ohne Zweifel doch, ausser manchen andern bedeutenden Vorzügen, hauptsächlich dahin gewirkt, dass man diesen wichtigen Gegenstand mehr aus einem höhern Gesichtspuncte, und als ein organisches Ganze anzusehen, und darnach manches Einzelne nicht nur tiefer zu begründen, sondern auch richtiger zu beurtheilen angefangen hat, wozu auch *Pestalozzi's* edles Werk und kräftiges Wort und des genialen *Jean Pauls Levana*, obgleich auf einem andern Wege, das Ihrige beygetragen haben. Das grösste Verdienst um die Pädagogik als Wissenschaft haben sich aber nach des Rec. Einsicht zwey Männer erworben, die auch in anderer Hinsicht zu unsern achtungswerthesten Schriftstellern gehören, *Schwarz* und *Herbart*. Nicht als wenn sie etwa den lebendigen Leib nach Art der Theoretiker bloss in die todte Form eines Systems gezwängt hätten, sondern, weil sie eben den innern, belebenden Geist auffassten, und selbst in den entferntesten Gliedern das Wirken desselben nachwiesen. Hierdurch haben sie ihren Lesern das Mittel in die Hände gegeben, nicht nur in dem Besondern sich überhaupt leichter zu orientiren, sondern auch sie selbst, wenn sie im Einzelnen irren sollten, durch sich selbst zurecht zu weisen. Rechnen wir hierzu den regen Eifer, womit so manche andere würdige und rüstige Männer die einzelnen Zweige besonders erforschet und bearbeitet haben, so muss jeder Theilnehmer an diesem Gegenstande die gerechteste Freude über das schon eroberte Gebiet empfinden, und die besten Hoffnungen für die Vervollkommnung dieser Wissenschaft, nicht als einer leeren Theorie, sondern als eines belebten Ganzen hegen.

Die Erziehung ist aber eine Kunst und das Ziel ihrer Wissenschaft wird mit Recht in Erweiterung und Sicherstellung dieser Kunst gesetzt. Deshalb dürfen wir auch die Bemühungen derjenigen Schriftsteller nicht verkennen, die mehr für die unmittelbare Anwendung, als für die Theorie arbeiten. Unter diesen hat der würdige Verf. des vorliegenden Werkes sich längst rühmlichst ausgezeichnet. Seine Vorliebe für die Erziehung ist bekannt. Mehrere Orte haben schon den heilsamen Erfolg seiner praktischen Thätigkeit für diesen Gegenstand genossen. Da er sich hierdurch bey unermüdetem Forschen und bey steter Aufmerksamkeit auf jede neue Erscheinung in diesem Felde einen Schatz von pädagogischen Kenntnissen und Erfahrungen erwerben musste, so ist er gerade ein Mann, von dem Eltern und Erzieher wohl begründete Rathschläge in dieser wichtigen Angelegenheit der Menschheit erwarten und willig anhören werden. In der That zeigt er sich in dieser Schrift eines solchen Vertrauens auch wieder vollkommen werth; denn allenthalben sieht man den denkenden und erfahrnen Rathgeber. Dazu weiss er allen Lesern seine Lehren auf eine anziehende u. einleuchtende Weise so kräftig ans Herz zu legen, dass niemand dieses Buch ohne Theilnahme u. Nutzen aus der Hand legen wird. Es kommen in der wirklichen Ausübung der Erziehung so mannigfaltige schwierige u. bedenkliche Fälle vor, worüber auch selbst der nicht ganz Unbelehrte sich gerne nach der Meynung eines vielversuchten Mannes erkundigt, u. selten wird ein solcher sich dabey von diesem Führer verlassen sehen. — Auch bemüht der Vf. sich im Geiste der neuern, bessern Pädagogik, seine besondern Regeln aus der Natur u. Bestimmung des Menschen herzuleiten und zu beweisen. Lange enthielten die pädagogischen Schriften freylich fast nichts anders, als eine Sammlung einzelner Vorschriften für einzelne Vorfälle und Umstände, bis man endlich anfing einzusehen, dass es hierbey, wie bey allen einzelnen Regeln auf den guten Grund derselben ankomme. Diese Gründe aufzufinden, in Uebereinstimmung zu bringen und aus ihrer letzten Quelle herzuleiten; diess sehen wir, wie wir eben andeuteten, als das Ziel der neuern pädagogischen Forschungen u. der mehr wissenschaftlichen Behandlung dieses Gegenstandes an. Hierdurch erhält alles Einzelne einen Mittelpunct, von dem aus man es nicht nur leichter übersehen, sondern auch jeden besondern Theil, der sich verrückt hat, leichter wieder an seine rechte Stelle weisen kann. Wer auf diese Weise den Geist der ganzen Erziehung gefasst u. die Art seines Einwirkens auf die einzelnen Glieder kennen gelernt hat, wird nicht mehr fürchten dürfen, unter der Menge besondrer Vorschriften zu erliegen, und sich dennoch leicht bey allen vorkommenden Fällen zurecht zu finden und zu benehmen wissen. — Selbst der populäre pädagogische Schriftsteller muss sich deshalb, nach unserm Dafürhalten, vorzüglich bemühen, seine Leser in diesen Mittelpunct zu versetzen, und ihnen nichts einzeln zu geben, sondern Alles, jeden Rath, jede Warnung in diesem Zusammenhange zu zeigen, aus dieser gemeinschaftlichen Quelle herzuleiten, damit sie sich gewöhnen, diess alles nur als Radien eines Centrums zu betrachten. Obgleich der Vf. nun wohl alle seine Behauptungen durch Gründe zu unterstützen sucht, so finden wir doch diese Einheit des Ganzen, welche dem Leser eben so angenehm, als nützlich ist, in diesen Vorlesungen nicht, wie wir sie erwarteten. Wir wünschten Hrn. E. hierauf aufmerksam zu machen, da es ihm bey seiner Gewandheit in der Darstellung gewiss nicht schwer werden würde, in das Ganze einen eben so festen Zusammenhang zu bringen, als sich in manchen einzelnen Theilen und fast in der ganzen Darstellung der Pestalozzischen Methode schon zeigt. Wahrscheinlich wird bald eine neue Auflage ihn zu einer neuen Bearbeitung dieses

nützlichen Werkes, dem wir recht viele Käufer und Leser wünschen, nöthigen, wobey wir uns einige Berücksichtigung dieser Bemerkung versprechen. Hr. E. scheint sich zwar in der Vorrede dagegen zu erklären, wenn er sagt: die Pädagogik in ein System zu bringen, oder sie als Wissenschaft vorzutragen, ist mir nicht eingefallen. Es ist weder mein Talent noch mein Geschmack, Alles ab ovo anzufangen, und aus gewissen Grund- und Urideen herzuleiten; wär' es aber auch Beydes, so würd' ich doch die Erziehungskunst für diese Behandlungsart nicht geeignet halten, die ihrer Natur nach empirisch ist und immer bleiben muss, wenn sie nicht zu einem transcendentalen Luftgebilde werden oder sich bloss in allgemeinen, allzugegebenen, aber in der Ausübung zu nichts dienenden Sätzen und Regeln herumdrehen soll." — Aber wir haben uns deshalb über den von uns gewünschten Zusammenhang ausführlicher erklärt, da wir damit keinesweges ein solches System verlangen. Die Wahrheit unsrer Ausstellung wird sich übrigens schon durch die Darlegung des Inhalts, wobey wir noch einige Bemerkungen über das Einzelne zu machen haben, zeigen.

Diese Vorlesungen sind in Bremen wirklich gehalten und „von mehreren der besten, gebildetsten Mütter, auch von mehrern Lehrerinnen, Vätern und Erziehern besucht, und mit vielem Interesse angehört worden." Doch hat der Vf. sie vor dem Druck noch einmal sorgsam überarbeitet. *Erste Vorlesung.* Was heisst Erziehen? Was ist also Erziehungskunst. Den Begriff der Erziehung bestimmt Hr. E. so: Sie ist die Summe aller menschlichen Veranstaltungen, wodurch die mannigfaltigen Kräfte eines jungen Menschenwesens zu rechter Zeit, und im naturgemässen Verhältniss, entwickelt, geübt, und zu der wahren Bestimmung des Menschen hingeleitet werden. Hiernach nimmt er als das Hauptprincip der Erziehung an: Veranstalte alles so, dass die mannigfaltigen Kräfte deines Zöglings, zu rechter Zeit, und im naturgemässen Verhältniss, entwickelt, geübt, geordnet, und zu der wahren Bestimmung des Menschen hingeleitet werden. Die Erziehung gründet sich deshalb auf die *Natur* und *Bestimmung* des Menschen, und die Verkennung des einen oder des andern Theils erzeugte die meisten Fehler in der Erziehung. Hierzu führt der Vf. als Belege an: das Setzen des Menschen für ein System ohne Beobachtung, die blosse Vernunftbildung, Rousseaus l'homme est bon, die Strenge ohne Beachtung des Kindersinns, — eben so die einseitige Bildung des Menschen für besondre Zwecke und Brauchbarkeit. Am Schlusse erinnert er daran, dass nach Rousseau ausser den andern Menschen auch die *Natur* u. *der zu erziehende Mensch selbst* mit erziehen, und fügt hinzu: Doch es gibt noch einen Erzieher, der oft mehr an dem Menschen bildet, als alle Andre. Das ist die Vorsehung oder Gott. Stand, Umgebungen, Verhältnisse, Verbindungen, Schicksale u. m. dergl. sollen den Menschen erziehen. Es ist darum die höchste Weisheit des Erziehers, seinen Zögling in den Stand zu setzen, diese Erziehung Gottes in der Zukunft zu nützen. Diess ist sehr wahr; doch ist hier nur keine richtige Trennung, denn am Ende gehört doch alles, der Erzieher selbst mit, zur Erziehung Gottes. — *Zweyte Vorlesung.* Entwickelung des Erziehungsbegriffs. Plan der Vorlesungen. Hierin wird zuerst die Vollständigkeit des gegebenen Begriffs gezeigt, u. dann werden die Hauptsätze, worauf derselbe sich gründet, einzeln untersucht. Wer in diesen beyden Vorlesungen logische Genauigkeit u. philosophische Gründlichkeit sucht, der wird sich nicht befriedigt finden, wie schon an dem mitgetheilten Begriff der Erziehung sichtbar ist. Doch macht der Verf. diejenigen Leser, denen er diess Werk bestimmte, auf eine verständliche Weise auf das Wesen und den Zweck der Erziehung aufmerksam, wenn er gleich dem gelehrten Pädagogen nicht Genüge leisten wird. — *Dritte Vorlesung.* Ueber die Wichtigkeit der Erziehungslehre, — sollte heissen des Erziehungsgeschäfts, denn davon redet der Vf. nur. Die Frage: wiefern diess gelehrt werden könne, bleibt unberührt. Der Gegenstand, der Zweck und erforderliche Kräfte bestimmen die Wichtigkeit der Erziehung. Der Vf. sucht hauptsächlich zu zeigen, dass die blosse ästhetische Bildung, worauf man gegenwärtig so hohen Werth legt, eben so wenig hinreiche, als die militärische. *Vierte Vorlesung.* Einwendungen gegen die Wichtigkeit der Erziehung. Der Vf. beleuchtet folgende Einwürfe: die Menschheit bleibe, wie sie war; auch die sorgsamste Erziehung misslinge oft; erst durch Gleiten u. Fallen lerne der Mensch gehen. Darauf bringt er manchen schon oft vorgewesenen Tadel gegen die neuere Erziehungsweise vor, die zum Theil doch wohl schon wieder als veraltert anzusehen ist. Sehr lobenswerth ist es aber, dass er seine Leser darauf aufmerksam macht, wie der Tadel der neuern Pädagogik: dass sie den Menschen mehr zum Menschen ausbilde, als bloss einen Staatsbürger aus ihm erziehe, — eher ein Lob derselben enthalte. *Fünfte Vorlesung.* Grundsätze, die vor herrschenden Vorurtheilen sichern. Hr. E. warnt hierin noch vor einigen falschen Ansichten und Missbräuchen, wodurch manche Eltern u. Erzieher irre geführt werden, und gibt folgende leitende Ideen, wie er es nennt: Man treibe die Erziehung nicht als eine Modesache, man bilde das Kind für seine folgende Lebenszeit, weshalb es z. B. an Versagung gewöhnt werden, nicht alles bloss spielend treiben muss u. dergl.; man hüte sich vor einseitiger Bildung einzelner Kräfte; man stelle ihm den Menschen nicht von einer bösen Seite vor, u. traue ihm selbst nichts Böses zu; man beachte die Individualität. — Diess Alles, was der Vf. sehr deutlich aus einander setzt, würde noch weit mehr Eindruck machen und besser gefasst u. behalten werden, wenn es nicht so einzeln da stände; so wie überhaupt das Ganze sehr gewonnen haben würde, wenn er diese ersten 5 Vorlesungen mehr in eine organische Verbindung zu bringen gesucht hätte. Die vier folgenden Vorlesungen enthalten: die Kenntniss des mensch-

lichen und besonders des kindlichen Körpers, und die physische Erziehung und Gesundheitspflege des Kindes, worin alles Nöthige sehr gut vorgetragen ist. Die *zehnte und eilfte Vorlesung* gibt psychologische Bemerkungen über den Menschen und besonders über das Kind. Der Verf. macht den Leser hierin mit der wesentlichen Beschaffenheit des innern Menschen bekannt, aber nicht durch blosse Definitionen und Divisionen, oder durch ein Register von Kräften, sondern er führt ihn in das innere Leben des Menschen selbst ein, und lässt ihn dort das allmählige Entwickeln. Zusammenhängen und Ineinanderwirken des Einzelnen im Ganzen sehen, und daraus für die Behandlung des Besondern Schlüsse ziehen. Er zeigt, wie zuerst alle Vorstellungen von den Sinnen ausgehen, und alles, was ausser dem Kreise der Sinne liegt, von dem Kinde auf Glauben angenommen werden müsse; wie Sensibilität und Irritabilität, Denken und Empfinden, das Extensive und Intensive, und überhaupt alle menschlichen Vermögen in einander greifen, und so den Menschen zur Wahrheit, Sittlichkeit und Religion leiten müssen.

Der zweyte Theil geht in neun Vorlesungen mehr auf besondre Gegenstände ein. *Zwölfte Vorlesung.* Rath, wie man Kinder beobachten kann. *Dreyzehnte Vorlesung.* Bildung zur Häuslichkeit. *Vierzehnte Vorlesung.* Bildung zur Wahrheit und Gerechtigkeit. *Funfzehnte Vorlesung.* Bildung zu Wohlwollen und Liebe. *Sechzehnte Vorlesung.* Wie bildet man dem Kinde festen Charakter, ohne es eigensinnig zu machen? Und wie gewöhnt man es zum Gehorsam, ohne dass es seine Selbstständigkeit verliert? *Siebzehnte Vorlesung.* Leitung gefährlicher Triebe. *Achtzehnte Vorlesung.* Wie bewahrt man Kinder vor sinnlichen Ausschweifungen? *Neunzehnte Vorlesung.* Nothwendigkeit religiöser Bildung. *Zwanzigste Vorlesung.* Wie bildet man Kinder zur Religion. Um nicht zu weitläufig zu werden, begnügen wir uns damit, diese Ueberschriften hier anzugeben, und enthalten uns der weitern Mittheilung des interessanten Inhalts, so wie einiger Bemerkungen und Bedenklichkeiten, die uns beym Lesen aufstiessen. Schon diese kurze Anzeige wird gewiss hinreichen, jeden, dem diese Sache angeht, aufmerksam zu machen. Rec. kann versichern, dass er mit Vergnügen diese Schrift gelesen und darin hauptsächlich die Geschicklichkeit des Verfs., wichtige Wahrheiten anschaulich und eindringend vorzutragen, bemerkt habe. Mit Uebergehung einiger abweichender Ansichten und andrer Kleinigkeiten wünschte Rec., ausser dem schon erwähnten genauern Zusammenhang, bisweilen nur mehr Gleichförmigkeit des Vortrags und Bestimmtheit des Ausdrucks.

Der dritte Theil ist dem Unterrichte gewidmet, und enthält die zweyte Auflage von Hrn. E's. Geist der Pestalozzischen Bildungsmethode nach Urkunden u. eigner Ansicht. Die erste Auflage dieses Werks von 1805 haben wir mit dem gebührenden Lobe in dieser Lit. Zeit. Jul. 1810 mit andern Schriften über diesen Gegenstand zugleich angezeigt. Herr E. sagt in der Vorrede zu dieser Auflage: „Im Ganzen hab' ich mich noch fester, wie bey der ersten Auflage, überzeugt, dass in den Principien dieser Methode die natürlichste und zweckmässigste Bildungsart für alle Stände, besonders aber für das Volk liege. Bloss in dieser Hinsicht konnt' ich auch die Entwickelung der Pestalozzischen Methode zugleich als den dritten Theil meiner Vorlesungen über Erziehungswissenschaft u. Erziehungskunst geben, weil *ich*, nach meiner Ueberzeugung, für intellectuelle u. jede Geistesbildung durchaus nichts Zweckmässigeres vorzuschlagen weiss." Da man diese Schrift, nach unserm, schon in der erwähnten Anzeige abgegebenen Urtheil, sehr gut als eine eigne kleine, im Geiste der Pestalozzischen Methode abgefasste, Erziehungslehre ansehen kann, so konnte der Vf. sie auch um so eher dem Publicum in dieser Verbindung wiedergeben, worin sie zuerst entstanden war. Denn wir finden in derselben nicht bloss eine Darstellung der Pestalozzischen Methode, sondern vielmehr eine Beleuchtung aller Theile des Elementarunterrichts mit einem Berichte, was Pestalozzi dafür gethan habe und noch gethan wissen wolle. Aber von dem weitern Fortgange des Unterrichts schweigt der Verf. ganz, worüber der Leser, der ihm bis hieher mit Aufmerksamkeit folgte, doch wohl gern seine Meynung gehört hätte. Sollte Herr E. sich nicht entschliessen, diess in einem Anhange nachzuholen, da er sich mit diesem Gegenstande gegenwärtig ja wohl ohnehin beschäftigen muss? Uebrigens ist diese neue Auflage im Wesentlichen der erstern gleich geblieben. Die Nachrichten von Pestalozzi und von dessen Institut in München-Buchsee, das unterdess nach Iferten verlegt ist, sind weggelassen, so wie manches Einzelne, was sich unterdess geändert hat. Dagegen hat der Vf. zwey neue Vorlesungen: von der Uebung der Sinne, und von der Bildung des Sprachvermögens, hinzugefügt, öfters Einschaltungen gemacht, u. sowohl auf die seitdem gemachten Fortschritte der Methode, als auch auf einige dagegen vorgebrachte Einwendungen Rücksicht genommen. Ueberdiess theilt der Verf. zwey Beylagen von Cadomus mit: 1. Darstellung der Art, wie Cadomus selbst 8 bis 10jährigen Kindern, vermittelst kleiner Würfel, die Quadratrechnung beybrachte (wovon man bey Türk die weitere Ausführung findet), diese Methode wird hier auch auf unreine Quadratgleichungen ausgedehnt. 2. Von der Art u. Weise, wie algebraische Aufgaben vermittelst geometrischer Constructionen veranschaulicht, u. ihre Auflösungen ohne Hülfe algebraischer Formeln gemacht werden können, und zwar von den einfachsten Aufgaben an bis zu den unreinen quadratischen Gleichungen, mit einer Kupfertafel. So schätzenswerth dem Rec. diese beyden Aufsätze nun allerdings scheinen, so kann er sich doch des *sed nunc non erat his locus* nicht enthalten. Eben so auffallend contrastiren mit dem Vortrage des Verf. in andrer Hinsicht die zwey andern mitgetheilten Beylagen von *Niederer*: 1. über den wahren Zweck des Buchs der Mütter, 2. Anleitung zu praktischen Uebungen für das Buch der Mütter, für gebildete Mütter und Erzieher.

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

144. Stück, den 5. December 1810.

SOCIETÄTSSCHRIFTEN.

Unlängst erst sind die letzten vier Bände, vom 47sten bis 50sten, der Histoire et Mémoires von der ehemaligen Académie des Inscriptions herausgekommen, die der Wichtigkeit mehrerer Abhandlungen wegen eine genauere Anzeige verdienen.

Histoire de l'Académie royale des Inscriptions et Belles Lettres avec les Mémoires de litterature tirés des Registres de cette Académie depuis l'année MDCCLXXXIV. jusqu' au 8. Août MDCCXCIII. *Tome quarante-septième.* à Paris, de l'imprim. imper. MDCCCIX. 422 S. Hist. u. 457 S. in 4. Mém. Mit Kupf. 7 Thlr.

Den Anfang macht die Geschichte der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften vom December des J. 1784 an bis zum 8. August 1793, an welchem sie, gleich den übrigen französischen Akademien, aufgehoben wurde, von ihrem letzten immerwährenden Secretär, dem Hrn. *Bon-Joseph Dacier*, jetzigem Secretär der Classe der Geschichte und alten Literatur im Nationalinstitut, geschrieben. Ganz mitgetheilt ist das neue königl. Réglement für die Akademie vom 22. Dec. 1786. Auch von den Arbeiten in Betreff der Handschriften der Bibl. wird Nachricht gegeben, und ein genaues Verzeichniss der Mitglieder der Akademie im J. 1793. abgedruckt. Als das Decret vom 8ten Aug. 1793. die Akademie als unnütz aufhob, und die lange peinliche Ungewissheit endigte, blieb es den meisten Mitgliedern unbekannt, und sie begaben sich daher am folgenden Morgen, den 9. Aug., zur gewöhnlichen Sitzung ins Louvre. Jetzt erst von der Aufhebung benachrichtigt, beschlossen sie anfangs zu warten, bis Commissaire der Regierung Siegel an ihr Zimmer legen würden, um ihnen auch zu zeigen, dass nichts von ihren Mobilien entfernt worden sey, aber bald urtheilten sie, dass in Zeiten, wo auch die unschuldigsten Handlungen für criminell gehalten wurden, ihre Wiedervereinigung als Widersetzlichkeit gegen das Decret angesehen werden könnte, und eilten daher weg. So endigte sich also diese Akademie nach 129jähriger (von 1663 an) oder 92jähriger Dauer (seit ihrer Erneuerung 1701).

Aus folgenden vorgelesenen Abhandlungen werden nur Auszüge gegeben: *Mémoires sur les Antiquités de la Perse* S. 47. Es sind die vier Abhandlungen von *Silvester de Sacy*, welche er 1793 mit Bewilligung der Akademie besonders herausgegeben hat. Nach dem Wunsche des Verf. erscheint hier nur ein Auszug aus ihnen. Bekanntlich geben sie die Alterthümer, *Nakschi Rustam* (Gemälde des Rustam) genannt, und ihre Inschriften, die Münzen der Sassaniden, die Monumente von Kiramschah oder Bi-sutun (die d'Anville im 27. Theil der Mémoires als ein Werk der Semiramis ansah), und die Feruers, geistige Wesen, die in den Schriften der Perser erwähnt werden, an.

S. 58. *Eclaircissemens sur le livre de Tobie* von dem unlängst verstorbenen *de Sainte-Croix.* Seine geographischen und historischen Untersuchungen über Medien (im 50. B.) führten ihn bey Gelegenheit der Stadt Rhages, wohin der junge Tobias reisete, auf Betrachtungen über das Buch des Tobias, und seinen Charakter und Inhalt, worüber jedoch eben nicht bedeutende neue Aufklärungen gegeben werden.

S. 66. *Hémérologe ou Calendrier de différentes villes comparé avec celui de Rome. Johann Masson*, der ein grosses Werk unter dem Titel: Annus solaris antiquus, herausgeben wollte, fand in der Bibliothek zu Florenz einen handschriftlichen Commentar des Theon von Alexandrien über den Canon des Ptolemäus, in welchem ein Ἡμερο-

λόγιον διαφόρων πόλεων (ein vergleichender Kalender verschiedener Städte) befindlich war, machte es aber nicht bekannt. Der Baron de la Bastie liess eine Copie davon nehmen, die nach seinem Tode der Akademie geschenkt wurde. Nach dieser Copie ist er hier ganz abgedruckt (denn Lamy und Audrichi hatten nur die Namen der Monate daraus bekannt gemacht), so wie auch das, was van der Hagen aus der Leidner Handschrift herausgehoben hat.

S. 85. *Observations sur le monument d'Ancyre*, auch vom Bar. *de St. Croix*. Sie schränken sich auf denjenigen Theil der Inschrift ein, der fast ganz vernichtet ist, und der nur mit Hülfe des Fragments der griechischen Uebersetzung, das Rich. Pococke an Ort und Stelle fand, hergestellt werden kann, und sind vor ihrem Abdrucke (denn 1793 wurden sie vorgelesen) noch berichtigt worden.

S. 105. *Remarques critiques sur l'Etymologicum Magnum*, von Hrn. *Larcher*. Das Bekannte von dem Nutzen dieses Wörterbuchs, den Ausgaben desselben, seinen Fehlern, der Nothwendigkeit einer neuen Ausgabe ist vorausgeschickt, dann folgen Bemerkungen über einzelne Stellen aus den Buchstaben υ bis ω, dann aus dem ζ und einigen andern Buchstaben. Hier und da werden nur die von andern schon gemachten Verbesserungen angeführt. Die ungedruckten Grammatiker, deren Werke in der Pariser Bibliothek liegen, hätten dem Verf. wohl noch wichtigere Beyträge geben können. Auch wäre wohl zu wünschen gewesen, dass er seine Bemerkungen genau nach der alphabetischen Ordnung des Werks aufgestellt hätte.

S. 209. *Recherches sur la Géographie ancienne*. Herr *Gossellin* hat bekanntlich seine Untersuchungen über die alte Geographie besonders abdrucken lassen. Es war daher nicht nöthig, zumal da sie so ausführlich sind, sie ganz in diese Sammlung, für die sie zuerst bestimmt waren, aufzunehmen. Nur ein Auszug ist aus ihnen gegeben, der das Wesentlichste enthält und selbst stark genug ist.

S. 289. *Essai de traduction de quelques Epigrammes de l'Anthologie Grecque*, avec des Remarques, von Hrn. *Dacier*, der damit bisweilen die leeren Augenblicke in den Sitzungen der Akademie ausfüllte. Muss aber alles, womit man einen leeren Raum ausfüllt, gedruckt werden? Die Uebersetzung ist prosaisch, nicht metrisch; die Anmerkungen literarisch und antiquarisch.

S. 303 sind die Inschriften und Münzen, welche die Akademie hat verfertigen lassen, angezeigt.

Von S. 307 an folgen die Eloges der 1784—1793 verstorbenen Mitglieder der Akademie, verfasset von dem Secretär derselben, *Dacier*. Es sind: *Hieron. Friedr. Bignon* (kön. Staatsrath und Bibliothekar, geb. zu Paris 11. Jan. 1747. gest. 1. April 1784.), *Johann Franz Seguier*, Protector der Akademie zu Nismes (geb. 25. Nov. 1703. zu Nimes, gest. 1. Sept. 1784. durch seine Sammlung und Erläuterung alter und neuer Inschriften in Nimes und den umliegenden Gegenden berühmt), *Paolo-Maria Paciaudi*, Theatiner, Bibliothekar und Antiquar des Prinzen von Parma, Historiograph des Malteserordens (geb. zu Turin 13. Nov. 1710. gest. 2 Febr. 1785. durch seine Monumenta Peloponnesia und andere Schriften, auch über die christl. Alterthümer und die Geschichte des Malteserordens ausgezeichnet), der Abt von Grandchamp, *Franz Arnaud*, Historiograph des Ordens des heil. Lazarus (geb. 27. Jul. 1721. zu Aubignan, gest. 2. Decemb. 1784. Verfasser einer Abhandlung über die griechischen Accente und anderer ähnlicher), *Johann Levesque de Burigny* (geb. im Sept. 1692. gest. 8. Oct. 1785. im 94sten Jahre des Alters als Historiker, Biograph, Uebersetzer der Alten bekannt), *Peter Johann Grosley*, Parlamentsadvocat (geb. zu Troyes 18ten Nov. 1718. gest. 4. Nov. 1785. ebenfalls guter Geschichtschreiber), *Marc. Anton René de Voyer d'Argenson*, Marquis *de Paulmy*, Staatsminister (geb. zu Valenciennes 6. Nov. 1722. gest. 13. August 1787. Herausgeber der Mélanges tirés d'une grande bibliothèque), *Franz Béjot* (geb. zu Montdidier 14. Sept. 1718. † 31. August 1787. Er hatte sich vorzüglich mit dem Xenophon beschäftigt), *Wilhelm von Rochefort* (geb. zu Lyon im Oct. 1731. gest. 25. Jul. 1788. Uebersetzer des Sophokles und Verfasser mehrerer philol. und antiquar. Abhandlungen), *Wilhelm von Nicolai*, Chevalier, Académicien véteran (geb. zu Arles 16. Febr. 1716. gest. 13ten Febr. 1788. Schon in einem Alter von 19 Jahren erhielt er den Preiss der Akademie über die Beantwortung der Frage: wie weit die geographischen Kenntnisse der Alten bis auf die Zeiten Alexanders des Grossen gingen, und im folgenden Jahre den Preiss für eine Abhandlung über die den griechischen Völkern, welche den hellenischen Völkerbund bildeten, gemeinschaftlichen Gesetze), *Ludwig Franz de Paula le Fevre d'Ormesson*, erster Präsident des Pariser Parlaments (gebor. zu Paris 27. Jul. 1718. † 26 Febr. 1789. mehr als Staatsmann denn als Schriftsteller ausgezeichnet), der Abt *Gabriel Brotier* (geb. 5ten Sept. 1723. zu Tannay in Nivernois, starb 12. Febr. 1789. Verfasser der bekannten Supplemente des Tacitus).

In dem 47sten Bande der Mémoires selbst machen den Anfang: *Observations générales sur l'origine et sur l'ancienne Histoire des premiers Habi-*

tans de la Grèce, par *Nicolas Freret* (S. 1—139). Auf einige vorläufige Bemerkungen folgt eine Topographie Griechenlands in den ältern Zeiten, dann werden Betrachtungen über die in Griechenland eingewanderten Kolonien und die Veränderungen, die sie erzeugten, angestellt und die Epochen dieser Kolonien untersucht; darauf handelt der Verf. von der Religion dieser Kolonien und von den Mysterien, vom Ursprung der Griechen nach jüdischer Tradition und den Sagen der Griechen selbst über ihren alten Ursprung.

S. 93 ff. geht der Verf. zu dem Ursprung der Völker Kleinasiens und ihrer Sprache über. Die Karer werden als Urvolk angesehen; sie waren Leleger und Pelasger und ihre Sprache war hellenischer Abstammung. Diess führt ihn S. 107 auf die griech. Sprache und ihre Dialekte überhaupt, und das Gemeinschaftliche sowohl als das Abweichende der letztern. Die pelasgische Sprache wird nicht auf die ägyptischen und phönicischen Kolonien, die erst später nach Griechenland kamen, zurückgeführt, vielmehr gezeigt, dass sich zwischen dem grammaticalischen Geist der griechischen Sprache und den ägyptischen und phönicischen Sprachen keine Aehnlichkeit finden lasse. Er behauptet, dass die Sprachen der Daker, Geten, Mysier, Thraker, Lydier und Hellenen nur Dialekte einer und derselben Stammsprache sind; daher die Aehnlichkeit der slawischen Sprachen mit der griechischen erklärt wird. Das Vulgar-Griechische leitet er aus den rohen Mundarten der alten Pelasger in den nördlichen Provinzen Griechenlands her. Da übrigens der Verf. die Epoche der aus dem Morgenlande nach Griechenland gekommenen Kolonien in Uebereinstimmung setzt mit der ägyptischen Zeitrechnung, so ist noch S. 134 ein Zusatz über die letztern beygefügt, worin gewisse Epochen der ägyptischen Regenten genauer angegeben werden (so wird der Anfang der Regierung des Sesostris ins J. 1564 vor Chr. G. gesetzt).

S. 140—208. *Essai d'une Paléographie numismatique par J. J. Barthelemy. Deuxième Partie.* Der erste Theil dieser schätzbaren numismatischen Paläographie war schon im 24sten Bande der Mémoires abgedruckt, also fast 40 Jahre später ist dieser zweyte Theil der Akademie vorgelegt worden, und noch ist das Werk unvollendet geblieben. Einen grossen Theil hatte der Vf. 1784 der Akademie vorgelesen und zugleich angekündigt, dass er nach Vollendung der Reisen des jüngern Anacharsis die Arbeit beendigen wollte, aber man hat unter seinen Papieren nur Bruchstücke gefunden, von denen die wichtigsten hier am Schlusse dieses Theils abgedruckt sind.

S. 209—282. *Observations sur les causes et sur quelques circonstances de la condamnation de Socrate*, par *N. Freret.* Der Verf. bestreitet die sonst gewöhnliche Meynung, dass die Hinrichtung des Sokrates eine Folge des Hasses und der Eifersucht der Sophisten gegen ihn gewesen sey, und zeigt, dass sie überhaupt keinen Antheil an seiner Verurtheilung gehabt, die wahre Ursache derselben vielmehr in der erneuerten Furcht der strengen Anhänger der Demokratie, Sokrates möchte ihnen entgegen seyn, wegen seiner ehemaligen Verbindung mit einem Manne, der die Volksregierung vernichtete, Kritias, zu suchen sey. Bey dieser Gelegenheit geht der Verf. die Fortschritte der Demokratie in Athen durch, und bemerkt auch im Vorbeygehen (S. 253) Xenophons Schrift de republica Athenn. sey eine wahre Satyre auf Athen, worin stets die Unordnungen und Ungerechtigkeiten der atheniensischen Regierung aufgedeckt und nur dadurch entschuldigt wurden, dass es nothwendige Folgen der Demokratie und einzige Mittel, sie zu behaupten, wären. — Der Vf. erinnert auch, dass die Wolken des Aristophanes keinesweges die Athenienser auf die Verurtheilung des Sokrates haben vorbereiten können, auch Melitus und Anytus nicht den Komiker durch Geld zum Angriff auf Sokrates bewogen haben. Als Lehrer und Freund des Tyrannen Kritias habe er, der bekannten Amnestie wegen, nicht angeklagt werden können, und man habe daher andere Vorwände aufsuchen müssen; die Anklage wegen Einführung neuer Götter sey dem Volke nicht so unwichtig gewesen, als sie uns scheine; Sokrates habe sich übrigens schlecht, oder vielmehr gar nicht vertheidigt, und sein Betragen wird von Fr. überhaupt in einem nachtheiligen Lichte geschildert. Seine Feinde und die Urheber seines Todes waren also die exaltirten Anhänger der Demokratie, denen er sich verdächtig gemacht hatte, und die Vorwände, eines Theils seine der Volksregierung ungünstigen Aeusserungen, und seine Verbindungen mit Alcibiades, Kritias und andern Gegnern der Demokratie, andern Theils der Fanatismus, mit welchem er seiner besondern Inspiration eine Gewissheit zuschrieb, welche den Orakeln ähnlich war. Ein Zusatz handelt S. 277 noch von dem Alter des *Protagoras* und der Zeit seiner Verurtheilung, welche spätestens im J. 400 vor Chr. G. erfolgt sey.

S. 283—344. *Mémoire sur quelques inscriptions inconnues, ou publiées inexactement*, extrait de la Relation du Voyage littéraire fait dans le Levant par *J. B. G. d'Ansse de Villoison.* Erst einige allgemeine Nachrichten von Villoisons Reise. Dann einige Inschriften von der Insel Stampalie (Astypalaea), von Castri (dem alten Mitylene auf Lesbos), Chio, Tine (dem alten Tenos) und aus einigen Privathäusern in der Levante und andern Orten. Die Türken haben oft die schönsten Marmors des Alterthums mit Inschriften zu ihren Begräbnissen

genommen, welche Christen nicht ohne Lebensgefahr besehen können; auch in ihren verfallenen Festungen, zu denen man nicht so leicht Zutritt erhält, befinden sich dergleichen; die Russen haben in dem Kriege von 1769 — 74 eine Menge Marmors, Reliefs und Inschriften aus dem Archipelagus weggenommen. Bey fortgesetzten Nachgrabungen könnte man noch Manches entdecken. Von Eleusis werden noch einige längere Inschriften mitgetheilt; andere von Megara. Eine bessere Anordnung dieser Bemerkungen wäre wohl zu wünschen gewesen. Mitten unter den Inschriften findet man Nachrichten von den Sitten der heutigen Griechen. Die Digression über des Polykletus Theater zu Epidaurus und über den Tempel und die Verehrung des Aesculaps ist weggeblieben, weil man sie schon in den Prolegg. zu Villoisons Ausgabe der Iliade findet.

S. 345—377. *Observations sur les Sares des Chaldéens et sur le nombre incroyable d' années, qu' on assigne aux Règnes de leurs prémiers Rois. Par J. de Guignes.* Es werden zuvörderst die verschiedenen Meynungen über die Saren angeführt. Nach de Guignes bezeichnen die drey Cyklen *Sosos*, *Neros* und *Saros*, Zeittheile, die länger sind als das Jahr. *So* bedeutet die Stunde, *Ner* den Tag, *Sahro* den Monat. Hierauf wird, um den Ursprung dieser Cyklen zu erklären, bemerkt, dass die Chaldäer 12 Monate, jeden von 30 Tagen gehabt, den Tag aber, wie andere morgenländische Nationen, in 60 Theile getheilt haben, und ihr Jahr ursprünglich aus 360 Tagen bestanden hat; der So ist also der Cyklus der 60 Theile; die 30 Monatstage wurden in 3 Drittheile getheilt, jeder von 10, diese 10 machten 10mal 60 Sosos oder 600 Tagestheile (der Neros), drey Neros machten also erst einen Monat, der folglich 1800 Sosos oder Stunden enthielt, zwey Monate folglich 3600 Stunden oder 6 Neros, und dieser Cyklus von 2 Monaten hiess Saros; sechs derselben machten das Jahr von 360 Tagen (die älteste Jahresform, die auch bey Moses angenommen werden muss). Wir müssen übergehen, was über die Aehnlichkeit der Stunden-, Tage- und Monatsrechnung bey den Indiern, Persern, Chinesen und andern gesagt wird, so wie die Bemerkungen über die grossen Perioden der Völker. Denn der Vf. findet überhaupt eine grosse Aehnlichkeit zwischen den Chaldäern, Indiern und Chinesen in Ansehung ihrer Zeitberechnung und der darauf sich beziehenden Lehre; sie scheint allen Morgenländern des Alterthums gemeinschaftlich gewesen zu seyn, aber ihre Bücher sind verloren gegangen und die der Indier fast die einzigen, die sich erhalten haben: doch scheinen sie nicht Erfinder dieser Lehre gewesen zu seyn, sondern sie von den Babyloniern erhalten zu haben. Die Regierung der 10 Könige vor der Fluth beträgt nach Berosus 120 Saren oder 432000 Tage, d. i. 1200 Jahre, und diess ist ein Weltalter. Bis auf Nabonassar bedient sich Berosus der Saren, nachher der gemeinen Jahre. Das hohe Alter der astronomischen Beobachtungen der Chaldäer lässt sich nun auch leicht erklären, wenn man Saren versteht, nicht eigentliche Jahre.

S. 378—452. *Mémoire concernant l' origine du Zodiaque et du Calendrier des Orientaux, et celle de différentes constellations de leur ciel astronomique, par J. de Guignes.* Der Vf. hatte in einem besondern ungedruckten Werke über die Aegypter und Chinesen Gelegenheit, einige Bemerkungen über den Thierkreis der Morgenländer und dessen Ursprung zu machen. Alle kommen darin überein, die Griechen haben den ihrigen von den Völkern Asiens oder vielmehr von den Aegyptern entlehnt, aber über den Ursprung des Thierkreises haben sie oft sehr unwahrscheinliche Muthmaassungen vorgebracht. Was der Verf. in jenem Werke darüber an verschiedenen Orten erinnert hatte, hat er hier zusammen gestellt und mit einigen neuen Bemerkungen vermehrt. Er unterscheidet den ältern und heutigen Thierkreis der Morgenländer. Der heutige rührt von den Griechen her, die freylich ihn von den Aegyptern erhalten, aber die 12 Zeichen irrig auf Gestirne gedeutet hatten. Nach dem Verf. waren die Namen Widder, Stier u. s. f. nicht bey den Aegyptern Namen von Sternbildern, die in 12 Abtheilungen einen solchen Zodiakus bildeten, wie wir ihn von den Griechen kennen lernen; es war vielmehr dort eine Abtheilung des Jahres in 12 Theile in Beziehung auf die Producte der Erde und den Einfluss der Sonne auf diese Producte. Wenn also gleich die Aegypter jedem Monate sein Zeichen (Widder, Stier etc.) gaben, so waren diess doch nicht Sternbilder, sondern bedeuteten die jedem Monate eignen Erzeugnisse und Geschäfte. (Die in Aegypten neuerlich bekannter gewordenen Thierkreise, denen man zum Theil ein so hohes Alterthum beygelegt hat, konnten freylich bey dem Vf. noch nicht in Betrachtung kommen.) Die Aegypter und andere asiatische Völker brauchten statt dessen, was wir Thierkreis nennen, etwas Anderes, und ihr alter Zodiakus war von dem griechischen und neuern ganz verschieden. Der Mond, nicht die Sonne, diente den ältesten Völkern zur Leitung ihrer ersten Schritte in der Astronomie, er diente ihnen selbst für die Astrologie; aber auf die Sonne, oder vielmehr auf ihre Wirkungen gaben sie Acht, wegen ihres Einflusses auf die Naturerzeugnisse. Die Aegypter hatten zwey grosse Elementar-Principien, Osiris (Sonne) und Isis (Mond). Sie theilten den Lauf des Osiris in 12 Theile in Beziehung auf die Operationen der Natur, ohne an die Sternbilder zu denken, in denen sich die Sonne befinde; die Zeichen gehörten der Sonne nur als hiero-

glyphische Bilder eines unsichtbaren physischen Princips in jedem Theile des Jahres an. Die Namen Stier, Widder u. s. f. bezeichneten nicht Gestirne, sondern die Veränderungen eines Urprincips in Beziehung auf dessen geheimen Einfluss auf die Naturerzeugnisse in dem Laufe eines Jahres. Die Griechen aber trugen sie auf die Gestirne über, ohne die bey den Morgenländern gebräuchlichen Namen der Asterismen anzunehmen. Der Verf. vergleicht vorzüglich die Namen der 12 Theile des Jahrs bey den Chinesen mit den ägyptischen Vorstellungen (gemäss seiner bekannten Hypothese, welche die Chinesen von den Aegyptern abstammen lässt). Er geht sodann noch die 28 Constellationen durch, welche den Zodiakus der Morgenländer ausmachen und folgt auch hier der Ordnung der Chinesen; er stellt noch manche interessante Vergleichungen zwischen den Constellationen und dem Himmels-Systeme anderer morgenländischen Völker (auch der Hebräer) und dem chinesischen an.

S. 436—457. *Observations sur la situation de quelques peuples de la Belgique* et sur la position de quelques places de ce pays lors de la conquète par les Romains par *N. Fréret* (schon im J. 1746. vorgelesen und wahrscheinlich zur Beantwortung der Eclaircissemens sur un passage du IV. livre de la guerre des Gaules par Cesar von *Levesque* de la Ravalière, aus welchen ein Auszug im 18. Bande der Histoire de l'Acad. steht, S. 212 ff. Die drey in diesem Bande befindlichen Abhandlungen Frérets sind übrigens die einzigen, welche die Akademie aus den zahlreichen von Fréret hinterlassenen Abhandlungen auswählte und des Drucks würdig achtete.

Der *acht* und *vierzigste Band* der Mémoires de Litérature der Akademie der Inschriften (775 S. in 4. m. K. Pr. 6 Thlr.) enthält folgende Abhandlungen:

S. 1—36. *Dissertation sur la ruine de Babylon* par *M. de Sainte-Croix.* Die Stelle im Jesaias 13, 19—22. ist zum Grunde gelegt, mit ihr andere Stellen dieses und anderer jüdischer Propheten, die vom Untergange Babylons handeln, und die Nachrichten der griechischen Geschichtschreiber von den Schicksalen, die Babylon seit der persischen Besitznahme und vornehmlich seit Alexanders Eroberung bis auf die Zeiten des Strabo, der schon von dem gänzlichen Verfall dieser Stadt spricht, erfahren hat, verglichen. Im fünften Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung konnte sie schon nicht mehr unter die Städte des Orients gezählt werden. Hellah wurde nachher auf Babylons Trümmern erbauet, und man sah, auch nach arabischen und persischen Schriftstellern, kaum noch Spuren vom alten Babylon. Neuere Nachrichten der Reisenden von den Ueberresten werden angeführt, vornehmlich aus des Herrn von Beauchamp Mémoires sur les Antiquités Babyloniennes im Journal des Savans, Decembre 1790. und aus einem handschriftlichen Mémoire desselben französischen Consuls, welches seine Charte von Mesopotamien und von seiner Reise 1791—89 begleitet, worin er die Breite von Hellah 32° 35', die von Babylon 32° 37' angibt, oder auch Hellah 32° 32', Babylon 32° 34'. Babylon lag am östlichen Ufer des Euphrat, Hellah am westlichen. Aus allen den bekannt gewordenen Schicksalen Babylons wird dargethan, dass die Weissagung des Jesaias vollkommen erfüllt worden sey. Noch wird von der allmähligen Entvölkerung Babylons, zum Theil Folge der oft wiederkehrenden Pest, von den Ueberschwemmungen, die es erlitt, von den Sümpfen, die dort entstanden sind, und andern Umständen, welche buchstäblich mit den Verkündigungen der jüdischen Propheten zusammentreffen, Nachricht gegeben. Selbst die Caravanen passiren nicht das Gebiet von Babylon und so trifft auch das ein, was im Jeremias 51., 43. von Babylons Untergange gesagt ist: terra inhabitabilis et deserta, in qua nullus habitet, nec transeat per eam filius hominis. Ueber die gefundenen Ziegel und Cylinder mit Charakteren, die den persepolitanischen ähnlich sind (S. 36 f.), haben wir seitdem noch mehrere Erläuterungen.

S. 37—82. *Recherches et conjectures sur les principaux événemens de l'histoire de Cadmus*, par *Pierre-Henri Larcher.* Die Abhandlung ist in zwey Theile, jeder Theil in drey Abschnitte, getheilt. 1. Th. 1. Abschn. von der Geburt des Kadmus. Etwas stark drückt sich der Verf. über die hommes frivoles et téméraires aus, welche vorgeben, Herkules, Kadmus u. s. f. wären eingebildete Personen. Kennt er die Sprache der alten Mythen, die Sprache des Morgenlandes so wenig, dass er nicht weiss, wie oft solche einzelne Namen Collectivbenennungen ganzer Geschlechter, Stämme, wie oft sie Symbole gewisser Ideen sind? Ihm ist Kadmus, Sohn des Agenor, Königs von Tyrus; denn Herodot, Diodor u. a. sagen es. Evhemerus gab den Kadmus für den Koch des Königs von Sidon aus, und Bochart vertheidigte es. Diese und ähnliche Meynungen bedurften gar keiner ernstlichen Widerlegung. 2. Abschn. Abreise des Kadmus aus Phönicien und Beweggründe derselben. Die Eroberung Palästina's durch die Israeliten veranlasst die Auswanderung vieler Eingebornen nach Phönicien, und da damals der Handel in Phönicien noch nicht sehr blühend war, so mussten sie auch aus Phönicien wieder weggeführt werden und auswärts Wohnsitze suchen. Die Aufsuchung der geraubten Königstochter, Europa, war nur Vorwand. So hatte schon Conon (etwa 40 Jahre vor Chr. Geb.), der aus ältern Schriftstellern schöpfte, in Photii Bibl. darüber geurtheilt. Kadmus ging erst nach Rhodus, dann auf die Insel Kalliste, wo er seinen

Verwandten, Membliares, zurück liess, dann auf die Insel Thasos, wo er seinen Bruder Thasus mit einer Kolonie liess, von da begab er sich nach Thracien, wo er wenigstens einen Winter zubrachte. 3. Abschn. Ankunft desselben in Böotien, Gründung Thebens. Er begab sich im Frühjahr zur See, kam in den Meerbusen von Krissa; landete im Hafen von Cirrha, ging nach Delphi u. s. w. Nach einigen Bemerkungen über die Sparten, versucht der Verf. die Eroberung Aoniens und Gründung Thebens natürlich zu erklären. Im zweyten Theile dieser Abhandlung untersucht der 1. Abschnitt, was den Kadmus bewogen habe, Theben zu verlassen, nachdem vorher das angeführt ist, was er nach Besiegung der Aoner gethan hat (besonders die Erbauung des Tempels der Minerva Onca). Zwar hatte er, sagt L., durch die Verheyrathung der Phönicier mit Töchtern des Landes, durch seine eigne Heyrath der Harmonia, durch Vertheilung des Landes der Hyanten zwischen den Phöniciern und Aonen die letztern gewonnen, es musste aber doch eine Revolution vorgefallen seyn, die ihn sein neues Vaterland zu verlassen nöthigte. Dazu soll seine Entführung der Harmonia, da er schon eine Frau (Sphinx genannt) hatte, Gelegenheit gegeben haben, wie aus einigen combinirten Stellen gefolgert wird. 2. Abschnitt. Zu welchen Völkern begab er sich, und wie betrug er sich da? Alle Schriftsteller nennen die Encheleer, einen Stamm der Illyrischen Völkerschaft, am adriatischen Meerbusen. Der Verf. entwirft die Reiseroute des Kadmus dahin mit vieler Genauigkeit. Der erste Ort, wo Kadmus sich aufhielt, war Buthoë, das heutige Budua in Dalmatien, das ehemals der Republik Venedig gehörte. Er gründete die Stadt Lychnidus (das heutige Achrida); unter Anführung des Kadmus machten die Encheleer grosse Eroberungen und plünderten den Tempel zu Delphi, wurden aber dann geschlagen und zurück getrieben. (Diesen Feldzug hat de Valois in seiner Geschichte der Plünderungen des Delphischen Tempels, im 3. Bande der Mémoires, übergangen.) 3. Abschnitt. Was gab zu der Fabel von der Verwandlung des Kadmus in eine Schlange Gelegenheit? Man wollte seinen Angriff auf den delphischen Tempel mit den schwärzesten Farben schildern; die Schlange ist ein Bild der Undankbarkeit; der Name Ἐγχελεῖς bedeutet auch Aale, die den Schlangen so ähnlich sind. Die nachherige Flucht des von den Epigonen besiegten Laodamas, Sohns des Eteokles, lässt vermuthen, dass zwischen den Encheleern u. Kadmeern immer einige Verbindung fortdauerte. Als bey den letztern sein Tod bekannt wurde, erwachte doch die Liebe seiner ehemaligen Anhänger wieder. Man sagte, er sey unter die Götter versetzt worden, Jupiter habe ihn und die Harmonia in die elysäischen Felder aufgenommen; ihm wurden zu Theben fast göttliche Ehrenbezeugungen bewiesen. — Ganz artig ist allerdings die Entwickelung der Geschichte des Kadmus, aber weder kritisch genug, noch dem Geiste des frühesten Alterthums gemäss.

S. 83 — 103. *De l' ordre équestre chez les Grecs* par *P. H. Larcher.* Zuvörderst von dem Ritterstande bey den Atheniensern. Vor Solon ist keine Spur davon. Nach seiner Eintheilung des Volks machten die Ἱππεῖς die zweyte Classe aus. In spätern Zeiten musste man erst unter dem schwer bewaffneten Fussvolke Dienste gethan und eine strenge Prüfung seines Lebens, seiner Sitten und seines Vermögens ausgehalten haben, ehe man unter die Reiter oder Ritter aufgenommen wurde. Zu verschiedenen Zeiten war auch die Zahl der Reiter in Athen sehr verschieden; kurz vor dem peloponnesischen Kriege etwa 1200, im peloponnes. Kriege kaum 1000. Monatlich erhielt jeder Reiter zur Unterhaltung des Pferds 20 Drachmen (etwa 4 Thl. 12 gr.). Dieser Sold hiess κατάςασις (wie gegen Reiske bemerkt wird). Die Reiter trugen ihr Haar lang. Gewöhnlich waren zwey Generale der Reiterey (hipparchi). Noch Einiges von den Vorrechten der Reiter und andern sie betreffenden Umständen, aus Rednern und Grammatikern. S. 96. Von dem Ritterstande bey den Lacedämoniern. Bey ihnen war der Unterschied dieses Standes u. der Reiterey schärfer bestimmt, als bey den Atheniensern. Die Lacedämonier bedienten sich der Reiterey selten und der Dienst zu Fusse war bey ihnen geachteter; die Reiterey war schlecht beschaffen; aber die Ritter waren die Blüthe der lacedämonischen Jugend, machten im Felde eine Leibwache des Königs aus, und verdienten durch ihre schönen Thaten sich den Beynamen ἀγαθοεργοί. So wie die Lacedämonier von den Kretensern diese Einrichtung entlehnt hatten, so scheinen die Celeres des Romulus den lacedämonischen Rittern nachgebildet zu seyn.

S. 104 — 146. *Mémoire sur les anciens gouvernemens et les lois de la Sicile;* par *G. E. J. Guilhem de Sainte-Croix.* Es ist mehr kurze Uebersicht der Veränderungen der Verfassung Siciliens und vornehmlich der Stadt Syracus von den frühesten Zeiten bis auf die Einrichtung der Normännischen Regierung, als Darstellung der Gesetze und Einrichtung einzelner Staaten, und Heyne's bekannte Abhandlungen sind ungleich vollständiger und gehen tiefer in das Einzelne.

S. 147 — 175. Desselben verstorbenen *de Sainte-Croix Recherches sur la population d' Attique.* Zuvörderst wird der Umfang von Attica angegeben. Der höchste Anschlag der Ländereyen von Attica

beträgt doch nur 6000 Talente oder 32,400000 Livr. Den grösten Umfang der Stadt Athen berechnet der Verf. zu 50 Stadien oder 4725 Toisen. Manche spätere Schriftsteller des Alterthums haben den Umfang sehr gross angegeben, weil sie den Piräus für einen Theil der Stadt hielten; aber man unterschied ausdrücklich die Bewohner des Piräus von denen der Stadt Athen. In Vergleichung mit andern griechischen Städten war Athen allerdings sehr gross. Luft und Wasser waren sehr rein und gesund. Zu Cecrops Zeiten betrug, nach dem Philochorus, die Volksmenge 20000 Bürger; die allmähligen Fortschritte der Bevölkerung, die einzelnen Angaben, aus welchen sich dieselbe in verschiedenen Zeiten berechnen lässt, sind, so wie manche Störungen derselben, genau angegeben. Zu den Zeiten des Demetrius von Phalerus berechnet der Verf. die Volksmenge zu 94500 Bürgern, 45000 Metöken (oder ansässigen Fremden) u. 500000 Sclaven (zusammen 639600 Personen beyderley Geschlechts). Ueber die Möglichkeit der Ernährung einer solchen Volksmenge in Attica noch einige Bemerkungen, zugleich über den Flor und die Vortheile Athens. Hiermit hängt zusammen:

S. 176—207. Desselben Verfs. *Mémoire sur les Metoeques, ou étrangers domiciliés à Athènes.* Zuerst wird das Wort μέτοικος (überhaupt einer, der seine Wohnung verändert hat, bey den Römern *inquilinus*) und dessen Unterschied von ἄποικος, μετανάςης, ξένος erklärt. In den frühern Zeiten genossen die in Athen ansässigen Fremden (so wie auch die illegitimen Kinder) das Bürgerrecht; nach den Gesetzen des Solon nicht mehr; aber von Zeit zu Zeit wurden sie, bey grossen Unfällen und Verlust, den der Staat erlitten, unter die Bürger aufgenommen. Bey öffentlichen Festen mussten die Metöken und ihre Weiber einige niedrige Dienste thun, auch wurden sie noch auf andere Art durch gewisse Auszeichnungen herabgewürdigt, mussten eine Kopfsteuer und Gütersteuer zahlen. Nach dem Verf. waren die ἰσοτελεῖς die ersten unter den Metöken; da manche andere Antiquarier sie für eine besondere Classe angesehen haben. Bisweilen erhielten die Metöken Atelie (Freyheit von Abgaben) nebst der Proxenie (hospitalitas publica) und Epigamie (oder Eherecht); diese Rechte waren aber von der Isopolitie oder dem gleichen Bürgerrechte noch unterschieden. Die Zahl der Metöken war zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden. — Die Stellen der Redner, die von ihnen handeln, sind vorzüglich benutzt, aber auch manches Ueberflüssige ist eingemischt.

Seite 208—251. *Mémoire sur Hermias, avec l' Apologie d' Aristote,* relativement aux liaisons qu'il eut avec ce prince, par *Pierre Henri Larcher.* Der Verf. holt etwas weit aus, indem er von den griechischen Kolonien in Kleinasien und ihrem frühern Zustand ausgeht. Unter den äolischen Städten in Mysien befand sich auch Atarneus, der Insel Lesbos gegen über, wo um die 106. oder 107. Olympiade Eubulus die Herrschaft erhielt, dem Hermias aus Bithynien folgte, anfangs Sclav des Eubulus, der ihn, als er seine glücklichen Anlagen entdeckte, die Schulen des Platon und Aristoteles besuchen liess, welcher letztere den Hermias seiner besondern Sorge würdigte. Er zeichnete sich auch als Herrscher durch seine Milde und Humanität aus. Zu seiner Herrschaft gehörte, ausser Atarneus, auch Assus, wo er residirte. Aber der persische Statthalter Mentor, Bruder des Memnon von Rhodus, beraubte ihn mit List seiner Freyheit und der Städte, die sich ihm unterworfen hatten. Er selbst wurde als Rebell aufgehangen oder gekreuzigt, oder in eine Ochsenhaut eingenäht, um von Würmern zerfressen zu werden. Aristoteles hatte seine Schwester und adoptirte Tochter Pythias geheyrathet. Hermias selbst war Eunuch, und also kann wohl Aristoteles nicht ein Hochzeitgedicht bey der Verheyrathung desselben gemacht haben, wie Himerius sagt. Aber allerdings hat Aristoteles auf andere Art das Andenken des Hermias geehrt, auch durch Gedichte, wie das berühmte Scolion: Ἀρετὰ πολύμοχϑε u. s. w., worüber auch L. seine Bemerkungen mittheilt S. 229—248 (die Vorlesung ist vom J. 1792. und daher können neuere Bearbeitungen desselben nicht benutzt seyn, aber die bis dahin, auch in Deutschland, erschienenen Ausgaben sind angeführt und beurtheilt). Zuletzt ist S. 249—251 auch des Ariphron aus Sicyon Päan auf die Hygiea und das Scolion des Hybrias griechisch mit einer Uebersetzung und einigen Bemerkungen aufgestellt, obgleich beyde hieher nicht gehörten. Das Resultat der ganzen Abhandlung ist: Hermias, in einem niedrigen Stande geboren, hatte einige Tugenden und noch mehr Gewandheit; es fehlte ihm nicht an Geist und Talenten; mehr durch Intriguen als durch Verdienste erwarb er sich die Herrschaft, die er durch gute Behandlung der Geschäfte und Humanität zu behaupten wusste; glücklich, wenn sein Ehrgeiz ihn nicht zur Empörung gegen die Perser verleitet hätte. Aristoteles hatte seine Anlagen zur Tugend gebildet, daher ihre wechselseitige Freundschaft. Der Philosoph verdient Tadel, dass er nicht die ungemessene Ehrsucht des Hermias unterdrückt und die Freundschaft gegen ihn zu weit getrieben hat; sein Päan auf Hermias ist zu schmeichelhaft. Doch ist Aristoteles nicht so tadelnswürdig, als seine Verleumder ihn finden. Hermias hatte geglaubt, seine Empörung würde unbestraft bleiben; aber nach einigen Jahren des Glücks erfuhr er das Schicksal aller Rebellen.

S. 252—322. *Mémoire sur quelques fêtes des Grecs, omises par Castellanus et Meursius;* par *P. H. Larcher.* Die hier nachgetragenen griechischen Feste sind: *Ambrosia* (ἡ ἀμβροσια) nach Moschopulus und Proclus zum Hesiodus. ein Fest des Bacchus bey den Böotiern; ein Jahresfest der *Juno Acraea* in Corinth (von Castellan und Meursius nur mit ein Paar Worten erwähnt) und zwar ein Trauerfest der Medea, welche ihre von ihr selbst getödteten Kinder in dem Tempel der Juno Acraea begraben haben soll; nach einer andern Sage aber hatten die Korinther die 14 Kinder der Medea, die in diesen Tempel geflohen waren, dort getödtet; das Fest des Jupiters bey den Milesiern, Jovis bos genannt (S. 254); aber Larcher vermuthet, dass man im Hesych. statt Διὸς βοῦς lesen müsse Διόμου βοῦς, denn Diomus war der erste, der dem Jupiter Polikus einen Stier opferte; *Adrasteia*, Feste zur Ehre des alten argiv. Königs, Adrastus; *Diocleia* (Diokles, ein berühmter Bürger von Athen in den ältesten Zeiten, war, aus seinem Vaterlande verbannt, nach Megara geflohen, und fiel im Kampfe für diese seine neuen Mitbürger, die ihn nun als Heros verehrten); *Stenia* (nach einer richtigern Lesart in Aristoph. Thesm. 841., wo in den alten Ausgaben Τηνίοισι stand, die Genfer Θησειοισι hat), nach Phot. Lex. ein zu Athen zum Andenken der Rückkehr der Ceres von Weibern gefeyertes Fest; *Hysteria* (oder *Hystaria*), ein zu Argos gefeyertes Fest der Venus; *Euclia*, ein Fest, das zu Korinth mehrere Tage hindurch begangen wurde zur Ehre der Diana, deren Beyname Euclia war; *Hercynnia* (unrichtig bey Meursius nach einer verdorbenen Lesart in Hesych. Hercenia genannt), Fest der Ceres Hercynna; *Anaceia*, Fest zu Athen, von Castellanus und Meursius verwechselt mit dem Fest der Dioskuren, die auch ἄνακες heissen, denn hier werden die drey Söhne des Jupiter und der Proserpina, Tritopatreus, Eubuleius und Dionysius verstanden; *ludi funebres* zur Ehre des Eurygyes (welcher derselbe seyn soll mit Androgeon, Sohn des Minos) in Athen; *Herochia* (τὰ Ἡρόχια), ein Fest, das auch Theodaesia genannt und bey den Kretensern gefeyert wurde (es kömmt in einem Vergleich zwischen den Hierapytniern und Priansiern, der 1635 zuerst gedruckt wurde, vor); *Hyperboïa*, in demselben Vergleiche erwähnt, und sonst unbekannt; *Oleria*, ein Fest in der Kretensischen Stadt Olerus zur Ehre der Minerva gefeyert; *Galinthiadia* (es ist zweifelhaft, ob diess ein eignes Fest war, wie Meursius glaubt, oder nur ein Opfer, das Herkules zur Ehre der Galinthias, Tochter des Prötus, veranstaltet haben soll; der Verfasser verbreitet sich ausführlich über das 29. Capitel der Metamorphosen des Anton. Liber., wo es vorkömmt, (S. 265 ff.); *Asclepia*, Feste zur Ehre des Aesculaps, zu Pergamum, Tegea, Ancyra, Athen, Epidaurus, Megara (S. 268 ff.); *Eroteia Basileia*, königliches Fest des Amor, nach Philemon's Lexicon, woraus der Scholiast zum Pindar berichtigt wird) zu Lebadia gefeyert; Feste des *Hippolytus* zu Trözen; *Theodäsia* od. Feste des Bacchus in Kreta und bey den Libyern; Fest des *Jupiter Clarius* (Vorsteher des Looses) zu Tegea; *Barbillea* (in einer Inschrift der Marmorum Oxoniensium erwähnt; Barbillus war ein berühmter Astrolog, von Vespasian geschützt). Vespasian erlaubte den Ephesiern diess Fest zur Ehre des Barbillus zu feyern; (gelegentlich wird auch eines Festes oder feyerlicher Spiele, die von ihrem Stifter den Namen *Euryclea* führten, gedacht); *Taurocathapsia*, ein aus Thessalien abstammendes Kampfspiel, in welchem Reiter Stiere verfolgten und sie bey den Hörnern zu fassen suchten); *Lycea* in Arkadien, dem Jupiter von Lykaon geweihet, mit Kampfspielen verbunden; das (jährliche und fünfjährige) *Fest der Gemeinheit Asiens* (Κοινὸν τῆς Ἀσίας); Fest zur Ehre des *Apollo Triopius*; Fest des *Apollo Maloeis* (welchen Beynamen der Verf. von μῆλον, μᾶλον, Schaaf, ableitet); die *Synoecia* (S. 285), die auch *Metoecia* genannt wurden, in Attika; Fest zur Ehre des *Tenes* oder *Tennes*, Stifters von Tenedos (S. 287 ff.), die *Arneides* (S. 292 ff.), ein zu Argos zur Ehre der Psamathe und des Linus angestelltes Fest. (Gelegentlich ist ein Epigramm auf Koröbus aus der Vaticanhandschrift der Anthologie nach Petroni in der Notizia oltramontana angeführt S. 294 f., das Chardon de la Rochette im Mag. encycl. T. I. anders hat abdrucken lassen); *Cynophontis* (Ermordung der Hunde, kein besonderes Fest, sondern eine Ceremonie der Arneiden); *Delia*, Fest von den Athenern dem Apollo auf der Insel Delos gefeyert, und zwar alle fünf Jahre — über die Kosten dieses Festes und andere Umstände — auch über die Zeit des Todes des Sokrates — sehr ausführlich S. 297—308); Fest der *Damia* und *Auxesia* zu Epidaurus; *Eleutheria*, Fest der Freyheit in Smyrna; Fest zu Pellene im Peloponnes, wo der Preiss des Siegers ein Mantel (chlaena) war, zur Ehre des Mercur, verschieden von den Theoxeniis; die *Carnia* und die *Carnia* domestica, zwey verschiedene Feste; die *Theoxenia*, Manche von diesen 56 Festen waren doch schon von Castellanus und Meursius erwähnt, aber ihre Angaben werden berichtigt.

(Die Fortsetzung folgt.)

NEUE

LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

145. Stück, den 7. December 1810.

ÖKONOMIE UND TECHNOLOGIE.

Patriotisches Wochenblatt für Ungarn. Zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Beförderung alles Guten und Nützlichen. Für Leser aus allen Ständen. Herausgegeben von *Joh. Karl Lübeck*, Doctor der Arzneykunde. Erster Band. Januar. Februar. März 1804. 384 S. 8. Zweyter Band. April. May. Juny 1804. 320 S. in 8. Dritter Band. July. August. September 1804. 288 S. in 8. Vierter Band. October. November. December 1804. 255 S. in 8. Pesth, bey Konrad Adolph Hartleben. Pränumerations-Preis 6 Gulden.

Zweyte Auflage unter dem Titel:

Der patriotische Rathgeber für den ungarischen Stadt- und Landwirth. Eine Auswahl der besten Abhandlungen über alle Zweige der Landwirthschaft und der möglichen Verbesserung derselben, über die Vieh- und Bienenzucht, den Seidenbau und die Thierarzneykunde. Nebst den neuesten ökonomischen Entdeckungen des In- und Auslandes. Für Leser aus allen Ständen, herausgegeben von Dr. *Johann Karl Lübeck*, erstem Physikus des löbl. Honter Comitats. Zweyte Ausgabe des patriotischen Wochenblattes. 4 Bände. Pesth, bey Konrad Adolph Hartleben. 1807. 8. Preis 5 Gulden.

Die in Ungarn herausgekommenen Zeitschriften hatten alle das unglückliche Schicksal, ihre ephemere Existenz eine sehr kurze Zeit zu fristen. Diess war auch der Fall mit dem vorliegenden patriotischen Wochenblatt, dessen Anzeige und Beurtheilung wir den Lesern dieser Blätter noch schuldig sind. Es erhielt sich nur ein Jahr lang, ungeachtet es wegen seiner Gemeinnützigkeit und der guten Auswahl der von der Redaction aufgenommenen Aufsätze eine längere Dauer verdient hätte. Es ist, einige wenige Aufsätze abgerechnet, bloss ökonomischen und technologischen Inhalts. Recensent wird sich auf die Beurtheilung der grösseren und gehaltreicheren Originalaufsätze beschränken, und die kleineren gehaltloseren, so wie die aus fremden Werken und Zeitschriften entlehnten nur der Aufschrift nach anführen.

Januar. No. 1. *Kurze Uebersicht des Zustandes der Landwirthschaft in Ungarn im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts.* Vom Herausgeber. Beendigt No. 2. Keinesweges erschöpfend, aber doch schätzbar. Rec. theilt einiges aus demselben mit. Die Verschiedenheit des Klima's in Ungarn begünstigt die Erzeugung der verschiedensten Producte aus allen drey Reichen der Natur. Ungarn, in welchem der Handel nicht lebhaft genug ist, in welchem wenig Manufakturen und Fabriken blühen, muss sich bloss durch seine Naturprodukte nähren und erhalten, und doch ist die Cultur der Naturprodukte in Ungarn sehr unvollkommen. Die Viehzucht ist der bedeutendste Zweig der ungarischen Landwirthschaft; sie ist der Reichthum des Landes und durch sie wird der ungarische Handel belebt. Sehr irrig schliesst der Verf. aus dem Umstand, dass Fleisch, Butter, Unschlitt und Leder in Ungarn seit einigen Jahren sehr theuer geworden sind, dass des Hornviehes in Ungarn schon weniger geworden sey. Die Ursachen dieser Theurung sind nach unserm Urtheil: die Anhäufung des Papiergeldes, die gestiegene Volksmenge, der immer mehr steigende Luxus selbst unter den mittlern Classen und die durch beyde Ursachen vermehrte Consumtion. Die Gespannschaften Bács, Csongrad, Csánád, Békes, Arad, Heves, Pesth, Szala, Sümegh, Torontal und Temes haben die grössten Heerden

von Hornvieh, und aus diesen Gegenden werden allein auf der Wienerstrasse jährlich gegen 80000 Stück aus dem Lande getrieben. Irrig sagt der Verf. S. 5: dass die Stadt Bries in der Zoler Gespannschaft ihren bedeutenden Hornviehstand dem einträglichen Handel mit Briesner Käse verdanke; denn bekanntlich wird dieser Käse nicht aus Kuh-, sondern aus Schaafmilch und nicht ausschliessend in der Stadt Bries, sondern auch in andern Ortschaften der Gespannschaften Zol, Liptau, Thurotz, Arva, Gömör, Zips, Sáros in Menge verfertigt. Die ungarischen Pferde sind klein und haben nicht sehr viel Kraft, um Lasten zu ziehen, sie sind aber muthig, dauerhaft, und für die leichte Cavallerie die tauglichsten Pferde. Das berühmte königl. Hauptgestütt zu Mezőhegyes hat schon sehr viel zur Veredlung der Pferde in Ungarn beygetragen, und liefert selbst die schönsten Pferde in grosser Anzahl. Man hat in Ungarn wilde und zahme Gestütte. Die Gespannschaften Bács, Torontal und Temes haben bis jetzt noch immer die grössten Gestütte, und nähren sich zum Theil von der Pferdezucht. In den gebirgigten Gegenden zieht man hin und wieder Esel. Die Schweinezucht wird in Ungarn ziemlich stark getrieben. Die Gespannschaften Ungh und Beregh nähren in ihren grossen Waldungen auch eine grosse Anzahl Schweine und treiben damit einen ausgebreiteten Handel. Der grösste Handel mit Schweinen ist zu Oedenburg und Kanischa, und mit Speck zu Debreczin und Pesth. Die Schaafzucht ist in Ungarn ausgebreitet, aber dennoch nicht so sehr, als man es wünschen muss, da in Ungarn noch sehr viel unangebautes Land ist. Die ungarischen Schaafe sind schön, und merkwürdig ist die eigene Art mit gewundenen Hörnern (Ovis strepsiceros Linn.), die ausser Ungarn nur auf dem Berge Ida und auf einigen Inseln des Archipelagus gefunden wird. Mit der Schaafzucht, als einem besonderen Nahrungszweig, beschäftigen sich die Gespannschaften Stuhlweissenburg, Weszprim, Tolna, Békes, Pesth, Neograd, Komorn, Raab, Neutra, und wegen des Käse werden sie vorzüglich gezogen in den gebirgigten Gespannschaften Thurócz, Liptau, Arva, Hont, Bars, Zol, Gömör, Sáros, Zips. Die in diesen gebirgigten Theilen erzeugte Wolle hat wenig Werth, die andere jedoch aus den untern Gegenden wird stark gesucht, und diejenige, die von veredelten Schaafen ist, sehr gut bezahlt. Die Inoculation der Schaafpocken kennt man freylich schon, aber man hat sie noch an wenig Orten benutzt. Ziegen trifft man an vielen Orten bey anderen Heerden, und sie wären in hinlänglicher Menge da, um ihre Felle für eine Corduanfabrik im Grossen liefern zu können. Die Bienenzucht kommt immer mehr in Aufnahme, aber doch ist sie lange noch so weit nicht, als sie es seyn könnte. In Slawonien, im Banate, in den untern Gespannschaften, als Arad, Békes, Csongrád, Barany, Torontal und andern wird die Bienenzucht häufig betrieben, aber in Gömör, Hont, Neograd und anderen oberen nicht vernachlässigt, und selbst in den kälteren, als in Thurócz, Zol, Zips u. s. w. mit günstigem Erfolg betrieben. Der Seidenbau wurde in Ungarn schon lange empfohlen und die Regierung suchte ihn auf alle mögliche Art zu befördern, aber dennoch ist man nicht im Stande, den Einwohnern eine Vorliebe zu demselben abzugewinnen. Die Zucht des Geflügels ist ein grosser Zweig der ungarischen Landwirthschaft. Alle Arten von Hühnern, Indiane, Enten, Gänse und Tauben werden in erstaunlicher Menge gezogen. Eine unendliche Zahl wird im Lande selbst verzehrt, und nur ein Theil wird über die Gränze verführt. Fasanerieen findet man mehrere und zum Theil sehr grosse. Eigends angelegte Wildbahnen und Gehege findet man in Ungarn sehr wenige. Keiner von den vielen grössern und kleinern Landseen wird benutzt, um in denselben künstliche Fischbehälter anzulegen. Freylich sind die ungarischen Flüsse und Seen reich an Fischen. Mit der Vertilgung schädlicher Thiere hat man sich in Ungarn noch wenig abgegeben. — Der Feldbau mit allen seinen Arten ist in dem ganzen Lande ausgebreitet. Der Ackerbau insbesondere ist so ausgedehnt und so weitläufig, dass das Land nicht nur mit einem Ueberflusse von Früchten gesegnet ist, sondern dass es noch ausserdem eine grosse Menge den Nachbarn überlassen kann. Alle Arten Feldfrüchte werden im Lande gebaut und die Verschiedenheit der Erzeugnisse in den verschiedenen Gespannschaften hängt bloss von dem mildern oder rauhern Klima ab. Nach einem zehnjährigen Calcul der Ausfuhr führt man jährlich für 2,213,612 fl. aller Arten Getreide aus dem Lande. So viel Weizen als in Ungarn wird verhältnissmässig in keinem Lande gebaut, und gewiss ist er auch nirgends so schön. Roggen wird lange nicht so viel als Weizen gebaut, auch haben die gebirgigten Gespannschaften an demselben Mangel, welchen jedoch die untern wieder ersetzen. Hafer wird im Lande ausserordentlich viel gebaut, und in den gebirgigten Theilen ist er neben der Gerste oft das einzige Nahrungsmittel. Der Bau der Gerste ist ansehnlich, denn man benutzt sie zum Bierbrauen, als Viehfutter, und ein Theil wird auch noch als Kaufmannswaare behandelt. Sie gedeiht überall. Ein vorzügliches ungarisches Product ist der Mais, welcher fast im ganzen Lande gedeiht. Der Reis wird im Banate zu Gattai, Detta, Denta, Omor und Uj Pécs gebaut. Er gedeiht sehr gut und trägt reichlichen Gewinn. Das Heidekorn wird in genügsamer Menge in den Gespannschaften Liptau, Weszprim, Thurócz und Sáros gebaut. Der Hirse gedeiht fast überall. Handelskräuter hat Ungarn sehr verschiedene, und man könnte noch mehrere mit grossem Vortheile bauen. Krapp,

Waid und Färbersumach wachsen in Ungarn wild, werden aber wenig cultivirt. Safran baut man sehr wenig, und die Landleute behelfen sich mit Saflor. Mohn baut man nur so viel, als man zum Bedürfniss nöthig hat. Der Leinbau gibt einigen kältern Gegenden eine vorzügliche Nahrungsquelle ab. Vorzüglich beschäftigen sich die Gespannschaften Arva, Zips, Saros, Liptau, Thurócz und Eisenburg mit der Cultur des Flachses. Der Hanf wird fast im ganzen Lande gebaut. Hopfen wird im Lande sehr wenig gebaut, wächst aber in ziemlicher Menge wild, und könnte als Handelsartikel gut benutzt werden. Tabak ist ein vorzügliches Erzeugniss des Landes. Er wird in den südlichen Theilen Ungarns, aber auch noch in den gebirgigten Theilen, z. B. Gömör und Hont, in sehr grosser Quantität gebaut und ist von verschiedener Güte. Die Kartoffeln trifft man überall an, und sie sind im Allgemeinen sehr gut. Die ungarischen Melonen sind nach den italienischen gewiss die vorzüglichsten in Europa, und einige Arten selbst den italienischen vorzuziehen. Gurken baut man fast überall. Die besten Erbsen findet man in der Zips. Von der slawonischen und kroatischen Gränze herauf ist das Land in der Nachbarschaft von Steyermark und Oesterreich ein natürlicher Obstgarten. In den Gespannschaften Pressburg, Neutra, Gran, Komorn, Raab, Neograd und vielen andern hat man Obst in genugsamer Menge. Der Wiesenbau ist in Ungarn gar nicht künstlich. Was die Natur an Gras bringt, das nimmt man und hat daher oft Mangel an Heu. Der Weinbau ist in Ungarn sehr ausgebreitet. Der Tokayer ist in der ganzen Welt bekannt, aber ausser ihm haben die Ungarn noch edle Weine in Oedenburg, Ratschdorf, St. Georgen, Schomlau, Ofen, Ménes, Erlau, Karlowitz und an unzähligen andern Orten. Die Production des Weines in Ungarn ist ausserordentlich gross, und man kann die Consumtion im Innern des Landes allein auf mehr als 12 Millionen Eimer rechnen. Die Waldcultur sollte in Ungarn um vieles verbessert werden. Irrig ist die Behauptung des Verfassers, dass man die Steinkohlen in Ungarn fast nirgends benutzt: in den Gespannschaften Oedenburg und Zips werden sie wenigstens ziemlich stark benutzt. II. *Runkelrübenzucker in Ungarn.* Von *J. Samuel Gertinger*, Apotheker in Eperies. Hr. Gertinger hat aus den Runkelrüben mit Erfolg Zucker bereitet. Aus 2750 Pfunden frischer Runkelrüben erhielt er, da verschiedene widrige Umstände eintraten, jedoch nur 60 Pfund Zucker. Nach seiner Berechnung käme das Pfund nur auf 48 Kr. Gern hätte er seine Versuche im Grossen gemacht, erhielt aber keine Unterstützung. III. *Von der Cultur, dem Gebrauch und dem Nutzen der Ikritza, eines Products, das im Arvaer Comitate gebaut wird.* Von *Michael Ambrosy von Sedén.* Die Ikritza ist ein dem Roggen ähnliches Gewächs, welches vor vielen Jahren aus Mähren in das Arvaer Comitat gebracht wurde und da mit grossem Nutzen gebaut wird. Man säet die Ikritza gewöhnlich im Frühjahre mit Gerste gemischt und schneidet im Sommer die reife Gerste und die grüne Ikritza; diese wächst bis in den späten Herbst neuerdings und wird noch einmal abgemäht; im folgenden Jahre wächst sie wie jede andere Winterfrucht und wird im Sommer eingeerntet. Sie bringt viele Halmen und Aehren hervor und ist sehr ergiebig. Die Winde und Nässe schaden ihr nicht so leicht als dem Korn. IV. *Vorläufige Nachricht von der neu entdeckten Heilquelle bey dem Kaiserbade zu Ofen.* Diese Heilquelle ist seitdem bereits durch eigene, von Aerzten und Chemikern verfasste Schriften näher bekannt geworden. V. *Kleine Aufsätze.* 1. *Nutzen des türkischen Pfeffers gegen den schwarzen Staar.* 2. *Wie die Tartaren* (Tataren) *in der Krimm ihre Bäume pfropfen.* Nach Pallas. 3. *Meynung über das Aderlassen bey Thieren.* Aus Hufelands Journal der praktischen Heilkunde. 4. *Sago-Surrogat* aus Kartoffeln. Aus dem Reichsanzeiger 1802. No. 137. 5. *Oxygenirte Kochsalzsäure gegen die Rindviehpest.* Nach D. G. R. Frank. 6. *Nutzen der Spitzen der Wacholdersträuche* gegen Strangurie der Pferde und als Verhütungsmittel der Herbstepidemieen. Aus den ökonomischen Heften 1810. July. — No. 2. *Beschreibung der französischen Nationalschäferey zu Rambouillet, vom Herrn von Vinke.* Beendigt No. 3. Aus der landwirthschaftlichen Zeitung 1803. *Gegenwärtiger Zustand einiger Industrie-Anstalten und Fabriken in Ungarn.* Von *Matthias Sennovitz*, öffentl. Lehrer der grössern weiblichen Jugend in Eperies. Enthält nur eine kurze Notiz von der englischen Steingutfabrik zu Kaschau, die immer mehr aufblüht. Director derselben ist Herr Joseph Mobl, Werkführer der Italiener Osvaldo Privirotti. Schon im Jahre 1804 beschäftigte sie täglich 52 Menschen. Damals kostete ein Teller von der bessern Gattung nur 10 Kr., jetzt 40 Kr. *Kleine Aufsätze.* 1. *Anbau des gemeinen Steinklees.* 2. *Vortheilhaftes Mittel, die Seidenwürmer in den Kokons zu tödten.* Aus Schedels Ephemeriden für die Naturgeschichte, Oekonomie u. s. w. 1795. Drittes Quartal. 3. *Dünger von Seidenwürmern.* Aus den Londoner Transactionen, Vol. II. 4. *Vortheilhafte Bereitungsart eines sehr guten Essigs ohne Wein.* — No. 5. *Nachricht über den Honighandel in Rosenau.* Von Dr. *Gr. von Marikovszky.* Interessant. Rosenau hat sich seit 40 Jahren durch sehr ausgebreiteten Honighandel in Ungarn merkwürdig gemacht. Im Monat September verlassen über 60 Bürger die Stadt und verbreiten sich in den Gespannschaften diesseits und jenseits der Theiss, bis an die Grenzen von Siebenbürgen und des Banats. Im Jahre 1803 kauften sie den Eimer Honig für 31 bis 33 fl. In diesem Jahre wurden 3520 Eimer eingeführt

Der Verf. beschreibt die Schmelzungsart des rohen Honigs, die Zubereitung des braunen Meths und die Bereitungsart des Wachses. Von einem Eimer Honig erhält man gewöhnlich 7 bis 8 Pfund reines Wachs. *Der ungarische oder türkische Hafer.* Vom Herausgeber. Er fand ihn um die oberungarischen Bergstädte häufig angebaut, empfiehlt den Anbau desselben, und widerlegt das Vorurtheil, dass er in den untern Gegenden Ungarns leicht in gemeinen Hafer ausarte. *Erfahrung vom Wintersalat.* Von B. (Bogsch in Pressburg.) Der Verf. behauptet aus Erfahrung, dass der Wintersalat eine eigne Art Salat sey und nur im Herbst angebaut und versetzt werden müsse, sonst artet er aus. *Aufforderung zur Errichtung von Scheunen in den untern Gegenden unsers Vaterlandes.* Vom Prof. *Johann Samuel Fuchs* in Leutschau (jetzt Prediger in Käsmark). Ein gründlicher Aufsatz. Der Vf. zeigt die Nachtheile, die aus dem bisherigen Verfahren mit dem eingeernteten Getreide in jenen Gegenden, wo keine Scheunen sind, entstehen, setzt die Vortheile der Scheunen aus einander, widerlegt die Einwürfe gegen die Errichtung der Scheunen in den untern Gegenden Ungarns, und lehrt, wie der ungarische Bauer dahin gebracht werden könne, dass er sich Scheunen aufbaue. *Welche gerichtliche Einrichtung möchte den Vervortheilungen der Müller, insonderheit auf dem Lande, am sichersten abhelfen?* Von S. T. *Fragen, die man im Wochenblatte beantwortet zu lesen wünscht.* Einige der 12 Fragen hat der Herausgeber beantwortet. Rec. beantwortet die Frage: Wer hat in Ungarn Versuche mit Gyps gemacht? Welche? Wie sind sie ausgefallen? Gyps wird in Igló gebrannt und bey Gebäuden zu Verzierungen benutzt. Auch hat der vormalige Rector der evangelischen Schule zu Igló Hr. Tobias Steller glückliche Versuche mit Gypsabdrücken gemacht, und zu Käsmark hat man Versuche gemacht, den Ackerboden mit Gyps zu verbessern. *Kleine Aufsätze.* 1. *Nachricht und Nachfrage bey der Landwirthschaft.* Von S. T. (Samuel Theschedik in Szaroas). 2. *Kampher, ein Mittel gegen das Erfrieren.* Aus dem Verkündiger, 1803. Januar. 3. *Wie sichert man Bohnen im Frühjahr gegen Frost?* Aus den Annalen der Gärtnerey, Erfurt 1795. 1. Stück. 4. *Conservirung des Baumöls.* Aus Busch's Almanach der Fortschritte u. s. w. 5. *Wohlfeile, dauerhafte schwarze Farbe für Maler und Kupferdrucker.* Aus dem Journal für Fabriken u. s. w. 9. Band. — No. 4. I *Beyspiele von guter Industrie und von guter Oekonomie in Ungarn. Das Gut Keresztúr im Pesther Comitat.* Von S. Th. (Samuel Theschedik.) Lesenswerth. Das Gut Kereztúr brachte der Freyherr Alexius Sylvius Bujanovszky von Bujanova in Flor. II. *Die veredelte Schaafzucht zu Sövényház.* Von *Michael Német*, Pfarrer. Jährlich werden ungefähr 300 Stück Schaafe und zwar das Stück der feinwolligsten für sechs Ducaten verkauft. Die Anzahl der Schaafe beläuft sich auf 2300 Stück. Der Centner Wolle wird für 110 bis 150 Gulden verkauft. III. *Ueber den Handel in Griechenland.* Aus dem Werke: Tableau du Commerce de la Grece, par Felix Beaujour. Paris 1801. 8. IV. *Wo sollen Güterbesitzer zu der Melioration ihrer Güter Geld hernehmen?* Die Rathschläge, die für ungarische Güterbesitzer berechnet sind, sind gut und ausführlich. V. *Einige Nachrichten vom Kleebau und vom Torf aus der obern Zipser Gegend unter den karpatischen Alpen.* Von *Michael Wittchen* in Poprad (jetzt evang. Prediger zu Grosslomnitz in der Zips). Die ersten Versuche mit dem Kleebau in der obern Zips machte der Rathsmann Jakob Szolkovy in Poprad. Torf wird in der obern Zips schon stark gebraucht. VI. *Bericht über die Löschanstalten bey Feuersbrünsten in dem obern Zipser Kreis unter den karpatischen Alpen.* Von *Michael Wittchen.* VII. *Kleine Aufsätze.* 1. *Beantwortung der Frage im patriotischen Wochenblatt S. 93: wo werden in Ungarn Kappern gesammelt, und wie werden sie eingemacht?* Vom Herausgeber. Der Kappernstrauch (Capparis spinosa) wächst nicht in Ungarn. Der Herausgeber empfiehlt als ein gutes Surrogat der Kappern die Blüthenknospen der Butterblume (Caltha palustris) und der Ranunkelarten (Ranunculus ficaria und Ranunculus acris). Rec. hält die Blüthenknospen der Ranunkelarten für der Gesundheit nachtheilig. 2. *Wie benutzt man ungesundes Korn?* Aus dem Magazin aller neuen Erfindungen, No. 2.

Februar. No. 5. *Kurze Nachricht von der Seidencultur im Biharer Comitat.* Von *J. F. von Miller.* Die Biharer Seidenindustrie ist im Steigen. In Grosswardein ist ein eigener Seideninspector. Jeder Ort ist schuldig, einen Menschen auf eigene Kosten nach Grosswardein zu schicken, der dort sowohl die Methode der Pflanzung der Maulbeerbäume, als auch die Art, die Seidenwürmer zu nähren und Seide zu erzeugen, von dem Inspector erlernen muss. Die Manipulation wird nach Blaschkowitschischer Anleitung vorgenommen. Im Jahre 1798 wurden in der Grosswardeiner Fabrik 510 Pfund Seide abgesponnen. II. *Gesuch um ein kaufmännisches Gutachten.* Von J. B. III. *Einige Erfahrungen im Gartenbau.* Von B. (Bogsch.) Ueber den Anbau des Blumenkohls und die Gewinnung des Saamens von demselben. IV. *Neuer Strassen- und Brückenbau im Arvaer Comitat.* Von *Michael Ambrosy von Séden.* V. *Kleine Aufsätze.* 1. *Wichtige Vortheile bey dem Brodbacken.* 2. *Benutzung der Hopfenreben.* Aus dem Reichsanzeiger 1799, No. 207. 3. *Anweisung, gutes Brod aus Kürbissen zu backen.* 4. *Gutes Mehl aus Rosskastanien.* Aus dem polytechnischen Magazin, Winterthur 1798. 5. *Mittel, das Reifwerden der Weintrauben und anderer Baumfrüchte zu befördern.* 6. *Oel aus*

den Kernen der Weintrauben. 7. *Die Aufbewahrung der Kartoffeln.* Aus den Entdeckungen und Erfahrungen aus dem Fache der Naturwissenschaft, Oekonomie u. s. w. Leipzig 1797. 8. *Erprobtes Mittel, Kartoffeln auf lange Zeit bey gutem Geschmack zu erhalten.* — No. 6. I. *Kurze Uebersicht der Schaafpockenimpfung im Komorner Comitat im Jahre* 1803. Von *Johann Seth*, Doctor der Arzneykunde und Physikus des Komorner Comitats. Die Operation der Impfung wird en detail beschrieben. II. *Neue Art, Kleeheu zu machen.* Aus dem Verkündiger 1803. III. Dr. *Meltzers einfache Säemaschine und Feldmesser.* Schon aus andern Schriften bekannt. IV. *Kleine Aufsätze.* 1. *Die Fruchtknoten der Kartoffeln als Oliven zu gebrauchen.* Aus den ökonomischen Heften 1798. 2. *Verbesserte Cultur der Gurken.* Aus den Annalen der Gärtnerey von Neuenhahn 1796. 3. *Mittel, ausgetrocknete Baumstämmchen zu retten.* Aus Sickler's deutschem Obstgärtner 1796. No. 5. 4. *Vertilgung der Werre und der Larven des Maikäfers.* Aus den ökonomischen Heften. Januar 1797. 5. *Surrogat für die Lohe.* Aus Hildts Handlungszeitung 1796. 20. Stück. 6. *Grosser Vortheil beym Anbau der Gerste und des Hafers.* Aus Schubarts englischen Blättern, 8. Band, 1. und 2. Heft. 7. *Ein Mittel, den Flachs gegen den Erdfloh zu sichern.* Aus der Lausitzischen Monatschrift, September 1797. 8. *Guten Essig zu machen.* Aus dem Rathgeber für alle Stände. Gotha 1799. 1. Stück. 9. *Fabrikation des Grünspans.* Aus Moll's Jahrbüchern der Erd- u. Huttenkunde, 4. Band. 1. Lieferung. — No. 7. I. *Gemeinnütziger Zustand einiger Industrie-Anstalten und Fabriken in Ungarn.* Von *Matthias Sennovitz* in Eperies. Fortsetzung. Ueber die mit einem Arbeitshause verbundene Kaschauer Tuchfabrik. Die Einrichtung ist musterhaft. Die Erzeugnisse sind: Kotzen, Wollrasche, Molldon, 7/8 Ellen breites Halbtuch, 7/8 und 6/8 Ellen breite ordinäre und feine Tücher. II. *Vorschlag zur Fabrikatur des Zuckers aus Runkelrüben.* Von *J. Sam. Gertinger* in Eperies. Hr. G. wünscht, um seine Fabrikatur des Zuckers aus Runkelrüben im Grossen treiben zu können, dass ihm entweder der Staat oder zusammentretende Particuliers eine Summe von 6 bis 8000 Gulden zur freyen Disposition überlassen und ihn ruhig das Werk ins Grosse bringen lassen mögen, ohne ihn dabey zum Schuldner zu machen, oder der Staat oder zusammengetretene Partikuliers möchten unter seiner Direction eine Fabrik bauen, so dass er nur der Fabrikant wäre und als Fabrikant jährlich bezahlt würde. Er verspricht das Pfund Rohzucker zu 24 Kr., den raffinirten zu 48 Kr. zu liefern. Blieb ein frommer Wunsch! III. *Ueber den Anbau des Muhars* (Panicum germanicum Linn.). Vom Hrn. *von Tuczentaller* in Pösing. Ein praktischer Aufsatz. Der Muhar wird im Anfange des Maymonats, wo man bis zur Aufgehungszeit dieser zarten Pflanze keine Fröste mehr besorgt, angebaut. Er kommt am besten in lockern, sandigen Gründen fort. Wenn man eine reiche Ernte von demselben haben will, muss das Feld rein geegget seyn und darf keine Schollen haben. In neuen Aufrissen gedeiht er am besten und mit vielen Vortheilen auch im zweyten und dritten Jahre noch. Baut man den Muhar zur Fütterung, so muss er gemäht werden, wenn die Stengel noch stahlgrün und die Kolben dunkelbraun sind, denn lässt man ihn ganz reif werden, so verlieren Stengel und Blätter alle Kraft und das Vieh frisst ihn auch nicht. Der Absatz des Saamens ist nicht sehr gross, weil es eigentlich nur ein Futtergewächs ist. Gewöhnlich lässt man einen kleinen Theil des Anbaues zum Saamen. Auf ein Joch von drey Pressburger Metzen Aussaat braucht man nicht mehr als ein Viertel Metzen Muharsaame. IV. *Kleine Aufsätze.* 1. *Bier ohne Hopfen.* Vom Herausgeber. Der Verf. empfiehlt als Hopfensurrogat die schon von andern angerathenen Spitzen der Fichtenzweige von Pinus alba und nigra, den Bitterklee, die Erica vulgaris, die Quassia amara, die Blätter der Ptelea trifoliata, Origanum vulgare (Wohlgemuth), Thymus serpillum (Quendel oder Thymian). Rec. hält diese Surrogate in Ungarn für unnöthig, da der unstreitig bessere Hopfen in Ungarn wild wächst und leicht gezogen werden kann. 2. *Kleebau bey Eperies.* Von *J. S. Gertinger.* In Eperies ist ein rühmlicher Anfang gemacht worden, Klee im Brachfeld anzubauen. 3. *Krappbau bey Eperies.* Von *J. S. Gertinger.* In Eperies wird von Hrn. Gertinger und von dem Färber Daniel Steller Krapp angebaut. 4. *Mittel, das Rauchen der Schornsteine zu verhindern.* Aus dem Verkündiger, Januar 1803. — No. 8. I. *Ungarns Handelskräuter und Manufakturpflanzen.* Vom Herausgeber. Ein stattliches Verzeichniss auf 20 Seiten. II. *Beantwortung der Frage: wo findet man in Ungarn Tarras* (Tufwacke)? Vom Herausgeber. Man findet in Ungarn Tarras bey Peklin in der Scharoscher Gespannschaft, auf dem Berge Dargo in der Zempliner Gespannschaft, auf beyden Seiten der Strasse zwischen Parád und Erlau bey Ganocz in der Zips. Rec. fügt hinzu: bey Siwabroda und Baldotz in der Zips und bey Golop. III. *Einiges über den Mais.* Vom Herausgeber. Aus andern Werken entlehnt. Erschöpfend ist das neue Werk des Herrn Professors Burger über den Mais. IV. *Etwas über den Anbau des Honiggrases* (Holcus lanatus). Das Honiggras treibt in gutem Boden 20 bis 30 gegen 4 Schuh hohe Halme und einen Schuh lange Blätter. Die Aussaatzeit des Saamens ist im Spätfrühjahre. Die Quantität des auszusäenden Saamens betreffend, so erfordert ein Stück Land von 100 Quadratruthen 10 bis 12 Pfund. Will man frühzeitigen Nutzen von dem Honiggrase haben, so säe man es unter Kleesaamen, und auf 100 Ruthen werden 4 bis 5

Pfund Saamen erfordert. V. *Notizen von der englischen Pferdezucht.* Aus der Zeitung für die Pferdezucht, 2. B. 2. Heft. VI. *Wie reinigt man rostigen Stahl?* Aus dem Reichsanzeiger. — No 9. I. *Ueber die Bienenzucht.* An den Herausgeber des patriotischen Wochenblattes für Ungarn von H. Z. Ein gründlicher praktischer Aufsatz. Der Verf. beweist, dass die Vermehrung der Bienenstöcke durch die vom Herausgeber empfohlene Magazinzucht nur in Jahren, die der Bienenzucht günstig sind, Statt haben könne, und dass die Vereinigung mehrerer Schwärme in einen Stock ein sicherer Weg ist, die Bienenzucht empor zu bringen. Auch ertheilt der Vf. den Besitzern von Bienenstöcken gute Regeln aus Erfahrung. II. *Anweisung, Erdäpfel* (soll heissen *Kartoffeln*) *sauer einzumachen, um sie statt Sauerkraut gebrauchen zu können.* Von *Andreas Lányi* in Pesth. III. *Anleitung zum Studium der Oekonomie.* Vom Herausgeber. Nach Webers ökonomischem Sammler, Leipzig 1803, 6stes Stück. IV. *Unmaassgeblicher Vorschlag, durch Monographieen der vaterländischen Literatur aufzuhelfen.* Besonders den Schulmännern der höhern Classen ertheilt von *Andreas Skolka.* Empfehlung der in Ungarn bisher fast gar nicht üblichen Herausgabe von Programmen. V. *Mittel gegen Zahnschmerzen.* Vom Herausgeber. Von den die Zahnschmerzen stillenden Insekten: Meloe vesicatorius (Kantharide), Curculio antiodontalgicus, Coccinella septempunctata, Cynips rosarum und noch einigen andern. VI. *Anzeige und Empfehlung guter Bücher.*

März. No. 10. I. *Der Perkinismus.* Vom Herausgeber. Von der Erfindung des Dr. Benjamin Douglas Perkins zu Plainfield in Nordamerika örtliche Krankheiten durch Bestreichen der Oberfläche der leidenden Stellen mit besondern von ihm erfundenen Nadeln zu heilen. Nach den engl. Miscellen, 1. Band, nach Heroldt's und Rafn's Werk über den Perkinismus u. s. w. II. *Ueber die Schaafzucht der Engländer.* Aus Laubender's Annalen der Gewerbkunde. III. *Von der Appretur der Leinwand, besonders in Schlesien.* Aus dem Journal für Fabriken u. s. w. 7. Band. IV. *Fragen, die man im patriotischen Wochenblatt beantwortet zu lesen wünscht.* V. *Mittel zur Rettung erfrorner Obstbäume.* Aus dem Journal für Natur- u. Gartenfreunde 1804. — No. 11. I. *Beschreibung der Soda-Seen im Biharer Comitat.* Von *Rückert.* Aus Crell's chemischen Annalen, 1. Band 1793. Mit einem Zusatz vom Herausgeber. II. *Ueber den Kaffee.* Vom Herausgeber. Naturhistorisch und diätetisch. Der Herausgeber urtheilt über das Kaffeetrinken günstig. III. *Beytrag zur Geschichte des Wachses.* Aus dem Neuesten u. Nützlichsten der Chemie u. s. w. 1. Bd. Nürnberg 1798. IV. *Ueber die beste Art und Zeit zum Verpflanzen der Obstbäume. Mittel gegen das Ausgehen oder Vertrocknen der neugesetzten Obstbäume.* Praktisch. V. *Kleine Aufsätze.* 1. *Vortheil beym Kaffeekochen.* Das Gerinnen der Milch durch Weinsteinöl zu hindern. 2. *Mittel, um Holzwerk, Leinwand und andere Sachen, welche die Feuchtigkeit vertragen können, vor Feuersgefahr zu sichern.* Dieses Mittel ist heisses, mit Potasche gesättigtes Wasser. — No. 12. I. *Ueber die Schaafzucht in einigen Comitaten über der Donau, und über die Bereitung des Brieser Käses.* Von J — F. v. T. (Johann Festetics von Tolna.) Interessant. Rec. hebt folgende Data aus. In den Gespannschaften Pressburg, Neutra und Trentschin werden häufig veredelte Schaafe gezogen. Besonders zeichnen sich die Heerden des Grafen Aspermont in der Trentschiner, und die des Grafen Hunyady in der Pressburger Gespannschaft aus. Aber schon im nördlichen Theile der Neutraer und dem grössten Theile der Trentschiner Gespannschaft findet man meist nur ungarische Schaafe (ovis strepsiceros Linn.), besonders bey den Bauern. In den Gespannschaften Bars, Hont, Zol, Gömör und Liptau ist dagegen die Zucht der ungarischen Schaafe allgemein. Den Sommer hindurch geniesst das Schaafvieh in den Gespannschaften Pressburg, Neutra, Trentschin, Zol, Bars, Hont, Liptau die vortrefflichste Kräuterweide auf waldigen Gebirgen, und dieser Nahrung ist auch die Vortrefflichkeit des Käses zuzuschreiben, der von der Milch dieser Schaafe bereitet wird. Leider wird der Brieser Käse häufig verfälscht. Von der Genauigkeit im Durchkneten des mässig gesalzenen Topfens hängt die Güte und Feinheit und auch die Dauerhaftigkeit des Brieser Käses ab. II. *Eperjes nach der Feuersbrunst* (5. Julius 1788). Von *Matthias Sennowitz.* Der Verf. theilt auch die neue, zweckmässige Feuerlöschordnung mit. III. *Ueber die Behütung der Wintersaaten von den Schaafen.* Aus der oberdeutschen Zeitschrift, 5. Heft. IV. *Ueber das Oel aus Bücheln.* Von S. T. (Samuel Theschedik.) Mit Recht empfiehlt der Vf. das Oel aus Bücheln (Buchecker), da es zu Speisen und von Handwerkern und Manufakturisten gebraucht werden kann, und Ungarn mehr als hunderttausend Joch Buchenwälder hat. V. *Erfahrung über den vortheilhaften Anbau der Erdnuss oder der Erdpistazie* (Arachis hypogaea L.). Von F. in Essegy, mit einem Zusatz vom Herausgeber. VI. *Verbesserter Anbau der Grundbirn* (Solanum tuberosum L.). Von F. in Essegy. Es ist die Verbesserung durch Anbau der Keime gemeynt. VII. *Kleine Aufsätze.* 1. *Die beste Art Erdäpfel zu sieden.* Nämlich durch Dämpfe. 2. *Röhren von Thon zum Branntweinbrennen.* Aus dem Journal für Fabriken. 1801. März. 3. *Eine Methode, trüben, zähen Wein abzuklären.* Aus den ökonomischen Heften 1802. Februar. 4. *Verhärtete Eiter der Stuten zu erweichen.* Aus den ökonomisch-veterinärischen Heften von Riem und Reutter, 1. Heft. 5. *Anzeige von Kleesaamen.* Von *Samuel Theschedik.* — No. 13. *Ueber den Reisbau*

und über die Vortheile desselben. Nebst der Beschreibung einer einfachen, bey den Bewohnern Indiens gewöhnlichen, Maschine zur Enthülsung des Reises. Aus der oberdeutschen Zeitschrift für Land- und Hauswirthe, 1. B. 2. Heft. Mit einem Zusatz vom Herausgeber. Der Herausgeber empfiehlt den Reisbau in Ungarn dringend. Nach der Meynung des Verfs. könnten nicht nur die untern Comitate, als Bács, Csongrád, Csanad, Arad, Tolna, Barany u. s. w., und der grösste Theil von Slavonien Reis erzeugen, sondern auch viele andere, als Stuhlweissenburg, Veszprim, Komorn, Gran, Raab und Wieselburg, und besonders die Gegenden am Plattensee und an den Hunság. Recens. räumt diess ein, glaubt aber, dass der Anbau des Sumpfreises, der vom Herausgeber gemeynt ist, der Gesundheit sehr nachtheilig wäre, und empfiehlt dagegen den Anbau der Oryza mutica, die in trocknem Boden fortkommt.

April. No. 14. *Ueber das Georgikon in Keszthely.* Nebst einem Plane. Von *Ladislaus von Nemeth*, Rector des evangel. Gymnasiums zu Raab. Eine ausführliche gründliche Beschreibung des berühmten theoretisch-praktischen ökonomischen Instituts Georgikon. Recens. hebt nur folgendes aus. Dem Institut ist gleich am Orten ein Feld von 241 Jochen zugetheilt, dessen Boden eine grosse Verschiedenheit darbietet, und also von allen Zweigen der Landwirthschaft, so wie von allen Gattungen wirthschaftlicher Arbeiten u. Beschäftigungen Proben aufstellen kann. Das Getreidefeld von ungefähr 181 Joch oder 360 Metzen Anbau ist in 10 Tafeln vertheilt, welche nach dem Plan, den Thaer angegeben hat, bearbeitet werden. In diesen 10 Tafeln sind die Getreidearten jährlich abgewechselt, und zwar mit der Vorsicht, dass die Abwechselung immer mit einer Art von Düngung verbunden ist und dabey fast jede Tafel jährlich eine doppelte Ernte gibt, z. B. in dem gut gedüngten Weizenfeld wird nach der Ernte Heidekorn angebaut. Der Küchengarten ist in 16 Beete von verschiedener Grösse eingetheilt, in welchen die Gewächse immer gewechselt werden, so dass in einem grossen immer 8 Jahre hindurch verschiedene perennirende Pflanzen, in den übrigen aber nach gleichen Abtheilungen in Rücksicht auf ihre Dauer andere Küchengewächse gezogen werden. Hiebey wird noch immer Rücksicht auf die möglichst gedrängte Benutzung des Bodens sowohl als auf die Düngung genommen. Die perennirenden wandern nach diesem Plan den ganzen Garten in 72 Jahren durch, die übrigen machen den Umkreis in 16 Jahren. Eine Abtheilung von 20 Joch in der Reihe der Gebäude ist zur Erzeugung der Handels- und Futterkräuter u. ihres Saamens, den man immer beym Georgikon kaufen kann, angewiesen. In einem ungefähr eine halbe Stunde von Keszthely entlegenen Thale sind dem Georgikon 140 Joch Wiesen angewiesen, an einem Orte, den Industrie und Fleiss erst recht brauchbar machen soll, denn dieses Thal wird von der Quelle des Héviz den grössten Theil des Jahres unter Wasser gehalten. Auch hat das Georgikon einen Weingarten nebst etwas Wiesen und einem Esparcette-Felde von etwa 10 Joch, und einen ungefähr 100 Joch grossen Wald. Der Weinbau wird nach der Art der Oedenburger und Tokajer Weingärten betrieben. Der auf einem felsig-lehmigen Grund wird dazu dienen, um jede Art von Waldbäumen nach der Beschaffenheit des Bodens zu produciren. So wie der Boden noch nicht ganz so benutzbar ist, wie er nach dem gemachten Plan sowohl, als nach den ökonomischen Grundsätzen seyn soll: eben so ist auch der Viehstand der Anstalt noch nicht so hoch und so vollkommen, als er einst werden soll. Im Jahre 1804 wurden unterhalten 2 Pferde, 17 Zugochsen, 24 Mastochsen im Winter, 2 Stiere, 11 ausgesuchte tyroler, schweizer u. ungarische Kühe, 233 Schaafe. Die Wartung dieser Viehgattungen ist ebenfalls nach der besten Kenntniss ihrer Natur eingerichtet. Das Rindvieh wird in den Ställen gehalten und bey Tag im Sommer geweidet, doch gegen die Veränderungen des Wetters durch die nahen Ställe hinlänglich gesichert. Zur Mastung des Viehes werden vorzüglich die Burgunder Rüben in einer erstaunenswürdigen Quantität gebaut. In Rücksicht auf die Administration wird das Georgikon als eine besondere gräflich Georg Festeticsische Herrschaft behandelt und hängt unmittelbar von dem Directorium der gräflichen Güter ab, in welchem der Graf selber das Präsidium hat. Die ordentlichen Einkünfte der Oekonomie des Georgikons betrugen im Jahre 1802: 6715 fl. 47 Kr., wozu von der gräflichen Creditcasse 3000 fl. als Zulage gegeben wurde. Die Ausgaben betrugen 9452 fl. 46½ Kr. Die Salarien und Besoldungen machten 5892 fl. 44½ Kr., worin 4046 fl. 41 Kr. baar und 846 fl. 12½ Kr. Deputat enthalten sind. Unter den auswärtigen Zöglingen des Georgikons befanden sich im Jahre 1803 unter andern ein Baron aus Stockholm, ein Graf aus Böhmen, ein Stipendiat aus Würtemberg. No. 15. I. *Versuch einer Abhandlung von den Produkten der Hevescher Gespannschaft.* Von *Joseph Barchetti*, Kauf- und Handelsmann zu Erlau. Aus diesem lesenswerthen Aufsatz theilt Rec. folgendes mit. Die Hauptprodukte der Hevescher Gespannschaft für den kaufmännischen Handel sind unstreitig: der Erlauer Wein, der Debröer Tabak und der Paráder Alaun. Minder wichtige Produkte sind: die Weine der übrigen Gegenden, der Branntwein, die Potasche, die Knoppern, die Kreutzbeeren, der Saflor und die Kanthariden. An Manufakturwaaren liefert die Stadt Erlau die sogenannte Pulya Vászony (eine Art florartiges Gewebe aus oberungarischem Flachs) und Leim; der Marktflecken Gyöngyös hat eine wohlbetriebene Kotzenfabrik; beyde

Ortschaften dienen zugleich mehreren Tuchmachern zum Aufenthalte, die ein sehr gutes, jedoch nur mittelfeines Gewebe abliefern. Der Erlauer Wein ist unstreitig das vorzüglichste Produkt der Gespannschaft. Er gehört unter die berühmtesten Weine des Landes. Es gibt rothen und weissen Erlauer Wein, wovon jedoch letzterer dem erstern an Güte nicht ganz gleich kommt. Von dem rothen Erlauer Wein werden in alle Gegenden Ungarns, so wie fast in alle erbländischen Provinzen und die in ihnen angränzenden Länder Bayern, Sachsen, Schlesien u. s. w. namhafte Versendungen gemacht. Er ist an Farbe lichter, aber an Güte besser als der Ofner Wein. Die Weinlese zu Erlau fängt gewöhnlich 8 bis 14 Tage nach Michaelis an. In guten Jahren macht man in Erlau auch Ausbruch, der an geiler Süsse zwar dem Ménescher Ausbruch nachsteht, aber an Geistigkeit und in Hinsicht auf die Annehmlichkeit im Geschmacke diesem wieder nach des Verfs. Versicherung vorgeht. (Recens., der den Ménescher Ausbruch gut kennt, zweifelt daran.) Solche vorzügliche Jahrgänge waren 1788, 1792 und besonders 1797. Hr. B. nimmt die jährliche Fechsung seit 1800 im Durchschnitt auf 200000 Eimer an, da das Zehendquantum zwischen 30000 bis 40000 Eimer betrug. Der Debröer Tabak, einer der vorzüglichsten Tabaksorten Ungarns, wird hauptsächlich in Al - und Fel-Debrö, dann auch in Vérpelet, Vécs, Tótsalu, Kápolna, Kompost, Szalok, Demend, Kerecsin, Nagytálya und Maklár von Deutschen und Ungern gebaut. Die hervorstechenden Eigenschaften der Debröer Tabaksblätter bestehen in einer schönen wachsgelben Farbe, in einer beliebten Grösse, einem besondern Wohlgeruch, daher sie zu dem bekannten naturellen gelben Schnupftabak so geschickt sind, wie auch darin, dass sie von den Pflanzern, bis auf das eigentliche zarte Blatt von allen Holzstengeln befreyt, gebüschelt werden. Das Quantum des auf diesen Dörfern zum Verkauf ausgebotenen Tabaks dürfte in mittelmässigen Jahren nicht über 9000 Centner, in guten gegen 12000 Centner betragen, wovon $7\frac{1}{2}$ fl. als der Mittelpreis angenommen und hiernach die Einnahme dieser Gegend ein Jahr ins andere berechnet werden kann. Die höchsten Preise behauptet ohne Ausnahme immer das Dorf Al-Debrö, wo unstreitig das schönste Blatt gezogen wird. Aus dem ausgesuchten wachsgelben Blatte versteht man auf den Dörfern sehr wohl den gelben Debröer Schnupftabak zu machen, der in Säckchen oder Büchsen gefüllt oft zehn bis zwanzig Jahre sich hält und im ganzen Lande verführt wird. Alaun wird nur bey dem Dorfe Parád gesotten. Es sind hier zwey Siedereyen, wovon die eine und die ältere der Gespannschaft gehört, welcher das Verdienst der Entdeckung gebührt, die andere etwas später von dem Freyherrn Joseph Orczy angelegt wurde. Die Erlauer Riemer ziehen den Paráder Alaun allen übrigen Alaunsorten der k. k. Erbländer vor. Die Ausbeute der Gesellschaft betrug in den besten Jahren 6 bis 700 Centner, die Siederey des Freyherrn Orczy erzeugt das Jahr hindurch ordentlich 7 bis 800 Centner. Eine Stunde weiter im Gebirge befindet sich der berühmte Paráder Gesundbrunnen. Man versendet das Paráder Sauerwasser auch in Flaschen. Die Weine von Visonta, welche von gutem Geschmack sind, werden stark nach Pesth verführt und geben da zu guten Preisen ab. Auch die Weine zu Kerecsin und Gyöngyös sind gut. Branntwein wird in Erlau u. Gyöngyös aus Trebern, Weinlager und Obst häufig und gut gebrannt. Die deutsche Schaafwolle der Hevescher Gespannschaft kann mit Recht unter die gute Mittelsorte des Landes gerechnet werden. Sie wird häufig von jüdischen Speculanten aufgekauft. An Potasche werden jährlich zu Erdö-Kövesd über 100 Centner gesotten und nach Pesth verführt. Knoppern sammelt man in dieser Gespannschaft noch nicht häufig genug. Kreutzbeeren und Kanthariden sind in den Wäldern und Gärten häufig, kommen aber noch wenig in den Handel. Auch von Saflor wird sehr wenig aufgebracht. Die Pulya Vászony (vielleicht apulische Leinwand), nach der Tradition der Erlauer ein von den Türken zurückgebliebener Kunstzweig, ist ein einfaches florartiges Gewebe aus oberungarischen Flachs, ungefähr $\frac{1}{2}$ bis $\frac{2}{3}$ Wiener Ellen breit, ohne eine andere Appretur zu haben, als welche ihr die Bleiche gibt. Man verfertigt sie glatt und auch mit Garn - und Baumwollfäden durchzogen. Die Verbraucher dieser Leinwand sind allein die Raitzen der untern Gegend, die sie zu Bettüchern, Hemden und andern Kleidungsstücken anwenden. Der jährliche Verkehr beträgt zwischen 9 und 10000 fl. Die Kotzenfabrik in Gyöngyös ist 1801 durch den Freyherrn Joseph Orczy errichtet worden und liefert jährlich ungefähr 1000 Stück Kotzen von verschiedener Grösse und Farbe, wie auch gemeines Kepenektuch, das Stück von ungefähr 26 Wiener Ellen zu 12 bis 14 fl. Das Tuch, welches in Erlau und häufiger in Gyöngyös von einzelnen Tuchmachermeistern fabricirt wird, ist meistens blau, in der Wolle gefärbt und fest gearbeitet, daher es von dem gemeinen Mann ungemein stark gesucht wird. Man kann annehmen, dass in beyden Ortschaften bey 7 bis 8000 Stück Tuch verfertiget werden, wovon ein grosser Theil nach Debreczin, Waitzen u. Pesth verführt wird. Auch verfertigt man in diesen Ortschaften einfachen und doppelten Flanell. Der Tischlerleim, welcher in Erlau gemacht wird, zeichnet sich durch Reinheit und Helle seiner Farbe sehr vortheilhaft aus. Er wird stark nach Debreczin, Pesth u. Wien verführt.

(Dei Fortsetzung folgt.)

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

146. *Stück, den* 10. *December* 1810.

ÖKONOMIE UND TECHNOLOGIE.

Fortsetzung
der Recension vom *Patriotischen Wochenblatt für Ungarn.*

April. (No. 14. Fortsetzung.) II. *Kurze Nachricht über das Graner Bitterwasser.* Von Doct. *Michael Lenhoschek*, Physikus der Graner Gespanschaft. Interessant. Das Graner Bitterwasser wird wohlversiegelt mit der Aufschrift „Graner erzbischöfliches Bitterwasser" versehen versendet. Nach der Analyse, die der berühmte Professor Jakob Winterl mit dem Graner Bitterwasser vornahm, enthalten 100 englische Kubikzolle (ungefähr eine ungrische Maass) 700 Gran reines Bittersalz (Sulfas magnesiae), 24 Gran der feinsten luftsauren Magnesie und 14 Gran salzsaure Magnesie. Später fand der Apotheker Joseph Schmidt in einem ungrischen Maass Bitterwasser aus dem in Kisléva auf dem erzbischöflichen Grunde befindlichen Kellerbrunnen 718 Gran reines Bittersalz, 23 Gran kohlensaure Magnesie und 2 Gran schwefelsaure Kalkerde. Das ungrische Bitterwasser steht also dem Seydschitzer nicht nach und ist wohlfeiler. Ein besonderes sehr merkwürdiges Naturprodukt ist das *gediegene Bittersalz*, das man in mehreren Felsenklüften des Graner Festungsberges antrifft. III. *Kleine Aufsätze.* 1. *Uhren, als eine Controlle der Polizey.* Notiz von den in England erfundenen Watchman's noctuaries. 2. *Ueber den Anbau der wilden Kastanienbäume.* Aus Bellermanns Abhandlungen ökonomischen, technologischen, naturhistorischen und vermischten Inhalts. 3. *Mittel wider die Kornwürmer.* Zwey von der ökonomischen Gesellschaft zu Meaux bekannt gemachte Mittel. — No. 16. I. *Anhang zu der Abhandl. von den Producten der Hevescher Gespannschaft.* Von *Joseph Barchetti.* Ueber den Seidenbau im Hevescher Comitat, mit Hinsicht auf das allgemeine Bedürfniss. Interessant. Um die Maulbeerbaumzucht und den Seidenbau in der Hevescher Gespannschaft haben sich der Obergespann Hr. Bartholomaeus von Fáy und der Verf. Hr. Barchetti Verdienste erworben. Allein bey der Pflege der Seidenraupen u. selbst bey der Ausbrütung der Eyer wurden Fehler begangen, so dass im Jahre 1803 zu Erlau mit Ausschuss der Saamenkokons, nur 22 Pfund Galetten von 5 Lothen Wurmsaamen, und in Debrö und Kompolt von 2 Lothen nur 7 Pfund Galetten gewonnen wurden. Am Ende theilt der Verf. eine ämtliche Uebersicht der Maulbeerbäume in der Hevescher Gespannschaft mit. Die Totalsumme beträgt 14146 Maulbeerbäume. II. *Beyträge zur Culturgeschichte in Ungarn.* Vom Prof. *Johann Samuel Fuchs* in Leutschau. Beyspiele von dem vorurtheilfreyen humanen Geiste des Stadtmagistrats in Leutschau. III. *Vorschriften zur Wiederbelebung ertrunkener Personen.* Die Vorschriften sind gut. IV. *Statut der k. k. Freystadt Raab zur Sicherung gegen Pfandgläubiger* (im December 1805). V. *Anzeige und Empfehlung guter Bücher.* VI. *Ankündigung mineralogischer Vorlesungen an der Pesther Universität* von Doct. *Joseph Mulser.* — No. 17. I. *Ueber die Pflanzung der Alleen, besonders über die zu grossen Alleen tauglichen Bäume.* Vom Herausgeber. Gründlich. II. *Verwandlung der Blatt - in Blüthenknospen.* Nach Fitzgerald's Methode.

May. No. 18. I. *Beytrag zur Geschichte des Handels der österreichischen Küstenländer.* Aus officiellen Schriften u. Privatnachrichten. Von Dr. S. Ein wichtiger Beytrag. Die Einfuhr des ungarischen Küstenlandes (der Häfen Fiume, Buccari, Portoré, Czirquenicze, Szelcze und Novi) betrug aus dem österreichischen Küstenlande $17\frac{92}{93}$: 478376 fl. 44 Kr., $17\frac{93}{94}$ 567003 fl. 51 Kr., aus dem Auslande $17\frac{92}{93}$ 689507 fl. 34 Kr., $17\frac{93}{94}$ 569672 fl. $53\frac{1}{4}$ Kr.; die Ausfuhr nach dem österreichisch ungarischen Küstenlande $17\frac{92}{93}$ 422298 fl. $45\frac{1}{2}$ Kr., $17\frac{93}{94}$ 972684 fl. $49\frac{1}{2}$ Kr., nach dem Auslande $17\frac{92}{93}$ 1,626754 fl. 39 Kr., $17\frac{93}{94}$ 876933 fl. $45\frac{1}{2}$ Kr. Die Anzahl der ankommenden und absegelnden Schiffe in und aus jener

6. Häfen: $17\frac{92}{93}$ kamen an 2400, gingen ab 2401; $17\frac{93}{94}$ kamen 2375, gingen 2353. Vom 1. November 1793 bis in die Mitte des Septembers 1794, oder bis zur Bekanntmachung des allgemeinen Verbotes der Getreideausfuhr ins Ausland, wurden aus allen ungarischen Häfen ausgeführt Weitzen 74693 Pressburger Metzen zu 418811 fl. 30 Kr., Hafer 47178 Pressb. Metzen zu 141534 fl. 45 Kr.; aus Triest Weitzen $933987\frac{1}{8}$ Pressb. Metzen zu 5,136930 fl. 20 Kr., Hafer $55850\frac{1}{2}$ Pressb. Metzen, Mays $33186\frac{2}{3}$ Pressb. Metzen, ferner noch viel Korn und Gerste, so dass alles aus Triest ausgeführte Getreide 5,457536 fl. 50 Kr. betrug; aus Zeng und Karlopago wurden ausgeführt $138628\frac{2}{9}$ Pressb. Metzen Hafer, viel Gerste, auch Weizen, in Summa für 1,762279 fl. $23\frac{1}{2}$ Kr. Die sämmtliche Getreideausfuhr betrug an Gelde 7,772445 fl. $28\frac{1}{3}$ Kr. II. *Die Crambe Tataria, ein vortheilhaftes Nahrungsmittel.* Interessant. Die Crambe Tataria, ungarisch Tatár Kenyér (tatarisch Brod), auch Tatárka und in Siebenbürgen Tátorja und von den Wallachen Káptala genannt, treibt eine 3 bis 4 Fuss lange, armdicke, geradgesenkte, angenehm süsse und geniessbare Wurzel, die sowohl roh als gekocht dem Menschen und dem Vieh zur Nahrung dienen kann. Sie soll wie Sellerie mit Essig und Oel angemacht, gekocht aber wie Zuckerrüben, eine gesunde und angenehme Speise seyn; die Sprossen versprechen ein dem Karviol gleichendes Gericht. In Ungarn wächst sie bey Erlau u. bey Debreczin auf Aeckern und in Weingärten wild. Die Bauern in Mähren, wo sie bey dem Dorfe Hurtau unweit Auspitz wächst, pflegen sie unter dem Namen Hieronymuswurz ihren Kühen zur Milchvermehrung zu geben. Der Verf. beschreibt sie genau botanisch. Jaquin hat sie in den Miscell. Austr. Tom. II. p. 274 abbilden lassen. Lumnitzer führt sie in seiner Flora Posoniensis, Lipsiae 1790. p. 262 an. Sie ist nicht mit der Crambe maritima (Meerkohl, Seekohl) zu verwechseln. III. *Baumwachs oder Baumsalbe.* Ueber den Gebrauch des Baumwachses und verschiedene Recepte zur Verfertigung desselben. IV. *Regeln beym Versetzen junger Obstbäume.* Gut. V. *Behandlung der Nelken.* Praktisch. VI. *Beytrag zur Geschichte der Trüffeln.* Aus andern Werken entlehnt. VII. *Anfrage,* ob die in einem auswärtigen Journal enthaltene Nachricht, dass man im Jahre 1801 in der Gegend von Bartfeld das Bartfelder Sauerwasser gegen die damals grassirende Viehseuche wirksam befunden habe, gegründet sey? Recens. hat darüber keine gewisse Nachricht, kann aber versichern, dass das Hornvieh in dem Dorfe Szent Andreas in der Zips, das täglich aus einem bey der katholischen Kirche quellenden Sauerbrunnen säuft, nie von der Viehseuche überfallen wird, wenn sie gleich in allen benachbarten Dörfern grassirt. VIII. *Kleine Aufsätze.* 1. *Ueber die Reinigung des Oeles, das zum Brennen und zu Erleuchtungen bestimmt ist.* Aus Eschenbachs Kunstmagazin der Mechanik und technischen Chemie, 2. Heft 1803. 2. *Das beste Nachtlicht.* Von *Beer.* — No. 19. I. *Ein kleines Pro Memória für ungarische Landwirthe.* Von *Kaspar Bretschneider,* Prof. an dem ökonomischen Institute zu Szarvas. Beherzigungswerth. Handelt von den Ursachen der gegenwärtigen Fleischtheurung in Ungarn und von den Mitteln, sie durch Verbesserung der Viehzucht zu heben. II. *Der neueste Beweis einer fehlerhaften Viehzucht in Ungarn, besonders in den Gegenden an der Theiss.* Von *Kaspar Bretschneider.* Handelt von der grossen Niederlage, welche im April 1804 das eingetretene sehr kalte Regenwetter und die damit verbundenen wüthenden Sturmwinde unter den Ochsen-, Pferde- und Schaafheerden anrichteten. So verlor dadurch Vásárhely über 1000 Stük Rindvieh, Mako gegen 800 Stück, Orosház gegen 400, Komlos gegen 300, Mezö Berény 300, Csaba 100, Szarvas auch gegen 100 Stück. III. *Von Gewinnung des Torfs.* Eine gute Anleitung. IV. *Von der Erhaltung des Kleesaamens.* Von dem Herausgeber. Praktisch. V. *Anzeige und Empfehlung guter Bücher.* — No. 20. I. *Fragment aus dem Tagebuch eines Reisenden. Ueber die Landwirthschaft zu Loosdorf in Niederösterreich.* Von J. P. C. Z—k in Pressburg. Interessant. Rec. theilt folgende Notizen mit. Was die Manipulation der Landwirthschaft betrifft, so handelt die Güterdirection zu Loosdorf nach eigenen Ideen und nach Ueberzeugungen anderer Länder, wo man Gelegenheit hatte, den Werth dieser Verfahrungsart mit kritischen Augen zu beleuchten und genau zu prüfen. Zur Ersparung der so kostspieligen Menschenhände dienen daselbst zu mancherley Arbeiten zweckmässige Maschinen. Da die Frohndienste der Unterthanen aus Menschenliebe und um dem individuellen Fleisse derselben mehr Spielraum zu verschaffen, seit einigen Jahren durch einen mässigst billigen Geldersatz reluirt werden, so hat die Güterdirection wegen Mangel an arbeitenden Händen die Cultur des Weinbaues aufgegeben. In den Waldungen wurde vormals das Bau- und Maissholz auf einem und demselben Boden zusammen erzogen. Dieses von Grund aus fehlerhafte System wurde gleich Anfangs verworfen, und dem Bau- und Brennholze, nach Beschaffenheit des Grundes, dessen Lage, der Natur und Eigenschaften der verschiedenen Holzgattungen, besondere Böden angewiesen. Da die Preise des Brennholzes von Jahr zu Jahr steigen, so ist diese Güterdirection die erste in der österreichischen Monarchie damit beschäftigt gewesen, dem drückenden Holzmangel durch Anlegung von sehr weitläufigen Baumschulen von Akazien (Robinia psevdo-acacia) zu steuern. Ein anderer Industriezweig sind die Baumschulen sowohl von den auserlesensten Obstsorten, als von einer sehr schönen gewählten Sammlung exotischer Bäume und Gesträuche, die in un-

serm Klima ausdauern und unseren vaterländischen Gärten zur Verzierung dienen. Auf der zu Loosdorf gehörigen Herrschaft Hagendorf und Burg Laa wird der Krappbau sehr stark und mit bestem Erfolg getrieben, wodurch ansehnliche Summen jährlich gewonnen werden. Die Feldereintheilung ist zu Loosdorf ganz auf Viehzucht eingeleitet. Die Veredlung der Schaafe ist zu Loosdorf zu einem so hohen Grad der Vollkommenheit gebracht worden, dass nicht allein nach Oesterreich, sondern auch nach Böhmen, Mähren, Ungarn, Schlesien, Preussen, Bayern u. s. w. grosse Parthien von veredelten Stören und Schaafmüttern abgegeben werden konnten. Der Grund der herrschaftlichen Schäfereyen wurde grösstentheils aus der Nachzucht der spanischen Schaafe von den k. k. Familien-Herrschaften gelegt. Alle Jahre werden jetzt gegen 500 Springstöre und bis 800 Stück Mutterschaafe licitando veräussert und gegen 100 Centner Wolle an die Meistbietenden verkauft. II. *Etwas für ungarische Naturforscher.* Auszug aus einem Schreiben des Hrn. Dr. *Schultes*, Professors der Zoologie an dem k. k. Theresianum zu Wien, an den Herausgeber. Fragen aus dem Gebiete der ungarischen Ichthyologie, und Notiz über den Brauneisenstein, aus welchem ein ungeheurer Felsen zu Pásmánd in der Stuhlweissenburger Gespannschaft ganz zu bestehen scheint. III. *Kleine Aufsätze.* 1. *Angaben verschiedener schöner Farben auf Holz.* 2. *Gewinnung der Potasche aus Weintrestern.* In Ungarn sehr empfehlungswerth. 3. *Dem Ulmen- und Ahornholze die Farbe des Mahagoniholzes zu geben.* 4. *Von der in China gebräuchlichen Art Zwergbäume zu ziehen.* 5. *Chinesisches Reisbrod.* Nach Andersons Erzählung. 6. *Anzeige und Empfehlung guter Bücher.* — No. 21. I. *Die besten, zu mittelmässigen Alleen anwendbarsten Bäume.* Vom Herausgeber. Ein gründlicher Aufsatz. II. *Ueber die Kaffeecultur in Ungarn, aus dem Italienischen übersetzt von J. S. von Miller.* Rec. zweifelt, dass der Kaffeebaum in Ungarn mit Erfolg unter freyem Himmel wachsen und Kaffeebohnen tragen würde, wie der Verf. glaubt. III. *Erprobtes Mittel, den Milchrahm lange aufzubewahren.* Aus dem Commercial, Agric. and Manuf. Magaz. Jan. 1801. IV. *Wie bekommt man Hefen?* Nach Eton in seinem Survey of the Turkish Empire. — No. 22. I. *Fragment aus dem Tagebuch meiner Reise. Das Dorf Pered.* Von *Georg Friedrich Croneberg*, Waidfabrikant zu Pered. Interessant. Rec. hebt folgende Notizen aus. Das Dorf Pered in der Pressburger Gespannschaft gehört zur Studienfondsherrschaft Sellye und hat ungefähr 1600 Einwohner, die ungarisch sprechen. Die Gegend ist ganz flach, der Erdboden fruchtbar und hat fast durchgängig eine Lage von ein bis zwey Fuss hoher Dammerde. Die vorzüglichsten Producte sind: Weizen, Mais, Gerste; auch wird Roggen, Hafer, Hirse, Waid und Hanf angebaut. An Feuerlöschgeräthschaften und an einem gleich zur Hand zu habenden Wasservorrath hat dieses beträchtliche, wohlhabende Dorf einen gänzlichen Mangel. Unter den Bewohnern des Dorfs befinden sich auch eine Anzahl von ungefähr 60 Zigeunern. Diese haben ihre elenden Hütten an einer Ecke des Dorfs. Im Allgemeinen genommen verabscheuen sie anhaltende Arbeit. Ihr Leben bringen sie kümmerlich hin, aber doch bemerkt man an ihnen viel Frohsinn. Sie geniessen das Fleisch vom gefallenen Viehe, und die Hamster sind für sie eine Delicatesse. Sie sind die Musicanten des Landmanns, reisen auch in die Städte und warten mit ihrer Musik in den Wein- und Bierschenken auf; auch versehen sie auf dem Lande die Musik an den Festtagen in den Kirchen. Ihre Musik ist rauschend und betäubend; Noten kennen sie nicht. Viele Zigeuner sind ambulante Schmiede und Kesselflicker. Bey ihrer elenden, unstäten und beschwerlichen Lebensweise fehlt es ihnen nicht an Kindersegen. Maria Theresia suchte die Zigeuner in Ungarn zu civilisiren und die Zigeunerknaben wurden bey Handwerkern in die Lehre gegeben. Noch befinden sich aus jener Zeit zu Pered ein Weber und ein Schuster aus dem Zigeunervölkchen. Der Vf. theilt ein Verzeichniss zigeunerischer Wörter mit, aus welchem Recens. folgende zur Probe hersetzt: *Panie* Wasser; *Ballwall* Luft; *Jak* Feuer; *Phu* Erde; *Keer* Haus; *Kast* Holz; *Zipto Kast* Baum; *Trascht* Eisen; *Paar* Stein; *Sinnell* Blitz; *Grimminek* Donner; *Naschwallibbe* Krankheit; *Schaschtippe* Gesundheit; *Scheero* Kopf; *Wah* Hand; *Palla* Haare; *Kapiaro* Bier; *Moll* Wein; *Poek* Teufel. Seit 1790 wird zu Pered die Waidpflanze (Isatis tinctoria) cultivirt und Waid fabricirt. Im Durchschnitt werden jährlich 300 Ctr. dieses Farbestoffes verfertigt. Auch unterhält der Verf. eine Baumschule von ungefähr 4000 Obststämmen. II. *Kleine Aufsätze.* 1. *Mittel gegen das Aufblähen des Rindviehes.* Aus Thaers Annalen der niedersächsischen Landwirthschaft und aus dem hannöverschen Magazin 1800. 2. *Mittel wider die Blattläuse.* Aus der landwirthschaftlichen Zeitung, August 1803. 3. *Ueber den Anbau des Dotters* (Myagrum sativum). Wird mit Recht zur Oelgewinnung anempfohlen. 4. *Ein gesunder Schlehenwein, wie er in Oberungarn von einigen bereitet wird.* Von M. S. (Matthias Sennovitz.) Rec. kennt diesen oberungarischen Schlehenwein und will ihm seinen Ruhm nicht rauben; wenn aber der Verf. versichert, schon mancher ungarische und pohlnische Weinkenner (?) habe denselben für einen alten ausgezehrten Máslás getrunken, so muss Rec. ausrufen: Credat Judaeus Apella! 5. *Essigäther, ein Mittel gegen rheumatische Beschwerden.*

Juny. No. 23. I. *Nachricht von der letzten Tokaier* (Tokayer) *Weinlese, und dem dermahligen Tokaier* (Tokayer) *Weinhandel.* Von F. (Dr. Fucker.) Oberflächliche Bemerkungen in einem leichtsinnigen

Tone, den der verstorb. Vf. für das non plus ultra des Witzes gehalten zu haben scheint, vorgetragen. Zur Probe folgende Stelle S. 226: „So eine grosse Staatsfrage indessen Commerz auch seyn mag, so geht sie den effektiven Conduktеur des Commerzes, das heisst den Kaufmann, eben so wenig an, als wenig es dem Kathederstatisten zusteht, einem Staate seine streitbaren Männer oder seine Finanzen nachzuzählen. Dieser macht Maul und Nase auf, wenn er eine ungeheure schöne Armee dort wieder stehen sieht, wo er glaubte, man würde keine mehr aufbringen können, und ärgert sich bass, da der Regent seine Resourcen ihm nicht auf die Nase bindet. Jener, nämlich der gelehrte Frager u. Schreiber vom Commerz, kratzt sich jämmerlich hinter den Ohren, wenn er sieht, wie Israel und Compagnie das Geld einstreicht, während er Handelstractaten schliesst, oder gar einen Canal baut — auf dem Papiere!" II. *Ueber den Gebrauch der Gesundbrunnen, besonders über den Gebrauch der Bäder.* Vom Herausgeber. Grösstentheils nach Marcard „über die Natur und den Gebrauch der Bäder," doch mit vorzüglicher Hinsicht auf Ungarn. III. *Kleine Aufsätze.* 1. *Das Abschwefeln der Steinkohlen.* 2. *Wie die Kartoffeln als Hefen zu gebrauchen sind.* 3. *Oelfarbe aus Gummi Guttae.* 4. *Recepte zu unverlöschlichen Dinten.* 5. *Anzeige und Empfehlung guter Bücher.* — — No. 24. I. *Beytrag zur Begründung einer bessern Landwirthschaft in Ungarn.* Von *Thomas Mauksch* in Käsmark. Enthält zwar bekannte Bemerkungen und Rathschläge, die aber in Ungarn zur Zeit nicht oft genug gemacht und ertheilt werden können. II. *Benutzung der Eibischstengel zu Flachs.* Aus dem Verkündiger 1801. — No. 25. I. *Einige Bemerkungen auf einer Durchreise über Szarvas.* Interessant. Rec. theilt folgende Notizen mit. Szarvas hat eine schöne Lage an dem etwas erhabenen Ufer des Flusses Körös und enthält 9000 E. Die schöne, starke, von Holz gebaute Brücke, die der Grundherr von Szarvas, Freyherr von Bolza, zur grössern Erleichterung des Commerzes bauen liess, hat 8000 fl. gekostet. Einige Gebäude in Szarvas sind mit Habaner Dach bedeckt, d. i. einer Art feuerfester Dächer von Stroh mit Lehm vermischt, die länger dauern als alle gemeine Stroh-, Rohr-, Schindel- und Ziegeldächer. Durch die Bemühung und unter Leitung des würdigen evangelischen Pfarrers und erfahrnen Oekonomen Theschedik ist die schöne, grosse, massive, gewölbte Kirche, mit einer unglaublichen Oekonomie, und dann auch das grosse, schöne, 2 Stock hohe Schulhaus mit 5 Classen aufgeführt worden. Gross und mit vieler Industrie angebaut ist Theschediks Garten, der viele Centner Kleesaamen für alle Gegenden Ungarns liefert. Was der Verf., der sich mit X. Y. Z. unterzeichnet, über die Verdienste Theschediks um die Oekonomie in Ungarn sagt, unterschreibt Rec. aus voller Ueberzeugung. II. *Einige Obstsorten und deren Beschreibung.* (Beschreibung einiger Obstsorten.) Von *Johann Leibizer* in Leutschau. Der Verf. (sonst als ökonomischer Compilator bekannt) beschreibt hier aus eigener Ansicht folgende Obstsorten ziemlich richtig, obgleich nicht mit botanischen Bestimmungen: den Sommerweinapfel, die Stettinerbirne oder braune Michaelisbirne (nach seiner Meynung die Rousselet von Reims oder Christ's Zuckerbirn), die edle ungarische Zwetsche, den rothen Kaiserapfel (gros Faros). In der Vorerinnerung setzt er die Eigenschaften eines schätzbaren Obstes aus einander. Sein breiter deutscher Styl hätte vom Herausgeber umgeschmolzen werden sollen. III. *Vertreibung der Kornwürmer.* Durch Ameisen, die man in den Scheunen und Kornböden verbreiten soll. Allein die Ameisen verschleppen, wie Rec. aus Erfahrung weiss, selbst Körner. IV. *Anmerkungen über den Aufsatz: über die Erhaltung des Kleesaamens.* Von *Maria Carolina Theschedik.* Schätzbare, praktische Bemerkungen von der Hand eines verehrungswürdigen Frauenzimmers. V. *Anzeige vom Luzerner Kleesaamen.* Von *Samuel Theschedik.* Das Pfund Luzerner Kleesaamen kostet in Szarvas 30 Kr., der Centner 45 fl. — No. 26. *Ueber die Anlegung lebender Zäune und die zu denselben brauchbarsten Gesträuche.* Vom Herausgeber. Der Verf. empfiehlt folgende Sträucher: Acer campestre (Strauchahorn), Crataegus oxyacantha (Weissdorn), Evonymus europaeus (Spindelbaum, Pfaffenhütchen), Evonymus latifolius, Corylus avellana (Haselnussstaude), Elaeagnus angustifolia, Cornus sanguinea, Cornus mascula, Colutea arborescens (Blasenbaum), Philadelphus coronarius, Rhus cotinus (Färberbaum, Perückensumach), Prunus padus, Prunus spinosa (Schlehen), aber nur an den Gränzen der Wälder, Ligustrum vulgare (Hartriegel, Rainweide), Berberis vulgaris (Sauerdorn), Cytisus laburnum (breitblätteriger Bohnenbaum), Cytisus austriacus (österreichischer Bohnenbaum), Rhamnus catharticus (Kreuzdorn), Rhamnus frangula (Faulbaum), Staphylea pinnata (Pimpernussstrauch), Ilex aquifolium (Stechpalme), Lycium barbarum, Hibiscus syriacus (syrische Altheenstaude), Jasminum officinale et fruticans (Jasmin), Mespilus Amelanchier (Quendelbeerbaum), Mespilus germanica (Mispelbaum), Mespilus pyracantha (der immergrünende Dorn), Juniperus communis (Wacholder), Juniperus oxycedrus (slavonische Ceder), Juniperus Sabina (Seven- oder Segelbaum), Ribes rubrum (Johannisbeere), Ribes grossularia (Stachelbeere), Robinia Psevdacacia (Akazienbaum), R. Caragana, R. hispida, R. frutescens, Rubus idaeus (Himbeere), Rubus odoratus (der wohlriechende Himbeerenstrauch), Salix triandra (Busch- oder Mandelweide), Salix Helix (Bachweide), Salix viminalis (Korbweide), Salix fusca (glatte Feldweide), Sambucus nigra (gemeiner schwarzer Hollunder), Sambucus laciniata (petersilienblätteriger Hollunder), Sambucus racemosa (Traubenhollunder), Spiraea salicifolia (die weidenblätterige Spierstaude), Syringa

vulgaris, Taxus baccata (Taxus, Theissholz), Ulmus campestris, Betula alnus (Erle), Rosa canina (wilde Rosen, Hagebutten), Thuja occidentalis, Viburnum Lantana (Schlingbaum), Viburnum Opulus (Wasserholler), Viburnum Opulus roseum (Schneeballenstrauch).

July. No. 27. I. *Ueber die Cultur u. Benutzung der sogenannten Székes-Felder in der Gegend an der Theiss.* Von *Samuel Theschedik*, Direktor des kön. ökonomisch-praktischen Institutes zu Szarvas. Ein für ungarische Landwirthe sehr wichtiger Aufsatz. Als Theschedik im Jahre 1767 nach Szarvas kam und die grossen Strecken Székes-Felder entweder ganz kahl und von Kräutern entblösst (vad Szék), oder mit Feldkamillen, Wolfsmilch und andern ähnlichen, für Oekonomen unnützen Kräutern (fekete Szék) bewachsen sah, und er um die Ursache fragte, warum man diese Felder nicht cultivire, erhielt er die allgemeine Antwort: diese Felder wären keiner Cultur fähig, und bey allem Fleiss der Menschen belohne ihre Cultur nicht die Arbeit und den Aufwand, den man auf sie verwende. Die Székes-Erde unterscheidet sich von andern Erdarten durch ihre weissliche Farbe und harte Kruste, und enthält viele Salztheile, welche man in der Landessprache Szék Só (mineralisches Laugensalz, Natrum, Alcali minerale) nennt, und an vielen Orten, besonders in den Gespannschaften Bihar, Csanad, Csongrad und Heves effloreseirt auf den Székesfeldern dieses berühmte ungarische mineralische Laugensalz, und wird auf kahlen Feldern in den Frühstunden vor Sonnenaufgang mit Besen zusammengekehrt, und zum Seifensieden und zur Sodafabrication mit vielem Nutzen verwendet. Ist der Erdboden trocken, so wird die Székes-Erde steinhart und bekommt Risse tief in die Erde hinein; ist aber nasses Wetter, so steht gemeiniglich Wasser auf diesen Székes-Feldern. Im ersten Frühjahr kommen einige Grasarten zum Vorschein; tritt aber am Ende May oder Juny trockene Witterung ein, dann verdorrt alles, und wird gelb und roth. Théschediks Pfarrgarten hatte zum Theil einen székesartigen Boden von der zweyten Art (fekete Szék, schwarzer Szék). In diesem machte er im Kleinen die ersten Versuche der Cultur, durch tiefes Ausgraben der Erde und Besäen derselben mit Luzerner Klee, mit steyerschem Raigras, mit einigen Gartengewächsen und verschiedenen Sorten von Bäumen. Klee und Raigras gediehen über alle seine Erwartung; die Gartengewächse, besonders im rejolten Grunde, ebenfalls; mit Bäumen ging es schwerer, so lange er die jungen Bäume aus andern Gegenden, aus einer andern bessern Erde in den Székes-Boden verpflanzte, aber seine Versuche gelangen ihm, als er die Bäumchen aus Saamen in der Székes-Erde selbst erzog. Hr. Th. beschreibt nun in diesem Aufsatze seine 37jährigen Versuche mit der Cultur der Székes Felder seinen Landsleuten umständlich, und muntert sie zur Cultur dieses in Ungarn so lange unbenutzten Bodens auf. II. *Ueber den Zustand des Gartenbaues in Ungarn.* Von *Johann Leibizer.* Die Ursachen des im Ganzen armseligen Zustandes der Obstbaumzucht in Ungarn werden von dem Verf., der sich in der Zips mit vielem Erfolg mit der Obstbaumzucht beschäftigt, gut aus einander gesetzt. In der Geographie seines Vaterlandes scheint jedoch Hr. L. wenig bewandert zu seyn. Er sagt S. 16: Ungarn liegt *etwa* unter dem Grade 47—48 Polhöhe. Es diene ihm hiermit zur Nachricht (was der Herausgeber in einer Anmerkung ihm hätte sagen können), dass Ungarn nach den astronomischen Bestimmungen von Bogdanich und Pasquich zwischen 44° 53′ 18″ und 49° 26′ 20″ nördlicher Breite und zwischen 33° 45′ 2″ und 42° 46′ der Länge von Ferro an gerechnet liege. Die Polhöhe von Leutschau, wo der Verf. wohnt, ist 49° 0′ 58″. III. *Beantwortung des Gesuchs, um ein kaufmännisches Gutachten.* Von *Bernard Wachtler* in Pressburg. Rec. stimmt ganz mit dem Beantworter überein. IV. *Kleine Aufsätze.* 1. *Nutzen der Stachelbeeren.* Aus Siklers Obstgärtner. 2. *Baumreinigung.* — No. 28. I. *Beschreibung des Indigo aus Waid.* Vom Herausgeber. Der Herausgeber beschreibt sehr gut den Anbau der Waidpflanze, die Gefässe und Geräthe zur Indigofabrikation aus Waid, und die Bereitung des Indigo selbst. Seine Beschreibung ist aus dem Neuesten und Nützlichsten der Chemie, 5. Band 1802. entlehnt, und mit einem Zusatz über Kulenkamps Methode begleitet. II. *Kleine Aufsätze.* 1. *Rheinische Methode des Flachsröstens.* Aus dem Reichsanzeiger 1803. 2. *Ueber das Waschen und Bleichen des Leinenzeugs in Holland.* 3. *Vertilgung der Ohrkäfer und der Schnecken.* Aus den Annales de l'Agriculture françoise, par Tessier. Tom. VIII. — No. 29. I. *Nachricht von der letzten Tokaier* (Tokayer) *Weinlese und dem dermaligen Tokaier* (Tokayer) *Weinhandel.* Von F. (Fucker). Beschluss. Mit Ausnahme der Notizen über den Tokayer Weinhandel oberflächlich und seicht wie der Anfang. Ueber die neuere chemische Sprache spottet der Verf. mit ungesalzenem Witz folgendermaassen S. 69: „Gewürzstoff — und — Stoff! Man wird mir's ansehen, dass obwohl ich nur Vinicola bin, ich mich dennoch nach der neuen Gelehrsamkeit auszudrücken, mir alle Mühe gebe. Denn alles ist jetzt Stoff, und woraus anders besteht mein Tokaier Wein, als aus Weinstoff, der wieder seine untergeordnete Stoffe hat, den Geiststoff, den Verbindungsstoff, den Süsstoff, Hefenstoff u. s. w." II. *Etwas über Kaffee und seine Stellvertretung.* Von G. K. Handelt vom Erdmandelnkaffee und dem Anbau der Erdmandeln. Dass der Erdmandelnkaffee gut schmeckt und unschädlich ist, gibt Rec. zu, allein er ist überzeugt, dass der Erdmandelnkaffee, so wie alle übrigen bisher empfohlnen Surrogate, die Kraft des indischen Kaffee nicht hat. III. *Anzeige und Empfehlung guter Bücher.* — No. 30. I. *Ein leichtes, wohlfeiles und durch zuverlässige Erfahrungen bewährtes Mittel, den Gras-*

und Heuertrag der Wiesen und Triften um das Dreyfache zu erhöhen. Dieses Mittel ist: man besäe die Wiesen und Weiden bloss mit guten, gesunden, nahrhaften, zu gleicher Zeit blühenden und zu gleicher Zeit ihren höchsten Wuchs erreichenden Gräsern, die für diejenige Gattung von Hausthieren, die davon ernährt werden sollen, die angenehmsten, gesundesten und nahrhaftesten sind. II. *Berichtigung.*

August. No. 31. I. *Der Tabaksbau.* Von A. Z. Ein gründlicher Aufsatz, aus welchem Rec. folgendes aushebt. Die Arten der Tabakspflanze, die man in Ungarn gewöhnlich baut, sind: Nicotiana rustica, Nicotiana tabacum, hin und wieder die Nicotiana glutinosa (Soldatentabak); Nic. Petum und Nic. fruticosa werden nur in Gärten angetroffen. Es wäre zu wünschen, dass man in Ungarn die Abarten des Tabaks im ganzen Lande genau kennte, um sich vor einer schlechtern Sorte leicht hüten zu können. Es ist wahr, viele Orte, die sich mit dem Tabaksbau abgeben, behalten fortwährend ihren guten Ruf. Der Tolner und der Fünfkirchner Tabak werden noch immer sehr gesucht und gut bezahlt; aber man kann es auch nicht läugnen, dass neue Sorten ältere verdrängten. So raucht man z. B. jetzt am liebsten Kospolagher, da man vorher den Debröer mehr suchte. Das Feld, auf welchem man den Tabaksaamen anbauen will, muss man gehörig zubereiten. Man wählt zu dieser Absicht im Februar oder im März das beste Stück, das man im Garten hat, ein solches nämlich, welches den ganzen Tag oder doch die meiste Zeit von der Sonne beschienen wird. Es muss nicht zu schwer oder thonig, auch nicht zu leicht, sondern gutes, wenigstens mittelmässiges Erdreich seyn. Die Zubereitung eines Tabaksbeetes ist mit der Zubereitung eines Mistbeetes einerley. Der Saame wird in der Mitte, oder höchstens zu Ende des Märzmonats gesäet, und zwar nicht zu oberflächlich. Den Saamen säet man so dicht, als man Salat- oder Krautsaamen zu säen pflegt. Da es zu der Zeit, wenn der Saamen gesäet wird, noch kalte Nächte gibt, so bedeckt man das Beet mit einer Strohdecke. So lange man noch kalte Nächte zu befürchten hat, wird das Beet nur einmal täglich begossen; kommt es näher an das Ende des Fruhjahrs und werden die Pflanzen grösser, so muss man sie täglich zweymal, nämlich früh und Abends, begiessen. Man muss hauptsächlich darauf sehen, dass kein Unkraut unter den Pflanzen wachse, und deswegen muss man das Beet wenigstens alle acht Tage reinigen. Jeder Acker, worauf man nun Tabak verpflanzen will, muss, da derselbe als Sömmerung betrachtet und also in die Brachäcker gepflanzt wird, sehr gut gedüngt seyn. Kühdünger ist insgemein der beste, und nur in kältern Gegenden hat der Pferdedünger den Vorzug. Die beste Zeit zum Düngen ist sogleich, wenn das Sommergetreide von dem Acker hinweg ist, worauf man denselben sogleich unterpflügt. Der Acker wird wie ein Krautacker zubereitet, sowohl in Ansehung des Düngers, als auch des drey- oder viermaligen Pflügens. Die gewöhnliche Zeit des Versetzens ist 3 bis 4 Wochen vor Johannis. Die Pflanzen müssen einen Schuh weit von einander zu stehen kommen. Acht oder zehn Tage nach dem Versetzen wird der Tabak gehackt, vom Unkraute gereinigt, und ungefähr acht Tage nach dem Hacken wird die Erde um die Pflanzen angehäufelt. Ist der Tabak auf solche Weise gehackt und gehäufelt, so hat man an demselben nichts mehr zu thun, als bis er seine Höhe erreicht. Die gewöhnliche Höhe, auf welche man ihn schiessen lässt, ist 12 bis 16 Blätter hoch. Bey dem 12ten oder 16ten Blatte bricht man den Kopf an den Pflanzen ab. Diess geschieht um Jakobi. Hierdurch wird verhütet, dass die Pflanzen nicht in den Saamen gehen, denn sonst bleiben die Blätter klein, mager und unkräftig. Hier und da lässt man eine schöne Pflanze Saamen treiben. Einige Zeit nach dem Abköpfen wachsen zwischen den Blättern am Stengel kleine Zweige heraus, die auch Saamen tragen würden, wenn man sie stehen liesse; diese müssen von Zeit zu Zeit ausgebrochen werden, welche Arbeit man das Geizen nennt. Die Tabakernte fängt ungefähr 14 Tage vor Michaelis an. Man bricht die Blätter ab, legt sie auf kleine Häufchen, bindet solche mit Strohseilen zusammen und führt sie nach Hause. Wenn ein später warmer Herbst einfällt, so bringt der neue Nachwuchs noch viele gute Blätter. II. *Anzeige und Empfehlung guter Bücher.* — No. 32. I. *Bemerkungen über natürliche und künstliche Düngungsmittel.* Von A. Z. Gründliche praktische Bemerkungen. II. *Wie entdeckt man Quellen?* III. *Von der Veredlung des Flachses.* Aus dem Verkündiger. 1799. — No. 33. I. *Kurze Darstellung der Schmetterlinge, schädlicher Baum- und Gartenraupen.* Aus dem Reichsanzeiger 1802 mit einem Zusatz vom Herausgeber. II. *Zur Beschreibung der Schmetterlinge* (Soll heissen „Käfer"). Handelt von dem ökonomischen Nutzen einiger Käfer. Aus dem Verkündiger 1801. III. *Kleine Aufsätze.* 1. *Mittel gegen die Uebelkeit und das Erbrechen der Schwangern.* Vom Herausgeber. Diese Mittel sind: Täglich zwey bis drey Trinkgläser Selter- oder Szalatnyaer Wasser, oder auch, nach Maassgabe der Umstände, alle 2 bis 3 Stunden ½ Quentchen Weinsteinrahm mit Zucker abgerieben. Diese Mittel schlagen vor D. Markard u. D. Filitz. 2. *Guter Kitt.* Aus dem Reichsanzeiger. 1800. No. 189. 3. *Erfahrung bey Hyacinthenblumen.* Aus dem Wittenbergischen Wochenblatt, 1800. 16. Stück. — No. 34. I. *Bemerkung über die asthenische Brustentzündung, oder die sogenannte Lungenfäule bey Pferden.* Von *Karl Wilhelm Ammon.* königl. preussischem Rossarzt in Triesdorf. Entlehnt. II. *Kleine Aufsätze.* 1. *Weinverfälschung.* Von der Verfälschung des rothen Weins mit Alaun. 2. *Kartoffelbau.* Erfahrungen des englischen Landwirths Edward Whittle. 3. *Unschädliche Topfglasur.*

Nach Wagners Entdeckung. — No. 35. I. *Ueber die Melonen.* Aus dem Werke des Bergius über die Leckereyen, mit einem Zusatz vom Herausgeber. Ganz richtig ist folgende Behauptung des Herausgebers: „Man kann es nicht mit Gewissheit bestimmen, welche Melone gut ist. Der Unterschied der Grösse hat selten auf die Güte Einfluss, noch weniger aber der Unterschied des äusseren Ansehens, oft wird man sogar durch den besten, lockendsten Geruch betrogen. Man hofft das lockerste schönste Fleisch zu finden, und es ist unansehnlich, der Geschmack wässerigt und fade; oft aber ist das Fleisch herrlich, das Auge ergötzt sich an dem schönen Aussehen der Frucht, und doch ist sie für den Geschmack nichts oder wenig werth. Es ist wirklich nur Zufall, wenn man die Auswahl gut trifft, denn sichere Kennzeichen der Güte hat man bey den Melonen nicht, und eben so wenig sicher sind die Kennzeichen, welche zeigen sollen, dass die Frucht reif ist u. s. w." II. *Ueber das Gift der Pilze.* Der anonyme Verf. tritt der Meynung des italienischen Arztes Giovanni Berard Zeviani bey, dass die Pilze an sich völlig unschädlich sind, und dass das Gift, das sich bey einigen nach dem Genusse äussert, seinen Grund in Eyern oder Maden habe, welche die Würmer oder Schmetterlinge in die Pilze zu bringen wissen, oder in der stinkenden, ekelhaften Feuchtigkeit, welche die Mütter wegspritzen, indem sie die Jungen oder die Eyer von sich geben. III. *Kleine Aufsätze.* 1. *Neue Erfindung, Schornsteine zu fegen.* Aus den englischen Miscellen, 12. Band. 2. Stück. 2. *Wiarts Mittel, das Umschlagen des Weines zu verhindern.* Es besteht darin, dass man, wenn die Trauben in die Kelter geschüttet worden sind, etwas Salz hinzuwirft. — No. 36. I. *Kurze Nachricht über die Schaafzucht in Spanien.* Von Doct. Laubender. Entlehnt. II. *Ueber eine neue thierische Wolle, die ein Surrogat der Seide werden könnte.* Von dem Kassada Wurm in Westindien. Aus Voigts Magazin für den neuesten Zustand der Naturkunde, 7. B. 2. Stück. — No. 37. I. *Statistische Beyträge zur Kunstindustrie des löbl. Gömörer Comitates.* Von *Andreas Farkas*, Rector der evang. Schule zu Rosnau. Interessant. Die Gömörer Gespannschaft ist seit uralten Zeiten des Eisens wegen berühmt. Die gütige Natur hat diesen Strich Ungarns mit Eisenmienen so reichlich gesegnet, dass die Eisengruben unerschöpflich zu seyn scheinen. Besonders zeichnen sich zwey Berge durch ihren Reichthum an vorzüglichen Eisensteinen aus. Der berühmte Hradek zwischen Ochtina und Jolsva, der schon fast ganz unterminirt ist, und der Berg Zeleznik bey dem Dorfe Szirk. Die Gömörer Gespannschaft vereinigt mit dem ihr einverleibten Kis Hont die meisten Eisenwerke Ungarns. Der Fluss Sajó, welcher von Norden gegen Süden die ganze Gespannschaft durchwässert, sammt den verschiedenen Nebengewässern, leistet den Eisenfabriken vortreffliche Dienste. Gegenwärtig ist die Zahl der Eisenwerke folgende. Im Rosnauer Thale: 1 Hochofen, dabey 5 Frischfeuer und 1 Streckhammer; 1 Flossofen, dabey 2 Frischfeuer und 1 Streckhammer; 22 Blaufeuer, dabey 9 Streckhammer und 4 Kratzenhämmer. In Dopschau: 2 Hochöfen, dabey 8 Frischfeuer und 4 Streckhämmer. Im Csetneker Thale: 25 Blaufeuer, dabey 8 Frischfeuer u. 1 Kratzenhammer nebst mehreren Streckhämmern. Im Murányer Thale: 1 Hochofen, dabey 4 Frischfeuer, 2 Streckhämmer, 1 Knopperhammer und 1 Kratzenhammer; 27 Blaufeuer, dabey 7 Streckhämmer und 1 Kratzenhammer. Im Ratkoer Thale: 8 Blaufeuer nebst 2 Streckhämmern. Im Graner Thale: 2 Hochöfen, dabey 8 Frischfeuer, 3 Streckhämmer, 2 Sensenhämmer und 2 Knopperhämmer. In Kis Hont: 2 Hochöfen nebst 8 Frischfeuern und 3 Streckhämmern; 5 Blaufeuer, dabey 1 Streckhammer. Diese Eisenwerke könnten jährlich über eine Million Centner Eisen verfertigen. Allein die Arbeit geräth oft ins Stocken. Schon der rauhe Winter macht die Arbeiten des Jahrs hindurch über 20 Wochen unthätig. Der Mangel an Kohlen und Wasser macht oft einen Strich durch die Rechnung. Die Eigenthümer der Eisenwerke haben oft auch noch mit andern Hindernissen und Schwierigkeiten zu kämpfen. Man kann daher das im Gömörer Comitate gewonnene Eisen jährlich nicht über 94200 Centner berechnen. Folglich circulirt in dem Gömörer Comitat jährlich durch das Eisen eine Summe von 1,304,240 fl., den localen Preis des Centners zu 14 bis 15 fl. angenommen. Die Herbeyschaffung der Kohlen ist äusserst schwierig und kostbar. II. *Von der vortheilhaften Lage eines Platzes, der zu einem Garten von bestmöglichster Fruchtbarkeit angelegt werden soll.* Von *Johann Leibitzer.* Dieser Aufsatz enthält, ausser guten praktischen Vorschriften, verschiedene unstatthafte veraltete Hypothesen, z. B. S. 230: „Unter allen Hypothesen und Meynungen über den Pflanzenbau schien mir jene die wahrscheinlichste zu seyn, vermöge welcher man behauptet, dass die Erde sich auflöse, durch die Wurzeln, die sie in Gestalt eines seifenartigen Schleims, wie durch eine Pumpe einziehen, in die Pflanzen aufsteige, und dass diese eingepumpte und aufgestiegene Erde durch den Weg der gewöhnlichen Verdauung zu ihrer Bestimmung des Körperbaues gebracht werde; dass die Luft die Auflösung und Verdauung befördere, je nachdem sie dazu mehr oder weniger geschickt ist, und dass die Bewegung der Säfte und Ausdünstung durch die Luft, Wärme und Licht rege gemacht und erhalten werde." Vom Kohlenstoff, Sauerstoff u. s. w. scheint Hr. L. nichts zu wissen. III. *Kleine Aufsätze.* 1. *Die Berberisstaude als*

Stellvertreter der Citronen. 2. *Die Futtertrespe.* 3. *Eyweiss.* 4. *Hefen vom Bierbrauen aufzubewahren, so lange man will.* 5. *Deutsche Chokolade oder warmes Bier.* Aus der Gesundheitszeitung 1802. 10. Heft. Diese sogenannte deutsche Chokolade verstehen die Frauen in der Zips seit langer Zeit auf gleiche Weise zu bereiten, ohne das Recept aus der Gesundheitszeitung zu haben. IV. *Anzeige und Empfehlung guter Bücher.* — No. 38. I. *Ueber die Cultur und Benutzung der Arachis hypogaea, unterirdische Erdnuss oder Erdpistazie.* Aus den Annales de l' agriculture françoise, par Tessier, Tom. IX., deutsch in den Annalen der Gewerbkunde. II. *Von der vortheilhaften Lage eines Platzes, der zu einem Garten von bestmöglichster Fruchtbarkeit angelegt werden soll.* Von *Johann Leibitzer.* Beschluss. Handelt von der Eintheilung des Erdreichs. Irrig ist die Behauptung des Verfassers S. 261, dass die Eisenerde dem Pflanzenbau nützlich ist. III. *Einige Sätze zur Prüfung über Gegenstände der Oekonomie, aus der Feder eines grossen (?) Mannes des 18ten Jahrhunderts, zur Beherzigung und anwendbar für meine ungarischen Landsleute.* Von M. S. in E. Aus diesen Sätzen werden die ungarischen Landsleute des Hrn. M. S. in E. nicht viel lernen, denn sie sind trivial und zum Theil sehr seicht. Es kommen darunter z. B. folgende Sätze vor: „Alles, was der Mensch zu seiner Nahrung und Erhaltung braucht, kömmt aus der Erde oder Wasser.“ (Ey, ey! gewiss auch aus der Luft!) Ferner: „Ein kleines Volk in einem grossen Lande kann von Naturerzeugnissen leben. Seine ganze Arbeit besteht in der Einsammlung der Gewächse und dem Fang die (der) Thiere.“ Diess wäre ja eine sehr einfache Arbeit: aber wächst denn das Getreide wild oder soll man sich mit wilden Früchten und mit Wildpret begnügen? IV. *Einige Winke über Luxus, Müssiggang und Kunstfleiss, aus den Papieren eines grossen (?) Mannes zur Beherzigung für das ungarische Publikum.* V. (Von) M. S. Eben so trivial und seicht, wie der vorhergehende Aufsatz. Man liest z. B. S. 270 folgendes: „Fast alle Glieder unseres Leibes erfordern einigen Aufwand. Die Füsse wollen Schuhe haben, die Beine Strümpfe, der übrige Körper Kleider und der Magen eine schöne Menge Nahrungsmittel. So unendlich nützlich uns die Augen sind, so begnügen sie sich doch, wenn sie vernünftig sind, mit der wohlfeilen Hülfe von ein Paar Brillen; was unsere Finanzen nicht in Unordnung bringen kann. Nicht unsere eigenen, sondern fremde Augen richten uns zu Grunde. Wenn, mich ausgenommen, alle Menschen blind wären, so brauchte ich weder schöne Kleider, noch schöne Zimmer, noch schöne Meublen.“ Wie viele Augen begnügen sich ohne Brillen, und wie viele Beine der ungarischen Landsleute des Hrn. M. S. sehnen sich nach keinen Strümpfen, sondern befinden sich in den leinenen Beinkleidern und in den langen ungarischen Hosen wohl verwahrt. V. *Anzeige und Empfehlung guter Bücher.* — No. 39. I. *Ueber den Safranbau.* Aus Petraks Werke. II. *Von der verschiedenen Benutzung der Sonnenblumen.* Zur Menschennahrung, zum Futter für das Vieh, zu Oel, zum Färben, zum Papiermachen, zum Spinnmaterial. III. *Kleine Aufsätze.* 1. *Die mit Schaafwolle verfälschte Baumwolle zu erkennen.* 2. *Metallene Geschirre in der Haushaltung zu reinigen.* Von Hermbstädt zu Berlin.

(*Der Beschluss folgt.*)

SLAWISCHE LITERATUR.

Katechysmus Doktora Martina Lutera, s obssjrny'm Katechetycky'm Wy'kladem Wysoce oswjceného Doktora *Jana Gottfry'da Herdera* etc. (*Katechismus des D. Martin Luther*, mit ausführlicher Erklärung des berühmten Doctors *Johann Gottfried Herder* u. s. w. Zum Besten der evangelischen Schulen jetzt zum ersten Mal aus dem Deutschen übersetzt und herausgegeben. Auf Kosten des Instituts der slawischen Literatur.) Pressburg, gedr. bey Simon Peter Weber, 1809. 166 S. in 8.

Eine gelungene slawische Uebersetzung des bekannten Herderschen Katechismus, der sich slawische Prediger zum Katechisiren und slawische Lehrer in den niedern Schulen zum Unterricht mit Nutzen bedienen werden. Der Uebersetzer ist Hr. *Gryssa*, evang. Prediger zu Hluboké in der Neutraer Gespannschaft in Ungarn, der Herausgeber Hr. Georg Palkowitsch, Professor der slawischen Sprache und Literatur am evangelischen Gymnasium zu Pressburg. Es ist sehr erfreulich, dass das Institut der slawischen Literatur in Ungarn sich jährlich durch Herausgabe nützlicher Volksschriften um die Cultur der slawischen Nation neue Verdienste erwirbt. Möchten die Magyaren in Ungarn, deren Sprache und Literatur die slawische an Vorzügen bey weitem übertrifft, sich eines ähnlichen Instituts erfreuen!

NEUE

LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

147. Stück, den 12. December 1810.

ÖKONOMIE UND TECHNOLOGIE.

Beschluss
der Recension vom *Patriotischen Wochenblatt für Ungarn.*

October. No. 40. I. *Verzeichniss einiger Pflanzen, die zu Einfassungen dienen.* Der Vf. empfiehlt folgende ausdauernde Pflanzen: Ajuga, Allium, Anemone, Aster, Bellis, Cerastium, Cistus, Colchicum autumnale, Convallaria, Crocus vernus et autumnalis, Cyclamen, Cynoglossum omphaloides, Dianthus, Dodecatheon meadia, Galanthus nivalis, Levcojum vernum, Gentiana, Hyacinthus, Iris, Moehringia, Myosotis, Phlox, Polygala, Polypodium, Potentilla, Primula, Ranunculus, Rhodiola, Sanicula, Saxifraga, Sedum, Sempervivum, Soldanella, Statice, Stellaria, Teucrium, Trollius, Viola. II. *Kleine Aufsätze.* 1. *Gewinnung des Branntweins aus Kartoffeln.* Von B. Bertrand. 2. *Vorsichtsregeln bey der Wartung der Weine.* — No. 41. I. *Vom Anbau des Waues und dessen Benutzung in der Färberey.* Ein guter Aufsatz. Der Wau (Reseda luteola), der in vielen Gegenden Europa's und auch in Ungarn wild wächst, und vorzüglich in Frankreich, aber auch in England, Holland, Schweden angebaut wird, kommt in jedem Boden fort, nur nicht in sehr feuchter und fetter Erde, und dient sowohl zur Seide- als Wollfärberey. Die Art, mit Wau zu färben, wird vom Verf. deutlich beschrieben. Seite 26 steht der lächerliche, den Sinn entstellende, Druckfehler *Missmuth* anstatt *Wissmuth.* II. *Von der Pflanzung und Behandlung des Spargels, nach den besten Schriftstellern und aus eigenen Erfahrungen.* Praktisch. III. *Grosser Nutzen der Akazienbäume.* Aus Kindermanns ökonomischen Beyträgen zur Beherzigung auch für das ungarische Publicum gesammelt von M. S. in E. IV. *Volksarzneykunde* (?) *einiger Dorfweiber im Abaujvarer Comitate, oder ein noch bisher unbekanntes, aber bewährtes,* (?) *Mittel, die Venus-Seuche ohne Mercur zu heilen.* Zur Prüfung und nähern Untersuchung dargelegt von *Matthias Sennowiz,* öffentl. Lehrer in Eperjes. Hr. S. berichtet, dass einige Dorfweiber in der Abaujvárer Gespannschaft venerischen Personen mit gutem Erfolg ein Decoct aus der Rinde eines Strauchs, den er ziemlich genau (obwohl nicht botanisch) beschreibt und für Ligustrum vulgare (und mit ihm auch der Herausgeber in einer Anmerkung) hält, die sie in opalisirendem Quellwasser (d. i. solchem Quellwasser, das die Kraft hat, Holz in Holzopal zu verwandeln) kochen, bey der strengsten Diät zu trinken geben, und bey eiterigen venerischen Geschwüren eine Salbe aus dem Blüthen- und Rindensafte dieser Staude mit Kupfervitriol und altem Schweinsschmeer versetzt gebrauchen, und durch beyde Mittel die Venusseuche vollkommen heilen. Rec. hält den Strauch nach des Verf. Beschreibung (er hat eine aschenfarbige Rinde, längliche dem Weidenlaube ähnliche Blätter, weisse Blüthe, die einen widerwärtigen ekelhaften Geruch von sich geben, kleine runde schwarze Beere, die süsslich-bitterlich schmecken) vielmehr für Prunus padus Linn., worauf auch der vom Verf. angeführte gemeine slawische Name Kury sseleb deutet, und hält das Mittel so lange für unbewährt, bis es nicht durch Aerzte genau untersucht und bewährt gefunden seyn wird. Uebrigens weiss Recens., dass auch in der Zips alte Weiber venerische Geschwüre mit Kupfervitriol curiren. Kupfervitriol ist freylich der Gesundheit nachtheilig: doch Mercur nicht minder. V. *Von den Knochensuppen.* Eine gute Anweisung zur Bereitung der Knochensuppen. VI. *Kleine Aufsätze.* 1. *Kütt, um Holz und Ziegel gegen das Verwittern zu schützen.* 2. *Verfahren, Bäume gegen den Frost zu sichern.* 3. *Neu entdeckter Nutzen der Wälder.* Vom Herausgeber. Nach Cadet de Veaux. VII. *Anzeige und Empfehlung guter Bücher.* — No. 24. I. *Die Löserdürre.* Vom Herausgeber. Fortgesetzt in den folgenden

Nummern, beendigt No. 46. Eine gute Abhandlung über die Löserdürre und deren Heilung, aber grösstentheils aus andern Werken, vorzüglich aus Pessina's classischem Werke, entlehnt. II. *Erprobte Verfahrungsart, Pflanzen aus einem wärmern Klima nach und nach an ein kälteres zu gewöhnen.* Von Petri. Aus Beckers Taschenbuch für Gartenfreunde. III. *Kleine Aufsätze.* 1. *Neue Methode, trüben säumigen Wein abzuklären.* 2. *Dunkle Glasfenster hell zu machen.* 3. *Wohlfeile und unschädliche Zahnbürsten.* 4. *Die Kohlpflanzen vor den Erdflöhen zu sichern.* 5. *Ein wohlfeiler Dung.* — No. 43. I. *Die Löserdürre.* Fortsetzung. II. *Anzeige und Empfehlung guter Bücher.* — No. 44. I. *Die Löserdürre.* Fortsetzung. II. *Materien zur Prüfung im kön. ökonomisch-praktischen Institute zu Szarvas den 15. Sept.* 1804, Von *Samuel Theschedik.* Die meisten Materien beziehen sich auf Ungarn. III. *Ueber einen neuen Stellvertreter des Kaffees.* Von der Ankündigung eines neuen Kaffeesurrogats durch D. Hasenbalg, Sanitätsrath in Hildesheim. IV. *Einfaches Verfahren, moderigte Fässer zu reinigen.* Das Verfahren verdient näher geprüft zu werden. V. *Kleine Aufsätze.* 1. *Beschreibung eines sehr einfachen Mittels, den Weinessig auf lange Zeit in gutem Zustande zu erhalten.* 2. *Mittel dem Kornbranntweine den Geschmack des Franzbranntweines zu verschaffen.* 3. *Methode, die Schaafe auf eine dauerhafte und der Wolle nicht nachtheilige Art zu bezeichnen.* Nach englischer Methode. 4. *Das beste Mittel gegen Wespen- und Bienenstiche.* Kochsalz mit Wasser angefeuchtet auf den wunden Fleck zu legen. Aus dem Monthly Magazine, Sept. 1803. 5. *Wie benutzen die Kärnther ihren Krautacker zweymal im Sommer?* Von *Samuel Wölfel*, evang. Prediger in Modern. Die Kärnther bauen auf ihren Krautäckern, ehe sie die Krautpflanzen setzen, Flachs an.

November. No 45. I. *Die Löserdürre.* Fortsetzung II. *Regenwürmer zu vertreiben.* Durch geschabte Möhren, die man in die Fusswege des Gartens streut, indem die Regenwürmer davon so viel geniessen, dass sie nicht fortkriechen können. — No. 46. I. *Die Löserdürre.* Beschluss. II. *Von der Cultur der Erdnuss und ihrer Benutzung als Kaffee.* Die Erdnuss (Lathyrus tuberosus) verdient allerdings in Gärten und auf Aeckern angebaut zu werden, so wie in Cleve, Bergen und Holland geschieht, allein dem Kaffee aus der Erdnuss kann Rec. keinen Geschmack abgewinnen, er steht dem Erdmandelnkaffee weit nach. III. *Kurze und zugleich deutliche Anweisung zum Hopfenbau.* Beendigt No. 47. Die Anweisung ist gut. — No. 47. I. *Beschreibung einiger Obstsorten.* Von *Johann Leibizer.* Hr. L. beschreibt in diesem Aufsatz ausführlich und gründlich folgende Obstsorten: die gelbe Mirabelle (frühe Fieberpflaume), den Bosmaner-Apfel (der noch von Niemand beschrieben ist und Ungarn eigenthümlich zu gehören scheint), die Kaiserbirne (Malvasirbirn, bon Chretien d'été), die ungarische Herzpflaume, welche auch noch Niemand beschrieben hat. III. *Vorschläge, um dem Mangel und der Theurung des Rindfleisches zu steuern.* Aus der Justiz- und Polizeyfama, März 1802, mit einem Zusatz von K. B. (Kaspar Bretschneider.) Richtig ist die Bemerkung des Hrn. B., dass in Ungarn ein Haupthinderniss bey der Vermehrung des Viehstandes der Umstand ist, dass man eine gute Auswahl und zweckmässige Verpflegung des Zuchtviehes fast ganz vernachlässigt. — No. 48. I. *Die gewöhnliche Brennessel, ihre Naturgeschichte, Cultur und mannigfaltiger Nutzen in der Land- und Hauswirthschaft.* Der Verf. versteht die grosse Brennessel (urtica dioica). Sie gewährt ein gutes Futter, welches jedes Vieh gern frisst und ihm gedeihlich ist sowohl frisch als zum Heu gemacht; jung und klein gehackt geben sie dem Federvieh ein gutes Futter, sie dienen zu Medicinen, besonders für Pferde, das Fleisch erhält sich zwischen den Blättern der grossen Brennessel lange frisch, die Wurzel liefert schöne gelbe Farbe, der Saamen befördert das Eyerlegen der Hühner, die getrockneten Stengel brennen gut und geben eine vortreffliche Asche, aus der fadenreichen äussern Rinde hat man vorzüglich ehemals viel Nesselgarn und Nesselflor gemacht. II. *Kleine Aufsätze.* 1. *Tabak von geringer Sorte zu verbessern.* Durch einen Absud vom frischen Laube der sauern Kirschbäume (Weichselnbäume). II. *Ueber den Nutzen der Torfasche.* 3. *Vermehrung des Honigertrags.* 3. *Etwas Nützliches für Punschtrinker.* Man lasse das zum Punsch nöthige Wasser zwey oder drey Stunden vorher mit einer Hand voll Reis kochen, so wird der Punsch stärker und süsser. 4. *Mittel gegen das Anlaufen messingener Geräthe.* Aus Zachs monatlicher Correspondenz.

December. No. 49 I. *Der Schiefer zu Visnyó.* Vom Herausgeber. Die Schiefersteine zu Visnyó in der Borschoder Gespannschaft haben alle jene guten Eigenschaften, welche sie zu einer guten Deckung der Dächer haben müssen. Die Visnyóer Platten sind nicht gleich gross und besonders in der Höhe verschieden, denn man erhält sie von 8 bis 18 Zoll hoch. Aus dieser Ursache liefert man sie auch nicht Stück-, sondern Centnerweise. Der Centner kostet zu Visnyó 1 fl. 15 Kr. Auf eine Quadratklafter Dachung kommen ungefähr 2 Centner Schiefer. In Erlau wohnen eigene Schieferdeckermeister, welche auf Verlangen auch an entfernte Orte reisen und mit diesem Schiefer decken. II. *Kurze Nachricht über die Natur- und Kunstprodukte des löbl. Gömörer Comitates.* Von Doct. *Georg von Marikovsky.* Für den ungarischen Statistiker sehr interessant. Einen ansehnlichen Hand-

lungszweig machen folgende Produkte der Gömörer Gespannschaft aus: 1. Eisen. 2. Papier. 3. Kobalt. Die Zemberger und die Marien-Stolle sind zwey reiche Gruben auf dem Langenberg bey Dopschau. Die Zemberger Stolle allein liefert monatlich in die k. k. Einlösung nach Schmölnitz 110 bis 116 Centner Kobalt, und da der Centner mit 20 fl gezahlt wird, so zieht die Gewerkschaft dafür monatlich 2200 bis 2320 fl. 4. Antimonium oder Spiesglanz in den Abhängen des Ochsenberges nahe bey Rosenau. Im Jahre 1802 sind 1950 Centner pr. 70 fl. verschickt worden. 5. Quecksilber, als Amalgam, als Zinnober und gediegen bey Rosenau und in Niederslana. 6. Kupfer. Der reine Nutzen aus der Kirinischen Grube nahe bey Ochtina beläuft sich jährlich über 10000 fl. 7. Wein, von geringer Qualität. Bey Putnok wird der beste und meiste Gömörer Wein erzeugt. Auch in Hajnacskö, Keszi, Hubo und Ragaly findet man schöne Weingebirge. 8. Getreide. Der Handel mit allen Sorten von Getreide ist vorzüglich in Rosenau sehr ansehnlich. 9. Leinwand. In der untern Gegend der Gespannschaft wird der Hanf, in der obern der Flachs sehr stark angebaut. Jener von Szent Király, dieser von Nagy Röcze wird allen andern vorgezogen. Die Leinwand pflegen die Weiber auf dem Lande selbst zu bereiten. Bey Rosenau sieht man eine ordentliche Leinwandbleichfabrik, denn nahe bey einander sind 21 Bleichhütten, bey welchen jährlich über 300000 Ellen Leinwand gebleicht werden. In Jolsva wird jährlich 20 Wochen vor Johanni ein Leinwandjahrmarkt gehalten. Die Einkäufer sind gewöhnlich Griechen. 10. Thongeschirr. Der grösste Theil der Einwohner des Ratkóer Prozesses besteht aus Töpfern, vorzüglich in Licze, Hicze, Süvette, Mikolcsán, Nastraj, Perlacz, Deresk u. s. w. Sie führen ihre Waaren den ganzen Sommer über in die untere Gegend, wie auch in die Borschoder und Zipser Gespannschaft. 11. Bretter, Latten und Schindeln. Diese Produkte dienen den Bewohnern am Flusse Gran zum Handlungs- und Nahrungszweige. 12. Wolle. Die Schaafzucht ist in der Gömörer Gespannschaft nicht so gross als sie wirklich seyn könnte und seyn sollte. Die erzeugte Wolle ist nicht einmal für die Rosenauer Tuchmacher hinlänglich. Die Ziegenzucht ist durch ein Comitats-Statut wegen Verwüstung der Waldungen abgeschafft worden. 13. Leder. In den Marktflecken Ratko und Kövi nähren sich viele Einwohner von der Ausarbeitung der Ziegen- und Kalbshäute. 14. Tischlerleim wird in Rosenau und Jolsva erzeugt. 15. Knoppern. Die grossen Eichenwaldungen bey Ragály, Tris und Cseleny gewähren in manchen Jahren eine reiche Knoppernärnte, und es ist nichts seltenes, dass einige Herrschaften auch 4000 Pressburger Metzen von ihren Unterthanen, die Metze zu 27 Kr., einkaufen. 16. Kanthariden werden auf der gemeinen hohen Esche in Menge gefunden und von den Bauern an die Kaufleute und Apotheker um einen sehr billigen Preis verkauft. 17. Tabak. Der Tabaksbau wird nicht sehr stark betrieben, obgleich der Gömörer und Sajo Panither von vielen sehr geschätzt wird. 18. Isländisches Moos wächst auf den Lehoter Bergen in Menge, wird von den Apothekern gesammelt und an verschiedene Orte des Königreichs verschickt. 19. Eine Rosoglio-Fabrik ist in Bethler von dem Grafen Joseph und Leopold Andrásy im Jahre 1804 angelegt worden. III. *Erfahrungen, das Versetzen junger Obstbäume betreffend.* Von W. in M. Lesenswerth. IV. *Gemauerte Weinbehälter* in Italien. — No. 50. I. *Anweisung zum Treiben verschiedener Blumenzwiebeln im Winter.* Aus dem allgemeinen deutschen Gartenmagazin 1804. II. *Beschreibung einiger Obstsorten.* Von *Johann Leibitzer.* Hr. L. beschreibt in diesem Aufsatz die rothe Renette (Reinette rouge) und den Pfundapfel oder Tellerapfel. Die Beschreibung der rothen Renette hat er aus Sickler entlehnt. — No. 51. I. *Ueber einige der Haupthindernisse des Fortgangs der verbesserten Landwirthschaft in Ungarn.* Von *Ladislaus von Németh.* Der Verf. handelt gründlich von den zwey Haupthindernissen des Fortgangs der verbesserten Landwirthschaft in Ungarn: von der zu grossen Zerstückelung der Grundstücke unter den Erben eines Landbesitzers oder Bauers, wodurch die Anwendung der neueren Grundsätze in deren Bearbeitung unmöglich wird, oder wenn man sie ja anwenden wollte, es die Mühe nicht lohnte; und von dem in Ungarn sehr allgemeinen Compossessorat, kraft dessen jeder Eigenthümer seinen Grund nach Willkühr zu benutzen das Recht haben soll, so weit die Gemeinde und Privatrechte seiner Nachbarn ihn daran nicht hindern. II. *Beschreibung einiger Obstsorten.* Von *Johann Leibitzer.* Folgende Obstsorten werden hier umständlich beschrieben: die Rosenbirn (Citronenbirn, Orange musqué), die Zuckerzwetsche (Augustzwetsche, ungarische Zuckerpflaume), die Winter-Citronenbirn, welche sonst noch von Niemand passend beschrieben worden ist. III. *Behandlung der künstlichen Rasen.* Gründlich. IV. *Mittel, Getreide lange zu verwahren.* Wenn man nämlich die Körner mit der Spreu auf die Speicher bringt. — No. 52. I. *Von der gehörigen Nutzung eines Neubruchs.* Von *Johann Leibizer.* Hr. L. zeigt in diesem Aufsatz gut, wie man einen Neubruch mehrere Jahre ohne viele Kosten auf das möglichste nutzen könne. II. *Methode, Vögel auszustopfen.* Von *Franz von Boros.* Kommt mit der von Bechstein bekannt gemachten Methode überein.

In dem langen Pränumerantenverzeichniss steht auch Seine k. k. Majestät Franz I.

FRANZÖSISCHE SPRACHLEHRE.

Methode facile d' apprendre facilement les langues allemande et françoise sans grammaire ni rudiments (?) *et de les écrire parfaitement* (?) par Mr. *Courtevoye.* Avec figures. A Leipzig, chez J. C. Hinrichs. 1809. 7 Bogen. 8.

Diese nicht ganz neue, sondern zum Theil schon von Locke vorgeschlagene Methode besteht hauptsächlich darin, vor allen Dingen, ohne Regeln, die Worte, die Jeder nach seinem Stande am nöthigsten braucht, richtig aussprechen und schreiben zu lernen, wobey jeder gefällige und unterrichtete Deutsche oder Franzose den Sprachmeister vertreten kann, langsam fortzuschreiten, nur eine Sache auf einmal, und diese recht aus dem Grunde zu lernen, — welches Rec. allerdings für eine goldene, nicht genug einzuschärfende, Regel hält, — also nichts in der fremden Sprache zu lesen, bevor man sprechen und — aussprechen, noch weniger zu schreiben, ehe man sprechen und lesen kann, mehr zu hören, als zu reden, und weder Buch- noch Kunstausdruck im Anfange zu gebrauchen. Ohne Regel lerne man, will der Verf. einzelne Wörter, wie *Eau — pain, donnez, portez;* der Schüler schreibe sie nach dem Gehör, auf seine Weise auf — also *Oh, portch* u. dgl., wiederhole die Aussprache vor seinem Lehrer, — verbessere sie nach dessen Anleitung — kurz, aber nah auf einander folgend, und zahlreich müssen die Lehrstunden seyn. Nichts werde buchstabirt, sondern jedes geschriebene Wort wie eine Hieroglyphe als ein Ganzes angesehen. Keiner nehme eine Grammatik einer fremden Sprache zur Hand, als nachdem man eine Grammatik in seiner Muttersprache gelesen und verstanden hat. Kommt man denn zum Lesen, so schreibe man das Wort, dessen Uebersetzung man wünscht, auf Papierstreifen, und bitte den Lehrer, sie dazu zu schreiben. Hat man ein geschriebenes Wort, so lasse man es sich in seine Muttersprache übersetzen, um zu sehen, ob es richtig geschrieben ist. Das sind die Hauptzüge der Methode. Der Verf. räth, sie beym Militär einzuführen und z. B. in jedem deutschen Regimente einige französische, so wie in jedem französischen einige deutsche Unter-Offiziere anzustellen, die als Lehrer dienen, und zu dem Ende von gewissen andern Verrichtungen frey wären. Diese müssten Täfelchen führen, auf deren einer Seite das deutsche, auf der andern das französische Wort stünde. Ausser andern Vortheilen gewährte diese Einrichtung eine Gleichheit der Handschriften in Rapporten u. dgl. Die hier empfohlnen Schreiblehrmethoden des Schreibens sind zum Theil aus England entlehnt. Z. B. Tafeln mit Sande ausgefüllt und mit hohem Rande. Durchsichtiges Papier, auf dessen einer Seite die Buchstaben verkehrt stehen, also auf der andern leicht nachzumachen sind, wodurch man sie bald aus freyer Hand machen lernt; ferner hohle Buchstaben, die man ausfüllt, anfangs mit Schiefer, dann mit Tinte, oder ausgeschnittene Platten, die man auf die Schiefertafeln oder das Papier legt. Einen weitläuftigern Auszug verstattet der Raum nicht.

Französisches Lesebuch für die niedern Classen der Gymnasien, von *F. Helbig,* Prof. am königl. katholischen Gymnasium zu Breslau. Zweyte ganz veränderte und vermehrte Auflage. Breslau 1809, bey Grass und Barth. IV, 2805 und 985 S. 8. (1 Thlr.)

Diese Auflage hat in Rücksicht auf Fortschritt vom Leichtern zum Schwerern, Auswahl der Stücke, Vollständigkeit des Wortregisters, welches allein 98 Seiten füllt, Correctheit des Druckes, merkliche Vorzüge gewonnen. Der zweckmässige aus dem Buche: *Art de vérifier les dates,* entlehnte Abriss der Geschichte Frankreichs verdient schon allein das Werk zu empfehlen. Alles vorhergehende kann als eine ziemlich vollständige Grammatik in Beyspielen, betrachtet werden und das hat des Recens. ganzen Beyfall.

Neues zweckmässiges Erleichterungsmittel zur Erlernung der franz. Sprache. Enthaltend: *Lydie de Gersin, ou Histoire d'une jeune Angloise de huit ans.* Zweyte Lieferung. 2te verb. Auflage. Frankf. am Mayn, bey Phil. Heinr. Guilhauman. X und 277 S. 8.

Dieses Erleichterungsmittel besteht in einer doppelten Uebersetzung; die erste ist Interlinearversion, folglich voll Gallicismen; die zweyte freyer und der deutschen Wortfolge gemässer. Dazu kommen einige unbedeutende Anmerkungen. Die häufigen Druckfehler sind weder neu noch zweckmässig. Keine von beyden Uebersetzungen gnügt dem Rec. ganz. Die erstere könnte sich oft mehr an die französ. Construction anschmiegen; z. B. *manquer d'argent* — Ermangeln Geldes u. dgl. Die zweyte könnte freyer seyn. So steht in der ersten für: *Qui te faisoit gagner ta vie,* — welche dir verschafft deinen Unterhalt — wörtlicher war: welche dich machte erwerben deinen Unterhalt. Das Papier ist äusserst schlecht.

Bibliothèque des adolescents et adolescentes. Ouvrage destiné à servir de suite à la Bibliothèque des Enfants, par *J. A. Bruel,* premier maître de langue à l'Ecole royale militaire des jeunes Gentilshommes de Saxe. A Dresde chez Arnold libraire. 1810. X und 116 S. (12 gr.)

Enthält eine gute Auswahl von Zügen aus der ältern und neuern Geschichte, kurze Erzählungen, witzige Anekdoten in Prosa und Reimen. Alles ist interessant; nichts Gemeines und schon hundertmal Abgedrucktes fand Rec. hier.

FRANZÖSISCHE SPRACHE UND *LITERATUR.*

Fables de La Fontaine. In drey Theilen. Mit einer Erklärung der schweren Wörter und Redensarten. Leipzig, bey Gerhard Fleischer. 1810. 8. (Ladenpreis 1 Thlr. Sächs. od. 1 fl. 48 Kr. Rhein.)

Diese Unternehmung ist verdienstlich, und der äusserst geringe Preis macht der Uneigennützigkeit des Verlegers grosse Ehre. Das Wörterbuch enthält 116 Seiten, der 1ste Theil 202 S., der 2te 142 S., der 3te 253 S., also erhält man für einen Thaler beynahe 45 Bogen auf sehr gutem Schreibpapier. Der Abdruck der Fabeln ist correct, und nach den besten Ausgaben veranstaltet. Die Noten unter dem Texte sind französisch; zweckmässiger wäre es vielleicht gewesen, sie ins Deutsche zu übersetzen. Das Wörterbuch erklärt nur die schweren Sachen. Bey veralteten Wörtern, z. B. *liesse*, *devant que*, wünschte Recens. noch ein Zeichen, wie etwa *ant.*, besonders wo die Anmerkungen nichts erinnern.

Neues Französisch-deutsches und Deutsch-französisches Schul-Lexicon für den ersten Unterricht. Leipzig, bey Gerhard Fleischer d. J. VIII und 520 S. 8. (Ladenpreis 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 Kr. Rhein.)

Dieses äusserst wohlfeile, auf gutes Druckpapier sauber gedruckte Wörterbuch gibt eher zu viel für den ersten Unterricht als zu wenig, und es scheint also der Zweck nicht fest genug im Auge gehalten zu seyn. — Man findet hier einen unnöthigen Ueberfluss an technischen und wissenschaftlichen Ausdrücken, namentlich in Beziehung auf Schifffahrt, Jagd, Vieharzneykunde, Anatomie, die der Anfänger nicht braucht, und der Gebildete aus den alten Sprachen meistens schon kennt, dagegen fehlen manche Wörter und Redensarten, die im Gespräche beym Einkaufe u. dgl. ziemlich oft vorkommen. So konnten *forhuir*, *forpaître*, *apiquer*, *cardiogme* (sic!), loxodromie, *flache*, Wahnkante (hier verstehen unter 100 Lesern 99 das deutsche so wenig als das Französische) und mehrere dgl. wegbleiben, dagegen vermisste Rec. ungern *l'oeil* u. *l'amitié* als Eigenschaften von Zeuchen od. Stoffen, la saie (sagum), *berce* f. und m.; von *prêter* die Bedeutung unterschieben, nachsagen, englober; die Phrasen saigner du nez, und *saigner par le nez*, au gré de, *fourcher* von Familien u. a. Vieles scheint wörtlich aus Hasens und Schade's Handwörterbüchern entnommen und manche Bedeutungen nicht ganz richtig angegeben. Z. B. *guénon* f. Affenweibchen — *la houille* Steinkohle, *suranner* verjähren. Bey den Zeitwörtern fehlt oft die Construction. Inzwischen thun diese Mängel im Ganzen der Brauchbarkeit wenig Abbruch, und über das *Zuviel* zu rechten wäre ungerecht, da der Preis dabey so unglaublich niedrig ist.

G. F. Lemang's französ. Sprachlehre, für Anfänger und auch für Personen, die sich vorzüglich im richtigen Ausdrucke und Uebersetzen in die französ. Sprache zu vervollkommnen wünschen. Dritte ganz umgearbeitete und verbesserte Ausgabe. X und 355 S. 8. (Ladenpreis 8 Gr. Sächs. oder 36 Kr. Rhein.

Wenn der rüstige Verf. dieser Sprachlehre Rügen und Zurechtweisungen benutzt oder sonst fortstudirt hat, so liesse sich von diesem Buche etwas Ausgezeichnetes erwarten. Wirklich enthält es viel Gutes, manches von Andern nicht Bemerkte, aber es gibt auch so noch zu Rügen Anlass. Bey der Aussprache ist auf Länge und Kürze der Sylben mehr Rücksicht genommen als gewöhnlich, sonst aber manches verfehlt, z. B. dass g und j als Zischlaute durch *sch*, nicht, nach einem neuern Vorschlage, durch *sh* ausgedrückt sind, dass *un* wie *üng* lauten soll. Das barbarische Wort *Monotong* für *Monophtong* oder Einlaut figurirt auch hier; die vierfache Aussprache des *E* ist sehr flüchtig behandelt. *G*, heisst es, werde richtig verschwiegen in *signet*, und doch wird gelehrt, dieses Wort sey wie *ßinjä* auszusprechen, wofür *ßinnä* stehen sollte, in *poële* soll *oë* wie *oëh* lauten; es lautet aber eher wie *oah*, und *poële* gebraucht man nicht mehr eine Stube zu bezeichnen. *Oy* soll wie *oëj* lauten; nach Rec. Ohr klingt es eher wie *oaj*. Das x in sexe, heisst es, lautet scharf; warum nicht lieber wie *ks?* Die Regeln sind bisweilen dunkel und zu ihrer Erläuterung thun die wohlgewählten Beyspiele das Beste; nur die beyläufig eingeschalteten, obwohl sehr richtigen, Sprachbemerkungen kann

Rec. hier nicht billigen, weil sein Grundsatz ist: ja nicht zuviel auf einmal lehren zu wollen. — Beym mündlichen Unterrichte würde er es damit so genau nicht nehmen, wie in einem Buche. S. 57. §. 11. sollte bemerkt seyn, dass die Participien dem Substantive *immer* nachstehen. S. 63 n. c. sollten *premier*, *dernier*, *seul* und *unique* nicht fehlen, denen, wie den Superlativen, der Conjunctiv folget; vergl. S. 190. 4. – S. 74 oben gehören *Charlemagne* und *Charles-Quint* gar nicht zur Sache. Nach S. 85 soll *Serin* bloss den Zeisig bedeuten; dieser heisst aber *tarin*, und *serin* ist ein anderer Vogel; s. Büffon. — Die Conjugationen sind sehr vollständig aufgeführt, verneinend und fragend — und das Conditionnel richtig dem Indicative beygelegt. S. 124 konnte kurz angezeigt seyn, das *y* nach *a*, *e*, *u* werde vor jedem stummen *e* in *i* verwandelt, in den Verbis bekomme das *c* vor *a*, *o* und *u* eine Cedille, und nach dem *g* werde in diesem Falle ein *e* vor *a*, *o* und *u* gesetzt. Dass die abweichenden Zeitwörter jeder Conjugation, zu der sie gehören, unmittelbar folgen, hat Rec. Beyfall; wie aber nach S. 135 *devoir* von *recevoir* abweiche, warum *conduire* statt *rendre* zum Schema der 4ten Conjugation gewählt sey, kann Rec. nicht begreifen. S. 151—176 stehen die eigentlichen Irregularien in alphabetischer Ordnung nicht nach den Endungen der Infinitive. — S. 192 fehlt die Regel, dass nach *depuis* und *il y a* das Parfait mit *ne* ohne *pas* gesetzt werden müsse. — Bey den Themen ist zum Ueberflusse das deutsche nach der französischen Wortfolge beygefügt, welches komisch genug klingt. Fehlerhaft ist S. 179 die Construction: je *lui* en ai *dissüadé*. — Man sagt dissuader quelqu'un *de* qu. chose oder *dissuader* (besser *deconseiller*) à quelqu'un qu. ch. S. 245 sollte man glauben, *la Côte d'or* mache das ganze ehemalige *Bourgogne* aus. Aber die Departements Haut-*Saone*, Yonne, Saone et Loire, gehören ja auch dazu. Hie und da findet man Wörter, die nicht französisch sind, wie S. 49 *Porte-chaise* für *chaise à porteur*. Noch vermisst man Angaben 1) gleichlautender Substantive von verschiedenem Geschlecht und Bedeutung; 2) der bloss im Plural gewöhnlichen; 3) der gleichlautenden, und nur durch die Schreibart unterschiedenen; 4) der Verba, die den Infinitiv ohne *de* und *à* regieren; 5) derer, die Substantive ohne Artikel bey sich führen.

P A R A K L E T I K.

Auch dem denkendsten Geiste ist es in gewissen Stunden Bedürfniss, sich von aussen her in die Gemüthsstimmung versetzen zu lassen, ohne welche ihm das Leben zum widerlichen Räthselspiele und zur unerträglichen Last werden müsste. Allgemein zugestanden ist diess am mehrsten der Fall bey den tiefen Wunden, welche der Tod dem Herzen schlägt. Unzählige Beyspiele von Weisen und Helden an den Gräbern geliebter Todten haben das hohe Bedürfniss eines tröstenden Zuspruchs bestätigt. Inniges Gefühl und anschauliche Darstellung, nicht gerade strenger, tief eindringender Gedankenzusammenhang muss das Eigenthum der Mittheilungen seyn, von denen sich das schmerzlichbewegte Gemüth ergriffen und festgehalten fühlen soll. Und wie wenige unter den Trauernden sind so glücklich, in ihren eigenen Umgebungen Theilnehmer und Tröster zu finden, denen die Gabe verliehen ist, ihre Theilnahme so auszudrücken und ihre Tröstungsversuche so anzustellen, dass sie nicht lästige und allzumal leidige Tröster werden? Zu den nützlichsten u. zweckmässigsten Erbauungsschriften gehören dahin gewiss alle die Sammlungen u. Tröstungen u. Erhebungen für Trauernde bestimmter Gattung, welche die asketische Literatur in ihren bisherigen Verzeichnissen aufführt. So sehr es nach einer solchen Uebersicht auch den Anschein haben könnte, als sey für dieses Bedürfniss schon hinlänglich gesorgt; es bleibt demungeachtet verdienstlich, auch dasjenige aufzubewahren, was nach Abschluss jener Sammlungen von aufmerksamen Lesern schon benutzter Schriften für ihre Zwecke in denselbigen sich doch noch vorgefunden hat, oder was Männer von Geist und Gemüth späterhin, sey es absichtlich aus dieser bestimmten Absicht oder sey es beyläufig und durch zufällige Veranlassung aufgefordert, über Gefühle des Schmerzes für sich oder für Andere gedacht, gesprochen, erzählt, gedichtet, gesungen haben. Es sind neuerdings wiederum zwey Sammlungen dieser Art erschienen, von denen wir hier eine kurze Anzeige geben wollen:

Worte des Trostes am Grabe geliebter Verwandten und Freunde. Erste Abtheilung. Mit einem allegorischen Titelkupfer. Stuttgart bey Steinkopf. 1809. 202 S. 8.

Damit diese erste Abtheilung auch als ein für sich bestehendes Buch angesehen werden könne, ist ihr noch der zweyte Titel beygegeben: *Worte des Trostes für christliche Aeltern, welche um ihre entschlafenen Lieblinge weinen.* Und diese Aufschrift entspricht denn auch allerdings dem Inhalte der Schrift mehr als jener, und lässt erwarten, dass die zweyte Abtheilung auf die Bedürfnisse anderer durch den Tod betrübter Verwandten berechnet seyn werde. Die einzelnen Beyträge sind, so viel Recens. weiss, grösstentheils zum erstenmale für diesen speciellen Zweck gesammelt, und nur die kleinere Zahl unter ihnen ist aus andern Sammlungen allgemeinerer Trostschriften, z. B. Philotas von *Nie-*

meyer; Trostgründe bey den Gräbern unserer Geliebten von *Wettengel* — entlehnt. Bey weitem den mehrsten Raum nehmen die unmittelbaren Beruhigungen ein, wie sie Rec. im Gegensatze der historischen nennen möchte, von denen auf den letzten 8 Seiten Proben gegeben werden, unter der Aufschrift: Beyspiele von Aeltern, die bey stiller Ergebung in den Willen der Vorsehung Trost und Beruhigung fanden. Allein jene mehr didaktischen sind denn doch auch hier und da durch solche unterbrochen, welche unter die historische Classe aufgenommen seyn sollten, wie z. B. die Parabeln von Herder, die Legende von Mendelssohn. Sie bestehen übrigens aus Gedichten, Briefen, Fragmenten von Reden, und Grabschriften, welche ohne irgend einen Schein von Anordnung durch einander laufen. Eine systematische Anordnung von einzelnen Stücken dieser Art hat allerdings ihre eignen Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten; allein eine gewisse Erhebung über die zufällige Reihe der Blätter des Manuscripts hätte sich doch wohl erringen lassen. So hätten sie sich historisch an einander reihen lassen, nach den einzelnen Auftritten der traurigen Geschichte: Todesgefahr, Tod, Begräbniss, wodurch freylich das Gebet von Gessner für ein unmündiges, gefährlich krankes Kind S. 154 die Empfindungen eines zärtlichen Vaters, der ein Kind, welchem er die *natürlichen* Blattern hatte einimpfen lassen, in Todesgefahr sahe (wir hoffen zuversichtlich, dass dieser Beytrag für *jetzige* Leser ganz überflüssig seyn werde) S. 165 und einige folgende von Niemeyer (aus dem Philotas) und Reinhard sogleich auf den ersten Bogen hätten kommen müssen. — Oder es hätte sich auch eine psychologische Anordnung denken lassen, getroffen nach dem Gange, welchen der Schmerz gewöhnlicherweise in Aeltern-Herzen zu nehmen pflegt. Er geht meist von verzweifelnder Trostlosigkeit und von stürmischen Ausbrüchen aus und verwandelt sich erst dann in Klagen, bis er allmählich in ruhigere, betrachtende Wehmuth verschmilzt. Der Paraklet ist psychischer Arzt, und sollte auch als solcher mit seinen Heilmitteln verfahren, zumal wo sich der Gang des Uebels so wenig verbirgt, als in dem hier obwaltenden Falle. Eine reflectirende Betrachtung über Aeltern Schmerz, wie sie die vorliegende Schrift eröffnet, ist gewiss nicht geeignet, die Mutter oder den Vater anzuziehen, welche vielleicht erst vor einigen Stunden ihren Liebling verloren. Eine recht tiefe, schmerzliche Klage wäre hier an ihrer Stelle gewesen. — Ueber den Gehalt der hier zuerst gesammelten Beyträge selbst bedarf es eines besondern Urtheils nicht; sie sind fast durchgängig von Männern, deren Namen schon hinlänglich sind, um den Werth des Mitgetheilten zu bestimmen. — Der ungenannte Herausgeber, der seine Sammlung auch nicht mit einer Sylbe über Zweck, Verfahren u. dgl. begleitet, hat die Quellen zwar angegeben, aus denen er geschöpft hat, allein so vag, dass der Leser dadurch nur wenig gewinnt. Er sagt: nach Reinhard, Eylert, Pischon, wenn er Fragmente von Predigten gibt; bey den Gedichten nennt er ihre Urheber, aber nicht die Werke von ihnen, wo sie anzutreffen sind. So weiss Rec. z. B. gar nicht, wo er ein Gedicht von *Bahnmayer* suchen soll, in welchem er den Herausgeber von Gerstners Grabreden vermuthet. Ist es Original, so sollte das wohl angegeben seyn.

Lehre und Trost für die, so um geliebte Todte weinen. Dritter Theil. Gesammelt und herausgegeben von Mag. *J. G. Schwedler,* Pastor in Koiskau bey Liegnitz. Görlitz bey Anton. 1810. 358 S. 8.

Rec. hat die beyden ersten Theile dieser Sammlung nicht gesehen, deren gütige Aufnahme, nach der Versicherung des Herausgebers, die Erscheinung dieses dritten veranlasst hat. Doch ist ihm ein zweyter Titel beygegeben, durch welchen er zum eignen Buche werden soll: *Erbauungsbuch für Trauernde an den Gräbern heissgeliebter Freunde.* — Dieser Verf. hat es nicht für gut gefunden, seine Quellen auch nur zu nennen. Da mein Gemüth, sagt er, sich jeden wohlthätigen *Funken* der Wahrheit und des reinen Menschengefühls sogleich, ohne alle Rücksicht, *aneignet:* so habe ich's grösstentheils aus der Acht gelassen, welcher denkende und empfindende Geist das nächste Eigenthumsrecht darauf hatte. Er beruhigt sich damit, dass seine Leser, wenn sie sich nur getröstet fühlen, sich nicht darüber kümmern werden, wenn sie ihren eigentlichen Tröster auch nicht kennen. — Noch weniger ist an eine Art von Ordnung zu denken. Zwar stellt das Inhaltsverzeichniss zwey Rubriken auf: 1. Gedichte. 2. Prosaische und poetische Aufsätze; — und diese poetischen Aufsätze sind wieder Gedichte. — Recens. weiss sich diese Rubricirung durchaus nicht anders zu erklären, als dass sich beym Abdruck Niemand die Mühe geben wollte, die wahrscheinlich gleich in ihrer ersten Gestalt zum Druck gegebene Sammlung, wie sie bey den verschiedenen Lectüren des Herausgebers entstanden war, weiter als bis N. 122. gehörig abzusondern. — Der Verf. sagt darüber in der Vorerinnerung: wenn auch durch spätere Einschiebungen die vorherige Ordnung nicht selten unterbrochen wurde, so ist doch dadurch dem Zwecke der Schrift selbst kein Eintrag geschehen. Wir finden ja wohl oft im Garten Gottes da ein Blümchen, dort eine Pflanze, wo wir sie nicht gesucht hätten. — Nun tadle noch

ein Rec. den Mangel an Ordnung, wird er nicht blasphemisch?

Die Zahl der Aufsätze ist 327, also nur um 31 geringer, als die Zahl der Seiten. Man kann daraus auf die Kürze eines sehr grossen Theils schliessen. Der kürzeste ist jedoch wahrscheinlich der Seufzer N. 123.: O, warum werd' ich aufgespart für diess! — Es gibt noch viele, die höchstens nur noch einmal so lang sind. — Rec. weiss sehr wohl, dass der Umfang nichts weniger als die Hauptsache bey dem Gewichte ist; allein — was zu kurz ist, ist zu kurz. Er gesteht aufrichtig, dass er nicht die ganze Sammlung Stück für Stück gelesen hat; aber er glaubt sich durch das, was er sah, zu dem Urtheile berechtigt: die Sammlung besteht aus Mittheilungen von sehr gemischtem Werthe; es ist Niedriges und Hohes, Starkes und Schwaches, neben einander gestellt; doch würde sie bey alle dem immer sehr nützlich werden können, wenn sie nur einigermaassen verständiger angelegt wäre. In ihrer dermaligen Gestalt kann sie nur dann brauchbar werden, wenn ein Freund des Traurigen, der sie benutzen will, ihm zuvor ein kleines Register von dem macht, was er in seiner Lage lesen soll. Er könnte sonst leicht ermüden, ehe er an das käme, was ihm gerade Noth thut.

FESTPREDIGTEN.

Neues Magazin von Fest-, Gelegenheits- und anderen Predigten und kleinern Amtsreden. Von *C. G. Ribbeck* und *G. A. L. Hanstein.* Zweyter Theil. Magdeburg bey Hinrichshofen. 1810. (1 Thlr. 8 gr.)

Nur damit sich diese Blätter nicht einer vollständigen Unterlassungssünde schuldig machen, holen sie die Anzeige dieses zweyten Bandes einer Sammlung nach, über deren Rang unter den homiletischen Erscheinungen unsrer Zeit die Stimmen längst nicht mehr getheilt sind. Höchst belehrend ist das überall sichtbare Hervorbrechen der Eigenthümlichkeit eines jeden von den beyden ehrwürdigen Rednern, und höchst beruhigend die daraus sich ergebende Wahrheit, dass die wahre Erbaulichkeit im Predigen durchaus nicht an eine einzige Form, an eine und dieselbe Manier gebunden sey. Neben den Vorträgen bey solchen Veranlassungen, welche für preussische Leser eine ganz vorzügliche Wichtigkeit haben müssen, z. B. bey der Rückkehr der königlichen Familie nach Berlin, bey der Einführung der neuorganisirten Stadtobrigkeit, bey der Einäscherung der Petrikirche u. a. stehen eben soviel Vorträge von allgemeinem Interesse. Wer sollte nicht gern den gefühlvollen Hanstein über den eigenthümlichen Werth des protestantischen Gottesdienstes sprechen hören, nicht gern seine Worte des Trostes für die vernehmen, welche um die Vernachlässigung unserer schönen Gottesdienste trauern? Wer sollte ungerührt bleiben, wenn er so herzlich Stephanus Wort deutet: ich sehe den Himmel offen? Und wiederum, wer sollte sich nicht angezogen, belehrt, ermuntert, gestärkt fühlen, wenn er mit Ribbecks Klarheit und Anschaulichkeit über die christliche Gewissenhaftigkeit bey unzulässigen Wünschen und Bitten geliebter Angehörigen; darüber, dass die seligen Stunden und Augenblicke, in denen die Herrlichkeit Jesu seinen Freunden sich näher offenbart, dauernde segensreiche Wirkungen haben sollen; darüber, dass Theilnahme, Aufmerksamkeit und Achtung den Sorgen und Bekümmernissen des liebenden Mutterherzens gebührt; — sprechen hören kann? Wir wünschen diesem Magazine die fortdauernde Aufmerksamkeit recht vieler homiletischen und nicht homiletischen Leser; für keinen unter ihnen kann das Verweilen bey demselben ohne mannigfaltigen Segen bleiben.

Neue Auflage.

Asketik. *Abendmahlsreden an Familien aus den gebildetren Ständen* von Dr. *Joh. Georg August Hacker*, Königl. Sächs. evang. Hofprediger. Erstes Bändchen. Zweyte verbesserte Auflage. Freyberg bey Craz und Gerlach. 1810. (8 gr.)

Nur einzelne Stellen und Ausdrücke versichert der Verf. in dieser neuen Auflage verbessert zu haben. Und gewiss war auch die erste Gestalt, in welcher diese Reden erschienen, von der Beschaffenheit, dass sie einem Erbauung suchenden Gemüthe die erwünschteste Befriedigung gewähren mussten. Diese Reden haben ungemein vortheilhaft auf den Ton der Beichtenden bey sehr vielen Predigern gewirkt; und, wie trefflich sie in den Händen gebildeter Christen die Stelle der gewöhnlichen Communionbücher vertreten haben, davon hat sich der Verf. dieser Anzeige mehr als einmal zu überzeugen Gelegenheit gehabt.